








S & F
V



Die neue Rundschau

XVI^ter^ Jahrgang der freien Bühne

Erster Band

1905



Berlin / S. Fischer / Verlag


MAR 3 1 1967



Inhaltsverzeichnis

Romane, Novellen, Dramen, Gedichte:

Aufsätze:

Briefe, Reisen, Memoiren:

Rundschau:

Schmuck des ersten Semesters von E. R. Weiß







Elga/ Drama von Gerhart Hauptmann



ie nachfolgenden Szenen sind entworfen in der Zeit vom 31. Januar 1896 zum 3. Februar 1896. Der Autor entschließt sich, sie zu veröffentlichen, weil er irgend eine Weiterbildung des Vorhandenen nicht beabsichtigt. Der Entwurf ist durch eine Novelle von Grillparzer angeregt.

Erste Szene



rnster, hoher Raum in einem Kloster, in einer Wandvertiefung ein altertümliches Bett hinter dunklen Vorhängen. Es ist auch ein großer Kamin da. Das hohe Fenster steht offen. Abenddämmerung. Ein Ritter, wie er vom Pferde gestiegen ist, und sein Diener, der Mäntel, Reisedecken und Zaumzeug hereinträgt.

Der Ritter:

Ich dachte schon, wir würden heute im Freien nächtigen müssen. So haben wir es ja noch gut genug getroffen.

Der Diener:

Ja, Herr.

Der Ritter:

Das Zimmer ist klein, aber das Bett scheint gut. Sogar einen Kamin haben wir.

Der Diener:

Der Knecht, der mir die Pferde abnahm und ins Dorf führte, hat sich, als er mir die Sättel hier herein tragen half, vielmals bekreuzt. Der Dummkopf meinte, daß es in diesem Gemache manchmal nicht recht geheuer sei.

Der Ritter:

Ha, ha! Fürchtest du dich? Übrigens für den Notfall: es gibt Gespenster

von Fleisch und Blut, lege mir die Pistolen neben das Bett. — Es ist übrigens ein recht seltsames Bett, muß man sagen.

Der Diener:

Ja, recht seltsam.

Der Ritter:

Am Ende sieht es vielmehr einem Sarge ähnlich, als einem Bett. Schlage die Vorhänge lieber zurück! Viel lieber mag mir der Mond mitten hinein scheinen ins Gesicht, als daß ich hinter diesen kohlschwarzen Tüchern ersticke. — Langt unser Wein noch?

Der Diener:

Morgen sind wir in Warschau. Bis dahin langt er gewiß. In Warschau müssen wir neuen kaufen.

Der Ritter:

Es scheint mir ein altes Turmgemach, Peter, die Wände sind rund.

Der Diener:

Ja, Herr! So sagte der Knecht. Und er sagte noch dieses, Herr: der alte Turm sei lange vor dem Kloster gewesen und das Kloster sei an ihn und um ihn herum gebaut.

Der Ritter, einen frugalen Imbiß beiseite schiebend:

Räume weg, ich habe genug. Nur den Becher laß stehen und die Kanne. — Jetzt lege dich schlafen, Peter, und morgen vor Sonnenaufgang weckst du mich. — O, heilige Maria: ich wünschte, wir wären wieder daheim! — Gute Nacht.

Der Diener hat sich entfernt. Mit aufgestütztem Ellenbogen sitzt der Ritter am runden Tisch. Immer klarer und heller dringt Mondlicht schräg durch das Fenster herein. Da erscheint ein Mönch in der Tür, eine Last Reisig tragend.

Der Mönch, mit leiser Stimme:

Verzeiht! —

Er begibt sich an den Kamin, legt die Bürde ab und beginnt alsdann Scheite und Reisig für das Feuer zurecht zu schichten.

Der Ritter:

Wer kommt noch so spät? Ach, Ihr seid es, ehrwürdiger Vater.

Der Mönch, sanft verbessernd:

Bruder.

Der Ritter:

Ehrwürdiger Bruder dann. Du siehst, ehrwürdiger Bruder, ich bedarf deines Feuers nicht. Ich habe das Fenster geöffnet und freue mich der milden, mondhellen Nacht. Es tut nicht not.

Der Mönch:

Die Nächte sind kühl hier herum.

Der Ritter:

Was sagst du, Bruder?

Der Mönch antwortet nicht.
Der Ritter schüttelt befremdet den Kopf.
Der Mönch ist aufgestanden und will sich entfernen.
Der Ritter:
Ehrwürdiger Bruder, ich bitte Euch, gebet mir Auskunft, eh Ihr geht: ich denke, ich bin in der Woiwodschaft Sendomir?
Der Mönch:
Ja. —
Der Ritter:
Es ist ein gesegnetes Land. Überall herrliche Wälder, Hügel und Schluchten. Alles voll Blüten. Fruchtbare Äcker. Hier möcht ich wohl leben und meine Hütte bauen, wofern ich ein Kind dieses Landes wäre! — Du frierst, lieber Bruder?!
Der Mönch:
Nein. — Gute Nacht.
Der Ritter:
Bleib und trink Wein! Es ist ein feuriger, spanischer Wein: er wärmt. Ich bitte dich, trink!
Der Mönch schüttelt ablehnend den Kopf.
Der Ritter:
Ich bitte dich, trink! Du sollst aus dem Becher meiner Geliebten trinken. Aus purem Gold sollst du trinken. Ich bitte dich, tu mir Bescheid.
Der Mönch:
Bruder, ich darf dich nicht kränken.
Er setzt die Lippen an den Becher.
Ich danke dir — und nun gute Nacht.
Der Ritter:
Bleib, du gefällst mir, Bruder! Noch auf ein Wort: ein Fremder bin ich, unkundig der Landsart. Sage mir doch, wer hat euer herrliches Kloster erbaut?
Der Mönch blickt düster in das Auge des Ritters:
Was fragst du mich?
Der Ritter:
Ei, Bruder, nur weil ich denke, daß du es weißt.
Der Mönch:
Du weißt es selbst.
Der Ritter:
Wie würde ich fragen, wenn ich es wüßte?
Der Mönch:
Es trifft sich zuweilen, daß es geschieht.
Der Ritter:
Du bist ein seltsamer Heiliger, Bruder, wahrlich. Wer hat das Kloster

gegründet, sage mir doch? Es ist übergenug guten Weins im Krug, komm, trink: wir wollen des edlen, gottseligen Mannes Gesundheit trinken, der es gegründet hat.

Der Mönch:

Ich dank Euch, Herr.

Der Ritter:

Sieh, Bruder, ich trinke des Mannes Gesundheit. Warum? Kloster zu gründen gehet mir übrigens ganz wider meine Art. Es gehet mir wider Ritter-, Reiter- und Kriegsmannsgemüt. Aber ich sitze hier gut! Ich sitze hier herrlich gut! Ein herrlicher Platz! Der Mann sei gesegnet, dem ich die göttliche Stunde verdanke.

Der Mönch:

Bist du ein Deutscher, Herr?

Der Ritter:

Du hast es geraten.

Der Mönch:

Du hast einen fröhlichen Geist, lieber Herr, den erhalte dir Gott.

Der Ritter:

Bruder, es war nicht immer so. Komm, rücke den Stuhl ein wenig näher und setze dich. Sieh, es gab eine Zeit, wo Sauersehen mein täglich Brot war. Ich konnte das Maul kaum zum Lachen verziehen. — Da, siehe das Bild.

Er weist ihm ein Miniaturbildchen, das er an einem Kettchen auf der Brust trägt.

Der Mönch, erblassend:

Ist es dein Weib?

Der Ritter:

Es ist mein Weib und, Bruder, hier mein Kind.

Der Mönch:

Ein schönes Weib!

Der Ritter:

Ja, Bruder. Und hier: ein schönes Kind.

Der Mönch:

So sieh dich vor ...

Der Ritter:

Was meinst du, Mönch?

Der Mönch:

Daß du nicht doch dereinst noch ein Kloster gründest zuguterletzt.

Der Ritter:

Was willst du damit?

Der Mönch:

Es baue niemand sein Glück auf Weib und Kind — —!

Der Ritter: — —

Nun, Bruder, wir verstehen uns nicht. Du bist ein Mönch, nun gut;

ich bin es nicht. Wahrhaftig in Gott, ich bin kein Mönch! Du lebst dem Himmel, ich lebe der Erde. Und siehe, die Erde ist himmlisch schön! Hart ist das Eisen, grimmig und kalt. Weicher wie Blätter der Rose das Weib und duftig und heiß! Beides lieb ich, beides halt ich im Arm! Du aber: du hast das Kreuz!

Der Mönch, wie im Fieber bebend, flüsternd:

Ich habe das Kreuz.

Der Ritter:

Bruder, du zitterst. Bist du krank?

Der Mönch:

Nein! — Tritt hierher! — Siehst du dort — im Nebel ... siehst du ...?

Der Ritter:

Trümmer. Gebrochene Mauern. Wem gehörte das Schloß?

Der Mönch:

Dem Grafen Starschenski. Und was du siehst, all das gesegnete Land gehörte dem Grafen Starschenski.

Der Ritter:

Was ist's damit?

Der Mönch:

Du reitest nach Warschau, so frage Johann Sobieski nach ihm. Er hatte, wie du, das Schwert und das Weib im Arm, und dennoch nahm er am Ende das Kreuz allein. — Gute Nacht.

Man hört dumpfen Chorgesang.

Der Ritter:

Wollt Ihr schon fort?

Der Mönch:

Freilich. Zur Messe! — Zur Totenmesse.

Er verschwindet.

Während des Gesanges wirft sich der Ritter müde aufs Bett, so wie es ist. Es wird dunkler, so wie sein Bewußtsein erlischt, und hellt sich wieder auf in die Gebilde eines Traumes, darein sich ihm und den Zuschauenden alles verwandelt.

Zweite Szene



Ein schöner, hoher, freundlicher Saal bei vollem Sonnenlicht. Starschenski in reicher Kleidung, sein noch nicht zweijähriges Töchterchen auf dem Arm. Marina, seine Mutter, eine ehrwürdige, alte Frau, sitzt mit Handarbeit beschäftigt in einer Fensternische. Die Amme.

Starschenski:

Mutter.

Marina:

Nun?

Starschenski:

Ich bin glücklich!

Marina:

Wohl mir, so bin ichs auch.

Starschenski:

Soll ich nicht glücklich sein? Wer soll glücklich sein, Mutter! — Elga!

Die Amme:

Elga, höre, der Vater ruft. Wenn der Vater ruft, mußt du hören, Elga.

Starschenski:

Laß sie doch, Amme. Unterbrich sie nicht in ihrem höchst wichtigen Tun. Ich sehe sie ja. Und wenn ich mit der Hand über ihr blauschwarz glänzendes Haar streichen will — (er tut es) — hat sie's gern und läßt es geduldig zu. Nicht, Elga?

Klein Elga:

Atti, Atti!

Die Amme:

Atti spricht sie: das soll Vater heißen.

Starschenski:

Vater, sagst du? Komm, Tochter, komm! Mein bist du. Ja! Meine Tochter bist du! Wo ist deine Mutter?

Die Amme:

Die Herrin kleidet sich an für das Mittagsmahl.

Starschenski:

Sie schmückt sich für mich, Mutter.

Er übergibt klein Elga der Amme.

Da, Amme, nimm sie. Halt einmal, Amme!

Klein Elga bei der Amme:

Atti, Atti.

Starschenski:

War es nicht gut, daß man sie Elga hieß, nach der Mutter? Hat sie nicht ganz dasselbe Haar? Schwarzes Haar und blaue Augen. — Geh, Amme!

Die Amme entfernt sich mit dem Kinde.

Starschenski nach einigem Stillschweigen:

Mutter!

Marina:

Mein Sohn?

Starschenski:

Ich bin glücklich!

Marina:

So bin ichs auch.

Starschenski:

Hast du jemals gedacht ... ich meine früher, als ich noch einsam lebte

mit dir . . . als ich noch einsam und menschenscheu lebte, daß ich jemals könnte so glücklich werden?

Marina:

Nein. Das hab ich mir nicht gedacht. So erhalte dir Gott dein Glück.

Starschenski:

Bangst du?

Marina:

Nein. Aber die Zeit steht nicht still. Ist man ohne Glück, so hat man nichts, als zu wünschen. Wünschen und Hoffen tut wohl. Ist man glücklich, so hat man viel eher zu fürchten.

Starschenski:

Mutterchen, Mutterchen, es liegt uns im Blut! Sinnieren, grübeln, sorgen und bangen liegt uns im Blut. Und siehst du, ihr Blut ist leicht: deshalb lieb ich sie so! — Ach Mutterchen, halte doch deine Augen nicht immer so fest auf den Stickrahmen geheftet! Blick um dich, blick auf! Draußen ist Frühling! Wir wollen Kristallkelche mit Rosen auf die Tafel stellen und den ältesten Wein aus dem Keller — und Elga wird bei uns sein.

Marina, bewegt:

Ja, du liebst sie, du liebst sie, mein Sohn!

Starschenski:

Ich liebe sie, Mutter; das sage du nur. Aber du weißt doch nicht, was du sagst, wenn du dein Wort sagst. Zwanzig Jahre im Kerker, lichtlos, widerwillig schimmliges Brot nagend. Mehr war mir die Welt nicht, ich weiß nicht, warum. Ich konnte die andern nicht begreifen, wenn sie von Blumen sprachen, von grünen Wäldern und goldenen Saaten, wenn sie einen Jubel hörten aus dem Gesang der Vögel, aus dem Blau des Himmels ein Lachen. Ich fühlte nur Knechtschaft und Frohn. Jetzt bin ich sehend und frei! Sehend und frei hat sie mich gemacht.

Elga tritt schnell ein.

Elga:

Starschenski!

Starschenski:

Elga?

Elga:

Heut müssen wir zu Pferde und jagen. —

Starschenski:

Jagen wir. Aber nicht über die jungen Saaten.

Elga:

Über Saaten, Hecken, Zäune und Gräben . . . Schau! —

Ein Schmetterling hat sich an ihrer Brust niedergelassen.

Starschenski:

Der Frühling flattert an deiner Brust.

Elga:

Ein Schmetterling.

Starschenski nimmt und zerdrückt den Schmetterling.

Elga:

Was tust du?

Starschenski:

Nichts: mein ist der Platz.

Elga:

Narr.

Starschenski:

Elga!

Sie umarmen und küssen sich.

Marina, aufblickend:

Küßt ihr euch wieder?

Starschenski:

Ja, Mutter, wir küssen uns. — Hast du mich lieb, Elga?

Elga:

Heut: ja!

Starschenski:

Wirst du mich immer lieb behalten?

Elga:

Immer? Immer? Einst werd ich Staub sein! — Aber heut leb ich. — Laß mich.

Starschenski:

Bleib! Einen Augenblick noch: bleib. — O, ihr Augen

Elga:

Du drückst mich.

Starschenski:

O, weh! Liebe Hand!

Elga:

Laß! —

Starschenski:

Deine Brüder kommen, weißt du das schon?

Elga:

Grischka und Dimitri?

Starschenski:

Beide!

Elga:

Warum? Was wollen sie?

Starschenski:

Sorge dich nicht darum.

Elga:

Ich sorge mich nicht. Aber ich will nicht, daß sie immer kommen und Geld von dir nehmen.

Starschenski:

Vielleicht wollen sie diesmal kein Geld.

Elga:

Und wenn sie es wollen: sie sollen von dir keinen Heller erhalten! Versprich mir das.

Starschenski:

— Ich wollte dir dies und noch mehr versprechen, wenn es nur nicht deine Brüder wären.

Elga:

Mutter, hilf mir. Versprich mir das.

Marina:

Du solltest, mein Sohn, nicht ihrer Verschwendung Vorschub tun. Aber du, meine Tochter: es sind deine Brüder!

Elga:

Ihr verderbt mir den Tag.

Starschenski:

Ich will alles tun.

Elga:

Und nicht einen Heller!

Starschenski:

Nein! Aber sei fröhlich! Sei fröhlich, wenn wir mit deinen Brüdern bei Tafel sitzen. Wir wollen schmausen! Wir wollen von den jungen Pfirsichblüten in unsern Wein tun und Gott für das Leben danken.

Marina:

Danket Gott anders, liebe Kinder, danket Gott nicht auf diese Art.

Starschenski:

Auf diese Art, Mutter, auf keine andere! Wenn der Wein schäumt und Elga lacht, so gibt es weder im Himmel, noch auf Erden sonst noch ein Paradies.

Marina:

Sündige nicht.

Starschenski:

Mutter, Elga im Arme haltend . . . das und sündigen? Lobt sich nicht Gott durch sie? Verklärt sich nicht Gott in ihr? Übertrifft sich nicht Gottes unerfaßliche Bildnerkraft in diesem Geschöpf? Weißt du mir eine Frucht zu nennen an irgend einem Baume des schaffenden Gärtners nur halb so herrlich, schwellend, süß und göttlich, wie diese ist? Bete ich nicht den Schöpfer an in ihr? Genieße ich nicht Gott selber in ihr? Wer bin ich, daß er dich mir geschenkt?!

Elga:

So wahre mich wohl!

Starschenski, nach kurzem Nachdenken, mit tiefer Festigkeit:

Ich wills —!

Dimitri und Grischka treten ein mit Lebhaftigkeit.

Dimitri:

Da sind wir.

Starschenski:

Dimitri und Grischka! Willkommen beide.

Grischka, die Hand Marinas küssend:

Gott beschütze Euch, gnädigste Frau.

Elga:

Hat man euch auf dem Hofe gesehen?

Dimitri, nachdem auch er Marina die Hand geküßt:

Nein. Wir sind durch den Garten gekommen, durch das Mauerpförtchen bei dem alten Wartturm.

Starschenski:

Wo habt ihr die Pferde?

Grischka:

Der alte Timoska, der Verwalter, schlich dort herum: der hat sie uns abgenommen.

Elga:

Was sucht der Timoska bei dem alten Wartturm?

Starschenski:

Weiß nicht.

Grischka:

Als wir erschienen, erschrack er.

Marina:

Er ist nicht furchtsam für sich. Er ist nur besorgt für seinen Herrn. Er hat euch, ich weiß es, im Verdacht, daß ihr mit dem unzufriedenen Teile des Adels konspiriert wider Johann Sobieski, unsern König. Er selber hat unter Sobieski gedient: und dieser, meint er vielleicht, könne am Ende sogar noch auf seinen Herrn ein Mißtrauen werfen.

Starschenski:

Er ist nur unnütz besorgt um mich, seinen Herrn. Er ist alt und treu.

Grischka, lachend:

Und grob!

Elga:

Wer sagt, daß er treu ist? Aber legt ab, liebe Brüder. — Was macht der Vetter?

Dimitri:

Oginski ist wohl.

Grischka:

Er ist wohler als wir. Er hält mit dem Wenigen Haus, das unser Vater für ihn als Vormund zurücklegte. Er hält sich versteckt, allein er führt sonst ein gutes Leben.

Starschenski:

Das freut mich. Ihr habt mit anderen Genossen von Adel konspiriert: aus Leidenschaft und freiem Entschluß. Oginski ist grundlos verwickelt in euren Widerstand und ist überdies kein Held.

Grischka:

Nein.

Marina:

Er glaubte, er müsse tun wie ihr, weil ihr seine Freunde und Vorbilder waret.

Dimitri:

Ja.

Starschenski:

Ich freue mich, wenn es ihm still und wohl ergeht, gemäß seiner Art. Möge er doch einmal bei Nacht aufsitzen und uns besuchen.

Dimitri:

Er ist zu scheu.

Starschenski:

So sage ihm, daß ich ihn bitte. Man muß ihn aufrütteln.

Marina, bitter:

Ja, das muß man. Als ich ihn sah, drückte er sich immer an den Wänden herum.

Elga:

Er ist ein Weib! Ich mag ihn nicht hier haben.

Starschenski:

Du bist zu hart. Er hat ein weiches Gemüt, das vielleicht reicher als unseres ist. Er mag nur kommen und seine Füße wärmen an meinem Herd.

Dimitri:

Unser Vater hat ihn oft allzu übel behandelt!

Grischka:

Und meist verächtlich.

Elga, hart:

Das sagt ihr. Der Vater hat ihn gerecht behandelt!

Marina:

Komm, Elga, führe mich.

Elga, herzlich, dienstwillig:

Ei, Mütterchen, bis ans Ende der Welt.

Marina, von Elga gestützt, entfernt sich mit ihr.

Starschenski:

Wein! — Ihr seid durstig.

Dimitri:

Drei Stunden auf dem Gaul, und wie geritten!

Starschenski:

Wild, wie ihr lebt.

Grischka:

Es lohnt nicht, das Leben zahm und langsam zu leben.

Starschenski:

Es lohnt!

Dimitri:

Das sagst du! Mir lohnt es nicht.

Grischka:

Mir auch nicht.

Dimitri:

Es kommt mir vor, als liefen wir alle herum mit einem abgebrochenen Speer im Rücken.

Grischka:

Ja. Von Taumel zu Taumel vorwärts, von Rausch zu Rausch, damit man ihn nicht fühlt.

Starschenski:

Ihr seid arm.

Dimitri:

Du nicht?

Starschenski:

Nein.

Dimitri:

Du fühlst die vergiftete Wunde, darin der Spieß steckt, nicht?

Der Diener hat Karaffen mit Wein gebracht, Gläser hingestellt und eingegossen.

Starschenski erhebt sein Glas:

Trinkt! — Du sagst es: ich fühle sie nicht. Ich habe gedacht wie ihr, und wo ihr den Taumel sucht, suchte ich den Tod. Ich habe ihn in Sobieskis Schlachten gesucht — und mich in der Stille vergraben, wie Vetter Oginski. Ich war ein Narr. Ich fühle den Spieß und die bohrende Wunde nicht. (Stoßt an.) Es gibt Glück!

Grischka:

Wenn du meinst?

Starschenski:

Ja, es gibt Glück.

Dimitri:

Wo?

Starschenski:

Setzt euch: im Weibe ist Glück.

Dimitri und Grischka lachen laut auf.

Starschenski:

Ihr lacht? Warum lacht ihr?

Dimitri:

Weil du das sagst.

Starschenski:

Wißt ihr es anders?

Grischka, lachend:

Ich denke wohl. Was mich betrifft, mir sind alle Weiber schal geworden.

Starschenski:

Alle?

Dimtri:

Alle, wie ich sie nacheinander genoß.

Starschenski:

Vielleicht. — Alle sind schal, außer einer.

Dimitri:

Ei! Die wäre?

Starschenski:

Sie!

Grischka, nach kurzem Stillschweigen:

Schwager, du bist ein Wunder von Mann! Nach bald zwei Jahren der Ehe sprichst du so.

Starschenski:

Ja, so spreche ich immer noch.

Dimitri:

Und nichts von Überdruß?

Starschenski:

Nichts davon! Hört mir zu: Als ich vor vier Jahren in jener Regennacht durch die Straßen von Warschau ging und sie zuerst vor mir auftauchte ...

Dimitri:

Eine schlimme Zeit für Vater und Schwester.

Grischka:

Eine böse Zeit.

Starschenski:

Für beide böse, doch nicht für mich.

Grischka:

Verflucht die Meute, die meinen Vater ins Elend hetzte.

Dimitri:

Verdammt die Knechte und feigen Schergen, die Vater und Schwester zu Bettlern machten.

Starschenski:

Ja, elend war sie, einer Bettlerin sah sie gleich, wie sie mir nachlief und Hilfe erflehte ... doch nichts davon! — Sobald ich mit ihr in die Kammer trat ...

Dimitri:

Jawohl: wo unser zum Tode erkrankter, armer Vater, ins Stroh gewühlt, den Kopf auf einen Sattel gebettet, doch als ein Held sein Ende erwartete.

Starschenski:

Ich sah nur sie! Die Kerze flackerte auf, doch ich sah nur sie! — Und seit der Stunde, in jeder wachen Minute langer Jahre ... ich sah nur sie!

Immer mehr versonnen.

Sie verstellt mir das All! Sie ist mir das All! — Ich sehe nur sie!.

Dimitri, nach einigem Zögern, listig:

Schwager!

Starschenski:

Sprich! Sage, was du willst.

Dimitri:

Du hast viel für uns getan.

Starschenski:

Nichts! Es ist nichts! Was ich für euch tun kann, ist nichts.

Grischka:

Nein, du hast viel für uns getan. Die Dankesschuld ist zu groß, wir werden sie niemals abtragen: bitter genug, sie noch häufen zu müssen! Indessen wir stehen im Kampf. Wir schlagen uns für Freiheit und Ehre des Standes, dem wir zugehören. Dazu dienen wir auch der Sache des Volks.

Starschenski:

Ich nicht.

Grischka:

Das halte getrost, wie du willst. Wir gönnen dir jedes Glück. Wir hingegen sind unbehaust. Unsere Feinde geben uns keinen Frieden. Ohne Geld keine noch so kurze gesicherte Rast.

Starschenski:

Fordert, wieviel ihr wollt.

Dimitri:

Tausend Goldgulden.

Starschenski:

Ihr sollt sie haben, doch Hand auf den Mund.

Der alte Hausverwalter tritt ein.

Starschenski:

Was willst du, Timoska?

Der Hausverwalter:

Ich störe. So komme ich ein anderes Mal.

Starschenski:

Tritt näher, Timoska. — Verzeiht mir. — Ich habe mich gewöhnen müssen, das Meine mit Ernst zu verwalten. Weit über hundert Gespanne gehen auf meinen Äckern. Mehr denn fünfhundert Bauern sind bei der Arbeit.

Dimitri:

Du bist das Muster von einem Wirt.

Starschenski:

Berichte mir also, Timoska! Seht, er ist meine rechte Hand. Wir beide wandern tagelang durch meine Felder, Forsten und Meierhöfe.

Grischka:

Das Auge des Herrn macht die Kuh fett.

Dimitri:

Und den Knecht mager, jawohl.

Starschenski:

Einerlei. Es tut wohl, einer Pflicht zu genügen. Es sitzt sich fröhlicher beim Mahl nach getaner Arbeit. Und Elga wird lachen!

Grischka:

Ja, sie lacht fast zu viel. Aber weißt du was, Dimitri, laß uns zu ihr gehen!

Beide verbeugen sich kurz und gehen.

Starschenski:

Was brummst du, Alter? Sprich deutlich zu mir.

Der Hausverwalter:

Herr, es ist ärgerlich.

Starschenski:

Was?

Der Hausverwalter:

Der blonde Knecht hat die Deichsel des Kutschwagens zerbrochen.

Starschenski:

Laß eine neue machen. — Ist es nichts weiter?

Der Hausverwalter:

Herr, es ist ärgerlich.

Starschenski:

Hm! — Noch etwas?

Der Hausverwalter:

Ja, Herr, noch etwas.

Starschenski:

Ist Weizen auf dem Boden umgekommen?

Der Hausverwalter:

Nein.

Starschenski:

Ei, muß man dir die Worte mit Zangen herausziehen? — Hat das große Gewitter viel Schaden gemacht?

Der Hausverwalter:

Nein.

Starschenski:

Ist der Marder in den Taubenschlag gefallen oder was?

Der Hausverwalter:

Herr, es ist ärgerlich. Ich freue mich, daß Ihr nicht mehr mißmutig sitzet und im Finstern grübelt. Ich freue mich, daß wir eine liebe Herrin bekommen haben, und daß Ihr ein Töchterchen auf den Knieen wiegt . . .

Starschenski, ungeduldig:

Nun, und was freut dich nicht?

Der Hausverwalter:

Daß Ihr Euch mit Pan Dimitri und Pan Grischka so sehr einlaßt.

Starschenski:

Seit einem Jahre selten genug, scheint mir.

Der Hausverwalter:

Es kann Euch Gut und Glück kosten —

Starschenski:

Höre, du Graukopf: du bist alt und treu, deshalb verzeih ich dir. Ich will dir sogar Rede stehen. Was Pan Grischka und Dimitri tun, das mögen sie tun. Ich kann ihrer Seelen Hüter nicht sein. Was mich betrifft: ich bin dem König ergeben und baue mein Land. Jetzt aber sage, was bringt dich darauf?

Der Hausverwalter:

Sie kommen zu oft.

Starschenski:

Wer kommt zu oft?

Der Hausverwalter:

Pan Dimitri und Pan Grischka. — Die Bauern im Dorfe wissen es.

Starschenski:

Vor dreiviertel Jahren sind sie zum letzten Mal bei mir gewesen.

Der Hausverwalter:

Die Bauern wissen es anders.

Starschenski:

Dann sind sie Dummköpfe!

Der Hausverwalter:

— Herr, — ich habe es mit diesen Augen gesehen . . .

Starschenski:

Was hast du gesehen?

Der Hausverwalter:

Wie der heimliche Bote kommt und geht bei der Nacht.

Starschenski, erstaunt und befremdet:

Ein heimlicher Bote kommt und geht? Wo kommt er her? Wo geht er hin?

Der Hausverwalter:

Durch dasselbe Pförtchen.

Starschenski:

Hinten im Garten? Am alten Turm?

Der Hausverwalter:

Wo Pan Grischka und Dimitri heute hereintraten.

Starschenski:

Wer hat den Schlüssel zu Pförtchen und Turm?

Der Hausverwalter:

Pani Elga.

Starschenski:

Zum Teufel!! Geh! Was schwatzest du da —

Der Hausverwalter entfernt sich nach einer tiefen Verbeugung.

Die Stimme Elgas:

Starschenski, mein Falke, komm.

Starschenski steht geistesabwesend.

Elga tritt ein:

Hörst du nicht, warum ich rufe?

Starschenski, erwachend:

Riefst du mich?

Elga:

Wie? Was? Hast du geträumt?

Starschenski, mit einem qualvollen Seufzer:

Schwer! —

Elga:

Schwer hast du geträumt? Was hast du geträumt, armer Nachtwandler?

Starschenski:

Küsse mich!

Elga, unter leidenschaftlichen Küssen:

Da! Da! und da! Willst du noch mehr?

Starschenski:

Sieh mich an.

Elga:

Nun? —

Sie sieht ihm frei und fest ins Auge.

Was ist's? —

Starschenski, nachdem er sie tief und forschend angesehen:

Nichts!

Elga:

Was fehlt dir?

Starschenski, befreit:

Nichts! Es ist gut! Es ist alles gut!

Er küßt sie auf die Stirn.

Dritte Szene

Der Raum verwandelt sich in ein Schlafzimmer.
Elga ist vor ihrem Toilettetisch beschäftigt.
Die Amme mit dem schlafenden Kind auf dem Arm ist bei ihr.
Es ist nachts gegen elf Uhr.

Elga:

Geh, Amme, geh mit dem Kinde vorsichtig hinaus. Du sollst auch heute Nacht nicht im Zimmer nebenan schlafen mit ihr. Dortka wird dir helfen, die Wiege ins gelbe Zimmer tragen. Ich bin furchtbar müde und mag die Nacht nicht gestört sein.

Die Amme:

Ach, Herrin, es ist unnütz. Ich kenne sie. Ich weiß es voraus, wenn sie unruhig sein will. Sie wird Euch heute die Nacht hindurch so ruhig im Bettchen liegen und stumm, wie ein Fischchen.

Elga:

Tu was ich sage. Einerlei.

Die Amme:

Freilich tu ich das. Wofür wäre ich sonst eine gehorsame Dienerin. Sie wacht! Komm, kleine Meerkatze, komm. Machst große Augen. Schau, wie die liebe Mutter sich schmückt. Sternchen auf der Brust! Schöne, rote Flimmersteinchen im Ohr.

Elga, in den Spiegel vertieft:

Ei, bist du immer noch da! Geh! Mach, daß du fortkommst.

Die Amme entfernt sich mit dem Kind.

Elga singt für sich:

Ich bin ein wilder Vogel
Und fahre daher.
Ich bin ein weißer Falke,
Ein schwanenweißer Sperber!
Ich segle unter der Sonne
Und über meinem Schatten:
Tief unter mir mein Schatten,
Mein Schatten zieht mit mir.

Wer ist denn da draußen? Dortka, bist du es?

Dortka, die Kammerzofe, tritt ein.

Dortka:

Ja, Herrin.

Elga:

Ist der Graf ausgeritten?

Dortka:

Ja, Herrin. Er ist fort. Ich hörte, wie er zu dem Verwalter sagte: ich habe so viele Geschäfte, ich übernachte heute in der Stadt!

Elga:

Setzt sich aufs Pferd, reitet davon, sagt mir nicht einmal gute Nacht. — (Leichtsinnig:) Sei's drum.

Dortka:

Ich hörte, wie er dem Verwalter Grüße für Euch auftrug.

Elga:

Dem Timoska?

Dortka:

Ja.

Elga:

Auch ein Liebesbote.

Dortka:

Aber ein wackeliger.

Elga:

Ich habe die Rubinen ins Ohr gehangen, ist es recht?

Dortka:

Ihr braucht sie nicht. Ihr habt welche auf den Lippen.

Elga:

Ah, aha! Poesie! — Machst du denn auch Gedichte, Dortka?

Dortka:

Nein. Oder nicht gute wenigstens. Pan Oginski macht bessere.

Elga:

Woher weißt du das?

Dortka:

Habt Ihr mir nicht eines seiner Gedichte vorgelesen, erst jüngst?

Elga:

Welches?

Dortka:

Von einem Falken war es oder so was.

Elga:

Ist es nicht schön? — Horch! —

Dortka:

Es ist nichts. Habt Ihr etwas gehört?

Elga:

Es war mir, als hätte das Gartenpförtchen geknarrt.

Dortka:

Es knarrt nicht. Ich habe selbst Öl in die Eisenringe gegossen.

Elga:

Ist die Mutter zu Bett?

Dortka:

Ja.

Elga:

Es ist heute so hell, Dortka! Der Mond scheint so furchtbar hell. Fast taghell ist es.

Dortka:

Aber die großen Kastanien haben Blätter bekommen, da gibt es Schatten. Im Winter war es viel schlimmer.

Elga:

Die Bäume haben Blätter und Blüten bekommen, nicht nur die Kastanien. Wie süß der Geruch des Flieders ist! Ach, Dortka! Dortka!...

Dortka:

Nun, Herrin?

Elga:

Ich lieb ihn so.

Dortka:

Gott weiß es, daß Ihr ihn liebt.

Elga, plötzlich mit Hast:

Aber weißt du: er soll nicht kommen! Geh, sag ihm... geh schnell und sag ihm das! Geh, Dortka: er soll nicht kommen.

Dortka:

Was habt Ihr doch heut? Weshalb zittert Ihr doch? Warum fürchtet Ihr Euch? Es ist alles in tiefer Ruh. Ist es denn heut das erste Mal, Herrin? Weiß ich denn nicht, wie Ihr die Minuten verflucht habt, weil sie zu langsam verstrichen bis heut? Wie es sollte, ist alles gekommen: der Herr ist in Warschau! Was bangt Ihr denn?

Elga:

Was hab ich gesagt?

Dortka:

Er soll nicht kommen, habt Ihr gesagt.

Elga:

Geh, lauf, Dortka, so schnell du kannst...

Dortka:

Er soll nicht kommen?

Elga:

Bist du bei Sinnen! — Dortka.

Dortka:

Was?

Elga:

Ich hörte Hufschlag!

Dortka:

Es sprengt jemand davon. Es wird der Verwalter sein. Sein Pferd stand im Stalle gesattelt, als ich vorhin drüben war und den Knechten und Mägden Branntwein brachte.

Elga:

Traust du dem Verwalter?

Dortka:

Nein. Aber der alte Timoska ist taub und blind, er hat keine Zähne und Fäuste. Er hört, sieht, beißt und schlägt nicht.

Elga, belustigt, dann erschreckt:

Sieh doch: da ist Licht... drüben ist Licht.

Dortka:

Wahrhaftig, im alten Wartturm ist Licht.

Elga:

Schnell, gib mir den Schafpelz.

Dortka:

Wollt Ihr hinüber?

Elga:

Was sonst?

Dortka:

Er sollte nicht Licht machen.

Oginski kommt.

Elga:

Wo kommst du herein?

Oginski:

Das Ausfallspförtchen stand offen.

Dortka:

Ich ließ es offenstehen aus Vorsorge.

Oginski:

Da, nimm. —

Er gibt Dortka Geld, sie entfernt sich.

Oginski und Elga fliegen einander in die Arme.

Elga:

Warum bist du so lange nicht zu mir gekommen?

Oginski:

Ich weiß nicht. Ich bin herumgegangen auf den einsamen Feldwegen und durch die Schluchten der Wälder, immer einsam, ganz einsam; und doch war ich bei dir.

Elga:

Was hab ich davon? Wenn du fort bist, bist du mir fort. Wenn du fort bist und du sagst, daß du dennoch bei mir bist, so bist du doch nicht bei mir.

Oginski:

So komm, komm mit mir! Warum bliebst du hier? Warum folgtest du mir nicht?

Elga:

Papperlapapp! Küsse mich!

Oginski küßt sie leidenschaftlich. Danach eindringlicher:

Warum folgst du mir nicht?

Elga:

Wohin?

Oginski:

Ich habe ein wenig Geld vom Starosten Laschek geerbt, du weißt es. Wir können ins Ausland. Wir könnten glücklich sein.

Elga:

Soll ich Hemden und Strümpfe waschen?

Oginski:

Ich werde für dich arbeiten. Ich will mir das Schlafen abgewöhnen und Tag und Nacht für dich arbeiten.

Elga hält ihm den Mund zu:

Nein, nein, mein Freund, daraus wird nichts.

Oginski:

So liebst du mich nicht.

Elga schüttelt mit fatalem Lächeln den Kopf.

Oginski:

So laß uns ein Ende machen!

Elga:

Oginski!

Oginski:

Ei, es führt zu nichts! Es führt wirklich zu nichts! Du liebst mich nicht: du liebst Starschenski! Er ist dein Gatte. Gut! So sei's!

Elga:

Ich liebe Starschenski nicht!!

Oginski:

Aber du liebst mich auch nicht. Elga, man hat es mir gesagt: deine Tage verstreichen unter Lachen und Jauchzen, wenn ich fort bin. Du bist fröhlich und tanzest. Im Tanz bist du unermüdlich, sagen sie, und jedes Fest ist dir zu kurz. — Elga! Elga, weine nicht.

Er küßt ihr die Tränen aus den Augen.

Elga:

Ach... du!... Laß!... Es ist nichts! — — — Starschenski wird dich zu uns aufs Schloß laden, weißt du schon?

Oginski:

Nein.

Elga:

Wirst du kommen?

Oginski, ernst und fest:

Ich werde kommen, wenn er mich ladet.

Elga:

Er wird dich laden. — Meine Brüder waren hier.

Oginski:

Sie wollen Geld von ihm?

Elga:

Ich weiß nicht. Aber ich habe ihm gesagt, was du mich geheißen hast: daß ihre Unternehmungen töricht sind und ihre Verschwendung sinnlos. Er hat mir versprochen, ihnen keinen Heller ferner zu geben. —

Mit innerlichem Lachen:

Drollig war es!

Oginski:

Was?

Elga:

Sie sprachen von dir.

Oginski:

Wie sprachen sie wohl von mir?

Elga:

Mitleidig.

Oginski:

Hanswürste sind es.

Elga:

Man hätte denken können, du seiest ein armes, hungriges Schaf und sie zwei Löwen.

Oginski:

Ein Löwe bin ich nicht.

Elga:

Es hörte sich an, als hätten sie dich nur immer am Fädchen gezogen all die Zeit.

Oginski:

Starschenski: glaubt er ihnen?

Elga, lachend:

Er wird dich aus purem Mitleid zu Gaste bitten.

Oginski:

Und dennoch komme ich!

Elga:

Nein, komm nicht!

Oginski:

Weshalb nicht?

Elga, zerknirscht:

Ich werde noch schlechter werden, wenn du kommst. —

Dortka stürzt herein.

Dortka:

Fort, fort, Pan Oginski! Sie suchen den Garten ab.

Oginski:

Wer?

Dortka:

Sie haben das Licht im Wartturm gesehen.

Oginski springt zum Fenster hinaus.

Elga:

Schließ das Pförtchen.

Dortka rennt hinaus. Elga, allein, eilt ans Fenster, darauf an die Tür. Plötzlich schreit Dortka draußen auf und wird, noch schreiend, von Starschenski hereingeführt.

Starschenski:

Bekenne!

Dortka:

Was soll ich bekennen?

Starschenski:

Bekenne, Dirne! Und wehe dir! Eine Lüge wäre dein Tod.

Elga, plötzlich mit Heftigkeit:

Was willst du von ihr, und was hat sie getan?

Starschenski:

Das eben will ich wissen von ihr. Bekenne, Dirne! Wo ist der Mann? Wer war der Mann? Timoska! Immer herein! Habe keine Furcht: ich befehle es dir! Wer war der Mann? Er schlich durch das Pförtchen. Wir haben ihn beide genau gesehen. Ich habe ihn gesehen und der Verwalter auch.

Elga:

Verwalter! Verwalter! Und stets der Verwalter! Dein Verwalter mag auf Knechte und Mägde achten! Das Bereich seiner Herrin geht ihn nichs an! Oder hättest du etwa deinen Verwalter über die Ställe und zugleich über dein Weib gesetzt?

Starschenski:

Elga!

Elga:

Was willst du?

Starschenski:

Ich kenne dich nicht.

Elga:

Die Mutter schläft und das Kind, was kommst du und machst einen sinnlosen Lärm, daß alle im Schlosse zusammenlaufen?

Starschenski:

Ich will nicht Dirnen im Hause haben! Ich will nicht, daß sie in meinem Hause den Feinden des Königs Unterschlupf bieten. Mein Schild ist rein und mein Haus soll rein sein: keine Diebshöhle, keine Herberge für Gesindel. Deshalb bekenne, Dirne, oder: hinaus! Und, Verwalter, die Hunde hinter ihr drein!

Elga, mit wildester Energie:

Sie ist meine Zofe. Du wirst es nicht tun.

Starschenski:

Was werde ich nicht tun?

Elga:

Du wirst sie niemals davon jagen.

Starschenski:

Das werde ich, so Gott mir ...

Elga:

Niemals! Oder sie und mich zugleich. — Lieber will ich in Armut leben, als zur knechtischen Dienerin deiner Knechte werden. Weise den Verwalter hinaus.

Starschenski:

Elga ...

Elga:

Laß mich.

Starschenski:

Komm zu dir.

Elga:

Dann reize mich nicht weiter! — Dortka, hierher!

Sie reißt Dortka von der Hand Starschenskis zu sich.

Und dort hinein!

Dortka entfernt sich weinend unter Elgas Schutz.

Elga, beruhigter und mit Festigkeit:

Dortka gehört mir. Ich bin ihre Richterin. — Willst du mich ferner kränken, so laß den Morgen heran kommen. Gönne wenigstens meinen Gliedern bis dahin ein wenig Ruhe und Schlaf.

Sie geht Dortka nach, man hört, wie sie von innen die Türe zuschließt.

Der Hausverwalter zu Starschenski, der regungslos in sich gesunken steht:

Pan Starschenski! — Pan Starschenski! — — Wollt Ihr nicht zur Ruhe gehen, Pan Starschenski?

Vierte Szene



Der Speisesaal in Starschenskis Schloß, kurz vor Sonnenaufgang. Im Lehnstuhl, vor einem der hohen Fenster, Starschenski, noch wie am Abend vorher gekleidet, vor sich hinbrütend.

Zwei Diener, ohne Starschenski zu bemerken, sind im Begriff, den Raum in Ordnung zu bringen.

Erster Diener:

Was hat es doch gegeben heut Nacht?

Zweiter Diener:

Ich habe geschlafen.

Erster Diener:

Der Herr hat gelärmt, und der Verwalter war die ganze Nacht auf den Beinen.

Zweiter Diener bemerkt Starschenski:

Pst! — Was ist das?

Erster Diener:

Heiliger Ambrosius von Krakau!

Zweiter Diener:

Es ist der Herr.

Starschenski, aufmerksam werdend:

Was wollt ihr?

Erster Diener:

Den Saal kehren, Herr, und den Tisch für das Frühstück bereiten.

Starschenski:

Hm, das tut! — He, du!

Erster Diener:

Zu dienen, Erlaucht.

Starschenski:

Der Verwalter soll kommen.

Der Diener entfernt sich, Starschenski versinkt wieder in Grübelei. Der Hausverwalter tritt ein.

Der Hausverwalter, sich bemerklich machend, mit Vorsicht:

Herr ... Ihr ließt mich rufen, Herr.

Starschenski sieht ihn fremd an:

Ja. — Hm.

Der Hausverwalter:

Ihr ließet mich durch den Diener rufen, Herr.

Starschenski:

Ja, so! Der Verwalter! — Komm her, Timoska! — (Er faßt seine Hand.) Was wollt ich doch sagen, Timoska? Ja, so: nach Warschau will ich!

Der Hausverwalter:

Zu dienen, Erlaucht. Ich will den Schimmeln die Geschirre auflegen lassen.

Starschenski:

Geh! — — Bist du da, Verwalter?

Der Hausverwalter:

Ja, Herr.

Starschenski:

Ein Arzt soll kommen.

Der Hausverwalter:

Bist du krank, Herr?

Starschenski:

Ich glaube wohl. Ich denke wohl, daß ich krank bin. Mich friert. Bringt mir meinen Pelz.

Der Hausverwalter:

Du solltest dich wieder legen, Pan, solltest zu Bett gehen.

Starschenski, während man ihm den Pelz umlegt:

Nach Warschau will ich.

Der Hausverwalter, halblaut zu den Dienern:

Macht Feuer im Kamin, damit es warm wird im Saal. Der Herr friert, beeilt euch. Und heißt bald den Samowar bringen, sogleich heißen Tee für den Pan.

Starschenski:

Bringt Tee! Jawohl! Es tut gut in dem Pelz! — Warum bin ich hier? Bin ich gar nicht zu Bett gewesen?

Der Hausverwalter:

Nein, Herr.

Starschenski:

Warum nicht? — — — Geh. —

Der Hausverwalter ab.

Starschenski ist aufgestanden und geht, unruhig grübelnd, hin und her. Ein Diener bringt den Samowar, gießt Tee ein, und Starschenski trinkt.

Starschenski, nachdem er getrunken:

Weckt Pani Marina, sagt, ich lasse bitten.

Erster Diener:

Pani Marina kommt aus der Kirche.

Marina kommt.

Starschenski, erzwungen harmlos:

Guten Morgen, Mutter.

Marina:

Gottes Segen, mein Sohn.

Starschenski:

Ja. Gottes Segen. Komm, setz dich. Sitz und trink Tee. Wir wollen

mit einander sitzen. Bringt Licht! Es soll hell um uns sein. Bringt Licht! So, Mutter. Lange haben wir nicht so allein mit einander gesessen.

Marina:

Lange nicht, guter Sohn. Es liegt nicht an mir. Ich versäume die Frühmesse nie. Ihr aber geht spät zu Bett und spät aus dem Bett. Es liegt nicht an mir.

Starschenski:

Ich weiß.

Marina:

Es liegt mehr an euch, lieber Sohn. Doch du siehst blaß. Was fehlt dir?

Starschenski:

Nichts. — Wie lange haben wir nicht so allein beim Frühstück gesessen, Mutter? Wie lange?

Marina:

Beinahe zwei Jahre nicht.

Starschenski:

Man kann eine Leiter hinaufsteigen und wieder herabsteigen. Nicht wahr?

Marina:

Ich denke wohl, lieber Sohn. Weshalb fragst du das?

Starschenski:

Weil es auch eine Leiter gibt, die man nur hinaufsteigen kann, Mutter. Ich bin auf dieser Leiter sehr hoch gestiegen. Ich sah die Erde nicht mehr. Wer nun zurück wollte, müßte zerschellen.

Marina:

Warum? Wir sind alle in Gottes Hand.

Starschenski:

Du fragst: warum? Steigt man aufwärts, so tritt man Sprossen von Elfenbein; rückwärts sind sie verwandelt in glühendes Eisen.

Marina:

Auf diese Weise müßte man fallen.

Starschenski:

Jawohl! Fallen und unten zerschmettert liegen, Mutter.

Marina:

Was ist das für eine seltsame Himmelsleiter, die du da meinst?

Starschenski stöhnt auf:

Ich könnte nicht leben, wie ich früher gelebt! Da unten könnt ich nicht leben! — —

Marina:

— — Sonderbar bist du heut! — Komm! Ich mag dich nicht fragen, welcherlei Sorge du hast, doch vertraue auf Gott! Sieh, die Sonne steigt eben herauf hinter deinen Feldern. Höre die Vögel in deinen

Gärten und über den Saaten Gott und den Frühling loben. Erfülle dein Herz mit dem neuen Morgen, ermanne dich, Sohn! — Oder bist du krank?

Starschenski:

Sie loben Gott und sie loben den Frühling, Mutter! Es ist ein Jubel, der einem zum Höllenhohn werden kann. — Da unten könnt ich nimmermehr leben!

Marina:

Was meinst du damit?

Starschenski:

Sieh, Mutter: Nicht alle, die den Frühling sehen, sehen den Frühling. Manche vermeinen, den Frühling zu sehen, und sehen ihn nicht. Ich werde es dir nicht begreiflich machen. Hier liegt das Geheimnis des Lebens! Sieh, ich weiß, dir klingt es verwirrt ... und Gott erwählet, ach, wie wenige! Niemand weiß von dem Wunder des Frühlings zu sagen, der das nicht kennt ... der das nicht erfahren hat, Mutter! Nur der allein, der es weiß und erfuhr, nur der allein hört Gott lachen. — (Man hört Elga laut und heiter lachen im anstoßenden Zimmer. Starschenski wird bleich, erhebt sich und faßt nach dem Herzen.) Mutter ... ich ...

Marina:

Du bist ernstlich krank, Sohn. Wir müssen sogleich den Arzt rufen. Sogleich! Du fieberst! Es scheint ein Fieber im Anzug.

Starschenski:

Hier hilft kein Arzt! Sei ruhig, es ist nichts. — Es war Elga, die lachte, nicht? — Ja, Mütterchen, wie ich sagte. Es ist nun so! Und es ist nicht anders! Ertrag es, Mutter, finde dich drein.

Elga kommt, ganz harmlos, mit voller, überquellender Lebensfrische.

Elga:

Guten Morgen, mein Falke. — Nun? —

Marina:

Deinem Gatten ist nicht wohl, Elga.

Elga:

Nicht wohl? Laß sehen: kann ihn sein Weib nicht gesund machen? Krank sein ist häßlich. Pfui. Ein kranker Mann, ein häßlicher Mann! — (Sie setzt sich auf seine Kniee und küßt ihn.) Wie? Hab ich nicht recht? — Gelt, nun bist du gesund?

Starschenski:

Elga! — (Er bricht in unterdrücktes, nervöses Schluchzen aus.)

Elga:

O! O! Ach! Und was ist mir nun das. Held Starschenski! He, Erlaucht! Weinen will der Held? Der starke Mann weinen, Tränen will er weinen um nichts? Heiße, salzige Tränen. Warum? — Festige dein

Herz, stärke deine Glieder und dann fort mit mir: zu Wagen, zu Pferd, durch den Wald, ins Feld! Frisch und stark muß ein Mann sein! Nicht weichmütig und matt! (Als Starschenski sie glühend umarmt.) So! So! Nun kommt wieder Leben in ihn! Ja, drücke mich, küsse mich! Nimm Leben von mir, ich habe genug für zwei.

Starschenski, verwandelt:

Ach, Mutter, Mutter, richte doch deine alten Augen auf dies Geschöpf: ist sie nicht schön, Mutter? Ist sie nicht wie die Genesung, Mutter, so schön? Schön und mein!

Elga:

Wasser verjüngt! Wasser erfrischt und verschönt! Ich bin durch den See geschwommen. Tue, wie ich! Da wird alles Kranke von der Seele gespült.

Starschenski:

Bleib doch, Mutter! Mir ist wieder frei und gut.

Marina:

So ist mir auch, wenn dir frei und gut ist. Doch laß mich jetzt. Ich will zu dem Kinde hinein. Sie muß mich sehen, wenn sie aufwacht. Sie ist es gewohnt.

Starschenski:

Gib klein Elga an meiner Statt einen Morgenkuß.

Marina nickt und entfernt sich.

Elga hat sich erhoben und vor Starschenski hingestellt:

Steht mir das Kleid?

Starschenski:

Ich lieb dich so sehr!...

Elga:

Sie schwört, es sei das Allerneueste von Paris.

Starschenski umarmt sie wiederum:

Ich liebe dich so! Ich könnte dich töten, so liebe ich dich!

Elga, mit leiser Ungeduld:

Wieder drückst du mich so.

Starschenski hält sie an beiden Armen:

Mein Eigentum bist du! Mein Eigentum! Du bist mein kostbares Eigentum! Du bist wie ein Krug! Es gibt kein zweites Gefäß, so köstlich wie dich, in der weiten Welt und wär es aus Onyx oder Jaspis geschnitten. Man trinkt daraus den köstlichsten Wein. Nie wird es leer. (Er küßt sie.)

Elga macht sich los:

Dortka kommt.

Dortka, ein wenig schüchtern, tritt ein. Sie stellt einen großen Strauß Veilchen auf den Tisch, einen kleineren behält sie in der Hand.

Elga:

So. — Stell hierher. — Nun ...? Schmücke den Herrn! — Nun ...?

Dortka kniet vor Starschenski und küßt seine Hand:

Verzeihung, Herr!

Starschenski nimmt den kleinen Veilchenstrauß entgegen:

Steh auf, es ist gut.

Der Hausverwalter kommt.

Der Hausverwalter:

Der Wagen steht vor der Türe, Herr.

Starschenski:

Ein Wagen? Was für ein Wagen, Timoska?

Der Hausverwalter:

Ihr wolltet nach Warschau, Herr.

Elga:

Du wolltest nach Warschau?

Starschenski:

Ich will es nicht mehr.

Elga faßt und zieht Timoska am Ohrläppchen:

Du bist ein alter Dummkopf, Timoska! Verstehst du mich? Scheinheilig bist du! Warst auch einmal jung! Mißgönnst dem Mädchen sein bißchen Sünde! — Nun laß nur die Pferde angespannt. Wir wollen fahren, der Herr und ich. Komm, Dortka, leg mir den Mantel um.

Sie geht hinaus. Dortka folgt ihr.

Starschenski hat Elga zugenickt, geht nun, allein mit dem Hausverwalter, mehrmals auf und ab, dann bleibt er stehen und wendet sich ungnädig an Timoska:

Was stehst du noch?

Der Hausverwalter:

Herr ...

Starschenski:

Du hast mir mit deiner Torheit übel gedient.

Der Hausverwalter:

Bestrafe mich, Pan!

Starschenski:

Ich sollte dich strafen, jawohl, du hast recht! Ich werde lächerlich durch dich! Soll ich, der Herr, den Liebeshändeln der Knechte und Zofen nachspüren?

Der Hausverwalter:

Nein, Herr.

Starschenski:

Nun also! Ich weiß, im Grunde war deine Absicht gut. Aber du sollst mich künftighin mit ähnlichen Torheiten nicht mehr behelligen. Hast du gehört?

Der Hausverwalter:

Ich habe gehört. — — Sollen wir heute den Hafer säen, Herr?

Starschenski:

Tue, was dir gut dünkt.

Der Hausverwalter ab.

Die Amme kommt, klein Elga auf dem Arme tragend.

Starschenski:

Kommt nur herein.

Die Amme:

Wir suchen die Mutter.

Starschenski:

Klein Elga nimmt mit dem Vater vorlieb. — (Er hebt sie auf seinen Arm.) — So! — Was hat sie da in der Hand?

Klein Elga:

Atti, Atti!

Die Amme:

Atti, Atti: das soll Vater heißen.

Starschenski:

Was hat sie da in der Hand, Amme?

Die Amme:

Es ist das Schmuckkästchen der gnädigsten Herrin, Erlaucht. Sie will es nicht hergeben.

Marina kommt.

Starschenski:

Sieh, Mutter, was für ein herrliches Spielzeug klein Elga hat.

Marina:

Ach, dahin seid ihr verschwunden! Da mag man suchen ...

Starschenski:

Klein Elga ist reich. Da, nimm sie, Mutter! — (Er setzt sie der Mutter auf den Arm.)

Marina:

Sie hat einen Brautschmuck.

Starschenski, flüchtig verfinstert:

Ich werde klein Elga nie einem Manne geben.

Klein Elga läßt das Kästchen aus der Hand fallen.

Marina:

Heb auf, Amme, schnell!

Starschenski, heiter:

Der Brautschmuck zerbricht! — (Er hebt das Kästchen auf, blickt hinein, wühlt mit dem Finger darin; plötzlich entdeckt er etwas und nimmt es heraus.) Ei, was ist das!?

Marina:

Was hast du denn da? Was war denn darin?

Starschenski, erdfahl:

Nichts ist darin.

Marina:

Was hast du nur wieder? —

Sie gibt das Kind der Amme, die es forttragen will.

Starschenski:

Bleib einmal, Amme! Stell dich dorthin mit dem Kinde! Und nun steh still! — (Er vergleicht ein kleines Medaillonbildnis, das er in der hohlen Hand hält, mit den Zügen des Kindes.)

Marina:

Was machst du doch da?

Starschenski:

Komm und sieh! — Kennst du das Bildnis?

Marina:

Nein.

Starschenski:

Den Mann, dessen Züge es darstellt?

Marina:

— Ich kenne ihn nicht, Sohn.

Starschenski:

Vergleich einmal.

Marina:

Was soll ich vergleichen?

Starschenski:

Klein Elgas Augen und — diese Augen! Klein Elgas Brauen und — diese Brauen! Klein Elgas Haar und — dieses Haar! Ihr Kinn, ihren Mund — und diesen Mund! Du kennst den Mann!?

Marina:

Nein. Ja. Vielleicht. Es ist vielleicht der Vetter Oginski.

Starschenski, furchtbar verändert, fast stammelnd:

Jawohl! — Nun ... was ...? ... Ach, laß mich! ... Es ... es geht schon vorüber. — Freilich ja, es ist Oginski! — Jetzt kenn ich ihn! Der Vetter und Bettler und feige Schleicher! Der schlechte, kriechende, stinkende Hund! Laß ... laß ... ich glaube, ihr holt den Arzt ... man will mich erwürgen ...!

Marina:

Gott im Himmel!

Starschenski, mit gewaltsamer Fassung, halb irrsinnig:

Still, Mutter, still, komm, setze dich her. Erzähle mir was. Ich bitte dich: du weißt mehr, wie ich! Du hast den Starosten von Laschek

gekannt. Was ist es mit diesem Vetter Oginski? Was braucht sie ein Bild von dem Vetter Oginski?

Marina:

So sei doch erst ruhig. Mäßige dich. Die Amme mit dem Kinde ist hier.

Starschenski:

Was geht mich das Kind an! Fort! Hinaus! —

Die Amme mit dem Kind entfernt sich. —

O, Mutter, bete! Binde mich fest! O, Jesus Christus, sonst mord ich mein Kind.

Marina:

So helfe dir Gott in Gnaden, mein Sohn! Was hast du? Was ist mit dir vorgefallen?

Starschenski, trocken, hart, zitternd:

Ich hab wohl ein Fieber, wie du sagst, doch laß es gut sein, es scheint vorüber. Doch, Mutter, bleibe; eins muß ich wissen — sieh, daß es klar wird innen bei mir. Erzähle mir von dem Vetter Oginski.

Marina:

Was soll ich erzählen? Du weißt es ja. Er war im Hause des alten Starosten. Er ist mit Elga zusammen erzogen. Mehr weiß ich nicht.

Starschenski erhebt sich, zieht die Hausschelle:

Mehr weißt du nicht. — Doch ich muß mehr wissen! Alles!! Nun muß ich alles wissen.

Der Hausverwalter tritt ein. —

Ich fahre nach Warschau, wie es bestimmt ist. —

Der Hausverwalter ab. Zur Mutter:

Leb wohl!

Starschenski entfernt sich schnell.

Marina blickt ihrem Sohne kopfschüttelnd nach. Elga kommt, bereit zur Ausfahrt.

Elga:

Ich bin bereit. — Wo ist der Graf?

Marina:

Nach Warschau, mein Kindchen.

Elga, befremdet:

Ei, wie das?

Fünfte Szene

Ein Saal im Schloß. Abend. Marina sitzt bei Licht am Stickrahmen. Elga geht langsam umher.

Elga:

Ich verstehe nicht, was er in Warschau tut, nun schon den dritten Tag.

Marina:

Ich auch nicht.

Elga:

Und daß er den Verwalter mit sich genommen hat.

Marina:

Ja, das ist auch nicht gut. Die Bauern kommen und fragen nach der Arbeit. Man weiß nicht, was man ihnen da antworten soll.

Elga:

Es ist auch so furchtbar langweilig. Weißt du, Mutter, ich langweile mich so leicht. Ich fürchte die Langeweile wie ein großes, scheußliches Untier mit schläfrigen Augen und triefigem Maul. Puh!

Marina:

Ich langweile mich nie, mein Kind.

Elga:

Das begreif ich nicht.

Marina:

Siehst du, es war bei uns nicht, wie bei euch. Mein Vater war streng. Ich habe nur immer daheim getan, was ich sollte, nie, was ich wollte. Einem verflogenen Flaumfederchen mußt ich über drei Zäune nachklettern. Da war mir der Tag immer zu kurz. Du tatest daheim, was du wolltest — und wolltest meist nichts tun: so hast du's denn mit der Langenweile.

Elga:

Ja, wozu sollte man wollen, Mutter?

Marina:

Man soll, weil man soll.

Elga:

Das verstehe ich nicht. Ich habe schon einigemal steile Berge mühsam erstiegen. Es lockte mich etwas hinauf ... ich wollte der Sonne, dem Himmel oder dem lieben Gott näher sein; was weiß ich! Allein sofern ich das nicht gewollt hätte, Mutter, dann wäre ich sicherlich unten geblieben. Ich ersteige den Berg nicht, weil ich soll: die Langeweile peitschte mich denn.

Marina:

Ihr Laschets seid ein anderes Geschlecht: eigenwillig, leichten Sinnes, immer bereit, alles aufs Spiel zu setzen. — Deshalb verlort ihr auch alles.

Elga:

Und gewannen es wieder.

Marina:

Du vielleicht.

Elga:

Freilich, ich!

Marina:

Und kannst es wieder verlieren.

Elga:

Freilich wohl! Auf und ab, immer auf und ab geht der Weg, und er schlängelt sich. Es ist besser, als immer alles auf grader Linie und in gleicher Ebene leben. Das Tier Langeweile ist steif, wie ein Krokodil: Hügel auf, Hügel ab kann es schlecht folgen. Auch wenden kann es sich schlecht.

Marina, über der Arbeit sorgenvoll aufblickend:

Hast du denn gar keinen Sinn für ruhiges Glück?

Elga:

Wenig.

Marina:

Wer so lebt, lebt in beständiger großer Gefahr.

Elga:

Das ist es eben. Das macht mir das Leben erst lebenswert. Der Tod geht einem zur Seite, fast sichtbarlich, und jagt einen immer tiefer ins Leben: hie kalt, hie heiß, hie Grausen, hie Glück.

Marina:

Rede nicht so. Um Gott! Wer wird so vom Tode reden!

Elga:

Ich stehe ganz gut mit ihm, besser, als ihr mir zutraut. Er verdirbt mir die Laune nicht halb so, wie euch. Als ich damals am Krankenbette des Vaters stand, ohne Brot, ohne Geld, in einer Spelunke von Warschau, da rief ich ihn und erkannt ich ihn. Und weißt du, was er mich lehrte, Mutter? Er lehrte mich lachen! Er lehrte mich auf eine ganz besondere Weise über vielerlei ernste Dinge des Lebens lachen. — Doch larifari! Noch lebe ich gern! — Wenn nur Starschenski heim käme.

Marina:

Da ist Timoska.

Der Hausverwalter ist eingetreten.

Der Hausverwalter, zu Marina:

Guten Abend, Herrin.

Marina:

Wo ist dein Herr?

Der Hausverwalter:

Er hat mich vorausgeschickt, Herrin! Ich soll bestellen, Herrin!

Marina:

Was sollst du bestellen? Komm doch zu Atem.

Der Hausverwalter:

Es kommt ein Gast mit dem Herrn. Sie sind hungrig und durstig. Ich soll bestellen, daß man die Tafel herrichtet.

Marina:

Gelobt sei Gott, wenn es nichts Schlimmres ist! Mußt du einen deshalb so erschrecken?

Elga:

Wer ist der Gast?

Der Hausverwalter, lauernd:

Ich kenne ihn nicht.

Elga:

Wer kann es sein, Mutter?

Marina:

Das frag ich dich. Es ist nie seine Gewohnheit gewesen. Doch willkommen der Gast, wenn er fröhlich ist. Er möge uns allen die Stunden aufheitern.

Der Hausverwalter ab.

Marina:

Ein Wagen fährt vor. Sie sind schon hier. Ich erkenne den Sohn am Schritt.

Elga, erblassend:

Den Schritt deines Sohnes erkennst du?

Marina:

Geh du ihm entgegen, so bleib ich zurück.

Elga:

Nein, Mütterchen, geh.

Marina, ihrem Sohne entgegen, ab.

Von einer anderen Seite Dortka heftig herein.

Dortka, mit heimlichem Freudenausbruch:

Herrin, wer kommt? Wer kommt mit Erlaucht, dem Herrn Grafen, die Treppe herauf?

Elga:

Still! Ich weiß!

Starschenskis Stimme, noch auf der Treppe:

Elga, mein Täubchen.

Elga:

Fort! Daß er dich hier nicht sieht.

Dortka ab.

Starschenski tritt ein.

Starschenski, verändert, von Trunk und Leidenschaft merklich aufgeregt:

Guten Abend, mein Täubchen.

Elga:

Bist lange ausgeblieben.

Starschenski:

Ja. Aber nun schilt mich nicht: ich habe dir etwas mitgebracht.

Elga:

Was hast du mir mitgebracht?

Starschenski:

Rate!

Elga:

Seidene Hemden, um die ich dich bat?

Starschenski:

Ja. Seidene Hemden sind unten im Wagen. Ich habe die kostbarsten ausgesucht. Indessen ich habe noch mehr mitgebracht, noch etwas. Rate!

Elga:

Ich habe dich sonst um nichts gebeten. Ich weiß es nicht.

Starschenski:

Den Vetter Oginski habe ich dir mitgebracht! —?

Elga, scheinbar ungläubig lachend, gibt ihm einen leichten Backenstreich:

Ach! Narr, der du bist!

Starschenski, unsicher:

Freust du dich nicht?

Elga:

Worüber sollt ich mich freuen? Über Vetter Oginski sollt ich mich freuen?

Starschenski:

Über Vetter Oginski!

Elga:

Hab ich dir nicht meine Meinung gesagt? Doch nun er schon hier ist, wenn du nicht scherzest: was soll man tun? Er mag da sein oder nicht, ich kann es nicht ändern.

Starschenski:

Komm herein, lieber Vetter! Drücke dich nicht an den Wänden herum.

Oginski tritt ein.

Oginski:

Wann hätte ich das wohl getan? Es beliebt Euch zu scherzen, Erlaucht! — Euer Diener, gnädigste Gräfin.

Elga:

Guten Abend, Vetter.

Starschenski:

Verzeiht mir, Pan Oginski. Ich wußte nicht, wie es mir kam. Dies ist hier ein alter Herrensitz. Und besonders die Wände im Treppenhaus sind immer feucht, schwammig und giftig. Es wäre mir leid um Euren kostbaren, neuen Rock. — Kommt, setzet Euch, seid mein Gast und mein Freund! — Wie ist es dir ergangen, mein Täubchen, seit ich fort war? Hast dich gesehnt nach mir? Sie sehnt sich nach mir, Pan Oginski. Wie das Kind den Stieglitz, hält sie mich festgebunden am Bein. Ich gehe nur eine halbe Werst hinaus auf das Feld, so sehnt sie sich schon. Nicht wahr, mein Täubchen?

Elga:

Du redest Unsinn, Starschenski.

Starschenski:

So? Rede ich Unsinn? Es mag wohl sein! Wir waren in Warschau

ein wenig wild, wir beide. Nicht wahr, Oginski? Aber Freunde sind wir geworden!

Elga:

Höre, du! Du solltest heut Abend nicht mehr Wein trinken.

Starschenski:

Weshalb nicht?

Elga:

Du solltest heut Abend nicht mehr trinken, glaube mir.

Starschenski, den Arm um Elga legend:

Ist sie nicht schön, Oginski?

Elga:

Laß mich frei.

Starschenski:

Ist ihr Mund nicht süß und zart, wie eines saugenden Kindes Mund ...

Elga:

Du sollst mich lassen!

Starschenski:

... und keusch, noch nicht entwöhnt von der Mutterbrust?! Es ist ein gefährlicher Mund! Sieh, wie es zuckt um diesen gefährlichen Mund, Oginski! Reise durch Polen und Rußland, durch alle Orte, Steppen und Wälder Asiens, so findest du keinen Mund, wie diesen und so verführerisch.

Elga:

Laß mich los! Verzeih ihm, Vetter! — Du bist betrunken!

Sie geht hinaus.

Oginski:

Ihr seid nicht gut zu Eurem Weibe, Erlaucht.

Starschenski:

Nein!

Oginski:

Ihr solltet besser zu Eurem Weibe sein.

Starschenski:

— Ich sollte mein Weib mit Ruten züchtigen!

Oginski:

Hm. — Weshalb bin ich hier? — Die Leute haben mir manches von Euch erzählt. Zuweilen haben auch Elgas Brüder von Euch gesprochen: ich habe gedacht, Ihr wäret ein Edelmann.

Starschenski:

Was hab ich denn nun von Euch gedacht? Was seid denn Ihr? — Ich weiß es nicht.

Oginski:

Laßt das, Pan Starschenski. Ich tat sehr übel, daß ich Euch folgte. Was

soll ich hier? Ich habe die Menschen niemals geliebt! Was zerrest du mich hervor aus meiner Verborgenheit? So leb jetzt wohl.

Starschenski:

Nein, Pan Oginski, ich lasse Euch nicht.

Oginski:

Was willst du von mir?

Starschenski:

Deine Freundschaft will ich.

Oginski:

Das ist nicht wahr!

Starschenski:

So helfe mir Gott! — Setz dich, Freund! Trink diesen Wein, er ist trefflich gut. Jetzt bin ich ein anderer: verzeih mir. Verzeih mir, wenn ich mich übel hielt. Trink und verzeihe.

Oginski:

Ich habe nichts zu verzeihen, Pan.

Starschenski:

— So sage mir eins. Trink und sage mir eins: du kanntest Elga von Kindheit an?

Oginski:

Ja.

Starschenski:

Ihr habt miteinander als Kinder gespielt?

Oginski:

Sie spielte mit mir.

Starschenski:

Sie hatte dich gern?

Oginski:

Vielleicht.

Starschenski:

Du hattest sie gern?

Oginski:

Ich nicht, denn sie war nicht liebenswert.

Starschenski:

Du hattest Elga nicht gern?

Oginski:

Ich sage die Wahrheit.

Starschenski:

Sie war nicht schön?

Oginski:

Nein, Pan!

Starschenski:

Das lügst du, Pan.

Oginski erhebt sich.

Starschenski:

Bleib, setze dich.

Oginski:

Es ist genug.

Starschenski:

Elga ist schön. Sag, daß sie schön ist!

Oginski:

Es ist genug.

Starschenski:

Ich könnte dich töten — und küssen, wenn du nicht lügst. Gib mir die Hand! Bruder, gib mir die Hand.

Oginski:

Was wollt Ihr damit?

Starschenski:

Ich habe dich Lügner genannt. Verzeih!

Oginski:

Wir lügen alle.

Starschenski:

So logst du jetzt?

Oginski, kalt:

Das sag ich nicht.

Starschenski:

Nimm dich in Acht! — Oder habe Mitleid! —

Er läßt den Kopf auf den Tisch sinken und röchelt.

Oginski, sich erhebend, mit grausamer Kälte:

Was nützt Euch Mitleid, Erlaucht? Mitleid ist zehnfache Pein. Ich habe die zehnfache Pein gefühlt. Wollte Gott Mitleid zeigen mit einem Manne, der unterliegt, so wäre er nicht ein Gott der Gnade und Milde. Fordere kein Mitleid, Pan.

Starschenski, sich ermannend, fest:

Ich fordere es nicht!

Elga kommt wieder, reich gekleidet.

Elga, leichthin:

Bist du nun wieder nüchtern, Freund?

Starschenski:

Ich denke, ja. Komm und plaudere mit uns.

Elga:

Gut. Die Tafel wird schon gerichtet, gleich ruft man uns. Was habt ihr für Wein?

Starschenski:

Koste.

Elga:

Wie hast du gelebt, Oginski, seit wir uns nicht gesehen?

Starschenski, schnell:

Wie lange saht ihr euch nicht?

Elga, zu Oginski:

Nun, sprich: wie lange?

Oginski:

Ich zähle die Tage nicht. Sie kommen und gehen, es gilt mir gleich.

Elga:

Pfui, hast dich gar nicht nach deiner alten Gespielin gesehnt? Weißt du noch, wie das war, Oginski? Ich lief schneller, als ihr. Ich sprang weiter, als ihr. Bei euren Kriegen führt' ich euch an. Ich war eure Herrin. Ihr Knaben mußtet mir folgen, nach meinem Willen tun, allesamt. O, wie lustig war das!

Oginski, angewidert:

Ich bitte Euch, laßt mich. Ich kann nicht lachen und lustig sein.

Starschenski:

Was tuts? Ich auch nicht. Sie tut es für uns. — Ich will euch erzählen, was ich geträumt habe. Ich träumte von einem jungen Weibe. Es ist so. Ja. Das Weib war nackt, und es tanzte die ganze Nacht... sie tanzte, tanzte, tanzte auf eine qualvolle Weise vor mir. — Nun aber gib acht: worauf tanzte das Weib? Denkt euch den Mond kalkbleich! Der kalkbleiche, geisterhaft blasse, wie vor Entsetzen blasse Mond schien über ein weites, unendlich weites, gebirgiges Land. In diesem weiten, gebirgigen Lande, das war wie ein im Sturme erstarrtes Meer, wuchs nichts, kein Halm, weder Baum noch Strauch. Es kam mir im Traume vor, als seien die Berge getürmt und die Täler gefüllt mit Menschenknochen und Menschenschädeln. Darüber tanzte das Weib.

Elga:

Hu, seltsame Träume hast du. Höre doch auf, mich schaudert's.

Oginski:

Aber der Traum ist noch nicht zu Ende, Pan.

Starschenski:

So bring ihn zu Ende. Erzähle du.

Oginski:

Ich kann nicht erzählen.

Elga:

Er bittet dich und ich bitte dich: tu's!

Oginski:

Gut, so hört: ich habe das Weib wie du gesehen, das über die Schädel tanzt. Es war schön...

Starschenski:
Schön, wie Elga.
Oginski:
Es war schön und war nackt...
Starschenski:
Und ihr Leib war wie Elgas Leib.
Oginski:
Doch das Seltsamste waren die Augen an ihr. Aus ihnen hervor kam zuweilen ein Licht, das den Mond verdunkelte. Aus ihnen hervor quoll dann wieder der Tod und die Nacht. Sie hatte Augen...
Starschenski:
Wie Elgas Augen.
Elga:
So höre doch auf!
Oginski:
Die konnten, in meinem Traum, die Täler und Berge grünen machen mit einem Blick: ich meine die Augen, von denen ich sprach. Da flossen die Bäche, da fingen die Birken an zu duften...
Starschenski:
Ja, so war's!
Oginski:
Dann wiederum fuhr dir derselbe Blick ins Herz, wie Gift.
Elga erhebt sich, geht langsam hinaus:
Es friert mich bei euren Geschichten. Gute Nacht!
Starschenski, allein mit Oginski, erhebt sich düster und feierlich:
Pan Oginski, ich denke, nun wollen auch wir zu Ende kommen.
Oginski:
Ja. Heut oder morgen, einerlei!
Starschenski:
Ich denke, heut! —
Mit Bedeutung.
Gute Nacht also!
Oginski, ebenso:
Gute Nacht.
Starschenski:
Du wirst die Sonne des morgigen Tages nicht sehen, Oginski.
Oginski, bitter, ironisch:
Du auch nicht, Pan.
Starschenski:
Mag sein. — Aber du wirst eines schmachvollen Todes sterben.
Oginski:
Du lebst ein schmachvolles Leben.

Starschenski:

Mag sein. — Ich möchte dich nicht auf einen bloßen Verdacht hin richten...

Oginski:

Sei unbesorgt.

Starschenski:

Sie hat in deinen Armen geruht?

Oginski, mit unverhohlenem Triumph:

Ich habe gelebt!

Starschenski:

Wohlan! —

Er schlägt mit dem Degen dreimal auf den Tisch, der Hausverwalter und Bewaffnete stürzen herein.

Tut euer Werk! —

Er geht. Die Bewaffneten binden und knebeln Oginski schnell und schleppen ihn fort.

Der Raum bleibt leer, längere Stille.

Danach kommt Dortka, in höchster Angst.

Dortka:

Herrin! Herrin! Pani Elga!

Elga kommt.

Elga:

Dortka, was schreist du so?

Dortka:

Es ist gut, Pani Elga, daß ich Euch treffe.

Elga:

Warum ist es gut?

Dortka:

Hinten im Garten, wo der alte Wartturm steht... seht, es ist Licht darin.

Elga:

Was weiter?

Dortka:

Leute gehen herum mit Windlichtern.

Elga:

Was tun sie dort?

Dortka:

Leute mit Waffen.

Elga:

Geh, du träumst.

Starschenski ist aus einer Tür hervorgetreten und hält den Blick starr auf Elga gerichtet. Er ist leichenfahl im Gesicht.

Elga:

Pan Starschenski, was soll dies bedeuten?

Starschenski:

Es bedeutet nichts.

Elga:

Dann gute Nacht und morgen mehr.

Starschenski:

Du kannst jetzt nicht schlafen, Elga. Du mußt deinen Mantel nehmen und mit mir gehn.

Elga:

Du bist ertrunken in lauter Torheit, Pan.

Starschenski:

In Torheit ertrunken, nicht übel! Dortka, geh! Suche den Hausverwalter auf und frage dies: Hast du des Herren Gebot verrichtet? Dann bring mir Bescheid.

Dortka ab.

Starschenski:

Elga, steh auf und folge mir.

Elga:

Das werde ich nicht. Ich folge dir nicht.

Starschenski:

Du willst nicht?

Elga:

Nein.

Starschenski:

So bleib und sage mir eins....

Elga:

Du bist zum Narren geworden, ich weiß nicht, wodurch.

Starschenski:

Vielleicht durch dich.

Elga:

Dann laß mich frei und behalte das deine, Starschenski. Viel lieber in Armut und bitterstem Elend leben, als so!

Starschenski:

Ich soll das meine behalten? Was läßt du mir übrig?

Elga:

So viel du willst! Du bist meiner überdrüssig! Ich fühl es wohl. Ich bin dir zuwider: so laß mich gehn!

Starschenski:

Zum Vetter Oginski.

Elga:

Was sagst du da?

Starschenski:

Zum Vetter Oginski würdest du gehn.

Elga:

— — Nun denn —: wohin ich ginge, das stünde bei mir! —

Sie steht auf, geht umher.

Starschenski:

Wenn du es kannst, so leugne! Höre und sprich: du und Oginski, ihr waret einander verlobt, als du mich kanntest?

Elga:

So höre auch du nun. Ich bin es müde. Hat Oginski geschwatzt im Trunk, wohlan: wir waren Kinder, er und ich. Dir aber sage ich: wir sind zu alt, um jetzt noch Kinder zu sein! So plage mich nicht mit Vergangenem! Plag mich nicht mit dem Vetter Oginski! Oder laß mich gehn.

Starschenski:

So liebst du Oginski nicht mehr? Sage das eine: liebst du ihn jetzt nicht mehr?

Elga:

Wäre ich mit dir gegangen? Wäre ich dein Weib geworden? Es ist mir in deiner Welt nicht immer heimisch gewesen! Gemeinsame Kindheit, gemeinsame Welt.

Starschenski:

Gemeinsames Paradies vielleicht.

Elga:

Meinethalben auch das! Nun, ich wurde dein Weib, was mehr?

Starschenski:

Liebst du denn mich?

Elga:

Nein! — Jetzt lieb ich dich nicht! Weil du mich quälest und folterst, lieb ich dich nicht. Aber einst ging ich mit dir und war mit dir fröhlich. Glücklich und fröhlich war ich mit dir: und wo ich glücklich und fröhlich sein kann, Pan, da liebe ich auch.

Starschenski:

So komm.

Elga:

Wohin soll ich jetzt mit dir gehen? Ich bleibe hier — oder gehe allein. Krank bist du und solltest zum Arzt. Aus ehrlicher Seele gesprochen: ich habe Angst. Ich fürchte mich jetzt, mit dir zu gehn.

Starschenski:

So sage das eine: liebst du Oginski jetzt nicht mehr?

Elga:

Ich sage: nein!

Starschenski:

Tot oder lebend ist er dir gleich?

Elga:

Er lebt nicht für mich! Er stirbt nicht für mich!

Starschenski:

So komm! —

Er hat sie mit eisernem Griff um das Handgelenk gefaßt und führt sie mit sich.

Sechste Szene

erwandlung. Das Gemach der ersten Szene, damals noch im alleinstehenden Wartturm gelegen. Rechts und links vor dem ver= hangenen Bett hohe vergoldete Standleuchter mit unangezündeten Kerzen. Nacht. Mondschein. Der Hausverwalter vor dem Bett mit einem langen, entblößten Schwert. Dortka kommt.

Dortka:

Was ist das für eine Nacht! — Bist du hier, Timoska?

Der Hausverwalter:

Ja. Was willst du?

Dortka:

Erlaucht, unser Herr, schickt mich. Hast du des Herrn Gebot verrichtet, soll ich dich fragen.

Der Hausverwalter:

Ich denke wohl. Geh und sage dem Herrn: der tote Wolf frißt kein lebendiges Schaf. — Du hast hier nichts mehr zu suchen. Was stehst du noch?

Dortka, zitternd:

Verwalter, was hast du vor?

Der Hausverwalter:

Frage den Herrn.

Dortka:

Mich grauset's, wenn ich dich ansehe, ich weiß nicht, warum.

Der Hausverwalter:

Ja, du hast Grund zum Grausen.

Dortka:

Ich?

Der Hausverwalter:

Ja, du.

Dortka:

Was habe ich getan?

Der Hausverwalter:

Dirne, du weißt es!

Dortka:

Timoska, habe Erbarmen mit mir. Ich weiß es nicht.

Der Hausverwalter:

Habt ihr Erbarmen gehabt mit meinem Herrn?

Dortka:

Mit deinem Herrn, Timoska?

Der Hausverwalter:

Was habt ihr aus ihm gemacht? Reich, jung und gütig vor wenig Tagen, ist er heut alt, arm und voll Haß.

Dortka:

Und ich? Mir gibst du die Schuld?

Der Hausverwalter:

Wahrlich nicht dir allein. Dir und der ganzen Brut! Ich hasse die Laschek's, sie haben den Fluch.

Dortka:

Was hab ich doch mit den Lascheks gemein? Der Herrin hab ich gedient, sonst nichts.

Der Hausverwalter:

Sie ist keine Herrin. Sie ist eine Dirne, wie du!

Dortka:

Es ist nicht wahr. Die Leute lügen, wenn sie das reden. Ihr seid verblendet: es ist nicht wahr!

Der Hausverwalter:

Wir wissen es. Sie ist keine Herrin. Nein. Sie ist ein Teufel! Sie war eine Dirne, als er die Bettlerin fand in den Straßen von Warschau. Ein Ungeziefer, das er auflas und heimbrachte. Ich und Pani Marina wußten es. Sie steckte ihre Hände in seine Taschen. Die Brüder steckten die Hände hinein. Ein Vampir ist sie und trank ihm das Blut aus der Brust. Jetzt hebe dich weg, man kommt, errette dein Leben.

Dortka ab.

Starschenski erscheint in der Tür.

Starschenski, nach rückwärts sprechend:

Es ist nichts: doch komm herauf. Es ist um einer nichtigen Sache willen, ich geb es zu: aber komm herauf! —

Elgas Stimme:

Ich gehe nicht weiter.

Starschenski:

Du kannst nicht zurück! Es sind Bewaffnete vor der Tür, du kannst nicht zurück! Du setzest dein Leben aufs Spiel, wenn du ohne mich rückwärts gehst. Komm getrost herauf! Oder fürchtest du dich?

Elga tritt ein im Mantel.

Elga, verbissen und fest:

Nein!

Starschenski:

Es ist kalt dort unten. So ist es recht. Es ist hier wärmer. — Hast du gesehen? Es hat einen harten Frost gegeben die Nacht. Wir sind über

einen weißen Teppich von Blütenblättern gegangen durch den ganzen Garten, vom Schloß bis hierher. Bist du jemals den Weg gegangen?

Elga, zu Timoska:

Wer bist du? Wer ist der Mann, der dort steht?

Starschenski:

Komm, ich will dir den Mantel abnehmen. Der alte Timoska ist es. Setze dich. — — Jawohl, es ist ein seltsam dumpfes Gemach. Ich begreife wohl: unheimlich für jeden, der es zum erstenmal betritt. Es ist, als hätten hier seit dem Anfang der Welt Gespenster und nur Gespenster gehaust. Du bist noch niemals hier oben gewesen?

Elga:

Du weißt es, ich bin hier oben gewesen, was fragst du mich?!

Starschenski:

Ich wußte es nicht. Wie viel Mal wohl bist du hier oben in dieser verfluchten Kammer gewesen?

Elga, düster, trotzig:

„Viele Male".

Starschenski:

Weißt du es auch, was hinter dem Vorhang ist?

Elga:

War ich hier oben, so weiß ich, was hinter dem Vorhang ist.

Starschenski:

So sage mir deutlich, was es ist. Ich frage mit gutem Grund und erwarte die Antwort. — Du meinst, daß ein Bett hinter diesem Vorhang ist?

Elga:

Nun also, was sonst?

Starschenski:

Es ist noch mehr! Kennst du die Sage, die man sich in den Hütten der Knechte, auf den Schlössern im Umkreis und auf der Gasse erzählt von dem alten Gemach und der Lagerstatt?

Elga:

Ich kenne sie nicht und will sie nicht wissen. Jetzt ist es genug, ich gehe!

Starschenski:

Setze dich nicht in Gefahr, du weißt! Und bleib. Timoska wird dir die Sage erzählen. Der Alte kennt sie.

Der Hausverwalter beginnt laut und langsam ein Pergament abzulesen:

Es lebte vor alten Zeiten ein treuer Mann und reicher Graf. Er lebte für sich und in Frieden mit seiner erlauchten Mutter. Endlich aber hing er sein Herz an ein Weib ...

Starschenski:

Und habt ihr alles genau nach meinem Befehle verrichtet?

Der Hausverwalter:

Aufs Wort genau.

Starschenski:

Sodaß auch das Letzte zu tun nicht mehr übrig bleibt?

Der Hausverwalter:

Nein. Es ist alles getan und nichts mehr übrig.

Starschenski:

Erzähle weiter.

Der Hausverwalter:

Doch es war eine Grube voll Schlangen und kein Weib. Sie log und betrog ihn, der redlich und ohne Falschheit war. Sie verriet ihn und überschüttete ihn mit Schande.

Starschenski:

Wo tat sie das?

Der Hausverwalter weist auf das Bett:

Hier, Graf Starschenski.

Starschenski:

Auf diesem Lager, meinst du?

Der Hausverwalter:

Ja.

Elga:

Wahnsinnig seid ihr! Zu Hilfe! Zu Hilfe! —

Sie preßt sich, wie gejagt, zitternd an die Wand.

Starschenski, ruhig:

Pani Elga, sei still, es geschieht dir nichts. — Entzünde die Lichter.

Der Hausverwalter:

Ja, Herr, sogleich. —

Er steckt die Kerzen der Standleuchter an.

Elga, wie irrsinnig, starrt in die Lichter:

Dortka! Oginski! Mich drückt ein Alb! Ich will nicht träumen! Weck mich, Dortka! Der Vorhang ist schwarz! Warum sah ich es nicht? Ich habe den Traum von den Leuchtern schon einmal geträumt. Warum weckst du mich nicht? Ich will nicht träumen!

Starschenski:

Still, Herrin, still, dir geschieht kein Leid. Du träumst auch nicht, Herrin, sondern du wachst. Doch lüge nicht! Lüge in dieser furchtbaren Stunde nicht! Du bist voll Makel! Du bist nicht rein. Und dennoch: liebst du Oginski nicht mehr — so sprich ein Wort.

Elga, fast winselnd, in wahnwitziger Angst:

Ich habe gesprochen, du glaubst es mir nicht.

Starschenski:

Bei Gottes Liebe, wenn es die Wahrheit ist, so bist du mir rein: dann tritt zu mir her — und sei mein Weib!

In diesem Augenblick — die Lichter sind alle angezündet — geht auf einen Wink Star-

schenskis der Vorhang auseinander, und man erblickt Oginski, erdrosselt, auf dem Bett liegen. Elga, eben im Begriff den Worten Starschenskis zu folgen und zu ihm zu treten, wird beim plötzlichen Anblick des Toten von einer tiefen Starrheit erfaßt. Es scheint, als würde sie, vollkommen willenlos, von dem Toten an sich gezogen. Dumpf röchelnd wirft sie sich über die Leiche. Nach längerem Stillschweigen beginnt Starschenski mit veränderter, bewegter Stimme:

Starschenski:

Elga! —

Elga antwortet nicht.

Starschenski, dringender und inniger, sich ihr nähernd:

Elga!

Elga fährt herum, haßerfüllt, wie eine Wölfin, die ihr Junges verteidigt:

Rühr ihn nicht an!

Starschenski, begütigend, fast flehentlich:

Elga!

Elga richtet sich langsam auf und weicht voll Haß, Grauen und Ekel vor ihm zurück. Dann bricht sie los:

Ich hasse dich! Ich speie dich an!



Eine tiefe Finsternis senkt sich über den Raum. Man hört leise den Chorgesang der Mönche, wie in der ersten Szene. Die Morgendämmerung dringt durch die Fenster. Man unterscheidet allmählich die Silhouette des deutschen Ritters gegen den sich langsam rötenden Morgenhimmel; sonst ist das Gemach leer. Die schwarzen Vorhänge des leeren Bettes sind geöffnet. Es pocht.

Der Ritter:

Wer ist da? Herein.

Der Diener tritt ein:

Es ist Zeit, daß wir abreiten, Herr, wir müssen fort.

Der Ritter:

Nun, Peter, du bist mir willkommen. Hinaus! Aufs Pferd! Und hinein in die helle, lebendige Welt.

Der Diener:

Sollen wir ohne Frühstück abreiten? Die Brüder sind bei der Frühmesse.

Der Ritter:

Flugs hinaus! Ich möchte keinem der Brüder wieder begegnen! — Es hat mich einer von ihnen noch gestern zur Nacht besucht. Hinaus in die Frühe! Hinaus aufs Pferd! Es lag ein seltsamer Alb auf mir, schwer bis zum Tod. Gott sei uns gnädig! Ich werde noch lange an diese Nacht im Kloster zurückdenken.





Goethe und Schiller/ von Houston Stewart Chamberlain

Eine Einleitung in ihren Briefwechsel



einen Briefwechsel mit Schiller gab Goethe in den Jahren 1828 und 1829 heraus. Von dem Tage des Erscheinens an galt diese Veröffentlichung als ein wichtigstes Denkmal in der Geschichte der deutschen Literatur. Goethe selber schreibt darüber (Bf. an Zelter vom 30. 10. 1824): „Es wird eine große Gabe sein, die den Deutschen, ja ich darf wohl sagen den Menschen geboten wird." Für uns Heutige bleibt also nichts zu entdecken: wir können uns nur dem Urteile der früheren Geschlechter anschließen. Doch läßt sich eines nicht leugnen: der Zeiten Lauf ändert die Perspektive, in welcher Erscheinungen von bleibender Bedeutung erblickt werden, und so wird es immer von neuem nötig, oder wenigstens nützlich, sich genau zu überlegen, was die Gegenwart an ihnen besitzt, wie sie diesen Besitz einschätzt, wie sie ihn deutet und verwertet. Nichts weiter als dies bezwecken folgende Zeilen.

Allerdings kann keiner behaupten: ich bin die Gegenwart; ein jeder aber trägt das Gepräge seiner Zeit; mag er noch so individuell fühlen und reden, er ist doch einer unter vielen, und viele sind es, die in dem Einen zu Worte kommen. Wäre das nicht der Fall, kein Vernünftiger würde es wagen, einem Werke wie dem vorliegenden diese Worte hinzuzufügen.

Wie hat nicht die Wertschätzung Schillers und die Goethes im Laufe der hundert Jahre gewechselt, die uns heute von Schillers Tode trennen! Dies im einzelnen zu verfolgen, wäre keine herzerquickende Beschäftigung, denn zur üblichen Verkennung und Verballhornung des Genies tritt hier die eigentümliche und perverse Neigung, einen der beiden gegen den andern auszuspielen. Dies hat sehr früh begonnen. Schon 1825 klagt Goethe: „Nun streitet sich das Publikum seit zwanzig Jahren, wer größer sei, Schiller oder ich; und sie sollten sich freuen, daß überall ein paar Kerle da sind, worüber sie streiten können" (Eckermann 12. 5. 1825). Wohl hat es deutsche Gelehrte gegeben, Gelehrte von Ruf (hier wenn irgendwo darf man sagen: nomina sunt odiosa), die dem Nachweis, sowohl Goethe wie Schiller seien talentlos gewesen, dicke Bücher gewidmet haben; doch blieb eine derartige Urteilslosigkeit immerhin vereinzelt und ziemlich wirkungslos; verderblich dagegen war und ist die allgemeine Neigung, Goethe auf Kosten Schillers, oder umgekehrt Schiller auf Kosten Goethes in den Himmel zu erheben. Ich spreche gewiß im Namen der Gegenwart, wenn ich sage: diesem Unwesen sind wir entschlossen ein Ende zu machen; wir wollen nicht zu wählen haben

zwischen Schiller und Goethe, sondern wir wollen uns beide anzueignen suchen: Goethe und Schiller. Uns ahnt schon deutlich: wer nicht beide besitzt, besitzt keinen von beiden. „Einer ist ohne den andern nicht zu verstehen", schreibt Goethe von sich und Schiller (Bf. an Boisserée vom 29. 9. 1826). Wer da wählt, bewegt sich ganz an der Oberfläche; er ist das willenlose Werkzeug gewisser Sympathieen und Antipathieen; die Nerven, die Epidermis, die allgemeine physische Beanlagung entscheiden, nicht das zugleich unbestechliche und generöse Urteil des freien, sich selbst beherrschenden Verstandes. Wo gäbe es ein Verstehen, wenn nicht der Empfangende dem Gebenden auf halbem Wege entgegenkommt? Was wäre ein passives, rein leidendes Verstehen? Zu bemühen haben wir uns, wollen wir höchsten Phänomenen der Geisteswelt auch nur halbwegs gerecht werden; das zu tun, ist unsere Pflicht; das bloße Gefallen hat nur für trivialere Dinge Geltung. Dieser Schiller, für den die einen mit einem geringschätzenden Seitenblick auf Goethe schwärmen, dieser Goethe, den die Schillerverächter hochpreisen: das ist ja gar nicht der wahre Schiller und der wahre Goethe; vielmehr sind es Truggebilde, bloße Schemen für gewisse allgemeine Richtungen, Worte, nicht Gestalten. Goethe und Schiller waren beide weit größer, als eine Tradition sie macht, in der alles Lebensblut zu harter Kruste gerinnt und zusammenschrumpft; an allen Seiten brachen sie hinaus über die Linien und Ecken des Gewohnheitsmäßigen, leicht Verständlichen. Darum aber ist es schwer, sie zu kennen, sehr schwer; mit ein bißchen Sympathie und Antipathie kommt man da nicht weit; es erfordert heiligen Ernst, es erfordert harte Arbeit, es erfordert jahrelanges liebevolles Versenken. Goethe ist wie die Natur: in ihm verschmelzen alle Widersprüche zu organischer Einheit, täglich kann man an ihm Neues entdecken, er ist nicht auszukennen, er sprengt jeden begrifflichen Ausdruck; wie ein vollendetes Kunstwerk ist Schiller: aus der machtvoll gedrungenen Einheitlichkeit in Form und Ausdruck schießen die Strahlen nach allen Seiten aus; wer nur die landläufige Idealgestalt des dithyrambischen Dichters kennt, wird viele Überraschungen erleben, wenn er den abstrakt-philosophischen, den klug-praktischen, den überlegt-diplomatischen Schiller entdeckt; je länger man diese Erscheinung betrachtet, umso unerschöpflicher — wie ein Werk der Kunst — dünkt einen ihre Bedeutung. Wenn auf irgend etwas, dann wahrlich hat auf Schiller und auf Goethe das vielangeführte Wort Anwendung:

> Was du ererbt von deinen Vätern hast,
> Erwirb es, um es zu besitzen.

Solche Erkenntnisse saugt man nicht mit der Muttermilch ein, und kein Wahngedanke ist hohler als der, es genüge, ein Deutscher zu sein, um Goethe und Schiller gleichsam sympathetisch zu verstehen. Haben sie sich doch selber gegenseitig im Anfang nicht verstanden, sondern dieses Verständnis erst im Laufe der Jahre erworben.

In dem Briefwechsel besitzen wir nun, wenn auch nicht ein ganzes, lückenloses Zeugnis, so doch ein wichtigstes Dokument über diese gegenseitige Verständigung,

über dieses gegenseitige Eindringen eines jeden der beiden in die Eigenart des anderen. Kein bisheriger Forscher führt so tief in die Erkenntnis der Eigenart Goethes ein, wie Schiller. Man lese nur seinen Brief an Goethe vom 23. August 1794! der Brief, von dem Goethe sagt: „Sie ziehen in ihm mit freundschaftlicher Hand die Summe meiner Existenz.“ Wie immer, so auch hier ist Goethe schwerer zu verwerten, weil er weniger logisch-didaktisch zu Werke geht; doch sicher ist, daß er, mehr als irgend ein anderer Sterblicher, das ganze Wesen Schillers erfaßt, umfaßt und schrankenlos bewundert hat.

Er glänzt uns vor, wie ein Komet entschwindend,
Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.

Jeder der beiden drang aber von einer anderen Seite in das Verständnis des Freundes ein. Erst die genauere Einsicht in die dichterische und überhaupt in die schöpferische Reingewalt Goethes hat Schiller gelehrt, den Menschen Goethe — der ihm anfangs nicht durchwegs sympathisch gewesen war — auf seinen Wert zu schätzen; erst die Berührung mit dem Menschen Schiller, die Erfahrung des erhabenen Zaubers, den sein innerstes Geistesleben auf alle ausübte, die fähig waren, ihn zu verstehen, erst dieses ganz Persönliche eröffnete Goethen das Verständnis für die Dichtungen seines Freundes, deren Art so weit von der seinen abwich, daß sie im ersten Augenblick fast abstoßend auf ihn gewirkt hatten. So stehen sich die beiden antithetisch gegenüber. Darum — sobald sie sich klar erblickt haben — wird jeder dem anderen zuerst der interessanteste Gegenstand der Welt, später der geschätzteste, bewundertste Freund. „Geliebt“ wäre vielleicht nicht der richtige Ausdruck; es handelt sich um mehr und um weniger als Liebe; gerade daß sie infolge ihres ganzen Wesens einander immer in einer gewissen Entfernung gegenüberstanden, verleiht der Freundschaft zwischen Goethe und Schiller einen unvergleichlichen Zug der Würde und macht zugleich, daß jeder den anderen wenn nicht lückenlos, so doch schattenlos übersieht.

Aus diesen verschiedenen Erwägungen ergibt sich der wahre Wert des Briefwechsels für uns alle: nicht nur ergänzt er in köstlicher Weise, was wir sonst über Schiller und über Goethe — über ihr Leben und über ihre Anschauungen — wissen, sondern wir lernen hier jeden der beiden großen Männer an dem anderen erkennen, und gerade dies bedeutet für unsere Kultur als Ganzes, sowie für die Kultur jedes einzelnen unter uns einen unschätzbaren Gewinn.

Das allmähliche Werden dieses einzigen Verhältnisses, der Umschwung aus dem Gemisch von Anerkennung und Verkennung zu Verständnis, Bewunderung und Freundschaft geht nun zum großen Teile dem Briefwechsel voraus; es ist darum nötig, will man ihn verstehen, zuerst über das Vorhergegangene richtige und deutliche Vorstellungen zu besitzen. Nur dann kann es gelingen, den Briefwechsel in dem angedeuteten Sinne, nicht als Geschichte und Wissenschaft, sondern zur Bereicherung des eigenen Innern durch die Teilnahme an lebendigen, halb verborgenen Seelenvorgängen in dem Busen unsterblicher Männer zu verwerten.

Dazu will ich in aller Kürze einige leitende Grundgedanken geben.

m 7. September 1788 begegneten sich Goethe und Schiller zum ersten Male.

In Weimar sah man dieser Begegnung mit einiger Spannung entgegen; sie geschah nicht unerwartet, ebensowenig geschah sie aus spontanem Antrieb, vielmehr war sie von anderen Personen eingeleitet und bewerkstelligt; darum stand sie unter einem ungünstigen Sterne. Zwei Männer, die auf einsamer Höhe sich sofort erkannt hätten, mußten einander auf dem Boden der anständigen Mittelmäßigkeit entgegentreten, mußten mit Damen und Herren „konversieren", mußten tun, als wüßten sie nicht, daß diese überflüssigen dritten auf ihre Begegnung und auf den Eindruck, den ein jeder Dichter vom anderen erhalten würde, voll Neugierde harrten; ein jeder wußte sich beobachtet und wollte selber beobachten; es fehlte die Unbefangenheit, es fehlte die Größe. So fand sich denn ein jeder in seinen vorgefaßten Meinungen und in den Vorurteilen seiner Umgebung bestärkt, und beide standen sich nach der Begegnung ferner als vorher.

Um hierüber Klarheit zu gewinnen, wollen wir uns fragen, in welcher allgemeinen Geistesverfassung sie an diesem 7. September 1788 einander entgegengetreten sind; jedenfalls war sie auf beiden Seiten eine ganz verschiedene.

Schiller ist am 10. November 1759, Goethe am 28. August 1749 geboren; Schiller war also zehn Jahre jünger als Goethe; zur Zeit als die hinreißenden Jugendwerke Goethes, Götz von Berlichingen (1773) und Werthers Leiden (1774) erschienen, war Schiller noch ein Knabe; diese Dichtungen gehörten zu seinen ersten großen Lebenseindrücken; er bewahrte sie im Herzen, er lebte ihnen nach, er dichtete ihnen nach — wenn auch auf seine Weise. Darum war es ein denkwürdiger Tag für ihn gewesen, als am 14. Dezember 1779 der Herzog von Weimar die Karlsschule besuchte und in seinem Gefolge Goethe erschien — der schon weltberühmte Dichter, der Fürstenfreund, der Minister, der Vertraute aller bedeutenden deutschen Männer. Mit welchem Herzklopfen mag Schiller hinaufgeschaut haben zu dem Hochsitz, wo der Dichter inmitten der Fürsten saß! Wohl sah Schiller schärfer als viele Zeitgenossen und erblickte in Goethe nicht die „olympische Gestalt", die man schon damals dem weder großen noch frei sich bewegenden Manne anzudichten beliebte. „Sein erster Anblick stimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte": so bekennt Schiller später; „Goethe ist von mittlerer Größe, trägt sich steif und geht auch so." Doch das klopfende Herz hatte besser geurteilt als das prüfende Auge: Goethe war ihm ein Höchstes geblieben. Inzwischen hatte nun Schiller seinen stürmischen Lebensweg angetreten. Gewaltsam hatte er die Ketten des hemmenden Zwanges zerrissen, kühn jeder konventionellen Lüge den Krieg erklärt, heldenmütig der Not getrotzt. Zehn Jahre machten in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine lange Zeit aus; zehn Jahre später als Goethe geboren, geriet Schiller gerade in den empfänglichsten Jugendjahren und noch ohne jeden Ballast an Lebens- und Menschenerfahrung in den brausenden Strom der heraufziehenden Revolutionsideen; wogegen Goethe damals schon Staatsmann war,

für wichtige Fürsten- und Landesinteressen die Verantwortung trug, und alle diese Bewegungen darum aus einem anderen Gesichtswinkel erblicken mußte. Später wurde es immer klarer und Goethe selber hat es ausgesprochen (Eckermann 4. 1. 1824), daß von den beiden Schiller seinem ganzen Wesen nach der eigentliche Aristokrat war; doch vorderhand war es Schiller — nicht Goethe —, der mit Werther rief: „Das ist eine Närrin, die sich auf das bißchen Adel Wunderstreiche einbildet!" und mit Götz: „Es lebe die Freiheit! Und wenn die uns überlebt, können wir ruhig sterben!" So dem Zeitgeist genau seinen Ausdruck verleihend, hatte der jugendliche Schiller, mehr noch vielleicht als seinerzeit der jugendliche Goethe, mit seinen Erstlingswerken — die Räuber, Fiesco, Kabale und Liebe — das ganze deutsche Volk aufgerüttelt. Werther war ein Buch, ein Buch, das man unter dem Baume oder hinter dem Ofen unter Tränen der Wehmut einsam las, auch Götz wurde erst viel später (1804) für die Bühne eingerichtet und war also damals ebenfalls nur ein stummes Buch; Schiller dagegen schleuderte seine Feuerreden von der Bühne herab in alle Herzen und entzündete damit Begeisterung — oder aber deren ebenso emportragende Ergänzung: Haß. Und das alles geschah zu einer Zeit, wo Goethe, von Staatsgeschäften und von dem Beginne seines unergründlich tiefen, fünfzigjährigen Nachsinnens über die Phänomene der sichtbaren Natur in Anspruch genommen, das Dichten in größeren Formen zeitweilig fast aufgegeben hatte, um es dann — mit Iphigenie und Tasso — auf einem viel höheren Niveau, jenseits aller Zeitströmungen, jenseits auch aller Möglichkeit großer populärer Wirkungen wieder aufzunehmen. So war denn Goethe — im Bewußtsein der Gebildeten — aus seiner führenden Stellung als erfolgreichster, zu den größten Hoffnungen berechtigender Poet Deutschlands gewichen, und Schiller hatte sie eingenommen. In demselben Maße war natürlich Schillers Selbstvertrauen und Selbstbewußtsein gewachsen; er hatte seine Kräfte erprobt; er kannte sich; er wußte, daß er wert war, von Goethe gesucht und gekannt zu werden. Ein Jahr vor der ersten Begegnung mit Goethe schreibt Schiller an seinen Freund Ferdinand Huber: „... ich erkenne meine Armut, aber meinen Geist schlage ich höher an, als bisher geschehen war... Mich selbst zu würdigen, habe ich den Eindruck müssen kennen lernen, den mein Genius auf den Geist mehrerer entschieden großer Menschen macht. Da ich diesen nun kenne und den Vereinigungspunkt ihrer verschiedenen Meinungen von mir ausfindig gemacht habe, so fehlt meinem Urteile von mir selbst nichts mehr. Um nun zu werden was ich soll und kann, werde ich besser von mir denken lernen und aufhören, mich in meiner eigenen Vorstellungsart zu erniedrigen." Dies bedingte aber bei einem Mann von Schillers Größe keine geringere Verehrung für Goethe. Im Gegenteil, es hat vielleicht eine Zeit gegeben — gerade die Zeit um die erste Begegnung herum —, wo Schiller möglicherweise der einzige Mensch war, der Goethes Überlegenheit — gerade als Dichter — über ihn selbst deutlich empfand. Schiller war sehr schnell gereift; außerdem war er von Hause aus ein exquisit kritisch-analytischer Geist; er urteilte darum scharf und richtig; er kannte sich, er

kannte die anderen. Aber — auch dies sei zum Schlusse gleich hier hinzugefügt — er kannte Goethe nur nach seinen damals veröffentlichten Werken, die Hälfte seines Wesens blieb ihm also — wie allen — noch völlig verschlossen; und von dem Menschen Goethe wußte er nur, was er von der einen kurzen Phase (Weimar 1775—1786) hörte, aus dem Munde von Menschen hörte, die alle — mit einziger Ausnahme Herders — völlig unfähig waren, einen Goethe in seinem Wesen zu beurteilen. Wie Herder urteilte, ersieht man aus den wundervollen Worten in Schillers Brief an Körner vom 12. 8. 1787: „Herder gibt ihm einen klaren, universalen Verstand, das wahrste und innigste Gefühl, die größte Reinheit des Herzens! Alles, was er ist, ist er ganz, und er kann, wie Julius Cäsar, vieles zugleich sein. Nach Herders Behauptung ist er rein von allem Intriguengeist, er hat wissentlich noch niemand verfolgt, noch keines andern Glück untergraben. Er liebt in allen Dingen Helle und Klarheit, selbst im kleinen seiner politischen Geschäfte, und mit eben diesem Eifer haßt er Mystik, Geschraubtheit, Verworrenheit... Ihm ist er ein allumfassender Geist.“ Schiller traut aber dem Urteil Herders nicht, und sagt immer: Herder gibt ihm Verstand... Herder will ihn bewundert wissen, usw. War also Schillers Wertschätzung Goethes eine hohe und aufrichtige, so führte ihn doch — wie das häufig geschieht — gerade die Schärfe seines Urteils in mancher Beziehung bedenklich irre, was aus seinem Briefwechsel mit Körner leicht zu belegen wäre.

So trat Schiller Goethe entgegen; wie nun sah es in Goethes Herzen aus?

Diese Frage ist weit schwerer zu beantworten, weil bei Goethe Charakter und Intellekt verwickelter — oder wie Goethe sich gern ausdrückt, „verschränkter“ — angelegt sind als bei Schiller. Goethe gleicht, wie oben gesagt, der Natur: das scheinbar logisch Widersprechende ist bei ihm zu einer organischen Einheit verknüpft. Darum gehört zum Verständnis Goethes mehr, als die bloße logische Rede geben kann, es gehört dazu ein Erschauen, es gehört ein Etwas, was er selber als Wirkung der Musik schildert: daß sie „die geballte Faust freundlich flach läßt.“ Schiller reißt uns mit sich hin, wir mögen wollen oder nicht, Goethe erfordert Hingabe. Nicht nur physisch — in seinen heroisch getragenen Leiden — war Schillers Zustand der des Kampfes, auch geistig ist sein Wesen die Ekstase, die Dithyrambe, der gewaltsame Kampf der Seele gegen die Natur; er ist ein Held, er ist ein Gigant, der Götter stürzt und an ihrer Stelle neue inthronisiert. Bei Goethe ist dagegen aller Kampf nach innen verlegt; wie in den Eingeweiden unserer Mutter Erde bleibt das Toben der widerstreitenden Elemente dem Auge unsichtbar, dem Ohr unhörbar, und nur selten mahnt ein vulkanartiger Ausbruch der Leidenschaft oder eine plötzliche Erkrankung, die den gesunden Mann in wenigen Stunden bis an die Tore des Todes führt, —

> Schon rast's und reißt in meiner Brust gewaltsam,
> Wo Tod und Leben grausend sich bekämpfen

— an das große Werk des Gährens und des Reifens, das ungesehen im Innern

vor sich geht. Ruhe, Harmonie, Versöhnung zwischen den feindlichen Gewalten — auch zwischen Mensch und Natur, zwischen Ideal und Instinkt, zwischen Sollen und Wollen, zwischen dem Traum und dem Schicksal — das ist Goethes Ziel, das ist, was er in sich selber erleben, verwirklichen will. Goethe ist sich aber dieser seiner Eigenart weit später als Schiller sich der seinen bewußt geworden. Von Schiller berichtet Goethe: „Es war nicht seine Sache, mit einer gewissen Bewußtlosigkeit und gleichsam instinktmäßig zu verfahren, vielmehr mußte er über jedes, was er tat, reflektieren" (Eckermann 14. 11. 1823); hingegen gehörte eine breite Grundlage des unbewußten Lebens und Schaffens dazu, um das zu werden, was Goethen bestimmt war. Goethe mußte sich gewissermaßen selber als unbewußte Naturerscheinung erblicken, ehe er sein Selbst begreifen konnte. Über diesen Vorgang des allmählichen Sichbewußtwerdens Goethes und über die Lebenskrisis, die er bedingte, ist hier nicht der Ort, näher zu berichten; das würde viel zu weit führen. Es genüge zu sagen, daß der Aufenthalt in Italien, 1786—1788, den Höhepunkt der Krisis darstellt; hier folgt auf die größte Unklarheit über sich die endgültige Einkehr in sich, der Entschluß, ein neues, zielbewußtes Leben zu beginnen. Der Goethe, der aus Italien heimkehrt, ist ein anderer Mann als der Goethe, der zwanzig Monate vorher hingeflüchtet war — nicht, weil er innerlich ein andrer geworden ist, sondern weil er jetzt die wunderbarste aller Erscheinungen, sein eigenes Selbst erblickt, erkannt, begriffen hat, und nunmehr entschlossen ist, der lückenlosen, überzeugenden Ausgestaltung dieses Phänomens sich ungeteilt zu widmen. Wohl blieb Goethen auch fernerhin manches an seinem eigenen Wesen geheimnisvoll, ja geradezu unklar; an Schiller schreibt er: „Sie werden bei näherer Bekanntschaft eine Art Dunkelheit und Zaudern bei mir entdecken, über die ich nicht Herr werden kann, wenn ich mich ihrer gleich sehr deutlich bewußt bin" (27. 8. 1794); doch klar und unerschütterlich war hinfürder der Beschluß des Willens: der reinen Ausbildung der eigenen Persönlichkeit zu leben. Niemals in der Geschichte der Menschheit war das Objekt so ganz Subjekt, niemals hat ein Subjekt sich so rein objektiv erfaßt.

Und nun, als fast vierzigjähriger Mann, der endgültig aus Wolken und Sturm in die errungene Klarheit des Tages getreten ist, vor sich ein unendlich ferner, aber in ruhiger Fahrt — wenn auch vielleicht erst nach Jahrhunderten (was bedeutet für einen solchen Mann die Zeit?) ... vor sich ein unendlich ferner, aber sicher dereinst zu erreichender Horizont, — jetzt, wo er nur eines will: Ruhe um sich und in sich, die „Kindesruh" (wie es im Faust heißt) und die Gelassenheit und Impassibilität der Natur .... jetzt stört ihn aus jedem Munde der Name „Friedrich Schiller" auf, er vernimmt von den unerhörten Erfolgen, er findet beim Wiederbetreten des deutschen Bodens alle Welt in die Betrachtung des neuen Sternes an dem Himmel deutscher Sprache, Poesie und Bühnendichtung schwärmerich versenkt! Selbst wenn man einzig das Formelle in Betracht zieht, wie konnte der Mann, der soeben Iphigenie und Tasso gedichtet hatte, ohne Widerwillen die Räuber lesen? „Schillers Räuber widerten mich äußerst an", gesteht er

auch buchstäblich. Und das betrifft erst die Oberfläche. Die ganze Geistesrichtung war es, die Goethe notwendig abstoßen mußte: das Gewaltsame, das Politische, das Demagogische, das phrasenreich Deklamatorische, das logisch Didaktische. Alles und jedes war den Idealen Goethes — so mußte es scheinen — direkt entgegengesetzt. Und war Goethe auch wenig oder fast gar nicht eitel, umso größer war sein Stolz, sein sicheres Bewußtsein des eigenen Wertes; nicht mit Unrecht hatte er glauben können, die Führerschaft in dem Werdegang der deutschen Literatur zu besitzen; der Sturm und Drang sollte jetzt vorbei, überwunden, vergessen sein, die neuen Wege waren schon ausgedacht und angebahnt... Und gerade in diesem Augenblick tritt der Neuling mit den Prophetengebärden auf, reißt die Herrschaft an sich, gewinnt über Nacht alle Herzen und vernichtet mit einem Schlage, was Goethe aus reifer Überzeugung für die Kultur seines Volkes geplant hatte. „Die reinsten Anschauungen suchte ich zu nähren und mitzuteilen — und nun fand ich mich zwischen Ardinghello und Franz Moor eingeklemmt."

Es läßt sich nicht in Abrede stellen, und es darf auch nicht aus kleinlichen Beschönigungsrücksichten geleugnet werden, daß Goethe am 7. September 1788 Schiller nicht mit freundlichen Gefühlen entgegentrat. In seiner Brust herrschte eine starke Voreingenommenheit.

Und noch ein Letztes muß zur völligen Klarlegung der Situation gesagt werden.

Als Schiller und Goethe sich zum ersten Male begegneten, waren beide schon reich an Welterfahrung; die schützende, abwehrende Gebärde, die das unschuldige Gemüt noch nicht kennt, der Weltmann aber nicht entbehren kann, war darum bei beiden entwickelt, bei beiden aber verschieden. Der Grundzug in Schillers natürlichem Verhalten gegen andere war die Großmut, bei Goethe dagegen war es die Naivität. Wird nun der großmütige Mensch durch schlechte Erfahrungen gewitzigt, so entwickelt sich bei ihm als Schutzgebärde — wenn er genügend Seelengröße besitzt, um nicht mißtrauisch zu werden — die Vorsicht, der naive Mensch dagegen wird verschlossen, er mißtraut sich selber. Schiller war ein Diplomat geworden und konnte sicher sein, sobald er nur aufpaßte, nie betrogen zu werden: „Schiller hatte viel mehr Lebensklugheit als ich", bezeugt Goethe; Goethe dagegen hielt jeden aus seiner Intimität fern, bis er ihn für ganz reinen Herzens erkannt hatte. So trat denn Goethe verschlossen, Schiller vorsichtig dem künftigen Freunde entgegen; keiner gab sich, wie er war; der Großmütige war nicht großmütig, der Naive nicht naiv; jeder verhüllte sein wahres Antlitz hinter der ihm eigenen Schutzgebärde.



Auf diese erste Begegnung habe ich starken Nachdruck legen zu sollen geglaubt, weil mir für die Ausgestaltung einer Freundschaft nichts wichtiger erscheint, als ein solcher erster Eindruck. Dieser muß historisch genau und psychologisch richtig aufgefaßt werden, sonst wird alles Fernere unverstanden bleiben oder — was noch schlimmer ist — falsch gedeutet werden.

Sagte ich vorhin: Goethe und Schiller hätten sich nach der Begegnung noch

ferner gestanden als vor ihr, so muß ich jetzt ergänzend hinzufügen: sie erblickten sich aber trotzdem in gewissen Beziehungen besser. Die tatsächliche Gegenwart einer großen Persönlichkeit ruft in einer anderen Persönlichkeit von Bedeutung auf alle Fälle einen nachhaltigen Eindruck hervor. Wenige Wochen nach jenem Septembertage, wenige Monate nach seinen ironischen Glossen über Herders Bewunderung, schreibt Schiller (10. 12. 1788): „Goethe drückt seinen Geist allen mächtig auf, die ihm nahe kommen"; und bald nachher (25. 2. 1789): „Mit Goethe messe ich mich nicht... Er hat weit mehr Genie als ich..." Goethe freilich bleibt stumm, stumm nach außen; doch ist an dem Eindruck, den er innerlich empfangen hatte, nicht zu zweifeln; nicht allein sein schnelles und energisches Eingreifen, um Schiller die Professur in Jena zu sichern, sondern in weit höherem Maße noch zeugt die ganze spätere Freundschaft dafür.

Dazu kommt ein Wichtigeres, ein Entscheidendes. Ich weiß, ich werde zunächst Anstoß und Mißverstand erwecken, denn meine Behauptung widerspricht schnurstracks der allgemeinen Annahme, doch wird man mir bei genauerem Besinnen Recht geben: Goethe war damals für Schillers Freundschaft noch nicht reif. Schillers kurzes, schweres, von leidenschaftlicher Tat erfülltes Leben hatte eine ganz andere Entwicklungsart bedingt als die Goethen vom Schicksal vorgeschriebene; dem Kalender nach war er zehn Jahre jünger als Goethe, was aber die innere Reife, was so zu sagen das Lebensstadium betrifft, so hatte der jüngere Mann den älteren bereits überholt, als sie sich das erstemal die Hand reichten. Goethe war soeben erst zur Besinnung über sich selbst gelangt, Schiller hatte schon jede Falte seines Herzens durchsucht und schaltete mit sich als ein noch nicht ganz vollendeter, aber doch fast vollendeter Meister, — „meinem Urteil von mir selbst fehlt nichts mehr"; Goethe mußte aus tausend Elementen eine Weltanschauung aufrichten und war noch lange nicht damit fertig, Schiller

Der Sinnende, der alles durchgeprobt

war für das abstrakte Denken hoch begabt und urteilte bereits sicher und ohne Wanken und mit systematischer Genauigkeit über die meisten letzten Fragen; Goethen quälte gerade damals die Vorstellung eines nahen Todes und das Bewußtsein, daß er sich in so kurzer Zeit nicht würde vollenden können, Schiller sah dem Tode ganz nahe in die Augen und hatte die Furcht überwunden, er lebte gleichsam schon jenseits.

Er hatte früh das strenge Wort gelesen,
Dem Leiden war er, war dem Tod vertraut.

Wie stand auch moralisch — ich meine dies Wort durchaus nicht kleinlich — aber wie stand ein Schiller einem Goethe moralisch gegenüber! Schiller, der gerade in diesem Augenblick mit einem reinen, zartsinnigen, hochgebildeten Mädchen aus vornehmer Familie, fähig alles mit ihm zu teilen, was seine Seele im Innersten bewegte, den heiligen Treuebund schloß, und Goethe, der aus den Armen leichtfertiger italienischer Schönen kam und sich soeben ein nettes, hübsches, aber ungebildetes und in ihren Geschmacksrichtungen ziemlich gewöhnliches Mädchen als

„lieben Bettschatz" (wie Frau Aga sich pittoresk ausdrückt) ins Haus genommen hatte. Mußte nicht der Vergleich auf Goethe tief wirken, auf Goethe, den eindruckszartesten aller Menschen? Kaum hatte er die Krisis seines Lebens überwunden und sich resolut von allem Bisherigen abgewendet, im Bewußtsein, hinfürder unverstanden und einsam durch die Welt gehen zu müssen, da tritt der Mann ihm entgegen, der einzig unter allen befähigt war, ihn zu verstehen. Leicht ist es, der Menge entfliehen, schwer, sich vor dem Auge verbergen, das bis auf den Grund des Herzens sieht. Der durchdringende, viel gefürchtete Blick des stolzen, bewußten, sicher urteilenden Schiller mußte auf Goethe zunächst wie eine Verletzung wirken, wie eine Verletzung seines Geheimnisses...


o standen sich denn die beiden Männer nach der Begegnung, wenn auch ferner, nichtsdestoweniger beziehungsreicher gegenüber als vorher; der Same war gesäet worden; wohl lag er verborgen im Schoße der Zukunft, doch ist dies eine Lebensbedingung für alles, was groß und dauerhaft werden soll. Natürlich haben wir bei den Beteiligten von dem, was vorging, kein ausführliches Bewußtsein vorauszusetzen: Goethe schloß sich äußerlich gegen Schiller, Schiller innerlich gegen Goethe ab. „Öfters um Goethe zu sein, würde mich unglücklich machen", schreibt Schiller am 2. Februar 1789 an Körner; und am 5. Februar schreibt er an Caroline von Beulwitz: „Dieser Charakter gefällt mir nicht, ich würde mir ihn nicht wünschen, und in der Nähe eines solchen Menschen wäre mir nicht wohl." Doch kaum sind ihm diese Worte entschlüpft, fügt der kluge, ahnungsreiche Mann hinzu: „Legen Sie dieses Urteil beiseite; vielleicht entwickelt es uns die Zukunft, oder noch besser wenn sie es widerlegt." Wir aber, denen der ganze Verlauf der Beziehungen vor Augen liegt, wir dürfen und müssen uns über das Verborgene, über das, was in den Tiefen keimte und trieb, Rechenschaft geben, sonst bleibt Verständnis für Seelenvorgänge ein leeres Wort.

Symptomatisch ist das Verhalten der beiden Männer in den folgenden Jahren. Nie in seinem Leben war Goethe so abgeschlossen und oftmals fast barsch wie in dieser Zeit. Seine einzige Leidenschaft war das Studium der Natur; vieles Beste, was er auf diesem Gebiete geleistet hat, stammt — als Anregung oder als Ausführung — aus diesen Jahren. Der „Versuch die Metamorphose der Pflanzen zu erklären" erschien 1790, der „Versuch über die Gestalt der Tiere" ist in dem selben Jahre skizziert; zu gleicher Zeit beginnen die Experimente über die Farben und führen schon 1792 zu der grundlegenden Auseinandersetzung: „Der Versuch als Vermittler von Objekt und Subjekt." Gedichtet hat Goethe dagegen in dieser Zeit erstaunlich wenig; unter dem wenigen aber eine Anzahl seiner schwächsten Sachen: Der Großkophta, Der Bürgergeneral, Die Aufgeregten usw. Schillers politische Tendenzdichtung hatte ihn abgestoßen und jetzt schrieb er selber politische und tendenziöse Dramen — aber satirische, arm an Gehalt und Wirkung! Auch Schillers poetische Ader schien zu versiegen. Er ward Professor und widmete seine besten Kräfte der Geschichtsschreibung.

Das Glück der Ehe und der Familie, der Verkehr in einem großen Freundeskreise, die vielfachen Arbeiten als Herausgeber der „Thalia" erfüllten zunächst seinen Geist und seine Zeit. In den Jahren der Entfremdung von Goethe hat Schiller kein einziges Drama geschaffen, überhaupt keine Dichtungen von Belang mit Ausnahme des Lehrgedichts „Die Künstler". Während aber Goethe sich in die Natur versenkte, versenkte sich Schiller in die Reflexion: aus dieser Zeit stammen „Über Anmut und Würde", „Über das Pathetische", „Über das Erhabene", die „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen" (erste Fassung), „Über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen", „Über die tragische Kunst", und noch manches dieser Art. Sobald dagegen die neue Begegnung mit Goethe — die entscheidende des Jahres 1794 — stattgefunden hatte, sobald Schiller sich fest verankert wußte in dem Herzen des allbegreifenden und allgebenden Freundes, da begann die neue, die große Epoche seines Schaffens: Wallenstein, Maria Stuart, Die Jungfrau von Orleans, Die Braut von Messina, Wilhelm Tell, Demetrius.

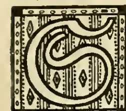
Zwischen 1788 und 1794 haben sich Schiller und Goethe öfters gesehen oder geschrieben, doch nur kurz, bedeutungslos, in rein geschäftlichen Angelegenheiten. Goethe war äußerst reserviert; sein Instinkt sagte ihm, daß die Zeiten noch nicht reif seien; auch Schiller, der ungestüme, der, — wie wir gesehen haben — das, was kommen sollte und mußte, deutlicher als Goethe vorahnte, drängte nicht. Was groß und heilig ist, darf nicht begehrt werden; es muß — wie die Religionen sagen — uns als Gnade zuteil werden; das vom Willen selbstherrisch Ergriffene ist immer — und sei es nur stellenweise — verunstaltet. Goethe und Schiller haben beide zu warten gewußt.

Die Stunde der Gnade kam. Alle Welt kennt Goethes berühmte Erzählung von der Begegnung am 14. Juli 1794; ich werde sie nicht abschreiben; wer sie etwa nicht kennen sollte, schlage den Bericht „Glückliches Ereignis" nach.*

Jetzt endlich hatten sich die beiden so getroffen, wie es für sie einzig sich schickte: allein, in der Nacht, auf den Höhen des menschlichen Denkens. Sofort offenbarte Goethe dem Freunde eine neue Welt, eine Welt, die uns alle umgibt, die Schiller aber — in abstraktes Sinnen, in ästhetische Meditationen, in Geschichtsstudien, in Sittenprobleme versenkt — noch nie erblickt hatte; Goethe öffnete ihm die Augen. Doch Schiller, der Denkgewaltige, hatte noch mehr Augen für Goethe, als für das, was Goethe ihm zeigte, die Urpflanze, das Urtier, die Metamorphose der Organe, die Verwandtschaft der Farben, usw.; waren das alles doch Geschöpfe Goethes,

* In vielen Ausgaben ist dieser Bericht in die „Annalen" eingeschoben, am Schlusse des Jahres 1794, in anderen findet man ihn unter der Rubrik „Biographische Einzelnheiten", oder auch unter „Allgemeine Naturlehre". Die Redaktionen entsprechen sich an den verschiedenen Orten nicht überall genau. Belehrung über diese durch Goethe selbst veranlaßte Vielfältigkeit der Einordnung findet man in der Weimarer Ausgabe, 1. Abt., 36. Bd., S. 437 fg.

nicht Phänomene der Natur. „Die Anschauung Ihres Geistes — denn so muß ich den Totaleindruck Ihrer Ideen auf mich nennen", schreibt kurz nach dem denkwürdigen Abend Schiller an Goethe! Schiller als erster entdeckte das Geheimnis dieses wunderbaren Intellektes, der nichts erblicken konnte, ohne es sofort schöpferisch zu gestalten. Goethe war mitten in einem leidenschaftlichen Vortrag; da unterbricht ihn Schiller: „Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee!" Goethe, der Naive, stutzt, wird fast ärgerlich; nach und nach aber geht ihm auf, Schiller habe mit diesem einen Worte — wie mit einem Blitzstrahl — bis in die tiefste Tiefe seines ihm selber unbekannten Intellektes hineingeleuchtet. Er hatte geglaubt, Schiller eine Welt zu zeigen: sich selber hatte er ihm in Wirklichkeit offenbart.


So ergänzte sich denn bei dieser ersten wahren Begegnung das gegenseitige Geben und Nehmen in eigentümlicher Weise; so blieb es auch in der Folge.

Goethe — die Welt Goethes — ward nunmehr für Schiller eine Art Element, ein Element, in dem er dichterisch wiedergebar, was er sonst nur abstrakt erfaßt hatte, weswegen ihm bisher gar manches unerkannt geblieben war. Um uns der Schillerschen Denkweise anzunähern, können wir sagen: Goethe ward für ihn ein Spiegel, ein Zauberspiegel. Man darf gewiß behaupten, keine einzige der großen Bühnengestalten aus Schillers zehn letzten Lebensjahren wäre ohne Goethes Gegenwart entstanden. Nicht etwa, daß Goethe sie eingegeben hätte, nicht etwa, daß sie nicht von Kopf bis zu Fuß Schillers Geschöpfe gewesen wären, aber in dem Verkehr mit Goethe gewann für Schiller alles, was er sah und erdichtete, beziehungsreichere Umrisse. Wenn er, der Denker, in ihm, dem Schauer, die Dinge erblickte, wurden sie für ihn durchsichtig. Seine poetischen Schöpfungen wurden unausdenkbar, enigmatisch, lebenswahr. Von Goethe darf man nicht behaupten, er sei ein „Seher" gewesen, — denn dies bedeutet immer eine Exazerbation des Nerven- und Hirnlebens, also das genaue Gegenteil dessen, was für sein Wesen bezeichnend war; die seherische Gewalt aber, die in Schillers Werken aus dem Höhepunkte seines Schaffens Unvergleichliches an menschlichen Gestalten schuf, sie hatte der Dichter an Goethe gewonnen.

Insofern dürfen wir auch gewiß behaupten, Schiller, der Dichter, habe mehr von Goethe gewonnen, als Goethe, der Dichter, von Schiller. Wohl ist Goethe von Schiller zur Wiederaufnahme seines dichterischen Schaffens angeeifert worden; außerdem mußte die in jede einzelne Absicht genial eindringende, freimütig-kritische Auffassung seiner Dichtungen durch Schiller — wovon man in dem Briefwechsel unschätzbare Beispiele findet — viel Anregung und manche Belehrung verschaffen; doch berührt das alles mehr die Oberfläche. In früherer Zeit hätte Schillers Einfluß für Goethes Dichten verderblich werden können; jetzt war es ihm unzugänglich; und während Schiller alle seine Pläne Punkt für Punkt mit Goethe durchsprach, verheimlichte Goethe die seinen so viel es anging; das eine Beispiel genügt: Hermann und Dorothea war bei seiner Vollendung für Schiller eine Überraschung. Wo Schiller später in Werke Goethes tätig eingriff, so z. B. bei der Aufführung

Egmonts, war es immer zum Schaden des Werkes. „Ich hatte nur immer zu tun, daß ich feststand und seine wie meine Sachen von solchen Einflüssen freihielt und schützte", sagt Goethe zu Eckermann (23. 3. 1829).

Dagegen hat Schiller auf die ganze Entwicklung, oder vielmehr Entfaltung des Goetheschen Geistes einen geradezu unermeßlichen Einfluß ausgeübt; erst durch Schiller erreichte Goethe den höchsten Grad der Klarheit über sein eigenes Selbst. War Goethe für Schiller ein Spiegel, so war Schiller für Goethe eine Leuchte. Zur lückenlosen Einsicht in das Getriebe seines eigenen Geistes ist Goethe allerdings nie gelangt; das war durch die Beschaffenheit dieses Geistes ausgeschlossen; doch hat das Licht, das Schiller über den Gegenstand warf, sehr viel zur philosophischen Vertiefung seiner ganzen Auffassung der Natur, seiner Weltanschauung und seiner Lebensweisheit beigetragen. Bisher hatte Goethe zwischen einem ziemlich seichten, spinozistisch angehauchten, unklar pantheistischen Mystizismus und einem gesunden, aber derben, naiven Naturalismus hin- und hergeschwankt. Durch Schiller wurde er auf das eigene Unbewußtsein, auf die Konfusion in seinem Denken aufmerksam gemacht; gleich am ersten Abend — wir sahen es vorhin — zeigte ihm Schiller, daß er nicht einmal zwischen einer aus der empirischen Natur gewonnenen Erfahrung und einer im eigenen Innern entsprungenen Idee zu unterscheiden wisse; dann führte er ihn — so weit es gelingen wollte — in die wahre Kritik der Erkenntnis ein, wie sie Plato begründet und Immanuel Kant gerade in jenem Augenblick zur vollendeten Klarheit entwickelt hatte. Doch die theoretische Belehrung allein hätte bei einem Goethe wenig oder nichts genützt, wenn nicht die Erfahrung eines Genies, das in dieser metaphysischen Welt lebte und aus ihr heraus Unvergängliches schuf, mit unbewußter Notwendigkeit zu einer Gestaltung und Umgestaltung seiner eigenen Anschauungen geführt hätte.

In Goethe hatte ein Schatz an Idealismus nicht nur des Gemütes, sondern auch des Denkens sozusagen latent gelegen; die vielen Interessen des mächtigen Verstandes und die ganze praktische, vernünftige, in mancher Bezeichnung fast spießbürgerliche Anlage hatte, wenn nicht den Schatz verdeckt, so doch auf ihm gelastet. Nach Überwindung des jugendlichen Übermutes war Goethes ganzes Bestreben darauf gerichtet gewesen, sich innerhalb des Erreichbaren, Gegenwärtigen zu begrenzen, zu beschränken; es war, als wolle er sich selber die Flügel binden. Schiller deckte diese Selbsttäuschung auf. Denn in Wirklichkeit — wie vorhin angedeutet — lag der Horizont, auf den Goethe zusteuerte, unendlich fern; das gerade war es, was eine so gewaltige Selbstbeherrschung erforderlich machte. Goethe gestaltet Zukunft. Und so schreibt denn Schiller an Goethe: „Sie können niemals gehofft haben, daß Ihr Leben zu einem solchen Ziele zureichen werde; aber einen solchen Weg auch nur einzuschlagen, ist mehr wert, als jeden andern zu endigen." Goethe sieht es ein und antwortet: „ich fühle sehr lebhaft, daß mein Unternehmen das Maß der menschlichen Kräfte und ihre irdische Dauer weit übersteigt..." Das ist nunmehr bewußter Idealismus der Gesinnung.

Hat also die Einwirkung Goethes auf Schiller namentlich in einer Erweiterung des Gesichtskreises und in einer Schärfung des Blickes bestanden, so betätigt sich der entsprechende Einfluß Schillers auf Goethe in einer Aufklärung der eigenen Seele: die dunklen Tiefen dieses unergründlichen Geistes werden — wenigstens bis zu einem gewissen Grade — aufgehellt. Und dies mußte notwendig auch auf sein Dichten zurückwirken. „Von der ersten Annäherung an," schreibt Goethe über seine Freundschaft mit Schiller, „war es ein unaufhaltsames Fortschreiten philosophischer Ausbildung und ästhetischer Tätigkeit ... Für mich war es ein neuer Frühling, in welchem alles froh nebeneinander keimte und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorging." Ohne Schiller wäre der zweite Teil des Faust nie gedichtet worden; nie hätte Goethe den Vers geschrieben:

Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt.



ald nach der entscheidenden Begegnung des Jahres 1794 beginnt der Briefwechsel.

Das Eine möge der Leser wohl bedenken: dieser Briefwechsel ist nur ein Bruchstück aus dem Verkehr zwischen Schiller und Goethe. Das Beste, was die beiden sich zu geben hatten, gaben sie sich mündlich. So oft es zu ermöglichen war, brachten sie Tage, manchmal auch Wochen zusammen zu, sei es in Jena, sei es in Weimar; später (1799) zog Schiller ganz nach Weimar; die Freunde trafen sich täglich auf der Bühne, fuhren zusammen aus, schlossen sich in des einen oder des andern Arbeitsstube ein; sie hatten nicht nötig, einander Briefe zu schreiben. So sind denn sehr viele Briefe — namentlich von seiten Goethes — nur als kurze Notizen zu benutzen, aus denen wir verfolgen können, welche Gegenstände durchgesprochen worden waren oder werden sollten. Nicht selten gleichen diese Mitteilungen Schattenbildern an der Wand und reizen unsere Neugier, ohne daß uns etwas Wesenhaftes in den Händen bliebe. Dennoch überspringe man keine Seite; denn zwischen den Zeilen selbst der scheinbar inhaltslosen Briefe schlummern — dem Unaufmerksamen verborgen — gute Geister, die dem Aufmerksamen gar manches anzuvertrauen haben.

Ich halte es nicht für schicklich, da, wo Goethe und wo Schiller reden, zu ihren Worten noch meine Betrachtungen zu liefern. Den ehrenvollen Auftrag, zu diesem unvergänglichen Werke einige Worte zu schreiben, konnte ich nur als eine Veranlassung betrachten, den Leser von dem großen kulturellen Wert dieses Briefwechsels zu überzeugen; das aber nötigte mich, ihm dasjenige vorzuführen, was dem Briefwechsel voranging und was ihn — als unsichtbare Atmosphäre — umgibt; eine kritische Würdigung könnte manches Interessante bringen, wäre jedoch hier schlecht am Platze.

Was unsere Zeit braucht, was unsere Zeit sucht, sind freie, fest gegründete Persönlichkeiten. Wir ersticken unter Tatsachenüberfülle, und büßen dabei an Kraft und Mut und Urteil ein. Auch darunter leiden wir schwer, daß eine gewisse Art von nüchterner Durchschnittsbegabung dieser Last am besten standhält und somit

die führende Stellung im Leben an sich reißt zum Nachteil edlerer Elemente. Schiller und Goethe haben die Anfänge dieser Wandlung erlebt und haben beide vorausgesehen, wohin sie notwendig führen mußte. Schiller spricht von den „Schlachtopfern des Fleißes" und sieht um sich herum eine Zeit entstehen, in der „der tote Buchstabe den lebendigen Verstand vertritt, und ein geübtes Gedächtnis sicherer als Genie und Empfindung leitet." Mahnend richtet er an das kommende Jahrhundert die Frage: „Kann wohl der Mensch dazu bestimmt sein, über irgend einem Zwecke sich selbst zu versäumen?" Und weise lehrt er uns einsehen: durch Verbreitung der Wissensfläche „ergreifen" wir zwar immer mehr, doch hängt das „Begreifen" von der „Kraft und Tiefe der Persönlichkeit" und von der „Freiheit ihrer Vernunft" ab. Goethe anzuführen dürfte kaum nötig sein. Ich schlage auf gut Glück die Briefe an Zelter auf und höre, wie er klagt, die ganze Christenheit „verliert sich in den Minutien des grenzenlos Mannigfaltigen", wie er es (1829) als „die Tendenz der Zeit" bezeichnet: „alles ins Schwache und Jämmerliche herunterzuziehen", und wie er selbst in den gelehrten Wissenschaften „die Masse der unzulänglichen Menschen, die einwirken und ihre Richtigkeit an einander auferbauen" für verderbendrohend ansieht. In dieser selben Sammlung — eine unentbehrliche Ergänzung zu dem vorliegenden Briefwechsel — finden wir den ergreifenden Hinweis auf Schiller: „Schillern war die Christustendenz eingeboren, er berührte nichts Gemeines, ohne es zu veredeln."

Die Veredlung! Das ist, was wir in dem Verkehr mit Goethe und mit Schiller suchen. Das ist ihre lebendige Bedeutung für unsere kreißende Zeit. Nur in zweiter Reihe interessiert uns das Literarische, das Historische und das Ästhetisch-theoretische, das diese Briefe in so reicher und anregender Fülle aufgespeichert bewahren. Das alles ist Mittel zum Zweck; und der Zweck ist: diese zwei großen Persönlichkeiten in dem folgenschwersten Augenblick ihres Wachsens und Werdens so tief und so genau wie irgend möglich zu erfassen, auf daß wir selber, im Innersten bereichert und geläutert, an ihnen emporwachsen.





Margit/ Novelle von Gustaf af Geijerstam



Es gibt ein geheimnisvolles Gefühl, das sicherlich in den meisten Menschen verborgen liegt, das Gefühl von dem innigen Zusammenhang zwischen all dem Bösen und Guten, das zusammen die ganze Summe ihres Lebens bildet. Ich erinnere mich, starke und harmonische Menschen sagen gehört zu haben, daß wenn sie eine schlechte Tat ungeschehen machen könnten, wenn sie nicht nur aus ihrer Erinnerung, sondern auch durch einen übernatürlichen Willensakt aus der Wirklichkeit selbst, den tiefsten Schmerz auslöschen könnten, der ihrem Leben seinen Stempel aufgedrückt, sie es nicht wollten. Sie wollten keine einzige Erinnerung verlieren, keinen einzigen Tag auch nicht von jenen, die sie später beschämen, weil sie damit zugleich auch etwas von dem auslöschen würden, was dazu beigetragen hat, ihr Ich zu dem zu machen, was es heute ist. Dieses ungeheure Lebensgefühl ist der Gegensatz zu der feigen Reue, die sich von sich selbst wegschleichen will. Es hat etwas von der Gesundheitsempfindung der großen Natur selbst, die die morschen Stämme langsam sich selbst vertilgen läßt, während der lebende Wald unbekümmert um die Grundvesten seiner Stärke neue Knospen treibt und aus der Fäulnis selbst seine Nahrung zieht. Ich habe selbst immer geglaubt, daß ich zu diesen ungebrochenen Menschen gehöre, die die Macht haben, was ihnen das Leben bringt, zu ertragen. Ich habe es bis vor einigen wenigen Tagen geglaubt. Aber diese wenigen Tage scheinen mein ganzes Leben verändert zu haben, nicht nur mein eigenes, sondern alles, was sich in meinem Gesichtskreis regt, lebt und atmet. Es liegt wie ein Schleier über meinem Dasein und dem der anderen, und durch diesen Schleier suche ich die Form zu entdecken, die die Dinge früher zu haben schienen, das Rauschen des Stromes zu hören, der mich einstmals trieb, meinen Gedanken Inhalt gab, meinen Muskeln Spannkraft und meinen Wangen Farbe. Ich sehe nichts, höre nichts, kann nichts unterscheiden. Alles in mir ist ein Chaos geworden, und ich fühle nichts anderes als ein unmögliches, wahnwitziges, wildes und unbezwingliches Verlangen, mein ganzes Leben umzugestalten, zu verändern — nicht eine Einzelheit oder eine Kleinigkeit — sondern das Ganze zu verändern, von dem ersten Tage an, den ich gelebt habe, bis zum letzten.

Das Leben beginnt ja unter den wahnwitzigen Angstrufen des Schmerzes und schließt mit einem Seufzer der Erleichterung. Es dünkt mir, als wäre mein eigenes von Anfang an dazu verurteilt, in einem Schrei zu enden, verzweifelnder, herzzerreißender als die qualvollen Jammerrufe eines gebärenden Weibes.

Das erste, was ich in diesem grausigen Chaos zu hören glaube, ist der Laut der großen Stille des Waldes, der um mein Kindheitsheim rauschte. Ich höre diesen

stillen wunderlichen Laut, der den Sinn läutert und das Herz mit sachterem, gleichmäßigerem Schlage pochen macht, höre ihn so wie ich ihn oft gehört, so wie eine stille, feierliche Musik, die in den seltenen großen Augenblicken des Lebens meine Seele erfüllte und mich die Schmach dessen vergessen ließ, was in den übrigen klein und unbedeutend erschienen war.

Es ist im übrigen seltsam mit uns, die wir mit dem Walde um unser Heim aufwachsen. Und ich glaube nicht, daß ich mit diesem Gefühl allein stehe. Der Wald ist uns auf der Wanderung durchs Leben gefolgt, er hat sozusagen einen stillen Raum in uns geschaffen, in dem er, unberührt vom Lärm des Lebens, zu uns spricht. Wir hören so manches, das unhörbar für andere Ohren ist, als solche, die sich gewöhnt haben, dem Walde zu lauschen. Wir sehen vieles, weil unsere Augen sich gewöhnt haben, all das Seltsame zu entdecken, das die Dämmerung der großen Wälder erfüllt. Wir ahnen vieles, weil unsere Sinne geschärft sind, unsere Augen offen und unsere Herzen gläubig. Wohin das Leben uns auch führen mag, immer behalten wir etwas von dem, was wir vom Walde lernten, und wenn alles um uns verstummt, spricht der Wald wieder mit seiner zugleich einlullenden und weckenden Stimme.

Aus dieser starken Erinnerung an den Wald leite ich die Eigentümlichkeit ab, die ich oft bei mir selbst bemerkt habe, nämlich, daß ich, der ich mein ganzes Leben lang in einer Großstadt gelebt, stets eine Hinneigung zur Einsamkeit hatte, die es bewirkte, daß ich erst in sehr vorgerückten Jahren eine ernste Neigung für ein Weib faßte. Hieraus leite ich auch noch etwas anderes ab, das nicht weniger bemerkenswert ist. Ich habe nämlich immer die Empfindung gehabt, daß ich stets, auch in der Einsamkeit, gleichsam mein Leben zu Zweien lebte. Ich pflegte im allgemeinen nicht das, was man denken nennt, zu tun, oder was ich wenigstens zu finden glaubte, daß Menschen es gewöhnlich unter diesem Worte verstehen. Meine Gedankentätigkeit ist sozusagen in Dialogform vor sich gegangen, indem ich bei allem, was für mich im Leben von Wichtigkeit war, mit jemandem zu sprechen pflegte, dessen Züge ich wohl nie gesehen und von dem ich auch nie dachte, daß ich ihn je sehen würde, aber dessen Worte ich doch auf jeden Fall vernommen, so als ob er mich anspräche, meine Gedanken weckte und auch darauf antwortete. Ich habe oft geglaubt, daß dieser sechste Sinn, diese zweite Persönlichkeit, die bei mir wacher sein muß als bei anderen Menschen, eigentlich ihren Ursprung aus der Zeit herleitet, in der ich noch ein Kind war und meine größte Freude darin bestand, mich aufs Geradewohl so weit in den Wald zu vertiefen, daß ich rings um mich nichts anderes sah, als die hochstämmigen Bäume, deren Kronen am Horizonte zusammenzuwachsen schienen, das weiche, feuchte Moos, die Steine, das Heidelbeerkraut, die Vögel und die Eichhörnchen. Da ging ich immer und sprach zu mir selbst, sprach von allem, was meine kindliche Phantasie weckte. Ich sprach mit den Bäumen, den Vögeln, den Steinen, den Blumen und dem Grase, und ich versuchte sie mir in Worten, nach denen ich mich sehnte, antworten zu lassen. So muß ich eine schlummernde Stimme in mir geweckt haben. Denn was ich als Kind

begonnen, nahm seinen Fortgang, als ich zum Manne geworden, und tief in mir vernahm ich diese Stimme, die nicht mehr der Hilfe meiner Lippen bedurfte, um sich mir mitzuteilen, sondern die stille und ruhig erklang, so als vernähme ich die Gedanken eines anderen, die, für meine äußeren Sinne unhörbar, zu meinen eigenen flüsterten. Das Denken dieses anderen behielt übrigens bei allen Gelegenheiten, wo ich in einem Entschlusse zögerte oder in einer Bestrebung schwankend wurde, gegenüber meinem eigenen recht, und ich gewöhnte mich allmählich, ihm ganz blindlings zu gehorchen, als wäre ich ganz überzeugt gewesen, so nie einen Fehltritt zu begehen oder in bezug auf das Rechte oder Nützliche zu irren.

Ich stamme von einer alten Familie ab, deren Mitglieder ebenso wie ich selbst stets einen gewissen Sonderzug hatten, der sie mehr oder weniger zu Einsiedlern im Leben machte. Ich weiß nicht, ob sie ihre Lage ebenso ruhig und philosophisch aufgefaßt haben, wie ich lange — ja bis zu allerletzt — die meine. Ich weiß nur, daß ich selbst ein vollkommen ruhiges, harmonisches, sorgenloses Leben führte, und wenn mich die Verhältnisse irgend einmal in Berührung mit einem meiner Verwandten brachten, dann geschah das eigentümliche, daß ich immer das Gefühl hatte, daß zwischen mir und ihnen etwas existierte, was ich eine unausgesprochene Freimaurerschaft nennen möchte. Es war, als spreche in ihnen sowohl wie in mir das Blut, und oft war ich nahe daran, ihnen von meinem eigenen Seelenleben zu erzählen. Ich hatte dabei das Gefühl, daß der andere — die Stimme in mir — nichts dagegen habe. Er schwieg nämlich immer, sagte weder ja noch nein. Aber gerade deshalb, weil er nie ausdrücklich ja sagte, hatte es bei meinem bloßen Wunsche sein Bewenden. Zu anderen als zu solchen zu sprechen, die ich von meiner eigenen Art glaubte, kam mir niemals in den Sinn, und so kam es, daß ich niemals jemandem etwas darüber mitteilte, sondern, wo ich mich auch befand, bei angestrengter Arbeit oder bei lärmenden Vergnügungen, stets mein eigenes eigentliches Leben ferne von allen Menschen lebte, sozusagen — mitten im Walde.

Dies war umso merkwürdiger, als das Leben mich auf einen Platz gestellt hatte, der bei den meisten alle Möglichkeiten zu dem stillen Einsiedlerleben der Einsamkeit vernichtet. Ich wurde nämlich als das dritte von vielen Geschwistern geboren, und das kleine Eisenwerk, das mein Vater besaß, reichte nicht hin, um uns allen eine Universitätserziehung angedeihen zu lassen. Wir zerstreuten uns früh nach verschiedenen Richtungen, und ich bekam eine Stelle in einem Großhandlungskontor in der zweiten Stadt des Reiches, eine Stelle, die ich behalten habe und von der ich, beinahe ohne zu merken, dazu aufgestiegen bin, ein vermögender Mann zu sein.

All das ging jedoch, so schien es mir, gewissermaßen neben mir selbst vor sich, und es machte mir nicht mehr Eindruck, als daß ich es ganz natürlich fand, und das, was sich mir bot, mit demselben Gleichmut hinnahm, den ich mich auch für fähig hielt, dem unerwartetsten Mißerfolg gegenüber an den Tag zu legen. Während dieser ganzen Zeit lebte ich jene Art Doppelleben, das für mich natürlich war, aber, wie ich glaube, allen anderen abnorm, oder geradezu unglaublich vorkommen

muß; und nicht ein einziges Mal geschah es mir, daß ich mich der inneren Stimme widersetzte, die noch immer zu mir sprach, wenn ich allein war ja zuweilen auch wenn ich von anderen Menschen umgeben war, erklang.

Ich habe in meinem Leben zahlreiche Beweise dafür gehabt, daß man im allgemeinen der Ansicht war, daß ich ein sehr eigentümliches Dasein führe. Obgleich alle Welt wußte, daß ich mir nichts zu versagen brauchte, suchte ich in meinen späteren Jahren wenig Vergnügungen auf, und ich habe im ganzen keine Freunde gehabt, wenigstens nicht in dem Sinne, in dem man dieses Wort im allgemeinen gebraucht. Ich verkehrte mit einigen meiner Bekannten, und ich war froh, wenn ich ihnen einen Dienst erweisen konnte. Aber ich erinnere mich nicht, daß ich je das Bedürfnis empfunden habe, ihnen etwas über meine eigene Person anzuvertrauen, und ich glaubte übrigens zu merken, daß wenn jemand von sich selbst sprechen wollte, es ihm am liebsten war, wenn ich mich mit seinen Verhältnissen beschäftigte, ohne ihn dadurch zu stören, daß ich etwas von meinen eigenen hineinmischte. Ich empfing auf diese Weise so viele Geständnisse, daß es mir schließlich zur Gewohnheit wurde, solche entgegenzunehmen, und ich habe in meiner Einsamkeit viele Dialoge über die Schicksale der Menschen geführt, die man mir anvertraut hatte, und die ich wie meine eigenen bewahrte.

Wenn ich die Vorstellung ausnehme, die ich als Kind hatte, daß Frauen nicht Beine haben wie andere Menschen, sondern entsprechend dem Fall des Kleides aus einem Stück sind — ein Irrtum, der zu gehöriger Zeit durch die Erfahrung aufgeklärt wurde — kann ich mich nicht erinnern, daß sich während meiner Jünglingsjahre meine Phantasie irgendwie besonders mit dem Gedanken an Frauen beschäftigte. Ich habe von meiner Mutter den hellen, ruhigen Eindruck der Geborgenheit und Fürsorge, und als sie starb, hatte ich lange das Gefühl, als wäre rings um mich eine Leere. Ihr Bild ist das einzige Frauenporträt, das, bis ich über vierzig Jahre wurde, je auf meinem Tisch gestanden hat, und von anderen Frauen habe ich nie andere Eindrücke empfangen als den Rausch eines Augenblicks.

Ich ging durch die Welt, als berührte sie mich nicht, und meine einzige große Freude war, wenn ich mir für einen Monat Urlaub nehmen und allein fortreisen konnte, um in fremden Ländern das Bedürfnis nach einem reichen Leben voll wunderlicher Gedanken und starker Eindrücke befriedigen zu können, das mich stets erfüllt hatte, seit ich einsam unter den heimatlichen Tannen umherging und mir Flügel wünschte, um die große Ebene zu erreichen, wo der Wald ein Ende nahm. Wenn ich dann von einer Wanderung am Quai der Seine oder in den Tiroler Bergen heim in mein Zimmer kam und zufällig mein Bild im Spiegel sah, konnte ich mich nicht enthalten zu lächeln. Dieses ruhige Gesicht mit den gepflegten schmalen Whiskers, die mit dem Schnurrbart zusammenhingen und das Kinn frei ließen, diese kalten, vielleicht etwas wehmütigen grauen Augen und dieser ernste Mund, das schien mir alles im seltsamsten Gegensatz zu einem Menschen zu stehen, der glücklich und frei die Welt durchstreifte, ohne einen Gedanken an Kontors und Fakturas, nur die Stille mitten im Volksgewühl suchend, dessen

eigentümliches Brausen mein Inneres stets in Harmonie versetzte. Dann lächelte ich in Gedanken mir selbst zu, und es kam mir in den Sinn, daß ich, so alt ich auch war, noch einherging und darauf wartete, daß das Leben sein Rätsel vor meinen Augen lösen sollte. Ich war kein Zuschauer der Schicksale anderer, kein Fremdling im Leben, ich war auf einer langen, langen Reise begriffen, und mein einziger Reisekamerad saß heimlich und verborgen tief in meiner Brust, mir Laute zuflüsternd, die für das Ohr unhörbar waren, meine Geständnisse empfangend und sie bewahrend wie kein anderer. Ich entkleidete mich in meiner Einsamkeit und ging zu Bette, und in meinem Ohr erklang es wie der Laut einer Stimme, die mein Gutenacht beantwortete.

Wenn ich darauf wartete, daß das Leben einmal sein Rätsel vor meinen Augen entschleiern würde, so stand das im Zusammenhang mit einem wunderlichen religiösen Gefühl, das mich immer bei dem Gedanken an den Tod erfüllt hat. Ein Grauen hat mir das Gefühl vom Tode nie eingeflößt, es war nur von einer ernsten Gemütsstimmung begleitet, die dem nahe lag, was man Wißbegierde zu nennen pflegt. Der Tod würde eigentlich das Ganze erklären oder es abschneiden. Und wenn ich mich nach diesem Augenblick nicht sehnte, so war es wohl deshalb, weil ich von keinen Sorgen wußte.

Daß das Leben mir sein Rätsel schon hienieden lösen konnte, kam mir nicht in den Sinn, ganz einfach, weil ich mir nie dachte, daß ich mich selbst in anderer Weise verändern würde, als es eine natürliche Folge der Wechselfälle der Jahre und Verhältnisse war. Ich hatte schon graue Haare an den Schläfen und in meinem Barte, und noch hatte ich nichts von dem erfahren, das die Sinne der Menschen in Aufruhr bringt. Ich erschauere, wenn ich diese Worte niederschreibe, und ich glaube zu ahnen, daß ein Sinn in der Sage von dem Mann liegt, der sein teuerstes Geschmeide ins Meer warf, aus Entsetzen darüber, was das Schicksal, da es ihn nie einen Schmerz fühlen ließ, mit ihm im Sinne haben mochte. Das Schicksal hatte seine eigene Absicht und nahm das Opfer nicht an. Der Ring kam zurück, und da begriff der Mann, der von seinem Glück zu Boden gebeugt wurde, daß sein Urteil gesprochen war. Zitternd erwartete er das Schicksal, das vielleicht am sichersten in seinem eigenen Schrecken verborgen lag.


Nun da alles in mir klar zu werden beginnt, mit jenem quälend hellen Lichte, das morgens dem überwachten Blick des Grüblers begegnet, fange ich an, alles zu sehen, wie es war, und vor mir steht zuerst, vom Schimmer der Maisonne beleuchtet, das Bild einer Straße, in der ich an der Seite eines jungen Weibes auf und ab gehe, an der Ecke umkehre, wo der Vogel sang — ich höre noch sein Trillern im Ohr erklingen — an ihrer Seite umkehre und aufs neue über die sonnenbeschienene Promenade gehe, die von hellen Frühlingskleidern unter frisch knospenden Blättern leuchtet.

Sie ist jung, dieses Weib, sie hat durch einen Zufall meinen Weg gekreuzt. Das Ganze kam daher, daß ich ihr eines Morgens, als ich mich ins Comptoir

begab, begegnete, als sie ihre Morgenpromenade machte. Sie stürzte durch irgend einen Zufall, und im Fall verstauchte sie sich den Fuß. Ich rief eine Droschke an und begleitete sie nach Hause. Das war alles.

Ich fing dann an, in ihrem Heim zu verkehren: die freundliche Lehrerfamilie, bei der ich sie fand, wollte mich um keinen Preis wieder von sich lassen. Und nachdem ich einmal hingekommen war, fügte es sich ganz natürlich, daß ich wiederkam.

Nie habe ich etwas gesehen, das sich in so hohem Grade von allem, was ich früher gekannt, unterschied, als diese Häuslichkeit, wo ich vom ersten Augenblick, in dem ich die Türschwelle der Alten überschritt, geradezu das Gefühl hatte, als wäre ich daheim bei mir.

Selbst das Äußere des Hauses, der altväterische, geräumige Hof, die alten, ausgetretenen Steinstufen, die in Spiralen gingen, der schwere Türklopfer aus getriebenem Eisen — alles zeigte, daß hier ein Heim war, in dem die Menschen gleichsam einem anderen Zeitalter als unserem eigenen angehörten. Ja, man war schon von Anfang an versucht zu denken, daß sie wohl auch in Frieden vor dem Gewühl der Vergnügungen, dem Jagen nach Geld, Glück und Macht lebten. Auf dem Hofe wuchs eine alte Ulme, um deren Stamm ein grünes Sitzbrett ging, und tief in einer Ecke, die durch das Gebäude selbst und eine hohe Steinmauer gebildet wurde, lag ein kleines offenes Lusthaus, von einer Anpflanzung umgeben, die auf der Erde wuchs, welche man auf den Steingrund gebracht hatte. Man sah, daß sie wohlgehegt war, und auf dem kleinen Platze, wo jedes Zollbreit Erde ausgenützt war, wuchsen all die altmodischen Blumen, die aus den modernen Gartenanlagen mehr und mehr verschwinden. Reseda duftete zu Füßen der lichten Provencerose, Erbsenblüten schlangen sich um das grüne Spalier des Lusthauses, die dunklen Blätter der Dahlien beschatteten die Astern, die blühen sollten, wenn der Herbst kam, dunkle Sonnenblumen erhoben sich von dem Beete, auf dem Narzissen und Hyazinthen schon verblüht waren und die hellblauen Glocken des Immergrüns aus dem üppigen Laub hervorguckten, das die Einfassung des Beets bedeckte. Auf dem Wege lag eine große grüne Gießkanne vergessen, so als ob sie kürzlich benützt worden wäre.

Die Wohnung, in der die kleine Familie wohnte, war wie der Hof, oder machte wenigstens denselben Eindruck wie dieser. Eine große Eßstube mit einfachen Möbeln und Laufteppichen, ein kleines Wohnzimmer, wo weiße Überzüge die verschnörkelten Stühle und das lange gerade Sopha bedeckten, Mahagonitische, Kupferstiche an den Wänden, ein hoher vergoldeter Spiegel in Rokokogeschmack, von einem rosa Gazeschleier umgeben, ein großer Kronleuchter aus Glasprismen, die in der Sonne schimmerten, welche über den Boden mit seinem alten, abgetretenen Teppich mit den weißen Läufern fiel. In allen Farben des Prismas glänzte das Sonnenlicht durch die geschliffenen Gläser, fiel wie Regen über die Wände, huschte über das große Napoleonsbild mit Soldaten, Generalen, weißen Pferden und Wolken von Kanonenrauch, das über dem Sopha hing, und warf die wunderlichsten Glanzlichter auf die pausbäckigen kleinen Engelchen,

die von dem unteren Rande der lithographierten Sixtinischen Madonna heraus-guckten.

Dies war der erste Eindruck, den ich von dem Heim des alten Schullehrers empfing, und ich stand einen Augenblick allein dort drinnen, mich in die eigentümliche Stimmung vertiefend, die dieses Heim erweckte, bevor noch die Hausleute sich zeigten. Ich erinnere mich, daß ich in den ersten Minuten den Eindruck hatte, als erschienen sie mir gleichsam verändert seit dem Tage, an dem ich zum ersten Male über ihre Schwelle getreten war, das junge Mädchen heimbringend, das sich den Fuß verstaucht hatte. Damals waren sie erschrocken und unruhig, ihre Gesten waren heftig, ihre Rede überstürzt. Nun verschmolz der Eindruck der beiden Alten in eigentümlicher Weise mit der Stimmung, die die kleine Wohnung hervorrief, während die Junisonne durch die offenen Fenster schien, und dieser Eindruck verstärkte sich, als wir uns niedergelassen hatten und das erste von den gewöhnlichen Höflichkeitsphrasen unterbrochene Schweigen vorüber war und das Gespräch in Fluß kam.

Im Anfange war ich ganz verwirrt über die Dankbarkeit der beiden Alten für eine an sich selbst so unbedeutende Sache, wie die, daß ich ein junges Mädchen, das sich verletzt hatte, in einem Wagen nach Hause gebracht hatte. Der Lehrer kam unaufhörlich auf diesen Vorfall zurück. Er sprach kurz und in abgehackten Sätzen, beinahe als fürchtete er, seine eigene Rührung zu verraten, und er strich sich einmal ums andere über seinen grauen starken Bart, während die Augen zu beiden Seiten der gekrümmten Nase feucht wurden. Die alte Frau beherrschte sich besser, sprach ruhiger und sah aus, als hätte sie von dem niedrigen Sopha, auf dem sie saß, einen Überblick über alles, was geschieht und sich begibt. Aber ihre Stimme war ebenso freundlich, und ihre Augen musterten mich zwar ein wenig, drückten aber jenes Wohlwollen aus, das man immer so wohltuend empfindet, wenn es von einem Menschen kommt, der lange und gut gelebt hat.

Es war ein wunderlicher Eindruck und eine wunderliche Anziehungskraft, die dieses ganze Heim schon von allem Anfang an auf mich ausübte. Ich erinnere mich, daß ich zuerst das junge Mädchen weniger beachtete, und daß hauptsächlich die Alten mein Interesse in Anspruch nahmen. Sie selbst schienen das nicht begreifen zu können, und ich kann mir sehr wohl denken, daß mein Interesse ihnen seltsam erscheinen mußte. Sie konnten ja nicht wissen, wie verschieden ich im Grunde von meinem ganzen äußeren Menschen war und daß ich mit dieser Umgebung, die so himmelweit von meiner übrigen Welt getrennt war, harmonieren mußte. Sie hörten mich darum mit einem gewissen Mißtrauen sagen, daß ich mich bei ihnen wohl fühlte. Der Alte saß in seiner Sophaecke, rieb sich die Hände und sagte: „Hier kann man ja nicht viel bieten. Hier ist alles so altfränkisch." Und die alte Frau sah von ihrem Strickzeug auf, indem sie antwortete: „Es ist vielleicht für Jemanden, der etwas anderes gewöhnt ist, eine kleine Abwechslung." Ich lächelte und dachte, wie wenig ich mich nach etwas anderem sehnte.

Ich versank sozusagen in die Ruhe und Stille, die aus diesen stummen Räumen auf mich einströmte, und im Anfange — bevor ich bei den Alten heimisch geworden war — fiel es mir recht schwer, nicht zu oft zu kommen. Es sprach mich gleich an, daß ich nie jemand anderen traf als die Familie. Diese wurde für mich eine abgeschlossene Welt, deren tägliche Freuden und kleine Sorgen mich mit einem Interesse erfüllten, wie ich früher nicht geglaubt, daß man es für irgend etwas auf der Welt empfinden könne. Es war so gut, in einer Ecke bei diesen Alten zu sitzen und von allem zu sprechen, was in der Welt geschehen war und geschah, so als könnte all dies gar keine Bedeutung für uns haben, diese Stille zu fühlen, die nicht erschüttert werden konnte, und die doch so voll von Gedanken, Interessen und Reiz war. Es war, als gäbe es hier ein Ziel fürs ganze Leben, einen Sinn in jedem ereignislosen Tag, der vorüberging. Hier war die Einförmigkeit nicht drückend, sie war nur natürlich, so als hinge sie mit der Einsamkeit zusammen und bekäme durch diese ihre Erklärung. In jedem Zimmer hingen Porträts, blasse Daguerrotypien und moderne Kabinettphotographien. „Es ist zuweilen wunderlich zu wissen," sagte der Alte, „daß so viele unserer Freunde tot sind." Und er fügte hinzu: „In meinen Jahren lernt man selten neue kennen."

Ich fühlte mich von diesen Worten so seltsam berührt, als offenbarten sie mir ein Geheimnis, das mir mein ganzes Leben hindurch verborgen gewesen, und ich entsinne mich, daß ich mich während dieser Zeit zum ersten Male bedrückt, unruhig und sehnsüchtig fühlte, wenn ich einmal an einem Abend allein zuhause saß. Aber während die Tage gingen, gewöhnte ich mich daran, meine Besuche in der Familie natürlich zu finden, ich merkte, daß ich willkommen war, und bald kam ich jeden Tag.



Während dieses ganzen Sommers vergaß ich von meinem Recht auf Urlaub Gebrauch zu machen und ins Ausland zu reisen, und ich kann sagen, daß ich eigentlich in dem kleinen Lusthaus auf der Terrasse des bepflanzten Hofs lebte. Ich sah die Blätter der Rosen fallen, welken und sterben, ich sah, wie Stiefmütterchen und Reseda und Levkojen und Erbsenblüten abgelöst wurden. Ich sah diesen die prachtvolle Blütezeit der Sonnenblumen folgen, ich sah Astern und Dahlien kommen. Auch diese sah ich verschwinden, als die erste Frostnacht kam und es nichts mehr gab, dessen man sich freuen konnte, als den klaren Sonnenschein, der über die abfallenden Blätter der alten Ulme gaukelte. Ja, ich erinnere mich auch an den Tag, wo diese entblättert und kahl dastand und wir durch die Kälte von unserem sommerlichen Lieblingsplätzchen vertrieben und auf die Stuben in der Wohnung der beiden Alten verwiesen wurden.

Aber es war für mich kaum eine Entbehrung, als die kalten Herbststürme kamen und der Wind vom Meere um die Stadt heulte und uns mit einander einschloß. Es verursachte mir kein Bedauern. Es war nur ein Wechsel der Jahreszeit, der so unmerklich und still kam, daß es mir kaum bewußt wurde, daß etwas in unserem Leben sich verändert hatte. Daß der Sommer nach dem Frühling kam und der

Herbst auf den Sommer folgte und der Winter mit seinem Schnee die Sommererinnerungen des Herbstes bedecken würde — was lag Wunderliches darin, wo doch jeder Tag seine Bedeutung hatte, jede Stunde, die ging, von einem Sinn erfüllt war, von einem Gedanken, oft von einer Freude?

Ich kannte nun das Leben der Alten in- und auswendig. Ich wußte, daß es nichts anderes barg, als eine Menge kleiner Tätigkeiten, daß, wenn das Mittagsessen vorüber war, der Nachmittag mit seiner Tasse Kaffee und seiner Pfeife kam, und wenn der Abend kam, schied man mit dem Gedanken, sich am nächsten Morgen wieder in Freude zu begegnen. Das war alles. Der Rest war eine kleine Anpflanzung, eine Menge Blumen im Hause, ein großes Vogelbauer, das das Entree mit Jubel und Gesang erfüllte. Das war alles. Wenigstens glaubte ich anfangs so.

Aber ich merkte bald, daß es etwas anderes gab, das in diesem Heim mehr bedeutete, als die alten Gewohnheiten, die täglichen Sorgen, die Stille, ja selbst die Erinnerung an verstorbene Freunde. Ich begreife nachträglich nicht, daß ich es nicht früher merkte. Ich lebte einen ganzen Sommer unter diesen Menschen, ohne daß ich begriff, was ihrem Leben seinen ruhigen Glanz, ihrem Heim sein Gepräge gab. Aber ich sah es nicht. Ich sah sie nicht. Ich fühlte mich bei diesen stillen Menschen so wohl, daß ich nicht wußte, daß die Sonne ihres Alters Margit hieß, das junge Mädchen, das mich zuerst in dieses Heim geführt, es nicht wußte, bis der Herbst kam und ich mich schon daran gewöhnt hatte, wie einer der Ihren zu sein, Jemand, dessen Abwesenheit bemerkt worden wäre, sogar wenn ich selbst versucht hätte, fortzubleiben.

Ich hätte es vielleicht nicht einmal dann gemerkt, wenn nicht Margit zu Verwandten eingeladen worden wäre und man mir nicht eines schönen Tages erzählt hätte, daß sie nach Stockholm reisen würde, um einen ganzen Monat fortzubleiben. Ich erinnere mich, daß es mich bei dieser Nachricht durchzuckte, und zum ersten Male in meinem Leben sah ich das junge Mädchen an und sah, daß sie schön war. Hoch, schlank, mit hellem, weichem Teint, und einem Ausdruck der Freude in ihrem erwartungsvollen Gesicht stand sie vor mir. Ich sah ihre feine schmale Hand die Karaffe halten, während sie fragte, ob sie mir zum Kaffee ein Gläschen einschenken dürfe. Die Augen leuchteten, und die weißen Zähne glitzerten hinter den lächelnden Lippen. Es lag wie ein Sonnenschimmer um ihre ganze Gestalt. Sie nickte mir zu und sagte: „Ja, ich soll fortreisen. Können Sie sich das denken?" Ich konnte es mir wirklich nicht denken, und während ich heimging, beschäftigte mich diese Neuigkeit wie eine Sache von allergrößter Bedeutung.

Margit reiste ab, und ich blieb mit den Alten allein. Sie baten mich oft zu ihnen zu kommen, und ich fühlte, daß ich wie ein Schuljunge errötete, als die alte Frau sagte: „Herr German wird vielleicht bald müde werden, zu uns beiden Alten zu kommen." „Das wird er gewiß nicht," meinte Margit. „Ich bin sicher, daß er viel öfter kommt als früher." Margit behielt natürlich Recht. Ich kam noch öfter, ich kam jeden Tag, manchmal zweimal am Tage.

Unser Zusammenleben war in dieser Zeit vielleicht noch inniger denn je. Denn ohne daß wir uns davon Rechenschaft gaben, hatten wir in der Abwesenden ein gemeinsames Interesse, das in ganz besonderer Weise den Vereinigungspunkt in unserem Kreise bildete. Unsere Gespräche knüpften sich an Margits Briefe, und da diese fast jeden Tag kamen, gaben sie uns meist genügenden Gesprächsstoff, bis wieder ein neuer ankam und uns neue Themen zu Überlegungen und Gesprächen gab. Diese Briefe waren übrigens wirkliche kleine Tagebücher, und sie bat die Eltern, sie gut aufzuheben, damit sie, wenn sie heimkäme, sich wieder an all das Herrliche, das sie erlebt, erinnern könnte. Sie hätte wirklich nicht darum bitten müssen. Denn es gab Niemanden, der daran dachte, diese Briefe zu zerstören, in denen die ganze Frische eines jungen Mädchens war, das zum ersten Male etwas von der Welt sieht und sich über alles, was sie sieht, glücklich fühlt. Sie erzählten von Promenaden und Ausflügen, von Theaterbesuchen und Musikabenden. Sie schilderten Eindrücke aus Museen und Ausstellungen. Wenn sie von einem Abend im Grand Hotel oder einem Mittagsessen in Hasselbacken erzählte, lag etwas Neckisches im ganzen Ton des Briefes, und ich erinnere mich, wie sehr es mich freute, wenn sie sich in ihrer Auffassung der jungen Herrenwelt ein wenig ironisch zeigte. Aber wenn sie von ihren Kunsteindrücken sprach, wurde sie ernst, so, als hätte sie in neue Welten des Lebens geschaut, die ihrem eigenen erhöhten Glanz liehen. Nie glaubte ich Stockholm so gesehen zu haben wie jetzt, nie hatte ich gewußt, daß diese Stadt, in der ich wie in meiner eigenen daheim war, all die Herrlichkeiten barg, die ich in diesen Briefen wiederfand. Es schien mir, daß die Hauptstadt eine ganz neue Bedeutung erlangt hatte, die viel höher war, als ich es je ahnen konnte. Ein kleines Wort, eine Wendung warf den Sonnenstrahl des glücklichen Lächelns Margits über diese Orte, diese Vergnügungen und Persönlichkeiten, die für mich alte Bekannte waren, und dieses Lächeln folgte mir, so daß ich in diesem Monat in und mit Margit vielleicht intensiver und voller lebte, als wenn ich an ihrer Seite gesehen hätte, was sie sah, und der selige Glanz ihrer jungen Augen mich erwärmt hätte.

Ich glaube, daß die Eltern etwas Ähnliches gefühlt haben müssen. Denn es war augenscheinlich, daß Margits Abwesenheit sie nicht verstimmte, wie ich zuerst glaubte, daß es der Fall sein würde. Im Gegenteil, sie waren beide wie verjüngt. Sie lächelten bei jeder Erinnerung, die diese Briefe in ihnen erweckten, sie erzählten von früheren Besuchen der Hauptstadt, die sie selbst gemacht, und es sah aus, als lebten sie in diesem Monat ihre eigene Jugend wieder. „Sie unterhält sich," sagte der Alte und rieb sich die Hände. Er sah fröhlich aus, so als stände er im Begriffe, für sein eigen Teil Torheiten zu begehen, als er diese Worte aussprach. Und es war uns allen so zu Mute, als wenn wir an dem Festmonat ihrer Jugend teilgenommen hätten. Dann lasen wir ihre letzten Briefe wieder — oft war ich es, der sie den Alten laut vorlas, und es geschah zuweilen, daß sie uneröffnet aufgehoben wurden, damit wir gemeinsam den ersten Duft ihrer Beschreibungen genießen könnten — wir unterbrachen die Lektüre, um zu bemerken,

wie gut sie schrieb oder wie fein ihr Verständnis war, und ich glaube, daß wir nicht wußten, wer von uns dreien am weitesten in der kindlichen Bewunderung unseres entzückenden Kindes ging.

So war uns zu Mute, und ich erinnere mich, daß ich nur ein einziges Mal eine Spur von Mißstimmung in mir selbst entdeckte. Das war, als sie in ihrem letzten Briefe schrieb: „Ja, nun ist alles aus. Und nun komme ich bald wieder heim." „Alles aus," dachte ich, „sie hat uns vergessen, sie sehnt sich gar nicht einmal darnach, uns wiederzusehen." „Das ist ganz natürlich," dachte ich weiter, „was haben wir Alten ihr wohl zu bieten, das die ganze große weite Welt und all ihre Herrlichkeit aufwiegen könnte?" Aber in mir hatte ich das Gefühl einer großen schmerzlichen Leere, und es gelang mir nicht, ihre herzlichen Schlußgrüße als etwas anderes zu deuten, als einen matten Versuch, den Kopf hoch zu halten. Ich glaubte zu sehen, wie sie weinte, wenn sie den letzten Abend allein in ihrem Stübchen saß, sich vielleicht in den Schlaf weinte wie ein unglückliches Kind, das aus einem schönen Traum erwacht ist und sich wieder mitten in die kalte Wirklichkeit versetzt sieht. Wie im Fieber ging ich an dem Tage umher, an dem ich wußte, daß sie wieder heimkommen würde. Ich dachte daran, daß sie jetzt, wo sie zurückkam, vielleicht ganz anders war. Ich wünschte beinahe, daß ihre Heimreise aufgeschoben wäre, wünschte, daß mir noch einige Tage des Lebens, das mir so teuer geworden war, bevorständen. Ich glaubte, daß sie selbst, wenn ich sie wiedersah, mein Glück stören, mich von der Freude ausschließen würde, die ich genossen hatte. Ja, ich hatte Angst davor, sie wiederzusehen, ich war bange wie ein Junge, der glaubt, daß er jung und kindisch erscheinen wird, wenn er mit einem gleichalterigen Mädchen spricht, das seine Phantasie gefangen genommen hat.

All das wurde mir damals nicht völlig klar. Ich hatte nur das Gefühl, als ob alles, woran ich mich lange gefreut, plötzlich verschwinden würde. Ich war der einzige Überflüssige in diesem Kreis, in dem der Zufall mich zu einem geduldeten Mitglied gemacht, und ich wünschte tausendmal, daß ich mich nie hätte dazu verleiten lassen, die Schale zu durchbrechen, die mich bis dahin vor jeder Berührung mit dem Leben anderer Menschen geschützt hatte.

Ich hatte mir jedoch meine eigenen Gefühle bei dem Wiedersehen mit Margit so lebhaft ausgemalt, daß die Begegnung selbst mir ganz anders erschien, als ich eigentlich erwartet hatte. Mein erstes Gefühl war eigentlich, daß nun alles war wie früher, daß nichts anders geworden, und ich teilte beinahe die Freude der Alten darüber, daß wir sie nun wieder hatten. Ich hatte die Empfindung, daß das Leben ohne meinen Willen in neue Bahnen glitt, und ich gab mich diesem wunderlichen Gefühl hin, erfüllt von der unerklärlichen Empfindung, daß ein unbeschreibliches Glück meiner harrte.

Nun erzählte mir mein alter Freund eines Abends von Margit. „Du glaubst gewiß, daß sie unser Kind ist," sagte er. „Und es ist ja auch ganz natürlich, daß du nichts anderes glauben kannst. Aber," fügte er hinzu, „das ist das einzige Glück,

das das Leben mir versagt hat. Meine Frau und ich, wir haben nie eigene Kinder gehabt." Ich saß da und dachte an das, was ich gehört hatte, es erschien mir nicht wunderlich, daß er es mir erst jetzt erzählte, ich glaubte nur, daß ich es schon früher einmal gehört hatte und daß es natürlich war. „Ich begreife nicht, daß ich dir das nicht schon früher gesagt habe," fügte er hinzu.

Ich dachte nicht daran. Ich saß ja nur da und freute mich, daß dies in irgend einer wunderbaren Weise geschehen war und daß ich es erfahren hatte. Ich wußte nicht warum, aber es schien mir, daß dies mir in unerforschlicher Weise Margit näher brachte. Inzwischen erzählte der Alte eine romantische Geschichte von einer Frau, mit der er entfernt verwandt war und die ihn in ihrer Todesstunde hatte holen lassen, nachdem sie einer Tochter das Leben geschenkt hatte. Aus der Erzählung des Alten empfing ich im übrigen den Eindruck, daß sie nicht die Frau gewesen war, für die er sie in seiner Güte hielt. Er sagte mir, sie sei unglücklich und verlassen gewesen und habe keinen anderen Wunsch gehabt, als ruhig zu sterben. Er hatte Margit von diesem Totenbette mit heimgebracht, und er sagte mir, daß er geglaubt hatte, ein Lächeln auf dem Gesichtchen des neugeborenen Kindes zu sehen, als er sich zum ersten Male über dessen Bettchen beugte.

Dies alles erzählte er mir, und er sah erstaunt aus, weil ich, der ich mich sonst für die geringste Kleinigkeit interessierte, die sie oder ihr Leben betraf, mir nicht einmal die Mühe nahm, etwas darauf zu erwidern. Es kam mir auch selbst zum Bewußtsein, daß ich einen wunderlichen Eindruck machte. Aber ich konnte mich nicht aus den Träumen losreißen, die mich beherrschten und über die sie mit einer Stärke gebot, die mir beinahe Schmerz verursachte. Ich war so von diesem erfüllt, daß ich nicht wie gewöhnlich zum Abend bleiben konnte. Ich sagte Gutenacht und ging heim, und mein Herz zitterte vor Jubel.

Daß Margit allein im Leben stand, war alles, was ich denken konnte, allein wie ich selbst und mehr als das. Wenn die Alten einmal gestorben waren, würde niemand darnach fragen, ob sie lebte oder starb. Sie würde dann nur mich haben, ich würde ihr Vater, Bruder und Freund sein. Alles andere verschwand vor diesem Gedanken, dessen Glückseligkeit so überwältigend war, daß keine Musik mir je so schön geklungen hatte wie dieser stumme Jubel, der mein ganzes Wesen erfüllte und Tränen in meine Augen lockte. „Margit," sagte ich für mich selbst, „Margit!" Und ich ging in meinem Zimmer umher, mit dem Gefühl, daß sie meine Stimme hören und kommen müßte, wenn ich nach ihr riefe.

Mein ganzes Leben zog in dieser Stunde an mir vorbei. Nackt, leer, freudlos und in einen unfaßbaren Jubel ausmündend, zog es in dem wehmütigen, zitternden Licht der Erinnerung und der Hoffnung an mir vorbei. Ich dachte an die Frauen, die ich geliebt hatte, und an die, die ich zu lieben geglaubt. Leere, kalte Frauen, Frauen ohne Herz und ohne Seele, voll Berechnung, List und Verstellung, Frauen, die sich selbst verwerteten, ihre Schönheit und ihren Körper, und deren einziger versöhnender Zug die unberechenbar gewaltsame Laune der Sinne war. Ich sah sie vor mir, eine nach der anderen, und sie schienen vor meinem Blick zu

entfliehen, tief in den Nebel zu fliehen, der das Verflossene verhüllt. Es war mir, als hätte ich gelebt, ohne zu sehen und zu verstehen. Ich hatte nichts anderes gesehen als sie, und in meiner Erregung glaubte ich, daß es ihre Schuld war, daß ich solange gleichsam neben meinem eigenen Leben einhergegangen war, ihre Schuld, daß ich ein unnützer Mensch war, der nur für sich selbst lebte.

Ich war voll Glück, ich empfand kein Zaudern, keine Furcht. Denn Margit gegenüber empfand ich nichts von dem Begehren der Liebe. Ich würde über mich selbst gelacht haben, wenn ich auf den Gedanken gekommen wäre, das Gefühl, das ich für sie hegte, Liebe zu nennen. Ich war nur glücklich, in ihrer Nähe weilen zu dürfen, und es war mir nicht möglich, weiter in die Zukunft zu denken.


Aber der Winter verging, und der Frühling kam, und diese ganze Zeit lebte ich mein neues Leben mit diesen drei Menschen, die mein Glück und der Zweck meines Daseins waren. Margit wurde mit jedem Tage schöner, und es schien mir, daß sie sich mir gleichsam immer mehr näherte. Sie wandte sich an mich, wenn sie sprach; das war vielleicht, weil sie nach ihrer Reise vieles wissen wollte, wovon ich ihr erzählen konnte. Das tat ich auch, und zwischen uns entstand gleichsam eine ganze Welt von Gedanken und Interessen, die ihr Netz um meine Gefühle spannen und mich zu ihr hinzogen. Den Übergang vom Winter zum Frühling merkten wir gar nicht, ebenso wenig als ich je merkte, wann meine Gefühle für sie ihr Wesen veränderten. Aber als der Frühling kam, pflegte sie mit mir allein Spaziergänge zu unternehmen, denn die beiden Alten konnten nicht so weit gehen, und da sagte ich ihr eines Tages, wie innig lieb ich sie hatte und wie reich sie mein ganzes Leben machte. Ich war ganz bestürzt, als ich sie in Tränen ausbrechen sah, und noch mehr ergriff es mich, als sie meine Hand faßte und sie ohne ein Wort in der ihren behielt. „Um Gottes Willen," sagte ich, „mißverstehen Sie mich nicht! Sie dürfen nicht glauben, daß ich je etwas begehrt habe, was Sie mir nicht geben könnten. Ich will nur, daß Sie wissen, wie grenzenlos glücklich Sie mich gemacht haben." Da weinte sie nicht mehr, sondern antwortete: „Und was wäre das, was ich Ihnen nicht geben könnte?" Ihre Stimme, ihr Blick, ihre ganze Gestalt schienen mich zu liebkosen. „Margit! Margit!" rief ich aus, „ich bin ein alter Mann." „Ah!" Sie lachte mich aus, lachte wie ein Kind. Und wir wanderten unseren gewohnten Weg, die Arme um einander geschlungen, während das kleine Vöglein über unseren Häuptern zwitscherte. — —

Diese Stunde möchte ich aus meinem Leben reißen, und wenn ich denke, wie glücklich ich damals war, preßt sich mein Herz im Krampf zusammen. Aber glücklich war ich damals, glücklicher als Menschen sind, und in mir war der Himmel höher als der Himmel der Erde, und Sonne und Sterne tauschten da so leicht ihren Platz, wie die Stunden für die Erdenkinder wechseln. Ich hätte den Staub unter ihren Füßen, den Saum ihres Gewandes küssen mögen, ich wollte sie auf meinen Armen tragen, sie hoch emporheben, wo das Weh der Erde sie nicht erreichen konnte. Ich erinnere mich an alles aus dieser Zeit, und dennoch glaube ich

mich an nichts erinnern zu können. Es ist wie die Erinnerung an große Musik. Ich erinnere mich an alles, es kommen Takte, die ich summen kann, dann verschwinden sie wieder, und in der Erinnerung ist ein einziges bebendes Gefühl, das weint und jubelt, klagt und lächelt, aber vom Leben erfüllt ist so wie die Umarmung der Liebe.

Durch dieses Glück glitt ich dahin, an meine Jahre vergessend, alles vergessend, was ich erlebt, und so kam der Tag, an dem die Kirchenglocken läuteten und ich meiner Braut in dem kleinen Salon begegnen sollte, in dem wir beinahe ein ganzes Jahr mit einander gelebt hatten, und wo Napoleon und seine Generale von tanzenden Sonnenpünktchen überhuscht wurden, während an der gegenüberliegenden Wand das Licht durch die Glasprismen des Kronleuchters gebrochen auf die Madonna mit dem Kinde fiel, die auf den Wolken des Himmels emporsteigt, umjubelt von Heiligen der Erde und des Himmels.

Aber vor diesem Tage durchlebte ich eine Nacht, die in seltsamer Weise im Gegensatz zu dem Leben stand, das mir so still und unerwartet zu Teil geworden war. Das war die Nacht vor meiner Hochzeit, ich ging allein durch meine Zimmer, die ich nun bald verlassen sollte, und wehmutsvoll verweilten meine Gedanken bei dem Verflossenen. Es war Ende August, wenig mehr als ein Jahr seit dem Tage, der begonnen hatte, mein ganzes Schicksal zu verändern. Hell und klar leuchtete der Augustmond vor meinen Fenstern, die Gasse war stumm, und sachte ging ich auf und ab und nahm von meinem alten Leben Abschied. So als hätten meine Gedanken und Erinnerungen sich in den Möbeln, Tapeten, Wänden, ja in der ganzen Atmosphäre dieser Räume, die ich durch so viel Jahre bewohnt, eingenistet, erschien es mir als flüsterten all die Gedanken, die ich einst gedacht, all die unbedeutenden Erinnerungen, die mein früheres Leben barg, in ihrer stummen Sprache mit mir und wiegten mich in unbestimmte Träume, die mir von Ahnungen der Zukunft erfüllt schienen. Mir war so weich ums Herz, wie wenn man von Dankbarkeit erfüllt ist und gleichsam umhergeht und jemanden sucht, dem man dies zeigen kann. Und in der Erwartung dessen, was kommen würde, dachte ich an das, was gewesen war.

Da überraschte mich plötzlich der Gedanke, daß ich während eines ganzen Jahres nicht wie früher gelebt hatte, ich war ein anderer geworden, und ich hatte mein früheres Ich vergessen, so wie man ein Kleid vergißt, das man aufhört zu tragen. Alles, was gewesen, und alles, was ich gewesen, stieg aus den Schatten des Verflossenen auf und erhob sich aus dem Dunkel des Daseins selbst gleichsam drohend gegen mich. Und zum ersten Male wurde es mir bewußt, daß ich nicht mehr mit dem anderen sprach, wenn ich allein war. Diese Entdeckung machte mich zuerst lächeln, wie über eine wunderliche Kinderei, aber zugleich fühlte ich mich in seltsamer Weise beklommen. Es war, als hätte ich etwas vergessen, das zu vergessen ich nicht das Recht besaß, als hätte mich das Glück ungerecht, saumselig gemacht. Es war beinahe, als hätte ich eine Pflicht außerachtgelassen. Und während ich daran dachte, zuckte ich plötzlich zusammen. Die Stimme, die ich früher so oft in

mir erklingen gehört hatte, sprach zum ersten Male während dieses ganzen letzten Jahrs. Deutlich und klar, als wäre ich nicht allein in meinem Zimmer, hörte ich diese Stimme sagen: „Tu es nicht! Tu es nicht! Tu es nicht!"

Ein Gefühl namenlosen Schreckens überfiel mich. Was wollte er von mir? Was wollte diese Stimme? Warum ließ sie sich gerade jetzt hören, wo das Vergangene begraben und ich kaum erst glücklich geworden war? So als würde ich gewaltsam zu dem Verflossenen zurückgezogen, begann ich wie einst zu denken oder zu sprechen, und ich dachte: „Was willst du von mir?" „Ich will dich retten," antwortete die Stimme. „Warum hast du nicht früher gesprochen?" fragte ich weiter. „Ich habe gesprochen und gesprochen. Aber du hast mich nicht gehört," lautete die Antwort. „Nun ist es zu spät," erwiderte ich, „es ist zu spät." „Heute nicht, aber morgen," antwortete wieder dieselbe Stimme. „Reise, reise. Versäume keine Minute."

So ging ich lange auf und ab, ohne Worte mit mir selbst sprechend. Ich kann nicht erklären, wie dies möglich war, weiß nur, daß es sich so verhielt. Rings um mich nahm die Dämmerung zu, und der Mond versteckte sich in Wolken. Ich zündete die Lampe an, es wurde hell, aber die Stimme in mir wollte nicht verstummen. Sie sprach so laut, daß ich beinahe meinte, sie wirklich mit den Ohren zu hören. Ich rang in Angst meine Hände, ohne zu ermatten, als wäre ich verurteilt, gerade in dieser Nacht nicht Rast noch Ruhe zu finden, schritt ich Stunde für Stunde in meinen Zimmern auf und nieder. Ich ging und wehrte mich gegen meine eigenen Gefühle. Aber ich vermochte sie nicht zu beherrschen, und als ich endlich in meinem Bette lag, mit den Kräften kämpfend, die um die Herrschaft in meiner Seele rangen, glich ich nicht einem Manne, der am nächsten Tage Hochzeit feiern sollte.



Als ich mich am nächsten Morgen erhob, war ich ermattet wie nach einer langen Krankheit, ich war bleich, und in der Erregung, in der ich mich befand, schien es mir, daß ich in den wenigen Stunden, die verflossen waren, seit ich meiner Braut Gutenacht gesagt hatte, alt geworden war. Aber während ich mich ankleidete, sanken die Gedanken der Nacht wieder in Vergessenheit zurück, und als ich hinausblickte, lag Sonnenschein über der Straße. Ich öffnete das Fenster und ließ die warme Sommerluft hereinströmen. Als wäre ein ganz neuer Mensch in mir erwacht, fühlte ich wieder die Freude in meiner Brust emporsteigen. Es kam mir zum Bewußtsein, daß ich nie mehr allein zu sein brauchte, nie mehr jene Angst fühlen mußte, die panischer Schrecken heißt und die jemand daher die Furcht vor unserer eigenen Natur nennen wollte. Ich glaubte, daß ich die ganze Nacht, wachend oder schlafend, in einem bösen Traum herumgegangen war. Aber nun war ich wieder erwacht, nun wartete meiner das Glück, nie mehr würde ich allein schlafen, nie mehr diese Stimme sprechen hören, die nicht meine eigene war. Ich vergaß sie, so wie man die Krankheit vergißt, wenn man sich wieder für gesund hält. Voll Ungeduld ging ich aus, kaufte einen großen Strauß Rosen und ging gegen alle Sitte und Brauch vormittags zu meinen Schwiegereltern, um nur Margit zu sehen.

Sie stieß einen leichten Schrei aus, als ich eintrat. Denn der Bräutigam soll ja die Braut am Hochzeitstage nicht vor der Trauung sehen, weil das Unglück bedeutet. Aber ich küßte ihren Unwillen fort, der übrigens nur gespielt war, ich blieb den ganzen Vormittag, und ich war die ganze Zeit in einem Gemütszustand, der sich nicht beschreiben läßt. Ob es nun Glück oder Unglück war, was mein Inneres beherrschte, ich weiß es nicht. Aber unaufhörlich fühlte ich, wie mir die Tränen in die Augen kamen, und als ich heimging, um mich umzukleiden, war ich ruhig und zufrieden, wie an all den vorhergehenden Tagen.

Es ist seltsam, wie ich mich all der Einzelheiten entsinne, die die Stunden dieses ganzen Tages ausfüllten. Ich erinnere mich, daß ein Knopf an meinem Hemde abriß und daß ich ihn wieder annähen mußte, daß ich meine weißen Handschuhe fallen ließ, als ich sie aus der Lade nahm, daß ich die Zeitung Spalte für Spalte las, als ich fertig angekleidet war, nur damit die Zeit verginge. Ich erinnere mich an all das. Aber ich erinnere mich nicht daran, wie man sich gewöhnlich an alltägliche Dinge erinnert. Ich erinnere mich daran mit einer Schärfe, die diese bedeutungslosen Geschehnisse in ein unnatürliches Licht stellt, in dem die Gegenstände keinen Schatten zu haben scheinen. In der Erinnerung sehe ich die ganze Zeit mich selbst. Es ist, als könnte ich durch mein eigenes Fenster blicken und alles betrachten, was ich selbst vornahm. Ich kann noch sehen, wie ich meinen Rock auf den Arm nahm und den Hut aufsetzte, ich kann den Laut vernehmen, als ich die Türe hinter mir zuschloß, und ich höre noch meine eigenen Schritte, als ich über die Treppe ging, und das Krachen des Tores, das ins Schloß fiel.

Dann erinnere ich mich an nichts, bis ich vor dem Geistlichen stand, in dem kleinen Salon, wo die Überzüge fortgenommen waren und die Sonne durch die Prismen des Kronleuchters Büschel von Farbenglanz über die Krone und das Haar der Braut warf. Weißgekleidet und schlank, jung und rosig stand sie an meiner Seite, und ich schob meinen Ring an ihren Finger. In meinem Ohr klangen die Worte des Priesters: So nimm sie denn zu deinem Eheweibe und liebe sie in Freud und Leid, und ich stand da und wartete darauf zu fühlen, wie das Glück meine Brust erfüllte. Aber ich empfand nichts, ich wartete nur, und ich vernahm um mich das Rauschen großer Flügel. Ich glaubte, daß es die Feierlichkeit des Glücks war, die mich mit Andacht erfüllte. Ich ahnte damals nicht, daß das, was geschah, der Gegensatz von all dem war, was ich sah, dachte und ahnte, der Gegensatz gerade des heiligen Aktes, der allen Augen Tränen entlockte, nur den meinen nicht.

Es war besprochen, daß wir ein paar Tage in einem Hotel der Stadt wohnen sollten, und dann wollte ich Margit fortführen, um ihr zu zeigen, wie herrlich die Erde war, und um noch einmal die Orte zu besuchen, wo ich mich in meiner Einsamkeit heimisch gefühlt hatte, und ihre Schönheit aufs neue zu genießen, indem ich sie in der Empfänglichkeit ihrer Jugend gespiegelt sah. Margit hatte es so gewünscht, damit die beiden Alten nicht sogleich allein blieben, und ich hatte mich darein gefügt, weil sie es wünschte. Und von den stummen Segenswünschen

der Alten begleitet, fuhren wir, als der Abend angebrochen war, heim in unsere Zimmer.

Wie gut erinnere ich mich an diese kurze Fahrt! Wie gut erinnere ich mich, wie Margit sich an mich lehnte, wie sie weinte und lachte und wie wir endlich allein blieben und ich das Gefühl hatte, daß ich nun von allen quälenden Gedanken befreit sein würde.

Das war ich auch. Großer Gott, ich war von allen Sorgen, aller Unschlüssigkeit befreit, die Jahre, die uns trennten, schienen mir verschwunden und ausgelöscht von der großen Gerechtigkeit, die mir endlich das schenkte, was ich nie vom Leben zu hoffen gewagt. Obgleich ich ein Mann war, wollte ich selbst vor Freude weinen, und ich glaube, daß ich es tat. Aber erst als der Morgen mit seiner klaren Sonne kam, fühlte ich mich so glücklich, wie ich an dem Tage, der vergangen war, gewünscht hatte zu sein. Und als ich angekleidet war, sehnte ich mich nach Margit, sehnte mich, als wäre ich Wochen und Monate hindurch von ihr getrennt gewesen. Ich mußte sie wiedersehen, und ich ging abermals ins Schlafzimmer.

Sie saß vor dem Spiegel, und durch die herabgelassenen Jalousien übergoß der Sonnenschein ihre ganze Gestalt mit einer Flut von gedämpftem Licht. Es war wie ein Glorienschein um ihr Haar, das sie zwischen den Händen drehte und im Nacken befestigte. Ihre entblößten Arme und ihr Nacken schienen in diesem wunderbaren Licht zu erröten, und als ich mich ihr näherte, wandte sie sich um, während ihr ganzes Antlitz mir selig entgegenlächelte. Nie war sie mir so strahlend, so jung erschienen, nie hatte mich die Gewißheit, daß sie mein war, mit so unsagbarem Jubel erfüllt. Ich wagte nicht, mich ihr zu nähern, ich stand nur still neben ihr und sah in diese Augen, die, ohne daß sie sprach, den meinen begegneten, bis sie mir ihre Arme entgegenstreckte und ich mich hinab beugte, um ihrem Kuß zu begegnen.

Da wurde es plötzlich schwarz vor meinen Augen, und ich erhob mich mit einem Gefühl, als wankte die Erde unter meinen Füßen. Denn auf ihrem Halse, unter der Spitze des Hemdes, sah ich ein kleines rotes Mal in wunderlicher Streifenform. Ich stand stille und sah es an, und ich weiß, daß die Farbe aus meinen Wangen wich. Denn ich erkannte dieses Mal. Ich hatte es schon einmal gesehen. Eine halbvergessene Erinnerung zuckte blitzartig durch meine Seele, und wie ein Ertrinkender rang ich nach Luft. Ich sah eine andere Frau vor mir, ein reifes, fünfunddreißigjähriges Weib. Ich sah mich selbst als jungen Mann zu ihren Füßen knien, die Arme um ihren Hals und meine Lippen scherzend auf dieses selbe rote Mal gepreßt. Ich sah das so deutlich, als erlebte ich es aufs neue, und ich wurde erst durch die ängstliche Frage, ob ich krank sei, aus meiner Vision gerissen.

Ich antwortete Margit, so gut ich konnte. Ich gab vor, daß es ein plötzliches Unwohlsein wäre, an dem ich oft litte, aber das nichts zu bedeuten hätte, sagte, daß ich eine halbe Stunde frische Luft brauchte. Was weiß ich? Ich erinnere mich nicht, was ich ihr sagte, wußte nicht, ob sie mir glaubte. Aber wie ein Trunkener wankte ich aus ihrem Zimmer und stürzte hinaus.



as ist noch zu erzählen? Was sonst, als daß ich alles, was das Leben aus mir gemacht hat, umgestalten möchte, vom ersten Tage bis zum letzten. Ein einziges Wesen habe ich geliebt, und diesem Wesen habe ich die wärmende Lebenssonne gestohlen. Denn nie wird sie vergessen, daß der Mann, dem sie ihr Vertrauen schenkte, an dem Tage nach der Nacht, in der sie in Liebe die seine wurde, von ihr geflohen ist.

Ich ging zu dem Alten, und ich fand ihn allein. Seine Frau war, müde von den Gemütserregungen des Vortags, noch nicht aufgestanden. Ich fand ihn, wie gesagt, allein, und wir sprachen lange miteinander. Ich fragte ihn nach allem, und ich glaube nicht, daß er meine Angst sah. Dem Äußeren nach war ich ruhig und kalt, denn ich fühlte, daß ich um jeden Preis meine Energie aufrecht halten mußte, um mich nicht zu verraten. Denn gab ich dem Aufruhr nach, der in jedem Augenblick losbrechen wollte, dann war ich nicht mehr Herr über meine Handlungen und meine Worte. Und ich mußte wissen, mußte alles wissen, damit das Grauenvolle nicht noch mehr Böses stiftete, als es schon getan. Ich hatte übrigens keinen anderen Plan bei meinem Vorgehen, als daß ich wissen mußte, und ich erfuhr auch den Namen der Frau, die die Mutter meines Weibes war. Die ganze Zeit sprach ich mit Fassung, und ich verriet mein Geheimnis mit keinem Worte.

Nie werde ich mir jedoch sagen können, warum diese Frau, die ich ein paar flüchtige Wochen meines Lebens gekannt, mir das Geheimnis vorenthielt, es mich nicht mit ihr teilen ließ. Nie werde ich erfahren, was der Grund ihres Schweigens war. Nichts, nichts mehr, als daß ich mich in der Stunde versündigte, als ich nicht begriff, daß Margit meine Tochter war.

Ich hielt mich ferne an diesem Tage, an dem das Unglück mich traf. Ich fand einen Vorwand, und am selben Abend reiste ich ab und ließ Margit in ihrem Heim zurück. Ich fuhr Tag und Nacht durch, bis ich weit entfernt von meiner Heimatstadt und meinem Lande war. Die Welt schien mir nicht groß genug für den Abstand, den ich zwischen sie und mich legen wollte.

Hier sitze ich nun, und langsam verrinnen die Stunden, langsam wie die Sandkörner aus den alten Stundengläsern fallen, die man wenden und wenden kann, während in alle Ewigkeit der Sand durch ihre Spitze rinnt. Wißt ihr, ihr glücklichen Menschen, was es heißen will, eine Tat ungeschehen zu wünschen und nichts wieder gut machen zu können? Ich habe es gelernt, ich, der ich um ihretwillen mein ganzes Leben wieder leben wollte und nur weiß, daß ich alt bin, daß in den wenigen Tagen, die vergangen sind, meine Wangen gefurcht und mein Haar grau geworden ist. Das Entsetzliche, das ich erlebt habe, hat meinem Leben den Stempel aufgedrückt, und es steht mir nun nicht mehr viel bevor, nur das eine, ein Ende zu machen. Vorher möchte ich nur an Margit schreiben und ihr Lebewohl sagen. Aber ich kann es ja nicht, denn was sollte ich ihr wohl sagen?

Aber hier im fremden Lande, wo niemand mich kennt und ich niemanden kenne, hier will ich eines Tages einsam sterben, und ich werde nicht zu lange leiden. Ich werde es bald tun, und Margit wird glauben, daß ich, als ich dies tat, den Verstand verloren hatte, oder sie wird denken, daß ich gestorben bin, um sie zu schonen. Etwas anderes wird sie nie erfahren, und darum wird sie mich lange beweinen. Aber ihre Jugend wird eines Tages über ihre Trauer siegen, und dann wird sie wieder glücklich werden können, weil sie nichts wissen wird.

Aber nun ist es nicht mehr mein eigenes Rätsel, was mich am meisten beschäftigt; es scheint mir weniger als nichts zu bedeuten. Doch Margit möchte ich zuflüstern können, was das Schicksal damit gemeint hat, als es diesen Schatten auf ihr Leben warf. Um das zu können, würde ich wünschen, daß es einen Geist gäbe, einen guten oder bösen, den ich fragen könnte und der es mir zu sagen vermöchte.

Wollte er dafür meine Seele nehmen, so würde ich gerne ewige Schmerzen tragen, wenn ich nur Margit das Wort schenken könnte, das den Schatten verscheuchte, den ich auf ihr Leben geworfen habe. So aber kann ich nur sterben, und ich weiß, daß meine Hand nicht zittern wird, wenn meine Stunde schlägt.

Aber für jemanden zu sterben, ist ein Geringes. Schwerer ist es für mich, in Gedanken diese drei vor mir zu sehen, die ich im Leben geliebt, Margit und die beiden Alten, die mich ihren Sohn nannten. Sie werden zusammen in dem Salon sitzen, wo die weißen Überzüge wieder die Stühle bedecken, und da werden sie den Brief empfangen, den ich an die Alten — nicht an Margit geschrieben habe, um meinen Tod zu erklären. Die beiden Alten werden starr vor Entsetzen dasitzen, keiner wird Worte finden. Sie werden vielleicht den Fremdling verfluchen, der einst in ihr Heim einbrach und es zerstörte. Aber Margit! Ich wage nicht, an Margit zu denken.

Ich fühle bloß die schwere Hand, die die Waffe in die meine drückt, ich höre den Knall eines Schusses, der in mir selbst ein Echo weckt, und ich weiß nur, daß ich im nächsten Augenblick sterbe und daß Margit mich nie mehr fragen kann.

Ich weiß, daß dies alles ist, und was übrig ist, das ist nichts.





De Profundis/ Aufzeichnungen und Briefe aus dem Zuchthause in Reading/ von Oscar Wilde

Herausgegeben und eingeleitet von Max Meyerfeld

This is the only work written by Oscar Wilde in Prison. The manuscript was sent by him to Robert Ross, with a letter authorising him to publish it at his discretion. These extracts have been made by Robert Ross and entrusted to Dr. Max Meyerfeld for translation into German. No copy or transcript in English must be taken. The English and American copyright being retained by Robert Ross, the literary executor of Oscar Wilde. The Copyright for Germany is given by Robert Ross to Dr. Max Meyerfeld on the understanding that no transcript in English is to be taken therefrom.



Oscar Wilde hat scherzhaft dieses Werk, das einzige, das er im Gefängnis schrieb, Epistola in carcere et vinculis genannt. Und man kann wirklich nicht genug Nachdruck darauf legen, daß es im Kerker und in Fesseln verfaßt worden ist. Von einem, der unendlich gelitten hat. Der oft genug in der Einsamkeit seiner Zelle dem Wahnsinn anheimzufallen drohte. Dem Zerstreuung und Gesellschaft das Lebenselement waren. Etwa zwanzig Monate seiner zweijährigen Strafe hatte er verbüßt, als er daran ging, den Oscar Wilde von ehedem, den strahlenden „König des Lebens", noch einmal im Glanze der Gloriole erstehn zu lassen, um ihm den durch Mitleiden geläuterten Menschen, der eine „Vita Nuova" vor sich aufsteigen sah, an die Seite zu stellen.

Von der mittelalterlichen Barbarei, die noch in den Zuchthäusern des Kulturstaates England herrscht, wird man sich einen Begriff machen können, wenn man bei Sherard liest, daß Wilde in einer Art Kaninchenstall hauste, über dem ein Drahtgitter genagelt war. Der zur Zwangsarbeit Verurteilte mußte dort tagaus tagein Säcke flicken oder Werg zupfen, daß ihm das Blut unter den Nägeln hervorquoll. Und mit diesen selben Händen, denen der Gebrauch der Feder so lange verweigert war, hat er im Zwielicht seiner Zelle die erschütternden Bekenntnisse seiner Autobiographie niedergeschrieben. Seine ganze Bibliothek waren die vier Evangelien in griechischer Sprache. Vorher hatte man ihm die Lektüre der Göttlichen Komödie gestattet, von der ihn naturgemäß, da er selbst in Malebolge saß, das Inferno am stärksten anzog. Dem entsprechend findet man in seiner Beichte die tiefsten Nachwirkungen Dantes und des Neuen Testaments.

Schon in seinem Essay „Die Seele des Menschen und der Sozialismus" hat sich Wilde mit Christus vorübergehend beschäftigt. Jetzt lebt er sich so in diese „erste individualistische Gestalt der Geschichte" hinein, daß sie seinem künftigen Leben die Richtung wies. Bekanntlich schließt es mit dem großen Theatercoup, daß sich der grandiose Cyniker — wie so viele seines Stammes vor ihm — dem

Katholizismus in die Arme warf. Freilich über diesen letzten Akt der Tragödie, die drei Jahre, die ihm nach der Haftentlassung noch blieben, wissen wir fast so gut wie nichts. Vielleicht hat Oscar Wilde nur eine Mode mitgemacht, die damals in den Kreisen der englischen Aristokratie so manches Opfer forderte. Vielleicht war aber auch für ihn, wie für seinen Freund Aubrey Beardsley, der Katholizismus nur ein Teil seiner Schönheitslehre. Immerhin, der effektvolle Abgang ist das würdige Finale dieses singulären Lebens.

Trotzdem er seinem eignen Eingeständnis zufolge sein Genie in sein Leben legte, zerschellte er hilflos daran. Das Leben mit seiner Riesenfaust zerbröckelte alle Vorsätze des armen Sterblichen. Das verleiht diesen Blättern einen so schaurigen Reiz. Wäre alles so gekommen, wie es sich der Sträfling in Reading ausdachte, es hätte vielleicht einen wehmütig glücklichen Menschen mehr gegeben, sicher aber einen Oscar Wilde, der aus der Rolle gefallen wäre. Nein, es konnte nicht anders kommen. Die Pose war fast auf dem Punkt angelangt, zur Natur zu werden: da fegte sie der Wirbelwind des Lebens wie herbstliches Laub hinweg.

Doch man kann zum Glück auf diese Stimulantia verzichten. „De Profundis" wühlt durch seinen inneren Gehalt die tiefsten Tiefen der Seele auf. Eine hinreißende Dichtung, die begründete Aussicht hat, die meisten Werke Oscar Wildes zu überdauern! Und die äußere Form bleibt ein Wunder. Diese in geschliffener Prosa ziselierten, antithesenreichen, nach Schönheit der Sprache lechzenden Sätze stammen von einem, der wer weiß wie lange keine Feder in der Hand gehabt hat, ja nicht einmal sprechen durfte, dessen „Schweigen nur von Gott vernommen" ward. Kleinere Widersprüche wird man im einzelnen leicht erkennen (so erzählt er auf derselben Seite, er sei bettelarm, und gleich darauf, er besitze genug, um anderthalb Jahre davon zu leben); sie erklären sich einfach daraus, daß ihn in der Zwischenzeit Nachrichten von der Außenwelt erreicht haben. Es lag darum kein Grund vor, Anmerkungen beizugeben; was dem deutschen Leser unklar geblieben wäre, habe ich durch belanglose Zutaten im Text vereinzelt zu erläutern gesucht. Über ein Weilchen wird sich ja doch ein Philolog darüber hermachen ...

Robert Roß, dem literarischen Testamentsvollstrecker Oscar Wildes, gebührt der herzlichste Dank, daß er sich entschlossen hat, dieses Dokument seines Freundes der Öffentlichkeit zu übergeben. In England war ja vorläufig eine Publikation unmöglich, ist sie vielleicht für alle Ewigkeit ausgeschlossen. Mit umso freudigerer Genugtuung dürfen wir es begrüßen, daß er uns diese köstliche Gabe beschert hat. Shakespeare ist ein deutscher Klassiker geworden; Lord Byron hat bei uns eine Heimstätte gefunden; warum sollten wir sie dem verfemten Oscar Wilde nicht gönnen?

Max Meyerfeld.





Zwischen Gilles de Retz und dem Marquis de Sade sollte ich eingereiht werden. Mag es immerhin sein! Ich will mich nicht darob beklagen. Eine der vielen Lehren, die man dem Gefängnis verdankt, ist die: daß die Dinge so sind, wie sie nun einmal sind, und es in alle Zukunft bleiben werden. Ich zweifle auch nicht im geringsten daran, daß der mittelalterliche Wüstling und der Verfasser der „Justine" bessere Gesellschafter sind als Sandford und Merton, unsre Kinderbuchhelden ....

In der ersten Hälfte des November vor zwei Jahren hat sich all das abgespielt. Der breite Strom des Lebens trennt uns jetzt von diesem Zeitpunkt, der schon in so weiter Ferne liegt. Wer frei umherwandelt, kann einen solchen Zwischenraum kaum überblicken — vielleicht gar nicht. Mir aber ist's, als wäre mir's, ich will nicht sagen: gestern, nein, heute zugestoßen. Leiden ist ein unendlich langer Augenblick. Er läßt sich nicht nach Jahreszeiten abteilen. Wir können nur seine Stimmungen aufzeichnen und deren regelmäßige Wiederkehr buchen. Die Zeit selbst schreitet für uns nicht fort. Sie dreht sich um und um. Sie scheint um einen Mittelpunkt zu kreisen: den Schmerz. Die lähmende Unbeweglichkeit eines Lebens, das in allem und jedem nach einer unverrückbaren Schablone geregelt ist: wir essen und trinken und werden in die Luft geführt und legen uns nieder und beten — oder knien wenigstens zum Gebet hin — nach den unabänderlichen Satzungen einer eisernen Vorschrift: — — diese Unbeweglichkeit, die jeden neuen Tag mit seinen Schrecken bis auf die kleinste Einzelheit seinem Bruder gleichen läßt, scheint sich den äußeren Gewalten mitzuteilen, deren ureigenstes Wesen der beständige Wechsel ist. Wir wissen nichts, können nichts wissen von Saat und Ernte; von den Schnittern, die das Getreide mähen; von den Winzern, die sich durch den Weinberg winden; von dem Gras im Garten, über das sich die weiße Decke der abgefallenen Blüten breitet oder die reifen Früchte ausgestreut sind.

Für uns gibt es nur eine Jahreszeit: die Jahreszeit des Grams. Die Sonne selbst und den Mond hat man uns genommen. Draußen mag der Tag in blauen und goldnen Farben leuchten — das Licht, das zu uns hereinkriecht durch das dicht bezogene, mit Eisenstäben vergitterte Fenster, unter dem wir sitzen, ist grau und karg. In unsrer Zelle herrscht stets Zwielicht, in unserm Herzen Mitternacht. Und im Bereich des Denkens stockt, ebenso wie im Kreislauf der Zeit, alle Bewegung. Was ihr persönlich längst vergessen habt oder leicht vergessen könnt, beschäftigt mich heut und wird mich morgen wiederum beschäftigen. Wenn ihr das erwägt, dann müßt ihr ein wenig verstehn, warum ich schreibe, warum ich so und nicht anders schreibe.



Eine Woche später — man schafft mich hierher. Drei Monate verstreichen, da stirbt meine Mutter. Ihr wißt, niemand weiß es besser, wie sehr ich sie geliebt und verehrt habe. Ihr Tod überwältigte mich so, daß ich — einst ein Herr und Meister der Sprache — nicht Worte finde, um meinen Kummer und meine

Beschämung auszudrücken: niemals, nicht einmal auf dem Gipfel meines Künstlertums, wär' ich imstande gewesen, einen so hehren Schmerz in geziemende Worte zu kleiden und für das purpurne Schauspiel meines unaussprechlichen Wehs den gebührend erhabenen Wohllaut aufzubieten. Von ihr und meinem Vater hatte ich einen Namen geerbt, dem sie Ruhm und Ehre verschafft nicht nur in der Literatur, Kunst, Archäologie und Naturwissenschaft, sondern auch in der Geschichte meines Vaterlands, in seiner politischen Entwicklung. Ich hatte diesen Namen auf ewig geschändet. Ich hatte ihn zu einem gemeinen Schimpfwort im Munde gemeiner Menschen erniedrigt. In den Schlamm hatte ich ihn gezerrt. Dem rohen Gelichter hatte ich ihn ausgeliefert, daß er unter ihren Händen verrohte, meinen Widersachern, denen er gleichbedeutend mit Verrücktheit wurde. Was ich damals gelitten habe und noch leide, kann kein Griffel schreiben, keine Tafel künden. Meine Frau, die in jenen Tagen sehr gütig und liebenswert gegen mich war, wollte es mir ersparen, daß ich die Nachricht von gleichgültigen Menschen, von fremden Lippen höre, und kam trotz ihrem Kranksein den ganzen Weg von Genua nach England gereist, um mir selbst die Botschaft von dem unersetzlichen, unermeßlichen Verluste zu überbringen. Von allen, die mir noch zugetan waren, erreichten mich Beileidskundgebungen. Sogar Leute, die mich nicht persönlich gekannt haben, ließen mir, als sie hörten, welch ein neuer Schlag mich in meinem Elend betroffen hatte, den Ausdruck ihrer Teilnahme übermitteln . . . .

Abermals verstreichen drei Monate. Der Ausweis über mein tägliches Verhalten und Arbeitspensum, der draußen an der Tür meiner Zelle hängt, — auch mein Urteil steht darauf — sagt mir, es ist Mai . . . .

Glück, Wohlleben und Erfolg mögen von rauher Oberfläche und aus gemeinem Stoffe sein: das Leid ist das Zarteste in aller Schöpfung. Es gibt nichts in der ganzen geistigen Welt, an das der Schmerz mit seinem schrecklichen, aber überaus feinen Pulsschlage nicht heranreichte. Das dünne, ausgehämmerte Zittergold-Blättchen, das die dem Auge nicht wahrnehmbaren Kräfte anzeigt, ist im Vergleich damit grob. Das Leid ist eine Wunde, die zu bluten anfängt, wenn eine andre Hand als die der Liebe daran rührt, und selbst dann von neuem bluten muß, wenn auch nicht vor Schmerz.

Wo Leid ist, da ist geweihte Erde. Eines Tages wird die Menschheit begreifen, was das heißt. Vorher weiß sie nichts vom Leben. Robbie und Wesen seines Schlags können es ermessen. Als ich zwischen zwei Polizisten aus dem Zuchthaus vor den Konkursgerichtshof geführt wurde, da wartete Robbie in dem langen Korridor, um zum Erstaunen der großen Menge, die ob einer so lieben, rührenden Handlung verstummte, schlicht und ernst den Hut vor mir abzuziehen, als ich in Handschellen gesenkten Hauptes an ihm vorüberging. Um kleinerer Dienste willen sind Menschen in den Himmel gekommen. Von diesem Geiste beseelt, von solcher Liebe erfüllt, knieten die Heiligen nieder, um den Armen die Füße zu waschen, neigten sie sich, um den Aussätzigen auf die Wange zu küssen. Ich habe nie ein

Wort darüber fallen lassen. Bis zur Stunde weiß ich nicht einmal, ob er gewahr wurde, daß ich seine Handlungsweise überhaupt bemerkte. Dafür kann man einem nicht in förmlichen Worten förmlichen Dank sagen. In der Schatzkammer meines Herzens bewahre ich das auf. Dort soll es ruhn als eine geheime Schuld, die ich zu meiner Freude wahrscheinlich nie zurückzahlen kann. Dort ist es einbalsamiert und behält sein liebliches Aussehn durch die Myrrhen und Narden vieler Tränen. Wenn alle Klugheit mir wertlos, die Philosophie unfruchtbar und die Redensarten und Sprüche derer, die mich zu trösten suchten, wie Staub und Asche im Munde erschienen, dann hat mir die Erinnerung an diesen kleinen, holden, stummen Akt der Liebe alle Bronnen des Mitleidens rauschen lassen, die Pflanzen der Wüste in Rosen verwandelt, mich aus der Bitternis der einsamen Verbannung herausgehoben und in Einklang gebracht mit dem verwundeten, gebrochenen, großen Weltenherz. Wer fähig ist zu begreifen, nicht allein, wie schön Robbies Handlungsweise war, sondern warum sie mir so viel bedeutete und immer so viel bedeuten wird, der kann vielleicht einsehn, wie und mit welcher Gesinnung er mir nahen sollte . . . .

Der Erstling, den ein junger Mensch im Lenze des Lebens in die Welt hinausschickt, sollte wie die Blüte einer Frühlingsblume sein, wie der Hagedorn auf den Wiesen Oxfords oder wie die Primeln auf den Feldern in Cumner. Das Werk sollte nicht mit einer entsetzlichen, empörungsvollen Tragödie, mit entsetzlichen, empörungsvollen Schmähungen belastet sein. Ließ ich je einem Buche meinen Namen als Herold dienen, es wäre ein schwerer künstlerischer Irrtum gewesen. Es hätte das ganze Werk in ein falsches Milieu gestellt, und das Milieu fällt in der modernen Kunst sehr in die Wagschale. Das moderne Leben setzt sich aus Kompliziertheit und Relativität zusammen. Das sind seine unterscheidenden Merkmale. Um die eine wiederzugeben, bedürfen wir des Milieus mit seinen zarten Nuancen, seinen Andeutungen, seinen seltsamen Perspektiven; die andre verlangt Hintergrund. Deswegen ist die Plastik keine darstellende Kunst mehr, ist es die Musik, ist, war und wird die Literatur stets die darstellende Kunst par excellence bleiben.

edes Vierteljahr schickt mir Robbie einen Sammelbericht über die literarischen Neuigkeiten. Man kann sich nichts Entzückenderes vorstellen als seine Briefe, die so witzig, so geschickt zusammengefaßt und so graziös hingeworfen sind. Es sind wirklich Briefe: Plaudereien unter vier Augen; sie haben die Vorzüge französischer Causerien: in seiner feinen Art, mir zu huldigen, wendet er sich bald an meinen Scharfsinn, bald an meinen Humor, dann wieder an meine angeborene Neigung zur Schönheit und Kultur und erinnert mich auf hunderterlei Weise daran, daß ich einst vielen als arbiter elegantiarum galt, als Autorität in künstlerischen Stilfragen, ja einigen sogar als die höchste Autorität. So zeigt er, daß er mit dem Takt der Liebe literarischen Takt verbindet. Seine Briefe sind die kleinen Vermittler gewesen zwischen mir und der herrlichen, unwirklichen Kunstwelt, in der ich ehedem König war und es geblieben wäre, hätte ich mich nicht in die rauhe,

unvollkommne Welt der Leidenschaften locken lassen, in der der Geschmack nicht wählerisch ist und das Verlangen keine Grenzen kennt. Doch bei aller Dankbarkeit wird man gewiß verstehn oder sich zum mindesten vorstellen können, daß es rein als psychologische Kuriosität mich mehr interessiert hätte, etwas Näheres von .... zu hören, als zu erfahren, daß Alfred Austin einen Band Gedichte zu veröffentlichen plane, oder daß ...... Theaterkritiken für die Daily Chronicle schreibe, oder daß Mrs. Meynell von einem, der nicht einmal ein begeistertes Loblied singen kann, ohne zu stottern, als die neue Sibylle des Stils ausgerufen worden sei....

Andre beklagenswerte Geschöpfe, die ins Gefängnis geworfen und der Schönheit dieser Welt beraubt werden, haben wenigstens bis zu einem gewissen Grad nicht mehr die tückischsten Schlingen, die bittersten Pfeile der Welt zu fürchten. Sie können sich im Dunkel ihrer Zelle verbergen und aus ihrer Schande noch eine Art unverletzliches Heiligtum machen. Der Welt ist Genüge geschehn, die Welt geht ihren Weg weiter; man läßt sie ungestört leiden. Nicht so bei mir. Ein Leid nach dem andern hat auf der Suche nach mir an die Türe des Gefängnisses geklopft. Man hat dem Leid die Tore sperrangelweit geöffnet und es hereingelassen. Meinen Freunden ist kaum oder gar nicht gestattet worden, mich zu besuchen. Aber meine Feinde haben jederzeit in vollstem Maße Zutritt zu mir gehabt. Die beiden Male, da ich vor dem Konkursgerichtshof erscheinen mußte, und dann noch zweimal, als ich öffentlich von einem Kerker zum andern transportiert wurde, war ich unter unsagbar erniedrigenden Umständen den Blicken und dem Gespött der Menge preisgegeben. Der Bote des Todes hat mir seine Zeitung gebracht und ist wieder davongegangen; völlig vereinsamt, ausgeschlossen von allem, das mich hätte trösten oder meinen Schmerz lindern können, habe ich die unerträgliche Pein des Elends und der Gewissensbisse erdulden müssen, die das Andenken an meine Mutter in mir hervorrief und noch immer hervorruft. Kaum hat die Zeit diese Wunde vernarbt (geheilt ist sie noch nicht), da läßt mir meine Frau durch ihren Anwalt barsche, bittere, abstoßende Briefe schreiben. Die Armut droht mir und wird mir gleichzeitig zum Vorwurf gemacht. Das wäre zu ertragen. Ich kann mich an noch Schlimmeres gewöhnen. Aber meine beiden Kinder nimmt man mir auf gesetzlichem Wege. Das verursacht mir unendlichen Schmerz, namenlosen Kummer, grenzenlosen Gram, der mich nie verlassen wird. Daß das Gesetz bestimmen und sich eine solche Bestimmung anmaßen kann, mir stehe es nicht zu, bei meinen eignen Kindern zu sein: der Gedanke hat etwas Entsetzliches für mich. Im Vergleich damit ist die Schande, im Kerker zu sitzen, ein Nichts. Wie ich die andern Männer beneide, die mit mir im Gefängnishof auf- und abschreiten! Ihre Kinder — des bin ich sicher — warten auf sie, harren ihrer Rückkunft, werden sie mit Zärtlichkeiten überschütten. Die Armen sind klug, sind barmherziger, freundlicher, empfinden tiefer als wir. In ihren Augen ist das Gefängnis eine Tragödie im Leben eines Menschen, ein Mißgeschick, eine Fügung des Zufalls, etwas, das bei ihren Mitmenschen Teilnahme weckt. Einer, der im Gefängnis sitzt, ist in ihrer Sprache eben einfach ins Unglück geraten. Das ist die Redensart,

die sie immer dafür gebrauchen; der Ausdruck enthält die höchste Weisheit der Liebe. Bei Leuten unsres Standes ist es anders. Da macht einen das Gefängnis zum Paria. Ich und meinesgleichen haben kaum noch ein Anrecht auf die Luft und die Sünde. Unsre bloße Gegenwart besudelt die Freuden der andern. Wenn wir wieder zum Vorschein kommen, sind wir ungebetene Gäste. Uns steht es nicht zu, uns wieder im Mondenschimmer zu ergehn. Unsre Kinder werden uns ja genommen. Auch diese holden Bande, die uns an die Menschheit knüpfen, sind zerrissen. Wir sind dazu verurteilt, einsam zu sein, während unsre Söhne am Leben sind. Uns verwehrt man das eine, das uns heilen und aufrecht erhalten könnte, das Balsam in unser zerschlagenes Herz träufeln und unsrer gramdurchwühlten Seele Frieden bringen könnte ....

Ich muß es mir selbst eingestehn: weder ...... noch ......, und wenn man sie mit tausend multiplizierte, hätten einen Menschen wie mich zugrunde richten können. Ich habe mich selbst zugrunde gerichtet. Niemand, ob hoch ob niedrig, kann von einer andern Hand als von seiner eignen vernichtet werden. Zu diesem Bekenntnis bin ich gern bereit. Ich versuche, es abzulegen, mag man mir es auch gegenwärtig nicht zutraun. Habe ich diese unbarmherzige Klage erhoben, so soll man bedenken: es war eine Klage, die ich ohn' Erbarmen gegen mich selbst erhoben habe. So Schreckliches mir auch die Welt angetan hat: ich habe weit Schrecklicheres an mir selbst getan. Ich stand in symbolischer Beziehung zu der Kunst und Kultur meines Zeitalters. Im Morgengraun des Mannesalters hatte ich dies selbst schon erkannt und meine Zeitgenossen später zur Anerkennung gezwungen. Es gibt nicht viele, die eine solche Stellung bei Lebzeiten einnehmen und denen sie so von der Mitwelt bestätigt wird. Gewöhnlich wird sie erst vom Historiker oder Kritiker bestimmt, wenn sie überhaupt festgelegt wird, und dann erst lange nachher, wenn der Mann und sein Zeitalter dahingegangen sind. Anders liegt der Fall bei mir. Ich habe meine Stellung erkannt, ich habe sie andre erkennen lassen. Auch Byron war eine symbolische Figur; allein er hatte Beziehungen zu der Leidenschaft seiner Zeit und ihrem Leidenschaftsüberdruß. Die meinen waren auf Edleres, Bleibenderes gerichtet, berührten wichtigere Lebensfragen, hatten sich weitere Ziele gesteckt. Die Götter hatten mir fast alles verliehen. Ich besaß Genie, einen erlauchten Namen, eine hohe soziale Stellung, Ruhm, Glanz und intellektuellen Wagemut; ich habe die Kunst zur Philosophie, die Philosophie zu einer Kunst gemacht; ich habe die Menschen anders denken gelehrt und den Dingen andre Farben gegeben; alles, was ich sagte und tat, setzte die Leute in Erstaunen; ich nahm das Drama — die objektivste Form, die die Kunst kennt — und machte daraus eine persönliche Gattung, wie es das lyrische Gedicht, das Sonett ist; zugleich erweiterte ich seinen Bezirk und bereicherte es in der Charakteristik; Drama, Roman, Versgedicht, Gedicht in Prosa, den geschliffenen Dialog der Wirklichkeit oder den phantastischen — alles, was ich berührte, verschönte ich, hüllte ich in ein neues Gewand der Schönheit; der Wahrheit selbst gab ich das Wahre

sowohl wie das Falsche als ihr rechtmäßiges Reich und zeigte, daß das Falsche und das Wahre lediglich intellektuelle Daseinsformen sind. Die Kunst behandelte ich als die oberste Wirklichkeit; das Leben nur als einen Zweig der Dichtung. Ich erweckte die Phantasie meines Jahrhunderts, so daß es rings um mich Mythen und Legenden erschuf. Alle philosophischen Systeme faßte ich in eine Phrase, das ganze Dasein in ein Epigramm zusammen. Daneben hatte ich noch manches andre. Ich ließ mich von dem bleibenden Zauber eines sinnlosen, sinnlichen Wohlbehagens verlocken. Ich belustigte mich damit, ein Flaneur, ein Dandy, ein Modeheld zu sein. Ich umgab mich mit kleinen Naturen und niedrigen Geschöpfen. Ich ward zum Verschwender meines eignen Genies und fand seltsames Wohlgefallen daran, eine ewige Jugend zu vergeuden. Ich war es müde geworden, auf den Höhen zu wandeln — da stieg ich aus freien Stücken in die Tiefen hinab und fahndete nach neuen Reizen. Was mir das Paradoxe in der Sphäre des Denkens war, wurde mir das Perverse im Bereich der Leidenschaft. Die Begierde war schließlich eine Krankheit oder Wahnsinn oder beides. Das Leben andrer galt mir nichts mehr. Ich befriedigte meine Lust, wann es mir beliebte, und schritt fürbaß. Ich vergaß, daß jede kleine Handlung des Alltags den Charakter prägt oder zerstört und daß man deshalb das, was man insgeheim im Zimmer getan hat, eines Tages mit lauter Stimme vom Dach herunter rufen müsse. Ich verlor die Herrschaft über mich selbst. Ich war nicht mehr der Steuermann meiner Seele und wußte es nicht. Ich ließ mich vom Vergnügen ins Joch zwingen. Und das Ende war die greuliche Schande.


Jetzt bleibt mir nur eins: völlige Demut. Zwei Jahre habe ich nun beinah im Kerker gelegen. Wilde Verzweiflung hat mich gepackt; ich habe mich dem Jammer hingegeben, daß der Anblick schon Mitleid erregte; ich habe mich einer schrecklichen, ohnmächtigen Wut überlassen; Bitterkeit und Verachtung erfüllten mich; in meiner Seelenpein schrie ich laut auf; dann wieder fand mein Elend keine Stimme, mein Schmerz blieb stumm. Alle erdenklichen Leidensmöglichkeiten habe ich durchgemacht. Nun weiß ich besser als Wordsworth selbst, was er mit den Versen sagen wollte:

> „Das Leid ist ewig, trüb und finster
> und ähnelt der Unendlichkeit."

Wenn ich mich aber zu Zeiten an der Vorstellung weidete, daß mein Schmerz endlos sein sollte, so konnte ich ihn doch nicht ertragen, weil er keine Bedeutung für mich hatte. Jetzt finde ich, tief verborgen in meinem Wesen, etwas, das mir sagt, nichts in der Welt sei ohne Bedeutung — am allerwenigsten das Leiden. Dieses Etwas, das tief in mir vergraben liegt, wie ein Schatz auf einem Felde, ist die Demut.

Sie ist das letzte in mir und das beste; das Ziel, an dem ich endlich angelangt bin; der Ausgangspunkt einer neuen Entwicklung. Ganz aus mir selbst heraus hat sie sich gebildet; ich weiß darum, sie ist zur rechten Zeit gekommen. Sie hätte

nicht eher, aber auch nicht später kommen können. Hätte mir einer davon gesprochen, ich hätte sie von mir gewiesen. Hätte man sie mir gebracht, ich hätte sie abgelehnt. Ich habe sie selbst gefunden und will sie deshalb bewahren. Ich kann nicht anders. Sie ist das einzige, was Lebenskeime in sich birgt, Keime eines neuen Lebens für mich, einer Vita Nuova. Von allen Dingen ist sie das Wunderbarste. Man kann sie nicht erwerben, es sei denn, daß man allem entsage, was man sein eigen nennt. Erst wenn man alles verloren hat, weiß man, daß man sie besitzt.

Jetzt, da ich überzeugt bin, daß sie in mir liegt, seh' ich klar und deutlich, was ich zu tun habe, was ich unbedingt tun muß. Und wenn ich mich eines solchen Ausdrucks bediene, brauche ich nicht zu versichern, daß damit keine Anspielung auf irgend ein äußeres Gesetz oder Gebot gemeint ist. Ich leugne ihr Vorhandensein. Ich bin weit mehr Individualist, als ich es je war. Alles scheint mir ganz wertlos, wofern es nicht aus dem Innern stammt. Meine Natur ist auf der Suche nach einer neuen Art der Selbstverwirklichung. Das ist das einzige, was mich beschäftigt. Und das erste, was ich zu tun habe, ist: mich von einer etwa vorhandenen Verbitterung gegen die Welt zu befreien. Ich bin völlig mittellos, habe weder Haus noch Hof. Allein es gibt Härteres als das auf der Welt. Es ist mein heiliger Ernst, wenn ich sage: eh' ich aus dem Gefängnis mit Groll gegen die Welt scheide, will ich von Herzen gern um Brot betteln und von Tür zu Tür gehn. Wenn ich in den Häusern der Reichen nichts bekäme, würden mir die Armen etwas schenken. Wer viel besitzt, ist oft habgierig und hartherzig. Wer wenig hat, ist immer zum Teilen bereit. Mir wäre es ganz gleich, wenn ich im Sommer im kühlen Gras schlafen und im Winter in einem warmen, dichten Heuschober oder unter dem Wetterdach einer großen Schenne Zuflucht suchen müßte — so nur Liebe in meinem Herzen wohnte. Der äußere Tand des Lebens scheint mir jetzt von gar keiner Bedeutung mehr. Daraus mag man ersehn, wie weit ich es schon im Individualismus gebracht habe oder vielmehr mählich bringen werde, denn der Weg ist lang, und wo ich gehe, sind Dornen. Ich weiß freilich, auf der Landstraße um Almosen betteln ist nicht mein Los, und wenn ich je bei Nacht im kühlen Gras läge, würde ich Sonette an den Mond schreiben.

Verlasse ich das Gefängnis, dann wird Robbie draußen vor dem großen Tore mit den Eisenpfosten auf mich warten, und er ist nicht nur das Symbol seiner eignen Zuneigung, sondern auch der Zuneigung vieler andrer außer ihm. Ich soll, glaube ich, so viel empfangen, daß ich wenigstens anderthalb Jahre davon leben kann; wenn ich dann keine schönen Bücher schreibe, bin ich doch in der Lage, schöne Bücher zu lesen. Gibt es eine größere Freude? Danach werde ich hoffentlich meine Schaffenskraft neu schaffen können. Aber wäre es anders: hätt' ich keinen Freund mehr auf der Welt, stünde mir nicht ein Haus mitleidig offen, müßte ich das Felleisen und den zerlumpten Mantel der baren Armut nehmen: solang ich von Rachbegierde, Grausamkeit und Verachtung frei bin, könnte ich dem Leben mit viel größerer Ruhe und Zuversicht ins Auge schauen, als wenn mein Leib in Purpur und feines Linnen gekleidet und meine Seele krank vor Haß

wäre. Ich werde gewiß keinen Schwierigkeiten begegnen. Wer wahrhaft nach Liebe begehrt, der wird sie für sich bereit finden.



Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß hier meine Aufgabe noch nicht endet. Dann wäre sie verhältnismäßig leicht. Schwereres steht mir noch bevor. Weit steilere Höhen gibt es für mich zu ersteigen, viel dunklere Täler zu durchwandern. Und alles muß aus mir selbst kommen. Nicht die Religion, nicht die Moral, nicht die Vernunft können mir dabei irgendwie helfen. Die Moral hilft mir nicht. Ich bin der geborene Antinomist. Ich gehöre zu denen, die für Ausnahmen, aber nicht für Gesetze geschaffen sind. Ich sehe ein, daß das Unrecht nicht darin liegt, was man tut, sondern darin, wozu man wird. Diese Erkenntnis kommt einem zu statten. Die Religion hilft mir nicht. Glauben andre an das Unsichtbare, so glaube ich an das, was man berühren und erblicken kann. Meine Götter bewohnen von Menschenhand erbaute Tempel, und innerhalb des Bereichs der wirklichen Erfahrung vervollständigt und vervollkommnet sich mein Evangelium — vielleicht allzu sehr: denn wie die meisten oder alle von denen, die ihren Himmel auf Erden suchen, habe ich auf Erden sowohl die Schönheit des Himmels wie die Greuel der Hölle gefunden.

Wenn ich über die Religion nachdenke, ist es mir, als ob ich gern einen Orden für die gründen möchte, die nicht glauben können. Man möchte ihn Brüderschaft der Ungläubigen nennen. In ihr würde auf einem Altar, auf dem keine Kerze brennte, ein Priester, in dessen Herzen der Friede keine Ruhestatt hätte, mit ungeweihtem Brot und einem Kelche, in dem kein Wein wäre, Gottesdienst halten. Um wahr zu sein, muß alles eine Religion werden. Und die Lehre der Agnostiker sollte ebenso ein Ritual haben wie der kirchliche Glaube. Sie hat ihre Märtyrer gesät, sie sollte ihre Heiligen ernten und Gott täglich dafür danken, daß er sich den Blicken der Menschen verborgen hat.

Doch ob Glaube ob Agnostizismus: es darf nichts Äußerliches für mich sein. Was es auch sei, seine Symbole muß ich selbst erschaffen haben. Transzendental ist nur, was sich seine eigne Form gestaltet. Finde ich sein Geheimnis nicht in meiner Brust, dann werde ich es nie finden; besitze ich es nicht schon, so wird es mir nie zuteil werden.

Auch die Vernunft hilft mir nicht. Sie sagt mir, daß die Gesetze, deren Opfer ich geworden bin, falsch und ungerecht sind, daß das System, unter dem ich gelitten habe, falsch und ungerecht ist. Aber irgendwie habe ich diese beiden Dinge einzurenken, daß sie für mich recht und gerecht werden. Genau so, wie man sich in der Kunst nur damit abgibt, was einem ein besondrer Gegenstand in einem besondren Moment ist, verhält es sich mit der ethischen Entwicklung des Charakters. Es ist meine Aufgabe, alles, was mich betroffen hat, zum Guten für mich zu wenden. Die Lattenpritsche, die ekelerregende Nahrung, die rauhen Stricke, die sich in Werg auflösen, daß einem vor Schmerz die Fingerspitzen empfindungslos werden, die Gesindeverrichtungen, mit denen jeder Tag beginnt und endet, die schroffen Befehle, die die Routine zur Notwendigkeit zu machen scheint, die

abscheuliche Kleidung, die den Kummer in groteskem Licht erscheinen läßt, das Schweigen, die Einsamkeit, die Schande: — — alle diese Erfahrungen muß ich ins Geistige umsetzen. Es gibt keine einzige körperliche Erniedrigung, die ich nicht zu einer geistigen Erhebung zu machen streben müßte. Ich wünsche dahin zu gelangen, um ganz schlicht und ohne Ziererei sagen zu können, daß mein Leben zwei große Wendepunkte hatte: den einen, als mich mein Vater nach Oxford, den andern, als mich die Gesellschaft ins Gefängnis schickte. Ich will nicht sagen: es war das beste, was mich hätte treffen können; denn das würde zu sehr nach Verbitterung gegen mich selbst schmecken. Ich möchte es lieber so ausdrücken und von andern ausgedrückt wissen: ich war ein solch typisches Kind meiner Zeit, daß ich in meiner Perversität und um dieser Perversität willen das Gute meines Lebens in das Schlechte verkehrte und das Schlechte meines Lebens in das Gute.

Indes, was ich selbst sage oder andre über mich sagen, darauf kommt es nicht an. Das Wichtige, das, was vor mir liegt, was ich auszuführen habe, ehe die kurze Spanne meines Lebens verstümmelt, vernichtet und unvollständig wird, ist das folgende: alles, was an mir getan worden ist, in mich aufzufangen, es zu einem Teil von mir zu machen, es ohne Murren, Bangen und Sträuben hinzunehmen. Das höchste Laster ist Halbheit. Alles, was sich verwirklicht hat, ist recht.

Als meine Gefängniszeit eben begonnen hatte, gaben mir einige Leute den Rat, ich möge zu vergessen suchen, wer ich sei. Es war ein verderblicher Rat. Nur darin, daß mir zum Bewußtsein kommt, wer ich bin, habe ich irgend welchen Trost gefunden. Jetzt raten mir andre, ich solle, wenn ich freigelassen werde, zu vergessen suchen, daß ich je im Gefängnis war. Ich weiß, das wäre ebenso verhängnisvoll. Das hieße, daß ich zeitlebens von unerträglicher Schande verfolgt werden sollte, daß all das, was für mich ebenso viel bedeutet wie für jeden andern: die Schönheit der Sonne und des Mondes, die Pracht der Jahreszeiten, die Musik bei Tagesanbruch und das Schweigen der langen Nächte, der Regen, der durch die Blätter rieselt, der Tau, der über das Gras schleicht und es versilbert — daß all das für mich befleckt und seine Heilkraft und seine Fähigkeit, Freude zu spenden, verloren sein sollte. Seine eignen Erfahrungen bedauern heißt seine eigne Entwicklung hemmen. Seine eignen Erfahrungen verleugnen heißt seinem eignen Leben eine Lüge auf die Lippen legen. Es ist nicht weniger, als wollte man seine Seele verleugnen. Denn ebenso wie der Körper alles Mögliche in sich aufnimmt, Gewöhnliches und Unreines nicht minder als das, was der Priester oder Visionen geweiht haben, und es in Rüstigkeit oder Kraft umwandelt, in das Spiel schöner Muskeln, in die Formen des leuchtenden Fleisches, in die Rundungen und Farben des Haares, der Lippen, des Auges: so hat ihrerseits auch die Seele ihre Ernährungsfunktionen und kann das, was an und für sich gemein, grausam und erniedrigend ist, in edle Regungen und Leidenschaften voll tiefer Bedeutung umsetzen — ja, noch mehr: gerade darin ihren erhabensten Stoff finden, an dem sie sich entfalten kann, und sich am vollkommensten dadurch offenbaren, was ursprünglich eine entweihende oder zerstörende Absicht hatte.

Die Tatsache, daß ich in einem gemeinen Zuchthaus ein gemeiner Gefangener war, muß ich schlechterdings hinnehmen; so merkwürdig es auch scheinen mag: eine von den Lehren, die ich mir beizubringen habe, ist, mich dessen nicht zu schämen. Ich muß es als Strafe auffassen, und wenn man sich einer Strafe schämt, dann ist es ebenso gut, als hätte man sie nie empfangen. Allerdings, ich habe für viel gebüßt, was ich meiner Überzeugung nach nicht getan hatte; andrerseits gibt es viel, was ich meiner Überzeugung nach mir habe zu schulden kommen lassen, und noch mehr in meinem Leben, für das ich niemals zur Rechenschaft gezogen wurde. Ich sagt' es schon: die Wege der Götter sind wunderbar; sie strafen uns für das, was gut und menschenfreundlich in uns ist, ebenso wie für das, was schlecht und pervers ist. Mit der Tatsache muß ich mich also abfinden, daß man gleichermaßen für das Gute wie für das Schlechte, das man tut, bestraft wird. Und ich zweifle nicht daran, daß es durchaus mit Recht geschieht. Es hilft einem oder sollte einem helfen, beides zu durchschaun und sich auf keins von beiden etwas einzubilden.

Schäme ich mich demnach meiner Strafe nicht — wie ich hoffe —, dann bin ich imstande, frei zu denken, frei herumzugehn und zu leben. Viele nehmen bei ihrer Entlassung das Gefängnis mit sich in die frische Luft hinaus und verbergen es als geheimen Schimpf in ihrem Herzen und kriechen schließlich wie arme vergiftete Wesen in ein Loch und sterben. Es ist abscheulich, daß ihnen nichts andres übrig bleibt, und es ist ein Unrecht — ein schreckliches Unrecht von seiten der Gesellschaft, sie auf diese Bahn zu treiben. Die Gesellschaft schreibt sich das Recht zu, dem Individuum entsetzliche Strafen aufzuerlegen, aber sie besitzt auch das höchste Laster der Halbheit, weil es ihr nicht gelingt, das, was sie getan hat, durchzuführen. Hat der betreffende seine Strafe abgebüßt, dann überläßt sie ihn sich selbst, will sagen: sie läßt ihn just in dem Augenblicke fallen, wo ihre vornehmlichste Pflicht gegen ihn anfängt. Sie schämt sich tatsächlich ihrer eignen Handlungen und meidet die Bestraften, wie Leute vor einem Gläubiger Reißaus nehmen, dem sie ihre Schulden nicht bezahlen können, oder vor einem, dem sie einen unersetzlichen, unwiderruflichen Schaden zugefügt haben. Ich meinerseits erhebe den Anspruch, wenn ich mir vergegenwärtige, was ich gelitten habe, daß die Gesellschaft sich vergegenwärtige, was sie mir angetan hat; darum sollte auf beiden Seiten keine Verbitterung, kein Haß herrschen. Selbstverständlich weiß ich, daß die Dinge bei mir schwieriger als bei andern liegen, durch die Natur der Sache schwieriger liegen müssen. Die armen Diebe und Vagabunden, die hier mit mir eingesperrt sind, sind in vieler Hinsicht glücklicher als ich. Die kleine Strecke, die in düstrer Stadt oder auf grünem Felde ihre Sünde sah, ist schnell zurückgelegt; sie brauchen, wollen sie Menschen finden, die von ihrem Vergehen nichts wissen, nicht weiter zu gehn, als ein Vogel zwischen Zwielicht und Morgendämmerung fliegt. Für mich dagegen ist die Welt zu einer Handbreite zusammengeschrumpft; überall, wo ich mich hinwende, ist mein Name in ehernen Lettern an die Felsen geschrieben. Denn ich bin nicht aus dem Dunkel in das grelle Licht momentaner Verbrecherberühmtheit getreten, sondern von unsterblichem Ruhm zu ewiger Ehrlosigkeit gelangt, und manchmal scheint es mir,

als hätte ich dargetan, wenn es überhaupt dieses Beweises bedurfte, daß vom Berühmten zum Berüchtigten nur ein Schritt ist, oder noch weniger als ein Schritt. Immerhin, gerade in dem Umstand, daß die Menschen mich erkennen werden, wo ich mich auch zeige, und alles aus meinem Leben wissen, so weit seine Torheiten in Betracht kommen, kann ich noch Gutes für mich entdecken. Daraus erwächst mir die Notwendigkeit, mich wieder als Künstler zu behaupten — und zwar so bald wie irgend möglich. Kann ich ein schönes Kunstwerk hervorbringen, dann werde ich imstande sein, der Verleumdung ihr Gift, der Feigheit ihren Stachel zu rauben und die schmähende Zunge an der Wurzel auszureißen. Ist das Leben tatsächlich für mich ein Problem, so bin ich für das Leben nicht minder ein Problem. Die Leute müssen mir gegenüber einen Modus finden, wie sie sich zu verhalten haben. Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß ich hiermit nicht auf bestimmte Individuen anspiele. Die einzigen Menschen, die ich jetzt um mich wünsche, sind Künstler und solche, die gelitten haben: solche, die wissen, was Schönheit ist, und solche, die wissen, was Schmerz ist. Sonst interessiert mich niemand. Ich stelle auch keine Ansprüche an das Leben. Alles, was ich hier geäußert habe, zielt einfach auf meine eigne geistige Stellung gegenüber dem Leben in seiner Gesamtheit. Ich fühle, daß ich mich meiner Strafe nicht schämen darf: das ist einer der ersten Punkte, die ich erreichen muß, um meiner eignen Vollendung willen und weil ich so unvollkommen bin.

Dann muß ich glücklich sein lernen. Es gab eine Zeit, da wußte ich es oder glaubte es zu wissen — instinktmäßig. Ehedem war immer Frühling in meinem Herzen. Mein Temperament war der Lebensfreude blutsverwandt. Bis hoch zum Rande füllte ich mein Leben mit Vergnügen, wie man einen Becher bis zum Rande mit Wein füllt. Jetzt trete ich von einem völlig neuen Standpunkt an das Leben heran; oft ist es mir überaus schwer, mir auch nur eine Vorstellung vom Glück zu machen. Ich erinnere mich — es war während meines ersten Semesters in Oxford — der Lektüre von Paters Renaissance (des Buches, das einen so seltsamen Einfluß auf mein Leben gewonnen hat) — — wie Dante da in den Tiefen des Inferno diejenigen ansiedelt, die sich eigenwillig der Traurigkeit ergeben; ich ging dann in die College-Bibliothek und schlug die Stelle in der Göttlichen Komödie nach, wo unter dem Höllenmoor diejenigen hausen, die „in der süßen Luft grämlich" waren und nun ewig in ihren Seufzern stöhnen:

Tristi fummo
Nell' aer dolce che dal sol s'allegra.

Ich wußte, die Kirche verurteilte accidia, aber die ganze Idee schien mir höchst phantastisch, so recht die Art Sünde, dachte ich mir, die ein lebensunkundiger Priester erfinden würde. Ebenso wenig begriff ich, wie Dante, der an einer andern Stelle sagt: „Der Schmerz vereint uns wiederum mit Gott", so schroff gegen die sein konnte, die auf die Melancholie erpicht waren — wenn es denn wirklich solche gab. Ich ahnte nicht, daß dies eines Tages eine der größten Versuchungen meines Lebens werden sollte. Während ich im Gefängnis in Wandsworth saß, sehnte ich

den Tod herbei. Sterben war mein einziger Wunsch. Als ich nach einem Aufenthalt von zwei Monaten in der Krankenabteilung hierher gebracht wurde und meine physische Gesundheit sich allmählich besserte, schäumte ich vor Wut. Ich beschloß, an dem Tage meiner Entlassung Selbstmord zu begehn. Nach einiger Zeit legte sich diese Verstimmung, und ich setzte es mir in den Kopf zu leben, aber Trübsal anzutun, wie ein König seinen Purpur. Ich wollte nie wieder lächeln; wollte jedes Haus, das ich betrat, zu einem Hause der Trauer machen. Meine Freunde sollten langsamen Schrittes in Schwermut neben mir gehn. Ich wollte sie lehren, daß die Melancholie das wahre Geheimnis des Lebens ist; wollte ihre Freude durch fremdes Leid vergällen, sie mit meinem eignen Schmerz peinigen. Jetzt denke ich ganz anders darüber. Es wäre undankbar und unliebenswürdig von mir, ein so langes Gesicht zu machen, daß meine Freunde, wenn sie mich besuchten, noch längere Gesichter machen müßten, um mir ihr Mitgefühl auszudrücken, oder sie, wenn ich sie eingeladen hätte, aufzufordern, sich schweigend niederzusetzen zu bitteren Kräutern und einem Leichenschmaus.

ch muß lernen, guter Dinge werden und glücklich sein. Die beiden letzten Male, da es meinen Freunden erlaubt war, mich hier zu besuchen, gab ich mir Mühe, so heiter wie möglich zu sein und ihnen meine Frohlaune zu zeigen, um sie doch ein klein wenig dafür zu entschädigen, daß sie den ganzen Weg von London hergekommen waren. Ich weiß, das ist nur ein spärlicher Dank, aber keiner — davon bin ich durchdrungen — wäre ihnen lieber. Am Sonnabend vor acht Tagen durfte ich mich eine Stunde mit Robbie unterhalten; ich ließ es mir angelegen sein, ihn die herzliche Freude, die ich über unser Zusammensein empfand, so deutlich wie möglich merken zu lassen. Daß ich mit den Ansichten und Auffassungen, die ich mir hier im stillen bilde, auf der rechten Fährte bin, das beweist mir die Tatsache, daß ich jetzt zum erstenmal seit meiner Verurteilung wahres Verlangen nach dem Leben habe. Vor mir liegt so viel, daß ich es als eine schreckliche Tragödie betrachten würde, wenn ich sterben müßte, ehe es mir verstattet wäre, wenigstens einen Teil davon durchzuführen. Ich sehe neue Entwicklungsmöglichkeiten in der Kunst und im Leben, von denen jede ein neuer Weg zur Vollendung ist. Ich sehne mich nach dem Leben, damit ich erforschen kann, was jetzt so gut wie eine neue Welt für mich ist.

Wollt ihr wissen, was diese neue Welt ist? Ihr könnt es wohl erraten. Es ist die Welt, in der ich die letzten zwei Jahre gelebt habe. Das Leid und alle Lehren, die wir ihm danken — das ist meine neue Welt. Früher war mein ganzes Leben dem Vergnügen gewidmet. Ich ging Schmerzen und Sorgen jeder Art aus dem Wege. Sie waren mir beide zuwider. Ich hatte mir vorgenommen, sie so weit wie möglich nicht zu beachten, sie gewissermaßen als Gebrechen zu behandeln. Sie gehörten nicht zu meinem Lebensgebäude. Für sie war in meiner Philosophie kein Platz.

Meine Mutter, die das Leben durch und durch kannte, pflegte mir oft die Goetheschen Verse zu zitieren, die ihr vor langen Jahren Carlyle in ein Buch

geschrieben hatte und die — wenn ich mich recht erinnere — in seiner Übersetzung folgendermaßen lauteten:

Who never ate his bread in sorrow,
Who never spent the midnight hours
Weeping and waiting for the morrow, —
He knows you not, ye heavenly powers.

Diese Verse pflegte die edle Königin von Preußen, die Napoleon so brutal behandelt hat, in ihrer Erniedrigung und Verbannung zu zitieren. Diese Verse hat meine Mutter im Ungemach ihres späteren Lebens oft im Munde geführt. Ich lehnte es rundweg ab, die ungeheure Wahrheit, die darin verborgen liegt, mir zu eigen zu machen oder nur einzuräumen. Ich konnte sie nicht verstehn. Ich erinnere mich noch sehr wohl, wie ich damals meiner Mutter sagte, ich hätte keine Lust, mein Brot in Tränen zu essen, die Nächte zu durchweinen und einem noch traurigeren Morgen entgegenzuwachen. Ich ahnte nicht, daß dies eine von den Besonderheiten sein sollte, die mir die Parzen vorbehalten hatten, daß ich ein ganzes Jahr meines Lebens kaum etwas andres tun sollte. Aber so ist mir mein Teil zugemessen worden. Während der letzten Monate ist es mir nach fürchterlichen Überwindungen und Kämpfen gelungen, einige Lehren zu begreifen, die im Herzen des Grams verborgen sind. Geistliche und Leute, die Redensarten ohne Sinn und Verstand anwenden, sprechen oft von dem Leiden als einem Mysterium; in Wahrheit ist es eine Offenbarung. Man erkennt Dinge, die einem nie aufgefallen sind. Man tritt unter einem andern Gesichtswinkel an die Geschichte heran. Was man schwach, instinktiv von der Kunst geahnt hat, wird im Bereich des Denkens und Fühlens zur Wirklichkeit mit einer vollendeten Klarheit der Erscheinung, mit einer absoluten Stärke der Vorstellungskraft. Jetzt sehe ich ein, daß der Schmerz als die edelste Regung, deren der Mensch fähig ist, gleichermaßen Urform und Prüfstein aller großen Kunst ist.

Wonach der Künstler immer strebt, das ist jene Daseinsform, in der Leib und Seele ein unteilbares Ganze sind; in der das Äußere der Ausdruck des Innern ist; in der sich der Stoff enthüllt. Solcher Daseinsformen gibt es mannigfache: die Jugend und die Künste, die in der Darstellung der Jugend befangen sind, können uns gelegentlich als Modell dienen; dann mag uns wieder der Gedanke erfreun, daß die moderne Landschaftsmalerei in der Zartheit und Feinheit ihrer Eindrücke, in der Art, wie sie einen Geist andeutet, der im Äußerlichen verweilt und sich aus Erde und Luft, aus Nebel und Städtebild ein Gewand schafft — daß die moderne Landschaftsmalerei in ihrer krankhaft reizbaren Harmonie von Stimmungen, Tönen und Farben das für uns verwirklicht, was bei den Griechen zu so plastischer Vollendung gediehen ist. Die Musik, in der aller Stoff von der Form aufgesogen wird, so daß sie zu einer Einheit zusammenschmelzen, ist ein kompliziertes Beispiel und eine Blume oder ein Kind ein einfaches Beispiel für das, was ich meine. Aber der Schmerz ist der Endtyp, sowohl im Leben wie in der Kunst. Hinter der Lust und dem Lachen mag ein rauhes, hartes, knor-

riges Temperament stecken: hinter dem Schmerz birgt sich stets nur der Schmerz. Das Leid trägt keine Maske wie die Freude. Die Wahrheit in der Kunst beruht nicht auf einer Wechselwirkung zwischen der wesentlichen Idee und deren zufälligem Vorhandensein; sie ist nicht die Ähnlichkeit zwischen der Gestalt und ihrem Schatten oder zwischen dem Spiegelbild der Form in einem Kristall und der Form selbst; sie ist weder ein Echo, das aus einem hohlen Hügel tönt, noch der silberne Quell im Tale, dessen Wasser den Mond dem Monde und Narzissus sich selbst spiegelt. Die Wahrheit in der Kunst ist die Einheit eines Dinges und seines ureignen Wesens, derart daß das Äußere der Ausdruck des Innern geworden ist, die Seele Fleisch, der Leib von dem Geiste durchdrungen. Darum läßt sich keine Wahrheit dem Leiden vergleichen.

Zuzeiten scheint das Leiden die einzige Wahrheit zu sein. Andre Empfindungen mögen Trugbilder des Auges oder Täuschungen des Magens sein, die jenes blenden, diesen sättigen; allein aus dem Leiden sind die Welten erbaut, und bei der Geburt eines Kindes oder eines Sternes geht es nicht ohne Schmerz ab. Ja, noch mehr: das Leiden hat eine ungewöhnlich starke Wirklichkeit an sich.



Ich habe von mir selbst gesagt, daß ich symbolische Beziehungen zur Kunst und Kultur meines Zeitalters unterhielt. Es gibt keinen Elenden in diesem Haus des Elends, keinen meiner Mitgefangenen, der nicht symbolische Beziehungen zum Geheimnis des Lebens unterhielte. Denn das Geheimnis des Lebens ist das Leiden. Hinter allem ist es verborgen. Kaum treten wir ins Leben ein, so empfängt uns das Süße mit solcher Süße, das Bittere mit solcher Bitterkeit, daß wir notgedrungen unser ganzes Verlangen auf seine Freuden richten und nicht nur „einen Monat oder zwei von Honig zehren" wollen, sondern zeitlebens keine andre Nahrung schmecken möchten, einerlei ob wir darüber die ganze Zeit vergessen, daß wir unsre Seele in Wirklichkeit verhungern lassen.

Ich weiß noch sehr wohl, ich sprach einmal hierüber mit einem der schönsten Geschöpfe, die ich je gekannt habe, einer Dame, deren reges Mitgefühl und edle Güte, die sie mir vor meiner Kerkerhaft und während der Tragödie bewiesen hat, überirdisch und unbeschreiblich gewesen sind — einer Dame, die mir mehr als irgend jemand auf der ganzen Welt beigestanden hat, die Last meiner Sorgen zu ertragen, wenn es ihr auch nicht zum Bewußtsein gekommen ist. Und all das bloß durch die Tatsache, daß sie lebt. Daß sie so ist, wie sie ist: teils ein Ideal, teils eine einflußreiche Macht, sowohl eine Andeutung dessen, was man werden könnte, wie eine wirkliche Stütze des Vorsatzes, dahin zu gelangen. Sie ist eine Seele, die der Alltagsluft Süßigkeit leiht, die das Geistige einfach und natürlich erscheinen läßt wie das Licht der Sonne oder das Meer, in deren Augen Schönheit und Leid Hand in Hand gehn und dieselbe Botschaft haben. Ich erinnere mich genau, daß ich ihr bei der Gelegenheit, die mir jetzt vorschwebt, sagte: es gäbe in einer engen Gasse in London schon genug Kummer, um zu beweisen, daß Gott die Menschen nicht liebe; überall, wo jemand leide, sei es auch nur ein Kind, das in einem Gärtchen

weint, weil es sich etwas hat zu schulden kommen lassen oder weil ihm Unrecht geschieht, da sei das ganze Antlitz der Schöpfung entstellt. Ich hatte völlig Unrecht. Sie sagte mir das auch, doch ich konnte es nicht glauben. Ich lebte in einem Vorstellungskreis, der mit solchen Ansichten nichts zu tun hatte.

Jetzt dünkt es mich, daß Liebe irgend einer Art die einzig mögliche Erklärung ist für das ungeheure Maß von Weh, das es auf der Welt gibt. Eine andre Erklärung kann ich mir nicht denken. Ich bin sogar überzeugt, es gibt keine andre. Sind die Welten wirklich, wie ich vorhin sagte, aus Leid gebaut, so ist dieses von der Hand der Liebe gebaut; denn auf keine Weise könnte sonst die Seele des Menschen, für den die Welten erschaffen sind, zu dem ganzen Wuchs ihrer Vollendung gelangen. Die Freude ist für den schönen Körper da, der Schmerz für die schöne Psyche!

Wenn ich sage, ich sei hiervon überzeugt, so liegt allzuviel Stolz in meinen Worten. Weit in der Ferne kann man wie eine Perle sonder Fehl die Stadt Gottes sehn. Sie ist so wundervoll, daß man meinen möchte, ein Kind könnte sie an einem Sommertag erreichen. Und ein Kind kann es. Anders verhält es sich mit mir und meinesgleichen. In einem einzigen Augenblick kann man eines Dinges inne werden, aber es geht einem wieder verloren in den langen Stunden, die bleiernen Fußes folgen. Es ist so schwer, „die Höhen zu behaupten, darauf mit Fug die Seele wandeln darf". Unsre Gedanken gehören der Ewigkeit, doch wir bewegen uns nur langsam durch die Zeit. Wie langsam die Zeit für uns vergeht, die wir im Gefängnis sitzen — davon brauche ich nicht mehr zu reden, nicht von der Langweile und Verzweiflung, die sich in unsre Zelle und die Zelle unsres Herzens mit so seltsamer Beharrlichkeit schleichen, daß man gewissermaßen sein Haus für sie fegen und schmücken muß, wie für einen unerwünschten Gast, für einen gestrengen Herrn oder Sklaven, dessen Sklave man ist — sei es durch Zufall, sei es eigne Wahl.

Vielleicht finden es meine Freunde jetzt schwer, daran zu glauben, es ist aber trotzdem so: sie, die sich der Freiheit erfreun und ein müßiges Wohlleben genießen, haben es leichter, die Lehren der Demut zu erlernen als ich, der ich mein Tagewerk damit beginne, auf den Knien den Boden meiner Zelle aufzuwaschen. Denn das Leben im Gefängnis mit seinen zahllosen Entbehrungen und Einschränkungen macht einen zum Rebellen. Das Schrecklichste daran ist nicht, daß einem das Herz bricht — Herzen sind dazu da, um zu brechen —, sondern daß einem das Herz in Stein verwandelt wird. Manchmal hat man das Gefühl, daß man den Tag überhaupt nur mit einer Stirn von Eisen und Lippen von Hohn überleben könne. Und wer sich im Zustand der Empörung befindet, der kann nicht der Gnade teilhaftig werden — um den Ausdruck zu gebrauchen, dessen sich die Kirche mit Vorliebe bedient. Und zwar mit Recht, möchte ich behaupten, denn im Leben wie in der Kunst verschließt die aufrührerische Stimmung die Kanäle der Seele und sperrt die Luft des Himmels aus. Doch, soll ich diese Lehren irgendwo erlernen, so muß es hier geschehn, und ich muß voller Freude sein, wenn meine Füße auf

der rechten Straße sind und mein Angesicht „dem Tore zugekehrt, das schön genannt wird", mag ich auch manchmal in den Schmutz fallen und im Nebel oft irre gehn.

Dieses neue Leben, wie ich es bisweilen aus Liebe zu Dante gern nenne, ist natürlich überhaupt kein neues Leben, sondern einfach vermittelst der Entwicklung die Fortsetzung und Evolution meines früheren Daseins.


ls ich in Oxford war, sagte ich eines Morgens — in dem Jahr, ehe ich promovierte — zu einem meiner Freunde, mit dem ich auf den engen, von Vögeln umschwärmten Wegen in der Umgebung von Magdalen College umherwandelte, es gelüste mich, von der Frucht aller Bäume im Garten der Welt zu essen; mit dieser Leidenschaft im Herzen träte ich in die Welt hinaus. Und so, auf mein Wort, trat ich hinaus, und so lebte ich. Mein einziger Fehler war, daß ich mich so ausschließlich auf die Bäume beschränkte, die in dem scheinbar von der Sonne vergoldeten Teil des Gartens standen, während ich den andern Teil mit seinem Schatten und seiner Düsterheit mied. Mißerfolg, Schande, Armut, Sorge, Verzweiflung, Leid, selbst Tränen, die Worte, die des Schmerzes Lippen stammeln, die Reue, die Dornen auf unsern Pfad streut, das Gewissen, das verdammt, die Selbsterniedrigung, die straft, das Elend, das Asche auf sein Haupt gießt, die Seelenpein, die sich in Sackleinwand kleidet und Galle in ihr eignes Getränk mischt: — all dem wich ich ängstlich aus. Und da ich beschlossen hatte, nichts davon wissen zu wollen, so wurde ich gezwungen, sie alle der Reihe nach zu kosten, mich von ihnen zu nähren, eine Zeit lang auf jede andre Speise zu verzichten.

Keinen Augenblick bedauere ich, dem Vergnügen gelebt zu haben. Ich tat es bis zum Rande, wie man alles, was man tut, bis zum Rande tun soll. Es gab kein Vergnügen, das ich nicht genossen. Die Perle meiner Seele warf ich in einen Becher Weins. Unter dem Klange der Flöten schritt ich den Blumenpfad hinab. Ich lebte von Honig. Aber es wäre falsch gewesen, dieses Leben fortzusetzen, weil es einseitig gewesen wäre. Es zog mich weiter. Auch die andre Hälfte des Gartens hatte ihre Geheimnisse für mich.

Es versteht sich von selbst, daß all das in meinem dichterischen Schaffen vorgebildet ist und seine Schatten vorauswirft. Spuren davon treten im „Glücklichen Prinzen" zutage; auch in dem Märchen „Der junge König", besonders an der Stelle, wo der Bischof zu dem knienden Jüngling spricht: „Ist Er, der das Elend schuf, nicht weiser als du?" Als ich den Satz damals niederschrieb, schien er mir kaum mehr als eine Phrase. Noch mehr davon ist hineingeheimnißt in die mahnende Stimme, die sich wie ein Purpurfaden durch den Goldbrokat des „Dorian Gray" zieht; in vielen Farben schimmert es in dem Aufsatz „Der Kritiker als Künstler"; in allzu leicht lesbaren Lettern steht es in der „Seele des Menschen". Es ist ein Refrain, der in „Salome" wiederkehrt, wodurch sie so sehr einem Musikstück gleicht und wie eine Ballade vernietet wird. Es ist zu Fleisch und Blut geworden in dem Prosagedicht von dem Manne, der aus dem Erz des Bildes der

„Freude, die einen Augenblick lebt" das Bild der „Sorge, die ewig währet" zu schaffen hat. Anders hätte es auch gar nicht sein können. In jedem einzelnen Moment seines Lebens ist man das, was man sein wird, nicht minder als das, was man gewesen ist. Die Kunst ist ein Symbol, denn der Mensch ist ein Symbol.

Kann ich ganz dahin gelangen, so ist es die letzte und höchste Verwirklichung des Künstlerlebens. Denn das Künstlerleben ist einfach Selbstentwicklung. Die Demut beim Künstler liegt darin, daß er alle Erfahrungen bedingungslos hinnimmt, genau so wie die Liebe beim Künstler einfach der Schönheitssinn ist, der der Welt ihren Körper und ihre Seele offenbart. In seinem Roman „Marius der Epikuräer" sucht Pater das Künstlerleben mit dem religiösen Leben in der tiefen, holden und herben Bedeutung des Wortes in Einklang zu bringen. Aber Marius ist wenig mehr als ein Zuschauer — ein idealer Zuschauer allerdings, einer, dem es gegeben ist, „das Schauspiel des Lebens mit eignen Empfindungen zu betrachten," was Wordsworth als die wahre Bestimmung des Dichters bezeichnet; doch ein Zuschauer nur, der ein wenig zu sehr mit der Anmut der Bänke im Tempel beschäftigt ist, um zu gewahren, daß sein Blick auf dem Leidenstempel ruht. Ich sehe eine weit innigere und unmittelbarere Verbindung zwischen dem wahren Leben Christi und dem wahren Leben des Künstlers.

Fortsetzung folgt.





Der Wille zum Stil/ von Franz Servaes



Die Erneuerung unserer Kunst geschah auf allen Gebieten unter dem Zeichen der „Persönlichkeit". Das bedeutete vor allem einen Protest gegen die moderne Nivellierung und Gleichmacherei. Dieses war ihr Zeitpathos, und das wurde so stark empfunden, daß man den Mangel an künstlerischem Tiefblick darob übersah. So wurde die „Persönlichkeit" sehr bald zur schrankenlosen Individualität, der alles erlaubt ist. Einen Schuß Übermenschentum glaubte so ziemlich ein Jeder sich leisten zu können. Der Respekt vor dem Gesetzmäßigen schwand reißend-schnell dahin. Nichts war verpönter als etwa zu sagen: „Die Kunst soll", „die Kunst muß". Das erinnerte sogleich an die abstrakten Buchästhetiker, die kalt und ohne praktische Erfahrung deducieren. Dieses aber wollte man nicht. Man wollte frei sein. Und so wollte man denn auch vor allem eine „freie" Kunst haben.

Freie Kunst — gibt es das? Ich meine nicht eine äußerlich freie Kunst, die weder von Polizisten noch von Spießbürgern terrorisiert wird. Die gibt es vielleicht auch nicht — wenigstens nicht in unseren Tagen. Nein, ich meine eine innerlich freie Kunst — eine Kunst, die machen kann, was ihr beliebt — die an ästhetische Gesetzesvorschriften nicht gebunden ist. Und ich frage noch einmal: gibt es das?

O ja, wird man antworten, das gibt es schon. Sogar massenhaft! Fast unsere ganze heutige Kunst ist so. Die wird frischweg drauflos produciert und kümmert sich nicht um die respektiven Ansichten der hochwohllöblichen Herren Ästhetiker. Das eben macht sie so — —

Ja, das macht sie so formlos, das macht sie so schlecht; so unkünstlerisch. Ästhetische Gesetze, die diesen Namen verdienen, sind aber nicht etwa die selbstherrlichen und willkürlichen Erfindungen irgendwelcher philosophierender Ästhetiker. Sie sind vielmehr die Gründe und Lebensbedingungen der Kunst selber. Sie nicht zu respektieren, bedeutet ungefähr grade soviel, als wenn ein Mensch erklärte: er fände es langweilig und philisterhaft, immer auf zwei Beinen herumzulaufen und mit den Lungen zu atmen; er wolle, um seine Freiheit zu dokumentieren, eine Zeitlang auf allen Vieren umherkriechen und sich das Atmen verkneifen.

Es wird wieder Zeit, daß wir einsehen lernen, daß die Kunst sehr vieles „soll", und daß sie erschreckend viel „muß". Überall ist sie von Gesetzen abhängig, deren Nichterfüllung sich am Kunstwerk ebenso deutlich und verheerend rächt, wie die Unterlassung hygienischer Maßregeln am menschlichen Körper durch den Ausbruch von Krankheiten. Wir stehen jetzt in der Epoche, wo diese Erkenntnis den Künstlern wieder aufdämmert. Das bezeugt sich nach außen hin durch das eifrige

und entschlossene Suchen nach Stil, das heißt nach der Anwendung künstlerischer Formen, die der jeweiligen Gattung wesenhaft sind.

oter und lebendiger Stil. Kein Zweifel, manche vergangene Zeitalter haben bei weitem mehr Stil besessen, als unsere Gegenwart hat. Darum können wir von jenen vergangenen Zeiten lernen. Doch nur: wie man die Gesetze des Stiles findet, sie aus der Natur ableitet und lebendigem Leben einverleibt. Nicht aber: indem man diese Dinge nachmacht und nun glaubt, was vor mehreren hundert Jahren Stil gewesen sei, müsse es auch heute sein. Großer Irrtum! Kein Stil hat Ewigkeitswert; wenigstens nicht in seinen äußeren, in den Zeitformen begründeten Merkmalen. Daß dem so ist, glaubt ein Jeder, auch ohne daß man es ihm beweist, von der griechischen Tragödie und wohl die Mehrzahl auch vom Drama Shakespeares. Beide hatten und haben Stil im höchsten Maße; doch so verschieden als sie unter sich sind, ebenso verschieden sind sie auch von dem, was wir heute, der Struktur nach, als Bühnenkunst brauchen und verlangen. Ibsen etwa, unser größter, wenn auch nicht einwandfreier dramatischer Stilkünstler, hat zu Zeiten von Beiden gelernt und dennoch, der äußeren Erscheinung nach, etwas davon gänzlich Verschiedenes gemacht. Er fand eben die spezifische Anwendung der ewigen Stilgesetze auf die besonderen und darum vergänglichen Bedürfnisse, Gewohnheiten, Anschauungen und Geschmacksneigungen unseres Zeitalters.

Genau so verhält es sich mit der bildenden Kunst. Nur daß dort unsere Einsicht gehemmter und schwieriger ist. Etwas Gotisches oder Byzantinisches, ja etwas Ägyptisches oder Assyrisches in seiner zufälligen Zeiterscheinung in die Kunst unserer Tage herüberzunehmen, wird von Vielen durchaus nicht als stillos empfunden. Ich spreche absichtlich nicht von Renaissance, Barock oder Rokoko. Diese sind gegenwärtig in Ungnade gefallen und werden von der Mode nicht begünstigt — nachdem sie mehrere Jahrzehnte lang einen wahren Despotismus ausgeübt haben. Aber beispielsweise an einem Gebäude assyrische Formen einzuschmuggeln, oder in einer Skulptur die Gebärden der Gotik nachzuäffen, oder in einem Fresko das Liniengefühl der Byzantiner zur Anwendung zu bringen, gilt jetzt nicht bloß für schick, sondern auch für äußerst stilvoll. Arme Toren! Alle diese eure „Schöpfungen" werden schon unseren Kindern nicht mehr bedeuten als ein abgelegtes Garderobestück.

Mit Archaisieren kommen wir nicht weiter. In keiner Kunst! Auch nicht in der Lyrik (Bierbaum), und nicht in der Novelle (Paul Ernst); noch auch in der Musik (Pater Hartmann). Stil ist etwas, das täglich neu gefunden werden muß, weil es, trotz ewiger Grundgesetze, täglich neuen Bedingungen unterliegt und demnach neue Formen annimmt. Das wäre ja freilich sehr einfach, wenn man den Stil bloß der Vergangenheit zu entnehmen brauchte! Dann würde ein Artisten-, ja ein Kopistentalent dafür ausreichen. Statt daß es sich jetzt um die schöpferische Tat eines wahrhaft künstlerischen Ingeniums handelt. So fand etwa Van de Velde die Sprache seiner Ornamentik; so fand Otto Wagner den Grund- und Aufriß

für das moderne Repräsentationsgebäude; so fand Ferdinand Hodler das Fresko für unsere Zeit; und so schenkte Richard Dehmel den Deutschen eine neue Gedankenlyrik, in der Gefühl, Gedanke, Rhythmus und sprachlicher Ausdruck zu kaum begreiflicher Einheit verschmolzen sind. Dieses allein ist der Stil, nach dem wir streben. Denn dieses allein ist der Stil, den wir brauchen: *lebendiger* Stil!



Impressionismus und Stilkunst. Muß der Impressionismus „überwunden“ werden? In gewissem Sinne, ja — soweit er nämlich ein auf Notwendigkeit gegründetes Formprinzip vermissen läßt. Doch da spricht man vielleicht besser von einer Erweiterung, Vertiefung und Befestigung des Impressionismus. Denn ihn als Grundlage opfern zu wollen, konnte nur der dilettantischen Einsichtslosigkeit der Dekadenten und Symbolisten beifallen. Darüber sind wir heute hinaus. Wir wissen die Arbeit unserer Väter zu schätzen. Und wenn wir auch nicht urteilen können, daß sie uns eine „Kunst“ geschenkt haben, wie wir sie heute brauchen, so doch zweifellos ein künstlerisches Handwerkzeug, wie keine Zeit je ein besseres besaß. Dieses Handwerkzeug wegzuwerfen, wäre nicht Wahnsinn bloß, es wäre ein Verbrechen.

Wir wollen dankbar sein, daß wir nicht ganz von vorne beginnen müssen. Daß wir im Gegenteil ausgerüstet sind, recht tief in die Vergangenheit zurückzugraben, ohne daß wir bei jedem Spatenstich fürchten müssen, unseren eigenen Standboden unter den Füßen zu verlieren. Das verdanken wir dem Impressionismus. Er gab uns den Boden, auf dem wir stehen können. Von diesem aus müssen wir nun versuchen, sowohl tiefer als höher zu kommen.



„Werk“ und „Persönlichkeit“. So soll auch die Äußerung der Persönlichkeit uns immer noch teuer bleiben, wenngleich sie uns nicht „Alles“ mehr sein kann. Es genügt uns nicht mehr, daß man von einem Buch oder Bild oder Musikstück sage, es zeige eine „persönliche Note“. Diese gilt uns heute als selbstverständliche Ingredienz, die wir nicht allzustark vorkosten und jedenfalls nicht als aufdringlich empfinden wollen.

Wir verlangen vom Künstler wieder mehr Bescheidenheit. Nicht er, das Werk ist uns die Hauptsache. Allüberall soll die Persönlichkeit im Werke aufgelöst sein. Sie soll sich gleichsam für das Werk opfern. Wie eine Mutter, die, wenn Gefahr droht, nicht zaudert zu sterben, damit das Kind lebe.

Der wahrhaft Schaffende liebt nicht sich selber, sondern sein Werk. Alle seine Liebe, seine Sehnsucht, seine Glanzfülle, sein Kraftgefühl, und selbst auch seine Eitelkeit trägt er in das Werk hinein. Man schelte die Eitelkeit nicht! Wäre sie nicht vorhanden, wie wenig würde entstehen! Doch sie zuerst muß auf dem Altar des Werkes geopfert werden. Nichts Widerlicheres und Lächerlicheres als eine sich über das Werk hinausbrüstende Geckenhaftigkeit. Sie verrät stets, daß dem Werke nicht genug, bei weitem nicht alles gegeben ward — daß der letzte heilige Zeugerernst gefehlt hat. Wer seine ganze Eitelkeit in sein Werk hineingab, dem bleibt am letzten Ende nur eine tiefe Demut.

ert des Psychologischen. Auch das Psychologische wird zurücktreten müssen. Es wird nicht mehr Selbstzweck, es wird nur noch Mittel zum Zwecke sein können. Der Künstler darf niemals vergessen, daß die Psychologie eine Wissenschaft ist. Er darf diese Wissenschaft wohl anwenden, sogar verschwenderisch anwenden und indirekt bereichern, aber er soll ihr nicht dienen wollen. Jegliches Dienen, wo es auch sei, ist dem Künstler verhaßt. Er ist von Beruf aus eroberungs- und herrschsüchtig. Und nur einmal dient er: im Tempel der Kunst. Die Weltherrschaft der Kunst ist das höchste, ja das einzige Ziel der Leidenschaft des Künstlers.

Doch unter den Mitteln, deren er sich bedient, wird die Psychologie stets eines der vornehmsten und wertvollsten sein. Ein jeder Künstler braucht sie; jeder in seiner Weise. Der Architekt hat sie nötig, weil er sowohl den komplizierten Bedürfnissen launischer Privatpersonen oder staatlicher Anstalten als auch den schwer berechenbaren Masseninstinkten einer nach Vergnügung, Verkehrsbeförderung, künstlerischer oder religiöser Erhebung gierigen Menge wird gerecht werden müssen. Will er seine Aufgabe richtig erfassen und sinngemäß lösen, so muß er sie vor allem als Psychologe reiflich durchdacht haben. Der Maler muß Psychologe sein, auch wenn er scheinbar der Süjetlosigkeit huldigt. Er würde kalt und leer werden ohne Psychologie. Man denke an Leibl! Welch tiefe Kennerschaft der deutschen Bauernseele, als einer wahrhaften Menschenseele, spricht zu uns aus jedem seiner Bilder! Freilich geht darüber hinaus noch ein anderes seelisches Moment, reinartistischer Natur, das in der Wahl und Zusammenstellung der Farbentöne und in der linearen Disponierung der Fläche seinen feinen Pulsschlag und Empfindungsreichtum verrät.

Die Musik und die Dichtkunst gar sind der Psychologie so eng verschwistert, daß hier der Künstler fast mehr abzuwehren als heranzuziehen hat. Dem seelisch hoch entwickelten Musiker droht gar leicht die Gefahr der Programmmusik oder, wenn er ein Liederkomponist ist, die Gefahr der Zersplitterung in lauter feine Details und Nüancen. Gerade er also muß aus künstlerischen Gründen sich die volle Herrschaft über seine psychologischen Neigungen erkämpfen. Sonst sieht er sich fortwährend auf Seiten- und Abwege verlockt oder in Dunkelheiten verstrickt, in denen die Kunst sich verliert und die außerkünstlerische Absicht den Hörer irreleitet.

Für den Dichter aber ist die Gestaltung des Psychologischen so sehr stoffliche Voraussetzung, daß erst bei voll errungener bewußter Herrschaft über dieses Material von einer künstlerischen Leistung die Rede sein kann. Gerade die Dichter werden oft zum Spielball der Psychologie, und, statt selber zu führen, sind sie die Angeführten. Schon das kleinste lyrische Gedicht verlangt einen merkbaren Drüberstand über das seelische Erlebnis. Dieses muß erst „Stoff" geworden, also innerlich ausgelebt und niedergerungen sein, ehe die künstlerische Verarbeitung einsetzen kann. Um wieviel schwieriger aber ist, um gleich zum Höchsten zu gehen, die Aufgabe des Dramatikers! Ohne Psychologie ist er ein elender Handwerker und blöder Tantiemenjäger, dessen Namen man in Verbindung mit dem Worte

„Kunst“ überhaupt nicht aussprechen darf. Mit Psychologie, also im Besitz einer ernstlichen Vertiefung und hellseherischen Verinnerlichung seiner Figuren, stößt er gar leicht an die festaufgerichteten Schranken organisch-logischer Bühnenforderungen und vergeudet seine beste Kraft in dem Bestreben, das Unmögliche möglich zu machen. Er mehr als jeder andere muß des Erfahrungssatzes eingedenk sein, daß die Psychologie etwas Immaterielles ist und des Materiellen benötigt, an dem es in die Erscheinung treten kann; daß sie also niemals die tragende Substan und der Hebel der Fortentwicklung im Drama sein kann, sondern nur das im besten und schönsten Sinne schmückende und veredelnde Beiwerk. Den dramatischen Stamm aber kann nur eine von der feinen Sonderpsychologie auch unabhängig verständliche und durch Notwendigkeit ergreifende Handlung bieten, die mit schlichten realen Gegebenheiten rechnet. Gerade dieses ist eine „Stilsache“ allerersten Ranges.

as Poetische. Es ist ein ebenso althergebrachter als weitverbreiteter Irrtum, daß das Dichterische wesentlich der Wortkunst eigen sei. Zwar nennen sich die Wortkünstler vorzugsweise Dichter. Doch kann man ein großer Wortkünstler sein, ohne irgend etwas von einem Dichter an sich zu haben, und man kann ein großer Dichter sein, ohne daß man imstande ist, das Wort künstlerisch zu handhaben. Wir werden also feststellen müssen, daß das Dichterische etwas von der Wortkunst Losgelöstes sei, etwas durchaus für sich Bestehendes, das ebensogut jeder anderen Kunst eignen könne.

Doch wir müssen noch weiter gehen und sagen: nicht einmal mit Kunst hat das Poetische notwendigerweise und wesentlich etwas zu tun, obgleich es die Tendenz hat, zur Kunst zu werden. Aber auch ohne daß es das wird, ist es schon da, als ein Stück empfundener Natur, genauer noch: als ein bewegter Wiederschein der Natur in einer Menschenbrust. Ein Stück Landschaft, ein lachendes oder schlafendes Kind, ein pickender Vogel, eine sonnenbeschienene Hand, ein Liebeskuß, eine rettende Tat, ein mutiger Untergang: alles dieses und vieles andere vermag „Poesie“ zu sein. Doch ist es das nicht an und durch sich selber, sondern wird es vielmehr kraft einer wohligen Empfindung, die es traumhaft zurückspiegelt. Diese Zurückspiegelung kann auf jegliche Art geschehen, schweigsam und beredt, flüchtig und dauerhaft, andeutend und greifbar, durch eine Geste und durch ein Werk. Alles dieses ist Poesie, doch erst wo es sich um ein Werk handelt, reden wir von Kunst. Das Werk aber kann in Worten, Tönen, Farben, Steinen und lebenden Körpern zu uns reden. Darin ist dann die Poesie als eine letzte und feinste Substanz enthalten. Offenbaren kann sie sich einzig und allein der ihr begegnenden Empfindung. Das Spiegelbild aus der Seele des Künstlers muß sich nochmals wiederspiegeln in der Seele des Genießenden. Es muß aufs neue zu lebendiger Empfindung werden: sonst kann von Poesie nirgends gesprochen werden.

So ist die Poesie ein individueller Bewußtseinszustand. In der Realität des Kunstwerkes ist sie aber ein durchaus irreales Element, etwas Vorhandenes und

doch Nichtvorhandenes, das sich weder zeigen noch beweisen läßt, sondern das in jedem Einzelfalle, wo es existieren soll, von Grad und Art des Seelenzustandes abhängt, der sich seiner zu bemächtigen vermag. Sie strömt aus dem Kunstwerk heraus, doch muß sie, um dazusein, die geöffnete Menschenbrust finden, in die sie hineinströmen kann. Denn sie ist ein dämmerhaft Schwebendes, ahnungsreich Hinausstrebendes, das ein innig Versenktes, fest Ruhendes werden will, und das eine harrende Seele mit seinem traumhaften Goldglanz erfüllen möchte. Sie ist der Hauch, der auf den Dingen liegt und unser Inneres liebkost, und der sich mit unserem Allerinnersten fest und innig zu vermählen wünscht. Sie ist überall und nirgends, unendlich weit und unfaßbar klein, voller Jubel und warmer Tränen. Sie ist der Wunder allersüßestes und schwerstes.

So gibt die Poesie erst dem Kunstwerk eine Seele. Aber zugleich bindet sie es enger an die Natur. Dem Empfindenden spendet das Leben auf Schritt und Tritt Poesie. Aber niemals vermag es ihm Kunst zu spenden. Poesie kann man nicht machen; Kunst muß man machen. Poesie ist etwas Selbstgeborenes, Unmittelbares, Allgegenwärtiges. Alle Kunst aber ist Menschen- und Geisteswerk, ist bewußte Nachschaffung der Natur. Darum ist für die Kunst die Form genau so wichtig, wie sie für die Poesie gleichgültig ist, und die Seele genau so entbehrlich, wie sie für die Poesie Hauptsache ist. Natürlich ist das rein abstrakt gesprochen. Denn da Kunst und Poesie einander zu vereinigen trachten, so vermögen sie gegenseitig ihrer Gaben teilhaftig zu werden. Und durch eine solche gegenseitige Durchdringung entsteht dann erst das Höchste: indem die Poesie eine Kunstform annimmt und die Kunst sich mit poetischem Seelengehalt erfüllt.

Wo diese Verbindung in der Weise erfolgt, daß das rechte Maß von wohlverteiltem Gleichgewicht zu spüren ist, da dürfen wir von einem Kunstwerke sagen: es hat inneren Stil.



Aesthetische Reinkultur. An Mischformen haben wir jetzt genug gehabt: Romane, die zu Lyrik wurden; Dramen, die zu Romanen wurden; Plastiken, die zu Gemälden wurden; Bilder, die zu Stickereien wurden; Möbel, die zu Bauwerken wurden; Stein, der zu Leder, Holz, das zu Metall, Papier, das zu Holz wurde; Lieder, die zu Sprechgesang, und Symphonien, die zu philosophischen Abhandlungen wurden. Natürlich wurde dann auch die Tanzkunst vielfach zur Akrobatik, die Bühnenkunst zum lebenden Bild und die Gartenkunst zum Kulissenbau. Mit Grazie könnte das so in infinitum gehen. Wir wollen aber doch lieber sagen: Finitum sit!

In der Tat, es wird Zeit, daß unsere Kunst sich wieder auf die Reinheit ihrer Gattungsformen besinne. Der Mischmasch mag vielfach noch so lieblich, geistreich und kapriziös gewesen sein — er behielt nicht bloß etwas Frauenzimmerliches, er wurde in seiner Ungezügeltheit schließlich jedem Zufall untertan und bedrohte so das eigentliche Wesen der Kunst. Denn nichts ist bedenklicher für den künstlerischen Gesamtcharakter eines Zeitalters, als die ziellose Anhäufung ästhetischer

Zufallsformen. Gewiß darf die Kunst den Zufall nicht scheuen, aber sie muß ihn spielend überwinden. Was er an glücklichen Momenten, belebenden Einzelzügen und manchmal gar an direkter Inspiration ihr in den Schoß wirft, das muß sie derart ihren leitenden Absichten unterwerfen, daß es wie etwas Unentbehrliches und vorbedacht Notwendiges wirkt. Darin zeigt sich eben die künstlerische Meisterschaft, daß sie den losen Spieltrieb anfangs wie einen Spürhund jagen läßt, dann aber in feste Zucht nimmt und planvoll und zielbewußt lenkt. Im Anfange der Schöpfung mag Alles Zufall sein; an ihrem Endpunkt jedoch muß auch der letzte Rest von Zufall peinlichst ausgemerzt und einem streng-organischen Ganzen integrierend einverleibt sein.

Die künstlerischen Gattungsideale sind jedenfalls kein Zufallsprodukt, sondern in langer historischer Entwickelung und Zuchtwahl als die Quintessenz der jeweiligen Wesenszüge herausdestilliert worden. Hier hat jedes Zeitalter Respekt zu üben und den Dünkel seiner Unfehlbarkeit und Gottähnlichkeit herabzustimmen. Könnte die Natur allein Lehrmeisterin der Kunst sein, so hätte diese in einem Tage entstehen können, und der ununterbrochenen Arbeit der Jahrhunderte und Jahrtausende hätte es nicht bedurft. Eine derartige Sachlage können nur ganz junge unreife Menschen verkennen. Diese pflegen nicht zu wissen, wie ungeheuer viel an Tradition ganz im geheimen in ihnen wirkt, und wie selbst das, was sie an künstlerischer Begeisterung und kühner Eigenart besitzen, nur eine Frucht der Vererbung von Jahrtausende alter Kulturarbeit ist.

Wie mit den Künstlern selber, genau so verhält es sich auch mit den künstlerischen Formen. Sie sind die niedergelegte Weisheit eines künstlerischen Ringens um die Wiedergabe der Natur und um deren Vermittelung an die Genießerscharen. Darum dürfen sie in ihrem Kern für unantastbar gelten, wenn auch die gesamte äußere Form dem stets geltenden Entwickelungsgesetz naturgemäß unterworfen bleibt. Aber alles Entwickelungswachstum geht langsam vor sich, und nirgends ist ein Fortschritt möglich, wo die voraufliegenden Stadien nicht durchlaufen und bewältigt sind. Das ist ein eisernes biologisches Grundgesetz, das für die Kunst geradeso zwingend ist wie für alles andere Naturgeschehen. Wer dieses Gesetz verletzt, der gerät alsbald ins Taumeln. Wer sich mit froher starker Überzeugung daran hält, der bekommt durch seine Unterwerfung gerade das geschenkt, was der andere vergeblich zu ergattern sucht: die künstlerische Freiheit. Denn nur insofern kann von einer solchen die Rede sein, als sie die Herrschaft über das Notwendige bedeutet, d. h. über die Gesamtheit der künstlerischen Errungenschaften, die eine bestehende Kunstgattung bis zum heutigen Tage geschaffen haben.

Also: es ist keineswegs in das Belieben eines geistreichen Autors gestellt, was er etwa unter „Roman" oder „Drama" verstehen mag. Diese Kunstformen sind festgesetzt und werden von ihren eigenen Gesetzen regiert. Diese Gesetze wollen kennen gelernt und angewandt sein. Das ist unverbrüchlich, doch auf millionenfache Weise möglich: Spielraum genug für die „Individualität". Genau so ist festgestellt, was „Malerei" ist, und wodurch sie sich etwa von der „Zeichnung" und von der

„Illustration" unterscheidet. Auch ist festgestellt, was etwa „Ölmalerei" ist, und warum man in ihr nicht das Gleiche ausdrücken kann als etwa im „Aquarell" und im „Pastell". Desgleichen, worin sich die „Radierung" in ihrer künstlerischen Sprache und Ausdrucksfähigkeit vom „Kupferstich", von der „Lithographie" und vom „Holzschnitt" unterscheidet. Auch weiß man unwidersprechlich, was ein „Plakat" ist, und unterscheidet sehr genau zwischen einem „Straßenplakat" und einem „Innenplakat". Zweck und Material sind die bestimmten Faktoren, aus denen sich der jeweilige Gattungscharakter und der diesem entsprechende künstlerische Stil mit Bestimmtheit erkennen und ableiten lassen. Auch zweifelt hier niemand, daß dem so ist, weil das Material greifbar, der Zweck scharf umrissen, und demnach die Eingrenzung leicht ist. Aber was vom Leichtesten gilt, gilt auch vom Schwersten. Nur erfordert dieses eine genauere und intensivere Betrachtung.



atur und Publikum. Das sind die beiden auseinanderliegenden Endpunkte, zwischen denen die Kunst zu vermitteln hat. Und aus dieser Vermittelung ergibt sich, je nach Zweck und Material, der jeweilige Gattungsstil.

Zunächst erhellt, daß der Künstler weder der Natur allein noch dem Publikum allein verpflichtet ist, sondern beiden bis zu einem gewissen Grade gleichmäßig, und daß er überdies noch von den spezifischen Gattungsfaktoren des Materials, dessen er sich bedient, und des Zweckes, zu dem er hinstrebt, abhängig ist.

Das Erste, was der Künstler vor sich sieht, ist die Natur. Und ihr zunächst sucht er mit all seinen schöpferischen Kräften künstlerisch nahezukommen. Er wird geneigt sein — und wie verständlich und ehrenvoll ist das! — hierbei nur auf sich selber zu hören und einzig das, was er in seiner tiefsten Persönlichkeit von Natureindrücken empfängt, in sein Kunstwerk umzusetzen. Die Aufgaben und Schwierigkeiten, die ihm sein Material bereitet, sind das erste äußere Hindernis, das ihm in den Weg tritt. Nehmen wir an, er werde damit fertig, weil es ja die primitivste Voraussetzung seines Schaffens ist, daß er die spezifische Kunstsprache, in der er sich auszudrücken hat, nach Grammatik und Syntax beherrscht. Immerhin gibt es hier ein gewaltiges Ringen, und der Grad des Gelingens ist äußerst mannigfaltig. Doch das möge uns hier nicht kümmern.

Denn an der anderen Seite erhebt sich ein weit gewaltigerer Hemmungsfaktor: das Publikum. Nun kann man ja ganz einfach sagen: „Das Publikum ist eine blöde Bestie, und der wahre Künstler nimmt darauf keine Rücksicht." Doch damit ist die Schwierigkeit, die im Problem steckt, nur willkürlich verdeckt, keineswegs aber gelöst. Ist die Kunst ein Teil des Weltganzen oder nicht? Ist sie ein Lebensfaktor oder nicht? Hat sie eine Kulturaufgabe oder nicht? Wenn sie aber ein Teil des Weltganzen und ein Lebensfaktor ist und eine Kulturaufgabe hat, so kann man sie nicht als ein von Allem losgelöstes Präparat behandeln, das man in einem verschlossenen Zimmer unter eine Glasglocke stellt. Eine Kunst, die nicht wirken will, hat sich selber zur Unfruchtbarkeit verdammt, und ist eine Krankheits-

erscheinung und quantité negligeable. Sie kann aber nur wirken, indem sie sich zur Menschheit in Beziehung setzt. Folglich kann sie an dem, was man Publikum nennt, nicht vorbeikommen. Das klingt nun wohl beinahe schrecklich. Aber diesen Tatbestand sich ableugnen zu wollen, wäre Selbstbetrug. Man muß also mit dem Tatbestand rechnen und wird ihn sich zu deuten haben. Vor allem wird man fragen dürfen: was ist denn eigentlich dieses Publikum?

Ich hatte das ominöse Wort bis zu diesem Abschnitt vermieden und statt dessen „die Genießenden" gesagt. Das deckt sich ja nun mit dem realen Wesen des Publikums nicht, als welches zum großen Teil aus Nichtgenießenwollern oder aus Nichtgenießenkönnern besteht. Indes diese großer Teil, und möge es selbst der größte sein, ist nun wiederum für die Ästhetik eine Krankheitserscheinung und quantité negligeable. Für die Ästhetik kommt das Publikum nur soweit in Betracht, als es die wahrhaft zum Genuß Befähigten und Berufenen umfaßt. Mit anderen Worten: Kunst ist nur für die künstlerisch Empfindenden da und braucht nur diese zu berücksichtigen, nicht aber den Mob und die oft böswilligen Banausen.

Wer aber sind: „die künstlerisch Empfindenden"?

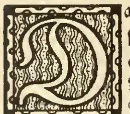
Manche geben sich dafür aus und haben doch oft nicht mehr als ein wenig historische Bildung, viel Geld und sehr viel Prätension. Weg mit ihnen! Andere rechnen sich aus dem Grunde dazu, weil sie selber künstlerisch tätig sind, obgleich sie niemals über den Dilettantismus hinauskamen. Hier muß man unterscheiden. Es kommt darauf an, wieweit die Betreffenden Selbsterkenntnis besitzen, und in wie weit sie den Abstand, der das gelegentliche Dilettieren vom lebenzerreibenden Kunstschaffen trennt, ehrfürchtig zu ermessen vermögen. Wer die Ehrfurcht hat, sei uns willkommen; wer den Dünkel hat, wird verworfen. Sodann kommen die „Kollegen" — und das sind meist die schlimmsten. Denn meistens sind sie Neider. Oder sie sind in einer entgegengesetzten Richtung festgerannt. Oder sie gehören, mit orthodoxem Glauben, einer anderen Generation oder — risum teneatis — einer anderen Heimatsprovinz an. Sämtlich unbrauchbar! Wohl aber sind alle diejenigen Künstler wertvoll, und sie bilden die Elite jeglichen Publikums, die entweder in einer anderen Gattung hervorragend tätig oder von einer solchen wahren und echten Liebe zur Kunst erfüllt und durchdrungen sind, daß ihr Auge hell und ihre Seele frei von Mißgunst bleibt. Dann kommen die Kritiker — ein höchst verschiedenwertiger Haufe, im allgemeinen jedoch in seiner Gefährlichkeit bei weitem überschätzt. Und endlich die „feingestimmten Seelen," die Enthusiasten, die Mitläufer, die Snobs: Reines und Unreines läuft hier durcheinander, Wertvolles und Wertloses, Klares und Trübes.

Das wären also die Leute, die dem Künstler gegenüber stehen. Und mit ihnen Allen soll er bewußt und faktisch rechnen? Wehe Dem, der es tut! Denn er wird mit Sicherheit an seiner Kunst zum Verräter werden. Wer bleibt ihm also übrig? Der ideale Zuschauer, Leser, Betrachter, Hörer rc. d. i. ein Produkt seiner eigenen Vorstellung und seines künstlerischen Gewissens: Es gibt für den wahren Künstler kein anderes Publikum. Und die Beschaffenheit dieses Publikums hängt wiederum

von der Beschaffenheit der Seele des Künstlers ab: von dem Grad ihrer Gewissenhaftigkeit, ihrer Projektionsfähigkeit, ihrer Schwergenügsamkeit, ihrer Zukunftsträchtigkeit. Und dieses Publikum ist das strengste. Denn es ist das scharfsichtigste, das anspruchsvollste.

Also arbeitet dennoch der Künstler nur für sich allein?

Mit nichten! Denn der „ideale Genießer", der ihm vorschwebt, ist sein steter Überwacher. Auf ihn nimmt er unablässig Rücksicht. Ihn läßt er unentwegt das geschaffene Werk mit dem Naturvorbild vergleichen. Ihn befragt er ängstlich und skrupulös als sein immer waches Gewissen. Ihn verehrt er als seinen hochsinnigen und unerbittlichen Richter. Und er ist ihm der Repräsentant des Volkes, das der Künstler liebt; aus dessen Fleisch und Seele er selber gewachsen ist, und dessen Fleisch und Seele er zu erschüttern trachtet. Da schämt und scheut der Künstler sich nicht, eifrigst um Gunst zu buhlen. Denn seinem Volk, wie es im „idealen Genießer" ihm repräsentiert ist, will der Künstler gefallen. Er will ihm zu Liebe schaffen.



Das Theater. Wird das reale Publikum dem idealen Genießer zustimmen? Diese Frage wird nirgends brennender, nirgends realer als im Theater. Nirgendwo erhält der Künstler mit solcher Wucht eine Antwort. Nirgendwo aber auch fällt die Antwort launenhafter aus. Immerhin, das Theater, wie auch die Zuschauermasse sich verhalten möge, gewährt dem Künstler eine köstliche und geradezu einzigartige Gelegenheit zur Probe auf sein Stilgefühl. Denn eine Stilfrage ist es allerdings, ob ein Bühnenstück zu wirken vermöge. Da es bestimmt ist, vor einer Menge gespielt zu werden, so muß es die Menge auch zu ergreifen verstehen. Natürlich entscheidet hier keineswegs der donnernde Applaus. Denn dieser ist gar zu oft eine unkünstlerische Zufalls- und Modewirkung. Wohl aber muß ein Rapport spürbar sein. Wohl muß hinter der bereits erreichten Wirkung, eine fernere erreichbare auftauchen, die vielleicht in weitem Felde liegt, die aber aus durchaus kontrollierbaren Faktoren, die im Wesen der Bühnenkunst liegen, ableitbar ist.

Der Bühnendichter muß vor allem wissen, daß er nicht bloß ein Dichter zu sein hat. Der Roman, die Novelle, der Essay, die Lyrik sind im wesentlichen bestimmt, durch das gedruckte Wort zu wirken, sich geräuschlos in die Seele des Einzelnen hineinzustehlen. Doch schon bei der Lyrik kommen Deklamation und musikalische Vertonung immerhin mit in Betracht, weil sie doch mehr sind als zufällige Akzidentien und das Wesen dieser Dichtgattung erhöhen und vollenden. Beim Drama aber steht die Sache noch anders. Gewiß will und soll das Drama auch bereits lediglich als Buch zu wirken verstehen; das heißt, es soll dem einsamen Menschen in der tiefsten Stille etwas geben, ihn durch Form, Gehalt und Seelenfülle umstricken. Wo die Buchwirkung fehlt, fehlt es gewiß auch an dichterischem Wert.

Allein der künstlerische Wert wird erst durch die Bühnenaufführung entschieden. Denn hier erst zeigt sich, ob der Verfasser über die Buchwirkung hinauszudenken und sich den eigentümlichen Bedingungen der lebendigen Bühne anzupassen ver-

mochte. Diese werden aber durch den lebendigen Zuschauerraum sehr wesentlich mitbestimmt. Der ist sozusagen ein Teil des Kunstwerkes selber, oder doch mindestens ein Teil des Materials, das der Künstler zu bearbeiten hat. Dichtwerk, Bühnenkünstler und Zuschauerraum in lebendigem Rapport schaffen erst das Drama, und der Dichter erst ist ein dramatischer Künstler, der alle drei Faktoren zu lenken versteht. Nur eine bedeutende und intensive Tradition vermag die Fähigkeit hierzu zu schenken, und deshalb sind Reformen nirgends schwieriger und vorsichtiger zu unternehmen als auf der Bühne. Neben allem, was rein dichterisch ist, muß eine unausgesetzte und höchst detaillierte künstlerische Berechnung, die auf die stärkste und feinste Psychologie gebaut ist, einhergehen. Erst wer alles dieses beherrscht, hat den „Stil" des Dramas.

Nun bedenke man, daß der Zuschauerraum stets ein anderer ist, von Stadt zu Stadt, von Abend zu Abend. Nur dadurch, daß eine Massensuggestion besteht, die etwas Uniformierendes hat, wird die hierin lauernde Gefahr wieder beschwichtigt. Zweifellos aber ist, daß das Publikum von 1904 ein völlig anderes ist als das von 1804; und daß es auch von demjenigen von 1894 sich bereits stark unterscheidet, beweist die Erfahrung. Dieses muß der Dichter fühlen und darf dennoch nicht darüber vergessen, daß sein Werk einen von der direkten Zeitströmung unabhängigen Wert behalten soll. Im ganzen wird man von unserem heutigen Theaterpublikum sagen müssen, daß es durch vielen Theaterbesuch sehr sachkundig, nicht leicht zu überraschen, noch schwerer zum Ernst zu zwingen, und am schwersten in Andacht zu wiegen ist. Lachwirkungen stellen sich leicht ein, zumal unfreiwillige, und die wirken manchmal tödlich. Hier das Richtige zu erzielen, das Schädliche zu vermeiden, gehört zur Kunst der Instrumentbeherrschung. Da muß man also vorsichtig sein, und doch wieder nicht allzu vorsichtig. Denn wenn das Publikum die Vorsicht merkt, so erlahmt es sofort. Seine Sehnsucht ist vielmehr auf Kühnheit gestellt, die herzhaft zupackt und zu überrumpeln vermag. Das kann indes nur der Meister — oder der Routinier.

Die Hauptsache beim Bühnenstück ist jedoch Konzentration. Die vielbesprochene „Spannung" ist nur ein Teil davon, vielmehr eine notwendige Folgeerscheinung. Ein Werk, das konzentriert gearbeitet ist, das alles organisch ineinander fügt, Überflüssigkeiten vermeidet und den ganzen Ball der Handlung in stetig rollender Bewegung hält, wirkt von selber spannend. Vor unserem heutigen erfahrenen Publikum ist die Beherrschung dieser Künste nötiger als je, da es jedes Nachlassen, jede Abschweifung gleich merkt. Doch muß auch die Konzentration wieder ohne Härte, ohne Dürre und Trockenheit sein, vielmehr stets den Schein einer lässigen Fülle erwecken: wohl der schwerste Punkt der künstlerischen Arbeit.

Alles Übrige ist accessorisch. Die vielgerühmte Charakteristik ist nichts spezifisch Dramatisches und vom epischen Dichter genau so zu fordern. Nur ist sie im Drama schwieriger, weil jeder kleinste Moment kontrolliert wird, und überdies der Schauspieler eine stets wirksame Rolle haben will. Was endlich das Dekorationswesen angeht, so ist es außerordentlich schwankenden Bedingungen unterworfen, und was dem einen Zeitalter und dem einen Ort schon als ein Zuviel erscheint, das

dünkt dem anderen bereits ein Zuwenig. Als unumstößlichen Gesichtspunkt aber sollte man festhalten, daß das dekorative Element nicht von außenliegenden Dingen, wozu auch Geschichtskenntnisse gehören, bestimmt werden soll, sondern vom Stil des Gesamtkunstwerks.



ie Tragödie. Man hat mit Bezug auf sie von Atavismus und Rückfall ins Chaos, selbst von Barbarei und von „nostalgie de la boue" gesprochen, und man hat namentlich betont, daß die Tragödie ihre künstlerische Mission bereits erfüllt habe, und daß es heute gelte, den „untragischen Menschen" als Herrentypus zu gestalten. Derartige Vorstöße werden ja wohl noch öfter kommen. Aber die Quaderbauten der Ewigkeit wanken darum nicht.

Solange die Tragik nicht aus dem Leben verschwindet, kann sie auch aus der Kunst nicht verschwinden. Und was die Menschheit immer wieder erlebt, das will sie auch immer wieder gestaltet sehen.

Das Ideal des „untragischen Menschen" ist ja gewiß etwas sehr Schönes, und zweifellos gehört seine Gestaltung zu den Aufgaben unserer Zeit. Aber ist darum der „tragische Mensch" entthront? Wo doch jeder Mensch, der im höchsten Sinne etwas will, mit Notwendigkeit zur tragischen Erscheinung wird! Und doppelt heute, da wir in einer Epoche voll der raffiniertesten Hemmungen leben, in einer Epoche, die vielfach ihr Unsterblichstes darin zu suchen scheint, daß sie nichts überragend Großes aufkommen läßt und überall Kompromisse schließt! Da fühlt sich selbst der Sieger vielfach als ein Unterliegender. Oder ist Jemand so blind, daß er die tiefe und ungeheuere Tragik nicht sähe, die etwa das Leben und Streben so siegreicher Größen wie eines Bismarck und Richard Wagner durchzieht? Von der augenfälligen Tragik eines Nietzsche, eines Weininger ganz zu schweigen! Gibt es Jemanden, dem nicht das Herz schmerzhaft zusammengezuckt wäre bei der geradezu vernichtenden Tragik von Ibsens dramatischem Epilog? Wird da nicht die Blüte eines ganzen Lebens, an der wir genießend uns erfreuten, mit scharfem Sensenschnitt niedergemäht? Wo aber solche Tiefen der Menschenbrust immer wieder erregt werden, da steht auch die Kunst vor einem Ewigen. Und wenn die Tragödie der Alten und auch diejenige Shakespeares nach Form und Gehalt uns vielfach heute fremd geworden sind, so ist es doch gerade das Ewig-Tragische darin, das uns ergreift. Und Niemand wird uns hindern können, es in unserer Sprache tönend auszusprechen — sofern wir es vermögen.

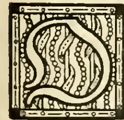
Wenn der wollende Mensch in seiner höchsten Erscheinungsform tragisch ist, und wenn das Drama den wollenden Menschen seiner tiefsten Eigenart nach darstellt, so folgt daraus, daß das Drama seinem ganzen künstlerischen Instinkte nach mit Notwendigkeit zur Tragödie hindrängt. Sie erst ist die Spitze seiner Erfüllung und damit der Gipfelpunkt menschlicher Kunst. Sie ist der Menschheit gewaltiges und erhebendes Klagelied, mit dem sie sich von ihren Leiden befreit, indem sie den Glanz ewiger Zeiten darüber breitet. Ihre fernste Zukunft und ihre tiefste

Vergangenheit, hier reichen sie sich die Hand. Ihr kühnstes Hoffen leuchtet auf, und ihr grausigstes Fürchten schattet hinein. Wir ahnen die höchste und letzte Vollendung, und daneben schauen wir den Abgrund, der uns immer wieder bannt.

„Rückfall ins Chaos"! Als ob das Chaos jemals unter uns schwiege! Und als ob es nichts anderes für uns bedeutete als einen Schrecken! Auch der höchste Kulturmensch, sofern er nicht ausgesogen ist, hat noch Chaos in sich, und das ist vielleicht sein Schöpferisches — wie Nietzsche sagt, die Kraft, die einen „tanzenden Stern" ihm gebären kann. Das ist der Urmensch in uns, der der Widernatur und den Ausschweifungen der Zivilisation widerstrebt, der sich an das Alte, Rohe, Starke und Ewige hält, und der uns in Nöten und Verzagtheiten eine stete neue Gesundung und Heilung bringt. Dies ist aber ein Hauptzug der Tragödie, daß sie für der Menschheit Ewiges kämpft; und das kann sie nur durch die Berührung mit dem Chaos. So bedeutet sie eine Auffrischung unserer kulturell erschlafften Nerven und unserer konventionell verblödeten Sittlichkeit, indem sie die Grandiosität der Natur mit all ihren Schrecken und die Pracht der Leidenschaft bis zum Verbrechertum hin vor uns aufleben läßt. Sie soll und will unsere Kultur vor Versimpelung bewahren und ihr die vermummten Gefahren, an denen sie dahin siecht, zum Bewußtsein bringen; ihr das Roh-Frische, Verneinende, Umstürzlerische gegenüberstellen und sie so zur Revision ihrer selbst zwingen. Aus der friedlichen Banalität und feigen Lüge des Alltags herausgerissen, sollen wir uns an einer hohen und strahlenden Welt voll heroischer Sittlichkeit ergötzen, in der gläubig und todesmutig um der Menschheit höchste Güter gerungen wird.

Dies ist der Atem der Tragödie. Und sie wird sich die Lungen nicht verschnüren lassen.

Doch vor einer Erkenntnis wird sie sich nicht verschließen. Es gibt bloß eine Tragik im Menschenleben, nicht aber in der Natur. In der Natur ist alles Ökonomie, auch der Untergang der Besten, auch die entsetzliche Langsamkeit des Fortschritts. Sie nimmt alle Opfer als selbstverständlich hin und rechnet gelassen nach Jahrhunderten, wo uns bereits die Tage, die wir noch harren müssen, zur Marter werden. Doch darin liegt auch wiederum das Versöhnliche. Denn der menschliche Geist ist weit genug, um über die Einzelschicksale hinweg auf das allgemeine Werden und in die stille Werkstatt der Natur zu blicken. Und je höher er an Weisheit steigt, desto sicherer gelangt er in den Besitz des All-Einheitsgefühls. Das aber spendet ihm gegenüber der Fülle menschlicher Leiden und Opfer nicht bloß einen Trost, sondern eine Heiterkeit. Von dieser Heiterkeit und Gefaßtheit aber wird auch ein Glanzlicht über die gedichtete Tragödie fallen, wann sie ihrem höchsten Gipfel sich nähert.

riginalität und Qualität. Einschränkung der Persönlichkeit — mit diesem Gebot einer zum Stil hinstrebenden Kunstübung haben wir unsere Erörterungen begonnen. Man wird jetzt verstanden haben, was damit gemeint ist. Nur dort soll die Persönlichkeit sich unterordnen, wo ihr regelloses Inskrautschießen die organische

Struktur des Kunstwerkes gefährdet. Wo sie aber ganz in die Idee des Kunstwerkes eingetaucht ist, wo sie mit den jeweiligen Stilnotwendigkeiten nicht wie mit lähmenden Gesetzesparagraphen, sondern als mit anfeuernden Überzeugungen sich durchdrungen hat, da soll die Persönlichkeit in herrlicher Freiheit sich ausleben. Denn dann sind Persönlichkeitstrieb und Kunsttrieb eins, und der eine empfängt vom anderen seine beste Kraft.

Ein Künstler dieser Art wird sich nicht die mindeste Sorge darüber machen, ob er wohl auch eine „Originalität" besitze, und wie groß diese sei. Was er schafft, kommt aus dem doppelten Notwendigkeitsboden seiner Natur unb seiner in ihren Mitteln und Zielen klar erkannten Kunst. Jegliche Originalität, die darüber hinausgeht, ist vom Übel, und mehr eine Reklame- und Eitelkeitssache als etwas anderes. Auch ist ja unverkennbar, daß unsere Zeit den Begriff „Originalität" in bedenklicher und lächerlicher Weise überspannt hat. Schließlich hat sie mehr Affektation und Unehrlichkeit damit großgezogen als wirkliche Schöpferkraft. Um originell zu erscheinen, hörten die jungen Künstler oft bereits auf, etwas zu lernen. Oder wenn sie etwas gelernt hatten, suchten sie es sorgfältig zu verbergen. Es hätte ja vielleicht Einer glauben können, daß sie nicht alles sich selbst verdankten. Demgegenüber werden wir heute nicht bloß die erste jugendliche Lernzeit, sondern auch eine vielleicht lange Abhängigkeit von bestehenden Meistern durchaus als etwas Natürliches betrachten und keineswegs urteilen, daß es den Ruf eines Künstlers irgendwie schmälern könne, sein Handwerk tüchtig gelernt und in langsamer Entwicklung sich selbst gefunden zu haben.

Originalität ist Selbsttreue, ist Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit und hat mit dem gespreizten Sichzurschaustellen und Sichaufblähen, das sich so gern mit diesem Namen deckt, nicht das Mindeste zu schaffen. Der Künstler muß sie daher von selber finden; schon bloß nach ihr zu trachten, möge er, als nicht ganz anständig, verwerfen. Woran er aber bewußt seine ganze Arbeitskraft wenden soll, das ist die Erreichung von Qualität. Hier kann er überhaupt nicht hoch genug streben, und so hoch er auch kommen mag, hinter seinem Ziel wird er stets zurückbleiben. Zwischendurch aber wird ihm die nicht erstrebte „Originalität" ganz von selber in den Schoß gefallen sein. Die Kunst segnet Keinen, der nicht in Wahrheit — Einer ist!





Noch war Polen nicht verloren,
Warschau schwirrte von Maskenfesten.
Die Cavaliere klirrten mit silbernen Sporen
um die Gunst der Damen in den Palästen.
Oder sie tranken den edlen Wein
gegen die edle Herzenspein
unter den goldgestickten Westen.
Nur ganz leise die Greise beim Spiel der Karten
sprachen von Wettern, die Polen umstarrten —
da erschien die Tochter der Sonne.



Es war nicht Maria Lubmirska, wohl war die schön,
als Aurora frisiert mit Brillanten.
Wohl kam die Potocka mit Hörnergetön
als Diana, in Brüsseler Kanten.
Auch die Fürstin Sapieha im Luna-Korsett
tanzte wieder wunderbar Menuett
mit den andern Beautés und Charmanten.
Aber Franziska Krasinska war schöner als sie,
frei von Locken umströmt bis an die Knie
war die Tochter der Sonne.



Sie hatte geträumt von dem weißen Aar,
der Polens Schild retten würde;
und der Schild wies ihr Bild mit gekröntem Haar,
und der Vogel trug leicht die Bürde.
Sie trat in den Saal wie gen Himmel entrückt,
nur mit flimmerndem Flor wie mit Strahlen geschmückt
und mit ihrer Jungfraunwürde.
Und Prinz Karl sah nur sie, tanzte nur mit ihr,
dem armen Fräulein von Sandomir —
O, du Tochter der Sonne!



Wenn ich eine Krone begehre, so ist es nur,
deine keusche Stirne damit zu schmücken!
Und sie hörte scheu den artigen Schwur
und floh in den Park vor Entzücken.
Sie hörte ihn ewige Treue lallen,
nur die Bäume waren Zeugen, die Nachtigallen,
und am Weiher tanzten die Mücken.
Sie hörte, sie wehrte, sie ließ nicht nach,
bis Prinz Karl ein Held zu werden versprach;
o! wie strahlte die Tochter der Sonne.



Sie strahlte den ganzen Sommer lang,
schon fegte den Park der Regen,
da ward Seine Hoheit liebeskrank
und bedräute sich selbst mit dem Degen.
Durch Warschaus Gassen jagte der Schnee,
da raste ein nächtliches Mietcoupé
dem Tempel Hymens entgegen.
In geheimer Kapelle, so kalt sie war,
kniete prinzliche Hoheit am Traualtar,
kniete die Tochter der Sonne.



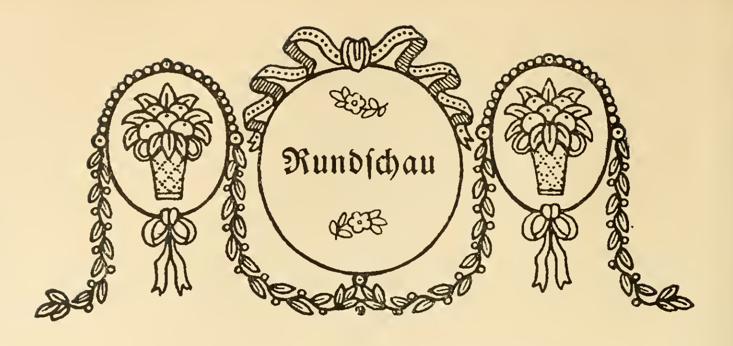
Wie glühte des Königssohnes Gesicht
im fröstelnden Schein der Kerzen!
Wie glänzten in dem spärlichen Licht
die geweihten wächsernen Herzen!
Doch als er am dritten Morgen erwachte
und als sie noch immer an Polen dachte,
begann er gnädigst zu scherzen.
Er steckte den Trauring ins Gilet
und erhob sich gähnend vom Kanapee —
da erblich die Tochter der Sonne.



Sie dachte noch manch verhärmtes Jahr,
daß er Polens Schild retten würde.
Denn Prinz Karl blieb der Königssohn, der er war,
und trug warlich leicht seine Bürde.
Er ließ sie, mit seinem Kind an der Hand,
polnisch betteln gehn von Land zu Land
um ihre Frauenwürde.
Von Kloster zu Kloster, von Hofe zu Hofe,
wie eine entlohnte Kammerzofe,
irrte die Tochter der Sonne.

Dreißig Jahre schleppte sie Schmach und Schmerz,
Warschau klirrte von russischen Sporen,
da schien ihr endlich die Sonne ins Herz:
wohl war Polen, Polen verloren,
doch ihr Bett umstanden Hofärzte zuhauf
und schnitten die todkranke Brust ihr auf,
und zwischen den Herrn Doktoren
stand ihr hoher Gemahl zu Tränen erweicht:
pauvre coeur, pauvre coeur — sei die Erde dir leicht —
oh, du Tochter der Sonne.





Aphorismen für Umstürzler

Was du willst, daß man dir tu', das füg' nicht jedem andern zu: der Geschmack ist verschieden.

Widerstehe niemals der Versuchung: prüfe alles und behalte das Gute.

Liebe deinen Nächsten **nicht** wie dich selbst: es ist eine Frechheit, wenn du mit dir zufrieden, und eine Beleidigung, wenn du mit dir unzufrieden bist.

Die Ehe bleibt deshalb so beliebt, weil sie das Maximum an Versuchung mit dem Maximum an Gelegenheit verbindet.

Vielweiberei, die wie bei den Mormonen unter modernen demokratischen Bedingungen geübt wird, muß durch die aufgewiegelte Masse niedrigstehender Menschen zerstört werden, weil sie diese zum Cölibat verdammt; denn der Mutterinstinkt veranlaßt die Frau, den zehnten Teil eines erstklassigen Mannes dem ausschließlichen Besitz eines Mannes von drittem Range vorzuziehen. Vielmännerei wurde unter solchen Bedingungen noch nicht versucht.

Das Minimum des öffentlichen Cölibates (zu ermitteln, indem man die Summe der Männchen einer Bevölkerung durch die Summe der Weibchen dividiert und den Quotienten als die Anzahl der Gattinnen oder Gatten annimmt, die jeder Person erlaubt werden) wird in England (wo der Quotient eins ist) durch die Einführung der Monogamie gesichert.

Die moderne sentimentale Bezeichnung für das öffentliche Minimum des Cölibats ist Reinheit.

Verbrecher sterben nicht durch die Hand des Gesetzes, sie sterben durch die Hand eines Nebenmenschen. Der Mörder Czolgosz hat den Präsidenten McKiniey dadurch, daß er ihn ermordete, zu einem Helden gemacht; die Vereinigten Staaten von Amerika haben auf dieselbe Weise Czolgosz zu einem Helden gemacht.

Wenn ein Mensch einen Tiger ermorden will, so nennt man das Sport; wenn der Tiger einen Menschen ermorden will, so nennt man das Grausamkeit. Der Unterschied zwischen Verbrechen und Gerechtigkeit ist nicht größer.

Solange wir Gefängnisse haben, macht es wenig aus, wer von uns die Zellen bewohnt.

Titel zeichnen den Mittelmäßigen aus, bringen den Hochstehenden in Verlegenheit und werden vom Tiefstehenden herabgesetzt.

Große Männer lehnen Titel ab, weil sie auf Titel eifersüchtig sind.

Man kann an Ehre nicht glauben, bevor man sie errungen hat. Ich rate dir, klar und rein zu bleiben; du bist das Fenster, durch das du die Welt sehen mußt.

Dein Wort kann niemals soviel gelten wie dein Schuldschein, weil dein Gedächtnis nicht so vertrauenswürdig ist wie deine Ehre.

Wenn Dienstboten wie menschliche Wesen behandelt werden sollen, lohnt es sich nicht, welche zu halten.

Das Verhältnis „Herr und Diener“ ist nur für die Herren vorteilhaft, die sich keine Skrupel daraus machen, ihre Autorität zu mißbrauchen, und nur für die Diener, die sich keine Skrupel daraus machen, das ihnen geschenkte Vertrauen zu mißbrauchen.

Der vollendete Diener fühlt sich, wenn sein Herr ihm humane Zugeständnisse macht, in seiner Existenz bedroht und beeilt sich, seine Stellung zu wechseln.

Der Mensch ist das einzige Tier, das sich im Verhältnis zu der Zahl und Gefräßigkeit seiner Parasiten für reich hält.

Kammerdiener, die ihre Herren zu verwöhnten Kindern machen, sind gezwungen, sie einzuschüchtern, um mit ihnen leben zu können.

Wenn du ein Kind schlägst, achte darauf, es im Zorne zu schlagen, selbst auf die Gefahr hin, es fürs ganze Leben zu verstümmeln; eine Züchtigung bei kaltem Blute kann nicht und sollte nicht verziehen werden.

Wenn du Kinder zu deinem Vergnügen schlägst, gestehe den Grund freimütig ein und spiele das Spiel nach allen Regeln, wie der Fuchsjäger es tut, und du wirst im Verhältnis wenig Schaden anrichten: kein Fuchsjäger ist genug Philister zu behaupten, daß er den Fuchs jage, um ihm das Hühnerstehlen abzugewöhnen, oder daß er unter dem Tode des Tieres heftiger leide als der Fuchs selbst. Bedenke, daß auch beim Schlagen der Kinder der Standpunkt des Sportsmanns oder der des Philisters eingenommen werden kann.

Der Gehorsam heuchelt Unterordnung, so wie die Angst vor der Polizei Anständigkeit heuchelt.

Ungehorsam, die seltenste und kühnste der Tugenden, unterscheidet sich häufig nicht von Nachlässigkeit, dem faulsten und gemeinsten der Laster.

Das Laster verwüstet das Leben: Armut, Gehorsam und Ehelosigkeit sind die gesetzlichen Laster.

Größe ist nur eine der Sensationen der Kleinheit.

Im Himmel ist ein Engel keine Hauptperson.

Wenn wir einen großen Mann begreifen könnten, würden wir ihn hängen.

Inmitten eines beschränkten Volkes wird ein Genie zu einem Gott: jedermann betet ihn an, und niemand tut, was er will.

Wer ein lebenslängliches Glück mit einem schönen Weibe wünscht, gleicht dem Trinker, der den Geschmack des Weines dadurch dauernd zu genießen sucht, daß er seinen Mund immer voll davon behält.

Die unerträglichste Qual wird durch die Verlängerung des größten Vergnügens hervorgerufen.

In seinem Streben, der Häßlichkeit und dem Unglück zu entfliehen, verstärkt der Reiche beide. Jeder neue Yard im Westend schafft einen neuen Yard im Eastend.

Das neunzehnte Jahrhundert war das Zeitalter des Glaubens an die schönen Künste; die Resultate liegen vor uns.

Der Gentleman opfert seiner Ehre ohne Vorbehalt alles mit Ausnahme seiner Vornehmheit.

Der moderne Gentleman ist einer, der Geld genug hat, das zu tun, was jeder Tropf tun würde, wenn er sichs leisten könnte; das heißt: er konsumiert, ohne zu produzieren.

Ein moderner Gentleman ist notgedrungen der Feind seines Landes. Selbst im Kriege kämpft er nicht, um es zu verteidigen, sondern um zu verhindern, daß seine Macht, es auszuplündern, an einen Fremden übergehe.

Solche Kämpfer sind in demselben Sinne Patrioten, wie etwa zwei Hunde, die um einen Knochen raufen, tierfreundlich sind.

Der nordamerikanische Indianer war der Typus des Gentlemans, der den Krieg als Sport betrachtet; der Athener unter Perikles war der Typus des künstlerisch und intellektuell kultivierten Gentlemans; beide Arten bedeuteten politische Mißerfolge. Der moderne Gentleman hat, ohne die Tollkühnheit des einen oder die Kultur des andern, den Appetit beider; er wird nicht erfolgreich sein, wo sie unterlegen sind.

Wer an Erziehung, Strafrecht und Sport glaubt, braucht nur das nötige Vermögen, um ein vollendeter moderner Gentleman zu werden.

Bernard Shaw

Die Weltlage

„Die Welt ist rund und muß sich drehn, Was oben war, muß unten stehn." Das Prestige der Russen in Staub gesunken, der Ruhm japanischer Tapferkeit bis zu den Sternen; in Marokko auf den französisch-englischen Vertrag, der wieder einmal den Frieden bedeuten sollte, die völligste Anarchie; in den Vereinigten Staaten auf die sieben mageren die sieben fetten Jahre; in Deutschland auf die brautlose und die geschiedene, die schreckliche Zeit fröhlicher Verlobungen; in Südafrika Wiederaufblühen und Gedeihen nach langer Not im britischen Gebiete, Krieg und Verheerung nach langer Ruhe im deutschen; endlich in München auf die überschäumende übermütige Otéro die leidenschaftslose, die Besserung der Menschheit vor Augen habende Duncan — die bunteste Fülle wechselnder Erscheinungen auf der runden Erde, an der so Student wie Philister, so Kannengießer wie der ernste Staatsmann für ein Jährchen oder länger genug zu schauen haben.

Vor zwölf Jahren stand auf einmal eine Drahtung in den Blättern „Im Kraale Lobengulas ist alles ruhig". Kein Mensch in Europa wußte, wer der Edle mit dem heroischen Namen war. Die Drahtung besagte: „Der alte Löwe rührt sich wieder". Sofort brach denn auch der Matabele-Krieg aus. Ähnlich wurde im Frühling 1903 die Welt mit der Nachricht überrascht, daß in Marokko, wo schon längst der Prätendent am Boden lag, der Frieden nunmehr gesichert sei. L'Empire c'est la paix. Die Lorbeeren des Kaiserreiches reizen offenbar auch die Republik. Auch sie trachtet sehnsüchtig nach Frieden. So in Algerien in den siebziger Jahren, in Tunis 1880; in Tonkin, auf Formosa, im Busen von Petschili 1884/85, auf Madagaskar 1895; bei Faschoda, wo allerdings der Frieden nicht nach der Republik Geschmack war, 1898. So jetzt wieder in Marokko. Und zwar wodurch? Höchst einfach! der Friede wird durch die schmerzlose Auffpeisung des Scherifenreiches gesichert. Schmerzlos, weil diesmal ausnahmsweise keine Teilung stattfinden soll, sondern der ganze Bissen up ewig ungedeelt, von einem Nebenbuhler allein verschluckt wird. The other fellow hat das Nachsehen. Und die Folgen des so gewaltsam proklamierten Friedens? Amerikaner und Engländer werden von Räubern angegriffen, Deutsche werden ermordet, spanische Frauen geschändet; Bubamara, der Vater der Eselin, erhebt sich wieder, von den Franzosen ermuntert, Stamm wütet gegen Stamm, sogar das Blad el Makzen (Regierungsland) sagt dem Sultan den Gehorsam auf, und die Hand aller ist gegen alle. So also sieht der Friede aus, den die Republik gebracht. In einem Witzblatt war einmal geschildert, wie der Mars von den Erdbewohnern erobert wird. Nach der Besitzergreifung macht man sich daran, den ausländischen Planeten nach irdischen Begriffen einzurichten. Vor allem findet man empörend, daß der Vagabund ohne Polizei. Sie wird erstellt. Der Steuereinnehmer und Gerichtsvollzieher hält seinen Einzug. Die Marsbewohner müssen sich an das Hochrohr (wie man Cylinder verdeutschen mag) und enge Lackstiefel gewöhnen. Rauchende Schlöte erheben sich zur Verbesserung der Marsluft. Der Planet, der — horribile dictu — noch keine Staatsschuld hatte, wird mit einer solchen beglückt. Zuletzt wird das Kriegführen gelehrt. Ein allgemeines Morden beginnt. Triumph, rufen die Erdenmänner, der Mars

ist zivilisiert! In Marokko fehlt auch der Zug nicht, daß, während es bisher nach europäischem Börsengeld noch kein Gelüsten trug, es nunmehr die Segnungen von Staatsanleihen bereits hat gründlich kennen lernen. Da es die Zinsen der ersten nicht bezahlen, geschweige denn die Anleihe einlösen konnte, schritt es zu einer zweiten, die ihm die französisch-niederländische Bank mit sechzig Millionen Franken zugestand. Das Geldchen fiel wie ein lauer Regen auf heißen Wüstensand. Der Sand ist jetzt wieder so trocken, wie je zuvor. Umso anerkennenswerter ist es, daß trotzdem der Sultan noch nicht die geringste Konzession an Frankreich gemacht hat. Und Deutschland? Deutschland, das einen so großen Handel in Nordwestafrika hat? Und dem ein Sohn, und nicht einer seiner schlechtesten, bei Fez ermordet, und ein anderer bei Ain Sebu völlig ausgeraubt wurde? Nun, Deutschland stellt Betrachtungen über den Wert eines Menschenlebens an, das in China auf eine Provinz veranschlagt wird und in Afrika kaum eine Entschuldigung gilt.

Man sprach von Senussi und anderen komischen Käuzen, die in Marokko und auch in Algerien den heiligen Krieg predigten. Auch in der Türkei spricht man seit längerem von panislamitischen Umtrieben. Allein trotz allen Redens will der Bund aller Mohammedaner doch nicht recht in die Erscheinung treten. Ein gemeinsames Zusammenwirken kommt offenbar nicht zu stande. Die Interessen kreuzen sich zu oft. Die Emire von Südarabien, wo die seit zwanzig Jahren fortglimmende Kriegsglut jüngst wieder in heller Flamme aufgelodert ist, sind gegen den Padischah am goldnen Horn, der ja kein Abkömmling des Propheten ist. Daher sind die Emire auch gegen die Vollendung der Mekka-Bahn, zumal ihnen diese ihren gewöhnlichen Verdienst, ihnen ihr redliches Räuberhandwerk zu stören droht. Der Scherif von Marokko stammt von Mohammed — so sagt er wenigstens, und findet Leute genug, die es glauben — aber auch er hat keinen Einfluß in Mekka. Und der Schah von Persien, der Schiit, ist sowohl gegen die Türken, als auch gegen die Araber. Die Inder aber schwanken wie ein Esel zwischen zwei Heubündeln.

Vielleicht ists mit dem Bunde aller Buddhisten wie mit dem Bund aller Mohammedaner. Man redet davon, man fürchtet sich davor, aber das Schreckgespenst wird nicht greifbar. Am deutlichsten zeigt sich das in der Mongolei. Dort sollte, in der Hauptstadt Urga, im Laufe des Dezember der Dalai Lama ankommen. Verschiedene Mongolenkhane haben sich schon zusammengetan, um dem „lebendigen Buddha" sein Exil in dem Avignon der Gobi zu versüßen, um ihm gegen seine Verfolger, die bösen Engländer zu helfen. Wer ist nun aber der Hauptfeind der Engländer? Der Zar. Nun sind aber gerade die Mongolen, von rührigen japanischen Agenten aufgestachelt, auch gegen den Zaren erbost. Warum? Aus denselben panbuddhistischen Beweggründen, die sie für den Dalai Lama und gegen das aggressive Europa Partei ergreifen ließen. Also Penelope-Arbeit! Gewisse Larven fressen mit Begierde Fichtenkerne; ein großer Bohrkäfer verfolgt diese Larven, ist also Feind der Feinde der Fichtenkerne; der Waldspecht verzehrt mit besonderer Wonne den Käfer, und erhebt sich dadurch zum Freund der Larven, und zum Feind der Feinde der Feinde der Fichtenkerne. Der biedere Specht weiß nicht, was er tut, und die guten Mongolen wissen es ebensowenig. So dürfte es vielfach mit der gelben Gefahr aussehen. Die gelbe Gefahr ist von dem Abendlande erfunden, und ist dann, par ricocher, nach dem fernen Osten gekommen, wo die Kugel dann lawinenartig wuchs. Aber auch Lawinen zerbersten oder schmelzen endlich vor der Sonne. Die gelbe Frage ist eine panmongolische Frage. Wie soll sie aber gelöst werden, wenn die Mongolen selbst so harmlos denken und handeln wie der Waldspecht? Die Gefahr richtet sich gegen das Abendland. Gut und schön! Aber wie, wenn das Abendland selbst uneins ist, und ein Teil den Mongolen hilft, während ein anderer Teil sie bestreitet? Man sollte denken: nun, um so besser für die Mongolen, allein tatsächlich bringt das die Uneinigkeit auch in die Reihen der Ostasiaten. Ohnehin wird sich nie Korea mit dem Lande der Morgensonne befreunden, und nie Tibet auf die Dauer mit den Chinesen. Überhaupt, wer ist gelb? Die Chinesen sind doch eine Rasse für sich. Die Japaner haben ihre Verwandten bei den Jakuten, den Osmanen, den Madjaren, ja selbst

bei den Seminole-Indianern und bei den Inka. Der Vikomte de Charencey hat, und wie ich glaube mit Recht, kürzlich darauf hingewiesen, daß türkisch beg, japanisch mika, minga der Seminole, und inka der peruanischen Aymara ein und dasselbe Wort sei. Also mika-do = Fürstenstätte. Was haben körperlich, was sprachlich die Bewohner „der drei Reiche" miteinander zu schaffen? „Ich weiß nicht" heißt chinesisch budun, koreanisch mola, japanisch shirimasen? Wünscht man eine noch größere lautliche und grammatische Verschiedenheit? Und eine größere Kluft, als die zwischen den geistlosen chinesischen Marionetten und den charmanten Musumes, von denen Baron Gerdau so entzückt ist?

Das alte Inkareich soll einer neuen Blüte entgegengehn. Die panamerikanische Bahn — jede Sache, die etwas wert ist, muß heutzutage mit pan anfangen — wird letzthin eifriger betrieben. Die Bahn, welche die großen Seen im Norden Chikagos durch die Panama-Enge hindurch mit Buenos Aires verbinden soll, wird auch Peru durchqueren. Es wird ein herrlicher Bau werden. Der Weg führt an den Ufern des Titikakasees in Jungfrauen-Höhe vorüber. Freilich, wer fragt heute nach der Romantik? Wer nach dem Zauber der Inkatage? Nur nach ihren Schätzen sucht man. Yankee-Kapitalisten wollen die Tempelschätze, die im grauen Altertum Jahr für Jahr in einem kleinen Bergsee, nicht allzu weit vom Titikaka versenkt wurden, durch Trockenlegung des Seebodens wieder ans Tageslicht bringen. Andere Yankees haben den Popokatepetl, der bisher nur als ein Wanderziel für Hochturisten galt, angekauft, um seine Schwefelschätze auszubeuten. Armer Vulkan! Einst bildetest du dir ein, gewaltig und ein Schrecken der Irdischen zu sein, und jetzt bist du nur ein guter Posten in der Jahresbilanz einer Aktiengesellschaft. Ich hoffe für die Aktionäre, daß der von ihnen erwartete Gewinn sich nicht als Schwefel erweisen wird, und daß die Gründung nicht mit üblem Geruch endet. Auch sonst schwefeln die Yankees gehörig. Kaum in die Reihen der Weltmächte getreten, renomieren sie schon davon, daß ihre Flotte die zweitstärkste des Globus zu werden bestimmt ist. Das Geld haben sie ja. Aber mit der Ehrlichkeit der Lieferanten und der Tüchtigkeit des Materials sieht es oft merkwürdig aus. Fast allmonatlich wird irgend ein schwerer Mangel an irgend einem vielgerühmten Kriegsschiffe der Union entdeckt. Erleben wir es doch auch bei den Universitäten und Weltausstellungen Amerikas, daß Geld zwar scheffelweise ausgesät wird, die Ernte aber keineswegs immer der Saat entspricht. Die transatlantischen Milliardäre kaufen italienische Kunstsammlungen für das zwanzigfache ihres Wertes, ihre Universitäten ersticken in Gold, ihre Sternwarten haben die größten Refraktoren, auch haben die Sternwartprofessoren schon genug Kometen und Planetoiden entdeckt, aber hat die amerikanische Kunst und Wissenschaft (ich spreche nicht von der schönen Literatur) bisher auch nur einen wirklich großen Gedanken von überwältigender Schöpferkraft aufzuweisen? Geld allein tuts freilich nicht. Immerhin sind die Leistungen in der Flotte, da es da auf Technik ankommt, und in der Weltpolitik, da hier ein durch große Räume und angeborenes Organisationstalent geschulter Sinn sich geltend macht, bedeutender als die der amerikanischen Wissenschaft. Allein die Welt wird auch die Politik der Yankees nicht zwingen. Es ist auch in Amerika dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Albrecht Wirth

Lektüre.

Immer, lieber Leser, wenn wieder der Weihnachtsregen die Straßen zu einer chaotischen Schmutzmasse verwandelt, wird dem Redakteur entsetzlich parallel zu Mute. Die Bücher, die um eine Besprechung flehen, häufen sich zu einer unübersichtlichen Überschwemmung. Um das Wohl deines Geistes besorgt, ist er solange ratlos, bis ihm der leuchtende Gedanke kommt, daß mit den Allerweltsbesprechungen niemandem ernstlich gedient sei. Das ist ein guter und bequemer Gedanke, er befreit die Zeitschriften von den unendlichen Listen gleichgültiger Anzeigen und zwingt keinen Menschen, ein Buch zu lesen, nur um sein Urteil darüber drucken zu lassen. Das Lesen ist eine Kunst wie jede andere, und wer uns über ein Buch zu sprechen hat, muß sich als Künstler

ausweisen, sowohl in dem, was er nennt, als in dem, was er verschweigt. Wie oft scheint erst eine Verständigung über das Lesen im allgemeinen nötig zu sein, ehe man die Bücher aufzuzählen beginnt, ein reiches Essen für unkultivierte Magen.

Der eine liest im Bett, der andere am Schreibtisch. Jener will einschlafen, dieser aufwachen. Jener überfliegt mit halbem Auge und träumenden Sinnen, dieser notiert sich Zustimmendes und Ableugnendes auf einen Zettel. Friedrich Schlegel sagt: wer nicht beides kann und jedes anwendet, wo es hingehört, der weiß eigentlich noch gar nicht zu lesen. Und so baut sich jeder sein Kunstwerk des Lesens aus seiner besonderen Anlage. Auch gibt es einige, die zum Lesen zu faul sind. Sie haben die schwere Arbeit, sich langsam dazu zu zwingen, wie man einen Kranken zur Nahrung zwingt. Sie mögen selbst die Tracheotomie versuchen, ehe sie ernstlich eine Stärkung aufgeben, die in einer so wunderbaren, fast immateriellen Zwiesprache der Geister liegt.

Das systematische Lesen denke ich mir schrecklich. In der Lektüre muß immer ein gewisser Ausgleich der Stimmungen sein, damit sie nahrhaft werde. Ich erinnere mich an unruhevolle Vormittage, nach denen das Bedurfnis einer ganz neutralen, marmorfesten Lektüre empfunden wurde und die „natürliche Tochter" den Nachmittag wirklich balsamisch ausfüllte. Oder an impressionistische Nächte, nach denen nichts wohler tut als ein bißchen Dürer, dessen kernige Schriften jetzt in der Osbornschen Ausgabe der Simionschen Renaissancebibliothek so handlich auf meinem Tisch liegen und dessen gesunde Bilder in der neuen monographischen Sammlung der Deutschen Verlagsanstalt fast alle enthalten sind — Dürer, Rembrandt, Raffael, Tizian erschienen da bisher als Bilderwerke, Dürer mit 447 Stück, und das sind für unsereinen eigentlich die einzig möglichen Kunstmonographien. Oder Tage, die mit literarischen Berufsgeschäften im blinden Eifer des Augenblicks gestopft waren, da kam gerade Flauberts Education sentimentale in der Goldschen Übersetzung, die der Cassirersche Verlag eben herausbrachte, und sicherlich hätte ich sonst lange nicht mit so entzücktem Behagen mich in dieser weisen Ironie geschaukelt, welche über der märzlichen Politik und den drei Frauen ausgebreitet liegt, die unsern jungen Frederic erziehen. Wir alle kennen diese drei Frauen und kennen die Illusionen ihrer Männer, heute wie je, aber statt daß wir unser halbes Vermögen in ihrer Erziehung verlieren, erfüllt es uns mit eigentümlicher Genugtuung, in einem so berühmten Werke diese Erlebnisse mit der Objektivität und Exaktheit eines Arbeiters wie Flaubert dargestellt zu sehen, der aus lauter Wahrhaftigkeit eigentlich zu einem Weisen und Humoristen wird.

Dieser letzte Humor, schien mir weiterhin, geht der Weisheit eines Maeterlinck ab und das macht sie ein wenig verdächtig. Seine Essays liegen wieder in einem Bande gesammelt vor, der den schönen Titel „Der doppelte Garten" führt, aber man kann nicht sagen, daß man sie mit einem anderen Interesse liest, als einem technischen. Was bei den Bahrschen letzten Essays so überaus bewundernswert schien, dieses verständnisvolle Schweben über sehr heiligen Dingen, das von der platonischen dialektischen Ironie sich herleitet, kennt Maeterlinck nicht. Vielleicht ist er zu sehr südlichen Bluts. Er beruhigt sich bei einer prophetischen Weihestimmung, die den Seelenklang nur so weit gibt, als er Sprachenklang werden kann. Tempel baut er um Blumen, Hunde, Automobile und Rouletten. Seine Essays sind Muster der Auseinandersetzung eines sorgsam gesammelten Stoffs vor weitem Horizonte, aber es schien mir, daß nichts leichter schematisch werden kann als der Stil einer konsequenten Hieratik. Sie würde selbst dem Humor ein Mysterium errichten.

Mit Wonne fühlte ich die umgekehrte Entwicklung bei Ruskin, dessen starker Geist mich zum dritten Male zwang. Die Diederichssche deutsche Ausgabe bringt uns mit jedem Bande eine neue Aufrüttelung. Das war ein Mensch, mit sicherstem Gang, größtem Auge und dennoch feinsten Sinnen. Er sah in seiner Autobiographie „Praeterita" auf sein Leben mit unbeschreiblichem Wohlwollen zurück, löste alle Systematik in ein spielendes Spazieren auf und hatte ein feines Lächeln für alle überstandenen Sorgen, die er in das milde Licht wundervoller privater Interieurs stellt. Erlebnis ist ihm alles. Auch er notierte wie Flaubert die Phasen eines Sonnenuntergangs, doch ließ

er die Emphase. Seine Wissenschaft wurde ihm zu einem Tagebuch. Ich las mit musikalischem Entzücken die Beschreibung der fließenden, sich wandelnden, in der Bewegung zu tausend Reflexen sich entwickelnden Schönheit der Rhone, eine Rhythmik, die ihm an derselben Stelle Rousseau vorempfunden hatte, und verglich sie mit der Renaissance. Lionardos Fragmente, die Marie Herzfeld in einer würdigen Ausgabe aus den Manuskripten kürzlich zusammenstellte, sind enorme Äußerungen eines kosmisch veranlagten Genies, das an seiner Weite zerfließen mußte, das erste große Opfer der modernen Welt. Auch er schreibt über das Wasser. Auch er ist ein universaler Künstlergeist. Aber sein Wasser steht in aller Schönheit, und das Ruskins fließt. Es sind die beiden Lebenstypen, die Chodowiecki in seinen Göttinger Almanachkupfern gegenüberstellte, wo er durch ein Dutzend Gelegenheiten die beschnittene klassische und die sentimentale romantische Welt als Beispiel und Gegenbeispiel konfrontiert.

Wir aber, in des Tages wechselndem Sonnenschein und Regen, dirigieren beide Methoden nach den Bedürfnissen unseres Schwerpunkts. Euphorionnaturen, verachten wir Fausten nicht um Helena, und kennen dennoch den verwandelten Eros des platonischen Symposions, der — wie Kassner uns übersetzte — ganz arm ist und hart und dürr, barfuß, ohne Dach, ohne Lager auf der nackten Erde, vor allen Türen, auf allen Straßen — den christlichen Eros, Sohn der Venus-Madonna.

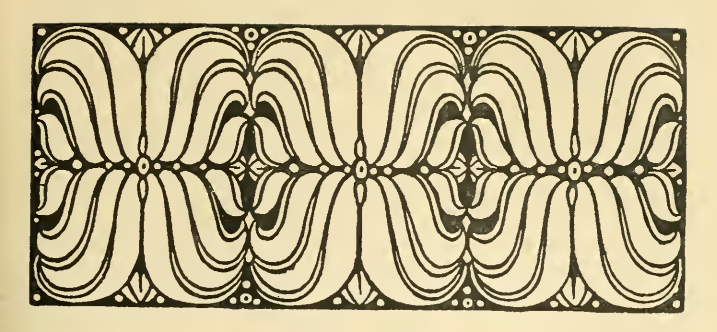
Schlegel fällt uns in die Hände und wir brüdern uns wieder an. Es ist die große Sammlung von bequemen Anthologien, die Diederichs jetzt herausgibt, die mit Schlegel und Herder begann und mit Fichte, Schiller, Hamann, Pestalozzi, Winckelmann, Schelling, Schleiermacher, Görres, Runge, Jakob Grimm fortfahren wird. Die gemeinsame Idee soll sein „Erzieher zu deutscher Bildung". Allein ist dieser Friedrich Schlegel ein Erzieher? Sind seine Sprunghaftigkeiten als absoluter Band kombinierbar? Er ist ein Luder und hat überall im einzelnen Recht. Er ist ein Stück von uns und nur der heimliche König.

Und so sehe ich immer wieder Euphorion, ich sehe ihn hoffnungsvoller als je in deinem neuesten Buche „Nietzsche und die Romantik", lieber Vetter und Mitstreiter Karl Joel. Du ziehst mit deinem ganzen reichen Wissen und energischen Verstehen das Gewebe fester zwischen der Antike und Schopenhauer und Nietzsche. Du Glücklicher vergleichst nicht Verwandtes in alter und neuer Zeit aus einem Spieltrieb kindlicher Baukästen, sondern aus Synthese und dem starken Willen zur Zeugung. Indem du beschreibst, schaffst du. Wie wunderbar sind die Zeitläufe. Weißt du noch, wir gingen als Kinder in die Berge bei deiner Vaterstadt, die man nach romantischer Überlieferung die Abruzzen nannte. Wir loderten von Phantasmagorien der Zukunft, aufgelockt von den antiken Gestalten, die uns unsere Gymnasien vorzauberten. Weißt du noch, wir Kinder steckten in eine Felshöhlung der Abruzzen unsere kleinen Visitenkarten und schrieben darauf: Was wird aus uns geworden sein, wenn wir diese wiederfinden? Wir haben sie nie wieder gesucht, aber der gemeinsame Zauber wirkte fort. Wir beide sind langsam die Antike der Schule losgeworden, um gegenwärtige Menschen zu werden und, jeder in seiner Art, haben wir durch diese Erfahrung so frische Sinne bekommen, daß wir nun aus Liebe zu den Alten zurückzukehren verpflichtet scheinen, die wir aus Pflicht einst liebten. Wie gefällt dir das Wort Goethes, das ich neulich in seinen gesammelten „Kleineren Aufsätzen" wieder las, die Bruckmann herausgab: „Ihr habt jetzt eigentlich keine Norm, und die müßt ihr euch selbst geben; fragt euch nur bei jedem Gedicht, ob es ein Erlebtes enthalte, und ob dies Erlebte euch gefördert habe! Ihr seid nicht gefördert, wenn ihr eine Geliebte, die ihr durch Entfernung, Untreue, Tod verloren habt, immerfort betrauert. Das ist gar nichts wert, und wenn ihr noch so viel Geschick und Talent dabei aufopfert. Man halte sich ans fortschreitende Leben und prüfe sich bei Gelegenheiten: denn da beweist sichs im Augenblick, ob wir lebendig sind, und bei späterer Betrachtung, ob wir lebendig waren."

O. B.



Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin W 35.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.



Michael / Roman von Herman Bang



er Meister öffnete die Tür zum Balkon und trat hinaus. Seine Augen waren leicht zusammengekniffen, entweder weil sie das Werk, das seine Gedanken endlich verlassen wollten, noch zu sehen sich bemühten, oder vielleicht nur, weil sie vom Tageslicht geblendet wurden. Er setzte sich in den gewohnten Stuhl. Sein mächtiger Bart, dessen Schwarz von weißen Streifen wie von seltsamen Wellen durchrieselt war, reichte fast bis zum Geländer hinab, und er drückte nach beendetem Tagewerk seine Hände gegen das Eisen des Gitters, als stemme er sie gegen einen unerschütterlichen Felsen. Michael saß wie gewöhnlich, das schlanke Kinn gegen die Balustrade gestützt, und starrte ins Weite. Einige Skizzen lagen in seinem Schoß, als wären sie vergessen. Ein Diener erschien in der Tür mit den im Laufe des Tages eingegangenen Briefschaften und Visitkarten, die er dem Meister auf einem Tablett reichte. Der Meister las die Karten und ließ sie auf das Tablett zurückgleiten, als hätte keine von ihnen einen Namen getragen. Nur eine einzige behielt er, die er oben in seine Weste hineinschob. Dann griff er nach den Zeitungen. Die meisten waren unter Kreuzband, mit blau angestrichenen Spalten.

— „Worüber schreiben sie?" fragte Michael und hob den Kopf. — „Über die Ausstellung in Melbourne." — „Was?" fragte Michael und sah Claude Zoret an. — „Was sie gewöhnlich schreiben," sagte der Meister, der die Lippen beim Sprechen nur ganz wenig öffnete, und schob den ganzen Haufen Zeitungspapier beiseite.

Michael richtete sich in seinem niedrigen Stuhl auf und breitete die Zeitungen vor sich auf dem Geländer aus, während er im Eifer jeden Augenblick sein langes und dunkles Haar aus der Stirn strich, als hindere es ihn am Lesen. Der Meister rührte sich nicht. Ruhevoll lag sein Blick auf dem Garten der Tuilerien, wo der

beginnende Abend seine rieselnden Schleier bereits über die Schultern der Statuen herabsenkte und die Schatten der Lorbeerbäume vertiefte, und in seinen Blick trat ein ähnlicher Ausdruck, wie bei seinen Bauernvorfahren, wenn sie am Feierabend vor ihren Äckern saßen.

Claude Zoret wandte den Kopf. — „Du kannst ja gar nicht englisch lesen," sagte er. — „Doch, doch, etwas," sagte Michael, und blieb über die Zeitungen von Melbourne gebeugt sitzen.

Der Meister hob die Skizzen auf, die von Michaels Schoß herabgeglitten waren, und betrachtete sie: Wieder ein paar hingestreckte Frauenleiber. Bei der einen Skizze war der Kopf nicht vollendet oder vergessen. Die andere zeigte nicht viel mehr als eine Hüfte. Nie brachte Michael es weiter. Ihm gelang wohl eine Brust, eine Lende, ein Nacken, ein Hals, aber niemals erfaßte er das Ganze. — „Aber" — und der Meister hielt die Skizzen etwas von sich ab — „die Linien sind gut." — „Ja, sie sind gut."

Der Meister lächelte. Natürlich, er hatte seinen Namen schon darunter gesetzt. Unter jeder hingeworfenen Studie stand stets, mit der ihm eigenen seltsam fließenden, oder vielleicht eher verwickelten Handschrift, denn jeder Buchstabe griff fest in den anderen: Eugêne Michael, und der Strich unter dem Namen war wie gestickt mit seinen drei Punkten. Claude Zoret hob wieder den Kopf und ohne daß er es selbst wußte, saugten seine Augen die Farbe des Himmels ein, die während des zunehmenden Abends blasser und blasser wurde, von einem eigenartigen, weißlichen Blau, ähnlich dem allerersten Schimmer eines Sommermorgens. Auch Michael hatte den Kopf gehoben und betrachtete den Himmel. Wenn er so aufrecht saß wie jetzt, erhob sich sein dunkles Haar fast wie ein Helm über seinem Haupte. — „Wie seltsam der Himmel gefärbt ist," sagte er; und er versuchte wieder zu lesen, während der Lärm der Rue de Rivoli zu ihnen heraufstieg, wie ein brausender Strom von Lauten, in dem man keine einzelnen Töne unterscheiden konnte.

Während einer Weile sprach niemand von ihnen, bis Michael von neuem seine Augen hob und lange zum Himmel hinaufsah: „Weißt du," sagte er, „ist es nicht seltsam? Gerade solche Farben habe ich an Maimorgen daheim über dem Hradschin beobachtet." Der Meister lachte kurz auf: — „Bist du so zeitig aufgestanden?" — „Ja, damals," sagte Michael und las weiter.

Der Meister rollte, ohne es zu wissen, Michaels Skizzen zusammen und hielt sie in seiner geschlossenen Hand, während er den Lesenden betrachtete: Wie stark an Gliedern er in der letzten Zeit geworden war. Sein Körper bekam Muskulatur. Er wuchs sich aus. Diese Linien — und unwillkürlich führte Claude Zoret die Skizzenrolle durch die Luft — waren anders gewesen, da er ihn als „Alkibiades" und als „Sieger" malte. Es waren aber auch schon fünf Jahre vergangen — und die Augen des Meisters bekamen einen Ausdruck, als läsen sie die fortschreitenden Jahreszahlen auf seinen eigenen Bildern — ja, wirklich fünf Jahre, seit er den Sieger gemalt, und über fünf Jahre, seit er die Studien im Hradschin gemacht hatte. Wie deutlich er sich jener Zeit entsann. Die Atmosphäre von Prag, wie

merkwürdig sie der Atmosphäre von Montmartre glich, dieselben Farbentöne, ganz dieselbe Stimmung. — — Und in Prag war dann Michael zu ihm gekommen. Jeden Abend, wenn er vom Hradschin zurückgekehrt war, hatte der Portier des Hotels zu ihm gesagt: „Der junge Mann ist da," und jeden Abend hatte er geantwortet: „Morgen." Bis er schließlich eines Abends, halb in Wut, gesagt hatte: „Wieder, na, meinetwegen, lassen Sie ihn kommen." Und Michael war in sein Zimmer getreten und an der Tür stehen geblieben, die Knie leicht gebeugt, sein regelmäßiges Gesicht ganz weiß, die Stirn von Schweißtropfen bedeckt, Perle an Perle. „Na, was wollen Sie?" — „Ihnen etwas zeigen, Meister." — „Was?" — „Einige Zeichnungen, Meister." — „So. Zeichnet man in Ihrem Alter? Geben Sie her." Und er hatte das Machwerk, die Stricheler, etwas anderes war es nicht, betrachtet. Aber dazwischen waren einige Frauenstudien, die trotzdem ... — „Setzen Sie sich," hatte er gesagt: „Hm, wenn Sie jemals ein Maler werden sollten, werden Sie jedenfalls nichts als Weiber malen lernen." Dabei hatte er Michael angesehen, der sich nicht gesetzt, sich nicht gerührt hatte. Noch immer bleich, das Antlitz von Schweiß, wie von einem Schleier bedeckt, stand er da — und über dieser Statue der Angst mochte wohl etwas gelegen haben, etwas, das sein Auge fesselte, denn er sagte plötzlich, wie man ein Lebewohl sagt, das man freundlich gestalten möchte: „Na, Sie, wenn Sie mir vor Ablauf eines Jahres ein Bild bringen, ein weibliches Modell, das ordentlich gemalt ist — — dann wollen wir mal wieder miteinander reden. — Im übrigen bin ich kein Mr. Bonnat, ich gebe keine Stunden." Und er hatte noch gefragt, während Michael bereits die Tür geöffnet hatte, noch immer bleich, mit weitgeöffneten Augen: „Wie alt sind Sie?" — „Siebzehn Jahre, Meister." — „Und wie heißen Sie?" — „Michael," hatte er geantwortet und sein Haupt geneigt. Nein, er hatte nie einen Menschen gesehen, der so voll und ganz, so bis in die Fingerspitzen hinein, der Ausdruck des *einen* Gefühls war: der Angst. Er hatte ihm seine Hand gereicht: „Adieu," hatte er gesagt und dabei gefühlt, wie eiskalt Michaels Hand war. — „Adieu, Meister," hatte Michael geantwortet und wieder sein Haupt geneigt, bevor die Tür zufiel.

Claude Zoret betrachtete noch immer den verblassenden Himmel. Wo mochten jene Studien vom Hradschin eigentlich sein? Er hatte nie Gebrauch davon gemacht. Als er von Prag heimkehrte, war er plötzlich, er erinnerte sich dessen, ganz ohne Grund, ohne greifbare Ursache, einem jener sinnlosen, geistesleeren Anfälle verfallen, in denen er Monate, Tage und Tage, in seiner eigenen Ohnmacht wie ein Bär im Käfig umherirrte, oder in denen er sich in eine ungeheure Betäubung stürzte, die Wochen zu einer einzigen Nacht machte, aus der ihm nur die Erinnerung an den dumpfen Drang nach Bewußtlosigkeit und Schlaf geblieben war. Ja, gerade damals hatte er solch einen Anfall gehabt, solch verfluchten Anfall. Fast ein halbes Jahr lang hatte er gedauert. Michael war inzwischen mit seinem Bild gekommen, ein nacktes Weib auf einer Wiese hingestreckt. Viele Monate hatte der Anfall gewährt, bis er plötzlich, fast ohne zu denken, ohne zu überlegen, ohne zu wissen, er, in dessen Gehirn Gedanken und Gestalten sonst halbe und ganze Jahre

zu lagern pflegten, ihn quälend, bis er sie wie einen Mühlstein von sich schleuderte — bis er sich ganz plötzlich über das große Gemälde hergemacht hatte: „Die Athener erwarten die Antwort des Orakels," bei dem es ihm endlich einmal geglückt war, die elende Todesangst der Menschen zu malen, und wo er Michael in den Hintergrund gestellt hatte, die Knie leicht gebeugt, gerade so wie er damals in Prag an der Tür gestanden hatte.

Und nach der „Angst" hatte er den „Sieger" gemalt.

Michael hatte sein Antlitz erhoben. „Weißt du, was hier steht?" fragte er. Der Meister antwortete nicht. Durch die bleiche Luft fiel die westliche Röte des Himmels, wie der Widerschein eines Feuers auf die Dächer des Louvre. „Weißt du, was hier steht?" wiederholte Michael. Und als hätte er es auswendig gelernt, sagte er in die Luft hinein: „Hier steht: Und so bleibt der Haupteindruck zurück, daß hoch über Alle hinaus Frankreichs Name sich wie ein Banner erhebt, von Claude Zorets mächtigen Händen getragen."

Der Meister verzog keine Miene, Michael aber stützte seinen Kopf in die Hände, während er in den Abend hinein sagte: „Derjenige zu sein, von dem das geschrieben wird!"

Der Meister lächelte: „Ja, ja, Michael, der Mann muß sich aufs Malen verstehen," sagte er und schleuderte die letzten Worte wie im zornigen Hohn heraus. Plötzlich änderte er seinen Ton: „Du solltest über dieses Gitter hinunterspringen," sagte er und schlug mit seinen Händen auf das Geländer. —

Das Kling-Kling der Fahrräder klang zu ihnen herauf, während sie beide schwiegen.

„Weshalb," fragte Michael und er sprach ganz leise, „weshalb sagst du mir immer dasselbe?" Der Meister antwortete nicht. Michael aber sagte und er sprach noch immer mit leiser Stimme, während eine plötzliche Röte sich über sein gesenktes Antlitz breitete: „Darf ich dir etwas sagen?" — „Was du willst." — „Begreifst du nicht..! willst du denn nicht begreifen, daß ich ... daß wenn ich lese was hier steht, wie deine Bilder, gleich denen der großen Meister, Jahrhunderte überdauern und daß Menschen sie noch betrachten werden, nach einer so langen Zeit, wie wir uns gar nicht ausdenken können ..." Claude Zoret schüttelte den Kopf: „Niemand," sagte er, „weiß, was bestehen wird."

Und indem er seine behaarte Hand erhob und zum Louvre hinüberzeigte, sagte er, und seine Stimme hatte denselben Tonfall wie vorhin: „Geh dort hinüber und sieh zu, wieviele von den Unsterblichen bereits gestorben sind."

Michael hob den Kopf: „Du weißt, daß du leben wirst. Wenn ich dich ansehe, während du malst, seh ich deinem Gesicht an, daß du weißt, du malst nicht für die, die jetzt leben." Der Meister lachte: „Wie seh ich denn aus, wenn ich male?" — „Du lächelst," sagte Michael.

Claude Zoret lachte von neuem mit dem kräftigen Lachen des Bauern, das ihm bisweilen eigen war: „Ja, weil ich weiß, daß meine Mitmenschen doch nichts verstehen."

„Nein," sagte Michael und schüttelte den Kopf, „du lächelst, weil du weißt, daß welche kommen werden, die dich verstehen. Aber," und er senkte die Stimme, „kannst du nicht auch begreifen, daß ich — daß ich mir sage ..." — „Was?" fragte der Meister. — „Daß ich mir sage," und Michael sprach sehr schnell, wie einer, der sich schämt, „es ist dein Leib, den er malt."

Er erhob sich mit einem Ruck, als müsse er seiner Gemütsbewegung Luft machen: „Du bist es, den er verewigt."

Er schwieg einen Augenblick, und während er sich wieder setzte, sagte er: „Du mußt, ja, du mußt begreifen, daß mit meinem Körper" (er suchte nach einem Wort und verfiel auf das wunderlichste) „nicht wie mit anderen verfahren werden darf."

Michael schwieg und auch der Meister sagte nichts. Das schwere Dröhnen der elektrischen Wagen klang wie das Geräusch eines gewaltigen Pfluges, der die Erde spalten wollte, zu ihnen herauf.

Dann sagte der Meister in die Dämmerung hinein: „Du wirst mir eines Tages mehr geben als deinen Leib." „Was?" „Alles," klang die Stimme des Meisters durch die Dunkelheit.

Sie schwiegen wieder, bis Michael flüsternd sagte, während er seinen Kopf bis fast auf das Geländer des Balkons herabbeugte: „Sag mir, wie war sie?" „Wer?" Michael zögerte einen Augenblick, bis er ebenso leise sagte: „Deine Frau."

Die Züge des Meisters veränderten sich nicht. „Du hast sie ja gesehen," sagte er und rührte sich nicht. Michael starrte in die Dämmerung hinein. „Ja," sagte er und bewegte den Kopf ganz wenig, er wagte ihn nicht zu wenden. Und er fühlte von neuem dieselbe Scheu oder beinahe Angst, die er empfunden hatte, und deren Grund er sich nicht erklären konnte, als der Meister ihn auf den Kirchhof von Montreuil geführt und er vor dem Denkmal, vor der Statue gestanden hatte, die einzige, die der Meister jemals geschaffen: Eine Frau, die gebeugt und starren Auges mit einem zerbrochenen Krug in der Hand da saß. Neben ihrem Fuße — wie war er müde — stand ein „Maria" eingeritzt.

„Aber," sagte Michael, und seine Stimme zitterte leicht, während er beständig das Antlitz der weißen Frau vor sich sah: „Wie war sie?"

Claude Zoret saß unbeweglich und seine Stimme klang wie vorhin: „Sie war aus meiner Heimat," sagte er und schwieg wieder. Michael wußte selbst nicht, wie weiß sein Antlitz war und daß seine Hände zitterten. „Aber," fuhr der Meister fort und der Klang seiner Stimme war unverändert: „Hier wird nicht von mir gesprochen."

Claude Zoret erhob sich und ging an seinem Pflegesohn vorbei, der wie in einer Ideenverbindung leise sagte: „Wer ist eigentlich glücklich?" Der Meister antwortete: „Ja, wer? Der, der empfängt, weil er gibt." Michael schaute zum Meister auf: „Du gabst ja alles," sagte er. Der Meister blieb stehen. Der Wind, der vom Tuilerien-Garten herüber gestrichen kam, bewegte seinen wogenden Bart. „Ich gab dem Leben nichts," sagte er.

Michael hörte nicht. Unablässig sah er das Grabdenkmal vor sich, die Frau

und ihr Starren auf das zerbrochene Gefäß und ihre todesmüden Arme. Der Meister aber wiederholte seine Worte, und plötzlich fing Michaels Ohr eines davon auf. Und tief aufatmend — er wußte nicht weshalb, oder welche Bürde er heimlich abwälzte — sagte er und lächelte, so daß seine weißen und starken Zähne sichtbar wurden: „Ja. Das Leben."

Der Meister hatte beim Klang von Michaels Worten jäh den Kopf gewandt, und er blieb wie gebannt stehen, während der Ausdruck seines Gesichtes sich plötzlich veränderte und er den Pflegesohn mit Augen betrachtete, die förmlich größer wurden. Er sah ihn von der rechten Seite: Die Lippen des Profils waren begehrlich geöffnet oder als atmeten sie stark, und die Stirn — der Meister sah es zum ersten Mal — trat nach oben zu seltsam zurück. „Michael," sagte er — und es war nicht zu unterscheiden, ob es der Mensch oder der Maler war, der sich wunderte: „Du hast ja zwei Gesichter."

Ein Hauch von Röte überflog Michaels Züge: „Das weiß ich wohl," sagte er und lachte verlegen. „Nein, bleib sitzen," sagte Claude Zoret, und während er fortfuhr Michael zu betrachten, kam plötzlich jene Schärfe in seinen Blick, die darin zu blitzen pflegte, wenn er angestrengt arbeitend, vor seinen Bildern stand: „Das habe ich noch nie gesehen." Und kurz darauf: „Sonderbar."

Michael hatte seinen Kopf abgewandt und keiner von ihnen sprach. Auf dem Platz wurden jetzt rings umher die elektrischen Lichter angezündet. Es sah aus, als hüpften Irrlichter hervor, wenn sie entzündet wurden. Der Lärm der Straße rauschte wie ein Strom, der gegen ein Ufer schwillt, zu ihnen herauf.

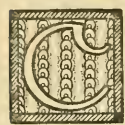
Der Meister stand noch mit demselben Ausdruck in den Zügen gegen das Geländer gestützt. Ein Diener erschien in der Tür: „Es ist bereit," sagte er. — „Danke."

Claude Zoret ging an Michael vorbei, um hineinzugehen: „Wirf die Berühmtheit ins Feuer," sagte er, indem er auf die Zeitungen zeigte, und er bückte sich, um die eine aufzuheben. „Du hast eine Karte verloren," sagte Michael und nahm die Visitkarte von der Erde auf, die der Meister hinter seine Weste geschoben hatte. „Ja," sagte der Diener, der an der Tür wartete: „Madame wollte Bescheid holen." „Ach so," sagte der Meister: „Die ist es. Sagen Sie, daß ich heut Abend zu Hause bin." Der Diener verschwand.

Michael hielt die Karte so, daß das Licht aus der Tür darauf fiel: Fürstin Lucia Zamikoff. „Ja," sagte der Meister: „Ein Frauenzimmer, das gemalt werden will."

Michael lachte, während er den fremden Namen noch einmal spöttisch wiederholte. Die Zeitungen in der Tasche, ging er dem Meister voran die Stufen zum Atelier hinunter, wo er den Zeitungshaufen in den Kamin warf, während er sich selbst auf einen Schemel davor setzte. Die Flammen des brennenden Papiers warfen einen roten Schein auf sein Gesicht. Der Meister zögerte einen Augenblick: „Bleibst du zum Essen?" sagte er: „Adelsskjolds kommen heut zu Mittag." Der Meister ging.

Michael blieb noch auf seinem Schemel sitzen. Über den Kohlen im Kamin lag das verbrannte Papier wie ein grauer Schleier von Asche oder von Staub.



laude Zoret führte Frau Adelsskjold die drei weiß lackierten Stufen zum Speisesaal hinunter. Ihnen folgten Adelsskjold und Herr de Monthieu. Charles Switt, der neben Michael ging, sagte, indem er einen Ring an dessen Finger sah: „Was ist das für ein Ring?" „Ein ägyptischer," antwortete Michael und hob die Hand. „Es ist ein Geschenk des Meisters." „Natürlich," sagte Switt, „er wird Ihnen wohl nächstens ein paar Beinspangen verehren."

Sie nahmen alle Platz, während die Stubenmädchen mit den weißen Hauben die Suppe herumreichten, und es wurde wieder von Schmucksachen gesprochen, antiken Schmucksachen, von einem syrischen Gefäß, das der Herzog von Rochefoucault erworben hatte und von einigen Neuerwerbungen im Louvre, über die alle lachten.

Frau Adelsskjold hob ihre Hände, die schwer von Diamanten waren und sagte „Ich mag keine antiken Ringe. Man weiß nie, an wessen Händen sie gesessen haben. Ich glaube, sie bringen Unglück."

Charles Switt lachte und sagte: „Glauben Sie, daß so ein Ring zweitausend Jahre lang in der Erde gelegen und Unglück eingesogen hat?"

Frau Adelsskjold antwortete: „Ich weiß nicht. Es ist Einbildung. Und außerdem habe ich Furcht vor Leichen."

Adelsskjold, der trotz seines fünfzehnjährigen Aufenthaltes in Paris die Sprache mühsam sprach, wie etwas, das sich schwer handhaben läßt, sagte: „Alice ist ebenso abergläubisch wie die Wirtin im „Grauen Bären"."

Der Meister lachte beim Gedanken an die alte Wirtin des Bären in St. Malo, wo er, der sonst immer allein arbeitete, der Künstler-Kolonien scheute und gewöhnlich nur von Michael begleitet war, sich einen einzigen Sommer mit Adelsskjold eingemietet hatte — bis der Ausdruck seines Gesichtes sich plötzlich veränderte und er sagte: „Sie war ebenso abergläubisch wie meine alte Mutter."

Der junge Herzog beugte sein Haupt, das ein zartes Aroma ausströmte, wie Salben und Essenzen es hervorbringen, und sagte: „In unserer Familie glauben wir alle an Weissagungen." „Ja, ist es nicht unglaublich," sagte Herr Switt, der merkwürdig stoßweiße sprach und mit vielen eigenartigen Handbewegungen, wie die meisten Männer jüdischer Abstammung: „Der Aberglaube macht sich buchstäblich in ganz Paris breit und am stärksten in unseren Kreisen."

Der Herzog wandte seinen Kopf und sagte zu Herrn Switt, während seine Stimme sehr ehrerbietig klang: „Ist das nicht ganz begreiflich? Ich meine, daß die, die überhaupt einen Zusammenhang suchen, dem Unerklärlichen in die Arme fallen."

Der Meister wandte den Kopf und sah den jungen Mann an: „Sie haben recht, Monthieu," sagte er kurz: „Um das Unerklärliche zu erklären, sucht man das Unerklärliche auf."

„Nein, das geht doch zu weit," sagte Herr Swift mit Armbewegungen in gleicher Höhe mit seinem Gesicht. „Es endigt noch damit, daß du Sterndeuter wirst. Man kann in ganz Paris bald nirgends mehr hinkommen, wo nicht in den Sternen gelesen oder aus der Hand geweissagt wird." „Ich habe nicht gesagt, daß man einen Zusammenhang suchen soll," sagte der Meister.

Frau Adelsskjold aber beugte hastig ihre Brust über den Tisch und sagte: „Sie wollen doch wohl nicht Chiromantie als Aberglauben bezeichnen?"

Alle lachten über den Eifer, ja fast Ärger in ihrer Stimme (ausgenommen der Herzog, dessen blaue Augen weniger als eine Sekunde auf Frau Adelsskjolds entblößter Brust ruhten), und Herr Swift sagte: „Als was sollte ich es sonst bezeichnen?"

Frau Adelsskjold sagte wie vorhin: „Mit Ihnen kann man nicht disputieren, denn Sie glauben ja überhaupt an nichts in der Welt. Daß man aber aus der Hand weissagen kann, das ist doch etwas, was bewiesen ist."- Und sie erzählte eine Menge Geschichten von Bekannten, denen aus der Hand geweissagt worden war: „Leute, die sich aufs Wahrsagen verstehen haben Geheimnisse herausgelesen, die sie unmöglich wissen konnten," sagte sie. „Sie haben gelesen, was geschehen war und was geschehen würde — alles, und es ist eingetroffen."

„Haben sie auch die Zukunft vorausgesagt," fragte Herr de Monthieu und hob eine Sekunde seine Augen. „Ja, alles, auch die Zukunft . . . und es ist eingetroffen."

Der Meister lächelte ganz wenig: „Ich würde mir nie aus der Hand weissagen lassen, selbst nicht wenn ich daran glaubte." „Weshalb?" „Ach," sagte der Meister: „In meinem Alter besteht das Geheimnis, was geschehen wird, *nur darin*, daß nichts geschieht."

Herr de Monthieu senkte den Kopf: „Es wird doch *geschaffen*." „O ja," antwortete Claude Zoret, dessen Stimme etwas lauter oder ungeduldiger klang: „Es wird ja nicht wenig *gemalt*."

„Ich," sagte Michael, der oft mit seinen Bemerkungen herausplatzte: „Möchte mir schrecklich gern aus der Hand weissagen lassen." „Um was zu erfahren?" fragte Herr Swift. Michaels Wangen wurden rot: „Um etwas über die Zukunft im allgemeinen zu erfahren."

Herr Swift lachte über den Ton seiner Worte, Adelsskjold aber hob seinen großen Kopf: „Alice hat sich übrigens nie weissagen lassen." „Nicht?" es war der Herzog. „Nein," sagte Frau Adelsskjold: „Ich wage es nicht."

Und mit einem kleinen Lachen, das plötzlich um den Mund die ersten Falten ihrer zweiunddreißig Jahre zeigte, sagte sie: „Ich habe Angst, daß man etwas über meinen Tod herauslesen könnte."

„Sie?" sagte Herr Swift und ließ seine Augen auf ihrer kräftigen Erscheinung ruhen, und auf dem schönen, weißen Busen, der von den Adern wie von einem halb unsichtbaren Spitzenschleier durchwebt war.

„Ja," sagte Frau Adelsskjold und sprach in einer unwillkürlichen Gemüts-

bewegung, vielleicht mehr als sie wollte: „Ist es nicht seltsam, ich kann plötzlich von einer solchen Todesangst ergriffen werden, daß ich nicht weiß, wo ich vor Entsetzen hinflüchten soll. Ich muß manchmal," und sie versuchte zu lachen, „Alexander, den Ärmsten, mitten in der Nacht wecken, und dann zünden wir alle Lichter im Hause an, und er spielt mir etwas vor ... denn ich wage es geradezu nicht in meinem Bett zu bleiben." Alle hatten Frau Adelsskjold angesehen. Eine matte Blässe hatte sich von ihrem Antlitz, über ihre Brust, bis an die Kante ihres rotbraunen Kleides ergossen: „Ja," sagte sie und strich sich mit der Hand über die Stirn, während sie einen anderen Ton anschlug: „Es ist vollständig lächerlich."

Herr Switt, der sie noch immer betrachtete, sagte mit einem kaum merklichen Lächeln: „Das kommt daher, weil Sie so kräftig sind."

Herr de Monthieu, der so weiß war, als hätte Frau Alices Blässe ihn angesteckt, sagte halblaut, indem er in das Licht der Kandelaber sah: „Ich weiß eigentlich nicht, ob es so schwer wäre, am Abend eines Tages zu sterben, an dem man gelebt hätte."

Frau Alice warf ihm einen raschen Blick zu und senkte dann wieder die Augen.

„Oder, Monthieu," sagte der Meister: „An einem Abend, an dem man nur die anderen hat leben sehen."

Adelsskjold saß wie einer, an dessen Ohr alles vorbeigeht. Seine ganze Seele schien gleichsam in seinen Augen zu liegen, die auf Frau Alice ruhten. Dann sagte er: „Wir reisen bald nach der Normandie."

Herr de Monthieu wandte sich hastig zu ihm: „Wirklich?" sagte er. „Ja," sagte Adelsskjold: „Dort soll es ja so gesund für die Nerven sein." Herr Switt aber, der noch bei dem Thema vom Tode verweilte, sagte: „Für mich ist der Tod ganz einfach der letzte Abschnitt des Lebens"; während Michael, der Frau Adelsskjold noch immer betrachtete, sagte: „Ich habe mich nie vor dem Tode gefürchtet, selbst damals nicht, als ich Typhus hatte und alle meinten, daß ich sterben würde." „Weshalb nicht, Michael?" fragte der Herzog, dessen Augen gleichsam aus ihrer Schwermut zu erwachen schienen, wenn Michael das Wort ergriff. Michael warf den Kopf zurück, so daß sein reiches Haar sich wie eine Krone über seinem Haupte erhob: „Weil ich selbst nicht daran glaubte," sagte er.

Herr de Monthieu lachte, Frau Alice aber, die die Unterhaltung auf ein anderes Gebiet hinüberleiten wollte, sagte, während sie ihre Augen zur Decke erhob, wo weiße Fayencelinien sich über ein einziges mächtiges Spiegelglas ergossen: „Was für herrliche Linien."

Der Meister, der sich noch immer, nach zwanzig Jahren des Weltruhmes, geschmeichelt fühlte, wenn jemand das Heim rühmte, das er sich für einige Millionen geschaffen hatte, um nicht hinter „den anderen" zurückzustehen, zeigte auf sein Glas, das das Stubenmädchen gerade mit Champagner füllte: „Das ist schön," sagte er und hob das Glas, in dem der gelbe Wein durch den englischen Schliff funkelte. Er behielt es einen Augenblick in der Hand. Zu Zeiten konnte ihn noch der Drang seiner Vorfahren, ihren Besitz zu zeigen, überkommen. Die Stuben-

mädchen fuhren fort Champagner zu schenken, den Herr Switt mit Selters vermischt trank, und Michael fügte noch die Gläser betreffend, rasch und laut hinzu: „Sie sind aus London, nach einer Zeichnung von Jones.“ Frau Adelsfkjold hielt das Glas in ihrem ausgestreckten Arm, dessen Ellbogen von blutrotem Chiffon verschleiert war, um den Schliff gegen das Licht der Kandelaber zu betrachten, als ihr Blick auf Michael fiel und sie sagte lachend zum Meister: „Michael fangen die Augen an aufzugehen.“ „Wieso?“ fragte Michael, während alle lachten und Herr Switt sagte: „Ja, ja, er wächst heran.“

Der Meister lächelte und sagte: „Für Frauen hat er immer den richtigen Blick gehabt.“ Und zu demselben Gedankengang zurückkehrend, dem er vorhin auf dem Balkon gefolgt war, sagte er: „Haben Sie seine Skizzen mal gesehen?“ „Nein, nein,“ rief Michael und sprang von seinem Stuhl auf. Der Meister aber sagte zum Majordomus gewandt, der breit und wie eine Bildsäule vor dem mächtigen, weißen Buffet stand: „Holen Sie sie.“ „Nein, nein,“ rief Michael wieder. „Holen Sie sie.“ Alle lachten über Michael, der vor Verlegenheit blutrot geworden war.

„Also Michael, jetzt bekommen wir Ihre Werke zu sehen,“ sagte Frau Adelsfkjold, während alle fortfuhren sich zu amüsieren. Adelsfkjold lachte immer so dröhnend, als lache sein ganzer gewaltiger Körper — was gewöhnlich zur Folge hatte, daß Frau Adelsfkjolds Lachen verstummte. „Wir bekommen vielleicht noch mehr zu sehen,“ sagte Switt. Der Majordomus kam zurück, mit Michaels Mappe unterm Arm. „Nein, es hilft Ihnen nichts, es hilft Ihnen nichts,“ sagte Herr de Monthieu: „jetzt w o l l e n wir sie sehen.“ Michael wollte ihm die Skizzen entreißen, aber Monthieu hielt die Mappe fest.

Die Blätter gingen von Hand zu Hand, während aller Augen, indem sie sie betrachteten, einen andern Ausdruck annahmen. Adelsfkjold zog unwillkürlich seinen Frackärmel von der Manchette zurück. Er mußte stets, wenn er beschäftigt war, seinen starken Körper von Kleidungsstücken befreien; er malte gewöhnlich halb angezogen. „Wo in Teufels Namen hat der Junge dies alles gesehen?“ sagte er und sah Michael an. Er führte seine großen Hände im Bogen über eine neue Skizze: „Wo in Teufels Namen hat er das gesehen,“ sagte er zum Meister gewendet, der aufrecht in seinem Stuhl saß, während der mächtige Bart fast den Tisch erreichte. „Wahrscheinlich in Böhmen,“ sagte er, während seine Augen auf Michael ruhten, in dessen schmalem Gesicht die dunkelblauen Augen vor Erregung betaut waren. „Im Traum hat er es jedenfalls nicht gesehen,“ sagte Herr Switt, der eine Skizze im ausgestreckten Arm hielt, während der Herzog den Blick von dem Blatt, das er in der Hand hielt, erhoben hatte und Frau Adelsfkjold betrachtete, die die Blätter etwas hastig auf das Tischtuch gleiten ließ.

„Ich habe mir immer gedacht, Michael,“ sagte Herr Switt und betrachtete Michael mit jenem Blick, der seine Rasse zu den größten Kritikern der Welt gemacht hat: „Daß sie den Frauen gefährlich werden würden.“ „Weshalb?“ fragte Michael und lachte in seiner Verlegenheit. Herr Switt legte das Blatt aus der Hand und sagte in dem Ton von Cynismus, mit dem er den Menschen ins Ge-

sicht schlug: „Weil Frauen stets wissen, wer bereit ist, ihnen sein Ganzes zu geben.“ „Und,“ fuhr er fort: „es gibt immer weniger Männer, die ihr Ganzes geben.“

Der Herzog wandte langsam das Haupt. „Glauben Sie?“ — „Ich weiß es. Und der Grund liegt auf der Hand. Die Männer heutzutage müssen vor allen Dingen an das Geld denken. Der Rest bleibt dann für die Frauen.“

„Das glaube ich nicht,“ sagte Adelsskjold, indem er seine Frau ansah.

„So,“ sagte Herr Switt und seine Augen streiften Adelsskjold flüchtig: „Wahr ist es aber trotzdem. Ja, einige Männer werden natürlich Arbeitspferde, weil sie lieben, und während sie arbeiten, hören sie auf liebenswert zu sein, weil sie arbeiten. Das haben sie dann davon.“

Es wurde während einer Sekunde still am Tische, während Adelsskjold sich unwillkürlich mit der Serviette über die Stirn strich, als wäre sie feucht, bis Frau Alice sagte und dazu lachte: „Sagen Sie mal, Herr Switt, wieviel Paradoxen schleudern Sie eigentlich täglich in einer Stunde heraus?“

Entweder hatte Herr Switt die Frage überhört oder er wollte sich nicht weiter darauf einlassen, denn er wandte sich an Michael und sagte: „Was meinen Sie dazu, Michael?“ — „Ich versteh' mich nicht darauf!“

Herr de Monthieu hatte sich hastig an Frau Adelsskjold gewandt und sprach über ein Buch von Anatole France, während der Meister, der eine von Michaels Skizzen in der Hand hielt, zu Frau Adelsskjold sagte: „Sehen Sie Michael mal an — — — jetzt ... wie er da sitzt. Der Junge hat zwei Gesichter.“

„Ja, eines im rechten Profil und eines im linken,“ antwortete Frau Adelsskjold: „das hab ich immer gewußt. Haben das nicht alle Menschen?“

„Zwei Ausdrücke, ja,“ und der Meister betrachtete seinen Pflegesohn wieder mit demselben Blick wie vorhin auf dem Balkon „aber nicht zwei Gesichter.“ Er rollte etwas Brot zwischen seinen Fingern, so daß es wie Krumen oder wie Sand auf das Tischtuch fiel, während er sagte: „Aber wir sehen das Gesicht eines Menschen nur alle fünf Jahre, und dann sehen wir, daß es ein anderes geworden ist.“

„Ja,“ sagte Frau Adelsskjold, indem sie den Meister plötzlich ansah, „das ist wahr.“ Und kurz darauf wiederholte sie und nickte mit dem Kopf, während sie in die Kerzen sah: „Das ist wahr.“

Der Meister hörte nicht. Er hatte die Serviette fortgeschoben und stützte den Kopf in die Hand, bis er plötzlich zu Herrn Switt hinübersagte:

„Du, Charles, ich habe eine Idee zu einem Bild bekommen, — — heut — — vorhin — —“. Die ganze Tafelrunde verstummte. Es geschah sonst nie, daß Claude Zoret mit anderen als mit Michael über seine Bilder sprach — niemals, selbst nicht mit Charles Switt, dem ersten Kritiker, der sein Genie erkannt hatte.

Claude Zoret nahm, halb unbewußt, die Seemannspfeife, die neben seinem Couvert lag und die er stets bei Tisch zu rauchen pflegte, auch wenn er Gäste hatte: „Weißt Du, ich will Cäsar malen — — ich habe immer Lust gehabt, gerade ihn zu malen. Jetzt aber — und er sah dem Rauch der Pfeife nach, die er angezündet hatte — jetzt weiß ich, wie ... ich will den Augenblick wählen, in dem er ver-

wundet wird — — von einem unwissenden, gemeinen, barbarischen, jungen Soldaten." Er hielt eine Weile inne, bis er hinzufügte: „Am Fußgelenk soll er ihn verwunden." Aller Blicke waren auf Claude Zoret gerichtet. Seine diamantgleichen Augen leuchteten, als sähen sie bereits die Form und Haltung der Gestalten. Michael starrte den Meister mit einem Blick an, als säße er zu seinen Füßen: „Wie soll er aussehen?" sagte er so leise, als wären sie allein.

Der Meister aber brach plötzlich ab und sagte munter zu Frau Adelsskjold: „Diese Idee ist schuld daran, daß ich solch schlechter Wirt bin."

Und seinen Gedankengang plötzlich verlassend, von dem Drang beseelt, anderen Freude zu bereiten — vielleicht auch, weil er selbst dabei ausruhte — fing er an von dem Präsidenten der Republik zu sprechen, den er bei einem Gartenfest im Elysee gesehen hatte und er winkte dem Majordomus, dem er einen Bescheid zuflüsterte. Es wurde jetzt allgemein vom Präsidenten gesprochen, lustig, mit hellen Stimmen, wie Leute zu sprechen pflegen, deren Gedanken ruhen. Die Gattin des Präsidenten habe ein Gesicht, wie ein glühendes Plätteisen, so sei sie geschnürt. „Aber das Beste sind ihre Hüte," sagte Frau Adelsskjold. „Die wehen wie der Schwanz des gallischen Hahnes," sagte Herr de Monthieu. Herr Switt sagte: „Ich habe sie die Prämien für Mütter mit sieben Kindern austeilen sehen. Dazu ist sie wie geschaffen."

Der Majordomus kam mit zwei Körben zurück, in denen er ein paar bestaubte Flaschen trug, aus welchen er selbst den Wein in die inzwischen hingestellten Pokale schenkte, eine Gabe des Prinzen von Wales. „Das ist Burgunder," sagte Adelsskjold und hob den Pokal, während seine kleinen hellblauen Augen vor Freude über die Farbe des Weines größer wurden. „Ja, der ist alt," sagte der Meister: „und echt. Diese Traube war ein Meistererzeugnis der Erde." Glas und Teller hatte er fortgeschoben und saß an seinem Tischende, die Ellenbogen auf den Tisch gestützt, breit wie einer seiner Bauernväter beim Gastmahl am Namenstag: „Prost," sagte er und hob seinen Pokal. Sie tranken. Frau Adelsskjold hatte den Kopf leicht zurückgebogen, während sie den duftenden Wein auf ihrer Zunge behielt, bis Charles Switt aufsprang und sagte: „Ein Hoch für Cäsar, der von dem Germanen verwundet wird."

Alle standen auf und wandten sich dem Meister zu, Adelsskjold schlug mit seinem Messer gegen den Teller und Monthieu rief mit gesenktem Haupt: „Cäsar vivat!" „Cäsar vivat," riefen auch die anderen, während Michael sich den vollen Strom des Weines die Kehle hinabgoß. „Cäsar vivat," rief er und schwang sein Glas: „Vivat Cäsar". — „Du trinkst dir einen Rausch an, Michael," rief der Meister. Und alle lachten, während alle durcheinandersprachen.

Frau Adelsskjold fragte Herrn de Monthieu — durch eine Ideenverbindung — nach einer Luxusausgabe von Paul Bourgets Büchern über Italien, und Adelsskjold sprach von einer Ausstellung, die bei Georges Petit eröffnet werden sollte. „Wird sie nicht von Herrn Leblanc arrangiert?" fragte Switt. „Ja, ich glaube wohl," sagte Adelsskjold. „Ich kenne keinen größeren Lumpen als Leblanc," sagte Switt:

„es sollte denn Mr. George Pinero sein." Der Meister sagte, die Hand gegen den Tischrand gestemmt: „Sind die beiden gemeiner als all die anderen, die den Erdboden flachtreten?" „Leblanc," fuhr er fort, „ist nur das Abbild der Menge und wir bedienen uns seiner, weil er uns gut bedient." „Ja," sagte Adelsskjold, der den Meister vielleicht nicht recht verstanden hatte, „ich habe mich bei meinem Arrangement mit Leblanc immer gut gestanden."

Herr de Monthieu sprach über ‚Le Disciple'. Frau Adelsskjold aber sagte: „Von all seinen Büchern schätze ich ‚Le Mensonge' am höchsten." Herr de Monthieu hob den Blick: „Le Mensonge"? Es kam etwas zu hastig oder vielleicht überrascht, denn Frau Adelsskjold sagte, während eine fast unsichtbare Röte ihre Wangen überflog: „Von allen neuen Büchern." „Ich," sagte der Herzog, „lese am häufigsten ‚Peints par eux-mêmes'." Und leiser fügte er hinzu: „Weil ich den Einsatz des ‚Helden' so gut verstehe". Frau Adelsskjold sagte nichts, aber am Meister vorbei warf sie einen raschen Blick auf Herrn de Monthieus Gesicht, während Claude Zoret sagte: „Ich lese nie mehr." — „Wir lesen die Bibel," rief Michael. „Ja," sagte der Meister, „die Gestalten der Bibel sieht man vor sich." „Aber," fuhr er fort und wandte sich an den Herzog: „ich habe gelesen. Ich habe gelesen und gelesen, wenn ich nicht malen konnte, um etwas zu sehen, verstehen Sie, um Bilder mit meinen zwei Augen zu sehen. Aber die Leute heutzutage zeigen uns ja nichts — sie schaffen weder Menschen noch Leben." — „Wir Böhminnen," sagte Frau Adelsskjold und lachte — sie war eine geborene Rohan von der österreichischen Linie —: „sind von jeher dem Lesen verfallen gewesen." Claude Zoret tat einen Zug aus seiner Pfeife: „Lesen verdünnt das Blut," sagte er. „Ja," sagte der Herzog und saß einen Augenblick mit weit geöffneten Augen.

„Wovon sprecht Ihr?" sagte Claude Zoret zu Herrn Switt hinüber. Sie sprachen wieder von Ausstellungen. Herr Switt antwortete: „Von Melbourne." „Ja", sagte der Meister, „nun soll man also auch in Australien verkauft werden." Michael sagte zu Herrn Adelsskjold: „Die Kritiken sind da, wir haben sie heut bekommen." „Aus Melbourne? Wirklich?" Adelsskjolds Worte stolperten fast übereinander —: „ich habe keine bekommen." Und die Stirn feucht von Schweiß, fiebernd, sagte er, er, der tagsüber stundenlang die Zeitungsausschnitte zweier Weltteile studierte (von der Angst gepeinigt, daß das darin stehen könnte, was sein ganzes Denken ausfüllte, daß er sich wiederhole, daß er zurückgehe): „Was stand darin?"

Und Michael, der rot wurde, weil er sie kaum gelesen hatte, sagte: „Es stand unter anderem darin: Es gibt keinen größeren Virtuosen in der Schilderung einer französischen Landschaft als diesen Mann aus dem Norden, den Maler Adelsskjold." Adelsskjold zerdrückte seine Serviette in der Hand:

„Virtuos, Virtuos," sagte er, den nichts empfindlicher traf als dieses eine Wort, das die Kritiker immer häufiger zu wiederholen begannen, und das ihm wie das erste Alarmsignal des Rückschrittes klang: „Technik wird nächstens noch als ein Verbrechen gestempelt."

„Wo sind sie?" fragte er Michael und zu Switt gewandt fuhr er fort: „Wenn

man diese Leute liest, sollte man glauben, Talent bestände darin, nichts zu können."

„Wo sie sind?" sagte der Meister über den Tisch hinüber: „sie sind verbrannt. Ich will nicht all diese Papiere im Hause haben. Ich lese sie doch nie. Michael füttert mich schon genug mit solchem Zeug."

Adelsskjold sagte: „Man muß doch wissen" ... Der Meister stopfte mit dem Daumen langsam den Tabak fester: „Was muß man wissen? Der Alten ist man sicher und die kennt man. Deren Leier geht wie geschmiert."

Plötzlich lachte er und mit jenem Hohn, der seine Nächsten wie ein Peitschenschlag treffen konnte, sagte er: „Ich weiß sehr wohl, daß Switt mich für ein Genie hält." Und etwas leiser fügte er hinzu: „Von dieser Ansicht lebt er sogar teilweise."

Switt war weiß geworden unter seinem Bart und bog die Menükarte, daß sie durchbrach: „Ja, ich schrieb über dich in den Son's-Tagen," sagte er.

Einen Augenblick stieg eine heftige Röte in des Meisters Antlitz auf, Adelsskjold aber sagte, ohne an Herrn Switts Alter zu denken: „Man liest wohl auch mehr die Jüngeren."

„Von den Jüngeren," antwortete der Meister und seine Stimme klang wie gewöhnlich: „kann man auch nichts lernen. Die sagen ebensowenig die Wahrheit. Und das können wir auch gar nicht verlangen, die wollen ja auch Platz haben für sich und die ihren." Er lachte plötzlich wieder, breit und herzlich: „Die Jungen müssen unser Blut sehen, damit das Publikum sie sehen kann." „Na," sagte er mit veränderter Stimme, während Michael ihn mit großen Augen ansah: „Wenn man nicht mehr malen kann, hat man wohl aufgehört zu malen."

Herr Switt stieß sein Glas gegen Michaels, während auch seine Augen auf Claude Zoret geheftet waren. Frau Adelsskjold sagte zum Meister: „Ist es wahr, was Frau Simpson sagte, daß Sie in diesem Jahr endlich einmal ausstellen wollen?" „Wo?" fragte der Meister. „Hier, in Ihrem Atelier." „Nein," sagte Claude Zoret, der nie wieder in Paris ausgestellt hatte, seit die Pariser ihm in seiner Jugend die Schmach mit den Son's angetan hatten, und er legte die Pfeife auf den Tisch: „das werden Sie nicht erleben." Nach einem Augenblick fügte er hinzu: „Es ist schlimm genug, daß man gezwungen ist zu verkaufen."

„Na, wissen Sie," rief Adelsskjold, „da bin ich aber anderer Meinung." Und während er seinen großen Körper aufrichtete und sein Gesicht fast jung wurde, sagte er: „Ich finde so ein Check — und er schlug die flachen Hände gegeneinander, daß es knallte, — ist wie ein gewisses Siegel, daß man da ist und etwas taugt."

„Ja," sagte Michael, als sähe er einer Seifenblase nach: „Geld."

Switt sah ihn überrascht an: „Machen Sie sich etwas aus Geld?" sagte er und betrachtete sein Gesicht prüfend. „Ja," antwortete Michael etwas hastig: „denn ich hab' ja nie 'was gehabt."

Der Meister sagte an seinem Tischende: „Hm, ich kann Sie versichern, daß wenn diese Amerikaner" — und es war, als koche ein plötzlicher Aufruhr in seiner Brust — „herkommen um zu kaufen, dann möchte ich ihnen am liebsten ins Gesicht

schlagen und ihnen mit ihren eigenen Dollars den Rücken peitschen. Ja, nicht wahr," sagte er und schlug mit der flachen Hand auf den Tisch: „Es ist herrlich im Museum von St. Louis zu hängen und von einigen Viehhirten aus Illinois beglotzt zu werden."

Adelsskjold sagte mit einer großen Armbewegung: „Aber sie sind es doch, die uns leben lassen — so leben, wie wir es tun. Sie sind die Käufer. Dort drüben ist der Markt." „Ja," sagte der Meister: „und wir sind die Gaukler, die sich die bemalte Leinwand aus dem Mund ziehen." Swift lachte: „Das ist recht," sagte er und notierte in Gedanken den Lauf der Unterhaltung für die Tagebücher, die er über den Meister führte und die das Hauptwerk seines Lebens werden sollten: „Jetzt fallen dir die Siegel von den Lippen."

Der Meister hörte ihn nicht: „Nein, das waren andere Zeiten," sagte er, „als man einem guten Freund, der etwas davon verstand, ein Bild für zweihundert Franks verkaufen konnte." Er schwieg, während Herr de Monthieu sehr leise sagte: „Das kann ich Ihnen nachfühlen." Frau Adelsskjold beugte den Kopf: „Ich auch," flüsterte sie.

Der Meister sagte plötzlich, einem andern Gedankengang folgend, zu Michael gewandt: „Was stand über Ulpiano Checa?" „Wo?" „In den Zeitungen." „Ich weiß nicht," antwortete Michael: „ich habe nichts davon gesehen." Swifts Augen ruhten auf dem Meister. „Sonst siehst Du doch immer alles," sagte Claude Zoret und blies den Rauch seiner Pfeife in den Duft der Veilchen, der fast wie eine Wolke über dem Tisch lag. Herr de Monthieu sagte: „Ja, seine ‚Wettfahrt' vergißt man so leicht nicht." „Er beherrscht aber nie seine Farbe," sagte der Meister, den Swift noch immer betrachtete. „Noch nicht," sagte der Kritiker kurz und beugte sich vor, um die afrikanische Traube in seinen Wein zu tauchen.

Der Majordomus schenkte Madeira ein, der wie eine gelbe Flamme in den Gläsern leuchtete. Adelsskjold sagte: „Diese Spanier nehmen immer eine Manier an," während Frau Adelsskjold den Meister fragte: „Ist es wahr, daß Sie die Prinzessin Lucia Zamikoff malen wollen?"

Man hörte die Antwort des Meisters nicht, weil Adelsskjold fortfuhr mit lauter Stimme und mit roten Flecken auf den Wangen, von Benlliure y Gill und den Spaniern zu sprechen, während Herr Swift den Namen Zamikoff aufgriff und sagte: „Ja, wie ist die eigentlich? Ich habe in Petersburg so viel Geschichten über sie gehört." Frau Adelsskjold antwortete: „Ich kenne sie nur flüchtig."

Michael, der eine Handvoll Veilchen vom Tisch aufgenommen hatte, um sein Gesicht darin zu kühlen, schnarrte das Wort „Zamikoff" zu Monthieu hinüber, während Herr Swift kopfschüttelnd sagte: „Aber sie soll doch immens reich sein." „Vielleicht," sagte Frau Adelsskjold, eben das Äußerste ihrer Lippen bewegend.

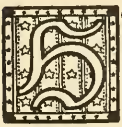
Herr Swift begann, bequem zurückgelehnt, von Petersburg zu sprechen, von der Eremitage und von slavischen Frauen. „Allein ihre Stellung in einem Wagen, die Bewegung ihres Armes, die Haltung ihres Nackens . . ." Alle schwiegen, während Herr Swift weiter sprach, mit Augen, als sähe er die Frauen vor sich

und indem er seine Hand durch die Luft führte, als wolle er ihre Linien nachzeichnen: „Und wie sie gehen,“ sagte er, „wie Perserinnen.“ Er sprach von der Fürstin Ruschewkin: „Haben Sie sie gesehen?“ fragte er Herrn de Monthieu, der gar nichts antwortete, sondern nur, unter seinen halbgesenkten Augenlidern hervor, die Rubinstickerei auf Frau Adelsskjolds Brust anstarrte. Charles Switt fuhr fort, von Prinzessin Demidoff zu sprechen, von den Schönheiten des Hofes, als leuchteten ihre Glieder vor seinen Augen — während Michael, vergnügt vor sich hinlächelnd, die Veilchen gegen seine Wangen drückte, und Adelsskjold, seine große Hand auf eine der hohen Karyatiden der Silberjardinière stützend, seine Frau unausgesetzt mit Augen betrachtete, die nichts weiter sahen als ihr schönes Gesicht, das sie plötzlich unter Herrn de Monthieus Blick gesenkt hatte.

Der Meister saß unbeweglich auf seinem Stuhl und blies große Ringe aus seiner Pfeife in die Luft, die sich in bläuliche Schlangen auflösten und davonzogen. Der Majordomus hatte die große Tür geöffnet und Claude Zoret erhob sich, während Herr Switt schwieg, und der Meister sagte: „Wollen wir die Tafel aufheben?“ Und, eine alte Gastmahlsformel aus seiner Heimat benutzend, fügte er hinzu: „Und danken, daß wir leben.“

Er leerte sein Glas. Und indem er Frau Adelsskjold den Arm bot, sagte er zu Herrn Switt hinüberblickend: „Der wird doch nie älter.“ Er fing an zu lachen: „M e i n e n Frieden wird Frau Lucia jedenfalls nicht stören.“

Adelsskjold aber blieb plötzlich auf der mittleren Stufe der Treppe stehen und sagte zu Herrn de Monthieu, indem er ihm gerade ins Gesicht sah: „Gott steh' mir bei, wie ist meine Frau schön.“

err de Monthieu stand neben Michael auf dem Absatz der Treppe, die zum Atelier hinaufführte, und ließ seine Blicke über das Wohnzimmer schweifen. Frau Adelsskjolds Schleppe hatte fast dieselbe Farbe wie der Teppich. Jetzt nahm sie neben dem Meister Platz. Und Herr de Monthieus Blicke wanderten zu Herrn Switt hinüber, der, gegen das Postament der „Dame mit der Maske“ gelehnt, die ihren Körper unter zwei Palmen erhob, sich so laut mit Herrn Adelsskjold unterhielt, daß man hier oben fast jedes Wort verstand. Herr de Monthieu sagte: „Weshalb will der Meister eigentlich Prinzessin Zamikoff malen?“

Michael, der mit der Hacke gegen das goldene Geländer der Treppe schlug, sagte: „Wer hat gesagt, daß er sie malen will? Sie kommt nur heut abend hierher.“ Und indem er fortfuhr mit seinen Beinen gegen das Geländer zu schlagen, sagte er: „Wir haben sie ja noch nie gesehen.“

Herr de Monthieu lächelte: „Sie sind ihr sicherlich schon hundertmal begegnet, Michael,“ und er fügte hinzu, während das Lächeln von seinen Lippen verschwand, die etwas zu voll waren, wie bei allen Monthieus: „Aber wir sehen ja alle nur das Eine — —.“ Michael schien ihn gar nicht verstanden zu haben. Er sagte, während er noch immer wie ein lang aufgeschossener Junge auf dem Geländer

saß und mit den Beinen baumelte: „Wie ist Frau Adelsskjold schön!" „Ja," sagte Herr de Monthieu und wußte selbst nicht, daß er es gesagt hatte.

„Michael," rief der Meister zum Treppenabsatz hinauf, „weißt du, wo meine Studien vom Hradschin sind?" „Ja," antwortete Michael und sprang vom Geländer herab. Er war feuerrot geworden, wie ein Dieb, der auf frischer Tat ertappt wird: er hatte sie eines Tages zwischen anderen Studien gefunden und sie versteckt. „Wo sind sie denn?" fragte der Meister. „Ich hole sie schon," antwortete Michael und lief die Treppe hinauf ins Atelier, wo er aus einem Schrank in einer Ecke, eine Mappe aus einer halbverborgenen Schublade hervorholte. „Es wird noch so weit kommen, daß er auch seine Mallappen wie ein Heiligtum aufbewahrt," sagte Herr Switt halblaut zu Adelsskjold. Michael brachte die Mappe und der Meister löste die Bänder. Sie traten alle an den Tisch, wo Claude Zoret die Studien ausbreitete, eine nach der anderen wiedererkennend:

„Ja, ja, da ist das," sagte er und erinnerte sich plötzlich wieder seines eigenen Werkes, das er fast vergessen hatte. „Aber eine war da" — und er suchte zwischen den Skizzen — „die von den Sarkophagen." „Hier ist sie," sagte Michael und griff mit sicherer Hand die richtige. „Aber es ist noch eine andere vom Chor da," fügte er hinzu und suchte danach. Der Meister betrachtete die Studie prüfend und als sei sie von jemand anders gemalt, sagte er: „Nicht übel — nicht übel;" und er schob sie Frau Adelsskjold zu, die jede Skizze lange in der Hand behielt, bevor sie sie langsam an Herrn de Monthieu weiterreichte.

„Ja," sagte sie, „das sind die Sarkophage." Und mit einer Stimme, die so klang, als wanderten ihre Gedanken in lang entschwundene Fernen, sagte sie: „Wie schön war es dort."

„Hier ist die andere," sagte Michael und zog ein neues Blatt hervor. Der Meister sah plötzlich auf und sagte: „Wo hast du die Mappe seit Jahr und Tag verborgen gehabt?" „Ich," sagte Michael, und mit einer hastigen Bewegung verbarg er sein Gesicht hinter einer Skizze, bevor er fortfuhr: „ich habe sie gar nicht gehabt. Ich fand sie neulich ganz zufällig," sagte er, und belog damit den Meister gewiß zum erstenmal. „So, so," sagte der Meister und sah Michael prüfend an.

Switt, der die Skizzen mit einem ganz eigenen Blick betrachtete, wie Gerard Dows Arzt die Flüssigkeit in dem erhobenen Glas betrachtet, sagte, während er die „Sarkophage" in seiner Hand hielt: „Diese Schweden haben trotz allem der Menschheit einen Dienst geleistet." Und als Adelsskjold lachte, sagte er: „Ja, die Verstümmelungen Ihrer lieben Landsleute haben sie sehr viel schöner gemacht."

Und er begann, während er noch immer die Studien betrachtete, die plötzlich und unwillkürlich, eigene und weitreichende Gedanken in ihm anregten, von historischen Verstümmelungen zu sprechen, durch die die Barbarei unbewußt neue Schönheit geschaffen habe.

Michael hatte eine andere Skizze ergriffen: „Das ist die ‚Mauer'", sagte er und behielt die Studie einen Augenblick in der Hand, bevor er sie Frau Adelsskjold reichte. Es war das Bild von der „Mauer", über das er am häufigsten gebeugt

gesessen hatte, wenn er in einsamen Stunden von Heimweh überfallen worden war. „Erinnern Sie sich noch der ‚Mauer'"? fragte er. Frau Adelsskjold nahm die Studie mit ihrer langen und schmalen Hand, die, wenn sie sie hob, seltsam müde erschien, wie von ihrer eigenen Diamantenbürde beschwert: „Ja," sagte sie, und ihre Stimme klang plötzlich ganz ähnlich wie Michaels, „das ist die Mauer vom Hradschin.'"

Adelsskjold hatte sich genähert — unwillkürlich — und er berührte ihre Schulter mit seiner warmen Hand, sehr weich, aber etwas hastig. Frau Adelsskjold aber zog, ohne es zu wissen, ihre Schulter um eine Haaresbreite zurück, während sie die Studie an Herrn de Monthieu weiterreichte.

„Ist es nicht schön dort?" sagte sie. „Herrlich," sagte der Herzog, und er nahm die Skizze, während seine und Frau Adelsskjolds Hand eine Sekunde lang dasselbe Bild umfaßten.

Frau Adelsskjold saß mit zurückgebeugtem Haupte. Dann sagte sie zum Meister gewandt mit derselben verträumten Stimme wie vorhin: „Haben Sie jemals das Schloß der Rohans in Böhmen gesehen?"

„Nein," antwortete Claude Zoret, der die Skizzen nicht mehr betrachtete, als hätte ihn der Anblick des vor Jahren Geschaffenen bereits ermüdet, „ich hatte nie Gelegenheit dazu."

Frau Adelsskjold verharrte noch in derselben Stellung. „Ich glaube," sagte sie, „es ist der schönste Punkt in Böhmen." Und kurz darauf fügte sie in verändertem Ton hinzu: „Ein Flügel des Schlosses ist von den alten, böhmischen Königen erbaut worden."

„Ich habe viel von dem Rittersaal gehört," sagte Herr de Monthieu. „Wirklich?" sagte Frau Adelsskjold und sah ihn an, erfreut, als wenn man einem Menschen begegnet, der etwas kennt, das man lieb hat.

Der Meister aber sagte mit einer Stimme, als bargen seine Worte einen heimlichen und unwillkürlichen Groll: „Ja, solche alten Steine, die zusammengeschleppt worden sind, tragen das ihrige dazu bei, eine Landschaft zu verschönern."

Frau Adelsskjold hatte es wohl nicht gehört. Sie sah zu ihrem Mann auf und sagte sehr sanft: „Alexander, willst du nicht einen Sommer an der Moldau malen?" „Ja," sagte Adelsskjold, dessen Antlitz beim Klang ihrer Stimme plötzlich aufleuchtete, „du weißt, daß es schon lange mein Wunsch gewesen ist." In Wahrheit hatte er sich noch nie dazu entschließen können, vielleicht aus einem Gefühl der Eifersucht oder der Furcht vor der Heimat seiner Frau.

Der Herzog hatte sich abgewandt und hörte Herrn Switt zu, der von der Kirche in Agram sprach. Keiner beschäftigte sich mehr mit den Skizzen, außer Michael, der sie beim Schein einer Stehlampe betrachtete, wobei sein Mund, dessen Form beständig wechselte, von einem Lächeln gekräuselt wurde, als verweile er bei glücklichen Erinnerungen. Der Meister hatte sich erhoben und sein Blick ruhte auf Michael: „Leg die Skizzen beiseite," sagte er, und durch seine Stimme klang es von neuem wie ein verhaltener Groll. „Ja," sagte Michael, dessen Antlitz sich

plötzlich veränderte, als wären die Züge von einer unsichtbaren Schnur zurecht gezogen worden.

Adelsskjold, den es immer rasch ermüdete, anderer Arbeiten zu betrachten, von Ungeduld für seine eigenen ergriffen, sagte, mit ganz veränderter Gemütsstimmung: „Haben Sie alles verbrannt?" „Was?" fragte Michael. „Die Zeitungen? Aus Melbourne?" „Ja," sagte Michael und lachte (er hatte die Angewohnheit, Adelsskjold häufig ins Gesicht zu lachen, vielleicht weil er des Meisters geheime Meinung über „Adelsskjolds Farben" kannte), „ja, die sind verbrannt." „Und was stand eigentlich darin?" fragte Adelsskjold.

Und auf Michaels Antwort begann er wieder von der Technik zu sprechen. „Weshalb nennen sie uns nicht ebensogut Handwerker?" sagte er. „Rund heraus Handwerker — weshalb nicht? Denn das ist doch im Grunde ihre Meinung von all denen, die was können." Frau Adelsskjold, die die Worte ihres Mannes hörte und ihn vielleicht unterbrechen wollte, sagte zu Herrn de Monthieu und mit erhobener Stimme: „Wir haben wirklich die Absicht, diesen Sommer in der Normandie zu verbringen."

Herr de Monthieu beugte den Kopf und sagte halblaut: „Ich kann es kaum glauben." „Weshalb nicht?" fragte Frau Adelsskjold, ohne zu begreifen. Herr de Monthieu sagte verwirrt: „Ich weiß es nicht."

Und mit Anstrengung fügte er einen Augenblick nachher im konversierenden Ton hinzu: „Wir haben ein Gut dort." „So?" sagte Frau Adelsskjold „Ja, richtig, das weiß ich ja."

Und als wolle sie die Gleichgültigkeit wieder gut machen, mit der sie, wie sie selbst fühlte, gesprochen hatte, sagte sie: „Was ist Ihnen eigentlich geweissagt worden, Herzog?" Herr de Monthieu blickte geradeaus und sagte, während seine Lippen sich kräuselten: „Etwas sehr Glückliches." — „Ah ..." — „Und," fuhr der junge Herzog fort, „etwas, das nie eintreffen wird." Frau Adelsskjold betrachtete, wie bereits einmal bei Tisch, das gesenkte Antlitz des Herzogs — vielleicht wurde sie durch den Klang seiner Stimme unwillkürlich dazu veranlaßt — und sagte:

„Weshalb sagen Sie, daß es nie eintreffen wird, Sie, der Sie an Wahrsagungen glauben?" Des Herzogs Lippen zitterten, so wenig, daß man es kaum sah: „Weil es Dinge gibt, von denen man w e i ß, daß sie nie eintreffen können."

Und als ob sie gern über einen Kummer hinweghelfen wollte, der ihr unbekannt war, saate Frau Alice, dem Gespräch eine andere Wendung gebend: „Wo liegt eigentlich Ihr normannisches Gut?" Herr de Monthieu, der sich gesetzt hatte, nannte den Ort. Er hatte nach dem Tode seines Vaters seine Kindheit fast ausschließlich dort verlebt, zusammen mit seiner Mutter und Schwester. Im Park des Schlosses fanden sich Eichen, fast die einzigen, die es in Frankreich gab. Von ihnen ging die Sage, daß sie ausgehen würden, wenn der letzte Monthieu starb. Es war seltsam, der Blitz hatte nicht weniger als fünf Eichen in dem Sommer gespalten, als seine einzige Schwester, die Marquise von Beaupaire, starb. „Ist es nicht fünf Jahre her, seit Ihre Schwester starb?" sagte Frau

Adelsskjold. — „Ja fünf Jahre." — „Und sie war doch noch so jung..." Frau Adelsskjold hatte ihre Schultern hochgezogen, als ob der Zug einer offenstehenden Tür sie gestreift hätte. „Ja, so jung," sagte der Herzog, und, den schlanken Körper ehrerbietig vorgebeugt, fuhr er fort von dem heimatlichen Schloß zu erzählen. Kein Baum sei ihm so teuer wie die Eiche. Sie sei so stark. Und mit einem Lächeln, so wehmütig, wie man es nur bei Menschen aus alten Geschlechtern findet, die alles gesehen haben und alles zu tragen scheinen, was ihre achtzehn Ahnen zusammen gesehen und getragen haben, sagte er plötzlich, aus einer Gedankenverbindung heraus, die Frau Adelsskjold verstand: „Als Kind hat man so mancherlei Träume." — „Ja."

Frau Adelsskjold hatte ihr Haupt zurückgelehnt, sodaß ihr Antlitz im Schatten der beiden Palmen lag, die hinter ihrem Stuhl standen, und bei dem einen Wort hatte ihre Stimme ganz leise gebebt. „Aber der Stolz meiner Mutter," fuhr der Herzog fort, „ist eine Allee von Akazien, die an ihrem Hochzeitstage gepflanzt wurde." Frau Adelsskjold saß eine Weile unbeweglich. Dann sagte sie, noch immer mit zurückgebeugtem Haupt: „Nirgends gibt es so herrliche Akazien wie in Böhmen."

Der Meister und Switt, die einander während dreißig Jahren nicht hatten entbehren können, und die sich doch selten etwas zu sagen hatten, hatten fünf Worte miteinander gewechselt und waren vor einer Konsole mit Sevres-Porzellan stehen geblieben; während Adelsskjold, der, in Gesellschaften, wo es sich nicht um eventuelle Aufträge handeln konnte, leicht schläfrig wurde, in einem Stuhl zusammengesunken war.

Herr de Monthieu erzählte von einer Klosterschule für Waisen, die seine Mutter daheim gestiftet hatte, und er sagte nach einem Augenblick des Schweigens: „Wie alle diese Erinnerungen einen Menschen doch binden." Frau Adelsskjold beugte ihr Haupt wie zu einem stummen Ja, und plötzlich sagte sie, ohne ihre Stellung zu verändern: „Es ist seltsam. Sich in einer anderen Gesellschaftsklasse einleben, bedeutet fast einen zweimaligen Vaterlandswechsel." Es war, als hätte sie ihre eigenen Worte am liebsten zurückgenommen, als sie sie bereits ausgesprochen hatte, während Herr de Monthieus Antlitz von einer plötzlichen Röte übergossen wurde und er mit einem Ruck das Haupt hob. „Ja," klang es unvermittelt hinter ihnen. Es war Michael, und sie fuhren beide zusammen. Sie hatten nicht gewußt, daß jemand ihnen so nah stand. Michael aber sagte verwirrt, vielleicht um einen Ausweg zu finden:

„Können Sie nicht auch aus der Hand lesen, Frau Adelsskjold?" — „Nur ganz wenig," sagte Frau Adelsskjold, die bereits ihrem Gesicht durch ein Lächeln einen anderen Ausdruck gegeben hatte. „Dann lesen Sie bitte aus meiner," sagte Michael und streckte ihr seine Hand hin. Frau Adelsskjold nahm sie und betrachtete die Handfläche einen Augenblick beim Schein der Lampe. Dann ließ sie die Hand so hastig los, daß der ganze Arm gegen Michaels Körper zurückfiel: „Wie ist Ihre Hand brutal, Michael," sagte sie.

Und indem ihr selbst das Unbehagen bewußt wurde, das durch ihre Worte

geklungen hatte, fügte sie hinzu und lachte: „Ich kann ja gar nicht aus der Hand weissagen, Michael.“ Michael hatte seine Lippen geöffnet, aber er schloß sie wieder: es war, als hätte sich alles Blut seines Körpers in seinen tiefroten Lippen angesammelt. „Was hat sie gelesen?“ fragte plötzlich der Meister. Aber Michael antwortete nicht. Er entfernte sich.

Frau Adelsskjold sagte, vielleicht um dem unbestimmten Mißbehagen zu entgehen, unter dessen Einwirkung sie noch immer stand: „Aber was ist nun eigentlich Ihnen geweissagt worden, Herr de Monthieu?“ Der junge Herzog hob seine Augen, fast unmerklich: „Daß der letzte Monthieu,“ sagte er, und sah sie an, „ein großes Glück teuer bezahlen wird.“ Frau Adelsskjold lachte eine Sekunde, bevor sie den Fächer zusammenschlug: „Das ist keine hübsche Prophezeiung,“ sagte sie und sprach auf einmal so kühl, als empfinge sie eine steinreiche Amerikanerin in ihrem Salon.

Sie saßen eine Weile schweigend nebeneinander, bis der Herzog sagte, — vielleicht hatte er Frau Adelsskjolds veränderten Tonfall nicht beachtet, oder er hatte furchtsam zu erraten versucht, was er enthalten mochte —: „Wenn Sie nach der Normandie kommen, wird es meiner Mutter ein Vergnügen sein, Sie und Herrn Adelsskjold bei sich zu sehen.“ Frau Adelsskjold sagte und schien zerstreut: „Wir werden wahrscheinlich gar nicht nach der Normandie kommen. Wir kommen nie dahin, wohin wir eigentlich wollen.“ Und in einem abermals veränderten Tonfall, der fast gereizt klang, fügte sie hinzu: „Wo mein Mann ein Motiv findet, dorthin werden wir verschlagen. Unser Leben ist eine Eisenbahnfahrt, bei der Alexanders Motive die Haltestellen bilden.“

Herr Switt ging durch das Zimmer und kam auf die beiden zu. „Ich habe Sie schon seit geraumer Zeit betrachtet,“ sagte er, und seine Augen funkelten wie die eines Nagetieres, während er Herrn de Monthieu ins Gesicht sah: „Sie sind wirklich ein schönes Werk von sechs Jahrhunderten.“ Herr de Monthieu, der bisweilen bei Herrn Switts gesellschaftlichen Freimütigkeiten ganz verwirrt wurde, sagte, nachdem er einen Moment in die schwellende Monthieusche Lippe gebissen hatte: „Die Jahrhunderte, Herr Switt, verschönern nicht immer die Rassen.“

Und nachdem er noch einige Worte gesagt hatte, entfernte er sich, während Herr Switt, dessen Antlitz eine Sekunde unter dem Bart gezittert hatte, sich setzte und sagte: „Ich kann nicht vergessen, gnädige Frau, daß Sie sich so sehr vor dem Tode fürchten.“

Frau Adelsskjold sagte und bewegte den Fächer: „Weshalb — gerade ich?“

„Weil,“ sagte Herr Switt (und in seinen Augen leuchtete jener herausfordernde Hohn, der ihn seit vierzig Jahren so vielen Frauen gegenüber unwiderstehlich gemacht hatte) —: „Weil die Todesangst nur bei denen ein Symptom zu sein pflegt, die noch nicht genug bekommen haben ... vom Leben.“ Frau Adelsskjolds Nagelspitzen bohrten sich durch ihren Handschuh. Aber sie antwortete und ihre Stimme klang vollkommen ruhig: „Eigentlich müßten wir Sie gar nicht in unseren Salons dulden, Herr Switt. Sie beobachten wirklich allzu scharf.“

Der Diener meldete jetzt des Herzogs Wagen, und Herr de Monthieu verabschiedete sich, indem er sich vor dem Meister verneigte. „Wollen Sie nicht noch bleiben und sehen wie sie sich benimmt?" fragte Claude Zoret. „Wer?" „Diese Russin. Sie hat uns ihren Besuch heut abend aufgedrängt." „Ich habe die Fürstin Zamikoff bereits früher gesehen," sagte Herr de Monthieu und verneigte sich wieder.

Switt, der mit Adelsskjold sprach, wandte sich um, und die Lippen auf eine besondere Weise bewegend, sagte er: „Kommt Fürstin Zamikoff heut?" „Ja," antwortete der Meister, „das war jedenfalls ihre Absicht." Herr de Monthieu verbeugte sich vor Frau Adelsskjold, die halb gegen ihren Willen sagte: „Was haben Sie gegen die Fürstin Zamikoff?" Herr de Monthieu verharrte noch in derselben gebeugten Stellung.

„Was ich gegen sie habe?" sagte er, und etwas leiser, die Augen auf den Teppich geheftet, fügte er hinzu: „Der Letzte des Geschlechts hat die Pflicht seinen Wahlspruch am stolzesten zu tragen."

Herr de Monthieu ging, während Adelsskjold zu seiner Frau trat: „Du weißt, wir müssen noch zu Dawis. Es ist Zeit." „Ja," antwortete Frau Alice, die eine Weile nachdenklich verharrte. „Ja, mein Freund," sagte sie und legte hastig und fest ihren Arm in den ihres Mannes.

Der Meister behielt Frau Adelsskjolds dargebotene Hand in der seinen, während seine klaren Augen auf ihrem Antlitz ruhten: „Ich weiß," sagte er, „es liegt Ihnen nichts daran. Aber so schön wie heut abend habe ich Sie noch nie gesehen." „Nicht wahr," sagte Adelsskjold, dessen Antlitz strahlte. „Haben Sie mich überhaupt gesehen," sagte Frau Alice und lachte. „Auch ich sehe bisweilen," sagte Claude Zoret und ließ ihre Hand los.

„Wo wollen Sie hin?" fragte Switt. „Mrs. Dawis hat ihren Empfangsabend," antwortete Adelsskjold, und es war, als würde seine Brust noch breiter, indem er den Namen der „Silberkönigin" nannte — wie immer geblendet von ungeheurem Reichtum, da er selbst nur aus einem Lande der Seen und Steine stammte.

Die Tür hatte sich kaum hinter Adelsskjolds geschlossen, als Herr Switt lachend sagte: „Wünsche guten Handel."

Und plötzlich, teils von des Kritikers wunderlichem und eifersüchtigem Groll gegen einen Ruhm ergriffen, den er selbst geschaffen hatte, teils von des Parisers immer lebendigem und heimlichem Zorn gegen alles Fremde beherrscht, sagte er: „Wie sind wir Franzosen dumm." Er schlug die Beine übereinander und fuhr fort: „Wir schaffen aus Eitelkeit den Ruhm dieser Barbaren und sie lachen uns aus — und verdrängen uns." Der Meister lachte mit seinem breiten Lachen. „Charles," sagte er, „laß uns unsere schöne Gastfreiheit nur beibehalten." Aber Switt, der noch immer das Opfer seiner eigenen Gereiztheit war, ergriff einen Pfeil, von dem er wußte, daß er treffen würde, und sagte: „Ulpiano Checa hat hunderttausend Francs für seinen ‚Mauren' bekommen." Es verging vielleicht

eine Sekunde, bevor der Meister von seinem Platz hinter einer Lampe antwortete: „Das ist ja sehr erfreulich; Spanien ist arm." Switt schwieg einen Augenblick. „Und Frankreich ist auf dem besten Wege es zu werden," sagte er plötzlich mit ganz veränderter Stimme.

Es wurde still in dem hohen und schönen Gemach. Der Meister hatte seine Augen geschlossen. „Uns beiden," sagte er dann, und diesen Ton seiner Stimme kannte nur Michael, „wird es wohl vergönnt sein zuvor zu sterben."

Es wurde wieder still, während Michael unter der Lampe, wo er saß, sein Haupt zum Meister emporhob. Auf seinem weißen Antlitz lag ein Ausdruck wie der des heiligen Johannes.

Kurz darauf sagte Switt, der gleichsam eine Stimmung mit einigen bezeichnenden Worten festzuhalten liebte: „Wie still ist es hier."

Der Meister, der wieder die Pfeife angezündet hatte und in seinem Stuhl zurückgelehnt saß, mit dem wallenden, ergrauenden Bart, sagte: „Wir werden alt, Charles, und freuen uns der Ruhe.

Aber Switt, dessen Entsetzen die flüchtenden Jahre waren, antwortete und veränderte seine Stellung: „Du sprichst, als wärst du tausend Jahr."

Der Meister antwortete und rührte sich nicht: „Manchmal scheinen es mir hundert zu sein."

Herr Switt aber sagte plötzlich und lachte: „Armer Adelsskjold."

„Weshalb?" fragte Michael, der gegen das Geländer der Treppe gelehnt saß, als wäre er mit einem Ruck erwacht. Herr Switt fuhr fort zu lachen: „Weil das Schicksal ihm über den Kopf hängt," sagte er. Und dann sprach er von einigen Radierungen, die er kürzlich erworben und seiner Sammlung einverleibt hatte. Er hätte sie billig erworben. Habe sie gegen ein paar Raffaelli eingetauscht, die ihm „gefährlich" vorgekommen seien.



Der Diener öffnete die Tür und machte drei Schritte auf den Meister zu: „Prinzessin Zamikoff." „Ich lasse bitten," antwortete der Meister, ohne sich zu rühren. Auch Michael stand nicht auf, während Herr Switt bereits halbwegs an der Tür war. Prinzessin Zamikoff war ins Zimmer getreten und wie verlegen an der Schwelle, unter einer Lampe stehen geblieben, deren Licht einen rötlichen Schimmer über ihr auffallend blondes Haar ergoß.

Der Meister hatte sich endlich erhoben und auch Michael stand auf und blieb auf der untersten Stufe der Treppe stehen. „Ich danke Ihnen, Meister," sagte Luzia, deren Hände, die ohne Handschuhe waren, leicht in die silberglänzende Boa griffen, die von ihrem schlanken und jungfräulichen Hals herabglitt: „daß Sie mir erlaubt haben zu kommen."

Der Meister antwortete: „Schließlich gibt man nach, Fürstin." Und mit einer sehr kurzen Handbewegung fügte er hinzu: „Wollen Sie nicht Platz nehmen?"

„Herr Charles Switt," sagte er, noch immer stehend: „Eugène Michael."

Die Fürstin beugte den Kopf vor Herrn Switt und vor Michael, ohne sie anzu-

sehen, während Herr Switt fragte, ob die Prinzessin sich seiner noch erinnere. Und etwas reichlich hastig begann er, während er an ihrer Seite Platz nahm, die Orte aufzuzählen, wo sie einander schon getroffen hatten. „Ich liebe das große Rußland," sagte er.

Die Fürstin, die ihren Kopf gesenkt hielt und die, wenn sie überhaupt aufsah, ihre Blicke nur auf den Meister heftete, sagte mit einer Stimme, die sehr jung klang: „Ich verkehre in Paris sehr wenig mit Landsleuten."

Herr Switt, der von dem Anblick einer neuen, weiblichen Erscheinung immer in einen plötzlichen Rausch versetzt wurde, sprach vom Kreml und schilderte das Bild von dessen Kuppeln und von Moskaus Schönheit in wenigen farbenprächtigen Sätzen, während seine weitgeöffneten Nasenlöcher den Duft von Frau de Zamikoffs Frauenkörper einzusaugen schienen. Fürstin Luzia, die ihn noch immer nicht ansah, hob ihren Arm, von dem Perlenreihen herabflossen, und sagte, während sie den Arm wieder in ihren Schoß, gegen den dichten Paillettenflitter des Kleides zurückfallen ließ, der ihren Körper wie in einen funkelnden Regen von Silber einhüllte: „Ein jeder Russe muß Ihnen für Ihre ‚Tagebücher aus Rußland' dankbar sein."

Weder der Meister noch Michael hatten ein Wort gesagt. Michael stand so dicht neben dem goldenen Bassin an der Treppe, daß die äußersten Spritzer des Springbrunnens seine Wange wie zarter Tau streiften.

Herr Switt sagte in einem Ton, der kürzer klang: „Ich schrieb, was ich sah." Er begann aber wieder zu erzählen, bis er plötzlich innehielt, vielleicht aus einem Gefühl männlichen Grolles gegen eine Frau, die ihm ihre Aufmerksamkeit versagte, und er fügte nur noch hinzu: „Aber ich vergesse ganz, daß ich in die Oper wollte." „Und ich," sagte sie (obgleich sie geradeswegs von ihrer Wohnung kam und nur vielleicht ihre Toilette damit erklären wollte): „ich komme eben daher."

Herr Switt verbeugte sich hastig: „Adieu, Claude," sagte er. Und als er ins Vestibül kam, sagte er mit geschürzten Lippen zu Michael, der ihn hinausbegleitete: „Was will sie hier? Mir ist sie sehr unsympathisch."

Michael, der noch immer lachte, mit seinem knabenhaften Lachen, sagte: „Ich wünschte, sie wäre erst fort, denn ich bin schrecklich müde."

Der Majordomus, der seit elf Jahren im Dienst des Hauses stand, reichte Herrn Switt seinen Hut und sagte — er war in alle Geheimnisse eingeweiht, die in dem festen Personalring aller großen Häuser ihre Runde machten —: „Vielleicht stärkt es Madames Kredit, wenn sie sich vom Meister malen läßt."

Michael war zurückgekehrt, während Herr Switt noch neben dem Majordomus stand. Als Michael die Türe öffnete, hörte er den Meister sagen: „Und was wünschen Sie denn eigentlich, gnädige Frau?" Fürstin Zamikoff antwortete mit einer Stimme, die vielleicht verschüchtert klang: „Ich glaube, Meister, Sie wissen es," und schlug ihre tiefschwarzen Augen zu ihm auf.

„Ja," antwortete Claude Zoret und blickte ihr gerade ins Gesicht, während Michael zu seinem Platz an der Treppe zurückkehrte. „Aber," fuhr der Meister

fort, und er sprach, als spräche er mit den Amerikanern, die seine Bilder kaufen wollten, „ich gebe mich ein für allemal nicht mit Portraitmalen ab."

Frau von Zamikoff war blaß geworden, aber sie lächelte trotzdem, mit einem Lächeln, durch das man plötzlich gewahr wurde, daß ihre Unterlippe etwas zu voll war. „Aber Sie haben doch schon früher Portraits gemalt, Meister?"

„Ja," und Claude Zoret veränderte keine Miene: „Frau Carnot, die meine Freundin war."

Eine Weile war es still, bis der Meister hinzufügte: „Und Frau Sarah Bernhardt, die ein Genie ist."

Der Meister heftete seine Augen fest in die ihren, während Michael, der wieder gegen das Bassin gelehnt stand, eine fast jungenhafte Schadenfreude empfand, und die Fürstin sagte, indem sie sich erhob, mit einer Stimme, die ihre junge Ehrerbietung bewahrte: „Dann bitte ich wegen meines Kommens um Verzeihung."

Claude Zoret besann sich einen Augenblick, bis er, mit einem der jähen Übergänge, die ihm eigen waren und die vielleicht ihren Grund in seiner gesellschaftlichen Unsicherheit hatten, sagte: „Na, da Sie nun mal da sind, kann ich Sie meinetwegen auch malen."

Weniger als eine Sekunde überflog eine Röte die Wangen der Prinzessin, bevor sie sich ein wenig zu tief vor Claude Zoret verneigte: „Danken darf man wohl nicht," sagte sie.

Der Meister lachte: „Doch, das dürfen Sie," sagte er: „wenn Sie erst mal gemalt sind."

Und plötzlich aufgeräumt, vielleicht bei dem Gedanken an das Bild, das er bereits vor seinem inneren Auge sah, begann er, nach einigen von Wereshagins Werken zu fragen, und seine Lippen etwas vorschiebend, sagte er: „Ihr Landsmann, Fürstin, war ein großer Zeichner der Schrecken." Und indem er auf eine der Wände zeigte, sagte er: „Der Kosak da ist von ihm." „Michael," fuhr er fort: „zünde den Scheinwerfer an." Michael eilte herbei und drehte einen Scheinwerfer auf Wereshagins Bild.

„Mich haben seine Schneemassen eigentlich nie begeistert," sagte Frau de Zamikoff.

Der Meister lachte von neuem: „Er und Herr Munkaczy hätten Cantu illustrieren müssen," sagte er.

Frau de Zamikoff lachte und sagte: „Das ist ein Meissonnier."

Aber indem Michael, der dicht neben ihr stand, die Lampe dahin drehen wollte, fiel deren Schein plötzlich auf den ‚Sieger', der in der Mitte der Wand hing, und beleuchtete die palmentragende Gestalt des Atheners. „Das sind Sie ja," sagte die Prinzessin und wandte sich jäh zu Michael um.

Michaels Hand glitt von der Lampe herab. Es war, als wenn all sein Blut plötzlich sein weißes Antlitz färbte, er, dessen Nacktheit doch von Tausenden gekannt war. „Ja, das ist der Athener," sagte der Meister.

Während Michael in seiner Verwirrung die Lampe zu wenden vergaß, die ihre Strahlen noch immer auf den leuchtenden Körper des Siegbringers ergoß,

betrachtete Frau de Zamikoff den Athener, und es zeigten sich plötzlich zwei Grübchen in ihren Wangen. Sie wandte sich wieder zu Michael und sagte, während ein hastiger Blick ihres Auges das seine traf: „Das Bild erinnert mich an ein russisches Gedicht.“ „An welches?“ Aber Frau de Zamikoff lachte: „Es würde Sie viel zu eingebildet machen,“ sagte sie und wandte sich an den Meister, um mit ihm über Meissonnier zu sprechen.

Michael drehte, vielleicht aus knabenhaftem Übermut, den Scheinwerfer einen kurzen Augenblick auf ihren Rücken: wie eine Silberflut fielen die Pailetten blitzend von ihren runden Schultern herab. „Wo bleibst Du mit dem Licht?“ sagte der Meister.

„Hier,“ sagte Michael und lenkte hastig den Schein der Lampe auf Meissonniers Bild. Frau de Zamikoff fragte, während sie den Kopf beugte, mit einer Frage, die sie vielleicht irgendwo gelesen hatte, und die der Instinkt ihr eingab: „Aber, Meister, kann man .... kann man eigentlich“ (und sie suchte, oder tat als suche sie nach einem Wort) — „das ‚Entscheidende‘ innerhalb eines so begrenzten Rahmens schaffen?“ Der Meister sah hastig auf: „Man meint es zu können,“ sagte er. Und entweder innerlich geschmeichelt oder weil er dachte, daß sie zu den Verstehenden gehörte, zeigte er ihr, angeregt und gesprächig, Bild nach Bild: die Corots, Manets, Besnards — alle seine Schätze, während Frau de Zamikoff, deren Antlitz einen seltsamen Ausdruck trug, als hätte sie plötzlich vor einem neuen und verwirrenden Gedanken Halt gemacht, ihre Augen über die Bilder gleiten ließ, ohne sie zu sehen.

„Licht,“ sagte der Meister. „Ja,“ antwortete Michael geistesabwesend.

Die Fürstin begann wieder zu sprechen, sehr dicht neben dem Meister, mit ihrer jungen Stimme, ehrerbietig, als umschmeichelten ihre Worte Claude Zoret, der heiter plaudernd, um zehn Jahre verjüngt schien. „Licht,“ rief er wieder, während seine strahlenden Augen von den Bildern zu Frau de Zamikoffs Gestalt wanderten, die er malen wollte. Michael, dessen Blässe wie von einem Unterstrom von Blut durchglüht schien, führte immer wieder, halb scheu, halb hitzig, die Lampe auf die eigenen Bilder des Meisters, auf den ‚Alkibiades auf dem Marktplatz von Athen‘ und auf ‚den jungen Brutus‘. Während Frau de Zamikoff beständig daran vorbeischritt, als verbiete ihre Bescheidenheit ihr, von den eigenen Werken des Meisters zu sprechen.

Plötzlich blieb sie stehen: „Das ist ja Eros,“ sagte sie, während der Scheinwerfer, von Michaels Hand geführt, sein volles Licht über ein Gemälde ergoß, auf dem Eros, gegen sein Schwert gestützt, nackt, schlank, den Kopf auf königlichem Halse, den Garten der Seligen bewacht. „Ja, das ist Eros,“ sagte der Meister gleichgültig, als wäre von dem Werke eines anderen die Rede. Frau de Zamikoff hatte sich halb zu Michael gewandt, als wolle sie etwas sagen. Aber ihr Blick streifte nur die Rundung seiner Wange.

Der Meister, der sie unablässig betrachtete, befestigte in seinem Gedächtnis, das bereits die Art ihres Wesens, die er auf die Leinwand bannen wollte, einsog,

diesen neuen und zitternden Ausdruck ihres Gesichtes, während die Prinzessin, halb ihm zugewandt, sagte: „Wie schön, Meister, müssen erst die Seligen sein, die Eros bewacht." Der Meister sagte: „Die habe ich nicht gemalt." Und kurz darauf fügte er hart hinzu: „Denn ich habe sie nie gesehen."

Weniger als eine Sekunde hatte Michael — und er wußte es kaum selbst — sein leuchtendes Antlitz Frau de Zamikoff zugewandt, das wie das seine strahlte. Dann senkte sie die Augenlider und es war, als glitte es wie ein Schleier von Sorge über ihr Antlitz: „Wer hat die wohl gesehen?" sagte sie und sie schwiegen eine Weile.

„Ich werde Ihnen also Bescheid schicken, Fürstin," sagte der Meister, der gewohnt war seine Gäste zu verabschieden. Frau de Zamikoff verbeugte sich tief, während sie ihre Augen zu ihm aufschlug: „Man darf Ihnen also nicht danken," sagte sie. „Michael," sagte der Meister: „begleite die Fürstin hinaus." Der Majordomus wartete im Vestibül. Michael aber legte selbst (während Frau de Zamikoff mit einem einzigen Blick den ganzen Reichtum der Säulenhalle zu umfassen und zu messen schien) den Mantel um ihre Schultern. „Danke," sagte sie, ohne ihn anzusehen und sie ging, vom Majordomus gefolgt, zu ihrem Wagen. Die Tür wurde zugeschlagen und der Wagen fuhr davon. Frau de Zamikoff zog die Gardinen vor als wolle sie nicht gesehen werden und ganz allein sein.

..... Michael kehrte ins Wohnzimmer zurück. Der Meister saß auf seinem Lieblingsplatz unter einem der goldenen Bassins. Michael wanderte auf und ab und blieb jedesmal vor dem ‚Sieger' stehen. „Setz Dich," sagte der Meister. „Ja," und Michael setzte sich.

Sie saßen beide schweigend, während das Wasser plätschernd in die Bassins rann. Der Meister reckte seine starken Glieder und sagte aus einem unbekannten Gedankengang heraus: „Michael, ich bin doch noch nicht alt. Ich kann noch s e h e n." Michael hörte nicht. Er saß noch immer, den Blick auf sich selbst gerichtet, auf die palmentragende Gestalt des Atheners. Der Meister hatte sich erhoben und legte den Arm um Michaels Schulter: „Ich schenke ihn Dir," sagte er. „Das hatte ich mir schon lange vorgenommen." — „Das darfst Du nicht," sagte Michael, und fast heftig: „Das sollst Du nicht. Das habe ich nicht verdient." Der Meister strich sanft mit seiner Bauernhand über Michaels Haar. „Es wird ja doch einmal," sagte er und seine Stimme klang weich: „alles Dein werden." Tränen waren Michael in die Augen getreten und er hielt des Meisters Hand fest in seinen beiden. „Wie gut Du bist," sagte er: „dank." — „Hol einen Pinsel," sagte der Meister: „Ich will Deinen Namen unter das Bild setzen." „Dank," flüsterte Michael wieder und vermochte kaum zu sprechen. Er ging ins Atelier hinauf. Er wußte, nein, er wußte nicht, welche Farbe die Augen der Fürstin hatten. Er kehrte mit dem feuchten Pinsel zurück, und auf einem Stuhl stehend, schrieb der Meister am Fuße des ‚Siegers': ‚An Michael.' Sie standen beide einen Augenblick vor dem herrlichen Gemälde. „Jetzt gehört es Dir," sagte der Meister. Und wieder war es still.

Auf einmal aber hob Claude Zoret seine Augen und schaute umher im Saal, von Bild zu Bild. „Und wer weiß schließlich," sagte er: „was das alles wert ist?" Er stand eine Weile nachdenklich, und es war, als sänken seine Schultern zusammen: „Manchmal will es mir scheinen, als hätte ich das einzige was wert zu malen wäre, nie gemalt." — „Welches einzige?" fragte Michael. „Das Leben," sagte der Meister und die letzten Worte verschwanden unter dem Lärm des schweren Stuhles, den er plötzlich beiseite schob: „Das Leben, das ich nie gelebt habe." Und mit vorgeschobenen Lippen sagte er: „Mir wird einst eine Wand neben David eingeräumt werden."

Michael hatte sich nicht gerührt. Nur seine Augen waren blitzschnell über die Bilder hingefahren — mit einem seltsamen Aufleuchten. Dann sagte er und er schrie es fast: „Claude, ‚der Sieger' wird niemals sterben!" Der Meister lächelte: „Nein," sagte er: „der gehört ja Dir."

Sie schwiegen wieder. Dann sagte Michael merkwürdig kurz: „Adieu." „Gehst Du?" fragte der Meister und wandte den Kopf. Michael pflegte immer im Hause des Meisters zu schlafen, wenn Gesellschaft gewesen war. „Ja, ich gehe nach Hause," antwortete Michael: „Gute Nacht." „Leb wohl," antwortete der Meister und setzte sich wieder unter das Bassin. Michael ging. „Gehen Sie fort, Herr Michael?" fragte der Majordomus. „Ja," sagte Michael und wurde plötzlich ganz verwirrt: „Ich gehe ... nach Hause." Plötzlich blähte er seine Nasenflügel: „Ja, das war der Duft von Frau de Zamikoffs Mantel." „Gute Nacht, alter Jacques," sagte er und lachte als er ging.

... Michael trat in den Hof der Tuilerien. Die Nacht lag silberweiß unter dem gleitenden Mond und die goldenen Spitzen des Gitters leuchteten wie kleine, kürzlich entzündete Kerzen. Michael ging weiter. Unter ihm ergoß die Seine ihre dunkelblauen Wasser durch die Bogen der Brücke. Die Kühle des Stromes schlug zu ihm herauf und streifte seine heißen Wangen.

Als er den Kai erreicht hatte, blieb er unter den Bäumen plötzlich vor Herrn de Monthieu stehen: „Wandern Sie hier umher?" fragte er. „Ja," antwortete der Herzog, der verwirrt schien: „die Nacht ist so schön." „Ja, wunderbar schön," sagte Michael, der tief, mit weitgeöffneten Lippen atmete.

Und sie schieden wie zwei, die einander nichts zu sagen haben. Michael ging über seinen Hof, durch den Garten seines Hauses. Der Diener, der im Vestibül wartete, entzündete das elektrische Licht. „Sie können zu Bett gehen," sagte Michael und ging hinauf.

Er öffnete die Balkontür im Wohnzimmer, und gegen die Mauer gelehnt, blickte er über die Bäume des Gartens hinweg, in die weiße Nacht hinaus. Der Duft der Veilchen vermischte sich stark mit dem der kürzlich erblühten Akazien.

Michael rührte sich nicht.

Der Mond stieg herauf und glitt wieder fort.

Fortsetzung folgt.



Dekorationen / von Hermann Bahr



ahler hat den Fidelio neu inszeniert, mit neuen Dekorationen von Roller, melden die Wiener Zeitungen. Einige spöttisch: Wozu? der alte Fidelio war noch ganz gut. Andere zustimmend: Die Dekorationen sind wirklich sehr schön. Aber niemand merkt, was die Vorstellung bedeutet. Es ist österreichisch, daß das Große, wenn es einmal geschieht, unter uns nur inkognito geduldet wird. Man läßt es sich gefallen, so lange es unerkannt bleibt. Das ist die stille Verabredung. Siehe Grillparzer. Siehe Bruckner und Hugo Wolf. Siehe Klimt. Mein Stolz ist es, aus dieser österreichischen Art zu schlagen. Es wird von mir einst heißen: er hat, was in Österreich nicht Sitte ist, das Große gegrüßt.

Diese Inszenierung des Fidelio hat, mit der des Tristan zusammen, eine Frage gelöst, um die man sich seit Jahren in Europa bemüht, ohne ihr beizukommen: die Frage der Dekoration. Das Gefühl war schon überall: die Dekoration, statt dramatisch mit zu wirken, stört nur noch; Wagner hat das Verhältnis des Werts und der Gebärde zur Musik gefunden, sollte jetzt nicht auch ihr Verhältnis zur Linie, zur Farbe, zum Licht zu finden, sollten nicht auch diese jetzt auf den dramatischen Ausdruck zu bringen sein? Dies hat Roller getan.

Noch für Laube war die Dekoration nur da, um das Lokal der Dichtung anzuzeigen, nicht: um es zu sein. Das soll sie erst seit Dingelstedt und den Meiningern. Diese meinen: die Phantasie des Zuschauers reicht nicht mehr aus, man muß ihr abnehmen, was sie nicht mehr leisten und das Drama doch nicht entbehren kann, durch die Dekoration muß geschehen, was bisher durch die Phantasie geschah. Die Phantasie wird offenbar immer träger: hat ihr anfangs, bis Shakespeare, das bloße Wort, zuerst nur hörbar ausgesprochen, bald schon auch sichtbar aufgeschrieben, genügt, um sich das Schloß, den Wald aus eigenem zu schaffen, hat sie dann, um erregt zu werden, stärkere Zeichen im grelleren Alphabet gemalter Bäume oder Tore (die doch wirklich nur intensivere Buchstaben sind, Buchstaben, die sich wieder auf ihr Urwesen besonnen haben, das vergessen worden war) verlangt, so scheint sie jetzt ganz zu versagen: sie glaubt nur noch, was sie greifen kann. Also: Panorama. Aber da begibt es sich, daß sie, tot geglaubt, sich plötzlich sehr unangenehm lebendig zeigt: denn nun, aus Mißtrauen so von aller Mitarbeit am Drama völlig ausgesetzt, müßig geworden, unbeteiligt, beginnt sie jetzt, sich gegen das Drama zu wenden, für welches sie nichts mehr zu tun hat; ihre Kraft, frei geworden, zieht den Zuschauer ab, er wird zerstreut, und während man eben noch klagte, sie sei zu schwach, muß man jetzt wieder sorgen, sie zu bändigen und zu beschwichtigen. Für das Drama nicht mehr wirksam, droht sie es gegen das Drama

zu werden, und so muß man sie jetzt, um sie unschädlich abzufinden, neben dem Drama beschäftigen. Das hat schon Dingelstedt erkannt, als er die Dekoration makartisch nahm, und in ihr nicht nur, als vollkommenes Panorama, das Lokal der Handlung, sondern in diesem noch mehr gab, mehr als die dramatische Handlung enthält, nämlich einen Zuschuß für die Phantasie, an welchem sie sich sättigen mag. Hat diese früher, vor dem Panorama, durch das Wort oder jene Zeichen erregt, sich das dramatische Lokal auszumalen gehabt, so wird sie jetzt, seit das Panorama mehr als den dramatischen Inhalt bringt, dadurch erregt, sich eben dieses Mehr des Malers, woran gemessen ja der Dichter nur inkomplett wirkt, auszudichten. Ihre Kraft, die sonst störrisch würde, ist dann wieder versorgt, aber freilich um den Preis, den Sinn des Dramas zu vernichten, dessen Wesen es doch allein ist: alle geistigen und sinnlichen Kräfte versammelter Menschen in eine einzige Leidenschaft zu werfen, die den Zwist der Triebe, der das gemeine Leid des Tages ist, in einem Moment der höchsten Seligkeit austilgt. Dort aber begibt es sich jetzt, daß sozusagen dem Geiste und dem Gefühle ein ganz anderes Stück als der Phantasie vorgespielt wird, jenen nämlich das des Dichters, dieser eines, zu dem der Maler sie reizt. Neu, wirkt das natürlich, weil die Phantasie dankbar ist, daß sie nur überhaupt wieder mittun darf. Deshalb loben die Leute jetzt den Tell im Burgtheater so. Sie versichern, sich darin viel weniger zu langweilen, seit die Maler Lefler und Goltz die ganze Schweiz und zuletzt sogar ein Dachfeuer zeigen. Darüber freut sich die Phantasie geschäftig, nur der Text stört noch etwas.

Seit Jahren suchen nun einige Künstler eine Dekoration, die dem Wesen des Dramas gemäß wäre, fähig, die Phantasie des Zuschauers in den dramatischen Ausdruck zu leiten. Appia, der junge Fortuny, Gordon Craig, unser Olbrich, unser Roller, unser Moser, Peter Behrens und der Kreis um Reinhardt. Jeder anders, aber darin einig, daß die Dekoration nichts zu sein, sondern alles nur zu bedeuten hat, daß sie nicht nachahmen, sondern schaffen, nicht Realität, sondern Suggestion sein soll, daß aber, was sie schafft, dasselbe sein muß, woran der Dichter schafft, nur unserer Empfindung durch ein anderes Rohr zugebracht. Sie soll also das Wort des Dichters weder realisieren noch illustrieren, sondern denselben Wert, den es für die Stimmung hat, in Farben umgesetzt enthalten. Auf der Bühne stehen Schauspieler, reden, geberden sich, bis der Zuschauer, indem diese Worte, die er hört, diese Bewegungen, die er sieht, in ihm Gedanken und Gefühle auslösen, in eine Spannung der Blutgefäße gerät, welche ihm als freudige oder schmerzliche Stimmung bewußt wird. Er kann aber auch, ohne diese Reden und Gebärden zu vernehmen, in dieselbe Spannung der Blutgefäße und dadurch zum Bewußtsein genau derselben beklemmenden oder erlösenden Stimmung durch bloße Tonempfindungen gebracht werden. So ist die Ouverture Leonore 3 in ihrer Wirkung das Drama selbst. (Wagner I. 197.) Sie bereitet nicht die Handlung vor, sie hilft ihr nicht nach, sie ist sie. Das heißt: ihre Klänge lassen uns dieselbe Folge von Spannungen und Lösungen unmittelbar empfinden, die uns die Handlung des Fidelio bringt. Aber ebenso müssen uns Lichtempfindungen, wissentlich dosiert,

dieselbe Folge derselben Spannungen und Lösungen bringen können. (Man vergleiche Carl Lange, Sinnesgenüsse und Kunstgenuß.) Die Dekoration hat also keineswegs das Wort des Dichters real auszuführen, sondern seinen Wert für die Stimmung des Zuschauers in ihrer mit den Augen verkehrenden Sprache zu sagen. Wenn es also bei ihm heißt: Wald oder Schloß, nicht einen wirklichen Wald oder ein wirkliches Schloß hinzustellen, was nur die Phantasie des Zuschauers hemmen und seine Erwartung immer enttäuschen würde, sondern den sinnlichen Reiz, den emotiven Wert dieser Worte in ihre Mittel umzuschalten: in Linien und Farben umzusetzen. Darin begegnen sich alle Wünsche. So haben wir in einem Darmstädter Gespräch einst, halb im Scherz, der doch eine leidenschaftliche Sorge nicht verbergen konnte, den Hamlet mit einer Dekoration aus bloßen Vorhängen zu inszenieren gedacht, sicher, daß dieses Zelt, das wir bald enger, bald weiter verschoben, bald verdunkelten, bald erleuchteten, genügen müsse, um durch diesen Wechsel der Wirkung auf das unbewußt mitschaffende Raumgefühl, durch diese Veränderung des Lichts und der Farben den Gehalt jeder Szene optisch mitzuteilen. Kolo Moser hat solches dann im Jung-Wiener Theater versucht, aber vor einem aus ganz anderen, übrigens durchaus persönlichen Motiven und aus der Wiener Rancune gegen das Talent zu turbulenten Publikum, als daß das Experiment etwas beweisen würde. Nur muß ich sagen, daß mir selbst der Gedanke später verdächtig geworden ist. Er scheint an sich unabweislich, schon weil er aus dem dramatischen Begriffe Wagners zu folgen scheint, an dem die Entwicklung nun einmal nicht mehr vorbei und über den sie nur, indem sie ihn vollendet, hinaus können wird. Wie das Wort des Dichters, das, für sich allein, nur an den Verstand dringt, vom Orchester in das Gefühl getragen wird, soll es zuletzt, durch die höchste Reaktion eben des Gefühls wieder zurückgeworfen, wie eine von der äußersten Erregung völliger Entrücktheit ausgestoßene Vision, aus der verschwimmenden Sehnsucht einer schon in Schlaf versinkenden, aber noch vom Tag verfolgten inneren Dämmerung zur leuchtenden Gewißheit des Traumes verklärt, sich dem verzückten Auge als ein sichtbares Echo zeigen. Unanfechtbar deduziert. Nur haben wir dabei vergessen: die Dekoration steht ja schon da, wenn die Szene beginnt, während der Zuschauer doch eben durch den Verlauf der Szene erst, eben an der dramatischen Begebenheit erst, die zunächst nur seinen Verstand trifft und über diesen erst an das Gefühl dringt, nach und nach der Stimmung fähig wird, die er in unserer Dekoration sogleich schon erblickt, lange bevor er noch innerlich soweit ist, sie zu spüren. Und das Orchester? wird man fragen. Gilt denn da nicht dasselbe? Nein, weil zwischen dem armen, einzelnen, fremden Menschen, als welcher der Schauspieler zunächst auf uns wirkt, und jener vollen, vom besonderen gereinigten, unser ewiges inneres Eigentum verkündenden Stimmung einer idealischen Dekoration die Verbindung fehlt, welche zwischen dem Sänger und dem Orchester durch die menschliche Stimme hergestellt wird, da diese zunächst, in der Region des Verstandes beginnend, durchaus real ist, nämlich der freudige oder schmerzliche Laut eines einzelnen besonderen Menschen, aber die Kraft hat, indem

dieser in unseren Sinnen zum reinen Klange wird, sich aus ihm sogleich ins Allgemeine, in die Freude, in den Schmerz, an sich, die auch unsere sind, zu verwandeln und uns so fähig für das Orchester zu machen, wenn es jetzt anhebt, uns diesen besonderen fremden Fall als unsere eigene Sache vorzutragen. Solange diese Verbindung, welche zwischen dem Sänger und dem Orchester durch die menschliche Stimme geschieht, zwischen dem zunächst durchaus real wirkenden Schauspieler, den der Zuschauer erblickt, und unserer durchaus ideal wirkenden Dekoration fehlt, für welche der Zuschauer eben durch den dramatischen Prozeß erst bereit wird, ist alles vergeudet. (Womit eigentlich das ganze Buch von Appia erledigt ist.) Diese Verbindung stellt Roller her. Im Fidelio noch sicherer als schon damals im Tristan. Und deshalb darf ich sagen: die Frage der Dekoration ist jetzt für uns gelöst.

Diese Verbindung stellt Roller durch einen Einfall her, der sich eigentlich von selbst zu verstehen scheint. Wie alle genialen Einfälle; man braucht sie nur zu haben. Er macht nämlich einfach unsere ideale Dekoration, aber so, daß sie zuerst auf den Zuschauer durchaus real wirkt und ihm erst, wenn er durch den dramatischen Verlauf so weit ist, daß er jetzt den fremden Fall schon für seine eigene Sache zu nehmen beginnt, ihren sinnlichen Reiz, ihren emotiven Wert enthüllt. Eine Dekoration, die sich mit dem Zuschauer verwandelt, während in ihm die dramatische Verwandlung geschieht, in der er aus einem Zusehenden zum Mitfühlenden wird. Zuerst ist dies das Schiff des Tristan und dies ist Florestans Kerker. Solange nämlich ich noch der Herr im Parkett bin, der erfährt, daß ein Ritter seinem Herrn eine Frau bringt, oder daß ein Weib den geliebten Mann befreien will. Aber wenn jene nun den Trank der Mutter nehmen, wenn Leonore sich „dem inneren Trieb" verlobt, wenn ich jetzt, für mein Gefühl in jenen Tristan, diesen Florestan verzaubert, nicht mehr irgend ein Fremder, sondern derselbe bin, dem dies geschieht, in welcher Magie doch allein alles dramatische Wesen besteht, dann weiß ich plötzlich gar nicht mehr, daß dies ein Schiff, dies ein Kerker ist, sondern mir sind es jetzt Farben, so den Tönen gleich, die ich vernehme, als ob ich plötzlich Töne sehend geworden wäre.

er Gedanke der idealen Dekoration beruht auf der Erfahrung, daß Farben und Linien für uns nicht bloß Zeichen der Wirklichkeit sind, durch welche wir an diese erinnert werden können, sondern auch an sich, solcher realer Beziehung und Bedeutung enthoben, unmittelbar als sinnliche Reize wirken, die uns als Emotionen bewußt werden. Farben und Linien können uns traurig oder froh, gefaßt oder zornig machen, und indem der Künstler sie dosiert, kann er uns zu seiner Empfindung zwingen. Für diese Wirkung auf unser Gemüt ist es natürlich gleich, was sie sonst, auf die Wirklichkeit bezogen, etwa noch bedeuten mögen, wenn sie nur unsere Sinne und durch diese unsere Nerven so reizen, daß eine Veränderung in unseren Blutgefäßen geschieht, eine Spannung oder Lösung von eben jener Art, die uns als die Stimmung, die der Künstler von uns verlangt, bewußt wird. In jenem Darmstädter Gespräch nahmen wir Vorhänge, um sogleich im Zuschauer jene

Beziehung auf die Wirklichkeit auszuschließen, wahrend sich Roller eben dieser Beziehung auf die Wirklichkeit wissentlich bedient, um die Idealität seines Raumes so lange zu maskieren, bis der Zuschauer durch den Verlauf der dramatischen Handlung fähig wird, ihren sinnlichen Reiz und emotiven Wert einzulassen. Ich sage dem Künstler: Male mir mein Zimmer so, daß es mich festlich oder, zur Sammlung oder wehmütig stimmt, ein Zimmer der Pracht oder der inneren Einkehr oder der Erinnerung. Dann wird er Farben und Linien so zu messen und zu mischen haben, daß jene Stimmung in mir ausgelöst wird. Übrigens mögen sie rein geometrisch oder auch als freies Ornament geführt sein oder sie mögen sogar zu dieser sinnlichen und emotiven Bedeutung auch noch eine zweite haben, einen realistischen Nebensinn nämlich, indem sie daneben auch etwas Wirkliches darstellen. Künstler von geringer Kraft helfen sich sogar damit bisweilen aus, indem sie, wenn sie ihren Linien und Farben nicht zutrauen, uns froh oder traurig zu machen, etwas Frohes oder Trauriges darstellen, um so aus unserer nachhelfenden Erinnerung zu ergänzen, was ihre Kraft versagt. Einen sehr starken Künstler, der sich der suggestiven Macht seiner Linien oder Farben sehr sicher weiß, könnte es umgekehrt reizen, wenn er ein Zimmer der Freude auszumalen hat, mit seinen Farben und Linien der höchsten Lust etwas in der Wirklichkeit Trauriges darzustellen, gewiß, daß die sinnliche Wirkung seiner Farben und seiner Linien stärker als der logische Widerstand unserer herausgeforderten Erinnerungen sein wird. (Was freilich tief unkünstlerisch wäre, als ein bloßes Spiel, um die Technik zu zeigen, während es wesentlich künstlerisch ist, daß wir sie nirgends spüren.) Immer aber wird, im Zimmer, die reale Bedeutung, um die zuerst der Verstand fragt, sogleich vom sinnlichen Reize verdrängt. Im ersten Augenblick sagt der Verstand, der alles auf seine Welt beziehen muß: Dies sind Dreiecke und Kreise oder Blumen und Bäume; aber sogleich fängt die Farbe, die Linie dann unmittelbar auf des Gefühl zu wirken an, wir fragen nichts mehr, wir wollen nichts mehr wissen, wir spüren nur noch eine Macht, von welcher die Stimmung, die wir mitgebracht haben, aufgehoben und uns dafür eine andere eingegeben wird. Es geschieht also, daß sich, was wir sehen, unter unseren Augen zu verwandeln beginnt: aus einem logischen Reize, der unseren Verstand trifft, in einen sinnlichen, der unser Gefühl bewegt. Auf diese Verwandlung stellt Roller seine Dekoration ein, die durchaus real, daß Schiff des Tristan, als Kerker des Florestan wirkt, bis der Zuschauer plötzlich, durch den Verlauf der dramatischen Begebenheit selbst in ihren Prozeß gezogen, sie nun als eine wunderbar geheimnisvolle Epiphanie der Töne fühlt, bis sie unter seinen Augen aus einer realen zur idealen wird, bis in ihr, was auf der Bühne geschieht, was im Orchester erklingt, dasselbe Wesen, dort dem Verstande dargebracht, hier dem Gefühle zugeführt, allmählich in unsere Tiefe versenkt, zuletzt aus dieser gleichsam als eine höchste, letzte Halluzination zurückgeworfen erscheint, wirklich einem Traume gleich, der uns ein geliebtes Antlitz, das uns aus der Verworrenheit des Tages in die klare Stille der Nacht folgt, nun erst in seiner Wahrheit, auf der sonst wie ein Nebel ist, erblicken und erkennen läßt.

Sucht man irgend ein Wort, da wir es uns nun einmal nicht abgewöhnen können, definieren zu wollen, so ist es vielleicht: Beseelung, Verseelung der Dekoration. Ein Schiff, ein Kerker, ganz real, freilich von einer Realität, die vom Zufälligen durchaus gereinigt und auf das Notwendige gebracht ist, von einer sozusagen heroischen Realität und in die nun der Geist der Töne fährt, bis sie so sein Ausdruck wird, wie, wenn der Sturm in den Wald fährt, es nicht mehr Bäume, die sich biegen, sondern jetzt ungeheure Figuren des Sturmes, seiner Wut und seiner Gier, sind. Also, wenn man ein anderes Wort will: Dekoration als Ausdruck. Oder man kann es auch noch anders sagen: Synthese der realen und der idealen Dekoration. Wie schließlich Synthese wohl auch das Wort des Dirigenten Mahler ist: Synthese der ungebrochenen Empfindung für den Ernst der großen Linie mit einer zuckenden Reizsamkeit für den leisesten Strahl einer schon wieder ausflackernden Erregung. Wie es schließlich auch das Wort für die Isolde, die Leonore der Mildenburg ist, dieser einzigen tragischen Sängerin unserer Zeit: Synthese jener „vorletzten" Schauspielkunst (wie Kerr gesagt hat), die durch das unmittelbar aus den Tiefen einer aufgerissenen Seele mit der Kraft des Lebens selbst strömende Gefühl auf uns wirkt, und einer neuen, künftigen, uns zuerst an der Duse und der Eysoldt bewußt gewordenen von „farbiger Tragik", die jenes Gefühl ganz in eine einzige Gestalt, die Gestalt dann wieder in eine einzige Geste, einen einzigen Laut von solchem Fieber drängt, daß wir darin mit plötzlich erhellter Seele alle ewigen Wunder, einen Moment seliger Entrücktheit lang, aufgesprungen zu spüren glauben.

Ich sage mir oft, ich sage mir täglich: Nein, man kann in Wien nicht mehr leben, fort! Hier sind nicht zwölf Menschen, die halbwegs europäisch empfinden. Und hinter ihnen ist gleich nichts; das Chaos. Aber dann malt Klimt ein neues Bild. Dann macht Roller den Tristan oder den Fidelio neu, Mahler dirigiert, die Mildenburg singt. Und ich sage mir dann: Ich könnte doch nirgends leben als in Wien, wirklich leben, was mir Leben ist.





De Profundis/ Aufzeichnungen und Briefe aus dem Zuchthause in Reading/ von Oscar Wilde

Herausgegeben von Max Meyerfeld Schluß



er Gedanke erfüllt mich mit großer Freude, daß ich, lange bevor sich das Leid meiner Tage bemächtigt und mich an sein Rad gebunden hatte, in der „Seele des Menschen" schrieb: wer ein Christus ähnliches Leben führen wolle, der müsse ganz und gar er selbst sein; als Beispiele führte ich nicht nur den Schäfer auf der Heide und den Gefangnen in seiner Zelle an, sondern auch den Maler, dem die Welt ein Mummenschanz, und den Dichter, dem die Welt ein Lied ist.

Ich sagte einmal zu André Gide, als wir in einem Pariser Café zusammen saßen, die Metaphysik besitze für mich nur geringes wirkliches Interesse und die Moral nicht das mindeste; indessen ließe sich alles, was Plato und Christus gesagt hätten, ohne weiteres auf das Gebiet der Kunst übertragen und fände hier seine vollkommene Erfüllung. In dieser Verallgemeinerung war das ebenso tief wie neu. Die enge Verbindung von Persönlichkeit und Vollkommenheit, die wir in Christus entdecken können, ist es nicht allein, die den wirklichen Unterschied zwischen klassischer und romantischer Kunst bildet und Christus als den wahren Vorläufer der romantischen Bewegung im Leben erscheinen läßt, sondern die Grundlage seines Wesens war dieselbe, die das Wesen des Künstlers ausmacht: eine starke, lodernde Phantasie. Ihm kam in dem ganzen Bereich menschlicher Beziehungen jene Anteilnahme der Phantasie zum Bewußtsein, die in der Kunst das einzige Geheimnis des Schaffens ist. Er begriff die Krankheit des Aussätzigen, das Dunkel des Blinden, das grimme Elend derer, die dem Vergnügen leben, und die wundersame Armut der Reichen. Mir hat einer in meinem Unglück geschrieben: „Wenn Sie nicht auf Ihrem Piedestal stehn, sind Sie uninteressant." Wie weit war der Briefschreiber von dem entfernt, was Matthew Arnold das „Geheimnis Jesu" nennt! Sie beide hätten ihn belehrt, daß alles, was einen andern trifft, einen selbst trifft. Wollt ihr eine Inschrift haben, die ihr bei Tag und bei Nacht lesen könnt, im Schmerz und in der Freude, dann schreibt an die Wände eures Hauses, daß es die Sonne vergolde und der Mond versilbere: „Alles, was einen andern trifft, trifft einen selbst".

Fürwahr, Christus gehört unter die Dichter. Seine ganze Auffassung von der Menschheit entsprang geradeswegs der Phantasie und kann nur von ihr begriffen

werden. Was Gott dem Pantheisten war, das war ihm der Mensch. Er hat als erster die unterschiedlichen Rassen als eine Einheit erfaßt.

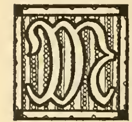
Vor ihm hatte es Götter und Menschen gegeben; er fühlte durch eine geheimnisvolle Sympathie, daß beide in ihm Fleisch geworden waren, und deshalb nennt er sich einmal Gottes, einmal des Menschen Sohn, wie es ihm eben beifiel. Mehr als irgend jemand in der Geschichte erweckt er in uns jene Stimmung für das Wunder, an die sich die Romantik allemal wendet. Die Idee hat für mich noch immer fast etwas Unglaubliches an sich, daß ein junger galiläischer Landmann sich vorstellt, er könne auf seinen Schultern die Last der ganzen Welt tragen: alles, was bereits getan und erduldet worden ist, und alles, was dereinst noch getan und erduldet werden sollte: die Sünden Neros, Cesare Borgias, Alexanders VI. und dessen, der Kaiser von Rom und Sonnenpriester war; die Leiden derer, deren Zahl Legion ist und die zwischen Gräbern hausen, der unterdrückten Völker, der Kinder in Fabriken, der Diebe, der Sträflinge, der Enterbten, derer, die in ihrer Knechtschaft stumm sind und deren Schweigen nur von Gott vernommen wird. Und sich nicht bloß vorstellt, sondern es auch tatsächlich durchsetzt, so daß noch im gegenwärtigen Augenblick alle, die mit seiner Person in Berührung kommen, selbst wenn sie weder vor seinem Altar sich neigen noch vor seinem Priester knien, doch irgendwie die Empfindung haben, daß die Häßlichkeit ihrer Sünden von ihnen genommen und die Schönheit ihrer Leiden ihnen offenbart werde.

Ich hatte gesagt: er zählt zu den Dichtern. Das ist so. Shelley und Sophokles sind seine Brüder. Doch auch sein ganzes Leben ist das wundervollste Gedicht. Wenn man nach „Furcht und Mitleid" sucht, gibt es nichts im Kreise der griechischen Tragödie, was sich damit messen könnte. Die makellose Reinheit des Protagonisten erhebt das ganze Gebäude zu einer Höhe romantischer Kunst, von der die Leiden des thebanischen Hauses und der Pelopiden schon durch ihre Greuel ausgeschlossen sind, und zeigt, wie falsch der Ausspruch des Aristoteles in seiner Abhandlung über das Drama ist, der Anblick eines schuldlos Leidenden sei unausstehlich. Weder bei Äschylus noch bei Dante, den strengen Meistern der Zartheit, weder bei Shakespeare, dem am reinsten Menschlichen von allen großen Künstlern, noch in sämtlichen keltischen Mythen und Legenden, darinnen die Lieblichkeit der Welt durch einen Tränennebel blinkt und das Leben eines Menschen nicht mehr gilt als das Leben einer Blume, gibt es irgend etwas, das an Einfachheit des Leidens, die sich der Erhabenheit der tragischen Wirkung paart und in ihr aufgeht, dem letzten Akt von Christi Leidensgeschichte gleich oder auch nur nahe käme. Das schlichte Mahl mit seinen Jüngern, von denen ihn einer schon des Gewinnstes willen verkauft hat; die Seelenangst in dem ruhigen, mondbeglänzten Garten — der falsche Freund tritt dicht an ihn heran, um ihn mit einem Kusse zu verraten; der Freund der noch an ihn glaubte und auf dem er wie auf einem Felsen eine Zufluchtsstätte für die Menschheit zu gründen gehofft hatte, verleugnet ihn, als der Hahn dem dämmernden Tag entgegenkräht — seine völlige Vereinsamung, seine Unterwürfigkeit und wie er sich allem fügt; daneben wiederum solche Szenen, da der

Hohepriester der Orthodoxie im Zorn sein Gewand zerreißt und der Beamte des bürgerlichen Gerichtshofs Wasser holen läßt in der eitlen Hoffnung, sich selbst von dem Fleck unschuldigen Blutes zu reinigen, der ihn zur Scharlachfigur der Geschichte macht; der Krönungsakt mit dem Dornenkranz — eine der wunderbarsten Begebenheiten in den Büchern aller Zeit — die Kreuzigung des Unschuldigen vor Augen seiner Mutter und des Jüngers, den er lieb hatte — die Soldaten spielen und würfeln um seine Kleider —, der schreckliche Tod, durch den er der Welt ihr ewigstes Symbol gab, und schließlich sein Begräbnis in der Gruft des reichen Mannes — sein Leichnam wird mit kostbaren Spezereien und Wohlgerüchen gesalbt und in ägyptische Leinwand gewickelt, als wär' er eines Königs Sohn: wenn man all das einzig und allein von der Warte der Kunst überschaut, muß man dafür dankbar sein, daß der feierlichste Gottesdienst der Kirche die Darstellung der Tragödie ohne das Blutvergießen ist: die mystische Vorführung der Leidensgeschichte des Herrn mit Hilfe von Dialog, Kostümen und Gesten, und der Gedanke ist für mich stets eine Quelle ehrfürchtiger Erhebung, daß sich der letzte Überrest des griechischen Chors, der der Kunst sonst verloren gegangen ist, in dem Ministranten findet, der dem Messe lesenden Priester antwortet.

Doch in seiner Gesamtheit ist das Leben Christi — so völlig können Leid und Schönheit in ihrer tieferen Bedeutung und ihrem greifbaren Ausdruck verschmelzen — tatsächlich ein Idyll, mag es auch damit enden, daß der Vorhang im Tempel zerreißt, Finsternis das Antlitz der Erde bedeckt und ein Stein vor des Grabes Tür gewälzt wird. Man stellt sich ihn immer als einen jungen Bräutigam im Kreise seiner Jünger vor, wie er sich ja auch an einer Stelle beschreibt — als einen Hirten, der mit seinen Schafen durch ein Tal streift auf der Suche nach grünen Auen oder einem kühlenden Strom, als einen Sänger, der die Mauern der Stadt Gottes durch Musik aufbaun möchte, als einen Liebenden, für dessen Liebe die ganze Welt nicht groß genug war. Seine Wunder dünken mich köstlich wie das Nahen des Lenzes und ebenso natürlich. Ich sehe durchaus keine Schwierigkeit darin, an einen solchen Zauber seiner Persönlichkeit zu glauben, daß seine bloße Gegenwart den gequälten Seelen Frieden brachte und daß die, welche sein Gewand oder seine Hände berührten, ihres Schmerzes vergaßen, oder daß, wenn er auf der Heerstraße des Lebens vorüberschritt, Leute, denen bisher des Lebens Geheimnis verborgen geblieben war, es jetzt deutlich sahen, und daß andre, die jedem Laut ihr Ohr verschlossen hatten außer dem der Freude, zum erstenmal die Stimme der Liebe vernahmen und sie „wohltönend wie Apollos Leier" fanden; oder daß üble Leidenschaften bei seiner Ankunft flohen und Menschen, deren stumpfes, phantasieloses Leben nur eine Form des Todes gewesen war, gleichsam aus dem Grab auferstanden, da er sie rief; oder daß die Menge, als er am Hang des Hügels predigte, ihres Hungers und Durstes und der Sorgen dieser Welt vergaß und daß seinen Freunden, die ihm lauschten, als er beim Mahle saß, die grobe Nahrung wohlschmeckte, das Wasser wie trefflicher Wein mundete und das ganze Haus von dem süßen Duft der Narden erfüllt war.

Renan sagt irgendwo in seinem „Leben Jesu" — dem anmutigen fünften Evangelium, dem Evangelium, das man nach dem heiligen Thomas nennen möchte —: Christi großes Werk sei es gewesen, daß er sich die Liebe, die er bei Lebzeiten besessen, nach seinem Tode zu erhalten gewußt habe. Sicherlich, wenn sein Platz unter den Dichtern ist, so führt er den Reigen der Liebenden. Er erkannte, daß die Liebe an erster Stelle das Geheimnis der Welt ist, nach dem die Weisen ausgeschaut hatten, und daß man sich nur durch Liebe dem Herzen des Aussätzigen und den Füßen Gottes nähern könne. Vor allem aber: Christus ist der höchste Individualist. Die Demut ist, wie die Künstler alle Erfahrungen hinnehmen, bloß eine Offenbarungsform. Nach der Seele des Menschen fahndet Christus immer. Er nennt sie „Gottes Königreich" — *ἡ βασιλεία τοῦ θεοῦ* — und findet sie bei jedem. Er vergleicht sie mit Kleinigkeiten: einem winzigen Saatkorn, einer Handvoll Laub, einer Perle. Aus dem Grunde: weil man seine Seele nur dadurch ausbildet, daß man alle fremden Leidenschaften, alle erworbne Kultur und allen äußerlichen Besitz — ob gut oder schlecht — abstreift.



Mit der Hartnäckigkeit meines Willens und mehr noch mit dem Widerspruchsgeist meines Wesens bäumte ich mich gegen alles auf, bis ich nichts, gar nichts mehr auf der Welt hatte, als Cyril. Ich hatte meinen Namen, meine Stellung, mein Glück, meine Freiheit, mein Vermögen eingebüßt. Ich war ein Sträfling und bettelarm. Aber noch war mir ein holder Besitz geblieben: meine Söhne. Da wurden sie mir plötzlich vom Gesetz genommen. Der Schlag war so betäubend, daß ich nicht aus noch ein wußte; ich warf mich auf die Knie, neigte das Haupt, weinte und sprach: „Der Leib eines Kindes ist wie der Leib des Herrn; ich verdiene sie beide nicht". Dieser Augenblick hat mich scheint's gerettet. Damals erkannte ich, daß es nichts andres für mich gäbe, als alles auf mich zu nehmen. Seitdem — es wird unzweifelhaft merkwürdig klingen — seitdem bin ich glücklicher gewesen.

Ich hatte nämlich die letzte Phase meiner Seele erreicht. In vieler Hinsicht war ich ihre treibende Kraft gewesen, aber ich fand, daß sie wie ein Freund auf mich wartete. Wenn man mit der Seele in Berührung kommt, läßt sie einen einfältig werden wie ein Kind, was man ja nach Christi Worten sein soll. Es ist tragisch, wie wenigen Menschen es vor ihrem Tode gelingt, „ihrer Seele habhaft zu werden". Emerson sagt: „Nichts ist bei einem Menschen so selten wie eine eigne Willenshandlung". Das trifft ganz zu. Die meisten Leute sind andre Leute. Ihre Gedanken sind die Meinungen andrer, ihr Leben ist Mimikry, ihre Leidenschaften sind ein Zitat. Christus war nicht nur der größte Individualist, sondern auch der erste in der Geschichte. Man hat versucht, aus ihm einen gewöhnlichen Philanthropen zu machen, vom Schlage der schauderhaften Philanthropen des neunzehnten Jahrhunderts, oder hat ihn als Altruisten unter die Ungebildeten und Gefühlsschwärmer eingereiht. In Wirklichkeit war er weder das eine noch das andre. Gewiß, er hat Mitleid mit den Armen, den Eingekerkerten, den Niedrigen und Elenden, aber er hat viel mehr Mitleid mit den Reichen, den eingefleischten

Hedonisten, mit denen, die ihre Freiheit verschwenden, indem sie Sklaven werden, mit denen, die in weichen Gewändern einhergehen und in königlichen Schlössern wohnen. Reichtum und Wohlleben schienen ihm größere Tragödien als Armut und Gram. Und was sein Altruismus anlangt — wer wußte besser als er, daß es Bestimmung und nicht freier Wille ist, was unsre Entschlüsse entscheidet, und daß man nicht Trauben von Dornenhecken, Feigen von Disteln pflücken kann? Für andre leben als ausgesprochner, klar erkannter Beruf: das war nicht seine Lehre. Nicht die Grundlage des Glaubens. Wenn er sagt: „Vergebet euren Feinden", so sagt er es nicht dem Feind zuliebe, sondern um unser selbst willen, und weil die Liebe schöner ist als der Haß. Wenn er den reichen Jüngling auffordert: „Verkaufe, was du hast, und gib es den Armen", so denkt er dabei nicht an die Lage der Armen, sondern an die Seele des Jünglings, die liebliche Seele, die unter dem Reichtum Not leidet. In seiner Lebensauffassung ist er eins mit dem Künstler, der wohl weiß, daß infolge des unvermeidlichen Gesetzes der Selbstvollendung der Dichter singen, der Bildhauer in Bronze denken, der Maler die Welt zum Spiegel seiner Stimmungen machen muß mit so unabänderlicher Gewißheit, wie der Hagedorn im Frühling blühen muß, das Getreide im Herbst zur goldnen Frucht reifen und der Mond auf seiner vorgezeichneten Bahn von der Scheibe zur Sichel, von der Sichel zur Scheibe werden.

Hat Christus also nicht zu den Menschen gesprochen: „Lebet für andere", so hat er doch dargetan, daß gar kein Unterschied zwischen dem Leben der andern und unserm eignen Leben besteht. Hierdurch gab er dem Menschen eine ausgedehnte, titanische Persönlichkeit. Seitdem er erschienen, ist die Geschichte jedes einzelnen Individuums die Weltgeschichte oder kann doch dazu werden. Allerdings, die Kultur hat die Persönlichkeit des Menschen gesteigert. Die Kunst hat unsern Myriadengeist erweckt. Wer das Künstlernaturell besitzt, der geht mit Dante ins Exil und lernt, daß das Salz das Brot der andern ist und wie steil ihre Stufen sind; der erlangt einen Augenblick die Heiterkeit und Ruhe Goethes und weiß dennoch nur zu gut, daß Baudelaire zu Gott aufschrie: „O Seigneur, donnez-moi la force et le courage de contempler mon corps et mon coeur sans dégoût"; der holt aus Shakespeares Sonetten — sich selbst vielleicht zum Schaden — das Geheimnis seiner Liebe heraus und macht es sich zu eigen; der sieht das moderne Leben mit andern Augen, weil er einem von Chopins Nocturnen gelauscht oder sich mit griechischen Künsten abgegeben oder die Geschichte der Leidenschaft eines toten Mannes gelesen hat zu einer toten Frau, deren Haar feinen Goldfäden, deren Mund einem Granatapfel glich.

Aber dieses Mitfühlen des künstlerischen Temperaments richtet sich notwendigerweise auf das, was zum Ausdruck gebracht worden ist. In Worten oder Farben, in Tönen oder in Marmor, hinter den gemalten Masken eines Äschyleischen Dramas oder durch die durchbohrten und aneinander gefügten Schilfrohre eines sizilischen Hirten muß der Mann und sein Liebesbund offenbart worden sein. Darstellung ist dem Künstler die einzige Form, unter der er das Leben überhaupt

begreifen kann. Für ihn ist tot, was stumm ist. Anders bei Christus. Mit einer wunderbar umfangreichen Phantasie, die einen geradezu mit heiliger Scheu erfüllt, erkor er die ganze Welt des Unausgesprochenen, die Welt des Schmerzes, die keine Stimme hat, zu seinem Königreich und machte sich selbst zu ihrem ewigen Sprachrohr. Wie ich schon erwähnt habe: die da stumm sind in ihrem Elend und „deren Schweigen nur von Gott vernommen wird", die wählte er sich zu Brüdern. Er suchte, das Auge des Blinden, das Ohr des Tauben und ein Notschrei auf den Lippen derer zu werden, denen die Zunge gebunden war. Sein Wunsch war es, den Myriaden, die keine Sprache gefunden hatten, eine Drommete zu sein, durch die sie zum Himmel rufen könnten. Und da er vermöge der künstlerischen Natur eines, dem Leiden und Kummer Formen waren, durch die er seinen Schönheitsbegriff verwirklichen konnte, inne ward, daß eine Idee wertlos ist, bis sie Fleisch wird und zum Bilde, so machte er aus sich das Bild des Leidenden, und als solcher hat er die Kunst angeregt und beherrscht, wie es niemals einem griechischen Gotte vergönnt war. Denn die griechischen Götter waren trotz dem Weiß und Rot ihrer schönen, geschmeidigen Gliedmaßen in Wirklichkeit nicht das, was sie zu sein schienen. Die geschwungne Stirn Apolls glich der Sonnenscheibe, die in der Dämmerung über einem Hügel steht, und seine Füße den Fittichen des Morgens; aber er selbst war grausam gegen Marsyas und beraubte Niobe ihrer Kinder. In den Stahlschilden der Augen Athenes blitzte kein Erbarmen mit Arachne. Die prunkvolle Hoheit und die Pfauen Heras waren alles, was wirklich vornehm an ihr war. Und der Vater der Götter selbst hatte die Menschentöchter gar zu gern.

Die beiden tief bedeutungsvollen Gestalten der griechischen Mythologie waren in der Religion Demeter, eine irdische Gottheit, keine der Olympischen, und in der Kunst Dionys, der Sohn einer Sterblichen, für die der Augenblick seiner Geburt zugleich der Augenblick ihres Todes ward. Aber das Leben selbst brachte aus seiner lieblichsten, schlichtesten Sphäre eine viel herrlichere Wundergestalt hervor, als es die Mutter Proserpinas oder der Sohn der Semele war. Aus der Zimmermannswerkstatt in Nazareth erstand eine unendlich größere Persönlichkeit, als sie je Mythen und Sagen ersonnen, eine Persönlichkeit, die seltsamerweise dazu bestimmt war, der Welt die geheimnisvolle Bedeutung des Weins und die wahrhafte Schönheit der Lilien des Feldes zu enthüllen, wie es keiner je auf dem Kithäron oder in Enna getan hatte. Die Worte Jesaias: „Er war der allerverachtetste und unwerteste, voller Schmerzen und Krankheit. Er war so verachtet, daß man das Angesicht vor ihm verbarg", hatten ihm wie eine Vorankündigung seiner selbst geklungen, und die Prophezeiung ward an ihm erfüllt.

Wir dürfen uns einer solchen Phrase nicht scheun. Jedes Kunstwerk ist die Umwandlung einer Idee in ein Bild. Jedes menschliche Wesen sollte die Verwirklichung eines Ideals sein, entweder in den Augen Gottes oder der Menschen. Christus fand den Typus vor und bildete ihn aus, und der Traum eines Virgilischen Dichters in Jerusalem oder Babylon erfüllte sich im Verlauf der Jahrhunderte durch ihn, auf dessen Ankunft die Welt harrte. „Seine Gestalt war häß-

licher denn anderer Leute und sein Ansehen denn der Menschen Kinder": das hatte Jesaia unter den Erkennungsmerkmalen des neuen Ideals aufgezeichnet.

Sobald die Kunst verstand, was damit gemeint war, brach sie auf wie ein Blumenkelch in Gegenwart dessen, an dem die Wahrheit in der Kunst zutage trat wie nie zuvor. Denn ist das nicht Wahrheit in der Kunst, wie ich schon sagte, wenn die Seele Fleisch wird, der Leib eins mit dem Geist und sich die Form offenbart?

Zum Bedauerlichsten in der Geschichte gehört es für mich, daß die christliche Renaissance, die den Dom in Chartres, den Legendenzyklus von König Arthur, das Leben des heiligen Franz von Assisi, die Kunst Giottos und Dantes Göttliche Komödie hervorgebracht hatte, in ihrer eignen Bahn sich nicht weiter entwickeln durfte, sondern gehemmt und beeinträchtigt wurde von der traurigen klassischen Renaissance, die uns Petrarca schenkte und Raphaels Fresken und Palladios Architektonik und die formenstarre französische Tragödie und die St. Pauls-Kirche und Popes Dichtung und alles, was von außen stammt und toten Regeln entspringt, statt von innen zu kommen aus einem belebenden Geiste heraus. Allein überall, wo es eine romantische Bewegung in der Kunst gibt, ist irgendwie unter irgend einer Gestalt Christus oder Christi Seele. Er ist in „Romeo und Julia", im „Wintermärchen", in der provenzalischen Poesie, in Coleridges „Altem Matrosen", in der „Belle Dame sans merci" und in Chattertons „Ballade von der Barmherzigkeit". Wir verdanken ihm die unterschiedlichsten Dinge und Menschen. „Les Misérables" von Hugo, Baudelaires „Fleurs du Mal", die Mitleidsnote in russischen Romanen, das bunte Glas und die Tapeten und die Quattrocento-Arbeiten von Burne-Jones und Morris, Verlaine und seine Gedichte gehören zu ihm ebenso wie der Glockenturm Giottos, Lancelot und Guinevere, Tannhäuser, die qualvollen romantischen Marmorwerke Michelangelos und der Spitzbogenstil. Auch die Liebe zu Kindern und Blumen. Für beide war in der klassischen Kunst nur wenig Raum übrig, kaum so viel, daß sie darin wachsen und spielen konnten. Doch vom zwölften Jahrhundert an bis herab zu unsern Tagen sind sie immerwährend unter verschiedenen Formen und zu verschiedenen Zeiten erschienen — launenhaft und eigenwillig, wozu Kinder und Blumen neigen. Der Lenz machte einem stets den Eindruck, als ob sich die Blumen versteckt hätten und nur ans Licht der Sonne träten, aus Furcht, die Erwachsenen möchten es müde werden, nach ihnen auszuschaun, und nicht weiter suchen. Und das Leben eines Kindes war nicht mehr als ein Apriltag, an dem es für die Narzissen bald regnet, bald die Sonne scheint.

Das Phantasiereiche in Christi eignem Wesen macht ihn zum Puls und Mittelpunkt der Romantik. Die seltsamen Tropen im poetischen Drama und in der Ballade werden von der Phantasie andrer erdacht, aber Jesus von Nazareth erschuf sich völlig aus seiner eignen Phantasie. Der Angstschrei Jesaias hatte wirklich mit seinem Erscheinen nicht mehr zu tun, als das Lied der Nachtigall damit, daß der Mond aufgeht — nicht mehr, doch vielleicht auch nicht weniger. Er war sowohl die Verneinung wie die Bestätigung des Prophetenwortes. Auf jede

Erwartung, die er erfüllte, kam eine andre, die er vernichtete. „In aller Schönheit," sagt Bacon, „liegt eine wundersame Symmetrie", und von denen, die vom Geiste geboren sind, will sagen: die wie er dynamische Kräfte sind, sagt Christus, daß sie dem Winde gleichen, der „bläset, wo er will, aber du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt." Darum bezaubert er die Künstler so. Ihm eignen alle farbigen Lebenselemente: Rätsel, Neuheit, Pathos, Inspiration, Verzückung, Liebe. Er wendet sich an den Wunderglauben und erzeugt jene Stimmung, aus der heraus er einzig verstanden werden kann. Mit Freuden denke ich daran, daß, wenn er allumfassende Phantasie ist, die Welt aus demselben Stoffe ist.

Im „Dorian Gray" habe ich gesagt, die großen Sünden der Welt vollzögen sich im Hirn. Im Hirn vollzieht sich aber alles. Wir wissen nicht, daß wir mit dem Auge nicht sehn und mit dem Ohre nicht hören. Auge und Ohr sind in Wirklichkeit Leitungskanäle der Sinneseindrücke — zweckdienliche oder auch nicht. Im Hirn ist der Mohn rot, duftet der Apfel, singt die Feldlerche.

Seit einiger Zeit studiere ich mit heißem Bemühn die vier Prosagedichte, die von Christus handeln. Zu Weihnachten gelang es mir, ein griechisches Testament aufzutreiben. Jeden Morgen, wenn ich meine Zelle gereinigt und mein Zinngeschirr geputzt hatte, las ich ein wenig in den Evangelien, etwa ein Dutzend Verse, die ich aufs Geratewohl herausgriff. Es ist eine entzückende Art, den Tag damit zu beginnen. Jeder sollte es tun, selbst wenn er ein stürmisches, schlecht geregeltes Leben führt. Man hat es — zur rechten Zeit und am falschen Ort — so zu Tode gehetzt, daß darunter die Naivetät, die Frische, der schlichte, romantische Reiz der Evangelien gelitten haben. Wir hören sie viel zu oft und viel zu schlecht lesen, und alle Wiederholungen sind geisttötend. Kehrt man aber zum Griechischen zurück, so ist es einem, als träte man aus enger, dunkler Stube in einen Liliengarten. Mir gewährt der Gedanke doppeltes Vergnügen, daß wir höchst wahrscheinlich die tatsächlichen Ausdrücke, ipsissima verba Christi hier vor uns haben.

Früher herrschte allgemein die Ansicht, Christus habe aramäisch gesprochen. Sogar Renan dachte das noch. Jetzt aber wissen wir, daß die Bauern in Galiläa zwei Sprachen redeten, wie heutzutage die irischen Bauern, und das Griechisch in ganz Palästina, ja im ganzen Orient die übliche Verkehrssprache war. Ich konnte mich nie mit dem Gedanken befreunden, daß wir die eignen Worte Christi nur durch die Übersetzung einer Übersetzung kennen sollten. Mit Entzücken denke ich jetzt daran, daß, so weit eine Unterhaltung in Frage kommt, Charmides ihm gelauscht, Sokrates mit ihm philosophiert, Plato ihn verstanden haben könnte, und daß er wirklich sagte: „*Ἐγώ εἰμι ὁ οπιμὴν ὁ καλός*"; daß, als er der Lilien auf dem Felde gedachte, die nicht arbeiten und nicht spinnen, seine Worte genau lauteten: „*Καταμάθετε τὰ κρίνα τοῦ ἀγροῦ πῶς αὐξάνει· οὐ κοπιᾷ, οὐδὲ νήθει*"; und daß sein letzter Angstschrei wortgetreu hieß, wie es uns Johannes mitteilt: „*Τετέλεσται*" — nichts weiter.

Beim Lesen der Evangelien — zumal dessen, das Johannes selbst verfaßt hat oder sonst irgend ein Gnostiker der Frühzeit, der seinen Namen und Mantel annahm —

erblicke ich darin, wie sich die Phantasie beständig geltend macht, die Grundlage alles geistigen und materiellen Lebens. Ich sehe ferner, daß für Christus die Phantasie einfach eine Form der Liebe und die Liebe im vollsten Sinne des Wortes Herr war.

Ungefähr vor sechs Wochen erlaubte mir der Arzt Weißbrot zum Essen statt des groben schwarzen oder braunen Brotes, der üblichen Gefängniskost. Für jedermann ist es ein Leckerbissen. Mir bedeutet es so viel, daß ich nach jeder Mahlzeit noch behutsam alle Krumen auflese, die auf meinem Zinnteller übrig geblieben oder auf das rauhe Handtuch gefallen sind, das man über seinen Tisch deckt, um ihn nicht zu beschmutzen. Ich tue das nicht aus Hunger — jetzt bekomme ich völlig ausreichend zu essen —, sondern einfach, damit nichts von dem, was man mir gibt, verschwendet werde. So sollte man es mit der Liebe halten. Christus besaß, wie alle bestrickenden Persönlichkeiten, die Gabe, nicht nur selbst Schönes zu sagen, sondern sich auch von andern Schönes sagen zu lassen. Ich liebe die Geschichte, die uns Markus von dem griechischen Weib erzählt, das, als Jesus, um ihren Glauben zu prüfen, zu ihr sprach, er könne ihr nicht das Brot der Kinder Israel geben, ihm antwortete: „Die Hündlein — *κυνάρια* — unter dem Tische essen von den Brosamen der Kinder".

Die meisten Menschen leben für Liebe und Bewunderung. Wir sollten durch Liebe und Bewunderung leben. Erweist man uns Liebe, so sollten wir erkennen, daß wir ihrer ganz unwert sind. Niemand verdient geliebt zu werden. Die Tatsache, daß Gott die Menschen liebt, beweist, daß in der göttlichen Anordnung der ideellen Güter geschrieben steht, ewige Liebe solle dem ewig Unwürdigen geschenkt werden. Oder, wenn der Satz zu bitter klingt, sagen wir so: jeder verdient Liebe, nur der nicht, der glaubt, daß er sie verdiene. Das Sakrament der Liebe sollte man knieend empfangen, und das „Domine, non sum dignus" sollte denen, die es erhalten, auf den Lippen schweben und im Herzen stehn.


enn ich je wieder etwas schreibe, ich meine: ein Kunstwerk schaffe, möchte ich mich just über und durch zwei Themen auslassen. Das eine heißt „Christus als Vorläufer der romantischen Bewegung im Leben"; das andere „Künstlerleben und Lebenskunst". Das erste ist natürlich außerordentlich verlockend; denn ich erblicke in Christus nicht nur die wesentlichen Merkmale des höchsten romantischen Typus, sondern auch die Zufälligkeiten und sogar die Sprunghaftigkeit des romantischen Temperaments. Er hat als erster die Menschen aufgefordert, ein blumengleiches Leben zu führen. Er hat den Ausdruck geprägt. Ihm galten die Kinder als Muster dessen, was man streben sollte zu werden. Er hielt sie ihren Eltern als Vorbild entgegen; das ist meiner Ansicht nach auch der Hauptzweck der Kinder, wofern das Vollkommne einen Zweck haben sollte. Dante beschreibt die Seele eines Menschen, wie sie aus der Hand des Schöpfers hervorgeht, „weinend und lachend wie ein kleines Kind", und auch Christus erkannte, daß die Seele eines jeden sein sollte eine „guisa di fanciulla che piangendo e ridendo pargoleggia". Er fühlte, daß das Leben wechselvoll, flüssig, handlungsreich und daß es der Tod

sei, wenn man es in irgend eine feste Form zwängen lasse. Er sah ein, daß die Menschen die materiellen Interessen des Tages nicht zu ernst nehmen sollten; daß es etwas Großes sei, unpraktisch zu sein, daß man sich über Handel und Wandel nicht zu viel Gedanken machen solle. Die Vögel kümmerten sich ja auch nicht darum, warum sollten es die Menschen? Es ist allerliebst, wenn er sagt: „Sorget nicht für den anderen Morgen! Ist nicht das Leben mehr denn die Speise? und der Leib mehr denn die Kleidung?" Letzteres hätte ein Grieche sagen können, so sehr spricht sich darin griechisches Denken und Fühlen aus. Aber Christus allein konnte beides sagen und damit für uns die Summe des Lebens zusammenfassen.

Seine Moral ist ganz auf Mitleiden gegründet, eben was Moral sein sollte. Hätte er nichts weiter gesagt als: „Ihr sind viele Sünden vergeben, denn sie hat viel geliebet", es hätte sich verlohnt, für ein solches Wort zu sterben.

Seine Gerechtigkeit ist durchaus poetische Gerechtigkeit, genau das, was Gerechtigkeit sein sollte. Der Bettler kommt in den Himmel, weil er unglücklich gewesen ist. Ich kann mir keinen besseren Grund dafür denken. Die Leute, die eine Stunde am kühlen Abend im Weinberg arbeiten, erhalten ebenso viel Belohnung wie die, welche sich den ganzen Tag über in der heißen Sonne abgemüht haben. Warum auch nicht? Verdient hat wahrscheinlich keiner etwas. Oder aber sie waren vielleicht Menschen von andrer Art.

Christus konnte die stumpfen, lebentötenden, mechanischen Systeme nicht ausstehn, die die Menschen wie Dinge und folglich alle gleich behandeln. Gesetze gab es für ihn nicht, nur Ausnahmen, als ob jeder und jedes auf der Welt seinesgleichen nicht noch einmal hätte. Das, was der Grundton in der romantischen Kunst ist, war für ihn die eigentliche Basis des natürlichen Lebens. Eine andre sah er nicht. Und als man ein Weib zu ihm brachte, das auf frischer Tat im Ehebruch ergriffen war, und ihm ihr Urteil, wie es im Gesetz geboten war, vorwies und ihn fragte, was geschehn solle, da schrieb er mit dem Finger auf die Erde, wie wenn er sie nicht höre, und als sie von neuem in ihn drangen, da blickte er schließlich auf und sprach: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie". Es verlohnte sich, für ein solches Wort zu leben.

Wie alle Dichternaturen, liebte er die Unwissenden. Er wußte, daß in der Seele eines Unwissenden stets Raum für eine große Idee ist. Aber die Dummen waren ihm unerträglich, besonders die, welche die Erziehung verdummt hat: Leute, die den Kopf voll Gedanken haben, davon sie keinen einzigen wirklich verstehn — ein Typus, wie er in der modernen Zeit vornehmlich ausgebildet ist und den Christus erläutert hat, als er einen beschreibt, der den Schlüssel zum Wissen hat, ihn aber nicht gebrauchen kann und andern den Gebrauch deshalb nicht gestatten will, wenn der Schlüssel auch den Zweck hat, das Tor zu Gottes Reich zu öffnen.

Sein Hauptkrieg war jedoch gegen die Philister gerichtet. Diesen Krieg hat jedes Kind des Lichts zu führen. Das Philistertum war das Kennzeichen des Zeitalters und des Staates, darin er lebte. In ihrer schwerfälligen Unzugänglichkeit, ihrer albernen Ehrbarkeit, ihrer langweiligen Orthodoxie, ihrer Anbetung

der Tagesgötzen, ihrer völligen Befangenheit in grob materialistischen Lebensfragen, ihrem lächerlichen Selbstdünkel und ihrer Wichtigtuerei waren die Juden in Jerusalem zur Zeit Christi genau das Seitenstück zum britischen Philister unsrer Tage. Christus verspottete die „übertünchten Gräber" der Ehrbarkeit und hat diesen Ausdruck für alle Zeiten geprägt. Er behandelte den weltlichen Erfolg als etwas durchaus Verächtliches. Er sah gar nichts darin. Er betrachtete den Reichtum als eine Beschwer für den Menschen. Er wollte von einem Leben nichts wissen, das irgend einem philosophischen oder ethischen System geopfert wird. Er setzte auseinander, daß Formen und Bräuche für den Menschen da seien, aber nicht der Mensch für Formen und Bräuche. Er hielt die Grundsätze der Sabbatarier für etwas Nichtiges. Die kalte Philanthropie, das Schaugepränge der öffentlichen Wohltätigkeitsanstalten, der lästige Formalismus, der dem Mittelstand so ans Herz gewachsen ist, wurden von ihm mit äußerstem, unerbittlichem Hohn gegeißelt. Was so Orthodoxie heißt, ist uns bloß ein bequemes, geistloses Ja- und Amen-Sagen; ihnen aber war es und in ihrer Hand ward es eine furchtbare, lähmende Tyrannei. Christus räumte damit auf. Er bewies, daß es einzig und allein auf den Geist ankäme. Es bereitete ihm hohe Lust, ihnen klar zu machen, daß sie zwar beständig das Gesetz und die Propheten läsen, in Wirklichkeit aber nicht die geringste Ahnung hätten, was beide zu bedeuten haben. Im Gegensatz zu ihnen, die jeden einzelnen Tag mit seiner starren Schablone vorgeschriebner Pflichten verzehnteten, ebenso wie sie Minze und Till verzehnteten, predigte er, wie es über alle Maßen wichtig sei, durchaus dem Augenblick zu leben. Die er von ihren Sünden erlöste, die wurden erlöst um des Schönen willen, das ihnen noch im Leben aufgespart blieb. Als Maria Magdalena Christus erblickt, zerbricht sie die kostbare Alabastervase, die ihr einer ihrer sieben Liebhaber geschenkt hatte, und gießt die wohlriechenden Salben über seine ermüdeten, staubigen Füße aus; dieses einen Moments wegen sitzt sie für alle Zeiten mit Ruth und Beatrice unter den Gewinden aus schneeweißen Rosen im Paradiese.

Alles, was Christus in leise mahnendem Tone zu uns spricht, ist, daß jeder Augenblick schön, daß die Seele stets zur Ankunft des Bräutigams gerüstet sein und immer auf die Stimme des Liebenden warten sollte.

Das Philistertum ist einfach der Teil des menschlichen Wesens, der nicht von der Phantasie erhellt wird. Christus betrachtet alle lieblichen Einflüsse des Lebens als Lichtgattungen: die Phantasie selbst ist das Weltenlicht, *τὸ φῶς τοῦ κόσμου*; die Welt ist von ihm erschaffen, und sie kann es doch nicht fassen. Darum ist die Phantasie nur eine Offenbarung der Liebe, und die Liebe und die Fähigkeit zu lieben unterscheiden ein Geschöpf vom andern.

Aber am romantischsten im Sinne von am wirklichsten ist er, wenn er es mit dem Sünder zu tun hat. Von jeher hat die Welt den Heiligen geliebt als die nächstmögliche Stufe zur Vollendung Gottes. Christus scheint vermöge eines göttlichen Instinkts den Sünder immerdar geliebt zu haben als die nächstmögliche Stufe zur Vollendung des Menschen. Sein vornehmlichster Zweck war nicht,

die Leute zu bessern, so wenig wie es sein vornehmlichster Zweck war, Leiden zu lindern. Ihm kam es nicht darauf an, einen interessanten Dieb in einen langweiligen anständigen Menschen zu verwandeln. Er hätte von einer Gesellschaft zur Unterstützung haftentlassener Sträflinge und ähnlichen modernen Bestrebungen nicht viel gehalten. Die Bekehrung eines Zöllners zu einem Pharisäer wäre ihm gewiß nicht als Heldentat erschienen. Doch er erachtete in einer von der Welt noch nicht begriffenen Weise die Sünde und das Leiden als etwas an sich Schönes und Heiliges, als Grade der Vollendung.

Das klingt sehr gefährlich. Ist es auch. Alle großen Ideen sind gefährlich. Ein Zweifel daran, daß dies Christi Glaube war, ist nicht zulässig. Der Sünder muß natürlich bereun. Aber warum? Einfach aus dem Grunde, weil er sonst nicht imstande wäre, das, was er getan hat, zu erfassen. Der Moment der Reue ist der Moment der Weihe. Ja, noch mehr: ist das Mittel, durch das man seine Vergangenheit ändert. Die Griechen hielten das für unmöglich. In ihren Gnomen und Aphorismen heißt es oft: „Nicht einmal die Götter können die Vergangenheit ändern". Christus bewies, daß der gemeinste Sünder dazu in der Lage sei; daß es das einzige sei, was er tun könne. Hätte man Christus gefragt, er würde gesagt haben: ich bin dessen ganz sicher, daß der verlorne Sohn, nachdem er sein Gut mit Dirnen verpraßt und dann die Schweine gehütet und Hunger gelitten und nach den Trebern begehrt hatte, die sie aßen, in dem Augenblick, da er auf die Knie fiel und weinte, all das zu schönen, heiligen Momenten seines Lebens machte.

Den meisten Menschen wird es schwer, den Gedanken zu begreifen. Vielleicht muß man im Gefängnis gewesen sein, um ihn zu verstehn. Dann verlohnte es sich der Mühe, im Gefängnis zu sitzen.

Christi Gestalt hat etwas so Einziges. Gewiß, gerade so wie der Dämmerung trügerische Lichtschimmer voraufgehn, wie die Sonne plötzlich an Wintertagen so hell scheint, daß sich der vorsichtige Krokus verlocken läßt, sein Gold vor der Zeit zu verschwenden, und ein törichter Vogel seinem Weibchen zuruft, das Nest auf den kahlen Zweigen zu baun: so gab es Christen vor Christus. Dafür sollten wir dankbar sein. Leider hat es nur seitdem keine mehr gegeben. Mit einer Ausnahme: Franz von Assisi. Aber ihm hatte Gott bei seiner Geburt die Seele eines Dichters verliehen, so wie er selbst, da er noch ganz jung war, in mystischer Ehe die Armut zu seiner Braut erkoren hatte; und mit der Seele eines Dichters und dem Leib eines Bettlers fand er ohne Schwierigkeit den Weg zur Vollendung. Er verstand Christus und ward ihm dadurch ähnlich. Wir wollen nicht vom Liber Conformitatum belehrt sein, daß das Leben des heiligen Franz die wahre Imitatio Christi war — ein Gedicht, im Vergleich mit dem das Buch jenes Namens bare Prosa ist. In der Tat, das ist in letztem Betracht der Reiz, der von Christus ausgeht: er gleicht völlig einem Kunstwerk. Er lehrt uns wirklich gar nichts, sondern wir werden etwas, dadurch daß wir seiner Gesellschaft teilhaftig werden. Und jeder ist dazu prädestiniert, mit ihm zu verkehren. Einmal mindestens im Leben wandelt jeder von uns mit Christus nach Emmaus. — — —



as das andre Thema betrifft, „Künstlerleben und Lebenskunst", so wird man es zweifellos merkwürdig finden, daß ich es mir wähle. Die Menschen deuten auf das Zuchthaus in Reading und sagen: „Dahin führt einen Menschen das Künstlerleben". Es könnte einen zu noch schlimmeren Stätten führen. Mechanischere Leute, denen das Leben eine arglistige Spekulation ist, die von einer sorgfältigen Berechnung der dazu nötigen Mittel und Wege abhängt, wissen allezeit, wohin sie gehn, und gehn auch dahin. Sie treten mit dem idealen Lebenszweck auf den Plan, Kirchendiener zu werden, und einerlei, auf welchen Posten sie gestellt werden, das gelingt ihnen auch. Mehr nicht. Ein Mann, der danach trachtet, etwas zu werden, das nicht in ihm liegt: ein Parlamentsmitglied, ein erfolgreicher Grünkramhändler, ein hervorragender Anwalt, Richter oder sonst etwas gleich langweiliges, sieht allemal sein Streben von Erfolg gekrönt. Das ist seine Strafe. Wer eine Larve will, der muß sie auch tragen.

Doch mit den treibenden Kräften des Lebens und denen, die diese Kräfte verkörpern, verhält es sich anders. Menschen, die nur auf die Entfaltung ihres eignen Ichs aus sind, wissen niemals, wohin sie ihr Weg führt. Sie können es nicht wissen. In einer Bedeutung des Wortes ist es natürlich nötig, sich selbst zu erkennen, wie es das griechische Orakel verlangte; das ist der erste Schritt zu allem Wissen. Aber die Erkenntnis, daß die Menschenseele unergründlich ist, ist der Weisheit letzter Schluß. Wir selbst sind das Endgeheimnis. Hat man die Sonne auf die Wagschale gelegt, den Lauf des Mondes gemessen und die sieben Himmel Stern für Stern auf der Karte verfolgt, so bleibt noch eins übrig: wir selbst. Wer kann die Bahn seiner eignen Seele berechnen? Als der Sohn ausging, seines Vaters Eselinnen zu suchen, wußte er nicht, daß ein Mann Gottes mit dem Krönungssalböl auf ihn wartete, und daß seine Seele bereits die Seele eines Königs war. Ich hoffe, so lange am Leben zu bleiben und solche Werke zu schaffen, daß ich am Ende meiner Tage sprechen darf: „Da seht ihr es nun, wohin das Künstlerleben einen Menschen führt!"

Zu den vollendetsten Leben, die mir, soweit meine Erfahrung reicht, begegnet sind, gehören das Leben Verlaines und das des Fürsten Kropotkin. Beides Männer, die jahrelang im Gefängnis gesessen haben: Verlaine der einzige christliche Dichter seit Dante, der andere ein Mann mit der Seele jenes schönen, weißen Christus, der aus Rußland hervorzugehn scheint. Während der letzten sieben oder acht Monate habe ich, trotz einer Reihe großer Unannehmlichkeiten, die ohne Unterbrechung von der Außenwelt an mich herangetreten sind, enge Fühlung unterhalten mit einem neuen Geist, der in diesem Gefängnis Menschen und Dinge beseelt und mir mehr, als ich es in Worten auszudrücken vermöchte, zu gute gekommen ist. Habe ich im ersten Jahre meiner Haft nichts andres getan, so weit ich mich erinnern kann, als daß ich in ohnmächtiger Verzweiflung die Hände rang und ausrief: „Was für ein Ende, was für ein entsetzliches Ende!" so versuche ich jetzt mir zu sagen und sage auch manchmal, wenn ich mich nicht selbst quäle,

wirklich und aufrichtig: „Was für ein Anfang, was für ein wunderbarer Anfang!" Das mag es wahrhaft werden. Und wenn es dazu kommt, so verdanke ich viel dieser neuen Persönlichkeit, die hier das Leben aller geändert hat. Die Dinge an sich sind von geringer Bedeutung — laßt uns wenigstens einmal der Philosophie für etwas danken, das sie uns gelehrt hat — ich meine nicht die Vorschriften, denn die sind nach eisernen Regeln bestimmt, aber der Geist, der in ihnen waltet. Ihr könnt das ermessen, wenn ich euch versichre: wär' ich im letzten Mai auf freien Fuß gesetzt worden, wie ich es ja wünschte, ich hätte diesen Ort voll Abscheu verlassen und mit so bittrem Haß auf alle Beamten, daß er mein Leben vergiftet hätte. Ich mußte noch ein Jahr Kerkerhaft erdulden, aber für uns alle war Menschlichkeit in diese Mauern eingezogen; wenn ich jetzt los komme, werde ich mich stets der großen Freundlichkeit erinnern, die ich hier fast von allen erfahren habe, und am Tag meiner Entlassung will ich vielen danken und sie meinerseits bitten, mich im Andenken zu bewahren.

Die Gefängniseinrichtungen sind durch und durch verkehrt. Ich gäbe alles darum, wenn ich hierin später Wandel schaffen könnte. Ich habe auch vor, es zu versuchen. Aber nichts in der Welt ist so verkehrt, daß es der Geist der Humanität, der der Geist der Liebe ist, der Geist Christi, den man nicht in Kirchen antrifft, wenn auch nicht ins rechte Geleise bringen, so doch ohne allzu große Verbitterung erträglich machen könnte.

Ich weiß ferner, daß da draußen vieles meiner harrt, was entzückend ist: von dem angefangen, was der heilige Franz von Assisi „meinen Bruder den Wind" und „meine Schwester das Wasser" nennt — beides eine Wonne —, bis zu den Schaufenstern der Läden und dem Sonnenuntergang in großen Städten. Wenn ich eine Liste machen wollte von alle dem, was noch in mir ruht, ich wüßte nicht, wo ich aufhören sollte: denn wahrlich Gott hat die Welt ebenso gut für mich wie für irgend jemand erschaffen. Vielleicht trete ich sogar hinaus im Besitze von etwas, das ich zuvor nicht kannte. Ich brauche nicht zu sagen, daß für mich eine Moralreform ebenso bedeutungslos und abgeschmackt ist wie theologische Reformen. Allein während es ein Beweis von unwissenschaftlicher Heuchelei wäre, wenn man Pläne schmieden wollte, sich zu bessern, ist es das Vorrecht derer, die gelitten, sich vertieft zu haben. Das ist, glaube ich, bei mir der Fall. Gäbe einer meiner Freunde nach meiner Entlassung ein Fest und lüde mich nicht dazu ein, so wäre mir gar nichts daran gelegen. Ich kann mit mir selbst ganz glücklich sein. Wer könnte mit Freiheit, Blumen, Büchern und dem Mond nicht ganz glücklich sein? Außerdem passen Feste nicht mehr zu mir. Ich habe zu viele gegeben, um ihnen noch einen Reiz abgewinnen. Dieser Teil des Lebens ist für mich vorüber — sehr zu meinem Glück, möchte ich sagen. Aber wenn einer meiner Freunde nach meiner Entlassung einen Kummer hätte und mir nicht gestatten wollte, ihn zu teilen, das würde ich schmerzlich empfinden. Wenn er mir die Tore des Trauerhauses verschlösse, würde ich immer wieder kommen und um Einlaß bitten, damit ich daran Anteil nähme, wozu ich befugt wäre. Wenn er mich für unwürdig hielte, für ungeeignet,

mit ihm zu weinen, so würde ich es als die grausamste Erniedrigung betrachten, als die Schrecklichste Art, auf die mir ein Schimpf zugefügt werden könnte. Aber das wäre ja gar nicht möglich. Ich habe ein Recht, den Gram zu teilen; wer die Lieblichkeit der Welt schaun, ihren Gram teilen und etwas von dem Wunderbaren, das in beiden liegt, ermessen kann, der steht in unmittelbarer Berührung mit dem Göttlichen und ist Gottes Geheimnis so nahe gekommen, wie es irgend jemand vermag.



Vielleicht dringt auch in meine Kunst, nicht minder als in mein Leben, eine noch tiefere Note ein, eine Note von größerer Einheitlichkeit der Leidenschaften und stärkerer Unmittelbarkeit. Intensivität, nicht Extensivität ist das wahre Ziel der modernen Kunst. Wir haben es in der Kunst nicht mehr mit dem Typus zu tun; sondern mit der Ausnahme. Ich kann meine Leiden nicht in eine Form bringen, in der sie aufgetreten sind. Die Kunst fängt erst da an, wo die Nachahmung aufhört. Aber ein Etwas muß irgendwie in mein Werk kommen: ein vollerer Erinnerungsklang oder auch Worte von reicherer Melodie, seltsameren Farbenwirkungen, schlichtem architektonischem Gefüge — auf jeden Fall ästhetische Werte.

Als Marsyas aus der Scheide seiner Glieder gezogen wurde — della vagina delle membra sue, um eins von Dantes furchtbarsten, taciteischen Bildern zu gebrauchen —, da war es mit seinem Lied zu Ende, sagten die Griechen. Apollo war Sieger geblieben. Die Hirtenflöte war der Leier unterlegen. Aber vielleicht befanden sich die Griechen im Irrtum. Ich höre in der modernen Kunst häufig Marsyas rufen: bitter bei Baudelaire, süß und klagend bei Lamartine, geheimnisvoll bei Verlaine. In den hingehaltenen Auflösungen der Chopinschen Musik. In dem Mißvergnügen, das die immer wiederkehrenden Frauengesichter bei Burne-Jones umwittert. Sogar Matthew Arnold, dessen Gedicht „Callicles" von dem „Triumph der süßen, eindrucksvollen Leier" und dem „berühmten schließlichen Siege" in so hellen Tönen von lyrischer Schönheit erzählt — sogar er hat in der angstvollen Unterstimme seiner Verse, aus denen Zweifel und Pein klingen, ein gut Teil davon. Weder Goethe noch Wordsworth konnten das verhindern, obwohl er sich beiden abwechselnd anschloß. Und wenn er „Thyrsis" zu beklagen oder von dem „Zigeuner-Studenten" zu singen versucht, muß er zur Hirtenflöte greifen, um diese Weise wiederzugeben. Einerlei nun, ob der phrygische Faun verstummte oder nicht: ich kann es nicht. Mir ist Darstellen eine Notwendigkeit, wie es Blätter und Blüten den schwarzen Ästen der Bäume sind, die über die Gefängnismauern ragen und ruhelos im Winde schwanken. Zwischen meiner Kunst und der Welt klafft jetzt eine weite Kluft, aber nicht zwischen der Kunst und mir. Ich hoffe wenigstens nicht. Einem jeden von uns ist ein andres Los beschieden: Freiheit, Freuden, Vergnügungen, Wohlbehagen. Mir sind öffentliche Schande, lange Kerkerhaft, Elend, Bankrott, Entehrung zugefallen; doch ich bin es nicht wert — noch nicht wert wenigstens.

Ich erinnre mich, davon gesprochen zu haben, ich dächte, eine wirkliche Tragödie ertragen zu können, wenn sie mir im Purpurmantel und in der Maske eines edlen

Schmerzes nahe; das Schreckliche der Moderne sei dagegen, daß sie die Tragödie ins Gewand der Komödie stecke, wodurch die große Wirklichkeit alltäglich oder grotesk oder stillos erscheine. Das mit der Moderne hat seine Richtigkeit. Auf das wirkliche Leben ist es vermutlich immer zugetroffen. Man hat behauptet, alle Martyrien kämen dem Zuschauer gemein vor. Von der Regel macht das neunzehnte Jahrhundert keine Ausnahme. Alles an einer Tragödie ist scheußlich, gemein, abstoßend, stillos gewesen. Schon unsre Kleidung läßt uns grotesk erscheinen. Wir sind die Hanswürste des Leids. Wir sind Clowns mit gebrochnem Herzen. Unsre besondre Bestimmung ist es, auf die Lachmuskeln zu wirken.

Am 13. November 1895 hat man mich von London hierher geschafft. Von zwei bis halb drei Uhr nachmittags mußte ich damals in Sträflingskleidung und mit Handschellen auf dem mittleren Bahnsteig der Station Clapham Junction stehn, den Blicken der Welt ausgesetzt. Ich war aus der Krankenabteilung geholt worden, ohne darauf vorbereitet zu werden. Unter all den Verworfenen war ich der groteskeste. Die Leute lachten, als sie mich sahen. Mit jedem neuen Zug, der ankam, vermehrten sich die Zuschauer. Ihr Spaß kannte keine Grenzen. Das war natürlich so, ehe sie wußten, wer ich war. Sobald sie es jedoch erfahren hatten, lachten sie noch mehr. Eine halbe Stunde lang stand ich im grauen Novemberregen da, vom johlenden Pöbel umringt. Noch ein Jahr nachdem ich das durchgemacht hatte, weinte ich jeden Tag zur selben Stunde gleich lange. Das ist nicht so tragisch, wie es euch wahrscheinlich klingt. Denen, die im Gefängnis sitzen, sind Tränen ein Teil ihrer täglichen Beschäftigung. Ein Tag im Gefängnis, an dem man nicht weint, ist ein Tag, an dem unser Herz verhärtet, kein Tag, an dem unser Herz glücklich ist. Nun denn, ich bedaure allmählich die Leute, die lachten, wirklich mehr als mich. Als sie mich sahen, stand ich nicht auf meinem Piedestal, sondern am Pranger. Aber ganz phantasielose Wesen kümmern sich nur um Leute auf dem Piedestal. Ein Piedestal kann etwas sehr Unwirkliches sein; der Pranger ist eine fürchterliche Wirklichkeit. Sie hätten auch den Schmerz besser auslegen sollen. Ich sagte schon: hinter dem Schmerz birgt sich stets Schmerz. Es wäre noch richtiger zu sagen: hinter dem Schmerz birgt sich stets eine Seele. Und eine Seele in ihrer Qual zu verspotten, das ist etwas Grausiges. Wer das tut, dessen Leben ist unschön. In dem merkwürdig einfachen Haushalt der Welt bekommt man nur, was man fortgibt; kann man denen, die nicht genug Phantasie haben, um die bloße Außenseite der Dinge zu durchschauen und Mitleid zu empfinden, ein andres Mitleid zollen als das der Verachtung?

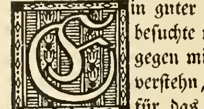
Ich schreibe diesen Bericht über meine Überführung in dieses Gefängnis nur nieder, damit es einleuchte, wie schwer es mir wurde, meiner Strafe irgend etwas andres als Verbitterung und Verzweiflung abzugewinnen. Immerhin muß ich es tun, und ab und zu habe ich Momente der Ergebung und Unterwürfigkeit. In der einzelnen Knospe mag sich der ganze Frühling verstecken, und das Nest der Lerche in den Ackerfurchen kann alle Wonne umspannen, die dereinst dem Fuße mancher rosigen Morgenröte voraufeilt. So ist vielleicht auch alle Schönheit, die

mir das Leben noch aufspart, in einem Augenblick der Hingabe, der Erniedrigung und Demütigung enthalten. Wie dem auch sei, ich kann lediglich in den Geleisen meiner eignen Entwicklung weiter schreiten und dadurch, daß ich alles hinnehme, was mir widerfahren ist, mich dessen würdig erzeigen. Die Menge pflegte mir nachzusagen, ich sei zu individuell. Ich muß ein noch viel größerer Individualist werden, als ich es je war. Ich muß noch weit mehr aus mir herausholen, als ich es je tat, und weniger von der Welt erheischen. Im Grunde war mein Verderben nicht die Folge eines zu großen, sondern eines zu geringen Individualismus. Der einzige schändliche, unverzeihliche und für alle Zeiten verächtliche Schritt meines Lebens bestand darin, daß ich mir erlaubte, die Gesellschaft um Hilfe und Schutz anzugehn. Vom individualistischen Standpunkt aus wäre es schon schlimm genug gewesen, derart bei ihr Zuflucht zu suchen; aber welche Entschuldigung läßt sich je zu meinen Gunsten vorbringen? Sobald ich einmal die Kräfte der Gesellschaft in Gang gebracht hatte, wandte sie sich selbstverständlich gegen mich und sagte: „Du hast die ganze Zeit meinen Gesetzen zum Trotz gelebt und rufst nun diese Gesetze zum Schutz an? Man wird dich diese Gesetze voll und ganz spüren lassen. Du sollst die Folgen davon tragen." Das Ergebnis ist, daß ich im Kerker sitze. Und ich hab' im Laufe meiner drei Prozesse die Ironie und die Schmach meiner Stellung bitter empfunden.

Sicher ist nie ein Mensch so schändlich und vermittels so schändlicher Werkzeuge gestürzt wie ich. An einer Stelle des „Dorian Gray" heißt es: „Man kann in der Wahl seiner Feinde nicht vorsichtig genug sein." Ich ließ es mir nicht träumen, daß ich durch Parias selbst zum Paria werden sollte. Deshalb verachte ich mich so.

Das Philisterhafte im Leben besteht nicht in dem Unvermögen, die Kunst zu begreifen. Reizende Menschen, wie z. B. Fischer, Hirten, Pflüger, Bauern und dergleichen, wissen nichts von der Kunst und sind doch das Salz der Erde. Der ist der wahre Philister, der den schwerfälligen, lästigen, blinden, mechanischen Kräften der Gesellschaft Vorschub leistet und sie unterstützt, ohne die dynamische Kraft, wenn sie seinen Weg kreuzt, in einem Menschen oder in einer Bewegung zu erkennen. Man hat es mir entsetzlich verdacht, daß ich die Schädlinge des Lebens zu Tische lud und an ihrer Gesellschaft Vergnügen fand. Jedoch andrerseits, von dem Standpunkt aus, von dem ich ihnen als Künstler im Leben nahe trat, waren sie herrlich anregende Reizmittel. Es war, wie wenn man mit Panthern schwelgte. Die Gefahr war der halbe Rausch. Ich kam mir vor wie der Schlangenbeschwörer, wenn er die Kobra lockt, damit sie sich von dem bunten Tuch oder aus dem rohrgeflochtenen Korb erhebe, und sie auf seinen Befehl ihr Schild breiten und in der Luft entfalten läßt, wie eine Pflanze ruhig im Strome schwingt. Sie waren in meinen Augen die leuchtendsten von allen vergoldeten Schlangen, und ihr Gift war ein Teil ihrer Vollkommenheit. Ich schäme mich keineswegs, sie gekannt zu haben. Sie waren höchst interessant. Wessen ich mich aber schäme, das war der greulich philiströse Dunstkreis, in den ich geschleppt wurde. Mein Platz als Künstler war an der Seite Ariels. Ich ließ es mir indes angelegen sein, mit Caliban zu ringen. Anstatt prachtvoll farbige, musikalische Werke zu schreiben,

wie „Salome“, die „Florentinische Tragödie“ und „La Sainte Courtisane“, sah ich mich gezwungen, lange juridische Briefe zu verschicken, und war genötigt, mich unter den Schutz eben der Dinge zu begeben, gegen die ich mich von jeher verwahrt hatte. * * * * und * * * * * * * waren wundervoll in ihrem niederträchtigen Kriege gegen das Leben. Der ältere Dumas, Cellini, Goya, Edgar Allan Poe, Baudelaire würden genau dasselbe getan haben . . . .



in guter Freund von mir, der sich in zehn Jahren bewährt hatte, besuchte mich unlängst und sagte mir, er glaube von all dem, was gegen mich vorgebracht werde, kein einziges Wort; er gab mir zu verstehn, daß er von meiner Unschuld überzeugt sei und mich für das Opfer eines abscheulichen Komplotts halte. Ich brach in Tränen aus, als er so zu mir sprach, und sagte ihm, daß zwar viele Punkte der Anklage, die mir schließlich zur Last gelegt wurden, völlig unwahr und mit empörender Tücke auf mich gewälzt worden seien, daß aber mein Leben voll perverser Freuden und absonderlicher Neigungen gewesen sei; wenn er sich nicht mit dieser Tatsache abfände und sie sich deutlich vergegenwärtige, dann könnte ich unmöglich länger sein Freund sein oder je wieder in seiner Gesellschaft weilen. Es war ein fürchterlicher Schlag für ihn; jedoch wir sind noch befreundet, und ich habe seine Freundschaft nicht unter falschen Vorspiegelungen erschlichen. Die Wahrheit zu sprechen ist etwas Peinliches; Lügen sagen zu müssen ist aber viel schlimmer.

Es war während meines letzten Prozesses, ich saß auf der Sünderbank und lauschte Lockwoods niederschmetternder Anklage; sie hörte sich an wie eine Stelle aus Tacitus, ein Vers aus Dante, eine von Savonarolas Brandreden wider die römischen Päpste. Mich packte der Ekel bei dem, was mein Ohr vernahm. Da plötzlich fuhr's mir durch den Kopf: „Wie großartig wär' es, wenn ich all das selbst über mich aussagte!“ Sofort leuchtete mir ein: das, was von einem Menschen gesagt wird, ist nichts; es kommt darauf an, wer es sagt. Der höchste Augenblick eines Menschen — daran hege ich nicht den mindesten Zweifel — ist der, wenn er im Staube niederkniet, sich an die Brust schlägt und alle Sünden seines Lebens bekennt . . . .

Gefühlskräfte sind, wie es an einer Stelle der „Intentions“ heißt, in ihrer Ausdehnung und Dauer ebenso beschränkt wie die Kräfte physischer Energie. Der kleine Becher, der ein gewisses Quantum fassen soll, kann soviel aufnehmen und nicht mehr, wenn auch alle Purpurfässer Burgunds bis zum Rande mit Wein gefüllt sind und die Kelterer bis an die Knie in der Traubenlese der gerölligen Weinberge Spaniens stehn. Kein Irrtum ist weiter verbreitet als die Ansicht, daß die Leute, welche große Tragödien verursachen oder veranlassen, die Gefühle teilen, die der tragischen Stimmung entsprechen; kein Irrtum verhängnisvoller, als das von ihnen zu erwarten. Der Märtyrer in seinem „Flammenhemd“ erschaut vielleicht das Antlitz Gottes, aber dem, der die Reisigbündel aufschichtet oder die Holzbrände schürt, damit der Wind hindurchblasen kann, bedeutet die ganze Szene nicht mehr als dem Metzger, wenn er einen Ochsen schlachtet, als dem Köhler im Walde, wenn er

einen Baum fällt, oder einem, der das Gras mit der Sense mäht, wenn eine Blume umsinkt. Große Leidenschaften sind für große Seelen, und die großen Ereignisse können nur von denen erkannt werden, die auf gleicher Höhe mit ihnen stehn.

Von künstlerischem Gesichtspunkte aus kenne ich in der gesamten dramatischen Literatur nichts Unvergleichlicheres, in der Feinheit der Beobachtung Anregenderes als die Art, wie Shakespeare Rosenkranz und Güldenstern zeichnet. Sie sind Hamlets Universitätsfreunde; sind seine Gefährten gewesen. Sie bringen Erinnerungen an frohe Tage mit. In dem Augenblick, da sie Hamlet begegnen, taumelt er unter der Last einer Bürde, die für einen Menschen seiner Gemütsart unerträglich ist. Der Tote ist gewaffnet aus dem Grabe auferstanden, um ihm eine Mission aufzuerlegen, die zu groß und gleichzeitig zu niedrig für ihn ist. Er ist ein Träumer und soll handeln. Er hat die Veranlagung eines Dichters, und man verlangt von ihm, er solle ringen mit der gewöhnlichen Verknüpfung von Ursache und Wirkung, mit dem Leben in seiner praktischen Gestalt, wovon er nichts weiß, nicht mit dem Leben in seinem idealen Wesen, wovon er viel weiß. Er hat keine Ahnung, was er tun soll, und sein Wahnsinn besteht darin, daß er Wahnsinn heuchelt. Brutus legte die Schwermut wie einen Mantel an, um das Schwert seiner Absicht, den Dolch seines Willens darunter zu verbergen; aber Hamlet benutzt die Tollheit lediglich als Maske für seine Schwäche. In Grimassenschneiden und Witzereißen erblickt er eine Gelegenheit zum Aufschub. Er spielt beständig mit der Tat, wie ein Künstler mit einer Theorie spielt. Er macht sich zum Späher seiner eigentümlichen Handlungen und lauscht seinen eignen Worten, wiewohl er weiß, es sind nur „Worte, Worte, Worte". Statt einen Versuch zu wagen, der Held seiner eignen Geschichte zu werden, bemüht er sich, der Zuschauer seiner eignen Tragödie zu sein. Er glaubt an nichts, sich selbst mitgerechnet, und doch nützt ihm sein Zweifeln nicht, da es nicht dem Skeptizismus, sondern einem zwiespältigen Willen entspringt. Von alledem begreifen Güldenstern und Rosenkranz nichts. Sie verbeugen sich und schmunzeln und lächeln, und was der eine sagt, echot der andere mit widerlichem Tonfall. Als Hamlet schließlich mit Hilfe des Spiels im Spiele und der Marionetten in ihrer Gaukelei den König in der „Schlinge seines Gewissens" fängt und den Unhold in seiner Angst vom Throne jagt, da sehn Güldenstern und Rosenkranz in seinem Betragen höchstens eine ziemlich peinliche Verletzung der Hofetikette. So weit ist es ihnen nur gegeben, „das Schauspiel des Lebens mit eignen Empfindungen zu betrachten". Sie sind seinem Geheimnis auf der Spur und wissen nichts davon. Und es hätte auch keinen Zweck, sie einzuweihen. Sie sind die kleinen Becher, die so viel fassen und nicht mehr. Gegen Ende wird angedeutet, daß sie bei einem Bubenstück in die Falle gingen und einen gewaltsamen, plötzlichen Tod gefunden haben oder doch finden werden. Aber ein tragisches Ende solcher Art, wenn Hamlets Humor es auch einigermaßen mit komödienhafter Überraschung und Gerechtigkeit verbrämt, kommt Burschen ihres Schlags wirklich nicht zu. Sie sterben niemals. Horatio, der, um Hamlet und seine Sache den Unbefriedigten zu erklären.

„ſich noch verbannet von der Seligkeit
und in der herben Welt mit Mühe atmet"

— Horatio ſtirbt, wenn auch nicht vor den Zuhörern, und hinterläßt keinen Bruder; Güldenſtern und Roſenkranz jedoch ſind unſterblich wie Angelo und Tartüff und ſollten mit ihnen in einer Reihe ſtehn. Sie ſind der Beitrag des modernen Lebens zur antiken Freundſchaftsidee. Wer künftig ein neues Buch „De amicitia" ſchreibt, muß ihnen eine Niſche anweiſen und ſie in ciceronianiſcher Proſa preiſen. Sie ſind ſtehende Typen für alle Zeiten. Sie ſchelten, das hieße es an der richtigen Würdigung fehlen laſſen. Sie begreifen einfach nicht, was über ihren Horizont geht. Das iſt das Ganze. Seelengröße iſt nicht anſteckend. Erhabene Gedanken und erhabene Gefühle ſtehn eben von Haus aus allein da.



enn alles gut geht, werde ich Ende Mai frei kommen, und dann hoffe ich, mit Robbie und More ... ſogleich nach einem kleinen Platz an der See ins Ausland zu fahren.

Das Meer, ſagt Euripides in einer ſeiner Iphigenien, ſpült die Flecken und Wunden der Welt hinweg.

Ich hoffe, mindeſtens einen Monat mit meinen Freunden zu verbringen und in ihrer geſunden, liebevollen Geſellſchaft Frieden und Gleichgewicht, ein weniger geängſtigtes Herz und eine ſanftere Stimmung zu gewinnen. Ich habe ein eigentümliches Verlangen nach den großen, einfachen Urdingen, wie dem Meer, das mir ebenſo wie die Erde eine Mutter iſt. Mir will es ſcheinen, als ſähen wir alle die Natur zu viel an und lebten mit ihr zu wenig. Ich erblicke viel geſunden Verſtand in der Haltung der Griechen gegenüber der Natur. Sie ſchwatzten nie von Sonnenuntergängen, erörterten nie die Frage, ob die Schatten auf dem Graſe nun wirklich violett ſeien oder nicht. Aber ſie erkannten, daß das Meer für den Schwimmer und der Sand für die Füße des Wettläufers da ſei. Sie liebten die Bäume um der Schatten willen, die ſie werfen, und den Wald um des Schweigens willen, das zur Mittagszeit darinnen herrſcht. Der Winzer im Weinberg kränzte ſein Haar mit Efeu, um die Sonnenſtrahlen abzuwehren, wenn er ſich über die jungen Schößlinge neigte, und für den Künſtler und den Athleten — die beiden Typen, die uns Hellas geſchenkt hat — flochten ſie die Blätter des bitteren Lorbeers und der wilden Peterſilie, die ſonſt dem Menſchen nichts getaugt hätten, zum Kranze.

Wir nennen uns ein Utilitätszeitalter und wiſſen kein einziges Ding zu nützen. Wir haben vergeſſen, daß Waſſer reinigen, Feuer läutern kann und daß die Erde unſre Allmutter iſt. Demgemäß iſt unſre Kunſt vom Monde und ſpielt mit Schatten, während die griechiſche Kunſt von der Sonne iſt und ſich unmittelbar mit den Dingen befaßt. Ich bin überzeugt, die Elemente haben läuternde Kraft, und ich will zu ihnen zurückkehren und in ihrer Geſellſchaft leben. Gewiß, für einen, der ſo modern iſt wie ich, ſo ſehr „enfant de mon siècle", wird es ſtets eine Luſt ſein, die Welt nur zu ſehn. Ich zittre vor Freude, wenn ich daran denke, daß an dem Tag, an dem ich das Gefängnis verlaſſe, Goldregen und Flieder in

den Gärten blühn, und daß ich sehn werde, wie der Wind das hangende Gold des einen ohne Rast und Ruh rütteln und das blaß-purpurne Gefieder des andern zausen wird, so daß die ganze Luft für mich Arabien sein soll. Linné sank auf die Knie und weinte vor Freude, als er zum erstenmal die lange Heide eines englischen Hochlands sah, das die würzigen Ginsterblüten gelb gefärbt hatten, und ich, dem Blumen ein Teil der Sehnsucht sind, ich weiß, daß Tränen meiner in den Blättern einer Rose harren. Von Jugend auf war es so mit mir. Es gibt nicht eine Farbe, die sich in dem Kelch einer Blume oder in der Rundung einer Muschel versteckt, auf die ich vermöge einer zarten Sympathie mit der Seele aller Kreatur nicht einginge. Wie Gautier bin ich stets einer von denen gewesen, „qour qui le monde visible existe". Indessen, jetzt weiß ich, daß hinter all dieser Schönheit, so überzeugend sie auch sein mag, ein Geist verborgen ist, von dem die bunten Gestalten und Muster nur Erscheinungsformen sind, und mit diesem Geist wünsche ich mich in Einklang zu bringen. Des deutlich vernehmbaren Ausdrucks der Menschen und Dinge bin ich überdrüssig geworden. Das Mystische in der Kunst, das Mystische im Leben, das Mystische in der Natur — das ist es, wonach ich suche, und in den großen Musiksymphonien, dem weihevollen Schmerz und den Tiefen des Meeres werde ich es vielleicht finden. Ja, es ist unbedingt nötig, daß ich es irgendwo finde.

Alle Prozesse bedrohen das Leben, genau so wie alle Urteile Todesurteile sind. Ich bin dreimal vor Gericht gewesen. Das erste Mal, um von der Anklagebank aus verhaftet zu werden, das zweite Mal, um als Untersuchungsgefangner in das Haftlokal zurückgeführt, und das dritte Mal, um auf zwei Jahre in eine Zuchthauszelle gesperrt zu werden. Die Gesellschaft, wie sie nun einmal eingerichtet ist, wird keinen Platz für mich haben, hat mir keinen zu bieten; aber die Natur, deren süßer Regen auf Gerechte und Ungerechte gleichermaßen fällt, wird Felsschluchten im Gebirge für mich haben, wo ich mich verstecken kann, und geheime Täler, in deren Schweigen ich ungestört weinen darf. Sie wird die Nacht mit Sternen behängen, daß ich, ohne zu straucheln, im Finstern außer Landes gehn kann, und den Wind meine Fußstapfen verwehn lassen, daß niemand mich zu meinem Schaden verfolgen kann. Sie wird mich in großen Wässern entsühnen und mit bitteren Kräutern heilen.

Vier Briefe von Oscar Wilde an Robert Roß aus dem Zuchthause in Reading

I.

Mein lieber Robbie! 6. Januar 1896

Überlege Dir jetzt meinen Vorschlag. Ich vermute, meine Frau, die in Geldsachen sehr vornehm und hochherzig ist, wird die für meinen Teil gezahlten 75 Pfund

zurückerstatten. Daran zweifle ich nicht. Aber das Anerbieten müßte von mir ausgehn, und ich sollte von ihr nichts als Einkommen annehmen: ich kann annehmen, was man mir aus Liebe und herzlicher Zuneigung gibt, aber nicht, was man nur widerwillig oder unter Bedingungen herausrückt. Sonst gäbe ich lieber meine Frau ganz frei. Dann mag sie sich wieder verheiraten. Auf alle Fälle glaube ich, daß sie mir, wäre sie frei, gestatten würde, meine Kinder von Zeit zu Zeit zu sehn. Das ist's ja gerade, was ich erreichen will. Doch erst muß ich sie freigeben. Ich sollte es tun, wie es einem Ehrenmann ansteht, gesenkten Hauptes, indem ich mich allem füge.

Überlege die ganze Sache noch einmal, wie sie jetzt durch Dich geworden ist, durch Deine unbesonnene Handlungsweise. Teile mir dann mit, was Du davon hältst und was andre denken. Du hast ja selbstverständlich nur das Beste gewollt; aber Deine Auffassung war eben falsch. Ich darf offen und ehrlich sagen: allmählich gelange ich zu der Überzeugung, daß alles, was vorfällt, zu unserm Besten ist. Vielleicht ist das Philosophie oder die Meinung eines gebrochnen Herzens oder Religion oder die stumpfe Gleichgültigkeit der Verzweiflung. Einerlei, welchen Ursprung das Gefühl hat: es ist stark in mir. Meine Frau gegen ihren Willen an mich zu fesseln, das wäre unrecht. Sie hat begründeten Anspruch auf ihre Freiheit. Und es wäre mir eine Freude, wenn ich nicht von ihr unterstützt würde. Von ihr unterhalten zu werden, wäre Schimpf und Schande. Berate das mit More .... Laß Dir von ihm den Brief zeigen, den ich an ihn geschrieben habe. Bitte auch Deinen Bruder, mir seinen Rat zu erteilen. Er hat glänzenden Geschäftsverstand.

Nun zu andern Dingen.

Ich habe noch keine Gelegenheit gehabt, Dir für die Bücher zu danken. Sie waren mir sehr willkommen. Daß mir die Zeitschriften verboten wurden, das war ein schwerer Schlag; aber der Roman von Meredith hat mich entzückt. Was für ein gesundes Künstlernaturell! Er hat durchaus recht, wenn er das Gesunde als die Hauptsache im Roman verficht; immerhin, bis jetzt haben sich nur die Abnormen im Leben und in der Literatur zur Geltung gebracht. Rossettis Briefe sind erschrecklich durchsichtige Fälschungen seines Bruders. Trotzdem habe ich mit Interesse daraus ersehn, daß meines Großonkels „Melmoth" und meiner Mutter „Sidonia" unter den Büchern gewesen sind, die ihn in der Jugend bezaubert haben. Was die Verschwörung betrifft, die später gegen ihn bestanden haben soll, so glaube ich, daß sie wirklich vorhanden war und daß die Mittel dazu aus Hakes Bank geliefert wurden. Das Verhalten einer Drossel in Cheyne Walk scheint höchst verdächtig, wenn William Rossetti auch sagt: „Ich konnte in dem Singen der Drossel gar nichts ungewöhnliches entdecken." Ebenso sind Stevensons Briefe eine herbe Enttäuschung. Für einen romantischen Schriftsteller kann es kein schlechteres Milieu geben als ein romantisches — das wird mir daraus klar. In Gower Street hätte Stevenson ein neues Buch à la „Drei Musketiere" schreiben können. Auf Samoa schrieb er Briefe über die Deutschen an die Times. Ich sehe auch Spuren davon, welchen furchtbaren Kampf es kostet, wenn man ein natürliches Leben führen will. Wer Holz hackt zum eignen Vorteil oder zum Nutzen andrer, der

sollte nicht imstande sein, den Vorgang zu beschreiben. Das natürliche Leben ist tatsächlich unbewußter Natur. Stevenson erweitert lediglich den Bezirk des Künstlichen, indem er sich aufs Graben verlegte. Ich habe etwas aus dem unerquicklichen Buche gelernt: wenn ich mein künftiges Leben damit verbringe, Baudelaire in einem Café zu lesen, so werde ich ein natürlicheres Leben führen, als wenn ich die Arbeit eines Heckenausbesserers verrichte oder in schlammigem Moor Kakao pflanze. — „En Route“ wird sehr überschätzt. Es ist bloßer Journalismus. Man hört nie eine Note von der Musik, die im Buch beschrieben wird. Das Thema ist entzückend, aber der Stil ganz gewiß wertlos, ausgetreten, schlaff. Das Französisch ist noch schlechter als bei Ohnet. Ohnet versucht abgedroschen zu sein, und das gelingt ihm auch; Huysmans versucht, es nicht zu sein, und ist es ... Hardys Roman ist erfreulich, und der von Harold Frederic ist stofflich sehr interessant ... Später gedenke ich, da in der Gefängnisbibliothek so gut wie keine Romane sind, die meine armen Mitgefangnen lesen könnten, der Bibliothek etwa ein Dutzend guter Romane zum Geschenk zu machen: Stevenson (nichts vorhanden außer „The Black Arrow“), einige von Thackeray (nichts vorhanden), von Jane Austen (nichts vorhanden) und ein paar gute Bücher vom Schlage des älteren Dumas, z. B. von Stanley Weymann und modernen jungen Leuten. Du sprachst von einem Protegé Henleys? Auch einer aus Anthony Hopes Kreis käme in Betracht. Nach Ostern könntest Du eine Liste von etwa vierzehn aufstellen und dafür sorgen, daß sie mir zugeschickt werden. Den wenigen, die sich aus Goncourts Tagebuch nichts machen, würden sie gefallen. Vergiß nicht, daß ich sie selbst bezahlen möchte. Mit Grauen denke ich daran, in die Welt hinauszutreten, ohne ein einziges Buch mein eigen zu nennen. Ob mir wohl einige meiner Freunde ein paar Bücher schenken würden, z. B. ....? Du weißt, welche Bücher ich haben möchte: Flaubert, Stevenson, Baudelaire, Maeterlinck, Dumas père, Keats, Marlowe, Chatterton, Coleridge, Anatole France, Gautier, Dante und die ganze Literatur über Dante, Goethe und die ganze Literatur über Goethe usw. Ich würde es als eine große Artigkeit betrachten, wenn Bücher für mich bereit wären — und vielleicht habe ich noch Freunde, die mir gern einen Dienst tun möchten. Man ist wahrhaftig sehr dankbar, wenn es leider auch den Anschein hat, als wäre ich's nicht. Aber Du mußt mir zu gute halten, daß ich außer dem Leben im Zuchthaus noch beständig Scherereien und Unannehmlichkeiten gehabt habe.

Als Antwort hierauf kannst Du mir einen langen Brief senden, der nur von Theaterstücken und Büchern handelt. Deine Schrift im letzten Brief war so gräßlich, als schriebest Du einen dreibändigen Roman über die beängstigende Verbreitung kommunistischer Ideen unter den Reichen oder richtetest sonst Deine Jugend zugrunde, die immer verheißungsvoll gewesen ist und es stets bleiben wird. Tu' ich Dir damit unrecht, daß ich einen falschen Grund anführe, so mußt Du es der krankhaften Reizbarkeit zuschreiben, die eine Folge der langen Kerkerhaft ist. Aber schreibe bitte deutlich. Sonst sieht es aus, als ob Du nichts zu verheimlichen hättest.

In diesem Brief steht wohl maches Abscheuliche. Aber ich mußte Dich vor

Dir selbst tadeln, nicht vor andern. Gib meinen Brief More .... zu lesen. Harris wird mich hoffentlich am Sonnabend besuchen. Grüße mir Arthur Clifton und Frau — ich finde, sie hat so viel Ähnlichkeit mit Rossettis Frau: das gleiche herrliche Haar, aber sie ist natürlich ein süßeres Wesen, obwohl Miß Siddal auch bezaubernd ist und ihr Gedicht Ia. Stets Dein Oscar Wilde.

2.

Mein lieber lieber Robbie! 10. März 1896.

Bitte laß an den Rechtsanwalt, Mr......., einen Brief schreiben, des Inhalts, daß ich, da meine Frau versprochen hat, mir ein Drittel auszusetzen, falls sie vor mir sterben sollte, keinerlei Widerstand gegen diese lebenslängliche Rente wünsche. Ich bin mir bewußt, so viel Unglück über sie und solches Verderben über meine Kinder gebracht zu haben, daß ich kein Recht habe, ihren Wünschen irgendwie zu widersprechen. Sie war hier freundlich und gut gegen mich, als sie mich besuchte. Ich schenke ihr volles Vertraun. Bitte laß das sofort ausführen und danke meinen Freunden für ihre Gefälligkeiten. Ich fühle, daß ich recht handle, wenn ich dies meiner Frau überlasse.

Schreibe bitte auch an Stuart Merrill in Paris oder an Robert Sherard, wie ich mich über die Aufführung meines Stückes gefreut habe, und laß Luigné-Poe meinen Dank überbringen: es ist doch etwas, daß ich trotz Schimpf und Schande noch als Künstler betrachtet werde. Ich wünschte, ich könnte mich mehr freun, aber ich bin offenbar für alle Empfindungen abgestorben, außer für Gram und Verzweiflung. Einerlei — teile Luigné-Poe mit, daß ich die Ehre zu schätzen weiß, die er mir erwiesen hat. Er ist selbst ein Dichter. Ich fürchte, Du wirst dies nur schwer lesen können, aber man erlaubt mir nicht den Gebrauch von Schreibzeug, und es scheint, als hätte ich das Schreiben verlernt. Du mußt mich entschuldigen. Danke More .... für seine Mühe, mir Bücher zu schicken; unglücklicherweise leide ich an Kopfschmerz, sobald ich meine griechischen und römischen Dichter lese. Sie haben mir daher noch nicht viel geholfen — aber es war sehr freundlich von ihm, mir die Auswahl zu besorgen. Bitte ihn ferner, der Dame, die in .... wohnt, meine Dankbarkeit auszudrücken.

Als Antwort hierauf schreibe mir über die Literatur: welche neuen Bücher erschienen sind u. dgl.; auch über das Stück von Jones und Forbes Robertsons Theaterleitung; über irgendwelche neuen Tendenzen im Pariser oder Londoner Bühnenleben. Versuche auch zu Gesicht zu bekommen, was Lemaître, Bauer und Sarcey über „Salome" gesagt haben, und gib mir einen kurzen Auszug daraus. Bitte schreibe Henri Bauer, ich sei gerührt über seinen freundlichen Aufsatz. Robert Sherard kennt ihn. Es war liebenswert von Dir, daß Du mich besucht hast. Du mußt das nächste Mal wieder kommen. Hier umgibt mich das Grauen des Todes, während das Leben hier noch grauenvoller ist. Schweigend und elend* ....

* Die Lücke in diesem Brief ist durch die Schere des Gefängnisdirektors —

Ich denke stets mit tiefer Zuneigung an Dich.

Ich wünschte, ... würde meinen Handkoffer, meinen Pelz, meine Kleider und meine eignen Bücher, die ich meiner lieben Mutter geschenkt habe, in Oakley Street abholen. Frage ......, auf wessen Namen der Begräbnisplatz meiner Mutter genommen worden ist. Immer Dein Freund Oscar Wilde.

3.

6. April 1896.

Auf diese rein geschäftlichen Angelegenheiten wird .... vielleicht die Güte haben zu erwidern. Wenn sein Brief nur von Geschäften handelt, darf ich ihn empfangen. Ich meine, er wird Deinem literarischen Bericht nicht ins Gehege kommen; was diesen anlangt, so hat mir der Direktor gerade eben Deine freundliche Meldung vorgelesen.

Persönlich, mein lieber Robbie, hab ich Dir nur wenig zu sagen, was Dich erfreun könnte. Der ablehnende Bescheid auf mein Begnadigungsgesuch hat mich wie ein Streich von einem bleiernen Schwert getroffen. Ein dumpfes Schmerzgefühl hat mich betäubt. Ich hatte von der Hoffnung gezehrt, und jetzt zehrt die Qual in ihrem Heißhunger von mir, als wäre sie an ihrem eignen Appetit verschmachtet. Indes, freundlichere Elemente sind jetzt in dieser schlimmen Gefängnisluft als früher: man hat es nicht an Sympathie für mich fehlen lassen, und ich fühle mich nicht mehr völlig von menschlichen Regungen ausgeschlossen — was mir zuvor Schrecken und Ungemach verursachte. Ich lese wenigstens Dante und mache mir Aufzeichnungen und Exzerpte aus Freude, daß ich wieder Tinte und Feder gebrauchen darf. Es scheint, als ginge es mir in vieler Beziehung besser. Ich will auch wieder das Studium des Deutschen aufnehmen. Dafür scheint das Gefängnis wahrhaftig der geeignete Platz. Allein noch schneidet mir ein Pfahl ins Fleisch — ein Pfahl so spitzig, wie der, den Paulus hatte, wenn er auch ganz andrer Art ist — und ich muß ihn in diesem Brief herausziehen. Seine Ursache ist die Nachricht, die Du mir auf ein Stück Papier schriebst. Würde ich's geheim halten, dann würde es in meinem Kopf anwachsen (wie giftige Pflanzen im Dunkeln wachsen) und sich den andern schrecklichen Gedanken gesellen, die an mir nagen ..... Das Denken ist für die, die stumm und allein in Fesseln dasitzen, kein geflügeltes lebendiges Wesen, wie es sich Plato vorstellte, sondern ein totes, das Grauenvolles ausbrütet, wie ein Morast, der dem Mond Ungetüme zeigt.

Ich meine natürlich, was Du darüber sagtest, daß mir das Mitgefühl andrer entfremdet würde, oder daß doch Gefahr dazu vorhanden sei, durch die tiefe Bitterkeit meiner Empfindungen .... Ich glaube, mein Brief wurde

---

Major Isacson — veranlaßt. Vermutlich war darin die Rede von Grausamkeiten und schlechter Behandlung, denen Wilde nebst den andern Gefangnen unter ihm ausgesetzt war. Bald darauf trat ein menschenfreundlicher Herr an seine Stelle, Major Nelson, dessen Güte Wilde nach seiner Entlassung nicht genug rühmen konnte und von dem er nie müde wurde zu erzählen.

andern geliehen und gezeigt Ich wünsche aber nicht, daß meine Briefe als Kuriositäten herumgezeigt werden; es ist mir höchst zuwider. Ich schreibe an Dich offen wie an einen der liebsten Freunde, die ich habe oder je gehabt habe; mit wenigen Ausnahmen berührt mich das Mitgefühl der andern, so weit es geht, fast gar nicht. Ein Mensch meines Ranges kann nicht in den Kot des Lebens fallen, ohne daß ihm von Leuten, die unter ihm stehn, in reichem Maße Mitleid gezollt würde; ich weiß auch, daß es die Zuschauer ermüdet, wenn die Stücke zu lange dauern. Meine Tragödie hat viel zu lange gedauert; sie hat ihren Höhepunkt schon überschritten; ihr Ende ist gemein. Und ich bin mir dessen wohl bewußt, daß ich, wenn das Ende herannaht als ein ungebetener Gast in die Welt zurückkehren werde, die kein Verlangen nach mir trägt. Als ein Revenant, wie die Franzosen sagen, als einer, dessen Gesicht durch die lange Haft grau und schmerzverzerrt geworden ist. So entsetzlich die Toten sind, wenn sie aus ihren Gräbern auferstehn: die Lebendigen, die aus dem Grabe kommen, sind noch entsetzlicher. All das weiß ich nur zu gut. Ist man erst achtzehn schreckliche Monate in einer Gefängniszelle gewesen, dann sieht man Dinge und Menschen, wie sie wirklich sind. Der Anblick versteinert einen. Glaube nicht, daß ich irgend einem Schuld an meinen Lastern gebe. Meine Freunde hatten damit ebensowenig zu tun, wie ich mit ihren Lastern. Die Natur, unser aller Stiefmutter, war dabei im Spiele. Ich mache ihnen nur daraus einen Vorwurf, daß sie den Mann, den sie zu grunde gerichtet haben, nicht zu würdigen wußten. So lange meine Tafel rot war von Wein und Rosen, was kam es ihnen darauf an? Mein Genie, mein Leben als Künstler, meine Arbeiten, und die Ruhe, deren ich dazu bedurfte, galten ihnen nichts.

Ich gebe zu, ich verlor den Kopf. Ich war verwirrt, hatte keine Urteilskraft mehr. Ich tat den einen verhängnisvollen Schritt. Und jetzt? — — Jetzt sitze ich hier auf einer Bank in einer Zuchthauszelle. In allen Tragödien liegt ein groteskes Element. Du kennst das Groteske in meiner Tragödie. Glaube nicht, daß ich mir keine Vorwürfe mache. Ich verfluche mich bei Nacht und am Tage ob meiner Torheit, einer gewissen Gewalt die Herrschaft über mein Leben eingeräumt zu haben. Gäb' es ein Echo in diesen Mauern, unaufhörlich würde es „Narr, Narr!" von den Wänden widerhallen. Ich schäme mich meiner Freundschaften gar sehr.

Denn sage mir, wer dein Freund ist, und ich sage dir, wer du bist. Das ist für jeden ein Prüfstein. Und mich erfüllt mein Umgang mit brennender Scham.

Täglich ist das für mich eine Quelle geistiger Erniedrigung. An einige von ihnen denke ich nie. Sie behelligen mich nicht. Sie sind belanglos ... In der Tat, meine ganze Tragödie scheint mir grotesk — sonst nichts. Denn infolge davon, daß ich mich in eine Falle locken ließ, sitze ich im tiefsten Schlamm von Malebolge zwischen Gilles de Retz und dem Marquis de Sade. An gewissen Plätzen ist es niemand gestattet, mit Ausnahme der wirklich Verrückten, zu lachen; und selbst in ihrem Fall verstößt es gegen das Reglement: sonst würde ich wohl darüber lachen ... Im übrigen soll sich niemand einbilden, daß ich andern unwürdige Beweggründe auf ihr Konto schreibe. Sie hatten wahrhaftig überhaupt

keine Motive im Leben. Motive gehören ins Gebiet des Intellektuellen. Sie kannten lediglich Leidenschaften, und solche Leidenschaften sind falsche Götter, die um jeden Preis Opfer erheischen und im vorliegenden Fall ein Opfer fanden, dem „der Lorbeer um die Stirn gewunden" war.

So habe ich nun denn in meinem Brief den Pfahl herausgerissen. Die kurze, von Deiner Hand hingekritzelte Zeile eiterte fürchterlich. Jetzt denke ich nur noch daran, daß Du wieder vollkommen genesest und zuguterletzt die wundervolle Geschichte niederschreibst von ....

Bitte empfiehl mich mit dem Ausdruck meines Dankes Deiner lieben Mutter und auch Aleck. Die „vergoldete Sphinx" ist wahrscheinlich noch immer prachtvoll. Und sende alles, was in meinen Gedanken und Gefühlen gut ist, und so viele Grüße und Huldigungen sie von mir annehmen will, in meinem Namen an Lady ......, deren Seele ein Heiligtum ist für die Verwundeten und eine Zufluchtsstätte für die Leidenden. Zeige diesen Brief den andern nicht und komme in Deiner Antwort nicht darauf zurück. Erzähle mir von der Welt der Schatten, die ich so liebte. Auch vom Leben und den Lebenden. Ich wüßte gar zu gern etwas von dem Insekt, das mich gestochen hat, und mein Schmerz kennt noch Erbarmen.

Dein Oscar Wilde.

4.

Mein lieber Robbie! Königliches Gefängnis. Reading. 1. April 1897.

Ich schicke Dir getrennt von diesem Brief ein Manuskript, das hoffentlich sicher ankommt. Sobald Du es gelesen hast und natürlich auch More ...., den ich immer mit einbegreife, laß mir bitte eine sorgfältige Abschrift herstellen. Aus verschiedenen Gründen wünsche ich, daß es geschieht. Einer genügt hier. Ich möchte Dich für den Fall meines Todes zu meinem literarischen Testamentsvollstrecker ernennen; Du sollst vollständiges Verfügungsrecht über meine Dramen, Bücher und Aufsätze haben. Sobald mir ein gesetzliches Recht zusteht, ein Testament zu machen, will ich es tun. Meine Frau versteht nichts von meiner Kunst, und man kann auch nicht von ihr erwarten, daß sie sich irgendwie dafür interessiere. Und Cyril ist noch ein Kind. Ich wende mich daher ganz natürlich an Dich, wie ich es ja faktisch mit allem tue, und möchte Dir gern alle meine Werke überweisen. Das Defizit aus dem Erlös mag meinen Kindern gutgeschrieben werden.

Bist Du also mein literarischer Testamentsvollstrecker, so mußt Du in den Besitz des einzigen Dokuments gelangen, das wirklich Aufschluß über mein außergewöhnliches Verhalten gibt. Wenn Du den Brief gelesen hast, wirst Du die psychologische Erklärung für mein Betragen finden, das rein äußerlich ein Beitrag zum absoluten Blödsinn mit einem Einschlag vulgärer Renommisterei scheint. Eines Tages wird und muß die Wahrheit aus Licht kommen — es braucht ja nicht bei meinen Lebzeiten zu sein. Aber ich habe keine Lust, zeitlebens an dem lächerlichen Pranger zu stehn, daran man mich gestellt hat. Aus einem einfachen Grund: ich habe von meinem Vater und meiner Mutter einen Namen von aus-

gezeichnetem Klang geerbt, und ich kann es nicht dulden, daß dieser Name für alle Ewigkeit geschändet sein soll.

Ich verteidige meine Handlungsweise nicht. Ich erkläre sie. In meinem Brief finden sich auch einige Stellen, die von meiner geistigen Entwicklung im Zuchthaus handeln und der unausbleiblichen Wandlung, die sich mit meinem Charakter und meiner intellektuellen Stellung zum Leben vollzogen hat. Du und die andern, die noch fest zu mir stehn und mir gewogen sind, sollen genau erfahren, in welcher Stimmung und Haltung ich der Welt entgegenzutreten hoffe. Freilich, von einem Gesichtspunkt aus weiß ich, daß ich am Tage meiner Entlassung lediglich von einem Gefängnis ins andre schreite, und zu Zeiten scheint die ganze Welt nicht größer als meine Zelle und ebenso voller Greuel. Immerhin glaube ich, daß Gott im Anfang für jeden Menschen gesondert eine Welt erschuf, und in dieser Welt, die in uns liegt, sollte man zu leben suchen. Auf alle Fälle wirst Du diese Teile meines Briefes mit weniger Unbehagen lesen als andre. Ich brauche Dich sicher nicht daran zu erinnern, was für ein flüssiger Körper das Denken bei mir ist — bei uns allen —, und aus wie flüchtigem Stoffe unsre Empfindungen bestehn. Gleichwohl sehe ich möglicherweise ein Ziel vor Augen, dem ich mich mit Hilfe der Kunst nähern kann. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Du mich hierbei unterstützen wirst.

Was nun die Art der Abschrift betrifft, so ist das Manuskript zu lang, als daß es ein Sekretär in Angriff nähme. Und Deine eigne Handschrift, lieber Robbie, in Deinem letzten Brief sollte mich offenbar besonders daran mahnen, daß ich Dich nicht mit der Aufgabe betrauen darf.

Meiner Ansicht nach können wir nichts andres tun, als ganz modern sein und die Schreibmaschine zu Hilfe nehmen. Selbstverständlich darfst Du das Manuskript nicht aus der Hand geben. Könntest Du daher nicht Mrs. Marshall veranlassen, eine von ihren jungen Damen — Frauen sind am verläßlichsten, weil sie kein Gedächtnis für das Wichtige haben — nach Hornton Street oder Phillimore Gardens kommen zu lassen, damit es unter Deiner Aufsicht ausgeführt wird? Die Schreibmaschine ist, wenn sie mit Ausdruck gespielt wird, auf mein Wort nicht unangenehmer, als wenn eine Schwester oder eine nahe Anverwandte Klavier spielt. Ja, viele, die für ein inniges Familienleben schwärmen, ziehen sie sogar vor. Die Kopie soll nicht auf Seidenpapier angefertigt werden, sondern auf gutem Papier, wie man es für Theaterstücke verwendet, mit einem breiten, rot abgeteilten Rand für Zusätze. Wenn die Abschrift hergestellt und nach dem Manuskript durchgeprüft ist, soll das Original an .... abgeschickt und dann noch eine zweite Kopie von der Maschinistin angefertigt werden, damit Du ein Exemplar erhältst, ebenso wie ich. Zwei Abschriften sollen ferner von Seite vier des neunten Bogens bis zur letzten Seite des vierzehnten Bogens gemacht werden: von „und das Ende von alledem" bis „aber nicht zwischen der Kunst und mir" (ich zitiere aus dem Gedächtnis); desgleichen von Seite drei des achzehnten Bogens von „wenn alles gut geht, werde ich frei kommen" bis „zu bitteren

Kräutern ....." auf Seite vier. Schweiße das zusammen mit andern Stellen, die Du nach Belieben auswählen kannst, sofern sie gut sind und die Absicht edel ist, wie z. B. die erste Seite des fünfzehnten Bogens, und schicke das eine Exemplar Lady ...., von der ich gesprochen habe, ohne ihren Namen zu erwähnen, das andre an ...... Ich weiß, diese beiden liebreizenden Damen werden mit Interesse davon hören, wie es meiner Seele geht — nicht im theologischen Sinne, sondern einzig und allein im Sinne jenes geistigen Bewußtseins, das von den wirklichen Beschäftigungen des Leibes getrennt ist. Es ist eine Art Botschaft oder Brief, was sie von mir erhalten — das einzige, was ich ihnen zu schicken wage. Wenn es ..... ihrem Bruder zeigen will, den ich immer gern hatte, so mag sie es tun; aber vor der Welt soll es natürlich strenges Geheimnis bleiben. Das gebe man auch Lady ..... zu verstehn.

Wird die Abschrift in Hornton Street hergestellt, so läßt man die Schreibdame vielleicht durch einen Schieber in der Tür füttern, wie die Kardinäle, wenn sie zur Papstwahl schreiten, bis sie auf den Balkon hinaustritt und der Welt verkünden kann „Habet Mundus Epistolam". Tatsächlich ist es ja eine Encyklika, und wie die Bullen des Heiligen Vaters nach den einleitenden Worten heißen, mag man von ihr als der „Epistola in Carcere et Vinculis" sprechen. ..... braucht nicht zu erfahren, daß eine Kopie angefertigt wurde.

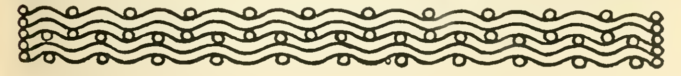
Wahrhaftig, Robbie, das Leben im Zuchthaus läßt einen Menschen und Dinge so sehn, wie sie wirklich sind. Deshalb verwandelt es einen in Stein. Die Menschen draußen in der Welt lassen sich von den Illusionen eines Lebens täuschen, das ständig in Bewegung ist. Sie drehen sich mit dem Leben um und um und sind mit an seiner Unwirklichkeit schuld. Wir, die wir regungslos sind, wir sind sehend und wissend.

Ob der Brief engherzigen Naturen und hektischen Hirnen zuträglich sein wird oder nicht: bei mir hat er Gutes gewirkt. Ich habe „die volle Brust des argen Stoffs entladen" — um bei dem Dichter eine Anleihe zu machen, den wir beide — Du und ich — einmal den Philistern entreißen wollten.

Ich brauche Dir nicht zu sagen, daß die Darstellungsgabe für den Künstler die höchste und einzige Lebensform ist. Wir leben, indem wir uns offenbaren. Für viel, für sehr viel habe ich dem Direktor zu danken, doch für nichts mehr als dafür, daß er mir erlaubte, Dir nach Belieben so ausführlich zu schreiben, wie ich nur wünsche.

Nahezu zwei Jahre trug ich die immer schwerer werdende Bürde der Verbitterung in mir — jetzt habe ich sie abgeschüttelt. Drüben auf der andern Seite der Gefängnismauer stehn einige armselige, schwarze, rußbeschmierte Bäume, die gerade jetzt Knospen treiben, Knospen von einem fast schrillen Grün. Ich weiß recht wohl, was sich bei ihnen vollzieht: sie bringen ihr Wesen zum Ausdruck.

Stets Dein Oscar Wilde.



Von der Allegorie/ von Rudolf Kassner



olgende Abhandlung ist ein Teil eines Buches, das demnächst unter dem Titel: „Die Moral der Musik. Sechs Briefe des Joachim Fortunatus an einen Musiker" bei Bruckmann in München erscheint. Dem Ganzen geht eine Einleitung voran, in welcher Joachim Fortunatus vorgestellt wird. Das, was da in den sechs Briefen (Von Prinzipien, Von den Formen, Von der Allegorie, Vom Symbol, Die Bildung des Musikers, Von den Grenzen) steht, ist seine Moral, die Moral eines bestimmten Individuums. Zwei, drei oder mehrere Individuen mögen zusammen Moral ziemlich kühl betreiben und sich schließlich in Gesetzen der Vernunft einigen. Die Moral des Einzelnen, individuell Bestimmten ist Sache seiner Begeisterung und kann immer nur wieder von neuem leidenschaftlich ausgesprochen werden. Was da, weiter, in sechs Briefen ausgesprochen steht, ist eine Moral an den Musiker gerichtet. Schopenhauer sagt einmal: Daher ist in einem Komponisten mehr als in irgend einem andern Künstler der Mensch vom Künstler ganz getrennt und unterschieden. Mein Musiker ist darum einerseits jeder Mensch — der Mensch insofern dieser sich allgemeinen Gesetzen bald unterwirft, bald entzieht, — andererseits gerade der Musiker, der da nur das Gesetz annimmt, das ihn begeistert, das sein Wesen ist, das er produziert. Die allgemeine Moral erklärt, wie sich das einzelne dem allgemeinen füge; die Moral der Musik spannt die Gegensätze auf das Äußerste, so lange bis sie schließlich nichts anderes mehr ist als gerade die Spannung zwischen zwei Äußersten, die Grenze, die Grenze zwischen dem Ethischen und Ästhetischen, zwischen Inhalt und Form. Noch etwas: Sokrates hat eine Stunde vor seinem Tode bedauert, daß er über seiner Moral die Musik vergessen habe; der moderne Moralist im großen Stil wird wissen, daß, wenn seine Moral wahr war, er in ihr niemals die Musik versäumt habe.



enn ich ein Gelehrter wäre, würde ich wohl versuchen, dir stets alles zu sagen, doch da du ja ein Musiker bist und ich will, daß du auch sonst hören lernest, gibst du mir die Freiheit, vieles nur anzudeuten und ungelehrt zu sein.

Ich meine und habe mir es schon oft gesagt: du kannst trotz allem nicht zwischen einer Allegorie und einem Symbol unterscheiden; ja es ist mir, als hättest du sogar ein moralisches Bedürfnis, Allegorien und Symbole zu vertauschen. Im Grunde ärgerst du dich ein wenig über beide. Du und deine besten Freunde, ihr ärgert euch, daß nicht alles gleich klar sei und die Dinge nicht auch für jedermann das scheinen, was sie bedeuten. Ihr müßt immer wieder unter-

scheiden zwischen Schein und Bedeutung, und das macht euch sogar trübsinnig. Ich bin aber überzeugt, daß ihr, du und deine besten Freunde, diesen Trübsinn wohl verlieren würdet, wenn ihr endlich nur zwischen Allegorie und Symbol entschieden eine Grenze zu machen wüßtet. Und darum und weil mein Glauben mir auch sagt, daß gerade der Trübsinn und das Ärgernis eine große Sünde, vielleicht die einzige Sünde des Musikers seien, will ich es heute zu meiner Aufgabe machen, dir die Ursache deines Ärgernisses zu nehmen und dich unterscheiden zu lehren. Und du wirst es selbst dann deinen besten Freunden weitersagen und ihnen so zum Guten helfen.

Was ist also eine Allegorie und was ein Symbol? Aufrichtig: ich bin hier peinlich. Und es soll mir sehr viel, dein Heil, Freund, daran liegen, lebhaft sagen zu können. was ich unter einer Allegorie verstehe — unter einer Allegorie zunächst in der Ästhetik und dann in der Ethik. Denn wisse: über Allegorien in der Dichtkunst und Malerei vermag sich heute schon jeder Zeitungsschreiber zu empören, aber ich bin nicht immer sicher, ob diese Empörung des Zeitungsschreibers nicht die schlechtere Allegorie von beiden sei; denn es dichten und malen die Menschen nicht nur Allegorien, sondern sie denken und fühlen und handeln auch allegorisch. Nach demselben Plan werde ich wohl auch vorgehen müssen, wenn ich in einem folgenden Briefe vom Symbol spreche, vom Symbol in der Ästhetik und vom Symbol in der Ethik. Du darfst aber nie vergessen, Freund, daß ich stets nur andeuten und niemals alles sagen will.

Im letzten Briefe habe ich, wenn du dich erinnerst, dir manches von der Form gesagt. Vielleicht wirst du mich nun, um sicher zu sein, fragen, was Form eigentlich sei? Ich könnte dir da nur — vielleicht ein wenig sophistisch und unlogisch — antworten: Form ist immer die einzig mögliche Form, weiter nichts. Ich meine, wenn man von einem Menschen sagt: er kann gar nicht anders sein, so hat er Form, oder wenn ein Mensch mit einem Wort, einer Geberde ganz dartut, was er bedeute, wenn er sich ganz gibt, auch dann hat er Form, nicht mehr und nicht weniger, genau die Form. Sonst bleibt er eitel oder verlegen. Der Eitle könnte stets eine andere Form haben, oder auch: der Eitle bedeutet zu wenig für seine Form. Der Verlegene hat stets etwas übersehen; oder auch: er bedeutet zu viel für seine Form, er stößt gleichsam durch, und seine Form hat Löcher. Nun ganz roh und als schnelle Antwort auf eine erste Frage: in der Allegorie bedeutet ein Ding nicht das, was es scheint; sein Sinn ist ein anderer. Ein Wort, ein Bild verkleiden, verbergen den Sinn, gleichwie die Maske ein Gesicht verbirgt. Man darf also die Allegorie eine Maske nennen. Und gleichwie der Mensch viele Masken tragen kann, ohne das Gesicht zu verziehen, so kannst du ein und denselben Gedanken in vielen Allegorien ausdrücken, wenn du schlau und findig bist und unterhalten willst. Und weiter, gleichwie der Mensch, der viele Masken trägt, noch keine Form hat, so könnte denselben Gedanken, den du in vielen Allegorien ausdrückst, um schlau zu sein und die Menschen zu unterhalten, auch ein anderer gehabt haben, der nach dem gleichen Ziele strebt.

Eine wirkliche Maske ist immer aus einem anderen Material. Masken sind stets aus irgend einem, gleichgültigen, künstlichen, man möchte sagen: abstrakten Material, am besten aus Gips; Totenmasken aus Gips haben für Liebhaber den Wert, für Künstler jedenfalls den Zauber eines Kunstwerkes. Die Form aber ist stets aus demselben Material, und sie ist niemals hohl, wie Schwärmer meinen. Und jetzt haben wir es: Auch Allegorien sind niemals aus demselben Material; auch sie sind aus anderem, aus einem gleichgültigen Material. Allegorien sind aus Vernunft gemacht — bitte, nimm mich wörtlich! Allegorien sind aus Vernunft genau so wie der sogenannte Narziß in Neapel aus Bronze. Genau so! Nimm mich nur wörtlich! Ich spreche nicht allegorisch. Vernunft ist also gewissermaßen Gips. Und wie ein Bildhauer jedermann sagen wird, daß Gips kein Material sei, so sage ich dem Musiker: Die Vernunft ist kein Material. Oder mit anderen Worten: der Raisonneur hat keinen Sinn für das Material; und wenn er unterhalten und hinhalten oder etwas beweisen und das Selbstverständliche, das Fertige nicht gleich auf einmal sagen will, so redet er in Allegorien und erfindet mit mehr oder weniger Witz eine Fabel.

Vernunft als Material ist Gips, und in Stuck kannst du nur Allegorien darstellen, und diese Allegorien sind gut. Das moderne Kunstgewerbe liebt es allerdings, Allegorien aus demselben Material zu machen; aber das ist schlecht. Und es wird auch nicht besser, wenn man diese Allegorien dann für Symbole ausgibt. Mir fällt das auf, so oft ich in einem modernen Zimmer von Mackintosh oder anderen sitze. In der Arabeske, die auch nicht notwendig aus demselben Material ist — hier ist das Künstliche natürlich, die Allegorie die einzig mögliche Form, in der Arabeske ist die Vernunft wirklich Musik. Ein liberaler und vielen gefälliger Ästhetiker hat allerdings umgekehrt beweisen wollen, die Musik sei eine Arabeske. Es scheint aber, daß er die ganze Kunst nie anders aufgefaßt habe, denn als Allegorie seines ziemlich gewöhnlichen Daseins. Doch ich will mir nicht vorgreifen. Merke dir nur vorläufig: Die Vernunft ist kein Material; sie ist kein Motiv und kein Grund; darum trägt sie Masken oder redet in Allegorien; sie hat nie Form und redet entweder zu viel oder zu wenig. Ich weiß natürlich, daß alle das Gegenteil behaupten. Aber ich schreibe ja für Musiker.

Glaubst du im übrigen nicht auch, daß Staatsanwälte, Verteidiger und Professoren meist in Allegorien reden, so oft sie pathetisch werden?

Wenn du ein Ding vor den Spiegel der Vernunft stellst, ich meine: förmlich so hinstellst, wie du dich selbst am Morgen vor deinen Wandspiegel stellst, so ist das Bild — und du willst ein Bild, um zu unterhalten und zu gefallen und das Selbstverständliche, das Fertige, das Rechte nicht auf einmal zu sagen und langweilig zu sein — so ist das Bild, sage ich, das du in diesen Spiegel wirfst, eine Allegorie. Wenn du also einen Eifersüchtigen oder einen Tapferen oder einen Ehrabschneider nimmst und alle drei vor den Spiegel der Vernunft stellst, so hast du dann im Spiegel nicht wiederum diesen Eifersüchtigen oder jenen Tapferen oder hier den Ehrabschneider, o nein: du hast dann im Spiegel der Vernunft die Eifersucht oder die

Tapferkeit oder die Verleumdung. Sieh nur hinein! Und wenn du ein Maler bist und das bilden willst, was du im Spiegel siehst — du mußt allerdings wirklich hineinsehen — so wirst du drei Allegorien malen, drei Begriffe malen: die Eifersucht oder die Tapferkeit oder die Verleumdung. Verstehst du, wie ich es meine? Auf alle Fälle nimm mich wörtlich! Ich will lieber nichts gesagt haben, bevor ich eine Allegorie schreibe.

Wie also die Vernunft nur ein künstliches Material ist, so ist sie auch nur ein künstlicher Spiegel, ein abstrakter, ein leerer Spiegel, ein Spiegel aus Glas, wie der auf deiner Wand. Und ein Spiegel zeigt dich niemals so, wie du bist; das bilden sich nur Staatsanwälte, Verteidiger und Professoren ein. Der zu sehen weiß, ihn zeigt der Spiegel eitel und mit vielen Grimassen. Der Spiegel, der leere Spiegel der Vernunft wahrhaftig: er zeigt dich eitel und mit vielen Grimassen, er zeigt dir deine Maske, er zeigt dir den Begriff. Begriffe, Freund, noch einmal, Begriffe sind Masken, wenn du sie wirklich, mit eigenen Augen sehen willst. Im Augenblicke, da du die Maske abnimmst, bist du leer, leer oder eben vernünftig wie der Spiegel selbst. Und wenn du dem Eifersüchtigen, dem Tapferen, dem Ehrabschneider, die alle leben wollen, das Bild seiner Eifersucht, seiner Tapferkeit, seiner Verleumdung aus dem Spiegel nimmst, so ist dann nichts mehr da, nichts anderes mehr da als die Vernunft, als der leere Spiegel. Sei darum vorsichtig! Denn die drei Menschen, die du eben vor dem Spiegel hattest, werden nun rufen, da sie ihr Bild nicht mehr sehen: Das Bild ist nicht wahr, das Bild ist eine Illusion, das Bild ist übertrieben gewesen. Freund, erinnere dich: für den, der mit eigenen Augen zu sehen weiß, sind Begriffe immer übertrieben und nicht „wahr"! Und jeder Mensch wird, wenn er eigen- und trübsinnig ist, jetzt mit dir streiten und den Spiegel wieder vor sich haben wollen; und er wird zu dir sprechen: „Wenn du mir den Spiegel nicht gibst, so will ich nicht leben. Wenn du mir den Spiegel nicht zurückgibst, bin ich wie jeder andere Mensch, und man kann mich mit allen verwechseln. Ich aber will das nicht; denn in der Masse, da kann ich nur streiten und schreien, in der Masse bin ich ganz roh, und alles gilt mir dort gleich. Gib mir also den Spiegel und mache mich eitel; gib mir die Illusion und übertreibe mich; lobe und tadle mich, wenn du willst; laß mich nur nicht leer! Um Gotteswillen!" Du erfährst es jetzt, Freund: wenn auch Allegorien nur schlechte Kunst und verlogen sind, für die Moral sind die Illusionen sehr wichtig. Viele Menschen, die vielen Menschen, die Menschen der Masse haben oft nur deshalb die Tugend, weil die Tugend ein Begriff ist, weil die Tugend sie übertreibt. Die Masse, die Herde will übertrieben sein. Die Zahl magst du ruhig übertreiben: das ist schon keine Allegorie mehr, das ist dann ein gutes Bild. Ja, übertriebene Zahlen wirken symbolisch. Nimm der Masse also nicht die Begriffe! Lobe die Menschen und tadle sie! du förderst sie mehr, als wenn du ihnen sagtest, wer sie wären. Die Masse lebt von Übertreibungen. Und trachte stets danach zu wissen, wovon die Menschen leben! denn das ist gute Politik.

Damit ich mich aber so schnell wie möglich vom Verdacht, Allegorien zu denken,

reinige und damit ich dir beweise, daß ich zu hören und zu sehen weiß — male oder dichte zwei Allegorien, die Tapferkeit meinetwegen noch einmal und die Eifersucht: hier wird dir die Vernunft niemals sagen, wie der Tapfere oder der Eifersüchtige wirklich sei. Das kann sie gar nicht. Das kann die Vernunft von dem Augenblick an nicht, da sie reden, mit Farben oder Worten reden will. Nein, ganz instinktiv wird die Vernunft den Tapferen loben und den Eifersüchtigen tadeln! Die Vernunft lobt und tadelt stets, wenn sie spricht; sie muß es. Sie kann nichts dafür. Ich weiß auch hier, daß alle das Gegenteil behaupten. Aber ich rede nicht zu Richtern, sondern zu Musikern. Die Vernunft lobt und tadelt den Lebendigen und meint, jeder Mensch sei ein Komödiant hinter den Kulissen und wolle Erfolg haben. Man darf und soll auch nur Komödianten loben und tadeln und niemals die Natur. Denn in der Natur sind der Lob und der Tadel stets übertrieben, überflüssig, eitel, taktlos, zu viel oder zu wenig. Lob und Tadel des Natürlichen sind nur allegorisch. Lies die Dichter und höre den „Vernünftigen" zu!


ch habe dir ganz allgemein zu sagen versucht, was eine Allegorie sei. Ich will dir nun einiges von ihrer Geschichte sagen. Denn die Sprache vieler und größter Dichter war allegorisch oder wenigstens reich an Allegorien. Denke an Virgil, an die Dichter der italienischen und englischen Renaissance, denke an Ariost und Raffael, an Botticelli, an Claude Lorrain und Gaspar Poussin, denke Faust II., an die Romantiker! Es hat wenig Sinn, Namen zu nennen.

Kindliche Völker hatten sich eine Vollkommenheit geschaffen und einen Spiegel gebildet, in welchen sie ihre Wünsche erfüllt und ihre Träume lebendig erblickten. Diese Vollkommenheit und dieser Spiegel waren gleichsam die Blüte ihrer Seele, und sie haben diese bald das Goldene Zeitalter, bald Elysium, bald das Paradies genannt. Sie waren die Erinnerung des Glücklichen, der Wunsch des Bekümmerten und die Gegenwart des Weisen. Die Enkel nun jener Träumer haben diese Vollkommenheit als ein Gebildetes, Selbstverständliches, Unbestrittenes, als ein ganz klar Erkanntes übernommen. Sie haben das, worin ihr Glück, ihr Kummer, ihre Torheit und Weisheit sich ausgleichen, Vernunft genannt und in diesem Spiegel sich gerne gesehen. Was da einst die Tätigkeit, die Ehre und Schöpfung der Edelsten gewesen war, das wurde jetzt der Besitz und das Recht, das Prinzip der Vernünftigen und Gemessenen. Was die Vorfahren nur geschaut und wie im Traume berührt hatten, damit maßen und verglichen sich von nun an die Erben, dahinein teilten diese sich nun. Sie kannten die Wege nicht und hatten dafür, wie die Mathematiker sagen, ein abgekürztes Verfahren. Und um zum Resultat, zu einem Ende, zum Recht, zur Vernunft zu kommen, ist wohl das abgekürzte Verfahren das beste und ehrlichste. Die Erben machten sozusagen keine Umstände mehr. Allerdings auch keine Erfahrung! Und glaubst du nicht auch: wenn du und deine Tugend das Paradies, das Elysium, das Goldene Zeitalter als etwas ganz Bestimmtes besitzen werden, ist dann nicht jede Erfahrung recht umständlich, hält sie dann nicht eigentlich auf? Für die Erben könnte alles immer anders sein: von dieser Vorstellung leben die Erben.

In den Allegorien nun, in dieser Umständlichkeit trotz allem, hast du noch sozusagen die Reste, den Rahmen alter Vorstellungen vom goldenen Zeitalter, vom Elysium, vom Paradies, von Eldorado. Wie der Mensch zuweilen im Aberglauben die Reste eines einst starken Glaubens und in einer idée fixe den Rahmen eines einst lebendigen Ideales besitzt! Nur bringen dich jetzt, wohin einst nur der einzige Weg der Gnade den Menschen führte, die vielen Wege des Talents, der Laune, des Geschmackes, des Witzes, des Eigensinnes, alles also im Menschen, was nur ein Umweg seiner Vernunft, seiner Absichten und Zwecke zu sein scheint. Die Vernunft auf dem Umweg der Dichtung — das sind Allegorien.

Im Paradies, im goldenen Zeitalter, im bekannten Leben der Heroen und der Helden Plutarchs — Plutarch etwan ist für den jungen Schiller ästhetisch dasselbe gewesen, was das Goldene Zeitalter für Ariost war: der Vorwand zu Allegorien —, dort überall war das Schöne natürlich das Schönste, das Gute das Beste, das Starke das Stärkste, und die Farben waren hier wie für Newton, den Mathematiker, Allegorien der Sonne. Nebenbei: Goethes Einwand gegen Newton war der Einwand Bacons gegen Aristoteles, war der Einwand Kants gegen jede Dogmatische Philosophie, gegen jede deduktive Methode. Allegorien sind deduktiv; Symbole induktiv — kürzer könnte ich es nicht sagen. Goethe hatte Newton gegenüber empfunden: Wenn Newton recht hat, dann ist jede Erfahrung nur eine Umständlichkeit; dann könnte alles anders sein.

lles, was also vor diesen Spiegel des Besten, Schönsten und Stärksten getreten ist, wurde nun notwendig entweder mehr oder weniger schön und gut und stark, und die Farben waren jetzt entweder dunkel oder Licht, entweder schwarz oder weiß. Schwarz und weiß wie der böse und der gute Geist! Du wirst vielleicht auch die Erfahrung gemacht haben, wie für Kinder, die zwischen dem wirklichen und allegorischen Sinn nicht unterscheiden; wie auch für praktische Menschen, die stets nur das wünschen, was sie sicher erreichen werden; wie endlich für Mathematiker, die mit Recht auf ihrem Gebiete das abgekürzte Verfahren lieben, die Farben immer entweder dunkel oder licht, gleichsam unter die zwei Begriffe: schwarz und weiß gereiht sind. Es liegt hier eine Verwechselung des Moralischen und Ästhetischen vor. Die Allegorie verwechselt, vertauscht stets das Ästhetische mit dem Moralischen, das goldene Zeitalter mit der Vernunft. Sie nimmt den Rahmen für das Bild, die Schale für den Kern, um auch einmal in den zwei mir so unerträglichen Allegorien zu sprechen. Wer nun vor dem Spiegel des Schönsten und Besten vom mehr oder weniger Schönen und Guten, von der Tugend und dem Laster also im Bilde, in der Allegorie spricht, der wird die Tugend loben und das Laster tadeln. Er kann gar nicht anders, ich habe es schon gesagt. Lies doch Allegoriker! du wirst hören, wie sie eine Tugend oder ein Laster mit Namen gar nicht nennen können, ohne zugleich zu loben und zu tadeln, ohne zugleich zu urteilen; lies Abegoriker recht deutlich! sie werden die Tugend und das Laster übertreiben, gleichwie der Mensch, der keine Farbe sieht, schwarz und weiß übertreibt. Sie

können gar nicht anders, denn wisse: für den, der das Ganze zu hören und zu sehen weiß — und nur **der** hört und sieht —, für den Musiker ist jede Tugend und jedes Laster an sich eine Übertreibung, Fanatismus. Schwarz und weiß sind, man möchte sagen, übertriebene Farben. Die Begeisterung vieler Menschen, die Begeisterung der Kinder, der praktischen Menschen, der Mathematiker ist meist nur ein Superlativ, sie liegt recht eigentlich im Wort und verpflichtet nicht. Sie spricht sich nur aus, sie gibt sich aus. Allegorien dürfte man sehr gut übertriebene, aufgeregte Deutlichkeit nennen. Lob und Tadel, damit ich es hier noch einfüge: Lob und Tadel sind im Symbole immanent, sie liegen ganz im Ton drinnen und nicht außerhalb wie in der Allegorie. Im Symbol sind Lob und Tadel schon verarbeitet. Du brauchst sie nur zu hören, mehr nicht.

Auch so sind Allegorien entstanden: Irgend einem großen einsamen Bildner ist einmal der Schönste von allen zur Schönheit, der Stärkste zur Tapferkeit selbst, der größte Ehrabschneider zur Verleumdung geworden. Laute und schlaue Erben haben dann diese Schönheit und Tapferkeit und Verleumdung übernommen und sich damit verglichen und darin gespiegelt, und die Mühen und Wege des Einsamen sind die Eitelkeit und Schlauheit der Vielen geworden. Alle Helden wurden mit Achilles und die Weisen mit Nestor verglichen, und Achilles ist zur Stärke und Nestor zur Weisheit geworden. Moralisch ist das zuweilen heilvoll: ich habe dir schon von der Wichtigkeit der Übertreibung in der Moral der Maße gesprochen. Im moralischen Leben kannst du tatsächlich unter vielen kräftigen Jünglingen einmal einen Achilles bilden, wenn du Achilles bei vielen Gelegenheiten nennst: Täuschen wir uns nur nicht über die Vernunft: in Wahrheit lehrst du eine Tugend, indem du sie übertreibst. In der Ästhetik schaffst du noch keinen Helden, wenn du einen kräftigen Jüngling mit Achilles vergleichst; du nimmst einem anständigen Menschen nur die mögliche Erfahrung und machst ihn eitel, oder du verrätst einen Komödianten, oder du verführst ein Talent dazu, sich für ein Genie zu halten. Auch hier magst du lebhaft die Verwechslung von Moral und Ästhetik sehen. Die Allegorie vertauscht nur Gut und Schön und meint schon das Ganze, die Einheit zu haben. Im Goldenen Zeitalter allerdings war alles Schöne auch gut, am Ziele und fertig, und ich müßte den Utopisten, der mir ein Reich der Vernunft zu gründen übernimmt, für einen sehr schlechten Künstler, für einen Pedanten und Stümper halten, der mir das Schöne nicht auch gut machte. Weißt du jetzt, warum Platon, der den *καλοκάγαθος* und in der „Republik" den Staat der Vernunft gefordert hat, nur Allegorien dichten konnte und wollte und niemals, niemals Symbole? Siehst du jetzt ein, warum Revolutionäre, die selbstverständlich fordern, daß das Schöne auch gut sei und allen gehöre — was auch sollten sie sonst fordern? — sehr oft zugleich „gute Menschen und schlechte Musikanten" sind? Und warum die Sophisten vor dem Volke sich stets nur auf die Vernunft berufen? Es gibt da für viele, viele Gründe, — ein Grund unter diesen vielen aber ist der: Als Kinder hatten sie alle zwischen Gut und Schön nicht zu unterscheiden gebraucht — im Sprachgebrauche der Neapolitaner ist bello soviel wie buono —, als Kinder hatten sie gespielt.

Ich will dir an einem Beispiele zeigen, wie ich das alles meine. Denke an Raffael! Nein, denke zunächst an Ariost! Nimm Ariost wörtlich! Auch Ariost hat die Welt, die er darstellt, nur übernommen. Ariost ist der kindlichste Erbe der antiken Sagen und des christlichen Ritterromanes. Ariost hat an dieser Welt, an ihrem Wesen nichts geändert; auch er hat für sie keinen anderen Grund als die Vernunft und kein anderes Ziel als das Goldene Zeitalter wissen wollen. Alles war gemessen und hatte Anfang und Ende. Moralisch entspricht diese Vorstellung Jehovas Schöpfung der Welt aus dem Nichts und ästhetisch dem Kosmos der Griechen. Die Dinge sind ursprünglich das, was sie scheinen; der Mensch kann die Dinge nehmen und gleichsam umkehren. Wie ein Kind sein Spielzeug umkehrt. Wie die Vernunft vor Kant sie eigentlich umkehren zu können glaubte. Und wenn die Dinge das nicht sind, was sie scheinen, dann lügen sie eben nur oder verstecken sich. Mit der Zeit wird die Wahrheit schon an den Tag kommen: davon sind alle fest überzeugt. Oder der Dichter versteckt sie: und das ist seine ganze Freiheit und Einbildungskraft. Du siehst, wie das ästhetische Bild der Lüge im Moralischen entspricht. Dante nennt im Convito die Methapher „una bella menzogna“, eine schöne Lüge. Oder die Dinge sind verzaubert: irgendwo in einem hohen Schlosse lebt ein Zauberer mit Stab und Buch. Wenn also die Dinge ursprünglich das sind, was sie scheinen, so sind weiter die Dinge auch so, wie sie der Dichter nennt. Du hast mit dem Worte zu jeder Zeit und überall das Ding. Die Dinge hören schon auf Worte, du brauchst die Bilder nicht. Und gerade hier war Ariost der Erbe der griechischen und lateinischen Welt. Das Wort war im Kosmos das Ding selbst. Kosmos heißt Ordnung und Schmuck: beides, und im griechischen Kosmos decken sich die moralische Ordnung und der ästhetische Schein, Gut und Schön genau so wie in den Forderungen der Vernunft und im Goldenen Zeitalter. Und hast du nicht auch beobachtet, wie für den Vernünftigen, den Unzweideutigen, für den, der ein Prinzip und ein Ziel hat, ein Wort ohne Umwege gleich das Ding, das er damit bezeichnen will, nicht mehr und nicht weniger bedeutet und wie er mit einem Werte gleich alles haben will und darum oft unbescheiden erscheint?

Unter uns: Wenn ein Kommunismus möglich wäre, so müßte das Wort auf jeden Fall das Ding sein, und jede bildliche Sprache und alle Dichter müßten verboten werden. Die Kommunisten müßten mit den Worten schon alles haben. Die Sprache der Kommunisten weiter müßte ganz sachlich sein, ja die Kommunisten müßten sogar immer alles mit den Worten hergeben, und die Worte, die sie reden, würden ihnen stets zurückgegeben werden. Merke dir es: die Vernunft gibt dir die Worte immer wieder zurück. Doch das ist ein weites Gebiet.

Wenn du Ariost mit Swinburne oder Stefan George oder Hugo v. Hofmannsthal vergleichst, so hat Ariost, roh gesprochen, fast gar keine Bilder. Bilder sind in seiner Sprache überflüssig. Und wenn er trotzdem Bilder gebraucht, so tut er es, weil seine Menschen absichtlich lügen oder belogen werden. Seine Bilder werden darum „nicht wahr“ und künstlich sein; der Dichter wird mit den Bildern

die Natur übertreiben. Und er wird die Dinge mit einander erst vergleichen. Gib acht auf die Adjektiva bei Ariost! Der Dichter wird öfter als wir jene blassen, allgemeinen, verhältnismäßigen Adjektiva wie: selten, häufig, groß, klein, kostbar gebrauchen. Auch jene Adjektive, welche Gegensätze bezeichnen oder nur weil sie Gegensätze ausdrücken: groß, klein, schön, häßlich. Alle Allegoriker lieben sie. Für uns sind das heute nur Begriffe, nein, auf uns wirken sie wie Begriffe; für Ariost sind es Eigenschaften. Die Dinge sind für Ariost darum wirklich groß oder klein, selten oder häufig, gleichwie sie grün oder rot sind. Und nicht wahr, wenn Ariost dann von Dingen im Bilde sprechen will, so braucht er sie nur größer oder kleiner, seltener oder häufiger zu machen, als sie wirklich sind! Er muß sie in einem Begriffe, dem Begriffe der Größe, der Zahl, des Wertes spiegeln. Und der Begriff ist darum in gewissem Sinn auch das Bild des Dinges, und für den Musiker, das weißt du schon, ist der Begriff Übertreibung. Seine Bilder sind also Allegorien, und Allegorien sind Bilder im Spiegel der Vernunft. Für mich persönlich, der ich Allegorien ablehne, sind Worte wie: groß, klein, viel, wenig an und für sich, wenn ich sie nur höre, schon übertrieben. Sobald ich von einem Menschen nichts anderes weiß, als daß er groß oder klein sei, wird dieser Mensch für mich unwillkürlich karikiert. Ich stelle mir ihn sozusagen immer größer oder kleiner vor. Du erinnerst dich dessen, was ich dir im letzten Briefe über die Karikatur gesagt habe. Oder wenn ich selber von einem Dinge behaupte, daß es groß oder klein sei, so werde ich unwillkürlich eine Geberde damit verbinden; ich werde aus Paradoxie nur das Unvergleichliche groß oder klein bezeichnen; ich werde tun, als ob Groß und Klein, Dick und Dünn absolute Eigenschaften wären. Oder ich werde mich besinnen und ein Musiker sein und darum überhaupt nicht von Groß und Klein reden, sondern alles Verhältnismäßige in der Geberde, im Rhythmus aufgehen lassen. Für den Symboliker liegt das Unvergleichliche ganz im Rhythmus, in der Geberde, im Ton; für den Allegoriker hingegen in der Vernunft, im Prinzip, in der Absicht. Wenn ich rezitiere, so werde ich die Worte: Groß oder Klein gleichsam mit geschlossenen oder ganz offenen, schauenden Augen sprechen. So spricht sie die Eleonora Duse. Sie spricht so schön, daß jede Allegorie ihr zu einem Symbol wird. Adjektiva wie Rot und Gelb werde ich dann ohne Geberde aussprechen. Hast du darüber nie nachgedacht, warum wir Schwarz oder Weiß sozusagen mit mehr Geberde, mit mehr Pathos aussprechen als etwa Rot oder Gelb? Schwarz und Weiß klingen länger aus als Rot oder Gelb oder Grün, wenn du sie hörst.

Auch hier liegt die Verwechslung des Moralischen und Ästhetischen vor. Groß und Klein sind nämlich ebenso ästhetische wie moralische Eigenschaften. Die Allegorie macht das moralisch Große und moralisch Kleine für ihr Leben gern auch ästhetisch, für das Auge also groß und für das Auge klein. Dann haben die Leute Anfang und Ende und auf eine meßbare Art sogar den Charakter und die Einheit. Und weiter: Groß und Klein sind für den Allegoriker ebenso absolute Eigenschaften wie Gut und Böse für den Raisonneur. Ich meine: beide werden nicht die Einsicht des Symbolikers und Musikers haben, daß Groß klein und Klein groß, daß

Gut böse und Böse gut sein könnte. Der Allegoriker wird die Dinge vergleichen, weil der Raisonneur sie in Gegensatz bringt: das korrespondiert. Der allegorische Künstler wird moralische Gegegensätze zu ästhetischen machen, kurz: er wird Gegensätze an die Oberfläche bringen und dort lassen. Im Barock ist das sehr deutlich geworden. Der Barock hat gonz roh zwischen Groß und Klein, zmischen Schatten und Licht unterschieden. Der Barock hat die Dinge nicht gesehen und keine Erfahrung gemacht, der Barock war eitel und verglich und übertrieb. Der Barock bedeutet in gewissem Sinne in der Kunst, was die Manichäer in der Moral bedeuten: beide haben mit entschiedener Roheit das Ästhetische und das Moralische vertauscht.

Der Barock war die Kunst der Jesuiten, und Jesuiten haben wenig Sinn für das Material, gleichwie im täglichen Leben alle Menschen, die ohne Ende von Groß und Klein, Viel oder Wenig sprechen. Es sind Streber! Nimm dich in acht vor ihnen! Sie wollen dich brauchen und können dich nicht lieben. Und sie haben stets etwas zu verraten oder zu vergleichen. Es sind Käufer und Verkäufer, aber keine Musiker.


Doch lies noch weiter im Ariost! Du wirst auch erfahren, daß die ästhetischen Eigenschaften der Dinge hier notwendig konventonell sind. Sie können, sie müssen sich wiederholen. Die Dinge haben alle Eigenschaften des Geschmacks. Der Geschmack wählt. Der Geschmack ist gleichsam die Sinnlichkeit des Raisonneurs, die Sinnlicheit der Vernunft. In einer vernünftigen Welt oder, soweit die Welt vernünftig ist, müßte allen der Geschmack natürlich sein. Auch der Geschmack wiederholt sich; er wechselt spielend, zufällig, er wechselt ermüdet, erschöpft. Der Geschmack des Raisonneurs — ich rede zwar noch immer von Ariost, aber trotzdem hast du nicht auch empfunden, daß der Raisonneur, wenn er an Dingen Geschmack findet, diesen immer zu nahe tritt, sie berührt und in die Hand nimmt, daß er leicht schamlos wird und die Dinge vor ihm erröten? Der Geschmack kennt die Distanz ebensowenig wie die Vernunft sie kennt. Er ist immer gleich dabei. Der Geschmack ist an der Grenze des Moralischen und Ästhetischen. Und wo die Dinge das sind, was sie scheinen, dort mag auch der Geschmack das beurteilen, was er empfinden, und das empfinden, was er beurteilen kann: das Künstliche! Das kann der Geschmack allein schon schaffen. Er schafft sich immer nur das Kleid, er wählt die Maske. Aber es gibt Leute, die am Natürlichen wie am Künstlichen mit denselben Worten Geschmack finden: sie vertauschen die Dinge. Ich bin darum immer nie wenig mißtrauisch der Natur gegenüber, an der ein anderer nur Geschmack findet. Denn ganz zuletzt — denke darüber nach! — ganz zuletzt mußt du dir, muß der Musiker sich das Natürliche, das Ursprüngliche immer wieder, von neuem schaffen, Sonst bleibt er verstohlen, gedrückt, unfrei, geschmacklos. Das 18. Jahrhundert hatte an der Natur nur Geschmack gehabt, und die Folge waren die vielen Schäfer und Schäferinnen.

Der Geschmack ist in der Tat auch dort durchaus berechtigt, wo die Vernunft die Dinge umkehren zu können, zu besitzen, zu kennen glaubt, in der Natur Ariosts

also, in Leibnizens bester aller Welten und — wundere dich nicht! — neben vielem anderen auch am Meißner Porzellan. Allegorien in Meißner Porzellan sind echt, und Symbole wären hier kindisch.

Der Geschmack begleitet die Neugier, und Skeptiker haben oft sehr viel Geschmack. Eine kluge Frau sagte mir unlängst: Wer nur Talent hat, muß auch Geschmack haben. Ja!

Man könnte den Geschmack auch die einzige Form des unechten Materials nennen. Und umgekehrt: der Geschmack weiß das Material zu fälschen, er kann verkleiden. Ja, der Geschmack liebt die Verkleidung, die Illusion die Maske, und er kann notwendig nur sie empfinden: die Verkleidung, die Illusion, die Maske. Alles das gefällt ihm und stimmt ihn heiter. Das andere kauft und verkauft er; das andere ist Geschäft und Vernunft, Preis oder Maß, Zahl oder gleichgültig. Im Rokoko war darum der Geschmack das einzige ästhetische Vermögen. Geschmack war hier durchaus Form. Denn der Rokoko hat das Material ehrlich gefälscht. Der Geschmack vergoldet. Und er genügt stets für den Rahmen. Was am Barock verlogen war, das wurde im Rokoko reizend. Der Rokoko ist die Kunst im Zeitalter Voltaires, des vollendeten Raisonneurs. Und wie für die Vernunft, so ist auch für den Geschmack das Material gleichgültig. Ob das Material Holz, Gold oder Marmor ist — der Künstler macht aus allem dasselbe. Und sprich: ist es für die Vernunft nicht durchaus gleichgültig, ob du aus Holz, Gold oder Marmor oder Bronze bist? Die Vernunft gleicht darin dem Koche Trimalcions in Petrons unsterblichem Roman. Trimalcion sagt von ihm zu seinen Gästen, während diese an seiner Tafel essen: „Wenn ihr es verlangt, so macht er aus einem Saumagen einen Fisch, aus Speck einen Baum, aus dem Schinken eine Turteltaube, aus den Eingeweiden eine Henne; und nach meiner Erfindung hat er den schönsten Namen deswegen erhalten: er heißt Dädulas." Dädulas und alle guten Köche sind Allegoriker, vielleicht die ganz klaren Allegoriker. Ich kann nichts gegen die Allegorien eines guten französischen Koches einwenden. Nur Symbole müßte ich mir bei ihm verbieten.

Es fällt mir hier ein: die Stilleben der alten holländischen Maler haben für mich etwas wie einen Hauch, wie einen Tau von Allegorie. Ich empfinde das oft vor ihnen. Es muß wohl auch so sein.

Der Geschmack liebt und begreift also nicht das Eingeborene, das Ganze. Wenn er es auch behauptet — und das tut er natürlich immer — so ist das nur Einbildung. Sei da ganz sicher! Der Geschmack kleidet die Welt, die du beurteilen kannst und deren Anfang und Ende du kennst. Er kleidet den Witz und die Torheit, er kleidet diese Tugend und jenes Laster, er kleidet aber niemals den ganzen Menschen. Die gewöhnlichen Leute haben davon eine dunkle Vorstellung und verbinden darum nicht ungerne mit dem Begriff des Charakters den von etwas Geschmacklosem. Und man muß sie nicht gleich zurückweisen. Wenn einer nichts anderes ist als der Freigebige oder der Gute oder der Gerechte oder der Geliebte oder Ungeliebte, also kein Charakter — und so sah und nannte das

Jahrhundert die Menschen —, so muß dieser Freigebige oder Gute oder Gerechte, Geliebte oder Ungeliebte Geschmack haben, wenn er nicht aufdringlich und übertrieben sein will. Und wenn er nicht komisch sein und seine Form eine Maske sein soll. Die Schäfer und Schäferinnen des Rokoko waren entweder witzig — so hieß damals die Reflexion — oder töricht — so hieß die Naivetät; sie hatten diese Tugend oder jenes Laster. Und damit das Spiel von Vernunft und Unvernunft getrieben werden könne, mußten sie sich verkleiden und Geschmack haben. Denn sonst wäre es wohl besser, wenn sie sich alles, was sie wollten, gleich am Anfang, auf einmal sagten, und es wäre, wie man sagt, vernünftiger, wenn sie hinter der Szene und vor dem Spiel ihr Geschäft abtäten. Wenn sie geschmacklos und natürlich sein wollten! Freund, in Zeiten des Geschmackes natürlich werden — das ist gefährlich. Das 18. Jahrhundert hat uns gelehrt daß man zuerst sentimental werden müsse und dann natürlich .. Ich meine das so: Wenn du durch eine lange Zeit hindurch Geschmack gehabt hast und ihn dann plötzlich wie Rock, Hose und Hemd ablegst, so wirst du selbstverständlich zuerst übertrieben, im einzelnen Fälle sentimental erscheinen. In Zeiten des Geschmackes ist die Natur stets übertrieben. Man kann also auch sagen: der Geschmack kleidet die Übertreibung, d. h. wenn dieser oder jener nicht Geschmack hätte, so wäre er übertrieben. Der Geschmack ist also auch die Form der Menschen, welchen die Natur immer übertrieben erscheint.

Ich will schnell auf einen möglichen Einwand deinerseits erwidern. Du magst mir sagen: „Geschmack ist doch gut und darum selten. Nur wenige Menschen haben Geschmack. Verdirb ihn diesen nicht." Ja, ganz gewiß! Ich verlange auch von meinem Nachbarn zum mindesten Geschmack. Mein Nachbar, alle Nachbarn müssen Geschmack haben, wenn ich nicht weggehen oder ausziehen soll. Wo Menschen nichts als Nachbarn sind, auch hier ist Geschmack die einzig mögliche Form. Aber in der Philosophie spricht man nicht mehr von Nachbarn. Das hatte damals, da alle Philosophen Stoiker waren, Sinn. Damals hat man Mensch und Nachbar prinzipiell verwechselt. Die Philosophie fordert den ganzen, den ewigen Menschen, den Einzelnen. Sie und auch die Musik sollen sich nicht an den Nachbarn.

Allegorien also reden stets von den Guten und den Bösen und nie vom Ganzen, Erfüllten. Wenn nun gute Menschen oder auch böse beisammen sind und sich recht lebendig fühlen wollen, dann fordern sie jeder für sich oder alle für einander — das ist bei den Guten und Bösen immer dasselbe — zwei Dinge: den Geschmack und das Glück. Sie meinen, das gehöre zum Ganzen, zur Vernunft. Tugend und Glück: du kennst diese Analyse aus allen Moralisten. Lies darum de la Rochefoucauld oder Seneca noch einmal! Wenn alles in dir Tugend ist, so ist dann alles außer dir Glück oder Geschmack. Du kannst in vielen Fällen statt Tugend oder Bosheit Geschäft sagen, das kürzt ab. Glück und Geschmack entsprechen einander auf moralischem und ästhetischem Gebiete. Alle Ritter Ariosts, die Helden des französischen Dramas kannst du in Tugend und Glück, in Tugend

und Geschmack zerlegen und aus beidem wieder zusammensetzen. Tugend und Glück sind eine Synthese der Vernunft, und diese verhält sich zur Synthese Kants zur Synthese von innerer Freiheit und äußerer Notwendigkeit, wie sich der Geschmack zur Form, die Allegorie zum Symbol, der Nachbar zum Einzelnen verhält. Denn auch der Nachbar besteht jedesmal aus Tugend und Glück oder Tugend und Geschmack. Man kann auch sagen: Tugend und Glück sind wie der Inhalt und die Form einer Allegorie und trennbar wie diese. Es interessiert stets den Nachbarn, dein Glück von deiner Tugend zu trennen und den Inhalt einer Dichtung zu wissen. Ja, das macht ihm viel Sorge. Das Glück darf deine Tugend nicht übertreiben, darum sollst du Geschmack haben. Der Geschmack ist gleichsam die Scham der Tugend, so diese heimlich und nebenbei auch Glück haben will. Merkwürdig, wir sprechen heute, wir sprechen seit Kant in der Philosophie nicht mehr vom Glück, weil wir das Gefühl haben, in einer unendlichen Welt und nicht mehr im griechischen Kosmos zu leben und, weil wir immer weniger den Nachbarn als den Menschen meinen. Praktische Menschen allerdings in ihrer durch Prinzipien und Absichten bestimmten Welt reden gerne davon; auch Mathematiker, für welche das Glück ein abgekürztes Verfahren ist; vielleicht auch Staatsanwälte und Verteidiger; überhaupt viele, die da von sich erzählen, daß sie „mitten im Leben" stehen.

Musiker sollen nie vom Glück reden, hörst du! nie oder nur im höchsten Pathos, wenn sie ganz offen, ganz reif und gottgleich sind. Denn sonst macht das Glück sie erröten; oder es scheint ihnen anmaßend. Die das Ziel nicht kennen, nur fühlen, die noch Unvernünftigen sprechen nicht vom Glück. Sie haben auch kein Glück; oder alles ist für sie Glück, sie nehmen alles hin. Sie reden nicht vom Glück, wie sie nicht von Groß und Klein, von Viel und Wenig reden. Sprich du nie vom Glück, es sei denn, daß du spielst und gewinnen oder verlieren willst! Oder wenn du dennoch Glück haben willst, so mußt du ganz heimlich und nebenbei sein, so mußt du dich verkleiden, hörst du! verkleiden, und wenn du wahrhaft ein Musiker bist, so wirst du mit der Maske auch das Glück abtun. Glück, Glück — so wie die Menschen es im Munde führen, ist es meist Übertreibung. Und denen, die es erhoffen wollen, sind die Dinge im Grunde nur mittelmäßig, und das eine gleicht dem anderen, und alles ist blind und ohne Gesicht und ohne Form. Auch das Glück fragt nicht nach dem Material, und die Mittelmäßigen lieben das Glück und glauben daran und wollen emporkommen und reden, wenn sie witzig und umständlich sind, in Allegorien und verwechseln das Genie mit dem Talent. Und wenn sie sich recht frei und unter sich und als Nachbarn fühlen, dann sagen sie, das Talent sei Tugend und das Genie Glück. Warum sollten sie auch nicht? In einer vernünftigen Welt kann das Genie schließlich nur — wie sie sagen — Glück sein und von oben kommen. Die Mittelmäßigen, die Nachbarn, die Lehrhaften suchen das Genie außer sich, gleichwie sie das Goldene Zeitalter, das Paradies außer sich suchten. Mit dem Talent könne man zum Genie und mit der Tugend ins Paradies kommen; die Wege führe das Glück. Raffael

ist das Genie der Mittelmäßigen; er ist ein erster Künstler, und ich werfe ihm nur vor, daß seine Menschen Genie zu haben glauben, während sie doch nur Talent besitzen. Das Genie der Raffaelischen Menschen ist in der Komposition; es ist außer ihnen; sie leben im Genie wie Adam und Eva im Paradies. Sie spiegeln sich zunächst alle in einem Begriffe, in der Tugend; allerdings ist ihr Begriff das Goldene Zeitalter, der Himmel, der Parnaß, und ihre Tugend ihr Glück. Die Dichter des „Parnaß", die Weisen der „Schule von Athen" und die Heiligen der „Disputa" sind im Grunde alle nur talentierte Menschen, aber ihr Genie ist der Parnaß, die Schule von Athen, der Himmel und die gottgeweihte Erde.

Ich habe es vergessen: der Fanatiker redet vom Glück. Er möchte es sogar zwingen. Denke nur! er sagt: Hier ist das Glück und dort das Unglück, und dazwischen ist nichts. Und auch der Schauspieler redet davon. Und das Glück macht den einen zum andern, den Schauspieler zu einem Fanatiker und umgekehrt.

Ich würde nicht an einen Musiker schreiben oder ich selbst würde nicht Musiker sein — du siehst, wie ich dich liebe: ich verwechsle mich beinah mit dir —, wenn ich bloß von Dingen spräche, die nur entweder gut oder schlecht, schwarz oder weiß sind. Es gibt auch gute, notwendige Allegorien. Ich habe dir von Ariost, von Raffael, vom Rokoko gesprochen. Hast du die Wanddekorationen des Poccetti in den Uffizien gesehen? Die ganze antike Mythologie als dekoratives Element in der florentinischen Skulptur der besten Zeit studiert? Poccetti ist allegorisch, gleichwie die Sprache Shakespeares in seinen frühen Lustspielen oder das komische Pathos einer lächerlichen Figur im Molière. Der Witz übertreibt und spricht in Allegorien. Ein dekorativer Faun in der Renaissance ist eine Allegorie und notwendig übertrieben. Du übertreibst das, woran du nicht mehr glaubst. Denke weiter an die ganze Mythologie des Rubens! auch er wußte, daß er Allegorien male, und übertrieb darum in seiner großen Art und gewann auf diesem Wege die Natur zurück. Denke aber auch an Dürer! Dieser große Mensch war so sehend, so aufrichtig, daß, wenn er eine Allegorie malte — es war der Geschmack seiner Zeit, ein fremder Wunsch —, er diese, wie soll ich sagen, eitel, ja! eitel machte oder daß er die Natur absichtlich übertrieb. Denke an sein „Meerwunder", an seine „apokalyptischen Reiter". Von Dürer kann man dasselbe wie von Eleonora Duse sagen: Dürer hat jede Allegorie zu einem Symbol gemacht. Hast du seine „Melancholia" im Auge? Er machte sie eitel, ja! Aber wie im Augenblicke ist die Eitelkeit verschwunden, weg: die Dinge langen nicht mehr nach dem Spiegel, nein, sie liegen gleichsam im Spiegel, sie liegen wie im Traume, ganz stille. Dürer war ein so großer Künstler, daß ich überzeugt bin: wenn ihm ein anderer, wenn er sich selbst den Auftrag gegeben hätte, die „Freigebigkeit" zu malen, würde er die „Verschwendung" daraus gemacht und dem Stich nur den Titel „Die Freigebigkeit" gelassen haben. Titel sind leicht allegorisch. Ein Ähnliches magst du bei Aubrey Beardsley, den ich immer mehr bewundere, erfahren, überhaupt bei allen geistigen Künstlern. Muß die übertriebene Linie im Grunde die Farbe nicht ersetzen? Oder denke an die Dürer in vielem verwandte Natur

des Sandro Botticelli! Auch er trieb die Allegorie bis zum Symbol. Er gibt seinen Allegorien eine wunderbare Affektation und allen Tugenden, die er malt, einen Spiegel in die Hand. Und wenn er das Laster malt, so verzerrt er es. Botticelli hat den Takt der Dichter aus der englischen Renaissance: diese brachten Tugenden nur in Maskenspielen auf die Bühne. Botticelli malt nur Masken in seinen Allegorien. Und ich sage dir: es gibt nichts so Unbewußtes und Aufrichtiges wie in der Allegorie die Übertreibung und Maske, nicht so Schönes, so Geistiges wie ihre Eitelkeit.


Du hast nun vieles über die Allegorie gehört. Ich überlasse es dir, das andere auszudenken. Vergiß aber das Bedeutende nicht! die Allegorie ist nicht aus demselben Material, die Allegorie verwechselt das Ästhetische mit dem Moralischen, die Allegorie sucht die Einheit außer sich. Es gibt aber auch eine allegorische Moral. Nicht mehr im Sinne Dantes und der Priester, die für die Unwissenden die Allegorie und das Eigentliche für die Wissenden gewahrt haben wollen. Kants praktische Vernunft wäre dann die Allegorie seiner reinen Vernunft. Nein, nicht in diesem Sinne, sondern im Sinne der Musiker! Ein philosophisches Problem also und kein moralisches auch hier!

Der Allegoriker unterscheidet zwischen Inhalt und Form. Er nennt sehr selbstbewußt den Inhalt wesentlich und die Form zufällig. Ja, glaubst du nicht, daß dieser Glückliche, dem nur der Inhalt wesentlich, die Form aber zufällig erscheint, darum in der Musik oder Skulptur ausdrücken werde, was nur die Dichtkunst oder Malerei sagen darf? Und daß er höchstens durch Geschmack werde verbergen können, was ihm an Form fehlt? Und daß er niemals als Künstler, wohl aber als Redner gründlich zu wirken vermöchte?

Der Barock hat mit Vorliebe die Skulptur mit der Malerei vertauscht. Im Gegensatze zu Künstlern wie Dürer, Botticelli, Beardsley und der Eleonora Duse hat er das Symbolische Michel Angelos, seines Meisters, zu Allegorischem gemacht. Progamm-Musik ist immer allegorisch. Und Allegoriker sind dann auch jene Menschen, die aus einer Sprache in die andere, aus der Dichtung in die Musik oder aus dem Griechischen ins Deutsche oder, wie es in Festreden heißt, aus der Sprache der Natur in die der Kunst, wörtlich übersetzen, Nur im Paradies, im Goldenen Zeitalter, in El-dorado waren die wörtlichen Übersetzungen unter allen Umständen gut. Da Candide nach El-dorado kommt, gibt ihm der König ein Diner, und Voltaire beschreibt es also: Jamais on ne fît meilleure chère et jamais on n'eût plus d'esprit à souper qu'en eût sa majesté! Cacambo expliquait les bons mots du roi à Pandide, et quoique traduits, ils paraissaient toujours de bons mots. Diese Übersetzer nehmen Bilder nicht wörtlich und Worte nicht bildlich. Ja, sie halten Worte im allgemeinen für oberflächlich und sich selbst und den Inhalt für tiefer oder besser, und sie sprechen auch nicht ungerne von Dingen, die sich nicht ausdrücken ließen — diese Sentimentalen, diese leicht Gerührten! Baudelaire zitiert ein bedeutendes Wort Theophil Gautiers: Tout homme qu'une idée, si subtile et si imprévue qu'on la suppose, prend en défaut,

n'est pas un écrivain. L'inexprimable n'existe pas. Wenn sie reden, so reden sie sich nur aus, mehr nicht. Begriffe sind oberflächlich, ja, und allegorisch. Auf diese Weise sind vielen viele Worte allegorisch geworden und haben ihre Ursprünglichkeit verloren. Wer empfindet außer dem echten Dichter heute noch das Wort „Geschmack" wörtlich und bildlich zugleich? Das Wort lebt unter uns von einem Kompromiß: das ist es! Die meisten Worte, die wir gebrauchen, leben von einem Kompromiß des Ästhetischen und Moralischen und sind darum allegorisch. Sie haben ihre Wurzeln verloren. Denn Worte wurzeln; Worte wurzeln in der Sinnlichkeit und sind kein bloßes Mittel der Vernunft, wie das der Liberalismus und die Redner glauben. Der Liberalismus hat die Sprache gefälscht, denn er hatte wenig Sinn für das einzig Mögliche und war im Grunde nur gefällige Pedanterie.

Fremdworte sind meist allegorisch und darum verbraucht. Die Vernunft, unsere Absichten verbrauchen die Worte.

Gleichwie Allegoriker in der Skulptur etwan ausdrücken, was nur die Malerei sagen darf, so drücken dieselben gern in der Musik, in der Dichtung, in jeder Kunst, in Gefühlen und Gedanken aus, was sie handelnd betätigen sollten. Ich will hier umständlicher sein: Eine ältere Ästhetik hat nicht ganz ohne Recht die Künste in diejenigen eingeteilt, für welche sich ein Modell in der Natur findet, in die Nachahmenden also, und in die einzige Musik, diejenige Kunst also, für welche sich kein Modell in der Natur findet.

Diese Einteilung ist an und für sich oberflächlich, für einen Augenblick aber will ich sie gelten lassen und sagen: Soweit eine Kunst nur nachahmt, ist sie allegorisch und spricht stets die andere, eine fremde Sprache, und alle Künste, mit Ausnahme der Musik, haben etwas Allegorisches oder müssen zuerst die Allegorie verarbeiten. Nur die Musik kann nicht allegorisch sein: die Musik ist unter allen Umständen das, was sie bedeutet. Allegorische Musik sei ewig verworfen! Und diesem Musiker, dem allegorischen, dem schlechten Musiker gegenüber habe ich in heiteren Stunden die einzige Empfindung: er sollte alles, worum er sich hier bemüht, handeln, agieren. Er sollte Held, Knecht, Sieger, Unterdrückter, Narr oder König, er sollte das alles sein und nicht darstellen. Soweit also die Künste Nachahmung sind, besteht die Gefahr, daß die Allegoriker die Künste untereinander verwechseln; soweit aber jede Kunst Musik ist, daß sie die Kunst mit dem Leben verwechseln. Im ersten Falle vergreifen sie sich am Material, im zweiten an sich selber, und diese Sünde ist die größere, und schlechte Musik ist unverzeihlich.

Ich kenne viele solche Künstler. Das Streben nach einer idealen, großen Kunst erfüllt sich gegenwärtig leider zu sehr in Allegorien; seit Wagner scheint mir die deutsche Musik dort, wo sie nicht platt ist, allegorisch, recht eigentlich barock zu sein. Aber ich habe den schlechten Musikern, Dichtern und Malern gegenüber viel Optimismus. Ich will sie stets ins Moralische wenigstens hinüberretten: Ihr könntet alle auf eigenste Art im Leben tätig sein. Ihr seid gute, vielleicht oder oft bessere Menschen! Doch sie wollen nicht gerettet werden, diese Allegoriker. Ja, sie sind zuweilen heimtückisch. Uns andere nennen sie oberflächlich, ja mehr: feige,

unsozial, unpopulär, Ästheten. Ich halte ein Prinzip wie das l'art pour l'art nicht nur für eng, sondern auch für ein Mißverständnis, aber darum sind schlechte Romane nicht gut oder Ruskin und Maeterlinck noch keine Philosophen. Denn wisse! das Tiefste, das Eigenste, das Ewige in der Philosophie ist auch Musik. Die Allegorie umschreibt, und Ruskins Philosophie hat auch nur seine Tätigkeit, seine Tugend, seinen Mut und seine Vernunft umschrieben. Und jede Umschreibung ist eine Allegorie. Wie viele schlechte oder unklare Bücher sind darum nicht bloße Umschreibungen bedeutender, bestimmter Tätigkeiten! Übersetze deine Theorie ins Praktische! sagen die Raisonneure ganz ohne Sinn für Stil. Die Ansichten eines praktischen Menschen sind in diesem Sinne nur Allegorien; und die Untätigkeit eines Menschen, der über alles nur Ansichten hat, ist noch weit von der Ruhe des Philosophen und bleibt unbegründet und unverbindlich und ohne Bedeutung, und Ruskins Moral war die Allegorie einer Philosophie, die Ruskin nicht schreiben konnte. Ruskin ist vielleicht vor Gott nur die Allegorie Carlyles.

Ganz in der Nähe dieser Allegoriker rücke ich die vielen deutschen Dichterphilosophen. Sie waren sehr kühn in der Zeit des Liberalismus und sind heute noch nicht tot. Hier ist immer das eine die Allegorie des anderen, die Dichtung Allegorie der Philosophie und umgekehrt. Das Ganze hat aber weder Geschmack noch Stimme.

Menschen, die also in der Musik ausdrücken, was sie handeln sollten, haben immer einen Zweck außer ihrer Musik: im einzelnen Fall ein Programm, im allgemeinen einen Nebenzweck oder auch ein Nebenverdienst, und sie gleichen denen die nach dem morrlischen Zweck einer Dichtung fragen. Goethe nennt diese Menschen einmal Dilettanten, und siehst du! Allegoriker und Dilettanten, das ist beinahe dasselbe. Ja, der Dilettant hat beinahe ganz die Geschichte der Allegorie. Da du ein Musiker bist, so brauche ich auch diese nur anzudeuten. Meinst du, daß in einer vernünftigen, im Prinzip und in den Zielen bestimmten Welt der Dichter, der Musiker mehr oder überhaupt etwas anderes als ein Dilettant sei? In Leibnizens bester aller Welten brauchten beide nur allen recht gefällige Menschen zu sein. Sie werden nachahmen und spielen, diese Dilettanten. Aber auch Ariost wird sich selbst in einem hohen Sinne vor den Fürsten, die er feiert und die ihm die deutlichsten, vollkommenen Bilder der vernünftigen Natur waren, ohne Vorwurf als Dilettanten gefühlt haben, der Freude und Geschmack an dieser Welt sucht und findet. Goethes Antonio sieht in Tasso den Dilettanten, den Allegoriker, und ich glaube, auch heute noch ist in Gesellschaft von Bankdirektoren und Schauspielern der Dichter ganz unwillkürlich, ohne daß er einen besonderen Zweck hätte, ein Dilettant. Der praktische Mensch überhaupt, da er viel Sinn für den Erfolg und das Rechte und wenig für die Existenz und das Eigentümliche hat, hält den Dichter gerne für einen Dilettanten. Aber auch Platon, da er den Vernunftstaat träumte, konnte notwendig im Dichter nur den Dilettanten, etwas Zufälliges, das man braucht oder nicht braucht, sehen, und ich wiederhole: als bewußter Dichter war Platon Allegoriker.

Ich will hier nicht weiter gehen: Solange du aber die Ziele und Motive, die

Vollkommenheit, das einzig Mögliche, das Ende außer dir siehst, wirst du dich immer als Dilettanten, als Allegoriker fühlen. Hamlet und Heinrich Kleist fühlten so; auch Tolstoi fühlt so. Ich meine, Hamlet hätte seinen mörderischen Onkel und Stiefvater am liebsten gleich nach der Erscheinung des Geistes niedergestoßen, Kleist hätte Held und Tolstoi Heiliger sein wollen. Und Freund, welcher Denkende, Zweifelnde, wer außer dem namenlosen Arbeiter und dem Vollendeten oder irgend einem Verstorbenen ist dann kein Dilettant? Wessen Wege sind dann nicht krumm? Wessen Wirken ist dann kein Spiel? Wer spricht dann keine ihm fremde Sprache? Der heilige Franziskus, er, dessen Leben ein Pfeil war, ist kein Dilettant gewesen, nein! Und auch der einmal Tote ist es jetzt nicht gewesen, denn in den Tod trifft jedes Menschenleben wie ein Pfeil. Der Tod löst jede Allegorie auf, er stampft sie wieder ein. Dieser Dilettant ist der lichtere Bruder des Fanatikers. Du mußt beide dem Leben sozusagen vorgeben, denn wie ohne Fanatismus, so geschieht auch nichts ohne Dilettantismus. Du mußt die Illusion dem Menschen vorgeben, und es ist die Sache der Kultur, den Fanatiker und Dilettanten in dir und in anderen zu brauchen, sie zu verarbeiten.

Weil es hierher gehört: Wenn du mir von Prinzipien redest, so empfinde ich entweder deine Worte als allegorisch oder mich selbst als Dilettanten.

Menschen also, die, anstatt zu handeln, denken, sind Allegoriker. Sie machen sich nur Gedanken. Die ganze Philosophie Ciceros, des Politikers, war nur eine Allegorie. Im Grunde sind alle Schriften der Stoiker allegorisch. Der Mensch ist Stoiker im Augenblick des Handelns. Sowie er schreibt, ist alles wieder vorbei; oder: was ein Stoiker niederschreibt, das weiß er sozusagen schon im vorhinein. Er sagt nur Tautologien. Und die verstandene Allegorie ist eine Tautologie. Der Stoiker umschreibt sein Handeln, seinen Zweck, seine Vernunft. Er umschreibt oder er übersetzt wörtlich. Er beweist mit Bildern, und wer mit Bildern beweist, schreibt Allegorien. Ein Bild darf nichts beweisen: das wäre dilettantenhaft und ein unredliches Streben. Das Streberhafte im Moralischen entspricht dem Dilettantischen in der Musik. Ein Bild ist mit dem Aussprechen zu Ende. Es will nur ausgesprochen sein, es soll nur bewegt sein gleich den Wellen . . . Um noch schnell zurückzukommen: der Stoiker will recht haben; aus einem sehr hohen Gesichtspunkte ist der Stoiker nur eigensinnig und übertrieben.

Es gibt Denker, die nur darum raisonnieren, weil sie leiden, nein: weil sie krank sind. Eine christliche Form des Stoikers! Auch sie denken nur allegorisch. Es ist so wichtig zu erkennen, ob du leidest oder ob du nur krank seiest. Nur für Sentimentale ist es dasselbe. Viele sagen: wir leiden, und man kann durch ihr Leiden ihre Krankheit fühlen wie durch ein Kleid den nackten Leib. Das Leiden ist nur eine Allegorie ihrer Krankheit. Kranke raisonnieren, Leidende denken. Ich habe wahrhaftes, philosophisches Vertrauen doch nur zum Leiden derer, denen gar nichts fehlt, die ganz gesund sind. Erst das Leiden dieser Gesunden ist ganz grundlos, grundlos wie die Musik. Und ihr Leiden erst ist nur die andere Seite ihres Handelns: das Leiden des Mystikers, des Musikers, des Helden. Und dann erst

spricht es in Zeichen gleich den Verliebten und ist ein Beispiel und unvergleichlich. Das Leiden, das da durch eine Krankheit erst bewiesen wird, ist nur eine Allegorie und umständlich und übertrieben und ermüdend. Der Pessimismus Leopardis ist jenem Schopenhauers gegenüber allegorisch. Er wurzelt nicht, er steckt nur in einer Frage, in einer Hypothese, in einem Unbehagen; Schopenhauers Pessimismus wurzelt, er wurzelt in der Anschauung, in den Dingen selbst und ist musikalisch. Er blüht auch darum. Und Nietzsches „Wille zur Macht" ist eine gar schlechte Allegorie von Schopenhauers „Wille zum Leben". Auch diese Allegorie mag wohl im Augenblicke alle Witzigen und Sentimentalen aufregen und die Richter stören; der Philosoph und der Musiker hören sie nicht oder gehen vorbei. Leopardi und Nietzsche: beide haben entschieden mehr erlebt als Schopenhauer, dessen äußeres Leben die Banalität und Gesundheit der ganz Großen hatte; aber du siehst es ja selbst: das Erlebnis — ja es ist freilich mehr als das Behagen des Nachbarn, aber im Vergleiche zur Vollkommenheit, in ihrem Spiegel ist es nur Dilettantismus und allegorisch.

Freund, es ist gefährlich, von sich selbst zu sprechen. Du mußt dazu ein Dichter, ein Musiker, du mußt begeistert sein und in Bildern von dir sprechen. Du mußt dich vergessen. Denn sonst wäre es besser, du würdest nach Gründen und Zwecken handeln, die andere dir geben. Denn, wer da nur sagt: Ich bin unglücklich, oder: Ich leide, oder: Ich bin impulsiv, oder: Ich bin dies oder jenes: der spricht nur eine Tautologie, eine Allegorie; er übertreibt und ist ein Dilettant und voll Aberglauben. Und der ist zuletzt auch unerfreulich und ohne Geschmack, wie im allgemeinen Inhaltsangaben von Dramen. Hüte dich vor dem bloßen Wort! denn es verrät dich leicht. Und trenne von deinen Worten nie das Schweigen, wie dies schlechte Dichter und schlechte Philosophen, Fanatiker auf dem Markte und Schauspieler hinter den Kulissen tun, denn sonst werden dir deine Worte zurückgegeben werden. Oder die Worte und das Schweigen werden nur Allegorien und leer und du wirst ohne Stimme bleiben. Und der Musiker wird dich nicht hören und vorbeigehen.


ch will aus allem, was ich hier sage, kein System machen; neben Leopardi stelle ich Menschen, die als Handelnde voll Genie, voll allgemeiner Leidenschaft waren und dennoch schlechte Gedichte gemacht haben. Auch ihre Gedichte haben nur allegorische Bedeutung. Denke an Alfieri, diesen unbändigen Menschen! In jeder Tätigkeit wäre er Führer gewesen, aber seine Dramen sind nicht unsterblich; bei seinen Ansprüchen konnte ihm nichts Ärgeres passieren. Denke weiter an den ungleich größeren Byron und sein königliches Leben! trotz alledem sind viele seiner Dichtungen nur Allegorien. Weil ihn vor allen die Deutschen noch immer gleich nach Shakespeare nennen — gegen Shakespeare ist Byron ein Dilettant im strengen Wortsinne. Byrons Gedichte sind immer nur Allegorien seines ehrgeizigen Daseins. Und so gibt es viele große, erregte, leidenschaftliche Menschen von größtem Nutzen, deren Vernunft nur dilettierte. Man soll immer für ihren Unterhalt sorgen und ihnen Nahrung verschaffen, denn man kann sie brauchen. Den praktischen Menschen, den Absichtlichen interessieren sie lebhafter, wie ja das

Erlebnis schließlich interessanter ist und mehr Farbe hat als die Vollkommenheit. Auch Leopardis Pessimismus ist interessanter als der Schopenhauers. Und dichtende Professoren werden Leopardi wohl vorziehen, da sie im allgemeinen nicht ungeneigt sind, Formlosigkeit für die größere Leidenschaft zu nehmen. Und Leopardis Pessimismus ist formlos, das heißt hier: mit denselben Gründen ist ein Anderer Optimist. Du kannst Leopardis Pessimismus umdrehen und ihm alles zurückgeben: darum hören auch ihn Musiker nicht und gehen vorüber.

Sie sind alle nur Dilettanten der Form, des Scheins; es gibt aber auch Dilettanten der Wahrheit, besser: Dilettanten der Wirklichkeit, des Inhalts. Und zu diesen gehören vor allen die Schauspieler und die Machthaber. Könige lieben Allegorien, ich meine: das sieht man leider heute zu häufig. Als Nero Rom anzünden ließ, um das brennende Troja zu schauen, verbrach er eine Allegorie. Sein Bruder im Geiste ist für mich ein römischer Schauspieler mit Namen Paulus: da nämlich dieser als Elektra auf die Bühne trat, hatte er in die Aschenurne des Orestes die Asche seines eigenen Sohnes, der ihm an diesem Tage gestorben war, getan und so doppelt, wie es heißt, das rohe Volk von Richtern und Matrosen gerührt. Ich habe diese Anekdote unlängst in Diderots „Paradoxes sur le comédien" gelesen. Paulus ist ein Dilettant der Wirklichkeit, wie man sie oft heute noch unter Schauspielern und den vom Theater verdorbenen Leuten, vor allen unter Dramatikern selbst findet. Paulus und Nero waren Römer, und dieses Volk von Senatoren und Matrosen, von Großgrundbesitzern und Staatsanwälten, von Stoikern und Rhetoren hat uns allen die Allegorie gegeben. Die Römer hatten nur Sinn für das Material, wo dieses handgreiflich ist: in der Architektur also, weniger schon in der Skulptur, noch weniger in der Malerei und Dichtung, und statt Musik hatten sie Gesetze.

Paulus und Nero, der Schauspieler und der Machthaber, bringen die Kunst und die Natur unter denselben Begriff der Vernunft. Ihre Kunst, die Kunst aller Allegoriker und Dilettanten ist keine Schöpfung, sondern eine Summe von Nachahmung und Spiel. Wenn du sie suchst, so sind wohl beide, die Nachahmung und das Spiel, in der Schöpfung enthalten, aber die Summe ist trotzdem noch keine Schöpfung. Du wirst mich verstehen, da du ein großer Schachspieler bist: die „Königin" enthält potentiell den „Turm" und den „Läufer", d. h. die „Königin" allein kann alle möglichen Züge des „Turmes" und des „Läufers" ziehen, nicht wahr? Aber trotzdem wird dir und jedem guten Schachspieler die „Königin" lieber sein als ein „Turm" und ein „Läufer" zusammen. Nachahmung und Spiel: so werden die Schauspieler und Machthaber unter den Menschen die Kunst gern empfinden. Und sie werden sich über das Eigentliche dann einigen, ja einigen. Und sie werden zwischen Natur und Kunst moralisch unterscheiden. Die Natur sei „ernster" als die Kunst, denn diese sei ein Spiel; und die Natur sei „wahrer" als die Kunst, denn die Kunst ahme die Natur nur nach. Ja, das ist der Standpunkt aller Ehrgeizigen, aller Menschen, die mit Vorliebe von „mehr" oder „weniger" reden, aller Zählenden, Gemessenen, Vernünftigen, aller, die da sagen:

Hier ist der Schein und dort die Wahrheit, hier die Form und dort der Inhalt, und die dann glauben, mit der Hand dazwischenfahren zu können. Die Kunst ahme die Natur nach und, je näher der Schein der Wahrheit komme, umso bedeutender sei die Kunst, die Kunst wetteifere mit der Natur: so reden Allegorien. Aemulus Naturae: las ich auf dem Grabsteine Paolo Veroneses in St. Sebastiano zu Venedig. Ja, wenn die Vernunft, Prinzip und Ziel der Natur, die Natur also ein moralisches Wesen wäre, dann würde die Kunst sie nur nachahmen, kopieren dürfen. Dann wäre der Naturalismus die letzte Möglichkeit und die Allegorie nur ein Weg zu diesem, ein Vorläufiges. So aber empfinde ich den Naturalismus gewisser deutscher Dramen ebenso wie Allegorien. Der Naturalismus auf der Bühne ist entschieden eine Allegorie.

Auch dich hat man in der Schule die Fabel von Zeuxis und Parrhasios gelehrt. Jedes Kind und alle Käufer von Porträts glauben daran. Aber Zeuxis und Parrhasios waren Allegoriker oder haben die Kunst nur allegorisch verstanden; und auch Pygmalion, der die Göttin bat, sie möchte die Statue, die er vollendet, lebendig machen, damit er sie als seine Geliebte umarme, Pygmalion war nur ein Allegoriker und gleicht Nero und Paulus und den vielen, welche die Distanz nicht einzuhalten wissen und die Wahrheit mit Händen greifen wollen und am Scheine sich ärgern, als lüge er. Ich finde zwischen dir und Pygmalion eine gewisse Verwandtschaft des Gemütes. Eure Werke sind Kunst, aber ihr denkt sozusagen gegen eure Kunst. Und ich habe endlich gefunden, daß das nicht notwendig sei: gegen die Kunst zu denken, wenn man denkt.

Heute wissen es wohl schon Viele, daß die Kunst nur die Gesetze kennt, nach denen sie geschaffen wird; aber es ist gut, daran zu erinnern, daß die Kunsttheorien, welche Kunst und Natur in einen moralischen Gegensatz bringen und unter der Vernunft einigen wollen, uns von den Griechen kamen. Allerdings waren sie den Griechen bei ihrer Vorstellung von einer geordneten Welt, dem Kosmos, natürlich. Ich möchte sagen, alle die griechischen Künstlermärchen von Narziß, von Pygmalion scheinen nur allegorisch; in Wirklichkeit sind sie symbolisch zu verstehen. Der Grieche meinte oft den Künstler, wenn er vom Menschen sprach; — das gilt für das Märchen vom Narziß; und umgekehrt, er meinte den Menschen, wenn er vom Künstler sprach — das gilt für die Erzählung von Pygmalion. Die Griechen dachten nur scheinbar gegen die Kunst. Der Gegensatz von Theorie und Praxis ist erst lebendig geworden, als man die griechischen Theorien in die christliche Welt trug, als man symbolische Kunst schuf und sie allegorisch deutete. Paolo Veronese war ein ganz großer Schöpfer, aber er selbst könnte es auf seinen Grabstein gesetzt haben: Aemulus Naturae. Denke nur, so wenig hat durch Jahrhunderte die Theorie von der Praxis, der Denkende vom Schaffenden, der Philosoph vom Künstler gewußt. Wenn du die Anschauung vom Aemulus Naturae in die erkenntnis-theoretische Philosophie übersetzest, so heißt sie Anthropomorphismus. Und Allegorien sind die Anthropomorphismen in der Kunst. Erst Kant und Goethe haben, indem sie den Anthropomorphismus zerstörten, die Allegorie unmöglich gemacht.

Du mußt aber die Allegorie, den Anthropomorphismus noch tiefer suchen. Wenn Shakespeare in seinen Sonetten zu seinem Freunde, wenn aber auch kleine Dichter oft zu ihren Geliebten sagen: Ihr seid mehr als wir, denn ihr lebt und wir dichten nur, das Leben ist mehr als die Dichtung — so ist das ästhetisch meist, moralisch immer nur eine Allegorie, so ist das die Bitte Pygmalions an die Göttin. Eine feine Art von Fanatismus steckt darin, ein Fanatismus, der nur durch das Kunstwerk selbst überwunden wird, der gleichsam immer wieder verarbeitet werden muß.

Der Handelnde sei besser als der Dichtende: welche Allegorie, wie durchaus die Anschauung eines Dilettanten, welche Theatermoral! Leopardi schreibt einmal: Non è dubbio che l'operare è tanto più degno e più nobile del meditare e dello scrivere, quanto è più nobile il fine che il mezzo e quanto le cose e i soggetti importana più che la parole e i ragionamenti. Leopardi war kein Philosoph, und sein Denken war nur Schwierigkeit, ich möchte sagen, eine fortlaufende Schwierigkeit, eine Schwierigkeit, die ihn stets begleitete. Er dachte nicht so gerne, wie er es vorgibt. Er dachte nur, weil er nicht handelte. Sein Denken war oberflächlich und ein Schein seiner Gefühle und eine Allegorie seiner Dichtungen. Warum hat er gedacht? Es war gar nicht notwendig. Er hätte nur handeln oder dichten oder Musik machen sollen, weiter nichts. Leopardi hat gemeint, Ansichten seien schon Philosophie. Aber, Freund, Ansichten sind auf alle Fälle überflüssig oder nur für den Nachbarn gut. Der Nachbar hat immer nur Ansichten. Leopardi war ein verzweifelter Stoiker, und Stoizismus, noch einmal, ist die Philosophie des Nachbarn.

Welchen Glauben, welchen Aberglauben an Worte besitzen nicht Allegoriker! Wie wenig wissen sie vom Unvergleichlichen! „Das ist mehr und das weniger; dies ist besser, jenes schlechter!" Welche Sprache von Kaufleuten! Wie vieles geht ihnen nicht verloren! Schon, weil sie so gerne vom Verlust und Gewinnst reden! Und dann meinen sie immer, das Eine durch das Andere ersetzen zu können. „Wir haben keinen Glauben mehr," sagte im Gespräche der eine zum anderen. Er sagte das, wie man solche Dinge zu sagen pflegt: er wollte nicht, daß man ihm darauf erwidere. Der andere, ein Nachbar und überzeugt, der Mensch rede nur, damit ihm jemand erwidere, der andere war politisch liberal und im Herzen ein Pedant und entgegnete: O nein, wir haben den Glauben an die Wissenschaft. Er war ein im beschränkten Sinne Tätiger und förderte gerne die Zwecke anderer, ein Geschäft oder ein Beruf erfüllte ihn ganz; in allem übrigen aber war er ein Allegoriker und schrieb bei Gelegenheit für Zeitungen. Lenau sagte einmal sans façon: In fünfzig oder hundert Jahren werden wir kein Theater mehr haben! Solche Sachen sagt man nicht sans façon, auch wenn man zufällig recht haben sollte! Man wisse stets, daß nichts verloren gehe! Sentimentale Utopisten glauben, eine Sache könne verloren gehen, wie man einen Schlüssel verliert oder wie man etwas aus dem Gedächtnis verliert. Wir können doch nicht wissen, welche Form in zweihundert Jahren das Theater haben werde. Ein sehr geistvoller Dramaturg schrieb einmal ungefähr so: Es gäbe in unserer Zeit der Telephonie und der Luxuszüge keine Lyrik mehr; die Aphorismen Nietzsches —

das könnte man etwan unsere Lyrik nennen. Wir hätten keinen Glauben mehr, dafür aber usw. ... Du siehst, der Mann ist nicht nur zufällig ein grober Ignorant, sondern auch ganz notwendig ein Allegoriker, und auf ihn hört auch naturgemäß ein großes Publikum. Unter uns, unter Musikern, sei es gesagt: Obwohl sie ja selbstverständlich recht haben, aber ich verkehre nicht gerne lange mit den Leuten, die da immer erregt rufen: Wir leben in einer Zeit des öffentlichen Verkehrs, der Aufhebung der Leibeigenschaft, der Presse, oder: Das kommende Jahrhundert wird ein Jahrhundert des vollkommenen Individualismus sein, oder: Zurück zu Schiller usw... Natürlich haben sie recht und stehen sogar, wie es unter ihnen heißt, „auf der Höhe der Zeit", aber ich verkehre, noch einmal, mit ihnen nicht gerne, oder ich verkehre nur in ganz praktischen Sachen mit ihnen. Auch du tätest gut daran, dich mit ihnen auf Geschäfte zu beschränken.

Sie und die meisten Lehrer der Philosophie und auch Herbert Spencer schreiben heute: Metaphysik ist durch die Naturwissenschaft ersetzt. Auch das, Freund, ist der Aberglaube Pygmalions, recht eigentlich Idolatrie und Strebertum. Du weißt es vielleicht noch nicht oder willst es nicht wissen, weil es dich schließlich stören könnte: aber die meisten Lehrer der Philosophie sind Allegoriker und glauben an die Geschichte, an die Entwicklung! „Ich glaube an die Geschichte, ich glaube an die Entwicklung!" Welche schreckliche Allegorie! Er glaubt an das Resultat, an das Ende: Wie verkehrt! Welche Prophetie des Selbstverständlichen! Welcher unbewußte Fanatismus!

Und wenn sie weder an einen Anfang noch an ein Ende glauben, so mischen sie. Ja, sie mischen, sie mischen! Und schwärmen für Summen! „Einst war das Heidentum," so gehen ihre Worte, „und dann das Christentum. Beide waren nur zur Hälfte gut, oder das eine war nur schön und das andere nur gut. Wir werden aber das Dritte Reich haben, und das wird sehr gut und überhaupt gleich das beste und sehr geschmackvoll sein, es wird aus Heidentum und Christentum zu gleichen Teilen bestehen, und es wird gut und schön zugleich sein. Welcher Vorteil, welche Summe! Wir Glücklichen, zwei ist mehr als eins." Und so mischen sie vieles und schlagen vor Lust die Hände zusammen. So mischen sie Moses und Plato, Nietzsche und Tolstoi, Nietzsche und Wagner, Apollon und Dionysos. Ja, ja, die Schüler Nietzsches haben sie nur gemischt, den lichten Apollon und den dunklen Dionysos. Sie haben sie vermischt, diese Abergläubischen, und den Meister betrogen. So mischen sie auch Egoismus und Altruismus. Und in sehr selbstbewußten Augenblicken nennen sie diese Mischungen Harmonie und heißen sich Griechen. Auf christlicher Grundlage natürlich, noch einmal, damit ja nichts ausgelassen sei.

Freund, das sind schlechte Schachspieler, wenn du dich erinnerst, das sind Schüler und Dilettanten, Geschichtsphilosophen, Natur- und Rechtsphilosophen, das sind Allegoriker, aber das sind nicht die Eigentlichen, nicht die, auf welche du hören sollst, keine Musiker; das sind Menschen von oft guter Meinung, aber ganz ohne Gehör. Laß sie reden! Und gib ihnen ihre Worte wieder zurück!



Eusebius/ Novelle von Philipp Langmann



usebius von Speezhardt, ein junger Herr vom schlesischen Adel, war auf dem Wege nach der berühmten Universität Bologna schon ziemlich weit nach Süden gekommen und ritt nun schon den vierten Tag auf der alten Reichsstraße, die von Graz ins wälsche Land führt, munter dahin. Sein starkes Pferd trabte wohlgemut hinein in die herbstliche Morgenkühle und sah in die klare Ferne so unternehmend und unbekümmert wie sein Reiter, der recht ansehnlich im Sattel saß. Er trug über dem schwarzen Flausch einen dunkelblauen Mantel, an dem breiten gelben Ledergurt mit silberner Schnalle hing der breite Hieber, an den schweren Stiefeln klingelten die Sporen.

Er hatte bislang zu Freiburg im Vorderöstreichischen Cameralia mit Erfolg getrieben und erfüllte nun den Wunsch seines Herrn Vaters, des k. k. Kammerprokurators von Speezhardt in Breslau, dem sein zweijähriger Aufenthalt in Italien in unvergeßlicher Erinnerung geblieben war, da unten den Doktorhut zu erwerben Der alte Herr gönnte es ihm recht, sich ein wenig in der Welt umzutun, ehe er sich bei der kaiserlichen Allgemeinen Hofkammer in den Staub der Akten verwühle, er sollte im fernen Land andere Menschen und Verhältnisse kennen lernen, das Italienische sich aneignen, was ihm bei der Zentralstelle nur zum Vorteil gereichen werde.

Auch den alten Studienkollegen in den Erblanden wollte er ein Lebenszeichen geben, sie an die vergangenen Jugendtage erinnern und wie besser konnte er dies tun, als durch den mannhaften Jüngling, den er ihnen ins Haus schickte? Eusebius bekam eine dicke Tasche mit vielgesiegelten Empfehlungsbriefen, an denen der Vater eine Woche lang geschrieben hatte und ausreichende Wechsel; die Schwestern packten ihm das Felleisen und ließen dabei manches Merkwort einfließen, was den Bruder langweilte und amüsierte. Er hatte doch die Fahrt von Breslau in den Breisgau mehr als einmal gemacht, war kein heuriger Hase, verstand es, sich um das Seine zu wehren. Freilich war er diesmal feiner ausstaffiert, denn er sollte ja an mehreren Stellen sich sehen lassen und persönlich empfehlen. Hinwider waren es doch Vaters Freunde und mit Studiosen viel Umstände machen war nicht der Brauch. Es war aber doch der Abschied feierlicher geraten als sonst und recht wie ein guter Junge, der zum ersten Male in die Fremde zieht, war er diesmal entlassen worden. Bis nun war auch alles gut abgelaufen, so weit.

Der Hofrat bei der k. k. obersten Justizstelle Baron Petzmajer hatte ihn volle acht Tage in Wien gehalten, der Herr Salz-Oberamtmann ließ ihn vier Tage nicht von sich, beim Mährischen Gubernialrat von Poche blieb er auch eine schöne

Gelegenheit und beim Herr Landes-Protomedikus der Steiermark verweilte er gar einen ganzen Monat lang, wie es der Herr Vater ausdrücklich befohlen hatte. Dieser große Aufenthalt in Graz hatte seinen guten Grund. Protomedikus Doktor Huber war ein trefflicher Kenner der italienischen Sprache und der beste Freund des alten Speezhardt, daher durchaus geeignet dem jungen Manne die allernötigsten Anfänge beizubringen, damit er den Wälschen nicht ganz hilflos ausgeliefert sei. Jetzt war aber auch dieser Monat dahingegangen. Er hatte im Italienischen nicht gar viel zugenommen. Und wenn er überlegte warum, so wurde es ihm klar, daß eigentlich die Jungfer Agnes Huber Schuld daran war.

Dafür war er um viele andere Dinge reicher geworden, durch eben diese genannte Jungfrau, die er innig lieb gewonnen hatte. Ihr sanftes stilles Wesen, das sehr bedeutend dem seiner Schwestern ähnlich war, ihr liebliches Angesicht, ihre Redensart, klug und polit, hat ihn gar sehr eingenommen. Mit recht schwerem Herzen hatte er ihr den Eindruck dargelegt, den sie ihm verursacht hatte und dabei mit den Bedenken nicht zurückgehalten, daß es doch recht zweifelhaft erscheine, ob die Väter einer Verbindung der Kinder geneigt wären.

„Ich bin Euch, liebste Jungfer, sehr zugetan, das könnt Ihr mir glauben, und ich dürfte wohl wie die Sachen stehen, daran denken einen eigenen Herd zu gründen; doch glaubt Ihr, daß der Herr Protomedikus sichs wird gefallen lassen, daß ich ihm seine einzige Tochter und einziges Kind zugleich wegnehme, entziehe, gewissermaßen abfische?" —

Agnes konnte nicht anders als seine Besorgnisse gerechtfertigt finden, doch hielt sie die Schwierigkeiten nicht für unüberwindlich, die Aussicht nicht hoffnungslos, und konnte mit leisem Erröten bekennen, daß sie sich von dem Geständnis des Gastfreundes beglückt fühle. Hierauf empfing sie von dem Studiosus ein zierliches Kreuz von feinstem Golde an einem dünnen Kettchen venezianischer Arbeit und steckte ihm einen Ring mit blauem durchsichtigen Stein an den Finger. „Als Symbolum der Treue", sagte sie dabei. Und so hell und rein der Kristall sei, so ungetrübt möge seine Seele bleiben, fügte sie hinzu. Er aber erwiderte, daß der Stein ihn immerdar erinnern werde an den klaren blauen Alpensee und an ihr liebes Auge, da heraus alle Geister der Milde und Herzensgüte ihn anstrahlen, daß er ihn ermuntern werde seine Obliegenheiten mit Eifer zu erfüllen, um sein schönes Ziel zu erreichen, was er aus dem tiefsten Grunde seines Gemüts ersehne.

Der Protomedikus seinerseits wußte von diesen Zettelungen nicht das Mindeste; ihm war und blieb Eusebius ein lieber Gast, seines Adelbert wackerer Sohn den er schätzte als wär er sein eigener. Von Breslau wiederum empfing er von der Schwester den ganzen Inhalt ihrer Sparbüchse insgeheim zugesandt, seltsam genug gerade die doppelte Summe, um die er Kreuz und Kette erstanden hatte. Das war damals, als er sich nach diesen schönen Spätsommertagen zur Weiterfahrt bereit machte.

Ehe er schied, klopfte er noch einmal bei dem Doktor Huber an, dankte ihm um alle seine Mühe und Gastfreundschaft, drückte ihm ehrerbietig und fest die

Hand und erbat sich bei der Rückfahrt wieder vorsprechen zu dürfen, wobei er ihm forschend ins Gesicht sah. Dort nahm er aber nichts anderes wahr, als dasselbe, was er am ersten Tage gesehen hatte: den scharfgezogenen spöttischen Mund und darüber das kluge, heitere Auge, wie bei Leuten, die gerne voraussehen und nicht gerne schuldig sprechen.

„Ich hoffe Herr von Speczhardt, Ihr werdet wieder bei uns einkehren; es gefällt mir wohl, wenn einer Zutrauen hat. Habt immerhin Zutrauen und lasset Euch nicht abhalten immer zu sagen, was Euch bedrückt, für alles in der Welt gibt es ein Kraut, nur das für den Tod ist noch nicht gefunden. Lebt recht wohl!"

Also hatte der Reiter genügend Veranlassung, wohlgemut und hoffnungsfroh, erwartungsvoll und sehnsüchtig um sich und in sich zu schauen. Ihn beklemmte keine Reue, ihn drückte keine Schuld, er war gemächlichen Schritts, wie der breite wasserreiche Fluß zu seiner Linken, dahingegangen, hatte ein wenig für die Landsmannschaft gerauft, ein wenig geliebt, ein wenig gezecht, war respektabel wie andere gewesen. Und nun gar hatte er eine liebe treue Braut gefunden, ein Herz, daran er das seine fest verankern konnte, eine Seele, die sich zuversichtlich an ihn lehnte, an die er reinen Gemütes denken durfte. Vergeblich befragte er sich, ob er dieses Glück verdiene, ob er auch recht bereit sei, es in Besitz zu nehmen, da er doch ohne Leistung und Erprobung, ohne festen Gehalt, ohne Titel und Würde? Sonderbar, daß Agnes ihn auch nur angehört hatte, daß sie sich seine Werbung gefallen ließ, bloß auf sein ehrliches Gesicht hin. Oder hatte die Tiefe seiner Empfindung, die Ehrlichkeit seines Willens aus seinen Worten geklungen? So mußte es sein. Er hatte nie im Leben ein Weib betrogen und hätte es nicht vermocht, auch wenn er es gewollt hätte.

Das stimmte ihn froh. Auch das Wetter war lustig, der beständige Herbst war ihm offenbar wohlgesinnt, die Straße war gut, der Gaul tüchtig und was sich da mit ihm dahintrieb, gab genug zum Schauen und Betrachten. Bunte Gesellschaft. Kaufleute zogen mit ihren schweren Wagen talauf und talab, von Ungarn nach Mailand, von Böhmen nach Illyrien, von Innerösterreich nach Venedig. Pilger aus Polen, auf dem Wege zum heiligen Jakob von Compostella, Soldaten nach Wien, Eilboten und Kutschen, Viehhändler und Handwerksburschen, Reiter in Truppen und allein, Invaliden, Bettler, Krämer und Juden, Zigeuner und Bauern gingen bald eilig, bald gemächlich, vergnügt und zankend, bald mit Geschrei, bald mit Sang, nach Süden und nach Nord. Da wurde ihm die Zeit nicht lang.

Um die zweite Mittagstunde, als die Straße etwas leerer wurde, hatte er Gelegenheit mit einer kleinen Gesellschaft bekannt zu werden. Ein Zufall vermittelte die Bekanntschaft, die für ihn reich an Folgen sein und wie keine mehr auf sein inneres Leben einwirken sollte. Mitten im Wege stand eine hochbeladene gelbe Kutsche, der vier Pferde vorgespannt waren, ein Herr und eine Nonne standen bei ihr, der Kutscher war ratlos. Als Eusebius herankam, bemerkte er noch eine zweite Schwester, im Wagen liegend, blaß, hinfällig ohne Bewußtsein und die Leute sprachen laut durch-

einander offenbar sehr bestürzt. Eusebius bot sich in italienischer Sprache an, man erzählte ihm das fatale Begebnis, das Schwester Gentilla betroffen hatte, und er war in der angenehmen Lage, beistehen zu können. Er sprang ab, schnallte seinen Sack vom Sattel und fand auch — mehr durch Glück, als durch die Ordnung darin — den scharfen Geist, ohne den er nie vom Hause durfte, den er noch niemals verwendet hatte, der ihm aber immer wieder trotz seines Protestes beigepackt wurde. Es war eine ordentliche Flasche voll. Schwester Protasia manipulierte mit der heilsamen Essenz recht geschickt; bald kehrte der Kranken der Odem wieder und der erste Blick, den sie auf den jungen Reiter warf, belohnte ihn reichlich für die Versäumnis und Gefälligkeit. Er erbot sich zur Begleitung, die von den Nonnen gerne, mit Freuden aber von dem verhutzelten, dürren Begleiter und dem robusten Knecht angenommen wurde, die froh waren, in dem wehrhaften Herrn einen Schutz zu finden auf der Reise durch den breiten Wald, den sie nun zu durchqueren hatten, um ins Isonzotal zu gelangen.

Eusebius schien es, als habe er in seinem ganzen Leben keine so schöne und liebreizende Frauensperson gesehen, wie die Gentilla, so viel Anmut und Zier trotz der dunklen Klosterkleider wahrgenommen. Ihr Gesicht war vom zartesten Weiß, ihrer Wangen Rot, der Lippen Purpur, das große unschuldsvolle Auge, das dunkle braune Haar — alles gab einen Verein, von dem er gänzlich betroffen wurde. Und gar nicht stolz dabei. Sie lächelte ihm gar lieblich und treuherzig zu, fragte ihn aus, ließ ihn erzählen und binnen zwei Tagen wußte sie alles, was auch Eusebius von sich wußte und bald waren sie alle Freunde untereinander und machten sich die Reise durch fröhliche Kurzweil angenehm.

Schon aus den ersten Worten der Schwester Protasia und den Mienen der Begleiter bei Gentillas Unwohlsein hatte er geschlossen, daß er es mit einem Frauenzimmer von Distinktion zu tun habe und je länger er mit ihr sprach und wahrnahm, wie ihre Befehle befolgt und mit welcher Aufmerksamkeit sie behandelt wurde, um so deutlicher wurde es ihm. Später sagte sie es ihm selber: „Ihr müßt wissen, mein werter Signor Speezhardt, daß ich die Tochter des Kardinals Bebena bin, und mit ihm in Gran, das ist eine Stadt in Ungarn, gelebt habe. Da aber der Kardinal vor einigen Monaten zum Patriarchen von Venedig ernannt worden ist, rief er mich zu sich und ich eile unverzüglich hin, um meine geliebte Vaterstadt und das sonnige, heitere Land Italia wiederzusehen. Ihr gefallt mir recht wohl Signor, und es wird mir sicherlich eine große Freude sein, wenn ich Euch durch eine Fürsprache bei seiner Eminenz irgendwie behilflich sein kann."

Eusebius, den das muntere Wesen der Schwester Gentilla und die Blicke, mit denen sie ihre Worte begleitete, schon sehr verwirrt hatten, konnte sich eines schweren Seufzers nicht enthalten. Er antwortete: „O Schwester Gentilla, ich bin überreich belohnt, daß ich Euch kennen gelernt habe. Ehe ich Euch sah, hätte ich es nicht geglaubt, daß die Natur ein so vollkommen schönes Wesen, so viel Anmut und Lieblichkeit hervorbringen könne. Wie schlecht paßt dieses ernste Kleid, diese faltige Tracht zu so viel Leibeszier! Welch unseliges Verhängnis hat Euch

gezwungen, sie anzulegen, die so neidisch Eure Gestalt verhüllt? Seid ihr denn nicht geschaffen, die Männer zu beglücken, das schöne Leben froh zu genießen, Euch an der Wonne zu erfreuen, die ihr überall hervorrufen müßt, wo immer Ihr Euch zeigt?"

Gentilla sah ihn sinnend an, lachte aber gleich darauf und sprach: „Wollt Ihr mir nicht sagen, Signor Euseb, welche Bewandtnis es mit diesem Stein an Eurem Finger hat? Er ist so schön."

„Das habt Ihr bereits vernommen schöne Gentilla und Ihr wißt, es ist mein Verlobungsring."

„Ei, Ihr schwätzt so hochgalant, daß niemand glauben dürfte, Ihr habt eine Braut daheim, der Ihr Euer Feuer bewahren müßt, weil sie ein alleiniges Recht darauf hat. Gebt acht auf den Saphir, daß sein Glanz nicht verblasse, Ihr verliebter Kavalier! Und wißt, Satans Feuer brennt kurz, aber scharf. Nicht jeder Frau Liebe wärmt, um den Kochtopf daran zu stellen!"

Bei diesen Worten wurde Schwester Gentilla recht blaß und Eusebius hätte viel darum gegeben, wenn er hätte erfahren können, was in ihr vorgehe. Er fühlte sich von einer ihm neuen Bewegung ergriffen und willenlos fortgetrieben, von einer Leidenschaft, die ihm so neu, so fremd war, und übermächtig zugleich, daß er ihr keinen Namen zu geben vermochte. Es war ihm, als habe er eine neue Seite seiner Natur entdeckt, die bis nun sittsam verkleidet gewesen war und jetzt mit einem Male entblößt und ohne Scham sich offenbarte. Ohne Scheu sprang er hinweg über alles, was ihm als unverbrüchlich, unverletzlich, unnahbar erschienen, wie blind, wie aller Besinnung ledig, versank er in dieses neue Gefühl, mit unendlicher Gier und ohne Bedenken. Auch Gentilla, die bis nun in vollster Sicherheit und Ruhe die Dinge hatte entwickeln lassen, fühlte sich mit einem Male angenehm ergriffen und keineswegs widerwillig fortgezogen. Unter solchen Umständen konnte es sich wohl nicht lange verzögern, daß sie ihres Standes, er seines Verlöbnisses vergaß.



Im Austausche ihrer Gefühle erfreuten sie sich des schönsten Vergnügens und blieben durch vierzehn bequeme Tagereisen mit langen Rasten bei einander, so lange bis sie in die weltberühmte Stadt Venedig kamen. Hier verabschiedeten sie sich, wie sie meinten, auf kurze Zeit, Eusebius gab seine Herberge an, Gentilla versprach und beschwor ein Wiedersehen und einige Stunden später waren sie in dem Menschengewühl von einander getrennt. Denn ein wahres Gewühl von Menschen aller Trachten, Sprachen, aller Farben und aller Länder erfüllte die Plätze und die Straßen, strömte auf den Brücken, zog in Kähnen aller Formen und Größen über die Kanäle, ein Lärm, wie auf einem ungeheuern Jahrmarkt, betäubte das Ohr, eine Pracht ohnegleichen, Wunderwerke der Künstler, Ausgeburten eines frohen Erfindungsgeistes stürmten auf das Auge ein, daß es nicht wußte, wohin zuerst sich wenden, was vor allem betrachten, worüber am höchsten staunen. Der Karneval währte nun schon mehrere Wochen und es war doch erst November und es mochte noch mancher Monat so fort gehen bis zum Anfang der großen Fasten. So oft Eusebius sein

schmales Zimmerchen in der dunklen Calle verließ, um die Stadt anzusehen, die ihm fast unerschöpflich schien an Kirchen und Zaubern aller Art, an Rätseln, an Kunst, an Merkwürdigkeiten, an Schauspielen, Tag um Tag und immer aufs neue, mußte er bewundern und lange war er nicht imstande sich zurechtzufinden und halbswegs die Ruhe zu bewahren. Denn zuweilen glaubte er, er müsse den Verstand verlieren über die herrlichen Kolonnaden, über die massenhaften Buden, mit allen Schätzen vollgestopft, wie sie noch niemals jemand auf einem Haufen gesehen, über die vielen seltsamen Menschengesichter, über die bunten schimmernden Gewänder, über die allgemeine, bald vornehm ruhige, bald ausgelassene Bewegung im großen Kreise. Ein Getöse stürmte auf ihn ein, verursacht von dem Geschrei der Kuchenbäcker, Obsthändler, von der durcheinander klingenden Musik der umherziehenden Banden und dem Jauchzen des Volkes, dem Geschrei der Kinder und dem ungeheuren Redeschwall der Marktschreier, daß die Sinne im Taumel einer angenehmen Selbstvergessenheit dahinschwammen in diesem Strom der schönsten Lustbarkeit. Das ging vom Abend bis in die späte Nacht. Ein Herzog aus Kurland war mit seiner Gemahlin angekommen, so erfuhr er später, um unter diesem Volke einige Zeit zu verleben und mit ihm gab sich eine große Schar von Edelleuten aller Länder, was nur durch Rang, Namen, Reichtum, Schönheit und Kunst, Macht und Pracht, Anspruch hatte, ein Stelldichein und der Doge mit der Signoria und allen Venetianern wetteiferten diesmal den Karneval recht lebhaft und munter zu gestalten.

Eusebius fand sich bald veranlaßt, gleich den übrigen, eine Maske anzulegen, sowohl, um in der Menge nicht aufzufallen, als auch, um ruhiger dahinleben und ungestörter nach Gentilla forschen zu können. Erst trug er sich alla foresto, später aber als Maschera nobile mit schwarzem Seitenmantel und weißer Larve vor dem Gesichte und er sah gar prächtig aus, daß jeder sagen mußte, er trage seinen Mantel wie ein Venetianer. Aber es wollte ihm nicht gelingen, innerhalb aller dieser Tollheit fröhlich, inmitten der Freude und Lust teilnehmend zu werden. Je länger er auf eine Nachricht von Gentilla wartete, je länger er mit sich allein blieb, um so bänger wurde es ihm um die Seele. Nie in seinem Leben hatte er sich verlassener und einsamer gefühlt, nie so sehr wahrgenommen, daß die Freiheit des Gewissens, die Unschuld und Tugend es ist, die uns erquickt und glücklich sein läßt unter Glücklichen, daß aller Glanz der Welt nicht imstande ist auch nur einen Schein ins Herz zu werfen, daß sich in Reue und Selbstvorwürfen verschließt, daß kein Lachen, nicht die lauteste Heiterkeit in unserm Innern ein Echo weckt, wenn dieses in seine vergessene Selbstbetrachtung versunken ist.

Er empfand einen tiefen Schmerz. Die beklemmende Einsamkeit und der Lärm, der ihn gleichzeitig hinderte, sich mit sich selber auszusprechen, der Widerspruch, in dem er sich so fand und der jenem tiefern nagenden Zwiespalt seiner Seele die rechte Folie abgab, machte ihn unzufrieden und verstört. Anfangs hatte er Gentilla heiß ersehnt und tagelang verlangend nach ihr gespäht.

Als aber die Wochen gingen, verging das Begehren und die Sehnsucht, die alte

Liebe hob still und vorwurfsvoll ihr Haupt. Jeßt spähte er noch immer nach Gentilla, aber nicht mehr im liebenden Verlangen, sondern, um den einzigen flehenden Wunsch anzubringen, ihm den Ring wiederzugeben, den Ring der Agnes, entschlossen den höchsten Preis daran zu setzen und alle Mittel, ihn von ihr zurück zu fordern, und wenn Gentilla um ihn sein ganzes Gut begehren sollte, es hintanzugeben.

Vergeblich spähte er, vergeblich durchstrich er die Stadt, umsonst besuchte er alle Kirchen zu allen Messen, alle Klöster, alle Höfe, Cafés und Kasinos. Weder sie nach Protasia, nicht einmal den Haushofmeister bekam er zu Gesichte und so oft er einer Maske unter den Schleier sah, um die Augen der Cypria zu entdecken, so vielmal mußte er enttäuscht gestehen: Sie ist es nicht! und abermals seinen Aufenthalt verlängern, weiter auf die Suche gehen. Dies schien ihm die himmlische Strafe und in seinen Gedanken faßte er es so auf, daß ihm sein Vergehen dann verziehen sei, wenn der Ring wieder in seinem Besitz wäre.

So kam der fette Donnerstag heran, wie der Tag dort genannt wird, und mit ihm stieg die Lustbarkeit auf einen nie gesehenen Grad. Eusebius hatte in der Oper St. Benedetto einem Schauspiel beigewohnt, das von dem Ritter Fontanese mit überaus herrlichen Dekorationsmalereien ausgestattet war und kam gegen zehn Uhr abends auf den Platz St. Marco, wo das Gewühl der Masken am dichtesten war. Advokaten mit großen Perrücken, langen schwarzen Kurialwesten gestikulierten in der Art der Sachwalter, Franzosen amüsierten das Frauenzimmer, ein Haufe Kontrabandieri mit Eseln und Hunden zog hinter einer Bande Kalabreser Musikanten, Pulcinelle und allerhand Theatermasken machten ihre Späße, eine Kompagnie spanischer Soldaten exerzierte sehr gravitätisch, alles strengte seinen Witz aufs Höchste an, die angenommene Rolle gut zu spielen, auf neckische Fragen schlagende Antworten zu geben, um den Beifall der Zuhörer zu erringen.

Da es über Tag geregnet hatte, wurde die zu diesem Feste gebotene Feierlichkeit erst jetzt abgehalten. Zur Erinnerung an den widerspänstigen Patriarchen Ulrich von Aquileja und seine zwölf Chorherren, war einem fetten Ochsen der Kopf abgeschlagen, zwölf Schweine vom Markusturme herabgelassen, Wein und Brot verteilt worden. Ein Arsenalotte ließ sich von der höchsten Spitze des Campanile zum Palast herab, überreichte dem Dogen einen Blumenstrauß und erhielt zum Danke vier Zechinen. Dann erfolgten Kampfesspiele zwischen Nicolotten und Arsenalotten unter dem Jauchzen, Klatschen, Corraggio und Bravorufen, Necken und Zischen der Zuschauer.

Eusebius hatte die ganze Zeit über vielen Festen beigewohnt, verging doch kein Tag ohne solches; die Prozessionen der Signorie, die Einzüge der Prokuratoren und der Ritter der goldenen Stole, die Patronatsfeste der Kirchen und Klöster, — alles wurde vom heutigen Tage übertroffen durch die Freude, Wonne und ungetrübte Heiterkeit, durch die allgemeine Munterkeit, behagliche Lust und das zufriedene Wesen aller, so daß auch der Unglücklichste einen Augenblick sein Mißgeschick vergessen konnte.

Einen Augenblick setzte sich Eusebius vor einem Kaffeehause nieder um aus-

zuschnaufen, als er ein Gesicht wie ein Phantasma an sich vorüberziehen sah — Gentilla! Sofort sprang er auf, aber die Menschen hemmten seine Verfolgung, mit Mühe hielt er die Gestalt im Auge, die schlangengleich sich vor ihm durchwand und so rasch ging, daß er sie kaum erreichte, als sie an der Piazzetta in eine Gondel stieg. Unverzüglich bestieg auch er eine, gab dem Gondoliere rasch Befehl zu folgen, aber ob sich der kräftige Mann auch aus Leibeskräften bemühte, jene hatten bedeutenden Vorsprung, es waren ihrer dort auch mehr Arme und allmählich vergrößerte sich die Entfernung beider Fahrzeuge zum Schmerze und zur Verzweiflung des armen Speezhardt, der sich absetzen ließ und eine stille Gasse suchte, um mit seiner Sorge, mit seiner Qual, seiner Reue allein zu sein. Er hätte sich zerfleischen mögen. Er verfluchte sich und sein Glück, seine Gefälligkeit, seine ganze Natur, die ihn so ins Mißgeschick gebracht hatte. Die Menschen wurden ihm recht widerlich mit ihrer sorglosen Freude, er sich selber ganz und gar, so zerfallen mit seinen Lieben zu Hause, so pflichtvergessen, so nichtachtend aller seiner Pläne, so verlogen und unglücklich. Wie durfte er Agnes wieder vor das Auge kommen, mit welcher Lüge wollte er sich rechtfertigen, aus welchen Worten ein trügerisches Gebäude errichten? Immer in der sicheren Erwartung, durchschaut, erkannt, als Verräter und wortbrüchiger Schwächling verachtet zu werden, wie er sich selber nun erkannte, sich selber hüllenlos vor sich stehen sah.

In diesem Augenblicke — er war in einer schmalen, stillen Gasse — sah er auf und blieb erstarrt stehen: — Eine Gestalt — er selber, so schien es ihm, stand da, am Pfosten eines Tores gelehnt, verzweifelt aufblickend — splitternackt.

Ehe er sich von seinem Entsetzen befreien, ehe er nur Atem holen konnte, ertönte im Hause ein Lärm, Rufen mehrerer Stimmen, ein Mann kam heraus, schritt auf den Nackten zu — faßte ihn an den Haaren und riß ihm mit einem Ruck den Kopf ab — den Kopf! —

Eine Puppe! — Die Frauen kamen nach, der Mann stopfte einen Haufen Werg, Watte, Leinwand in den Brustkasten der Figur und als er Eusebius bemerkte, rief er ihn lachend an. Er hatte ihn erkannt, sie waren gute Freunde und hatten manche Partie Billard mit einander gespielt.

„Kommt mit Spezardo, ich will Euch in lustige Gesellschaft bringen!" Damit setzte er der Gestalt den Kopf wieder auf, faßte sie um die Brust und sprang in die Gondel. Eusebius, dem das Abenteuer noch in allen Gliedern lag, war willenlos, ließ sich bereden und stieg ein. Der Geköpfte wurde rittlings auf den schmalen Bug gesetzt, das Angesicht ihnen gegenüber.

Als sie in den Kanal kamen, wo es heller war, der Mond schien und die Laternen die Figur beleuchteten, sah Stephani seinen Freund forschend und lächelnd an und sagte: „Nun, Sior Spezardo, wie gefällt Euch Euer Konterfei? Ist es mir gelungen?"

„Wohl gelungen, Ettore, Ihr seid ein Künstler!"

„O, corpo di Jesù man möchte glauben: Indessen bin ich bloß der erste Perruquier von Europa. Seht nur das Gesicht!"

Das Gesicht der Figur war merkwürdig genug und Eusebius vermochte seinen Blick nicht davon abzuwenden. Eben löste sich der Korso auf, zu einem wirren Durcheinander von so überwältigender Mannigfaltigkeit, wie es so wunderbar der angenehmste Traum nicht zu ersinnen vermöchte. Barken, Galeeren, Peotten, Gondeln unzählig, Musik allerorten, Geschrei und Zuruf hallte über das weite Wasser, brach sich an den ehrwürdigen alten Palästen, aus deren Fenstern das Licht in Massen strahlte auf das heiterste Maskenspiel auf dunkeln, glitzernden Fluten. Gold, Silber, Federn, Blumen, Seide, Teppiche kostbare Stoffe in allen Farben zierten die Kähne. Hier zog eine Barke voll Chinesen, dort Wilde mit phantastischem Aufputz, hier Juno mit den Pfauen, dort der Muschelwagen der Venus, um den die Tauben flatterten, Neptunus mit seinem Dreizack, die Andromeda an den Felsen gefesselt, Ulysses am Maste gebunden, ein Korsarenschiff mit Mohren, unzählige spaßhafte Charaktergestalten aller Art riefen einander zu, und alles war guter Dinge.

Die Larve aber schien vor Erstaunen und Verwunderung das Auge weit zu öffnen und als man in den vorbeiziehenden Gondeln auf den sonderbaren Passagier aufmerksam wurde und mancher derbe Witz herüberschallte, da schien es, als ob er in Scham und Verlegenheit das Haupt ein wenig neigte. Mancher Flitschepfeil kam herangeflogen und blieb in seiner Haut stecken, daß er aussah wie der heilige Sebastian, und eine ausgelassene Schöne ließ sich heranrudern und warf ihm ein Tuch über seine Blöße. Immer aber schien es, oder war es das wechselnde Licht? als ändere das Wachsgesicht mit den Glasaugen seine Miene als drücke es alle Gefühle aus, als wäre es lebend.



Nach einer kurzen Fahrt stiegen sie aus, Stefani nahm die Puppe unter den Arm und sie betraten durch einen schmalen dunkeln Gang und einen engen Hof ein hellerleuchtetes geräumiges Gemach, das Kasino Camerlenghi, wo eine zahlreiche vornehme Gesellschaft dicht gedrängt und laut schwatzend beisammen saß und gelegentlich den Liedern und Späßen einer Truppe zuhörte. Im Hintergrunde war ein von Spitzen, Tüll und Blumen überdachtes Podium errichtet, Musik spielte auf, und die Gäste sangen und improvisierten um die Wette mit den Akteurs, was nicht wenig zur Unterhaltung beitrug.

Als Stefani seine Puppe auf die Bretter hinauftrug und auf einen Stuhl setzte, erhob sich unbändiges Gelächter. Der Arlechino bemächtigte sich der Gelegenheit, richtete seine Ansprache an den indezenten Gast und veranlaßte durch seine Witze wiederholt den größten Applaus. Eusebius war unweit der Bühne in einer Fensternische stehen geblieben und obwohl er sich das Törichte, ja Wahnsinnige seines Trachtens vorhielt, konnte er den Blick nicht von der Figur wenden, die sich förmlich wand und das Auge nach aufwärts zur Decke richtete. Es war ihm, als vergehe sie vor Scham und er schämte sich gleich ihr. Endlich, als man eine Pantomime vorbereitete, wurde der Stuhl mit dem Manne zur Seite geschoben und Speezhardt atmete förmlich erleichtert auf, daß dem häßlichen Schauspiel ein Ende gemacht war.

Die Pantomime dauerte ziemlich lange. Es war Mitternacht, als sie zu Ende war und eine neue, die schönste Nummer des Programmes von dem Impresario angekündigt werden konnte. In der Tat setzte sich alles erwartungsvoll zurecht, was sich zerstreut hatte fand sich wieder ein, die Musik intonierte eine Bußhymne und herein trat eine Nonne in roter Maske und sang mit entzückender Stimme eine Bußarie mit unterlegtem, recht ausgelassenem Texte. Schon beim Anblick des Habits und dem ersten Ton der Stimme begann dem Eusebius das Herz heftig zu schlagen und als die Kecke später die Kutte abwarf und im reizendsten Balletkostüm dastand, von dem tosenden Beifallsklatschen, Zuruf und Tücherschwenken begrüßt, sah er zu seiner Genugtuung Gentilla vor sich. Entzückende Grazie, herrlichste Gestalt, Anmut und Holdseligkeit in jeder Gebärde und angenehmstes Temperament in jedem Blick. Sie gab Tänze zum besten, und alle, Jünglinge und Kenner, Männer wie Frauen, riefen begeistert ihren Namen, laut und vielfach, daß es dem Fremdling am Fenster schien, sie riefen ihm zu Trotz hinaus den Namen, den er die vielen langen Wochen durch kaum zu flüstern gewagt hatte.

Die Erinnerung erwachte in ihm, aber keineswegs mehr kränkend, nicht mehr durch Reue getrübt, sondern freier, losgelöst von Vorwürfen, als ob das Erlebnis weit weit zurück hinter ihm läge. Nicht mehr fühlte er die Seele von seinen erhitzten Adern wie mit Polypenarmen erdrückt, leichter konnte er atmen, denn er konnte sich entschuldigen und durfte sich verzeihen.

Gentilla war so schön, sie hatte ihm einige glückliche Tage geschenkt, war in einer kurzen flüchtigen Zeit ganz sein gewesen, mit gutem Herzen und in vollster Hingabe. Er war untreu gewesen, aber um nichts Geringes! Er hatte sich vergessen, aber der Lethetrank war ihm von Aphroditen selber gereicht worden, er hatte ein schönes Glück genossen und hatte es mit allen Schmerzen nicht zu teuer erkauft. Jetzt konnte er mitlachen, konnte fröhlich sein mit den Fröhlichen, der Alp war von ihm gerückt, zuversichtlich sah er in die Zukunft und alles, was kommen konnte, quälte ihn nun nicht mehr.

Es begab sich aber in diesem Augenblicke etwas Sonderbares, das mit einem Schlage alles wieder änderte und nicht bloß bei ihm, sondern im ganzen Saale.

Gentilla hatte die Puppe bemerkt, die abseits in einem Winkel des Podiums hinter der Gardine saß. Sie sah sie erstaunt an, sprang auf sie zu, faßte sie unter den Armen und vollführte mit ihr einen rasenden Forcetanz, so heftig, so bacchanalisch wild und selbstvergessen, daß es den Zuschauern über der Seltsamkeit und der Furia die Sprache verschlug. — Es wurde ganz still, nur die Geige zitterte und schrillte und der Baß grollte abgebrochen die Begleitung. Nur einen kurzen Schrei vernahm man, als der Figur inmitten eines Wirbels der Kopf abbrach und im Bogen mitten unter die Zuschauer sauste, Eusebius vor die Füße. Doch Gentilla ließ sich davon nicht behindern, sie tanzte weiter, jener aber mußte die Larve betrachten: ihr Auge war verdreht und weiß, ihre Züge wie im Wahnsinn verzerrt. War das noch sein Ebenbild?

Schluß, Tusch und Totenstille .... Erschöpft und derangiert warf Gentilla das Nonnenhabit wieder um und schritt durch den Mittelgang zur Türe. Aber sie erreichte den Ausgang nicht mehr. Durch die starke Bewegung war das Innere der Maske herausgeschleudert worden, das Werg, der Hanf, mit dem sie ausgestopft war flog umher, fing an einer Kerze Feuer, im selben Augenblick brannten die Gardinen und sofort schlug eine gewaltige Flamme über die Saaldecke hinweg zur Tür.

Ein entsetzlicher Angstschrei, ein rasendes Geheul aus hundert Kehlen erscholl. Alles sprang auf und eilte der Türe zu, wo sich sofort ein Knäul Menschen zusammenballte, wo wild, erbittert, gröhlend und mit Gekreisch gekämpft wurde. Die Rückwärtigen kletterten hinauf, die Innern drängten vor und zurück, es wurde gewürgt, gekratzt, gestampft und getreten.

Aber in derselbe Minute noch erlosch die Flamme, die Spitzen und der Tüll waren verbrannt und bis auf einen leichten blauen Rauch war nichts mehr zu sehen. Nicht das kleinste Flämmchen war sichtbar. Die Gesellschaft bekam ihre Fassung wieder, schwer und allmählich löste sich der Haufen von Gliedmaßen und als man wieder zur Besinnung kam, da lagen acht Menschen zerrissen und zerstampft tot am Boden.

Eusebius, der ganz vorn gestanden war, hatte nicht Zeit gefunden zu fliehen, er hatte nur einen Schritt getan, um Gentilla zu folgen, aber war auf den wächsernen Kopf der Puppe getreten. Er hob ihn auf und ließ ihn vor Schrecken wieder fallen, als hätte er dem leibhaftigen Teufel ins Auge geschaut — wie die Larve den Mund verzog, zu einem dämonischen, befriedigten, über alle Vorstellung grausigen Lächeln.

Der Jüngling schritt zur Tür, hob Gentillas Leichnam mit kräftigen Armen empor und trug ihn hinaus. In einer dunkeln Ecke küßte er ihren Mund, der noch warm war, legte sie sachte nieder und zog ihr den blauen Stein vom Finger Dann schritt er eilig davon. Der nächste Tag fand ihn auf dem Weg nach Graz.



Vergessene Briefe/ von Felix Poppenberg



Bismarck schrieb in einem Courtoisie-Brief 1864 an Pückler, der Graf an den Fürsten: „Seit mehr als dreißig Jahren (Sie wohnten Dönhoffsplatz, jetzt Grabows Hotel) buhle ich um Ihre Gunst, nicht wegen der Anerkennung, die andere Ihnen zollen, nicht wegen der Stellung, die Sie in der europäischen Hierarchie einnehmen, sondern aus Motiven, die innerhalb der menschlichen Haut beschlossen sind" ...

Aus Motiven die innerhalb der menschlichen Haut beschlossen sind, möchte ich versuchen das Bild eines Menschen zu erwecken, dessen künstlerischer Reiz nicht in dem liegt, was er schriftstellerisch als ein von seiner Zeit gefeierter Autor bedeutete, sondern in dem pittoresken und bezaubernden Stil seines Wesens.

Vom Fürsten Pückler gilt, was Barbey d'Aurévilly in seiner Studie über den Dandysmus von Brummel sagt; er besaß l'empire sur la fantasie d'une société.

Dieser deutsche Edelmann war von einer Rasse, die literarisch und menschlich in gewissen Epochen immer wiederkehrt, sie wird von den ernsthaften gemißbilligt, und von den Hedonikern, die bei aller Skepsis den Geschmack für die Schleierspiele und Magien des Lebens haben, vergöttert.

Die Linie dieser Rasse führt von Alcibiades bis zu Schnitzlers Herrn von Sala. Ihre große Zeit war das achtzehnte Jahrhundert mit seinen glänzenden Akteuren, dem Fürsten von Ligne, dem Chevalier Lauzun, Casanova. Und mehr noch als der Casanova der Memoiren spiegelt den Typus der nüanciertere Casanova des Hoffmannsthalschen Abenteuers.

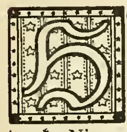
Die französischen Desillusionisten, die an der Gewöhnlichkeit ihres Alltags litten und eine verschämte Liebe für das leuchtende, das Inflammierende, für die Emotionen hegten, Stendhal und Barbey d'Aurévilly bereiteten sich Persönlichkeitsgenüsse, indem sie immer wieder Variationen des Typus schufen.

Diese heimlichen Romantiker züchteten Reinkulturen, sie berauschten sich an der Vollendetheit des Exemplars, seine glänzenden Momente nur und seine Steigerungsaugenblicke gestalteten sie. Den menschlich Wissenden reizt aber gewiß noch mehr, die Erscheinung in Allseitigkeit zu sehen, auf der Bühne als Mittelpunkt, als beherrschenden Held des Ensembles, in der Duoszene, und ihm dann, wenn die Lichter gelöscht sind, in die Stille zu folgen, auf den einsamen Weg, wo ein Wesen mit sich allein ist, mit der eigenen Unersättlichkeit und seinem Überdrusse, von Nachglanz umhüllt und Schattenbildern.

Vivre et dormir devant un miroir, so definiert Baudelaire das Wesen des Dandysmus. Und das ist nicht der Spiegel, vor dem man die Korrektheit der

Toilette kontrolliert, damit ist nicht die platte Selbstgefälligkeit der hohlen Gecken gemeint, sondern es handelt sich bei dieser Spiegelung um die schrankenlose Genußsucht sehr selbstkritischer und sehr selbstmißtrauischer Geschöpfe, die zugleich eine starke Neugier nach allen Möglichkeiten ihres Wesens haben. Sie finden ein Stimulans darin, von anderen reflektiert zu werden; das Fludium ihrer Art wird für sie dadurch sichtbar und mit genießbar, daß sie es durch die Berührung mit geeigneten Medien entwickeln; sie berauschen sich an der Wirkung, nicht aus eiteler Gefallsucht, sondern aus der Sehnsucht nach gesteigertem Lebensgefühl. Ewig mit sich unzufrieden, von sich unbefriedigt, suchen sie Situationen und Objekte, die aus ihnen die freiere, tanzendere, leuchtendere Seele herauslocken, und ihnen eine Illusion des eigenen Wesens schaffen.

In solche verzweigte Charaktergänge kann man sehen, wenn man die vergessenen Briefe und Tagebücher Pücklers liest, die Ludmilla Assing, Varnhagens Nichte, 1873 bis 1876 sammelte, ein sehr besonderes Lebenskompendium voll der états d'âmes, einer vielseitigen psychologie de l'amour voll Bibelots und Geschmackskünste, voll Exotik der Fernen und voll Kulturstimmungen der Jahrgänge um 1830.



Hermann Pückler-Muskau ist im Oktober 1785 geboren und im Februar 1871 gestorben. Er wurde 85 Jahre alt und er besaß das, was Barbey so verzückt von seinen Favoriten rühmt, die unvergängliche Jugend der Erscheinung, hoch, schlank, leicht vornübergebeugt, mit Augen von außerordentlich wechselndem Ausdruck. Ninon de l'Enclos en homme nannte ihn der graziöse Einfall einer Frau und in London wird er 1851 von einer Dame, die ihn vor fünfundzwanzig Jahren sah, für seinen Sohn gehalten. Er wäre am liebsten noch in den siebziger Krieg mitgezogen. Bis an sein Lebensende behält er den Sinn für die soignierte Kleidung, sein Glück bei den Frauen, die ewige neugierige Abenteuerlust an dem divin imprévu, die regelmäßig mit Beschaulichkeitsperioden und einer raffiniert gepflegten Einsamkeitskultur abwechselt.

Dieser Langlebige, Lebensvolle war dabei nicht eigentlich robust, sondern er hatte eine sehr nervöse Konstitution. Er schreibt sich einmal eine Diagnose ab, die auf ihn paßt, sie handelt von den Menschen, die gesund und gut gebildet sind, bei denen aber die Organe, die die Gefühls- und Empfindungseindrücke befördern, so beschaffen sind, daß die leichteste Irritation sie entweder krankhaft reizbar macht oder apathisch. Bismarks Konstitution war ähnlich. Die physischen Funktionen werden völlig von den Stimmungen abhängig. Solche Menschen sind am Abend stärker in ihrem Eigenbesitz als am Morgen. So liebte auch Pückler es, die leidigen Vormittage zu verschlafen und die Abende möglichst verlängert zu genießen. Und als er, 72jährig, eine Kur (im Genre Lahmann) durchmachte, um 8 Uhr aufstehen und um 10 Uhr schlaften gehen muß, erscheint ihm das wie eine Kuriosität: „Für einen alten Dandy wie ich eine saubere Lebensart."

In seiner Jugend ist viel Vorklang seines späteren Lebens.

Nach einer wirr und launisch zersplitterten Kinderzeit, von einer kapriziösen Mutter bald verhätschelt, bald vernachlässigt, dann aus dem Haus zu den Herrnhutern gegeben, wird er achtzehnjährig Garde du Corps-Offizier in Dresden. Er führt die typische Lebensweise des reichen jungen Mannes von Stande. „Widersacher, Weiber, Schulden" sind die Devisen, Pistolen und Wechsel die Requisiten und für die Geschichte des Wuchertums ist es interessant, daß die Praxis die Leihsummen halb in unbrauchbaren Waren auszuzahlen, schon damals blühte. Wütend schreibt der junge Pückler an den Sekretär seines Vaters, als er rangiert werden soll, daß er zwei elende Windhunde, einen ruinierten Wagen und ein zerbrochenes Meißner Service und dreißig silberne Uhren mit in den Kauf bekommen hat.

Er muß schließlich seinen Abschied nehmen und in dem Wanderleben der nächsten Jahre, das er mit einem kargen Wechsel von Haus bestritt, entwickeln sich manche Züge, die auch später noch bestimmend bleiben.

Pückler war stets (wie auch in allen seinen anderen Eigenschaften das Widerspruchsvolle die verbindende Einheit bildet), luxusbedürftig und bedürfnislos zugleich.

Er fand sich in die neue Lage weniger resigniert als aus einem gewissen ihm sehr eigenen Kuriositäts- und Neugiergefühl für das Unbekannte, Gegensätzliche. Er findet starken Reiz an allen wechselnden Rollen, an den Maskeraden der Existenz. Er beschrieb diese Situationen und Stimmungen genau und gegenständlich in seinem Tagebuch, und weniger philosophisch spiegelt er sie als dichterisch, mit dem verwandelnden Blick, dem alles zum Schattenspiel wird. Metamorphose: der glänzende verschwenderische Reichsgraf verpuppt sich in den reisenden Kandidaten Herrmann, zum Teufel gehen die schönen Dinge: die goldene Uhr mit Petschaften, der Galanteriedegen, die Kuchenreuter-Pistole, das goldene Achselband, die Kassette mit wohlriechenden Wassern, Pulvern, Pomaden, die Pariser Tremblеux-Tasse mit Reise-Etui — „alle gehen sie dahin die Teuren", und in Ulm sitzt das Stiefkind der wechselnden Fortuna in einer Dachstube mit wackligem Schemel und wurmstichigem Tisch und wartet auf bessere Tage.

Mit sehr bescheidenen Mitteln, die ihm die Familie gibt, geht er dann auf die Wanderschaft. Er entwickelt ein raffiniertes ökonomisches System, und mit Geschick macht er sich aus der Not eine Kaprice. Er kommt bis Neapel, er lebt in Rom, in Genua, Marseille, Paris. 1811 stirbt sein Vater und Pückler ist mit fünfundzwanzig Jahren Standesherr und Besitzer des Familiengutes Muskau. Da es stark verschuldet ist, muß er an eine reiche Heirat denken, er lernt die Tochter des Staatskanzlers Hardenberg, die geschiedene Gräfin Lucie Pappenheim kennen, sie ist neun Jahre älter als er, er macht ihr und ihren Töchtern den Hof, (man denkt an Fontanes Schach von Wuthenow) und entschließt sich endlich für die Mutter.

Diese Heirat war der Anfang einer der merkwürdigsten Ehetragikomödien.

Lucie, die wir in ihrer Mischung aus Leidenschaft, Herrschsucht und Hingabe und Opferwilligkeit noch kennen lernen werden, entschloß sich, als die wirtschaftlichen Verhältnisse durch Pücklers großzügige Park- und Gartenbaupassionen zerrüttet waren, zur Scheidung. Sie bot dem „geliebten Lou" selbst an, er soll sich in England eine reiche Frau suchen. Auf dieser Brautfahrt holte sich Pückler keine Frau, aber er wurde zum Schriftsteller, seine Briefe an Lucie wurden zu dem Werk, das auf Varnhagens Rat, als die „Briefe des Verstorbenen" erschienen und durch ihre freie, graziöse Schilderung des londoner Gesellschaftslebens großes Aufsehen machten.

Von nun an ward Pückler Semilasso der Weltfahrer, und wenn er als arabischer Pascha rückkehrt, dann spinnt er sich in Muskau ein und nachdem Muskau verkauft und er schuldenfrei geworden, in Branitz, dem anderen Familiengut. Zwischen Liebesabenteuern, Reisen und Eremitenleben ist es immer seine frühere Frau „die Schnucke", zu der er trotz Streit und Widerstand, trotz nie aufhörender Konflikte der Naturelle, sich wendet, deren Hingabe er sich gern gefallen läßt und an der zu bilden, sie sich ihm anzupassen er nicht müde wird.

ieser Mensch hatt eine ungeheure Neugier auf sich selbst. Er studierte sich und beleuchtete sich und hielt stets in allem, was er tat, die überlegene Distanz. Schon früh, schon in seinen Jugendtagen des Kandidaten Hermann, probierte er Selbstcharakteristiken, und sein Briefwechsel, den er in so ausgedehntem Maß pflegte, war im letzten Grunde nichts anderes als ein Experiment, sich in einem neuen Spiegel zu reflektieren, alle möglichen Brechungen des Wesens zu beobachten, alle Rollen zu versuchen. Oft denkt man an die Schnitzlersche Gedanken- und Vorstellungswelt: „und unsere Lüge gleitet mit unserer Wahrheit durcheinander, wie eines Taschenspielers hohle Becher". Dieser Lebensspieler ist aber kein Komödiant, sondern er ist in allem, was er tut, echt; seine Echtheit ist freilich die Echtheit des Moments und der Situation, der nächste Moment, die nächste Situation kann ein ganz anderes Gepräge tragen. Pückler übersah das wissend und er sagte selbst, daß er wie ein Chamäleon die Farben seiner Umgebung annehmen könne nnd daß er aus Neugier und Laune sich jeder Art von Zustand gern hingeben und daß er in jedem sich völlig natürlich bewege.

Aus Kontrasten ist er zusammengesetzt und der Generalnenner seines Wesens ist der Widerspruch.

Jäh auf- und absteigend sind seine Stimmungen. Er tummelt sich in wilden Lustigkeiten, auf dem Seil der Launen tanzt er; fascinierend, fortreißend strömt er Liebenswürdigkeit und Tollheit aus. Ein Werben um Menschen, gleich dem Virtuosen in Beer-Hofmanns Grafen von Charolais. Und tiefe, mürbe Depressionen kennt er, periodisch stellt sich das ein, dann schmält er mit sich, der „armseligen Fürst-Amphibie", er geht den Menschen aus dem Weg und, als wäre er mit einer unreinen Krankheit behaftet, bleibt er in großer Scheu allein.

Sein Geburtstag im Oktober ist ihm am verdrießlichsten. Grau und flau versteckt er sich einmal in London, flüchtend aus dem hochgehenden Wirbel der Existenz, in seinem Zimmer und genießt bei verschlossenen Türen bitter die Öde als melancholisches Herbstkind, bis die niedergedrückten Lebensfedern von selber wieder springen. Aber auch die feinsten Reize seelenruhevoller Einsamkeit kennt er, und nichts schlürft er feinschmeckerischer als, nach Weltbummeln und Menschen- und Gesellschaftsballspiel, nach Flirten, Liaisons dangereuses und den Eitelkeitsfesten an den Höfen Europas, Heimkehr und Einkehr. „Mein hübsches kleines Haus", so klingt es auch von seinen Lippen ...

Die glänzende Zimmerflucht in Muskau wird dann mit Wachskerzen erleuchtet, und Pückler spaziert in weiten orientalischen Gewändern wie ein verwunschener Prinz darin umher, raucht einen köstlichen Tabak, träumt auf dem Diwan, schreibt an seinen Erinnerungen, spinnt seine Luftschlösser. Dies Leben in der Phantasie, in seinen Chateaux d'Espagne, in tiefer Nacht, ist ihm ein wundervoller Genuß und er trinkt die große menschenleere Ruhe mit vollen Zügen. Die Einsamkeit ist die leidenschaftlichste Sehnsucht dieses Gesellschaftsmenschen.

Er genoß sie wirklich, und wenn er sie hinter sich ließ und wieder in das Leben stürmte war sie ihm, der immer geistiges Spielzeug brauchte, in nach höherem Grade ein Vorstellungsvergnügen. Die Beschaulichkeit des Orients und das Vegetative der südlichen Länder berührte ihn tief, der Traum eines Pflanzenlebens in Einfalt und Stille streichelte ihn sanft und er nannte sich mit zierlicher Selbstironie einen Diogenes, nur besser gewachsen, mit einem Schuß von Narciß. Der ewig Junge hegt Altersvorstellungen des Friedens und heiteren Genießens unter den Büchern der großen Bibliothek und den alten Schattenbäumen; ein kleines Landhaus im Süden baut sein Phantasiespiel mit einem Blumengarten, einer Fontäne und dichten Lauben.

Aus der beschaulichen Richtung seines Wesens kommt die Tierliebe. In menschenabgewandter behaglicher Einsamkeit freut er sich an aller Kreatur. Und es ist nicht nur die ritterliche Passion für die arabischen Pferde und die Hunde, den Neufundländer, das Windspiel von der historischen Alten-Fritz-Rasse, den seidenhaarigen Hühnerhund, die er souverän in seinem Park bestatten ließ, — sie und die abyssinische Sklavin Machnuba, seine Lieblingsgeschöpfe — Pückler hat auch den innigeren Sinn, das Seidelsche und Mörikesche Lächeln für alles, was kreucht und fleucht.

In London pflegt er in seinem Zimmer eine sehr „anmutige Liaison" mit einer Maus, die sich an ihn gewöhnte; wie eine Eroberung empfängt er es, als ihm eine Grasmücke ins Fenster fliegt und ihm aus der Hand frißt; die Drolerien zierlicher Äffchen (in London lernte er die berühmten Uistitis, die ambraduftenden Löwenäffchen kennen) und die Grotesken seines zahmen Kranichs genießt er, und hier wird der Spieltrieb des Raffinierten kindlich und harmlos, und das war ihm, der in allem sich genoß, gerade eine Erholung und ein heiteres Glück und vielleicht die reinste Freude an sich selbst.



Viel komplizierter aber sind die anderen Widerspruchsverbindungen Diese glänzende erobernde Persönlichkeit ist im Grunde von einem starken mitleidlosen Selbstmißtrauen erfüllt, und dieser Mann, den ein etwas enges und knappes Wort eitel nennen kann, bohrt mit schonungsloser Neugier sich gerade in die eigenen negativen Eigenschaften ein.

Er hat einen exhibitionistischen Drang zur Offenheit und Aufrichtigkeit gegen sich und er erspart sich nichts. Er erkennt, daß sich sein Wesen nur dann beflügelt und leuchtet, wenn er sich in einer für ihn günstigen Atmosphäre bewegt, er gesteht auch ein, wie hilflos er den Hemmungen unterworfen ist; jede Überlegenheit bedrückt ihn so, daß sich alles in ihn zurückzieht, er kann verlegen werden, er errötet, und das treffende Wort eines anderen, auf das er keine Antwort findet, beschämt ihn peinlich tagelang. Dabei hat er soviel ästhetisches Gefühl und Geschmack, daß ihm solch Wort, wenn es gut war, sogar unwiderstehlich gefällt. Er kann seine Schwächen wohl mit List verbergen, aber er kann seine Kräfte nicht dirigieren. Vorsichtig meidet er Situationen und Zusammentreffen, die ihn dämpfen könnten, er umgeht die Begegnung mit der Stael und Lord Byron dessen Ruhm er mit eifersüchtiger Liebe nachhing.

Es ist in ihm etwas von einer sich selbst demütigenden Geringschätzigkeit und einem leidenschaftlichen zügellosen Trieb, sich über diese Geringschätzung hinaus zu steigern, sich vor sich selbst zu rehabilitieren, womöglich zu erhöhen und sich so aus dem eigenen Wesen einen Genuß zu machen. Stimulanzen des Selbstgefühls brauchte er, die ihm Rausch und Leichtigkeit schaffen.

Was er tat, mit wem er verkehrte, alles war ihm im letzten Grund nur Stoff, nur Material sein Leben zu illuminieren. Ein großer Menschenverbraucher ward er so. Den Preis dafür zahlte er mit der Grazie und dem Charme seiner besten Augenblicke Je empfänglicher ein Mensch auf ihn reagierte, um so reizendere und bestrickendere Züge konnte er aus ihm locken. Und wenn diese auch am intensivsten von dem Gebenden selbst genossen wurden, dem anderen oder vielmehr der anderen, wurden sie doch auch ein Geschenk von besonderer Magie. Mit Augenblicken zahlte er, aber nie mit seiner ganzen Person. Er hielt sich fest in Händen und nie wurde er besessen. Er duldete keinen fremden Willen in seiner Existenz und sein Unabhängigkeits- und Freiheitsgefühl war so stark, daß es ihn schon enervierte und widerspenstig machte, Gast zu sein und bei Fremden zu wohnen: „Nie mehr", schrieb er einmal in sein Tagebuch, und er fühlte sich erst wieder im Hotel wohl, natürlich ausgerüstet mit allen Chikanen seines umständlichen Reiseapparates, der vom englischen Senf bis zu den Intimitäten der Bett-Toilette ihm ganz die Illusion freien Hausherrn-Schaltens verschaffte.

Sein Freiheitsgefühl weckte auch eine Eigenschaft, die sonst die Eitelen nicht haben, die Offenheit. Offenheit ist nicht mit Mitteilsamkeit zu verwechseln, die oft unfreiwillig und immer eine Schwäche ist. Pücklers Offenheit war teils eine Frucht seines Unabhängigkeitstriebes, teils eine Kriegslist der Intelligenz, und sie

war vor allen Dingen nie offener, als er selbst es beabsichtigte. Er charakterisierte analysierungslüstern selbst, wie er bei beispielloser Offenheit, meisterhaft sich verstellen könne, und wie diese seelischen Eskamotagen instinktiv, ohne daß er sie dirigiere, funtionierten, wieder in absoluter Echtheit und Natürlichkeit des Moments, so daß Pückler mit gutem Grund von sich sagen konnte, er sei eigentlich harmlos und ein Kind. „Stolz und Bequemlichkeit", nicht Moralität sind die Hebel dieser Offenheit, sie ist zu hochmütig, um sich zu verstecken, und sie ist dabei gleichzeitig — Pücklers Klugheit machte wieder aus der Not eine Caprice — eine ausgezeichnete Verteidigungswaffe gegen die von ihm so argwöhnisch gefürchtete Überlegenheit der anderen. Griff ihn jemand an oder mokierte sich über ihn, so übetrumpfte er ihn dadurch, daß er gleich noch etwas stärkeres von sich zugab und durch die kühle Selbstverständlichkeit sich den guten Abgang sicherte.

Aus der Erkenntnis seiner Disposition zur Deprimiertheit und seines Mangels an Selbstvertrauen züchtete er in sich Energien des Selbstgenusses; ohne im geringsten eingebildet zu sein, macht er sich alle Früchte der Eitelkeit zu nutz, die ihm nicht gefährlich werden können oder ihn lächerlich machen, da er ja immer das Gegengift bereit hat.

Bei Gelegenheiten prüft er sich.

Als er bei seinem Bankier eine sehr beträchtliche Summe einbüßte, ist es ihm eine Genugtuung und eine ästhetische Befriedigung, daß er der Notwendigkeit gegenüber „assez de calme" hat, daß er nicht von der Gewöhnlichkeit untergekriegt wird, daß er, ohne sich Zwang anzutun, die Haltung bewahrt und am Abend auf den Ball zur Gräfin Golz geht. Solche Dinge befestigen sein schwankendes Selbstbewußtsein und stillen den einzigen schwer zu befriedigenden Ehrgeiz, den er hat, Herr und Herrscher in seinem Reiche zu sein.

Die Ausnahme-Zustände sind für solche Bestätigungen besonders geeignet. Die Romantismen des Krieges und des Duells gehören dazu. Und hier stehen wir ganz auf dem Boden Stendhals, wenn Pückler im Napoleonismus schwelgt, wenn er von den Illusionen des Eroberertums und dem Elan des Kampfes träumt, wenn die Kriege ihn locken, wenn er die Spannungen und seelischen Steigerungen des Zweikampfes genießt, wo es Lebenseinsatz mit unbewegter Miene gilt. Und er verzeichnet auch das, was den Sorel in Rouge et noir in allen Lagen beschäftigt: die Furcht, Furcht zu zeigen, sich in einer Schwäche-Anwandlung vor sich selbst eine Blöße zu geben.

Dies Beschäftigen mit den Trümpfen des Lebensgefühls führt zum Gedanken an den, der den letzten Trumpf in der Hand hält, den Tod: „Gibt es einen anständigen Menschen, der in irgend einer guten Stunde in tiefster Seele an etwas anderes denkt?" sagt Herr von Sala. Und wieder steigert sich der Souveränitäts-Ehrgeiz zu dem Verlangen, noch im Unterliegen sein Selbstgefühl zu halten: wenn man mit Haltung lebte, mit Haltung zu sterben.

Pückler schrieb über das Ordinäre, Verzerrte eines jähen Todes. Er wollte ihn mit Bewußtsein kosten, wie einen Gegner wollte er ihn messen und im Gefühl der

Notwendigkeit ihn aufnehmen. Ludmilla Assing sagt in ihrer Biographie: daß Pückler gewünscht habe „nicht an schmerzhafter oder beängstigender Krankheit, nicht gewaltsam, sondern ruhig und mit Grazie zu sterben", und sie fügt hinzu, dieser Wunsch wurde ihm erfüllt: „seine Züge blieben schön, wie sie es im Leben stets gewesen, das leuchtende Silberhaar umkränzte die hohe Stirn", Sein Körper wurde verbrannt und die Asche in der von ihm gebauten Pyramide beigesetzt.



Die stärksten Selbststeigerungen und Selbstgenüsse schuf sich Pückler in seinen Beziehungen zu den Frauen. Er ist einer der großen Erotiker, die nie durch Leidenschaft verwirrt, aus der Liebe ein Kunstwerk machen. Hier zeigt sich wirklich der Menschenverbraucher, der in anderen Wesen nur das Material sieht, sich selbst zu entzünden und sich selbst voller zu empfinden.

Diese Liebeskünstler, deren Herrschaft und Überlegenheit darin liegt, daß sie nicht von der Liebe besessen sind, sondern daß sie meisterhaft auf ihr, wie auf einem Instrumente spielen, erscheinen in vielen Spielarten. Es ist die Rasse Don Juans Kierkegaard hat in seinem „Tagebuch des Verführers" mit eiskalten, stahlharten Konturen die Reinkultur des Typus aufgestellt; und Barbey d'Aurévilly sagte klug, daß diese Menschen beinahe eine stärkere Befriedigung durch die Unterjochung eines Wesens haben, durch den Genuß, eine Seele und ein Schicksal zu beherrschen, als durch die Reizmomente erotischen Raffinements.

Wie eine solche Veranlagung mit einem bitteren scheuen Temperament konträr gemischt, statt lebensteigernd, lebenverkümmernd wirkt, wie aus dem Luziferisch Dämonischen ein dumpfes Trollhaftes wird, das konnte man an Grillparzer dem Menschen sehen. Der Fürst Pückler aber stellt die hellere freiere Spielart dar, vielleicht weil er nicht zu den großen Schaffenskünstlern gehörte, weil er nicht von den Schaffenstrieben, von der Leidenschaft, das Erlebte dichterisch wieder umzusetzen, verbraucht wurde, sondern weil Erleben und Verbrauchen ihm Selbstzweck war.



„Mir ist vor keinem meiner Triebe bange" könnte über den erotischen Variationen Pücklers stehen. Er hat den Geschmack für die koketten Gavottentouren des Flirts, für das Ballspiel der halben Worte, für die Erotik des Blicks. Es ist eine Passion von ihm, im Theater oder in der Gesellschaft mit seinen Fühlfäden das für ihn geeignete Objekt zu umspinnen (sein Instinkt irrt sich dabei selten, er wittert, wer auf ihn reagiert), und der Blicketausch, ein unmerkliches Lächeln ist ihm wie ein Besitz.

Der Fürstin, der er alle diese Dinge mit seiner egoistischen Offenheit erzählt (er genießt sie so noch einmal), verwehrte er mit seiner souveränen und zugleich schmeichlerischen Geberde alles Vorwerfen: „Schmäl nicht, gute Schnucke, laß mir meine kleinen Scherze, sie sind meine Erholung."

Er liebt die leichte Begegnung ohne den Ballast der „großen Gefühle", die Camaraderie-Erotik, sich eine freie heitere Liebesstunde zu schenken und dann sich fröhlich Adieu zu sagen. Die liaisons dangereuses locken ihn, und die Nacht seines sechszigsten Geburtstages feiert er mit einer jungen Frau, „une entreprise de jeune homme entourée de dangers et de difficultés". Die feinen Phantasiegenüsse der allmählich sich bildenden Kristallisationen kostet er bei Henriette Sonntag, die auf der Londoner Brautfahrt sein großes Erlebnis wird: „Wäre ich ein König, würde ich mir eine Fantaisie für sie erlauben" sagte er.

Seine Vielseitigkeiten wissen auch die kräftigeren Freuden zu genießen, die festen Umarmungen instinktmäßiger Geschöpfe. Die Liebe auf dem Lande ergötzt ihn und das Natürliche, Triebhafte, der Erde Nahe, ist seiner Intellekt-Art eine Erfrischung. Maupassants „Notre Cœur" und die „Mariage de Loti" haben solche Mischung erkannt nnd verdichtet.

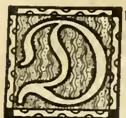
An die Loti-Liebe auf der Südseeinsel erinnert Pücklers Verhältnis zu der kindlichen Abyssinierin, zu Machnuba. Er kaufte sie auf einer seiner Reisen los. In Knabentracht begleitete sie ihn. Schwärmerisch hing sie an ihm, mit dem blinden Gehorsam des Hundes. Nach Europa brachte er sie mit, und mit Genugtuung empfand er seine Macht, als man in Wien in der erster Gesellschaft sich vor seiner Diktatur beugt und Machnuba, die er als geraubtes Fürstenkind und seine angenommene Tochter vorstellt, mit zur Tafel lud. Damals besaß Pückler wirklich l'empire sur la fantaisie d'une sociéte. Die Damen der Gesellschaft besuchten Machnuba im Hotel und die Oberhofmeisterin der Erzherzogin Palatin nahm keinen Anstoß daran, daß in Machnubas Schlafzimmer, wohin sie aus Versehen geführt wurde, zwei Betten standen.

Pückler aber brauchte daneben immer noch Cerebralgenüsse. Er liebt ähnlich wie Gentz, die Illusion der émotion forte; die Kühlen wollen mit der Flamme spielen, sich daran wärmen und ihr entgegengesetztes Klima kosten; sie finden sich dabei so in die Rolle, daß sie schwärmerisch und ekstatisch werden, aber es wird ihnen nicht gefährlich, nur als ein selbsterzeugtes Phänomen genießen sie das, sie freuen sich ihrer Vielfältigkeit und ziehen eine neue Toilette an.

Pückler hat diese Eigenschaften ganz klar und bewußt. Er erkannte, daß er keinen Menschen lieben könnte; mir fehlt etwas am Herzen, sagt er; er fühlte sich oft innerlich erstarrt und dann suchte er neue Emotionen und die Briefe spielten dabei eine große Rolle. Sie vermitteln magnetische Rapporte, telepathische Erregungen; das geschriebene Wort ungehemmt und ungeschwächt durch störende Zufälligkeit, erzeugt vollere Illusion, bereitet Empfänglichkeit, präpariert die Phantasie. Die große Bedeutung, die bei der erotischen Suggestion den Briefen als Stimmgabeln zufällt, hat auch Kierkegaard in seiner theoretischen Verführer-Charakteristik hellsichtig analysiert.

Hier liegt die Erklärung der riesigen Korrespondenz Pücklers mit Frauen, von denen er manche gar nicht persönlich kennen lernte, von denen er andere, sobald sie ihm begegneten und auf Grund seiner Briefe gefühlsanspruchsvoll wurden, sehr kurz abtat.

Pückler führte diese Korrespondenz, um aus ihr Feuer für die Einbildungskraft zu schlagen, in den Antworten ein schwärmerisch geschmeicheltes Spiegelbild zu empfangen; als raffinierte Wollust des Geistes, als einen dichterischen Opiumrausch empfand er das. Etwas von jenen dichterischen Zuständen der im Kunstwerk Schaffenden, die hier vollendetere Exaltation genießen, als im Erleben, ist in dieser Briefkultur.



ie Gräfin Hahn-Hahn, die in ihrem Roman Sybille Pückler porträtierte, als den Kalten aber ewig Emotionslüsternen, traf ihn sicher, als sie sagte, daß er „in der ganzen Welt nichts sähe, als Gegenstände, die ihm zu Amusementsmaschinen dienen könnten". Diese Gefühlskomödie wird besonders witzig, wenn in ihr sich zwei Masken intriguieren, die, ohne es zu merken, unter der Larve sich ganz ähnlich sind und miteinander ein Sentiment-Quodlibet eröffnen. Zwischen Bettina und Pückler begab sich das. Bettina suchte bei Pückler das gleiche, was er bei ihr: Seelenemotionen, Vorstellungsextasen.

Varnhagen charakterisierte ihren Trieb, er nannte Bettina einen „Don Juan in weiblicher Unschuld einherfahrend wie der Fuchs im Schafpelz, was sind dagegen alle männlichen Wüstlinge. Sie nage die geistreichen Männer an, sie wolle Pückler wie Goethe als Schönheitspflästerchen benutzen". Ihre letzte Erregung war später Friedrich Wilhelm der Vierte.

Pückler und Bettina erkannten sich sehr schnell, wie Meermann und Nixe, und da sie beide geistreiche Leute waren, begannen sie ein Turnier mit haarscharfen Einfällen, in dem jeder aus der eigenen Selbsterkenntnis heraus, dem anderen mokante Wahrheiten sagte: Schöne Maske, ich kenne dich. Sie schrieb ihm, daß er sich „seinem genialen Liebling aus lauter Affenliebe allen Willen lasse", und er leuchtet ihr heim: daß sie nur für sich selbst Leidenschaft habe, daß sie ein Nebelbild brauche, um sich mit ihm Gefühle hervorzurufen, sie treibe mit ihrer Seele geheime und einsame Wollust, wie andere mit ihrem Körper. Sie seien einander zu ähnlich, um sich etwas zu geben.

Ihn reizte aber diese Ähnlichkeit doch, sie interessierte ihn gewissermaßen als eine zweite Objektivierung seines Wesens und er nutzte auch das als Spiegelung aus. Sein Selbstenthüllungsdrang wurde entfesselt und er zeichnet allerlei Ornamente seines Charakters, voll kitzlicher Wahrheit: „ich bin eine kaltblütige Eidechse, meine Liebe, die einem immerfort aus den Händen fährt, der Berührung wie Eis bedünkt, und nur fasziniert, wenn sie, ihre Farben in der Sonne schillernd, Dich mit diamantenen Augen lebendig anfunkelt und graziös umherschwänzelt".

Als Bettina aber doch einmal schwelgerisch wird, zieht er, der das Schwelgerische gelegentlich liebt, es in diesem Zusammenhang aber stillos und abgeschmackt findet, sein ironischestes Gesicht: Um Himmelswillen, kein Schrei der Leidenschaft, lieber Tiger. Obgleich ich mich nicht vor dem Gefressenwerden fürchte, bin ich doch darin etwas sultanartig, daß mir nichts Leidenschaftlches, nur aufopfernde Hingebung nahen darf." Und als sie gar einmal Einfluß geltend machen will, sagt er kalt von

oben herab, unsäglich gelangweilt, wie aus meilenweiter Entfernung: „ich liebe solche Kürassierschreiben nicht, willst Du mich etwa beherrschen?"

Das seltsamste menschliche Verhältnis, das Pückler wohl hatte, war zu seiner Frau, und das ist das Merkwürdigste, diese Kapitel Elle et Lui, von, vor und nach der Ehe.

Lucie Pückler hatte jene schwierige Mischung aus monomanischer Hingabe an den einen geliebten Menschen und einem mit dieser Hingabe stets in Fehde liegenden starken Eigenwillen. Sehr intelligent verstand sie sich und den Fürsten ganz genau, doch ihre Intelligenz vermochte nichts über ihr Temperament.

Sie war zu unglaublichen Opfern fähig, sie hatte ihrem Mann absolute Freiheit gegeben, sie ließ sich seine Untreuen gefallen, sie bot ihm selbst die Scheidung an, um ihm ein neues Leben zu ermöglichen. Aber aus dieser mühsam abgerungenen Toleranz kam als Reaktion eine von Zeit zu Zeit ausbrechende maßlose Eifersucht, die sie zu einer Besessenen, Leidenschaftsverzerrten machte. Unfähig sich zu beherrschen, zeigte sie dann Pückler die Eigenschaften, die ihm bei Frauen am peinlichsten waren. Sie schmält nach den Krisen mit sich selbst darüber und weist sich zurecht: es ist ihr dann so begreiflich, daß ihn „die anderen köstlich finden".

Sie lebt dabei ganz in seinen Interessen, sie ist empfindlicher für ihn als er selbst es ist; was ihn angeht, wird ihr Ereignis, sie schreibt einmal ganz glücklich darüber, daß er endlich einen guten Schneider gefunden. Sie weiß, was das für ihren Lou bedeutet, und so wird es für sie eine ganz starke Freude. Es ist in ihr etwas Mütterliches, das zu der reifen Erscheinung paßt, aber das Mütterliche wird immer umtost von den leidenschaftlichen Brandungen einer Seele, deren Fühlen nicht altern will und nichts aufgeben will. Bitter sagt die alte Frau, die ihr Herz nicht zur Ruhe bringen kann, als Pückler wie ein Pascha mit Machnuba zurückkommt: „Warum bin ich nicht jung und nicht aus Abyssinien".

Und Pückler, der unabhängigste Mensch, blieb sein ganzes Leben mit dieser Frau im Zusammenhang.

Er erkannte sich, sie und ihr Verhältnis scharf; er sah das Unmögliche darin; er wußte genau, daß er für ein enges Leben zu Zweien nicht passe, er machte sich die Gefahren des Geliebtwerdens klar und sagte darüber wie in einer Selbstwarnung allerlei nachdenkliches: Wer liebt, bringt nie Opfer, denn alles, was als Opfer erscheinen könnte, ist nur Befriedigung eines allmächtigen Triebes. Wer sich aber nur lieben läßt, wird oft ein lebenslängliches Opfer. Er verfällt dem starken Egoismus der Liebe, aus Dankbarkeit gibt er nach, er merkt nicht, daß er und sein Wesen von einem anderen Wesen gewaltsam aufgesogen wird. Und wehrt er sich, dann muß er den Vorwurf der Härte, der Undankbarkeit, der Gefühllosigkeit, der Grausamkeit sich gefallen lassen. „Wehe dem, der in ein solches Verhältnis geraten und darin fest geankert ist und zu zart fühlt, um es gewaltsam zu zerreißen. Es ist ärger, als wenn er seinen Schatten verloren hätte, er verliert sein Leben."

Vor dieser Gefahr war Pückler durch seine Überlegenheit und seinen divinatorischen Selbsterhaltungstrieb geschützt und in dem sicheren Bewußtsein, sich selbst in Händen zu haben und in seinem Wesentlichen unangreifbar befestigt zu sein, konnte er, der Menschenverbraucher, auch aus dieser Menschlichkeit das für ihn wertvolle ziehen. Sein Menschen-Instinkt und seine große Intelligenz empfand bei seinem Spielen und Schwärmen, in den Unwirklichkeitstaumeln und den Maskenscherzen sehr gut die Bedeutsamkeit, daß im Hintergrund ein menschliches Leben so ganz und rückhaltlos in unantastbarer Realität ihm gehöre.

Er, der sich immer nur lieben ließ, sah in dieser Frau die Bestätigung seiner Bestimmung, etwa wie eine verbriefte Lebenssicherheit.

Seinen bildnerischen gärtnerischen Trieb lockte auch immer wieder die Aufgabe, sich dies ihm zur Lebensreserve bestimmte Geschöpf umzuprägen. Und mit großer Geduld, halb verwundert über sich, halb instinktiv sicher, daß, was er tue, schon richtig sein würde, versucht er Lucies Art heilsam zu wandeln, sie mit leiser Hand sich brauchbarer zu machen.

Oft wird ihm das über, oft fürchtet er, daß er Mühe an eine Sache wendet, die sich vielleicht doch nicht für ihn lohnt, mißmutig notiert er sich: „Immer die alte Geschichte, qui se renouvelle toujours, niemand ändert sich". Und doch schreibt er an diese Frau die entzückendsten Plauderbriefe, er freut sich, sie wieder zu sehen, und müht sich, sie so zu stimmen, daß ihre Gegenwart ihm Freude macht. Nur kein Jammer, Schrein und Drangsal, bittet er; nimm mich auf meine Art, wecke meinen leichteren Sinn, statt ihn durch Schwerfälligkeit zu hemmen.

Eine Education sentimentale versucht er an Lucie, er will sie die Kunst des Umgangs mit solchen Menschen, wie er einer ist, lehren. Seiner Phantasie soll sie ihn folgen lassen (um seine Reisen handelt es sich), der Zwang der Klagen, das Lugubre ist ihm unerträglich.

Ihre Liebe verkennt er nicht, aber sie entspricht nicht seiner Art. Er läßt sich leicht führen, aber schwer treiben. Er möchte, daß sie überhaupt nur als Teil von ihm lebe das Lucienhafte sollte sterben. Das wäre ja wohl viel verlangt, aber es läge ganz in ihrem Interesse.

Seine Ankunft bereitet er vor: angenehmen Eindruck will er, ihm graut vor Szenen; er ist kein Tyrann, er regiert gern in Frieden. Widerspruch darf nur auf Filzschuhen gehen. Er erinnert sie daran, daß er sich immer erst in einigen Tagen an ein unterbrochenes Verhältnis gewöhnt und bittet sie um ruhige Haltung ohne Echauffement.

Pücklers Neigung zu dieser Frau ist ganz verwandt seinem Zug, aus dem bunten Lebenstreiben Stille und Beschaulichkeit zu suchen, Lucie war ihm etwas wie Hafen und Refugium, nur freilich mit der fatalen Unvollkommenheit, daß es in diesem Hafen auch arg stürmen konnte.

Pückler hat selbst ein leichtes und dabei bedeutungsvolles Wort über diese Zusammenhänge gesagt, er meinte, wenn man einmal die Korrespondenz finden würde, dann könnten die Leute sagen: „das waren sonderbare leidenschaftliche Hechte, aber doch eine Art Philemon und Baucis".

Mit einer Fontaneschen lächelnden Nachdenklichkeit scheint das gesprochen gleich Fontane (der übrigens an Pückler großes Gefallen fand, wie in der Treibel zu lesen ist) hatte auch der Fürst keinen Sinn für Feierlichkeit, als Lucie 1854 stirbt und die Kondolationen kommen mit den Klagen, daß „der Tod ein edles seltenes Band zerrissen", ist ihm das einigermaßen peinlich. Er dankt kurz und fügt hinzu: „Doch lassen wir die Toten ruhen" ...

wei Tendenzen bestimmen dies Leben: Die neugierige Selbstgenußsucht als absolutistische höchste Instanz und der Geschmack als ihr erster Diener. „Meine Haupteigenschaft ist der Geschmack, der in allem das Vollkommenste zu erreichen sucht," so sagte Pückler selbst. Dieser Geschmack äußert sich als selbstverständliches Stilgefühl, das für alle Lebensdinge, ob es Garderobe, Schmuck, die Einrichtung der Wohnung ist, oder die Prägung des Einfalls, die gelungenste Form erstrebt: es gibt für ihn keine Kleinigkeiten und es ist für ihn ein tiefes Bedürfnis, seine Umgebung, seine eigene Erscheinung, seine Äußerungen und seine Bewegungen als Reize zu genießen. Alles betrachtet Pückler als künstlerischen Stoff und er wurde auf das peinlichste gestört durch das, was nicht stimmte, was schief und unharmonisch war „Les petits malheurs" am Anzug verdarben ihm die Laune und in weiterem Lebenssinn waren ihm, wie Ludmilla Assing richtig formulierte, aus gleichem Grunde, aus Schönheitssinn, der zugleich Ordnungssinn ist, seine Schulden, seine finanzielle Verwirrung lästig. Mit verschwenderischer Veranlagung verband er ein außerordentliches Feingefühl für die Ästhetik gesicherter richtig balanzierender Wirtschaft. Das Halbe chokierte ihn: „je déteste ses choses faites à demi. Je peux très bien vivre dans une chaumière; mais quand j'habite un palais, j'aime être entouré d'une manière analogue."

Darum trennte er sich von Muskau, in das er Riesensummen und seine Lebensarbeit hineingesteckt. Aber der Trieb zum Ganzen ist so stark, daß er von dem Verkauf noch hunderttausend Taler anwendet, um seinem Werk den künstlerischen Abschluß und sich eine Befriedigung zu geben.

Seinen schöngewachsenen schlanken Körper pflegt er mit erlesener Sorgfalt, den Reiseapparat dafür hat er mit allen Chikanen ausgebildet. Ist dieser Körper in schlechter Verfassung, dann drückt ihn die ästhetische Scham, das Gefühl, unrein zu sein, schwerer als der physische Schmerz. Als er einmal als Rekonvaleszent seine Nichten empfängt, die zu dreien „wie die Grazien" kommen, läßt er sein Lager mit blühenden Blumenbüschen umgeben.

Eine schwere Depression ist es für ihn, daß er im vierundsiebzigsten Jahre, nachdem er „so viele fast unglaubliche Aventuren im Reiten und Fahren überstanden und den Körper dabei fast jungfräulich intakt und frisch erhalten", durch einen Sturz mit dem Pferde sich einen Bruch zuzieht und nun, man fühlt die peinlichverächtliche Miene, mit der er das sagt) „zum Tragen einer lästigen Bandage, Bruchband genannt, verurteilt ist". Sein Schönheits- und Stilsinn ist sehr

empfindlich, in Gesellschaften wird er oft choquiert, wenn die Bedienung nicht in den tadellosen leisen Formen funktioniert oder wenn er die Mängel Berliner Kultur, „stählerne Gabel" und Getränke ohne Eis hinnehmen muß. Er fühlt sich immer als der Großeuropäer den kleinlicheren Maßstäben der Heimat gegenüber und als er einmal in Wien bei Humboldt zu Tisch war, notiert er sich überrascht: „für einen preußischen Gesandten war es eigentlich ganz anständig".

Gegen sich selbst und seine Umgebung wendet er die stärkste Kritik an. Als er in Muskau die Herrschaft antritt, beginnt er das gleich mit einer Geschmackserziehung; Seifen, Parfum und Handschuh, auch Garderobe muß Lucie aus Berlin schicken; er verschenkt sie an die Muskauerinnen, damit sie sich bei den Empfängen, die er als Souverän seinen Landeskindern zu geben hat, wenigstens leidlich präsentieren und er sie nicht in schmutzigen oder pärkalen Handschuhen essen sehen muß.

Die Farben der Wagen, der Stil des Wappenstichs in Silber, der Typ des Kutschers („er muß fashionable aussehen und mit Grandezza auf dem Bock sitzen") wird sorgfältig überdacht. Seine kleinen Spielsachen sind das. Der eigenen Toilette widmete er sorgfältiges Studium und er betonte dabei ausdrücklich, daß er sich nicht für die anderen „wie ein Fashionable" anzieht, sondern daß es für ihn Bedürfnis ist immer situationsgemäß gekleidet zu sein, auch für sich allein, auch wenn er in seinen Jagdgründen haust; und eines der wichtigsten Engagements für Muskau ist das der Plättkünstlerin, die die Busenstreifen bügelt.

Wie er in London 1827 mit den Dandys rivalisierte, beschrieb er Lucie ausführlich, er schilderte die orangen und blauen Sammetwesten, zu denen man weißseidene Unterwesten mit goldgestickten Blumen trug, die olivenfarbenen Froccoats zu den eisengrauen Pantelons, die weißen Halstücher, die kunstvoll so geknüpft wurden, daß die feine durchbrochene Goldkette für die Uhr mit eingebunden ist: „C'est Lou dans son nouvel habit, eingewickelt in einem ganz leichten Mantel von wasserdichtem schottischem Zeug mit schwarzseidenem Kragen und Quasten". Auch der „Gentleman im Burnus" wird genau gezeichnet, wie er in Afrika in der Wüstentoilette schneeweiß eingehüllt mit kostbar gesticktem Gürtel, roten Faltenstiefeln mit arabischen Sporen und Straußenfedern am Hut dahertrabt und der Gastfreund der Scheichs und Paschas ist.



Sein Sinn für feine Reize liebt auch die Eß-Raffinements. Ein intelligentes Kochkunststück kann ihn entzücken und mit Begeisterung teilt er Lucie das Rezept eines Salates mit, der in der Pikanterie der Mischung alles übertrifft. Wenn er sich bei Lucie ansagt, dann bestellt er sich „Champagner in Eis, lauen Laffitte und gute Hausmannskost", wobei er sicher war, daß die Schnucke das dritte schon richtig verstehe und den verhätschelten Lou nicht enttäuschen würde.

Wie häufig bei passionierten Geschmacksmenschen, schlagen die Launen für das Verfeinerte, Besondere manchmal in bizarrer Richtung aus. Ein Amusement am Grotesken, Spleenigen, Kuriosen reizt. So engagiert er anfangs für den Muskauer Park, einen „Eremiten", am liebsten hätte er auch einen Elefanten gehalten, in einer Tierbude

wo er sein Interesse zwischen der zierlichen braunen Halbflüggen an der Kasse und dem ehrbaren Rüsseltier teilt, sagt er fast melancholisch: „er würde sich gut in Muskau machen". Er hielt sich einen Zwerg als Sekretär und berühmt war der Schnelläufer, der mit der gestickten Brieftaschen zwischen Muskau und Berlin hin und her lief.



och dies alles sind nur „Spielsachen" wie er selbst immer wieder betont. Es sind die Begleiterscheinungen der großen Geschmackskultur, die Pückler als Bauherr und Gartenkünstler ausbildete.

Hier war er wirklich leidenschaftlich „in der Liebe zur toten Natur, deren Kräfte er beleben und in die er jede Deutung legen konnte". Der Sinn, den wir heute den dekorativen nennen, war überwach in ihm, und der „angewandten Kunst" hatte er sich verschrieben.

Ganz modern berührt uns heute vieles in seinem Buche über die Landschaftsgärtnerei. Sein organischer Sinn, sein Takt und Stilgefühl traf vieles rein instinktiv, was heute als neuerobert verkündet wird.

Ein Gegenwartsbuch über das englische Haus könnte mit den Pücklerworten beginnen, daß „hier von England geredet werden solle weder aus Mode noch aus Anglomanie, sondern aus der Überzeugung, daß England vorbildlich für den gentlemanartigen (man erlaube den Ausdruck) Lebensgenuß, für die höhere Ausbildung des genießenden Lebens ist". Vorbild aber nicht zur platten gedankenlosen Nachäffung, sondern Anregung mehr im Geist als in der Form, erziehlich dafür, etwas ähnlich vollkommenes unserer Örtlichkeit, unseren Landschaftsbedingungen entsprechend zu schaffen.

Pückler rühmt die harmonische Schönheit, die aus Zweckmäßigkeit entsteht, er freut sich an der Unsymmetrie der englischen Cottagefassade, die ein Ausdruck der inneren bewegten Gliederung ist, an den großen und kleinen Fenstern nebeneinander, an den seitlichen Eingängen, den vor- und rückspringenden Winkeln, den weit vorstehenden Dächern, den glatten Mauerflächen. Er verwirft die ornamentale Ausschmückung, die „der nötigen Beziehung" entbehrt und nur angeklebter Ausputz ist. Er hat einen Haß gegen alles Maskeradenhafte des Dekors, gegen die Tierfiguren auf dem Rasen, die auch heute noch nicht ausgestorben sind. Eine Verirrung sind ihm auch die gedankenlosen Stilatrappen. Er liebt das echte Alte, aber abgeschmackt kommt es ihm vor, wenn ein modernes Wohnhaus für friedlichen Gebrauch als gotische Trutzburg aufgeführt wird, „die Bewohner müßten darin als Don Quixote im Harnisch sich produzieren".

Das ist der Kampf mit der Dummheit des „Gegenbeispiels", der auch in unseren Tagen noch nicht erledigt ist.

Pückler, der die artifizellen Reize sonst so gut verstand, ist in diesen Dingen durchaus für das Organische: wie im Hausbau, wie in der Inneneinrichtung, in der er keinem Stil folgte, sondern mit feiner Auslese Antikes (Statuen im Grünen), Englisches und Orientalisches, alte kleinasiatische Teppiche vor allem zum Ensemble stimmte, so auch in der Gartenkunst.

Seine Landschaftsschöpfungen in Moskau und Branitz beruhen darauf, daß er, wie sein Schüler Petzold in seiner Würdigung schrieb: „die Eigentümlichkeit jedes Terrains studierte, daß er aus der Art des Terrains die Motive gewann, daß er immer nur sie organisch entwickeln und nie die Natur neu schaffen wollte."

Pückler erinnert in seinem eindringenden Erkennen in die geheimen Lebensprozesse der Landschaft manchmal an Ruskin, mit dem er auch den Haß gegen die Eisenbahn teilt. Er mokiert sich über die Insel im Buckingham House, die „wie ein Pudding in der Sauce schwimmt" und er macht sich klar, wie Inseln entstehen.

Das Wesen der inneren Form erobert er sich. Er bewundert Versailles als Ausdruck des personifizierten Königtums, er verehrt die italienischen Villen. Aber er kommt gar nicht, wie andere in die Versuchung, das nachzuahmen, — „das paßt nicht für unseren armen und doch wesentlich romantischen Norden", — er liebt für sich „uralte Bäume aus der Wendenzeit, Fluß und Seen, Wiesenmatten und bebuschte Hügel, und eine Kunst, die sich hinter der Natur unmerkbar verborgen hat."

Pückler entdeckt sich eine Fülle dekorativer Nuancen, die natürlich und organisch, wie von selbst entstanden, zum Ausdruck gebracht werden. Die Koloristik der Landschaft beschäftigt ihn sehr. Aus grünem Rasen läßt er einen Riesenbusch Hollunder wie einen himmelblauen Berg aufwachsen, er denkt beim Pflanzen der Bäume an die Wirkung der Farben in der Sonnenwirkung und er genießt im Herbst über dem smaragdgrünen Rasen das in Sonnengold schimmernde Rot, Orange, Violett und Grün.

Einem Kiefernwald vor seinen Fenstern in Branitz gewinnt er eine künstlerisch-natürliche Wirkung dadurch ab, daß er ihm, der „einen kompletten Vorhang von einer Höhe und einer Farbe darstellte", durch Aushaun „nicht nur eine sehr malerisch gezackte Linie gegen den Himmel, sondern auch ganz verschiedene Farben gab, indem die vorderen Gruppen schwarzgrün hervortreten, die entfernteren lichtgrün erscheinen, und die ganz weiten, die nun erst sichtbar geworden, in verschiedenen blauen Nuancen sich darstellen. Und doch ist es nur ein und derselbe niedrige Kiefernwald, kein Baum darin über 40—50 Fuß Länge höchstens, und alle von gleicher Farbe in der Nähe."

Als feinfühliger Regisseur zeigt sich Pückler in diesen Gartenkünsten. Er geht immer darauf aus, der Natur ihre „zierlichen Nachlässigkeiten abzulauschen" und auch die Zufälle sich dienstbar zu machen. Über die Linienführung der Wege, des Wassers und der Pflanzung dachte er nach, „die edle Linie der Garteningenieure" schien ihm lächerlich, er fand die Schönheitslinie einer Pflanzung in dem „unbestimmten Überwerfen, den kühnen Vorspringen, weiten Zurückweichen". Als Maler sah er die Dinge an und bei der Führung eines Weges dachte er nicht nur an die Leichtigkeit und Zweckmäßigkeit der Biegung, sondern er achtete auch darauf, daß zugleich die Rasenfläche durch den Weg in einer malerischen Form geschnitten wurde. Als Maler ordnete er auch die Baumpflanzungen, auf Abhängen gruppierte er sie, „daß sie lange Schatten über das Sonnental werfen", und über das Wasser ließ er sie horizontal sich beugen.

Es sind die Briefe eines Reisenden und eines Beobachters . . .

Europa wird dein Vaterland, die Welt dein Garten . . . heißt es hier, Chodowieckische Kleinkupfer täglichen Lebens rollen sich auf und die phantastischen Farbenvisionen baktrischer Fernen.

Berliner Salons öffnen sich am Pariser Platz und in der Behrenstraße mit Mahagonischreibspinden, mit Flötenuhr und Glockenspielen, wir gehen mit Pückler zu Hof und zu der Diplomatie. Aber er findet das Adelsleben in Berlin ärmlich und ist auch oft über den schlechten Ton chokiert.

Er findet es in der Aristokratie selten comme il faut, und selten nur ist er so entzückt wie in dem Salon der Fürstin Partana, in dem die Geschmackskultur Antikes und Modernes vereinigt und alles in der möglichsten Vollendung gereicht wurde, italienische Kapellmeister und neapolitanisches Eis.

Pückler gefiel sich viel besser in den intelligenten und reichen Kaufmannshäusern, wobei er wie die Poggenpuhlsche Tochter dem nichtchristlichen als „dem zeitgemäßen, den Vorzug gab". Bei Mme. Beer speist er, wo ihn außer dem berühmten Klavierspieler Kalkbrenner die zierliche Schönheit der Mamsell Ebers („der kleine Engel ist ein jüdischer") entzückt, bei Crelinger, bei Mendelssohn.

Aber schwer beklagt er sich über das Diner bei seinem Schwager, wo es „sehr gemein" herging, schlechtes Essen, schlechte Servierung, warmen Champagner, kalten Kaffee. Pückler konstatiert, daß man sich in jedem anderen Zirkel der berliner Gesellschaft menschlich besser amüsiert, als in der sogenannten ersten: „Man trifft vielleicht einige Ridicules, so empfing uns z. B. Mad. Beer in einem großen ächten Hermelinkragen, wie ein alter brandenburgischer Kurfürst, aber es gibt dort bei weitem mehr Talent, Verstand und Kenntnisse und auch für den Leib wird besser gesorgt, da die Leute mehr Geld haben als unser verhungerter Adel".

Pückler liebt das freie Flanieren und das Beieinander im kleinen Kreis mehr als die große Geselligkeit. Er geht am liebsten zu den Varnhagens in die Mauerstraße, dem „klügsten und gebildetsten Ehepaar Berlins" und beruhigend scheint ihm die Aussicht, später ohne gesellige Verpflichtung „auf Jagor und das Königstädter Theater" beschränkt zu sein.

Jagor — „eine Sonne steht über der Paradiespforte", so schwelgte Heine in den Briefen aus Berlin. Aber Pückler aß nicht immer bei Jagor, es gab auch magere Zeiten, da er sich selbst einen armen Schlucker, einen armen Christenhund nennt und „aus großer Demut und der Neuheit wegen das tägliche Rindfleisch und den in Fett geschmorten Braten im Gasthof" leidlich zu finden sucht. Als er aber von der magnifiquen Idee hört, daß ein Konsortium sich zusammengetan, um einen Meister-Koch von Leboeuf für alleinigen Gebrauch auszuhalten, ist er sofort dabei. Leider dauert die Freude nicht lange — „es ist, als ob das Lugubre mich verfolgte" schmält Pückler — denn als er am zweiten Tag andachtsvoll bei Monsieur Hottot aufgeht, ist der Meister-Koch gerade gestorben: „So war mein gestriges Mahl eine wahre Henkersmahlzeit."

Euryanthe, der Freischütz, Norma, Don Juan, Figaro, Paganini-Konzert, die

Sonntag im Königstädter Theater, die „wie ein Flageolett singt“ — sind feine Abendvergnügungen.

Viel großstädtischer als Berlin erscheint 1825 Dresden, Pückler fand dort den Ton entzückend frei und die Kleidung — das wollte bei ihm etwas sagen, — beinah zu ungeniert ...

Sein Gefühl für die Atmosphäre der großen Welt ward in Paris und London befriedigt. In Paris wird er 1834 bei Hof und in der literarischen Welt gleichermaßen gefeiert. Mit Beranger, Chateaubriand, Balzac verkehrt er, der König schenkt ihm die Zeichnung seiner Ställe und ein Werk über seine Schlösser. Die Empfänge in den Schlafzimmern skizziert er sich genau und er gibt immer die Kulissen der Situation, die weiß tapezierten Zimmer von Neuilly mit Mahagonikauseusen und Kupferstichen, den Salon der Frau von Delmar meergrün und weiß mit Karmoisinteppich.

Noch mehr ward Pückler 1854 in Paris hofiert.

Diese Stimmung seconde empire war sein Element, er schwamm hoch auf den Wogen glänzender Feste. Napoleon fuhr ihn selbst spazieren. Er huldigte der Kaiserin, und auf einem Kostümball erschien er ihr zu Ehren als schwarzer Spanier.



Ein ganzes Kulturbilderbuch geben die englischen Eindrücke in den „Briefen eines Verstorbenen“. Hier nimmt er mit leidenschaftlichem Interesse die bis ins kleinste durchgebildete Komfortkunst auf. Was ihm so lag, aus allen Verrichtungen einen Genuß zu machen, jeden Gegenstand in besonderer und vollkommener Weise ausgestattet als Besitzvergnügen zu brauchen, daran konnte er sich hier sättigen. Das Kristall entzückt ihn, die mächtigen Waschvorrichtungen, die geräuschlosen Funktionen der Diener, die raffinierte Sitzkultur am Kamin in den tiefen Fauteuils. Der Grandseigneur-Dentiste mit 10 000 Pfund Einkommen, der wie ein König empfängt, imponiert ihm, dem einmal ein Berliner Zahnarzt einen hohlen Zahn mit Schwefelsäure behandelt hatte, nicht wenig. Angenehm fällt ihm auf — ein schlechtes Zeichen für Berlin in dieser Zeit — daß er niemand mit dem Messer essen sieht.

Gartenfeste, chinesische Fête, Rennen in Epsom, Fuchsjagd, Taubenschießen, Coachfahren four in hand, Kean-Vorstellungen sind die mondänen Unterhaltungen.

Die Dandysmen spielen natürlich auch ihre Rolle. Es ist letzter Chic, beim Sitzen Bein über Bein zu legen und den rechten Fuß in der linken Hand zu halten, die Hände steckt man in den Westenausschnitt. Die Kleiderordnung der Dandys ist morgens der Tirmalama, ein Schlafrock aus chinesischen oder indischen Shawlstoffen, dann zum Ausreiten der Froccoat mit Stiefeln und Sporen, zum Diner Frack mit Schuhen. Es wird auch das Wäschebudget des Faishionable notiert: zwanzig Hemden die Woche, vierundzwanzig Schnupftücher, ein Dutzend Westen, fünfzig Halstücher, Strümpfe à discretion, und Pückler meint dazu, „der guten Schnucke hausfrauliche Seele würde wohl darüber versteinern.“

Pücklers freie unbestochene Anschauung sah und genoß das und machte es mit, aber nie ließ er sich blenden oder kritiklos beherrschen. Schon nach kurzer Zeit des Aufenthaltes glossierte er scharf die Londoner Gesellschaft, die Sklaverei der Mode, die Seichtheit der Gespräche, die „vornehme Rohheit" der „Lions".

Der Dandysmus war für Pückler nie eine Tyrannei, sondern ein Spielzeug, nach seinem Wert nicht zu gering aber auch sicher nicht zu hoch geschätzt. Auch Kleider sind ein Ding nicht zu verachten ...



Doch der stärkste Reiz ist es, das alles hinter sich zu lassen und allein, mit freien Armen, mit großer Neugier neue Fernen zu suchen, le divin imprévu der Reisen. „Wenn Sie erst die Flügel heben," sagte Laube zu Pückler, „dann weiß man nie, ob es bis Pichelswerder oder bis Mexiko geht." Die ästhetischen Reize der Willkür, das Sichtreibenlassen in der Fülle aller Möglichkeiten, die Romantismen der Fernen mußten ihn, der zugleich skeptisch und immer phantasielüstern bis zur Unersättlichkeit war, dämonisch reizen. Und wieder denkt man der Gestalt, die ein wissender Dichter schuf, die in den opalglänzenden Stufen zur toten Baktrischen Wunderstadt ein letztes aufregendes Lebensziel erträumte.

Und Pückler empfängt mit leidenschaftlich-wachen Sinnen. 1836 ist er in Athen und sieht die Akropolis bei Nacht, als der König von Baiern sie mit Holzfeuern erleuchten ließ:

„So mußte ich diesen Tempel zum ersten Male sehen ... in der Glorie des strömenden Lichts, das selbst das Unkraut unter dem Portikus in Smaragden verwandelt, die gelblichen wettergefleckten Säulen wie mit gebräuntem Gold überzog und die Weiße der chaotisch umhergeworfenen Marmortrümmer mit glühendem Schein verklärte ..."

Den Spuren Byrons folgt er auf den griechischen Inseln, auf einer Golette fährt er durch die Cykladen — bunte Bilder, Abenteuer und alter Cyperwein — er fühlt sich elysäisch als le prince de Kyparissia, wo er mit den „bunten Seifenblasen" künftigen Gartenlebens spielte. Der Klang des Namens Kyparissia schon entzückte ihn: „Pückler klingt furchtbar gemein und Muskau sollte eigentlich nur eine alte Wäscherin heißen, die keine Zähne mehr hat, und ganz lächerlich ists im Königreich Preußen zu leben," ... so streift er strahlend alte Häute ab.

Mit dem „Crocodil" fuhr er nach Algier. In Afrika ward er ganz Nomade, die orientalisch-fatalistische Seite seines Wesens, das Genießen und Zuschaun, der lächelnde Gleichmut und die ruhevolle Heiterkeit werden in ihm frei und machen ihn glücklich. Wie ein Herrscher wird er von Mehemet Ali, dem Vizekönig von Ägypten, empfangen und gleich einem orientalischen Scheich reitet er mit seiner Karawane durch die Wüste, jagt Löwen, Strauße und hetzt Antilopen mit Windhunden. Wie eine wahre Heimat seiner freien Seele empfand er diese große Weite.

Ein Märchen wird ihm Dongola. Monate lang lebt er allein mit schwarzen

Naturkindern hier wie auf einem anderen Stern ein instinktives, vegetatives Leben: Briefe gehen aus dieser anderen Welt nach Berlin und die Tropenluft weht aus ihnen in die Stube der Mauerstraße, wo Varnhagen mißmutig auf Sommerwetter wartet, um in den Tiergarten zu gehen und inzwischen die schlechte Zeit gleich Hamlet in der Schreibtafel registriert.

Glauben Sie mir, schreibt Pückler an Varnhagen, es gibt keine heißen Länder, das ist nur ein Vorurteil unserer Vorfahren. Und er schildert seine Beschaulichkeitsfreuden, wie er am Ufer in Gesellschaft eines Nilpferdes diniert, wie er versucht, junge Giraffen zuzureiten, wie sein Tisch bestellt wird mit den wilden Enten des Nils, mit Turteltauben, mit weißen Zucker- und roten Wassermelonen. Und nach solchen primitiven Idyllen die seltsame Opiumphantasie der acht Nächte auf dem syrischen Felsenschloß der Lady Esther Stanhope, die gleich einem Alten vom Berge auf ihrer Höhe eine mystische Existenz führte. „Ein bißchen türkischer Pascha, ein bißchen englischer Missionär, ein bißchen Bettina", so analysiert Varnhagen diese seltsame Person. Sie hatte ein abenteuerliches Leben hinter sich, Sindbad-Erlebnisse mit Schiffbrüchen, Pestanfällen, Wüstenkämpfen. Sie hatte starken Einfluß auf die Araber, die sie fast abergläubisch verehrten. Sie war jetzt sechzig Jahr.

Pückler brannte darauf, sie kennen zu lernen, er ließ alle Briefkünste spielen und nach längerem Widerstreben, erhielt er eine Einladung auf acht Nächte nach Daer-Dschun, denn die Lady Esther stand erst um Mitternacht auf und schlief am Tag. Ludmilla Assing hat nach Pücklers Aufzeichnungen von dieser Begegnung erzählt, wie ein schwarzer Sklave ihm voranleuchtete durch die Gänge und Höfe des Felsenschlosses nach dem größten und vereinzelten Pavillon, wie ihn dann eine Sklavin durch einen dunklen Korridor bis zu einer rotlichtdurchschimmerten Portiere geleitete und wie er dann vor der Lady stand.

Sie trug türkische Tracht, einen roten Turban, einen weißen bis zu den Füßen herabwallenden Burnus, rotseidene Pantalons; mit ihrem blassen regelmäßigen Gesicht, den dunklen Augen, der hohen weißen Gestalt mit der feuerroten Kopfbedeckung, an einem langen Stabe das Zimmer durchschreitend, kam sie Pückler wie eine Sibylle des Altertums vor.

Sie erzählte ihm, daß sie jetzt, seit ihr Vermögen zusammengeschmolzen, wie ein Derwisch lebe: „meine Rosen sind meine Juwelen, zu Uhren dienen mir Sonne, Mond und Sterne: zur Nahrung Wasser und Früchte"; sie sprach von Schicksaldeuten aus Pflanzen, Sternen und den Mienen der Menschen, sie stellte das Horoskop, sie erzählte Märchen, Legenden und erklärte den geheimnisvollen Kultus der Drusen. Einmal führte sie Pückler in hellem Mondschein in ihren abgeschlossenen Garten, wo eine so üppige Rosenfülle ihm entgegenduftete, daß er nahe daran war, in magnetischen Schlaf zu versinken. Die Lady gab ihrem Gast, nachdem die acht Märchennächte um, einige kabbalistische Talisman-Zeichnungen, und er küßte ihr „gerührt zum letztenmal die dürre, aber noch immer schöngeformte, aristokratische Hand". Dann ging er am frühen Morgen von Daer-Dschun fort, über den Libanon nach Damaskus.

Zu solchen Reisebriefen bemerkt Varnhagen manchmal etwas kopfschüttelnd: „Wie kann ich in der berliner Mauerstraße wissen, welchen Gefühlen und welchem Drange man in der Nähe der Pyramiden oder Jerusalems gehorchen muß?" Und Pückler erwiderte darauf mit der spielenden und zugleich bedeutungsvollen Liebenswürdigkeit, die uns immer wieder an Fontanesche Causerien erinnert:

„Vielleicht läßt sich Syrien in der Mauerstraße weit besser genießen."

in paar Worte aus den Alterszeiten zum Schluß:

Sein einundachtzigster Geburtstag. Er fährt allein zur Fischerhütte in den Kiefernwald, trinkt auf seine Gesundheit den mitgebrachten Champagner, macht einen langen Spaziergang im Wald und um den See, — „liebliche Einsamkeit fern von der langweiligen und unbequemen sogenannten großen Welt," und in dunkler Nacht fährt er heiter und befriedigt nach der Stadt zurück.

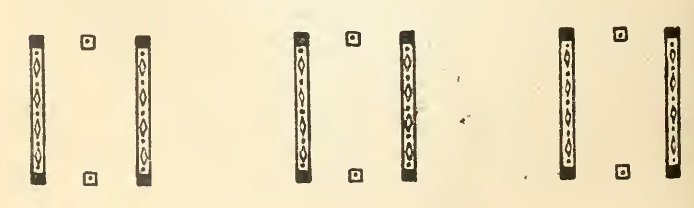
Und aus derselben Zeit: „in Berlin verliebte ich mich, hoffentlich zum letztenmal. Es war ein reizendes Wesen, erst 22 Jahre alt, frisch, gut und so schön, daß sie den besten Statuen des Altertums gleichkam."

s läge nahe, unter dieses Menschenbild zu schreiben: ein Lebenskünstler. Aber das ist ein schlechtes Wort, ein Wort der Dilettanten. Kein Wissender dürfte es brauchen. Niemandem je ist diese Kunst gelungen und der Rest war immer Schweigen.

Wohl gilt von Pückler Bettinens Bewunderungswort: „sein Geist verwaltet seine Neigungen, verwahrt seine Schwächen und ordnet seine Zwecke; möchte auch alles noch so romantisch wild, ja ironisch launisch in ihm zusammengestellt sein, so ist er doch aber so gewiß ein tüchtiger Anordner dieser Naturanlagen, als er es in seinem Park ist, wo Rahel ihn Erdbändiger nennt."

Doch auch er vermochte es nicht, sich in der selbstgewählten Form ganz zu behaupten, und die Sicherheiten seines Lebens wankten ihm zum Schluß. Auch über ihn senken sich zum Ende alle Schatten und Schauer des einsamen Weges, die „eroberten Provinzen" seines Lebens verblassen weit in verschollener Ferne, ihn fröstelt, und ein Wort klingt nachdenklich aus:

„in meiner Jugend wünschte ich mir die Unabhängigkeit, nun da ich alt bin, wünsche ich mir die Abhängigkeit."





I.



or bald fünf Jahren traf ich in Innsbruck Beer-Hofmann und ein paar Befreundete. Wir blieben zehn oder zwölf Tage zusammen und kamen zuletzt ins Engadin. —

Hernach fuhr ich mit Beer-Hofmann zurück, entlang an dem himmlischen, weiß, weißgrau, grünweiß rasenden Inn, anderthalb Tage, nach Tirol. Ich weiß noch abends in Finstermünz, wo wir übernachteten, den Blick vom Söller hinab, hinab, hinab in den dämmernden Schlund.

... In Innsbruck gingen wir alle in eine Kirche, nicht weit vom Fluß, es war schon gegen Abend, der eine holte vom Küster den Schlüssel zum Chor und phantasierte auf der Orgel. (Während wir unten saßen.) Später fuhren wir eines Nachmittags von der Ortschaft Schruns, wo die Berglandschaft einen häuslichen Charakter annimmt (nur wie von Thoma gezeichnet) — fuhren wir eines Spätnachmittags ab. Die Pferdchen stiegen allmählich X Meter in die Höh. Immer stiller wird es und dunkler. Man rückt der Grenze näher. Unterwegs sagt einer die wunderschönen Verse eines unbekannten Dichters: La vie est vaine: un peu de haine, un peu d'amour, — et puis bon jour . . . Zweite Strophe: La vie est brève: un peu de rêve, un peu d'espoir, — et puis bon soir . . .

In der Finsternis sind wir oben in Gargellen. Am langen Gasthofstische aus Holz in dem einsam hohen Wirtshaus sitzen zehn, zwölf Männer. Sie lassen Messer und Gabeln ruhn. Unbeweglich. „Sind es Tote?" fragt einer leise. Allmählich bewegen sie sich wieder. Nach dem Essen sehen wir zu, wie unten in der Stube getanzt wird. Ein dicker Mann aus Gargellen hat eine Achtzehnjährige um die Taille gepackt und schwenkt sie mit Kraft in einem ländlerartigen Tanz, gespielt von Geige und Harmonika. Der dicke Mann walzt mit allen Weibern dieser einsamen Wirtschaft, zuletzt mit dem Aufspülmädel. Um drei Uhr nachts stehen wir aus den Betten auf und gehen mit Trägern über ein kleines Joch, das

Schlappina-Joch, über die Grenze. Im Morgensonnenschein oben auf der Paßhöhe machen wir Halt und sehn die Republik Schweiz unten liegen.

Machen wir Halt und sehn die Republik Schweiz unten liegen.

— —

Ich lernte Beer-Hofmann als einen Menschen kennen, von dem etwas Entzückend-Frohes ausging. Als einen, der das Kennerische nicht, wie andre, mit der kühlen, spröden Strenge des Geschmäcklers verwaltete, sondern es mit ganzer Liebe, die fast Schwäche war, umschlang, innig und witzig, unbefangen und klug. Ich ergötzte mich an den seidnen Schärpen und ähnlichen Dingen, die man dort, wo er hauste, fand, — doch er lachte mit. Er plante damals ein biblisches Drama „Scha-ül". Er sprach aber (und deshalb gewann ich ihn lieb) über die Kunst nie so angelegentlich wie über das Lebensschicksal mit seiner holden Frau und seinen Kindern. Alles kam zusammen, daß er unter denen, die mir begegnet sind, etwas Lichtestes geblieben ist. Eine Gestalt, an die man in hell und dunklen Tagen mit heiterster Sehnsucht zurückdenkt. Ein „Ästhet" ist er kaum.

Nachts, in Gargellen, war ich vor dem Schlafengehen mit Beer-Hofmann ein paar Schritte herumgetappt. Ich hörte da zum erstenmal jene Verse, die ich heut, wo ich sie besitze, niemals, wenn ich allein bin, laut zu Ende lesen kann, ohne daß die Stimme stockt. Ich habe den Versuch gemacht, es zu besiegen, — sie stockt immer. Ein Schlaflied an ein Kind, Mirjam. Etwas unsagbar Herrliches ... ein Spruch, wie ein wiegender Weltentrost. Sinnend und gefaßt; ganz Blut und Seele. „Kind — es sind so viel Sonnen noch Dein!" Ruhe und Ernst; ein Sehen über Erd' und Leben hin, und über ferne Erden. „Keiner kann Keinem Gefährte hier sein." Dann: „Keiner kann Keinem ein Erbe hier sein!" Gefestigt und gefaßt; eine stille, starke Melodie. Zum Schluß: „Mirjam, mein Leben, — mein Kind schlaf ein" ... Etwas, für mein Gefühl, Einziges.



2.

Er hätte mit alledem ein spottschlechtes Drama schreiben können. Er hat ein hinreißendes geschrieben. Und ich will jetzt seine Fehler aufzeigen. (Es geht sehr leicht.)

Das Werk scheint zunächst auf einer Idee aufgebaut. Die Idee rückt es zu den neuen Schicksalsdramen. Zu den Gespenstern; zum Fuhrmann Henschel. Charolais fühlt in sein Leben etwas Dunkles eingreifen; erst hebt es ihn hoch, dann wirft es ihn zur Tiefe; er weiß nicht warum. In der neuen Schicksalstragödie gibt es keine sogenannte tragische Schuld; weder eigne, noch eines andren; Charolais fühlt nur wie Oswald, wie der Fuhrmann, daß er erwürgen muß; „derwerga muß ich, doas is gewiß." Unentrinnbarkeit; kein sittlicher Zusammenhang; Schicksal. „Es trieb uns — treibt uns! Es! — Nicht ich — nicht du!" sagt Charolais. Oder der Wirt, der vom gefeierten Tenor zum Kuppler geworden: „Es blies ein Wind, ein Frühlingswind und nahm die Stimme mir — und mit ihr alles!"

Der Dichter besorgt, man könnte jetzt einwenden: aber es ist in deiner Handlung doch ein sittlicher Zusammenhang, denn infolge treuer Sohnesliebe fällt dem jungen Charolais das Glück in den Schoß! Er wehrt sich dagegen. Er steigert den Pessimismus. Er dreht just hieraus dem Himmel einen Strick: das gerade sei besondere Bosheit Gottes, daß er den Charolais glücklich mache, um ihn fürchterlicher und nochmals zu treffen. So ließ er auch (sagt Beer-Hofmann) den frommen Präsidenten mit sechzig Jahren Vaterglück erleben, um ihn mit achtzig doppelt zu verwunden durch dieses Kindes Tod... Hier wird man unruhig. Man fragt: ist das nicht zurechtgerückt? sind das nicht Umwege? Man fragt jetzt: Ist das Stück auf einer Idee aufgebaut, — oder ist die Idee in das Stück hineingebaut?

Sie ist wohl hineingebaut. Zum Unglück erfahren wir, daß ein altes Drama von Massinger und Field benutzt ist, ... und sehen, daß es diese Idee nicht ausdrückte. Was aber Beer-Hofmann aus der Vorlage gemacht hat, bleibt über alle Beschreibung staunenswert. Ein eignes Werk. Nur in dem einen Punkte nicht frei: im Stoff. O Bearbeitungen, Bearbeitungen! Noch keinen sah ich glücklich enden.

Wir würden heute kein Stück schreiben (weil es uns banal wäre), das etwan einen Muttermord darstellte, weil die Frau ihren Mann mit einer Null (Ägisth) ermordet hat. Aber so oft wir das Wort „banal" riefen, könnte der Umdichter entgegnen: „Bitte, Sophokles!" Oder Leconte de Lisle, der den Jon des Euripides umgedichtet: „Bitte, Euripides!" Es ist keine glatte Rechnung. Ein Umdichter kann jede Wirkung des Stücks sich zuschreiben und sagen: ich hab's neu gedichtet. Zugleich kann er jedoch alle Schwächen, auch die Grundunmöglichkeit dieses Stoffs auf den alten Autor schieben. Die berühmte Vorlage ist zugleich ein hochfederndes Sprungbrett; zugleich, für alle Fälle, das Notnetz mit der Fangvorrichtung.

... Bei Beer-Hofmann liegt der Fall beinah umgekehrt. Er schadet sich nur durch seine Vorlage, — die kein Ansehn hat wie ein großer Grieche, und von der er fast nichts empfängt. Glatte Rechnung gibt es auch hier nicht. Er hüllt sich in alte Tracht. Was sieht man? (und was haben wir mit den Gefühlen zu tun?) Man sieht das ungewöhnliche Schauspiel eines Leichnams, von Gläubigern als Pfand behalten; und den Schmerz eines Sohns über dies ungewöhnliche Vorkommnis. Zweitens: eine ungewöhnliche Errettung aus der so ungewöhnlichen Lage! Drittens einen Ehemann, der... nicht etwan hinter die Treulosigkeit seiner Frau kommt, sondern gleich hört, was sie im Bett mit Einem vornimmt. Er erwürgt ihn, sie erdolcht sich. Erwürgen und Erdolchen. Ist es die Darstellung von Gefühlen, die uns angehn, wenn eine Reihe so seltner Fakten gehäuft wird?

Es ist doch selbstverständlich, daß ein Mann sehr tobt, wenn er seine Frau im Bett sich wälzen hört! Es ist selbstverständlich, daß jemand sehr erfreut ist, wenn er in tiefster Geldnot das große Loos gewinnt und einen Engel obendrein! Es ist selbstverständlich, daß jemand sich kränkt, wenn man ein verstorbenes Familienmitglied in der Luft verfaulen läßt! Was haben wir mit diesen gehäuften Selten-

heiten zu tun? Meine Lieben, — heutige Wahrheit, Zivilisierung der Menschennatur, Entblößung von Heldentum und Schrecklichkeiten: darauf kommt es an. Und Ihr setzt an dessen Stelle Moritaten, Trauerschwänke, nur weil früher jemand, der kleiner war als ihr, selbst wenn er größer war (denn seine Zeit war keiner — aber in diesem Falle war er selbst kleiner) sie damals ehrlich oder unehrlich gebraucht hat?

Ich weiß, was ihr antworten könnt. Daß nämlich so eine Szene mit Erdolchung und Erwürgung nur ein Symbol ist. Ein Ausdruck für Gefühle, wie sie zwischen Mann und Frau im Innern bestehn. Daß ferner die Errettung in der Gerichtsszene ein Symbol ist für die allgemeine Stimmung menschlichen Glückswandels. Ich weiß, ich weiß. Dem ist nur eins entgegenzuhalten. Sind Gleichnisse, die uns erregen könnten, nur durch Plankenerschütterung vollziehbar, nicht durch Innerlichkeiten? Denkt an das Beseelteste, Tiefste, was heutige Menschen zu vergeben haben. Zweitens ein besonderer Umstand: Beer-Hofmann ist zufällig am größten, wo er am zivilsten ist. Seine leisesten Erschütterungen sind die stärksten. Sie wirken fort. Nur ein großer Dichter kann das. Er hat aber dabei szenische Wirkungen, die man erlernen könnte; wenn schon dieser besondre Glanz nicht zu erlernen bleibt. Doch sie zerfließen in der Erinnerung.

Mehrere Stimmen haben erwogen, ob er der „große Tragiker" ist, den wir brauchen. Aber wir brauchen gar keinen. Es gibt ja nichts Tragisches heute, nichts rein Tragisches, das nach absehbarer Zeit nicht wurstelhaft erschiene. Das ist ja eben der Punkt. Darum gerade werden wir unruhig bei diesem Schluß: wenn der Mann auf der Vernichtung der treulosen Frau besteht. Wenn der gerechte Vater alles sagt, nur das Eine nicht: Seid nicht heroisch, seid's gescheit! ... Es ist ähnlich, als wenn ich heute den Hebbel lese und vor „Maria Magdelena" frage: Sind alle diese Leute verrückt geworden, da sie doch so viel davon hermachen, daß ein Mädchen einen dicken Bauch bekommt! Eine Tragik vollends aus sittlichen Ursachen gibt es nicht. Die Troftkraft, welche das Betrachten der Zusammenhänge erzeugt, läßt nur noch Tragikomik zu. Wir erwarten den großen Tragiker nicht. Darum nicht, weil er ein Hanswurst der Gebärde sein müßte. Beer-Hofmann ist am anfechtbarsten, wo er dieser Gebärde nahekommt: im fünften Akt.

3

D Bearbeitungen, Bearbeitungen! Wie wirkt der gegebene Stoff auf den Bau des Dramas? ... Es macht ihn schief. Nachdem soviel Gewicht darauf gelegt worden ist zu zeigen, daß Charolais bettelarm war; daß er den Leichnam seines Vaters erst kraft fremder Hilfe lösen konnte: nachdem erwartet man, daß diese Zusammenhänge irgendwie in Geltung bleiben. Ich will den Dramadichtern als kritischer Privatmann sagen, wie etwa. Soll der Anteil fortdauern, soll die Stimmung einheitlich weiterbestehen, so müßte jetzt folgendes (grob ausgedrückt) kommen: Das Bewußtsein, daß Charolais sich verkauft hat, bohrt in ihm. Oder es wurmt ihn das Gefühl aus Barmherzigkeit aufgenommen zu sein. Oder die Gattin läßt

es ihn fühlen. Oder der Übergang vom Bettler zum Schoßkind macht ihn gemein. Oder er stürzt den Herzog, der seinem besten General Schmach widerfahren ließ. Oder er führt ein neues Wuchergesetz ein. (Grob ausgedrückt) ... Dies alles wäre noch dasselbe Stück. Es böte zum ausführlich Vorbereiteten irgendwelche Beziehung. Aber der Autor beginnt ein neues. Als wenn ein Reiter vor der Leute Augen Maßnahmen trifft, als wenn er mit Kraft eigenhändig drei Hürden herrichtet — und hierauf nach der andren Seite galoppiert, über eine Hecke springt. Mit verändertem Gleichnis: Das Werk ähnelt einer Statue, an der statt des Kopfes wieder ein kleinerer menschlicher Körper beginnt.

Und alles, weil zufällig ein alter Stoff da war ... für einen, der seiner nicht bedurft hätte. Daraus ergeben sich nun Unmöglichkeiten folgender Art. In dem alten Stoff geht die Frau mit dem Verführer stracks in ein schmutziges Wirtshaus; schön, sie ist von vornherein als lüstern herzlose Dirne gemalt. Es wird glaublich. Überdies glaublich in einer Zeit, da man (die Shakespearebiographen erwähnen das beim Schildern des Elisabethanischen Hofs) ohne Gabeln mit den Händen aß ... Beer-Hofmann aber zeichnet eine heutige Person mit verfeinerter Seele — und von ihr wird es denkbar unglaublich ... nicht daß sie fällt, doch daß sie auf Anhieb den Weg in ein stinkendes Bordell macht und sich ins Bett legt. (Aber der Autor brauchte die Szene im Gasthaus: als welche in dem Vorbild Packendes bietet. O Bearbeitungen, Bearbeitungen!)

4.



an könnte von Egoismus reden, wenn so vieles nicht in Beer-Hofmann steckte, was von zeitloser Herrlichkeit ist. Selbst der dramatische Gipfel bleibt Konvention, fast Nieritz-Konvention: indem man immer sehr gerührt ist, wenn es einem schlecht ging — und die plötzliche Hilfe kommt. Hier ging es einem nicht nur schlecht, sondern hundeschlecht, erzschlecht ... und die Hilfe ist nicht nur eine Hilfe, sondern ein Strahlenglück. Der Leser weiß Bescheid.

Beer-Hofmann erreicht aber seine Wirkungen nicht durch dies oft Bewährte, das er manchmal liebt, sondern durch das, was er die Menschen im bewährten Fall äußern läßt. Er ist kein Epigone, sondern ein zeitlos mächtiger Poet. Reichtum, Schönheit, Wärme! In ihm wohnt die Kraft, das Menschlichste tönen zu lassen. Beer-Hofmann hat was in seiner Sprechweise (es kommt von der schwingenden Beseeltheit dieses freien und innigen Herzens — er hat was, daß einem bei den Reden seiner Schauspielgestalten die Tränen emporsteigen. Mag der Graf von Charolais, der in die Einsamkeit geht, die zur letzten Trauer hinreißenden Worte sagen:

> Du Wirt, sperr auf das Tor mir — geh voraus!
> Du Blinder, leucht mir noch hinab den Weg —

mag der rote Itzig (in der pleonastischen Judenszene) die Leichenfeier seines „Vaters" schildern. Herrlich, so eine Gestalt wie dieser junge Philipp, der Verführer. Ein ganzer Mensch, mit seinen inneren Gängen, mit Seelengewinden. Ein Falter-

mensch, der Spuren hinterlassen will. Der den Reiz des entfliehenden Daseins, der Vergänglichkeit in jedem Augenblicke fühlt. Der sein Wesen verdoppelt durch das Bewußtsein seines Wesens, — und mit beidem Wirkungen übt auf andere, die ihm den Genuß eines Hasses, einer Liebe geben sollen .... Dagegen sagt der Held nichts durch sein Wesen, höchstens durch sein Schicksal. (O Bewunderungen, Bearbeitungen!)

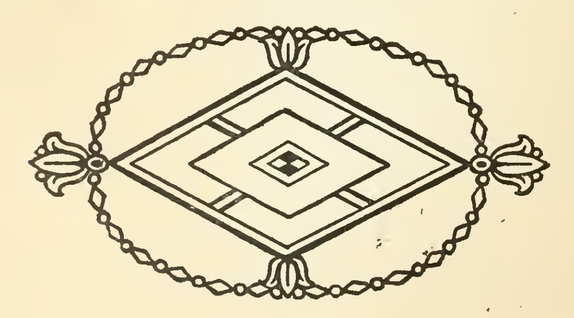
... Das Drama sei, wie es wolle, es ist doch so schön. Schwer von Menschenweisheit. Umleuchtet vom Ewigkeitszug. Wie tief klingt das nach, wenn der Vater schaüdert, dies Kind den Fingern eines Mannes zu lassen, vor ihrem Entgleiten in die Geschlechtlichkeit zittert, die Grausamkeit in der Natur erkennt. Herrlichstes steht in diesem zweiten Akt. Unvergängliche Herrlichkeiten für immer dem Bestande großer Dichtung übergeben. Ich kann den ganzen Akt nicht abschreiben. Seit Gerhart Hauptmanns Landung hat in Deutschland Keiner solche Worte gesprochen. Keiner hat mich so erschüttert. Es leuchtet aus Beer-Hofmann die edle, wilde, ernste Schönheit großen Reichtums. Etwas steigt empor in uns, wenn er anhebt. Alles Beste dieses Werks ist so tief erfüllt — und wird so hoch getragen; man spürt die Nähe des Unbeschreiblichen; daß man nicht sagen kann, worin es liegt; daß man nur sagen kann: ich bin erschüttert. Hier wirkt eine verborgene Macht, wie sie von der Musik ausgeht. Ave, ave, ave, poeta!

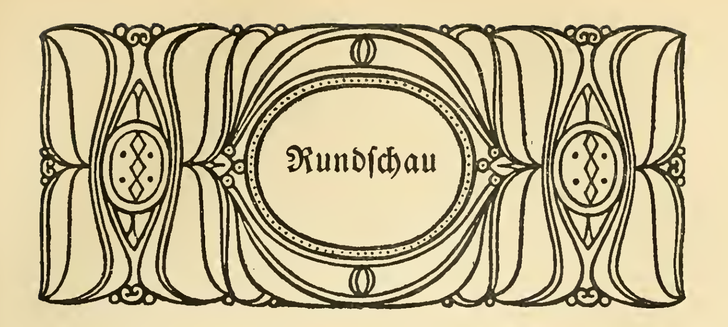
5.

Unter den Österreichern, die heute die Dichtnng ihres Landes machen, steht Beer-Hofmann gesondert da. Ist er frei von snobistischer Kultur, die sich bei Hofmannsthal im strenger Eklektischen äußert, bei Schnitzler im Lebemannsgestus, bei Altenberg noch in der humorhaften Witterung für Luxusartikel? Auch Beer-Hofmann ist oft ein Anordner. Doch aus ihm quillt der Strom, — der Lebensstrom, das Wunder, das spielerische Dinge begräbt in warmer großer Flut.

Bearbeitungen von der Art des Grafen von Charolais bringen uns im Drama nicht vorwärts. Aber Dichter von der großen Art dieses Richard Beer-Hofmann.

Ave! — Ave! — Ave!





Sinfonia domestica

Eine Hofmusik

Von drei domestiken Symphonien möchte ich sprechen, von denen die erste freilich keine eigentliche Symphonie, sondern mehr eine Oper ist, aber dafür so domestik ausfiel, wie bisher keine andere. Leoncavallos Roland ist eine Hausoper des preußischen Hofes, die mit einem unerhörten Glanz in Szene gesetzt wurde. In alten Zeiten liebten die Fürsten eine Oper zum Vorwand eines anmutigen Maskenfestes zu nehmen, in dem sie selbst mit Reimen und Gesang, mit Dekorationen und Kostümen verherrlicht wurden und das Publikum, falls sie nicht ihre eignen Künstler und Zuschauer waren, in diese Apotheose freudig einstimmte. Das war einfach und klar. Die modernen komplizierten und weiten Verhältnisse haben diese Kunstgattung zu einer Monstrosität gemacht, und das berliner Beispiel bleibt das monströseste von allen. Ein Stoff wird bearbeitet, in dem die Huldigung der Stadt Berlin an den Hohenzollern die Handlung ist. Der Text wird hin und her übersetzt, sodaß eine grausame Verunstaltung der deutschen Sprache übrig bleibt, in der die schwächsten Silben mit größtem Aplomb betont werden und die gleichgültigsten Worte den feierlichsten Akzent haben. Kein Deutscher, nicht Kienzl oder Reznicek oder Zöllner, komponiert die Oper, sondern der unbedeutendste aller Italiener, Leoncavallo, und zwar auf seine „Medici" hin, die die größte Blamage aller historischen Opern waren. Er komponiert sie schlecht, ohne Einfälle, mit verrenkten Reminiscenzen, in schablonenhafter Instrumentierung, roh und trocken, hergebracht, unpersönlich — und nur eine einzige Stelle spricht zum Musiker, aber unglücklicherweise gerade dort, wo der Text im gewaltsamen Tod des Helden einen kompromittierenden dramatischen Fehler hat. Es ist eine Aha-Oper. Das Publikum aber rauscht vor Beifall und Entzücken, es bejubelt seine eigne Demütigung, es glaubt unter der Suggestion der Inszenierung an diese private Hof- und Hausoper und verdirbt sich den Geschmack für die Dinge, die zu tun sind. Die Lawine rollt, und selbst wenn der Kaiser seine Meinung auf den Rat aller guten Musiker hin ändern würde, er könnte sie nicht mehr halten. Aber er ändert sie nicht, und so bleibt dieser 13. Dezember als ein Abend der bittersten Verlegenheit deutscher Kunst in der Erinnerung.

Eine Hausmusik

Eine zweite Hausmusik ist nun ganz entgegengesetzter Art. Während man bei Hofe die rohen Italiener und seichten Franzosen noch bevorzugt, beginnt durch den Salon, wie wir es uns immer wünschten, die rein musikalische Musik, die für die Wenigen geschrieben ist und gedacht ist, ihren beschaulichen Weg zu gehen. Die berliner Gesellschaft wird sich reif erweisen, nicht bloß den schönen Resten

der Renaissance und den guten Erkenntnissen des Impressionismus Heimstätten zu öffnen, sondern auch dem schwerer ringenden Willen ernster deutscher Musiker nachsichtig die Hand zu bieten. Max Reger ist eine Bachnatur, eine Luthernatur, fest und sicher wie ein Bauer und innerhalb der Gesundheit sensitiv, neuerungssüchtig, vergraben und verträumt, wie man es von einem so leibhaftigen Menschen gar nicht denkt. Wenn das zusammentrifft, Bauernknorrigkeit und Seelenfeinheit, gibt es einen außerordentlichen Klang. Er ist in München viel genannt. Seine Lieder werden schon mehr gesungen, Berlin erobert er in diesem Winter. Ich glaube zu beobachten, wie durch einen Salon, der sich seiner musikalischen Pflichten herzlich bewußt ist, die Gesellschaft mit einer planmäßigen Verbindlichkeit für diesen Mann interessiert wurde, worauf, in das rechte Fahrwasser geleitet, der Strom ganz von selber fruchtbar und breit werden wird. Das ist etwas sehr Respektables und Vorbildliches. Ein König tut leicht nur ein Übriges für die Kunst, die seinen feierlichen Neigungen schnelle Befriedigung bringt, und hört mit Behagen das laute selbstverständliche Echo in den Hofkreisen. Eine Salonkönigin hat es schwerer; selbst nur ein Mensch, eröffnet sie, dem dunklen Gefühl folgend, gerade der entlegensten, schwerst zugänglichen, borstigen und widerwilligen Kunst den Weg, dessen Lauf und Ende ihre Verantwortung zu bleiben scheint. Ihr Lohn ist darum der größere. Man fühlt sich in einem gewählten Kreise von Gesinnungsgenossen, die ihrer Ehrlichkeit nichts zu rauben brauchen, weil sie nicht vollenden, sondern anbahnen. Man urteilt, spricht, bedenkt, wählt und beobachtet mit einem seltenen positiven Behagen, wie auf dem wohlgepflegten Boden des Hauses die reinste aller Hausmusiken blüht und aus Büchern und Wünschen zu Wirklichkeit und Farbe wird.

Regers Linie ist Bach-Beethoven, Schumann-Brahms, also eine sehr schöne unwagnersche Opernlosigkeit, absolute musikalische Musik, eine wundervolle Vereinigung von meisterlicher Stimmherrschaft, freiester Tonphantasie, ernster Ausdruckehrlichkeit und höchst gebildetem Stilgefühl. Er ist gotisch in seiner phantasievollen Kontrapunktik. Weil er nie den Faden verliert, kann er alles wagen, und weil er alles wagt, kann er die formalen Künste nie beschämen. Seine Violinsonate ist das schwebendste, was es heut in Musik geben kann, nicht französisches Klangschweben eines Debussy, sondern Harmonien- und Stimmschweben, als ob die musikalische Phantasie die Zügel hängen ließe, weil sie weiß, daß sie doch nicht stürzen wird. Es ist so frei, daß es kaum zugänglich ist: zuerst gewahrt man nur gewisse, mählich lichte Abgründe, in denen seufzende Erlebnisse sich ballen und versteinern, dann werden auch aufregende Passagen heller, in denen Klavier und Violine, jedes wie für sich, Stürme austoben, dann kommt süße Trunkenheit ins Hirn, und man gewöhnt sich zu wallen und zu wogen, bis jede Phrase ein deutliches Wort der Seelensprache wird, das man vorher nicht gehört, nicht geahnt hat. Zur Erziehung dieser Flüssigkeit des musikalischen Empfindens empfiehlt sich das „Tagebuch", das er für Klavier allein schrieb: kleine Stücke von oft steilen und harten, oft auch weicheren und gefälligeren Formen, die nichts als seelische Bedürfnisse in musikalischer Sprache ausdrücken, aufsprühen, drohen, tanzen, sich vergraben (das Vergraben ist genial), wie es ihnen die Not befiehlt. Überall findet man seltsame erotische Sündlichkeiten, wie bei Chopin. Die „Serenade" ist ein heiteres Intermezzo im Stil des galanten Jahrhunderts: Spaziergänge für niedliche Themen, mit einem Mittelsatz in Variationen, für das entzückende Trio von Flöte, Violine und Bratsche. Die zweiklavierigen Variationen über ein Beethoventhema haben den größten Wurf: ein ungebändigtes, in Riesenproportionen sich auswachsendes, rhythmisch naturgewaltiges Steigen von Tönen und Harmonien, das mit einem kleinen feinen Dialog der Thementeile zwischen den zwei Klavieren beginnt und mit einer weltumfassenden Fuge schließt. Die Lieder sind am bekanntesten. Sie sind groß, weil die Singstimme in ihnen eine ungebrochene, ungewohnte Linie reinsten Ausdrucks gehobenster Sprache verfolgt, neckisch in Koloraturen, titanisch in langgezogenen Anrufen, und das Klavier dazu eine Malerei gibt, die voll von vielen eignen Lichtern und Schatten und Gegenständen ist, wie alte

deutsche Passionsstiche. Die „Schlichten Weisen" sind unter ihnen die populärsten, weil sie nur das Beste geben, was man bisher so vom deutschen Liede gewohnt war zu verlangen. Ich sehe, daß ich sehr emphatisch spreche — aber ich liebe diese Art reiner, absichtsloser deutscher Musik, die die Zukunftskeime hat, und ich will Recht behalten, daß Brahms nicht der Letzte seines Stammes war, sondern vielleicht der Erste.

Die Ehe und die Phantasie.

Ich glaube, es wird Richard Strauß nicht ganz behagen, daß ich seine veritable Sinfonia domestica diesen schlechten und guten Hausmusiken anreihe. Aber er darf sich für sich selbst setzen, unsereiner kann es nicht, wir leben von der Anreihung und sind darauf angewiesen, unseres Geistes Blöße über den verschiedensten Launen dieser Welt leuchten zu lassen. Unsere besten Berufsgenossen sagen uns, daß die Kritik auch ein Kunstwerk sei, aber welches Kunstwerk ist sie! Sie ist ein Berufskunstwerk, kein Helfe-Kunstwerk. Der Dichter erlebt furchtbare Familientragödien, Frau und Kind sterben, er weint, dann trocknet er, dann horcht er, dann dichtet er — und ist sein Schicksal los. Der Künstler befreit sich durch das Kunstwerk vom Leben und von der Umgebung; indem er sie gestaltet, ist er sie los. Was werden wir los? Unsere Gedanken. Das ist wenig genug. Es ist unser Neid, den Künstler zu sehen, der aus seinem Los sein Gedicht macht. Der Dichter direkter, der Musiker indirekter, so indirekt, daß es indiskret wird, die Untergründe aufzudecken. In Beethovens C-Moll liegt so viel Beethoven, als er darüber geschwiegen hat. Die Neugierigen und Spötter möchten wissen, ob in Strauß' Sinfonia sein Eheleben liegt. Noch nie hat er sein Programm so verschwiegen. Er gibt nur einige Direktiven der Themen und Tempi und schreibt in der Partitur nur einmal, als die Trompeten das Mannesthema und die Posaunen und Hörner das Weibesthema anklingen lassen, daß die Tanten das Kind „ganz wie Papa" und die Onkels „ganz wie Mama" finden. Also ein großartiges Familienerlebnis. Oder vielleicht so: sie zanken sich und das Kind schreit dazwischen, die neugekaufte Amsterdamer Uhr schlägt dazu, er ruft: das ist ja die reine Sinfonia domestica, sie ruft: so schreib doch das Zeug auf, er ruft: gut, mache ich. Wie tief und verständnisvoll! Ihr guten Schafe, wißt ihr, daß man euch nie diese Schriftgelehrtenweisheit geben wird, und daß dennoch, tief im unbewußten Innern, alles was der Künstler erlebt, das Dümmste und das Heiligste, in sein Werk schließlich eingeht, verklärt oder verlacht, verschärft oder vergeistigt, so weit und groß, als die Musik über diesen kleinen Zufällen des Lebens steht? Nun setzt euch und hört zu.

Vor einem Menschenalter schrieb Wagner sein Siegfriedidyll. Es war die Zeit, da er, wie es in einem Briefe an Uhlig heißt, seine ganze Kunst hingegeben hätte „für ein rückhaltslos liebendes Weib" und ihm dann der Sohn die Erfüllung brachte, daß er in ihm zum ersten Male einen „Sinn seines Lebens" erblickte. Es war ein lyrisches Gedicht aus heiterstem Frieden der Objektivität. Das Drama war darin absorbiert. Strauß aber sieht auch in der Symphonie dramatisch, noch dramatisch oder schon wieder dramatisch. Er zeichnet im „Heldenleben" eine Frau mit der Soloviolíne, die halb Cantilene, halb Capriccio ist. Er zeichnet eine Liebesszene, das Kind ist noch nicht geboren und der Held versinkt zum Schluß in ein etwas unfruchtbares Selbstbespiegeln nicht ohne Sentimentalität. Das Kind rettet auch ihn in dieser Sinfonia. Die befriedigte Anschauung des „Siegfriedidylls", die Unbefriedigung des erzählten „Heldenlebens" wird hier zur befriedigten Erzählung, zum runden symphonischen Drama. Das ist so ein Stück moderner innerer Musikentwicklung, die von ihrer Wahrhaftigkeit verliert, sobald man sie wahr machen will. Ihr Leben ist die Unwillkürlichkeit: nicht die Bewußtheit, nicht das Programm. Sie ist besser, heiliger als jedes Programm. „Ist es nicht wunderschön", schrieb mir neulich Strauß, „heut, weil man einem Orchesterstück einen Titel als ein literarisches Programm beigegeben hat, unter die Programmusiker gerechnet zu werden (wissen Sie vielleicht den Unterschied zwischen Programmusik und wirklicher Musik? Ich nicht!) — morgen dafür, wenn es einem einfällt, die dichterische Idee ganz zu verschweigen oder nur

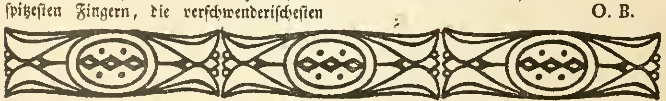
anzudeuten, als reuiger, in den Schoß der allein selig machenden absoluten Musik (wissen Sie vielleicht, was absolute Musik ist? Ich nicht!) zurückkehrender Sohn gefeiert zu werden. Daß man nicht heut Der und morgen ein Anderer sein kann, sondern immer der sein muß, als der man vom lieben Gott erschaffen wurde, ist ein zu tiefsinniger Gedanke, als daß er im Gehirn eines Ästhetikers Platz hatte. Und daß der Regenbogen, wenn er auch in sieben Farben schillert, doch immer nur der eine Regenbogen ist."

Das sinfonische Gedicht ist einsätzig, mit heimlichen Abschnitten. Es stellt, wie eine alte Symphonie, zunächst seine Themen vor: das männliche, das weibliche, das kindliche — früher sagte man: erstes, zweites, drittes. Das männliche setzt sich aus gemütlicheren, sinnenderen, feurigeren Phrasen zusammen, das weibliche gewinnt aus der Umkehrung kapriziöse Formen und hat einen tänzerischen Anhang, das kindliche ist liedartig mit Quartaufstieg. Schreitriller auf dem Quartsextakkord lassen keinen Zweifel übrig. Idyllische Scherzi, kleine Dialoge, ein süßes Schlummerliedchen bringen die ersten Bilder, in denen sich die Themen verweben. Ein langsamerer Satz, halb Träumerei, halb Liebe, schiebt sich zwischen die zweimaligen Siebenglockenschläge ein. Ein Schrei, ein Paukenschlag. Es richtet sich eine gewaltige Doppelfuge zwischen Kind und Mutter ein, die zu wahnsinniger Steigerung führt, bis auf einem 34taktigen Orgelpunkt der Mann diese Verwirrung schlichtet. Die Themen verschlingen sich versöhnlicher und im großen Glanze der Tuttifreude strahlt das Kindesmotiv, das einst in einer zitternden Oboe d'amour angefangen hatte, im hellsten Blechbläserchore. Das ist die ganze Geschichte von Monsieur, Madame und Bébé, die Strauß in seiner freihändigsten, freimütigsten, resolutesten Art zum Gedicht macht.

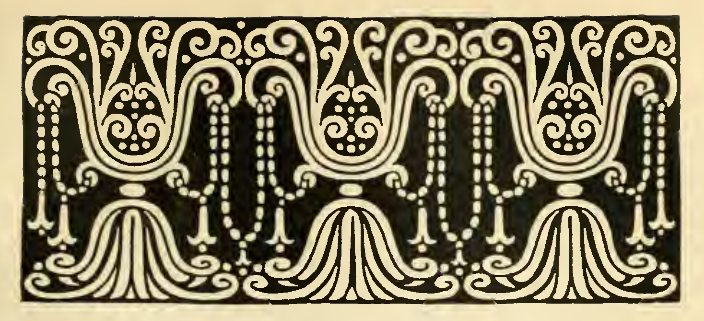
Um das Kunstwerk zu begreifen, das er aus der Polyphonie dieser Motive geschaffen hat, muß man die Partitur lesen. Er ist noch nie so reif gewesen. Er zieht ein raffiniertes Gewebe mit allen Mitteln seines erstaunlichen Orchesters und setzt doch im einzelnen, mit spitzesten Fingern, die verschwenderischesten Farben auf, von Kammermusik-Delikatesse. Er stellt sich zu seiner Musik, als ob er sie geschrieben hätte, noch ehe er sie schrieb. Er hält sie zurück, läßt sie laufen, steigert sie, verdickt sie, akzentuiert sie, überakzentuiert sie, daß die dynamische Kurve auch nicht einen Augenblick nachläßt und wir dem großartigen Schauspiel einer musikalischen Phantasie beizuwohnen glauben, das nach inneren dramatischen Gesetzen, ohne Drama, ohne Wort, ohne gemeines Programm sich abrollt. Seine Orchesterphantasie, die heut einzig dasteht und nur von seiner Chorphantasie noch übertroffen wird, ist hier aller Arbeit ledig geworden und nur noch ein Garten von glücklichen Einfällen. Zur Rücksichtslosigkeit von Berlioz, zur Technik von Liszt kommt etwas Neues: wie modernste Lyrik, ein wurzeltiefes Werden aus sich selbst. Man studiere den nächtlichen Satz zwischen den Glockenschlägen: er fängt mit dem Gesang der Oboe und Flöte auf zartestem Durchbruch der A-Klarinette an, versüßt sich an den Streichern, steigert sich zu schlagenden Rhythmen des schönen Mannesseptimenmotivs, sinkt in farbigsten Solofäden hinab, erhöht sich drangvoll über Dissonanzen zu stolzesten Unisoni und verliert sich im milchigen Lichte des Morgens geteilter, gedämpfter Streicher und wiegender Flöten und Harfen — das ist das größte Orchestergedicht, das die moderne Kunst nach dem Siegfriedidyll kennt. Nur muß man alles, was ich so grob sagen kann, in die diskreteste, gegliedertste, stoffloseste Kunst zurückübersetzen, die nichts ist als Freude an Musik, am Klang, am Einfall, am Gestalten, von Einem, der heut der Herrscher ist, der die Zügel hält und selbst in den Fernen sein Auge sicher hat, hinter dem Leben, über dem Leben:

Kam Sommer, Herbst und Winterzeit,
viel Not und Sorg im Leben,
manch ehelich Glück daneben,
Kindtauf, Geschäfte, Zwist und Streit:
denen's dann noch will gelingen
ein schönes Lied zu singen,
seht, Meister nennt man die.

O. B.



Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin W 35.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.



Eine Sommerfahrt auf der Yacht Hamburg von Alfred Lichtwark

Aus der als Handschrift gedruckten Hamburgischen Liebhaberbibliothek

Die Yacht



n der Landungstreppe vorm Kieler Bahnhof erwarteten uns ein Boot und eine Dampfbarkasse, das Boot für Gepäck, die Barkasse für uns.

Die Barkasse schoß wie ein lebendiges Wesen über die Fläche und warf breite Massen Schaum auf die Seiten. Auf ein kurzes Gewitter, das die Wellen ausgelöscht hatte, war eine unbegreifliche Windstille gefolgt. Wie auf dem ruhigen Spiegel der Alster sahen wir die „Hamburg" in der Ferne vor der Seebadeanstalt liegen, zierlich, fast niedlich. Sollte sie wirklich Platz für mehr als dreißig Menschen enthalten?

Auf der Fahrt wurde die Barkasse besehen. Wir saßen hinten auf bequemen Bänken, die rund um den ausgesparten Raum liefen. Zehn Menschen hatten behaglich Unterkunft. Gegen Sturm, Kielwasser und Regen war durch eine Art Kutschendach gesorgt, das sich leicht hochschlagen ließ. Vor uns hatte der Maschinist seinen Raum, ganz vorn saß der Steuermann, daß er die Bahn ungehindert überblicken konnte.

Auch als wir näher kamen, erschien die „Hamburg" nicht viel größer als aus der Ferne.

Den ersten Begriff von der wirklichen Größe bekamen wir, als uns die Barkasse an Bord folgte. Es ging so rasch, daß man den Eindruck hatte, sie käme uns von selber nachgeklettert. Ehe wir es uns versahen, stand sie wie ein Spielzeug auf dem Verdeck. Wie groß erschien mit einem Schlage alles umher, wie weit die Strecke bis zum Steven. Das Ruderboot folgte ebenso geschwind. Sie fanden Gesellschaft. Ein Kutter zum Segeln und ein größeres Boot hingen in den Davits.

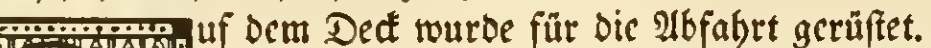
Bei der Flaute blieb das Schiff an der Boje, und wir benutzten die Zeit, uns zurecht zu finden und einzurichten.

Meine Kabine gefiel mir gleich. Es war mehr ein Zimmer. Die Schlafzimmer in Pariser Privatwohnungen größern Stils sind nicht geräumiger. Daß keine Stühle oder andere Möbel, die bei Sturm einen Tanz aufführen konnten, umherstanden, verstärkte die einheitliche Wirkung und gab Ruhe.

Decken und Wände waren weiß lackiert. In den Wandfüllungen helle, freundliche französische Kattune. Der Teppich rot.

Links vom Eingang stand das Bett, in eine Nische eingebaut. Der Raum darunter war als Kommode mit sechs Schiebfächern ausgebildet. Dem Bett gegenüber eine Nische mit bequemem Diwan. An der Wand zwischen Bett und Diwan der Waschtisch, weiß lackiert, wie die Wände, und mit einem Aufsatz von rotem Marmor. An der vierten Wand ein sehr umsichtig eingerichteter Kleiderschrank.

Als ich mich eingerichtet und die Koffer auf dem Boden des Schranks verstaut hatte, fühlte ich mich schon zu Haus.



Auf dem Deck wurde für die Abfahrt gerüstet.

Ich ging nach dem Heck, um einen Überblick zu haben. Bis zum Steven, wo in ihren weißen Anzügen und roten Mützen die Mannschaft beschäftigt war, dehnte sich eine weite Perspektive. Es war ein Schauspiel, den Bewegungen und Gruppierungen der Leute zu folgen, wie sie unhörbare Befehle ausführten und wie das Weiß ihrer Kleidung, je nachdem sie in Sonne oder in Schatten kamen, warm oder kühl stand.

Unwillkürlich stieg der Blick an den Masten und Segeln empor zu den Wimpeln, die in der Windstille flagg hingen. Daß die Länge des Decks und die Höhe der Masten ungefähr gleich waren, ließ sich kaum schätzen. Der Mast erschien bedeutend kürzer als er war. Ein Auge, das nicht gewöhnt war, Verhältnisse auf See zu schätzen, hätte sicher nicht gewagt, eine nur annähernd richtige Ziffer zu nennen. Bis zum Wimpel am Hauptmast steigt die Höhe fast auf das doppelte des Berliner Schlosses, es fehlen dem Mast der Hamburg nur zehn Meter daran. Als ich es erfuhr und mir die gewaltige Höhe der Segelfläche vorstellte, mit der sich dies schlanke Schiff im Sturm gegen die Wasserfläche neigt, schwoll mir das Herz beim Gedanken an den Rausch dieser Bewegung.

Mit Spannung wurde dann eine Orientierungsreise ins Innere angetreten, das auf dem Weg zur Kabine nur flüchtig durcheilt war.

Schon beim Treppenhaus überraschte die sinnige und auf lange Erfahrung deutende Umsicht der Ausbildung. Der Eingang ist durch eine feste Hütte aus schwerem, gegen den stärksten Wellenschlag unempfindlichen Teakholz überdacht und als eine Art Veranda oder Beischlag ausgebildet. Zu beiden Seiten ziehen sich unter der Bedachung, die sich zurückschieben läßt, so daß man bei starkem Wind durch die Wände geschützt ist und doch offenen Himmel über sich hat, bequeme

mit Lederpolstern ausgestattete Bänke hin, die der ganzen Schiffsgesellschaft bei schlechtem Wetter Unterkunft gewähren. Die linke Bank ist erheblich breiter. Es braucht einem nicht erst gesagt zu werden, daß sie sehr bequem zum Liegen ist.

Damit die Füße nicht den fallenden Grund der Treppe als Stützpunkt haben, ist nach den ersten drei Stufen der Länge der Bänke nach eine Rast in den Lauf der Treppe eingefügt. Wo die Treppe anfängt setzen sich die Bänke in Gestalt von Börtern fort, die sehr brauchbar sind. So steht auf der Schmalseite ein in Fächer geteilter Bort mit den Signalflaggen, und für Karten, Bücher, Deckstühle, Ferngläser, Kissen bleibt Platz genug.

Unten mündet die Treppe in einen Vorplatz. Geradeaus geht es durch eine Flügeltür in die Gesellschaftsräume, die mittschiffs um den großen Mast liegen. Zuerst kam der Salon.

Daß der Mast den Schnittpunkt für die Raumteilung hergegeben hat, sieht man nicht auf den ersten Blick, denn er ist ganz eingebaut in die Vertäfelung des Salons, der quer durch die ganze Breite des Schiffes geht. Zwischen Mast und Außenwand öffnet sich auf der einen Seite eine tiefe Nische mit einem Kamin an der Schmalwand und zwei Diwans an den Langwänden. Auf der andern Seite des Mastes führt die Tür in den Speisesaal.

Der Salon ist ungemein behaglich. Man empfindet beim Eintreten, daß er nicht, wie unsere Einrichtungen so oft, eine Übung am Phantom, sondern bis in alle Einzelheiten der Ausdruck ganz bestimmter Bedürfnisse ist.

Er soll bei rauhem Wetter und abends nach Tisch die Gesellschaft behaglich vereinigen. Dazu gehört, daß ein Platz da ist, an dem sich alle — nach der Zahl der Kabinen sieben oder acht — oder die Mehrzahl zu einer gemütlichen Plauderei niederlassen können, und daß daneben einzelne, die allein sein wollen, um zu lesen oder zu schreiben, oder die zu zweien oder dreien eine Unterhaltung führen wollen, vorbereitete Plätze finden. Alle diese Anforderungen hat der Erbauer umsichtig erfüllt.

Die Diwans in der Kaminecke sind gerade soweit von einander entfernt, daß die Füße der Plaudernden, die von den Kissen und Polstern der niedrigen Sitzgelegenheiten mollig aufgenommen werden, nicht miteinander in Konflikt kommen, und daß kleine Tische für Gläser oder Aschbecher noch reichlich Platz haben.

Wer schreiben will, findet einen halb in die Wand gebauten Schreibtisch, der mit allem Material ausgestattet ist, oder er kann sich an einen der beiden größeren Tische setzen, die sich an die Wand halten, damit sie keinen Durchgang sperren. Wer allein seine Zeitung lesen will, kann sich in einem der tiefen, überaus bequemen Lehnstühle niederlassen, die in gutem Licht an den Tischen allein stehen. Vorübergehende stören ihn nicht und er sperrt keinen Durchgang. Diese Lehnstühle sehen aus wie andere, lassen sich jedoch nicht vom Platz bewegen, sondern nur drehen. Ein Ruck, und man hat Anschluß an einen Nachbar jenseit des Tisches. Links vom Eingang an der Außenwand steht noch ein breiter Diwan. Hier kann sich ausstrecken, wer ruhen will, und mit dem benachbarten Lehnstuhl zusammen

bildet der Diwan Gelaß für eine engere Gruppe. Einige leichte Stühle, die ohne Mühe hin- und herzuschieben sind und nirgend im Wege stehen, dienen dem Bedürfnis raschen Anschlusses.

Daß die großen Lehnstühle befestigt sind, fordert die Bewegung des Schiffes. Aber es ist eine Vorrichtung, die innerhalb gewisser Grenzen auch für die Einrichtung des Wohnhauses vorbildlich ist. Die Möbel müßten auch im Zimmer so aufgestellt werden, daß bei der Benutzung niemand das Bedürfnis hat, einen Stuhl zu rücken.

Damit ist nun der Inhalt des Salons noch nicht erschöpft, zwei niedrige Tische, Lehnstuhltische, bilden Anlehnungspunkte für die Stühle. Zwei Schränke mit Glastüren im oberen Aufsatz stehen für Bücher bereit, deren Anwesenheit einen solchen Raum erst wohnlich macht. Die Schränke mit den Glastüren schmiegen sich in die Ecken, wo, wenn das Schiff schwankt, niemand etwas zu suchen hat.

Für die Beleuchtung sorgen Wandarme und Lampen, die mit der bekannten Hängevorrichtung den Schiffsbewegungen sich anpassen.

Man fühlt überall: der das eingerichtet hat, ist von der Frage nach dem Bedürfnis erzogener Menschen ausgegangen, die einander zu geben bereit sind, was sie Bestes in sich haben, die aber an den einzelnen und an die Gesellschaft keine lästigen Ansprüche stellen. Jeder ist frei und allein, wann er will. Aber er wird es nicht wollen, wenn die andern seiner bedürfen.

Auf Menschen von Geschmack weist auch die farbige Ausstattung des Raumes. Wände und Decke sind weiß lackiert. Die Wandfüllungen sind mit gestreifter grüner Seide bespannt, ein sattgrüner einfarbiger Teppich deckt den Boden. Der Bezug der Lehnstühle, Diwans und Kissen weist denselben Seidenstoff auf wie die Wandfüllungen. Der Schreibtisch, die größern Tische und die Glasschränke bringen als Abwechslung den freundlichen Ton des Mahagoni hinein. Ihre Formen sind englisch (Chippendale), die der architektonischen Ausgestaltung des Raumes französisch (Louis XVI.).

Nirgends eine Spur von Pomp oder Prunk. Nirgend ein Ornament oder ein Ausstattungsstück mit symbolischem oder beziehungsreichem Schmuck. Es soll nirgend und für nichts Stimmung gemacht werden, eine Neigung, die wir bei einer solchen Aufgabe wohl kaum zu unterdrücken vermöchten. Was würden wir wohl in den Wandfüllungen aufgeboten haben, was in dem Feld über dem Kamin?

Aber gerade, weil nichts gewollt ist, kommt alles von selber. Von welchem Platz aus man den Raum überschaut, stets fühlt man den Organismus der Anordnung, und überall gibt es deshalb ausdrucksvolle Perspektiven.

Auch im Speisezimmer spricht sich derselbe Geist aus.

Nach dem üblichen Schema müßte es die Türen in der Mitte der Wand haben, und der Speisetisch würde in der Mitte des Raumes stehen. Hier sind die Türen an die Seite, und der Tisch ist aus dem Wege gerückt. Von Tür zu Tür bleibt an der Kaminwand der Durchgang frei, und den Tafelnden erscheint der Raum malerischer und größer.

Der Tisch bietet bequem für acht bis zehn Gedecke Platz. An der Außenwand, dem Kamin gegenüber, steht ein Diwan für drei Personen, die übrigen fünf haben Stühle, bequeme, leichte Lehnstühle. Zu dem satten Eichenholz der Wandtäfelung, die bis zur Decke reicht, steht das grüne Saffianleder der Stuhl- und Diwanbezüge sehr gut.

Daß die Tischplatte in Gewichten geht, bewährt sich ausgezeichnet. Es bedarf keiner Vorrichtungen, das Geschirr und die Flaschen festzuhalten. Selbst bei schwerem Wetter bleibt der Tisch immer im Lot. Wir haben gespeist, wenn an der Leeseite das Wasser über das Bollwerk schäumte. Dann hatten die auf der Luvseite den Tischrand unter den Knieen, die an der Leeseite unter der Nase. Wer das von außen sah, dem drehte sich die Welt um. Bis zum letzten Tage haben wir nicht von dem Eindruck loskommen können, daß die Flaschen schräge standen und nicht die Wände. Das kam von dem allein wirkenden Oberlicht, denn die Ochsenaugen der Seitenwand waren unter Wasser. Große Fenster an den Seitenwänden — wären sie möglich — würden durch den Ausblick auf die Außenwelt den Eindruck berichtigt haben.

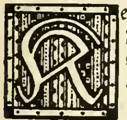
Vom Speisezimmer — mit dem Spiegel über dem Kamin — geht es in die Küche und in den Teil des Schiffes, der dem Kapitän und den Matrosen zur Behausung dient.


ach der andern Seite liegen an einem langen mit Mahagoni getäfelten Korridor die Kabinen, die besser Schlafzimmer hießen und mit allem Luxus ausgestattet sind. Einige haben das Bad im Fußboden, wo es bei Tage verdeckt liegt, andere im Nebenraum. Aber bei aller Freundlichkeit doch nirgend ein auffallender Luxus.

Spät abends erhob sich der Wind. Wir steuerten unserm nächsten Ziel zu, Kopenhagen.

Als wir am andern Morgen früh auf Deck stiegen, kreuzten wir im Sund.

Kopenhagen


eine der nordischen Städte gibt dem Deutschen, besonders dem Hamburger, soviel zu vergleichen und zu denken, wie Kopenhagen. Manche Eigenheiten — Mängel und Vorzüge — unseres Lebens werden uns klar, wenn wir in Kopenhagen die Augen offen halten.

Kopenhagen ist ungefähr halb so groß wie Hamburg mit den wirtschaftlich hinzugehörigen Nachbarstädten. Es kann sich an wirtschaftlicher Macht mit Hamburg nicht messen. Aber während die behäbige Hansastadt für Wissenschaft, in Literatur, Malerei und Skulptur, nicht entfernt den Rang einnimmt, auf den sie nach Maßgabe ihrer materiellen Mittel Anspruch erheben könnte, in der Architektur den Weisungen aller Akademien der Welt gehorcht und in den dekorativen Künsten nur dadurch auffällt, daß sie eine Reihe der führenden Männer an die übrigen deutschen Städte abgegeben hat, ohne den Versuch zu machen, einen davon an sich zu fesseln, strahlt die nicht sehr wohlhabende nordische

Residenz im Lichte einer eigenartigen Kultur, die sich nicht wegdenken läßt, ohne daß Europa eine Lücke spüren würde.

Der Stadtplan von Kopenhagen



Wir lagen auf dem Heck und studierten den Plan von Kopenhagen, und wo sich ein Anlaß gab, ließen wir ihn sinken, spannen einen Gedanken aus, beobachteten die Ufer, in deren Nähe uns die Zickzackbewegung der Kreuzer brachte — die phantastischen Wälder und weißen Klippen von Möen, deren Ton und Stimmung so rasch wechselten, hielten uns immer wieder in Spannung — oder verfolgten die Schiffe, die den Sund passierten. Es war ein behagliches Genießen der schönen Gegenwart, gehoben durch die beglückende Erwartung des Sehens oder Wiedersehens. Nicht alle von uns kannten Kopenhagen.

Mir war die schöne Stadt seit langen Jahren bekannt, und manche freundliche Beziehung zu bedeutenden Menschen hatte mir den Ort lieb gemacht. Es gibt wenige Städte, die ich so gern wiedersehe wie Kopenhagen.

Wir hatten uns vorgenommen, den Stadtplan zu untersuchen, als wüßte keiner von uns von der Stadt. Dies ist der beste Weg, rasch den Organismus zu entdecken. Natürlich läßt sich eine solche Annahme nicht bis zur äußersten Folgerichtigkeit aufrecht erhalten. Aber darauf kommt es bei solchem Spiel schließlich nicht an.

Es fällt beim ersten Blick auf die Karte ins Auge, daß Kopenhagen an der äußersten Peripherie des Inselreiches liegt. Das scheint eigentlich nicht der natürliche Platz für eine Hauptstadt. Die oberste Gewalt muß Neigung haben, den Platz nahe der Mitte zu suchen, namentlich in den unsichern Zeiten der Gründung der modernen Reiche, die aus der Unterjochung und Zusammenfassung vieler Kleinherrschaften zu entstehen pflegen. Von Kopenhagen aus Jütland zu bezwingen und zu beherrschen mußte in gährender Zeit örtlicher Kleinherrschaften unmöglich erscheinen.

In der Tat ist Kopenhagen nicht die älteste Hauptstadt des geeinigten Inselreichs. Mitten auf Seeland, von der als der größten der dänischen Inseln, die Einigung des Gesamtgebietes vor sich gehen mußte, liegt am Ende des tief einschneidenden schmalen Isefjord die ältere Königsstadt des Landes, Roeskilde.

Von Kopenhagen aus hatte einer von uns die einsame Stadt besucht und konnte von ihr erzählen. Der Ausflug bietet mehr als das Vergnügen, an heißem Sommernachmittag die Silhouette grüner Waldhügel von stillen Fjorden aufgefangen zu sehen, reizende, halb städtische Bauernhäuser mit tonigem Strohdach auf dem weißen Gemäuer an unwahrscheinlich schönen Stellen in Waldwinkeln und an geschützten Buchten zu entdecken. Die kleine Stadt erinnert an die Stimmung von Torcello. Dort hatte sich, nördlich von Venedig in den Lagunen gleichzeitig mit dem ältesten Venedig eine Stadt gebildet, die eine zeitlang vielleicht als seine Rivalin gelten durfte. Mit der Entwicklung Venedigs trat sie zurück,

verlor ihre Einwohner an die glückliche Nebenbuhlerin, und jetzt ist nichts mehr übrig von ihr als der großartige Dom mit seinen Kunstwerken und eine schön geschwungene Marmorbrücke, die zwei Inseln verbindet. Mit dem Baumaterial der Häuser und Paläste, die nun bis auf die letzten Spuren verschwunden sind, wurde ein Teil von Venedig aufgebaut.

So steht in Roeskilde, das einst 100 000 Einwohner gehabt haben soll — womit es fast dreimal so groß gewesen wäre als Lübeck zur Zeit seiner höchsten Macht — und jetzt kaum 6000 hat, noch der die Landschaft beherrschende Dom mit seinen zwei Türmen, und von den unzähligen Kirchen, Kapellen und Klöstern des Mittelalters, von den Sitzen der Könige und ihrer Großen und von der mächtigen Befestigung ist nichts geblieben als ein einziger kleiner alter Turm.

Aber für Dänemark ist Roeskilde immer noch heiliger Boden, denn der Dom enthält die Gräber der Mehrzahl der christlichen Könige und Königinnen des Landes von Harald Blauzahn (985) bis zur Königin Louise (1898). Auch Roeskilde ist schon die zweite Hauptstadt des Landes. Die erste, die der heidnischen Könige, Leire, lag nicht weit davon, ebenfalls dem Isefjord nahe, und wurde erst von Harald Blauzahn aufgegeben. Für eine nordische Hauptstadt des eigentlichen Mittelalters ist die Lage von Roeskilde typisch. So hielten sich die ältesten Hauptstädte Schwedens, Sigtuna und Upsala an das äußerste Ende eines Fjords, wo es zur Zeit der Wikingerstreifzüge am sichersten war. Als die Wikinger- und Seeräuberzeiten vorüber waren, wurde die versteckte Lage der Hauptstädte unbequem, und in Schweden wie in Dänemark ging der Herrscher daran, seine Residenz zu verlegen. Universität und Erzbistum — auch in protestantischer Zeit die Spitze der Kirchenmacht — verleihen Upsala bis heute eine Machtstellung neben Stockholm. Roeskilde hat alles verloren bis auf den Dom, und auch der ist nur eine Reliquie. Während die Universität in Upsala ein Stück unvergänglichen Lebens bewahrt, ist Roeskilde eine kleine Landstadt geworden, fast eine Vorstadt Kopenhagens, und mit dem benachbarten Leire ein Wallfahrtsort für den Freund der dänischen Geschichte. Ein Ausflug von Kopenhagen her lohnt sich übrigens allein durch die Anmut der Landschaft. Aber, um alles gebührend zu genießen auf den weiten Spazierwegen, braucht man mehr als einen Tag.

In Roeskilde thronten die Herrscher, die mit der Hansa in Kampf lagen, in Roeskilde haben wir uns den Hof der Königin Margaretha zu denken, die die drei nordischen Reiche unter ein Zepter brachte. Kopenhagen ist erst 1443 Hauptstadt geworden.



Beim Studium eines Stadtplans empfiehlt es sich, zuerst einmal ohne Rücksicht auf die Namen und ohne die Geschichte zu fragen, den heutigen Organismus zu untersuchen. Man wird in vielen Einzelheiten irren, wie sich später beim Rückgriff auf die Geschichte herausstellt. Aber man hat den großen Vorteil, den Körper der Stadt sehr eindringlich betrachtet und zergliedert zu haben und unmittelbar auf die Probleme der Entwicklung zu stoßen.

Bei einer alten Königsstadt hat man zunächst zwei Punkte zu suchen, das Schloß als Sitz des Fürsten und den ältesten Stadtmarkt als Ausgangsort der bürgerlichen Entwicklung.

Das Schloß drängt sich von allen Formen im Stadtplan zuerst auf. Seine gewaltige Masse bedeckt eine ziemlich regelmäßige Insel rechteckiger Grundform. Ein breiter Kanal umgibt sie, sechs Brücken verbinden sie mit dem umliegenden Stadtgebiet. Es ist ohne weiteres zu erkennen, daß von der ursprünglichen Gestalt der Insel nichts mehr übrig ist. Der Grundriß des Schlosses reicht von einem Kanal bis zum andern. Für Festungswerke, die bis ins siebzehnte Jahrhundert unbedingt erforderlich waren, bleibt nirgend Platz. Dem Grundriß des Schlosses fühlt man denn auch auf den ersten Blick an, daß es ein Werk des achtzehnten Jahrhunderts ist.

Die Geschichte weiß, daß hier die Insel lag, auf der im zwölften Jahrhundert Bischof Absalon von Lund in Schweden ein festes Schloß baute, um einen Stützpunkt gegen die Seeräuber zu haben. Wieviel damals von Kopenhagen als Stadt bestand, ist strittig. Aber soviel ist sicher, Bischof Absalon hat mit klugem Blick den Schicksalspunkt erkoren und geschützt, von dem sich der Sund und das Inselreich am sichersten verteidigen und beherrschen ließen, und den Dänen gilt er heute als der Gründer der Stadt. Absalon war Bischof von Roeskilde und später zugleich von Lund, in dem damals dänischen Schoonen. Das erklärt seinen Entschluß, durch ein festes Schloß den Sund zu beherrschen, dessen dänische und schwedische Ufer in seiner Gewalt waren. Politiker, Feldherr und Kirchenfürst zugleich, gehört Absalon zu den ganz großen Erscheinungen des Nordens im spätern Mittelalter. Sein Mut, seine Abenteuer, seine stete Bereitheit, haben ihn bis heute volkstümlich erhalten. Er hat sein Reiterdenkmal als Krieger auf dem Höjbroplatz mit dem Blick auf die Schloßinsel, und an der Hauptfassade des neuen Rathauses erhebt sich seine Gestalt in vergoldeten Bischofsgewändern.

Für die Beherrschung des Sundes konnte ein günstigerer Platz nicht gewählt werden. Hier ist dem vorspringenden Lande die Insel Amager vorgelagert, ein Schutz gegen Südwinde, die einzigen, die über weiter Seefläche auf den Hafen stoßen. Späterhin bildete die Insel den Stützpunkt für die Befestigung der Stadt.

Absalons Eiland war wesentlich kleiner als die heutige Schloßinsel. Es lag auch nicht eingefügt in die Stadt, sondern nach allen Seiten frei. Man sieht es heute noch den Straßenzügen neben der Schloßinsel an, daß sie in ihrer Regelmäßigkeit jungen Ursprungs sein müssen. In der Tat ist ihr Boden durch Zuschüttung des Meeres gewonnen. Noch im siebzehnten Jahrhundert stand das Schloß auf der Insel wie im Meer verankert da.

Der zweite Ausgangspunkt, der Markt, muß im Gewirre des Straßennetzes gesucht werden. In den deutschen und nordischen Städten kann man sich dabei auf die Namen stützen, denn sie pflegen fast ohne Ausnahme alt zu sein, meist sogar die ersten, die gegeben wurden, im Gegensatz zu den Gewohnheiten der romanischen Völker, die ohne Bedenken die urältesten Straßen- und Platznamen

aufgeben, um einen — oft genug nur vorübergehend — volkstümlichen Mann zu ehren.

Den ältesten Markt wird man in der Nähe des Schlosses suchen. In der Tat liegt vor der wichtigsten Verbindungsbrücke zwischen Schloßinsel und Stadt ein weiter Platz, groß genug für den alten Markt. Sollte er es sein? Die heutige Form stimmt nicht recht. Er ist an der Seite nach dem Schloß offen, und nach der Stadtseite fließt er mit einer schlauchförmig ausgeweiteten, sicher in dieser Form uralten Straße zusammen. Solche Formlosigkeit paßt nicht für einen alten Stadtmarkt, dessen Wände saalartig geschlossen wurden. Auch der Name stimmt verdächtig: Höjbroplatz. Ein alter Stadtmarkt kann nicht Platz heißen. Platz ist der Name für eine unbebaute Stelle in den modernen Stadterweiterungen, der „Platz" hat keine Funktion als die Unterbrechung des Straßennetzes. Er dient nicht, wie der Markt, er ist nicht notwendig, wie der Markt.

Wer die Geschichte des Stadtplans von Kopenhagen kennt, kann die Auskunft geben, daß der Höjbroplatz ursprünglich weder Markt noch Platz war, sondern ein Häuserquadrat. Wie der Name vermuten ließ, ist der Höjbroplatz ein junges Gebilde.

Auf dem Gebiet der alten Stadt gibt es nun noch drei Plätze, die den Namen Markt führen. Ganz im Norden liegt der Königsneumarkt. Schon dem Namen nach muß er ausscheiden. Man sieht ihm übrigens schon auf dem Plan an, daß er nicht der alte Stadtmarkt am Rathaus sein kann. Er ist in den Abmessungen viel zu groß. In der Mitte der Stadt liegt der Amagermarkt. Der ist zweifellos alt. Aber Hauptmarkt kann er nicht gewesen sein, denn er ist nur eine schlauchartig erweiterte Straße und macht vielmehr den Eindruck, als sei er ursprünglich gar nicht Markt gewesen, sondern die Straße an der Innenseite des Tores, die breit angelegt wurde, um den Lastwagen Platz zu schaffen. In allen deutschen Städten läßt sich diese Straßenerweiterung vor den Landtoren beobachten. Vor den Wassertoren fehlte sie in der Regel.

Auch der letzte Markt, weiter südlich, hat auf den ersten Blick etwas Verdächtiges. Er ist übergroß und eine Straße führt quer hinüber, was sich für einen alten Markt nicht paßt. Hier geben jedoch die Namen einen Anhalt, denn die Hälften, in den die Straße den heutigen Markt zerteilt, haben eigene Bezeichnungen. Der westliche Teil heißt Altmarkt, der östliche Neumarkt. Eine Befragung alter Überlieferung ergibt, daß der Neumarkt durch Niederlegung des alten Rathauses und des angrenzenden Häuserblockes entstanden ist, und daß die Straße, die nach Süden führt, sehr jung ist. Als die Vorstädte noch nicht bestanden, wäre sie überflüssig gewesen. Nun versteht man auch, wie eine Straße scheinbar quer über einen Platz führen kann.

Also der alte Stadtmarkt ist der westliche Abschnitt des von einer Straße durchquerten großen Platzes, der heute noch keinen Gesamtnamen hat.

Von hier aus ist es nun leicht, die Linie der ältern Befestigung im Stadtplan zu verfolgen, und zu beobachten, wie die Stadt gewachsen ist. Das neue, noch

nicht ganz vollendete Rathaus mit dem mächtigen Rathausplatz (nicht Rathausmarkt) davor, liegt noch ziemlich nahe dem alten in der niedergelegten Befestigung des siebzehnten Jahrhunderts. Als Parks und botanischer Garten ziehen sich die übrigen deutlich als ehemalige Wälle erkennbaren Reste rund um die Stadt bis zur im Norden abschließenden großen Zitadelle, die heute einen Pfahl im Fleisch der Stadt bildet.

Der Raum innerhalb dieser Befestigung des siebzehnten Jahrhunderts zerfällt in zwei fast gleich große Teile, die alte Stadt, wie sie ohne Einheit des Plans gewachsen ist, so daß man die einzelnen „Jahresringe" aus dem Gewirre krummer Straßenzüge noch heute ohne Mühe lösen kann, und eine große Anlage mit lauter geraden, sich rechtwinklig überschneidenden Straßen, in deren scharfkantigem Gefüge nur eine einzige — und sehr kurze — schräge Straßenlinie vorkommt und nirgend die geringste Andeutung einer Biegung. Selbst ein scheinbar runder Platz löst sich in ein Achteck auf, wenn man näher zusieht.

So hat man in den nordischen Ländern vor dem achtzehnten Jahrhundert keine Stadtanlagen entworfen. Alles ist auf dem Reißbrett entstanden oder doch, soweit es alter Straßenzug war, in gerade Fluchtlinien gerückt. Die Namen der großen Straßenzüge verraten ebenfalls die Stimmung des achtzehnten Jahrhunderts: Adelsstraße, Bürgerstraße, Königsstraße und daneben Kronprinzenstraße. Solche Namen hätte das siebzehnte Jahrhundert noch nicht zu erdenken vermocht.

Dies Stadtgebiet würde noch viel uninteressanter aussehen, wenn nicht an zwei Stellen die Regelmäßigkeit der Anlage unterbrochen wäre.

Die eine ist ein großes nicht ganz regelmäßiges Viereck, der Park des Schlosses Rosenborg, das andere die große Platzanlage der Amalienburg.

Rosenborg war der alte Sommersitz der Könige. Als er angelegt wurde, lag er außerhalb der alten Befestigungen, und die Zeiten waren so unsicher, daß das Schloß durch Wall und Graben vom Garten getrennt und durch einen Kranz von Kanonen auf den Wällen geschützt werden mußte. Die Zeit, wo das Vorbild der Tuilerien zu wirken begonnen hatte, war noch nicht gekommen, und so ist Rosenborg, gleich nach 1600 erbaut, noch nicht auf das Stadtschloß ausgerichtet. Es liegt ohne organischen Zusammenhang mit der Stadtanlage oder der Schloßanlage und bildet heute noch eine Enklave in der Stadt, obwohl der Park, der in den Besitz des Publikums übergegangen ist, nur durch ein hohes Gitter umhegt wird. Das Schloß ist Museum geworden.

Was die Amalienburg ursprünglich war, verrät ein Studium des Planes. Es sind vier Paläste, die den achteckigen Platz einschließen, und da in den benachbarten Straßen auf dem Plan verschiedene Adelspaläste eingezeichnet sind, so ist es kein Fehlschluß, wenn man annimmt, daß auch diese vier Paläste von Adelsfamilien errichtet wurden. Freilich gingen sie in den Besitz des Staates über, und seit dem ersten Schloßbrand am Ende des achtzehnten Jahrhunderts werden sie von der Königsfamilie bewohnt. Im achtzehnten Jahrhundert bildeten sie das Zentrum des Adelsquartiers. Platzanlagen von ähnlicher Schönheit sind sehr selten in Europa.

In der Mitte erhebt sich das Reiterstandbild eines Königs, nach dem Vorbild der Statue Ludwigs XIV. in Paris in die Perspektive der den Platz durchschneidenden großen Straßengänge gestellt. Denn dieser Platz, der nicht mehr die Funktionen des Marktes als zugfreier Versammlungsort der Bürger oder als Raum für das Marktgetriebe ausübt, hat die Straßenzüge in der Mitte der Wände und Ecken geschlossen. Beim Markt liegt es umgekehrt. Er hat undurchbrochene Wände und Straßenmündungen in den Ecken. Man sieht schon den Grundrissen an, daß die Paläste im französischen Sinne erbaut sind, genau wie mehr als ein Jahrhundert vorher Rosenborg im Stil der holländisch-deutschen Renaissance. Auch in Kopenhagen wiederholt sich die Regel, die für ganz Nordeuropa gilt, daß die Fürsten und der Adel als Träger der Kultur ihre Anregungen immer aus den Ländern holten, die gerade auf ihrem politischen und künstlerischen Höhepunkt angelangt waren. Bürgerliche Kultur ist immer Ortskultur.

Das neue Kopenhagen hat sich riesenhaft ausgedehnt. Dabei ist manches zerstört worden. Am meisten zu beklagen ist wohl die Vernichtung der Langen Linie, jenes reizvollen Spaziergangs am Ufer der See.

Außerhalb der letzten Befestigung liegen, dem Zug der Wälle folgend, drei große künstlich gegrabene Bassins, Filtrieranlagen der Wasserwerke nicht unähnlich der Binnenalster in Hamburg. Sie bilden eine schwer zu überwindende Abschnürung der innern Stadt.

Spaziergänge

Die „Hamburg“ ging neben dem Yachthafen vor Anker. Am Ufer erhob sich ein zierliches Gebäude mit kuppelgekrönten Pavillons und großen Fenstern vor der dichten Laubwand. Das war der Königliche Yachtklub.

Unsere flinke Barkasse trug uns an die Landungsbrücke der nebenangelegenen Quarantänestation. Ohne große Schwierigkeit wurden die vorgeschriebenen Formalitäten von den höflichen Beamten erledigt, und wir konnten uns in den Yachtklub begeben, wo wir Briefe zu finden hofften.

Während wir auf der Quarantänestation warten mußten, hatten wir das Gebäude schon genau angesehen und hatten vom Beamten, der sich zu uns gefunden, den Namen des Architekten, Koch, erfahren.

Es ist ein höchst bezeichnendes Werk unseres Zeitalters.

Wenn man im achtzehnten Jahrhundert einen solchen Pavillon zu bauen gehabt hätte, so würde man ihn koloristisch angelegt haben über einem Grundriß, der dem Zweck entsprochen hätte. Vielleicht wäre man auf die Idee gekommen, ein Schiff in die Wetterfahne zu setzen. Auf Dächern oder Wänden irgend welche Symbole anzubringen, die auf die Bestimmung des Pavillons hindeuteten, hätte kaum den Gewohnheiten entsprochen. Man behielt sich dergleichen für das Fürstenschloß, für Kirche und Rathaus, vielleicht für ein Zeughaus wie das in Berlin vor, immer für Ausnahmefälle und für monumentale Massen.

Der Königliche Yachtklub in Kopenhagen ist nun ein Bilderbuch, aus dem man ablesen kann: Meer, Segeln, Gefahr, Fortsetzung des Vikingertums.

Zwei runde Pavillons mit gekröntem Kuppeldach, dazwischen ein verbindender Mittelbau. Die Pavillons sind fast, aber nicht ganz gleich groß — was dem natürlichen Gefühl nicht recht eingeht; so baut ein Neugotiker. Das achtzehnte Jahrhundert hätte dies nicht verstanden. Auf dem Dachfirst rekeln zu beiden Seiten zwei Walrosse aus Zink, die Knöpfe dazwischen lösen sich aus der Nähe gesehen in Seehundsköpfe auf, die wie aus einer Wasserfläche herauslugen. Ein Fries um die Dächer der Pavillons besteht aus Fischen, wie man sie aus Schieferstücken mit Schuppen und Flossen zusammensetzen kann. Die Füllungen aller Wände sind mit Szenen aus Vikingersagen bedeckt, die wir nicht zu enträtseln vermochten, in derber Kraft und mit starker Stilisierung geschnitzt. Überhaupt, wo es nur möglich ist, einen Schmuck anzubringen, hat man es getan. Doch das Ganze wirkt eigentlich nicht unruhig. In der Symbolik, die überall verschwenderisch ausgeschüttet worden, hat es etwas von dem, was man in Frankreich als besonders deutsch empfindet, statt des bloßen Vergnügens an der Erscheinung (woran noch das achtzehnte Jahrhundert genug hatte) der Drang nach bedeutungsreichem Schmuck.

Dem Hamburger fällt als Gegensatz zu diesem modernen Gebilde, das dem Gefühl unserer Jugend entspricht, das alte Baumhaus in Hamburg ein, das einem ähnlichen Zweck diente. Es war ein herrliches Stück zweckmäßiger Architektur ohne Ornament, ganz ohne die über den Pavillon des Kopenhagener Yachtklubs ausgeschüttete Symbolik und doch ein völlig abgeschlossener Ausdruck seines Zwecks.

Daß es verschwinden mußte bei der Umgestaltung des Hafens ist ein großes Unglück für uns. Die Abbildungen können es nicht ersetzen, wenn wir auch eine (jetzt im Besitz der Kunsthalle) von großer Treue und Schönheit besitzen in dem Gemälde von Valentin Ruths, aus dem Jahre 1850.

Ein Erdgeschoß auf kräftigem zum Teil freistehenden Pfahlrost, ein erster Stock, beide mit schönen hohen und breiten Fenstern, darüber das Dach. Aber die First bis tief herab weggeschnitten, und auf der so gewonnenen Fläche ein Pavillon errichtet mit einer Terrasse davor. Hier in diesem Pavillon hielten sich, wenn der Wind umgesprungen war, die Reeder auf, und von dem Balkon davor sahen sie ihren Segelschiffen entgegen, die bei günstigem Winde die Elbe heraufkamen.

Erdgeschoß und erster Stock waren Wirtschaft. In dem Pavillon auf dem Dach, der nicht aufgesetzt sondern herausgewachsen wirkte, hatte der Hamburger Künstlerverein seine Versammlungen, wie sie auf dem Bild in der Kunsthalle 1840 Günther Gensler gemalt hat.

Innen enthält der Königliche Yachtklub das übliche Restaurant und — im ersten Stock — die Klubräume. Schmuck und Ausstattung wieder sehr reich, aber bei weitem nicht so banal wie in Deutschland die Regel. Das Holzwerk der Decken sehr viel angenehmer und nobler im Ton, auch nicht so unerträglich blank wie bei

uns das gebeizte lasierte Holz behandelt wird. Im Hauptraum ein Fries von halbierten Yachtmodellen der letzten zwanzig Jahre, von dem schwerfälligen plumpen Breitboot bis zu dem neuesten Typ, der in seiner Schlankheit und der sachlichen Bewegung seiner Formen etwas vom Fischleibe hat. Der Fries bildet ein sehr lustiges Ornament und zugleich einen Lehrkursus, aus dem sich noch manches andere lernen läßt neben der schiffsbautechnischen Formenentwicklung. Zum Beispiel eine Einsicht in die Form, unter der sich bei uns Menschen ein Fortschritt vollzieht. Ich hätte einen Sachverständigen neben mir und die Zeit haben mögen, mir erklären zu lassen, wann und wie die neuen Gedanken entstanden sind, wer die Träger waren, wie die Gegnerschaft sich äußerte. Aber ich mußte mich mit einer flüchtigen Musterung begnügen.

Ein Vergleich mit dem Kaiserlichen Yachtklub in Kiel konnte nicht zu dessen Gunsten ausfallen.

Von den Fenstern der Klubzimmer die schönsten Blicke über die See und auf den allerliebsten kleinen Yachthafen. Durch die Freihafenanlage ist die schöne alte Strandpartie der Langen Linie, der Stolz Kopenhagens, gänzlich verändert oder besser zerstört, die Verbindung der Stadt am Strand entlang mit den Vororten nach Klampenborg zu überhaupt unterbrochen.

Am ersten Tag fuhren wir mit der Barkasse ins Innere der Stadt, am nächsten gingen wir zu Fuß durch das Adelsviertel hinein.

Beide Male hatten wir den überwältigenden Eindruck von der brutalen Macht, mit der die Bedürfnisse des Handels die stille Welt der Königsstadt bedrängen, die ja nun nicht mehr am äußersten Ende der Altstadt, sondern zwischen Stadt und Freihafen liegt.

Als wir zu Wasser vorbeifuhren, hatten wir uns auf den Augenblick gefreut, wo wir den Durchblick vom Hafen über den Amalienplatz nach der zierlichen vergoldeten Kuppel der Marmorkirche genießen sollten. Aber es hatte sich gerade ein großer amerikanischer Dampfer vor diesen königlichen Prospekt gelegt und deckte mit seinem schwarzen Riesenleib alles zu.

Am nächsten Tag lasen wir in der vornehmen alten Straße hinter dem heutigen Königspalast, in der ehemals Adel und Würdenträger wohnten, auf den Schildern die Namen der Kaufleute, die sich hier, weil dem Freihafen nahe, angesiedelt hatten. Wenn heute der König die Christiansburg, das alte Königsschloß im Herzen der Stadt, wieder aufbauen ließe und bezöge und gäbe seinen jetzigen Wohnsitz auf, morgen wäre er ein großes Kontorhaus.



Kopenhagen hat etwas Märchenhaftes. Kommt es, weil es durch Andersen geweiht ist, oder liegt nicht auch in seiner Anlage und seinen Bauten ein ganz phantastischer Zug? Was für eine Märchenidee, den Turm der Börse aus den umeinandergeringelten Leibern von vier Ungeheuern zu bilden, oder den Turm der Erlöserkirche mit einer außen umlaufenden Wendeltreppe zu umgeben? Wie fremdartig sondert sich die Burginsel durch den breiten Kanal ab, der sie umgibt, und wie

schaurig ragen die Trümmer des gigantischen Königsschlosses auf dieser Burginsel in die Lüfte.

Auch im alten Hafen hat alles einen phantastischen Zug, drei künstliche, befestigte Inseln im Meer tragen in Erinnerung an die Zeit, wo der König von Dänemark die drei nordischen Kronen auf seinem Haupt vereinte, den Namen Dreikronen. Weit draußen im Sund ist eine neue Festungsinsel auf dem Mittelgrund aufgetaucht, wo sie das ganze Fahrwasser beherrscht. Dann die alten Hafenanlagen mit ihren gewaltigen alten Speichern — so können Speicher aussehen! warum malt niemand diese Schönheit?—, die vielen Meerarme wie Kanäle in der Stadt, bald Hamburg, bald Amsterdam, bald Venedig, der träumerische Park von Rosenborg, die geheimnisvolle Zitadelle — ist es ein Wunder, daß hier Märchen wachsen?

Kopenhagen hat eine sehr eigene und sehr hohe dekorative Schönheit. Sie hat ihren Sitz nicht eigentlich in den Straßen der alten Bürgerstadt, die nicht häßlich und nicht schön sind, weder in den alten noch in den neuen Vierteln. Schöne alte Häuser sind selten, schöne neue nicht sehr häufig. Aber die Schloßruine, aber Rosenborg und Amalienborg! Das überraschendste und malerisch großartigste erschienen mir jedoch die alten Hafenpartien mit den mächtigen Speichern, die mit ersichtlicher Absicht als Massen verteilt sind. Mit der kleinen Barkasse sausten wir so rasch hindurch, daß nur flüchtige Eindrücke von Größe der Rhythmen und Kraft der Farbe haften blieben. Wer genießen will, muß gegen Abend an schönen Sommertagen im Ruderboot langsam seinen Weg machen und oft anhalten und sich umsehen. Er wird als Fremder überall Bilder sehen, die ihm in der Kopenhagener Kunst nur selten erscheinen.

Was ist die Stadt erst dem Dänen, dem jeder Stein lebendige Geschichte erzählt von Menschen und Geschehnissen, zu denen er in Liebe oder Haß Stellung genommen hat. Wir können keine deutsche Hauptstadt nennen, die in demselben Maß nationale Geschichte verdichtet wie Kopenhagen.

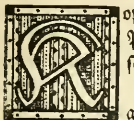
Auch in Kopenhagen ist das alte Stadtbild mitten in der Umwandlung begriffen. Überall im Kern der alten Stadt sind alte Baublöcke eingerissen und mit großen, viele Bauplätze zusammenfassenden Neubauten bedeckt, meistens Hotels und Warenhäusern. Der in Hamburg so bedeutsam entwickelte Typus des Kontorhauses scheint noch nicht vorzukommen.

Die großen Bauten der letzten Jahrzehnte erinnern im Guten und Bösen am meisten an Berliner Vorbilder. Der früher hie und da fühlbare Zusammenhang mit Paris tritt dagegen zurück.

Die jüngsten Neubauten haben jedoch schon eine andere Anlehnung gefunden, die ältere dänische Architektur, und es scheint sicher, daß die weitere Entwicklung in dieser Linie liegen wird. Für die verwandten Bestrebungen in Hamburg ist es als eine Stärkung zu beobachten, wie man auch in Kopenhagen zu demselben Ergebnis gekommen ist. Mit einem Schlage ist man hier die „Fassade"

losgeworden, die, mit ornamentaler Architekturanklebung beladen, alle Ruhe und Geschlossenheit aufgegeben hatte. Die Neubauten zeigen wieder einfache schlichte Wände mit nichts als Fenstern als Motiv der Gliederung. Uns Deutsche berührt es heute noch fremdartig, eine große Fassade zunächst als Wand zu empfinden, die sie ist. Ein Zeichen, daß die dänische Architektur einen Schritt voraus getan hat.

Interessant ist es, daß Hannover so wenig Einfluß gewonnen hat. Es gibt nur wenige Bauten, die ein fernes Schulverhältnis verraten. Am ehesten lassen sich schwache Erinnerungen am Neubau des Rathauses nachfühlen. Aber auch hier hat ein neuer Geist gewaltet. Keine Spielerei mit leeren Formen, keine Baukastenarbeit. In ruhiger Fläche dehnt sich die Fassade mit den großen Fenstern. Ein plastischer Hauptschmuck: die überlebensgroße, in Kupfer getriebene und reich vergoldete Statue des Gründers der Stadt, Bischofs Absalon, von zwei Pagen in einiger Entfernung flankiert. Auf der roten Fassade steht diese Gestalt noch nicht, wie sie der Urheber berechnet hat. Nicht lange, so werden die Kupferflächen in grünem Edelrost prangen, und dann erst wird das Gold und Grün ganz zu der Fassade stimmen.



Kopenhagen hat ein im Jahre 1838, glaube ich, mit königlichem Privileg neu gegründetes Restaurant, das in seiner Art wohl einzig sein dürfte, ein Fruchtrestaurant.

Der Heiligengeistkirche gegenüber liegt es im Keller, wie die alten Hamburger Speisewirtschaften. In der Auslage leuchten alle Früchte der Jahreszeit. Unten tritt man aus dem Laden in ein behagliches altmodisches Zimmer und kann sich nach Herzenslust auftischen lassen, Früchte, rote Grütze, Erdbeeren oder Himbeeren in Milch. Sonst gibt es nichts.

Wer sich auf Reisen im heißen Sommer auffrischen will, findet hier, was er braucht. Ich war einmal durch Zufall hingeraten und fand mich nachher den ganzen Tag so frisch, daß ich von da ab täglich einkehrte und außer dem Genuß die Wohltat eines gesteigerten Wohlbefindens davontrug.

In Deutschland habe ich die Annehmlichkeit solcher Fruchtwirtschaften sehr entbehrt. Bei der Alkoholfreudigkeit unseres Volkes würde diese Einrichtung auch wohl nicht viel Erfolg haben. Wenigstens in absehbarer Zeit nicht. Aber es ließe sich denken, daß Fruchtläden sich zunächst in bescheidener Weise auf eine Verzehrung an Ort und Stelle mit Sitzgelegenheit und den nötigen Geräten einrichteten.

Einen Abend mußten wir natürlich im Tivoli zubringen.

Es war ein schöner warmer Sommerabend. Die Plakate hatten ein Ferienfest verheißen für die Schulkinder.

Der Raum war überfüllt. Noch um elf Uhr abends wimmelte alles von größern und kleinern Kindern.

Es interessierte uns, den Typus dieses jungen Dänemark zu verfolgen und wir freuten uns an den schlanken, beweglichen Gestalten mit langen schmalen Köpfen und blonder Komplexion.

Mehr als alle Jahrmarktswunder und Konzerte zog uns eine niedrige Platt-

form an, auf der die Jugend tanzte. Kleine Jungen und lange Schlingel, die kaum noch auf die Schulbank passen, führten ihre Damen mit der Sicherheit, die nur die Gewohnheit geben kann. Die älteren Knaben und Mädchen waren Meister in allen figurierten Tänzen und bewegten sich so voll Musik und Tanzleidenschaft, wie Erwachsene bei uns nicht auszudrücken wagen. Wir hatten nirgend den Eindruck, daß sie für die Zuschauer tanzten. Bei allem Gewühl — es tanzten vielleicht sieben-, achthundert Kinder zugleich auf ziemlich engem Raume, so daß man nur wirbelnde Masse sah — kam doch nirgend eine Ungebührlichkeit vor, kein Drängen, kein Stoßen, und die Kleinen gerieten nie unter die Füße. Aufsicht war nicht zu merken und wäre auch wohl kaum wirksam gewesen.

Wir kehrten immer wieder zurück, um das lustige Schauspiel zu genießen.

Wie wenig hat sich unsere Erziehung mit der Frage beschäftigt, was mag das Kind gern, was wünscht es, wohin drängt seine Natur es? Körperliche Bewegung und Anstrengung, Wetteifer in kühnen Wagnissen und großen Kraftleistungen, rhythmische Bewegung im Spiel, das von Gesang begleitet wird, Tanzreigen und Tänze, die sie von Urzeiten her geerbt haben oder Erwachsenen absehen, das ist der Inhalt der natürlichen Gymnastik, die das Kind sich selber schafft. Wieviel davon kennt oder kannte noch vor kurzem unsere deutsche Schule? Keine Kinderrasse der Welt hätte das deutsche Turnen erfunden, wie es von Schulmeistern systematisch ausgebildet worden.

Gegen das Tanzen, wie wir es im Tivoli vor uns hatten, sind viele Einwendungen zu machen, und ich wüßte nicht, ob es geraten wäre, solche Kinderfeste bei uns einzuführen. Aber bei allen Unzuträglichkeiten und Gefahren: hier kommt Lebensfreude ans Licht. Könnten wir, was gut daran ist, in unsere Gymnastik retten.

Bornholm



Es fällt auf, daß die Dänen so wenig Marinemaler haben. In der Kopenhagener Nationalgalerie sieht man sich vergebens nach Seebildern um. Nur vom alten Eckersberg ist eine Reihe mäßig großer Marinen vorhanden, denen man ansieht, wo Melbye seine ersten künstlerischen Anregungen her hat.

Wie es kommt, daß die dänischen Maler im ganzen so zurückhaltend gegen das Element sind, das in ihrem Vaterland alles umgibt und alles durchdringt, ist schwer zu sagen. Wir haben ja in Hamburg mit dem Schönsten, was unsere Landschaft besitzt, mit Elbe und Hafen Ähnliches erlebt. Freilich hatten wir in Hamburg niemals eine solche Fülle von Malern wie Kopenhagen im neunzehnten Jahrhundert.

Noch immer breitet der Sund Seebilder vor uns aus, die es vielleicht nirgend mehr in dieser Gestalt gibt. Dem Hamburger kommt es vor, als sei er in vergangene Zeiten entrückt, denn den Eindruck bestimmt nicht der Dampfer sondern das Segelschiff, und das Segelschiff aus alter Zeit, das in der Elbe fast nie mehr

gesehen wird. Schwerfällig kommen sie daher, breitbäuchig und mit altertümlicher Segelstellung, Formen, die uns aus Melbyes oder Eckersbergs Bildern bekannt sind. Von den Seekundigen hörte ich, daß diese alten Kasten von Norwegen und von Finland und den russischen Ostseehäfen angekauft und zum Holztransport verwendet würden, oft schwämmen sie auf ihrer Ladung. In der Tat begegneten wir nicht selten einem tiefliegenden, unter der Last der Bretterstapel fast versinkenden alten Krüppel mit gebrochenem Kreuz. Früher, hörte ich, hätte Frankreich alle alten Segelschiffe gekauft, seit aber für den Bau von Dampfern die hohen Staatsprämien gewährt werden, wäre Frankreich aus den Märkten für überlebte Segelschiffe ausgeschieden.

Auf der ganzen Fahrt nach Bornholm tauchten überall die alten vergessenen Silhouetten auf, aber nirgend in solcher den Eindruck bestimmenden Fülle wie im Sund, der alle Linien zusammenfaßt.

Langsam kreuzten wir von Kopenhagen weg. Es war, als sollten wir Zeit haben, das bunte Bild des Sundes, der wie ein Fluß von großen und kleinen Schiffen wimmelt und der noch immer sehr schönen, wenn auch durch die Neubauten etwas aus dem Gleichgewicht gekommenen, nicht mehr so einfach und klar akzentuierten Silhouette von Kopenhagen in Ruhe zu genießen. Aber als wir die Rhede von Kopenhagen aus dem Gesicht verloren hatten, kam bei hellem Sonnenschein ein guter Wind auf, und wir hatten unvergleichlich schöne Stunden. Auf dem Segelschiff bekommt man erst die Empfindung für die Fahrt. Man ist in viel innigerer Berührung mit dem Wasser. So in der Sonne auf dem Heck zu liegen, zu plaudern, zu träumen oder Kielwasser und Wellen zu beobachten, den Matrosen zuzusehen, wenn das Schiff überstag geht, das Spiel des Lichts auf den weißen Segeln und den weißen Gewändern der Matrosen zu verfolgen, das löst gründlich vom gewohnten Dasein los. Das Leben liegt so fern und weit, daß man nicht weiß, wie man einmal wieder anknüpfen soll.

Wir gingen vor Rönne auf Bornholm vor Anker. Die Dünung war so stark, daß wir nicht in den Hafen konnten, und der Wind war nach Osten umgesprungen. Das Ufer, ziemlich flach, war baumlos und ohne besondere Eigenart.

Neugierig sahen wir uns am nächsten Morgen in Rönne um. Lange, gerade Straßen, breitgelagerte Häuser mit dem Dach über dem Erdgeschoß. Die Stadt bedeckt infolge dieser Bauweise einen sehr großen Flächenraum. Ziemlich viel Fachwerkbauten strengen Stils, der keine schrägen Stützen verwendet. Dies System senkrechter und wagerechter Balken gibt dem Fachwerkbau auf der ganzen Insel etwas sehr Ruhiges. Die Technik des Riegelwerks an diesen Fachwerkbauten, selbst an neueren, hat etwas Uraltertümliches. In der Nähe Hamburgs weiß ich nur ein einziges Haus, dessen Querbalken unter dem Dach in derselben Art mit Holzpflöcken an den Stützen befestigt sind, die niedliche kleine Hütte in Lübeck an der Ecke neben der Domfassade, jetzt von der Stadt angekauft. Diese altertümliche Bauart in Bornholm fällt in den Bereich der urtümlichen Kunst- und Lebensformen, die sich im Norden wie in einem Asyl erhalten

haben und heute so überraschend neben dem allerjüngsten und fortgeschrittensten stehen.

Ein kleines Museum bornholmischer Altertümer wurde im Vorübergehen gemustert, dann traten wir die übliche Fahrt durch die Insel an.

Sobald wir Rönne verlassen hatten, fühlten wir uns in ein anderes Zeitalter versetzt. Einsame Höfe liegen über die Insel zerstreut inmitten des zugehörigen Acker- und Weidelandes, nach ältester germanischer Herrensitte, die bei uns durchweg der demokratischen Aufteilung des Gesamtlandes nach der Wertigkeit gewichen ist. Es nimmt nicht wunder, in dieser Landschaft am Weg ein altgermanisches Denkmal zu sehen, das ein Mann als einzig übrig gebliebener nach einer Seuche oder einem Krieg seinem Vater, seiner Mutter, seinen Geschwistern errichtet hat.

Die Flora schien keine Arten zu enthalten, die nicht auch in Pommern und Mecklenburg vorkommen. Alle Charakterpflanzen an den Wegen waren aus der Heimat wohlbekannt. Einmal hatte ich einen sehr zarten dekorativen Eindruck. Zu beiden Seiten einer langen geraden Wegstrecke dehnte sich der Rain als ein Beet von lauter weißen und blauen Blumen, der Zichorie und einer wilden Wurzel (Doldenblütler). Es war ein sehr anmutiger Anblick. Der Zufall hatte hier durch die Verbindung des überaus edlen Blau der Zichorie mit dem tonigen Weiß der Dolden ein koloristisches Meisterstück zustande gebracht, das einem menschlichen Willen Ehre gemacht hätte, und das unsern Gartentechnikern zu denken geben könnte. Es berührte mich wie ein großes Erlebnis, und ich mußte darüber nachdenken, wie es kommt, daß unsere sogenannten Gartenkünstler, wie der Augenschein lehrt, keinerlei Naturstudien machen.

Es gibt überall in der Landschaft Wirkungen der Art, wie dieser Weg sie bot, zu studieren. Was sich in der Natur durch die Notwendigkeit derselben Bedürfnisse an Licht, Boden und Feuchtigkeit vergesellschaftet, führt zu Charakterbildern von zartem oder starkem künstlerischen Gehalt. Beim Aufbau unserer Parks und Gärten verwendet, könnten Studien dieser natürlichen Vorbilder allerlei neue Kunstmittel ergeben.

Aus der Gegend des schweren Ackerlandes kamen wir allmählich in einen andern Teil mit anstehendem Fels.

Wir stiegen am ersten Haltepunkte aus und besahen die steilen Jonsklippen mit dem brandenden Meer zu Füßen. Das Ufer hat etwas ganz Unnordisches. Man denkt bei den steilen Kluften und der wilden Brandung an Eindrücke vom Mittelmeer. In der Ferne sahen wir die „Hamburg" liegen, und hier hatte ich von diesem Schiff zum ersten Mal den Eindruck der absoluten Größe. Wie sie ruhig dalag, erschien ihre Schonerform viel zu groß in den Abmessungen und erhielt dadurch etwas Phantastisches. Aus der Nähe wirkte die Yacht überall viel kleiner, selbst wenn sie am Ufer lag. Ich glaube, dieser Effekt der Fernwirkung läßt sich erklären. Das Auge fühlt die Länge der Uferstrecke und die große Entfernung in der Luftlinie, es erwartet, wo das Schiff liegt, eine ganz kleine Form und ist überrascht von den ragenden Massen.

Die zweite Station waren die Ruinen der alten Zwingburg Hammershus, hart am Meer auf mächtigem Felsrücken. Der Führer — der redende und der gedruckte — erzählt von den Kämpfen zwischen Dänen und Schweden, die sich hier abgespielt haben und weiß, was die Türme und Hallen einst bedeutet haben. Mehr als die Blicke über die steilen Küsten mit sonderbaren Naturspielen ausgefressener Felsen zogen mich der Hafen und die Granitbrüche an, die die hamburger Firma Ohlendorff hier angelegt hat.

So fassen die Hanseaten, nachdem im sechzehnten Jahrhundert Bornholm eine Zeitlang als Pfand in Lübecker Händen war, nach Jahrhunderten hier wieder Fuß.

Über Allinge an der Ostküste fuhren wir zurück und hielten nur noch einmal, um eine mittelalterliche Rundkirche zu besehen, deren Typus auf der Insel wiederholt vorkommt. Es waren, wie auch bei uns entlang der Slavengrenze, Festungsbauten. Über dem eigentlichen Kirchenraum mit dem starken Pfeiler in der Mitte erhoben sich noch zwei Geschosse, die auf ihren zyklopischen Gewölben wohl einen sichern Zufluchtsort abgaben. Zugänglich ist der erste Stock nur durch einen Spalt, den man erst mittelst einer Leiter erreichte, und der so schmal ist, daß beleibte Menschen nicht durchschlüpfen konnten. Auf die brauchte man außerhalb der Städte im Mittelalter wohl auch nicht zu rechnen.

Es soll zwei Rassen auf der Insel geben. Darüber konnten wir bei der Fahrt durchs Land jedoch keine Beobachtungen anstellen. Was wir sahen, trug den norddeutsch-skandinavischen Typ. Das Auge hätte den Männern und Frauen schwerlich ansehen können, ob der Markt, den wir in Rönne besuchten, in Holstein, Dänemark oder Schonen läge.

Wir nahmen an Land ein spätes Mittagessen. Es war gekocht und aufgetragen genau wie wir es in unsern norddeutschen Landstädten gewohnt sind.

Überall wimmelte es von Deutschen, nicht nur zur Vermehrung unseres Wohlbehagens. Das reisende Deutschtum im Ausland zu beobachten, hat etwas Schmerzliches.

Es hat mich sehr interessiert aber nicht sehr aufgeregt, Bornholm kennen zu lernen. Man muß wohl länger verweilen, um es so gern zu haben, wie die ständigen Badegäste. Wenn ich mich frage, was mir dort den tiefsten Eindruck gemacht hat, so sind es nicht die Jonsklippen, nicht die Ruinen von Hammershus, nicht die malerischen Reize von Allinge, sondern der Weg mit den Zichorien und Dolden.

Rügen

Des widrigen Windes wegen, der uns zu lange aufgehalten hatte, gaben wir die Fahrt nach Wisby auf und beschlossen dafür, auf der Rückfahrt Rügen, Rostock-Doberan und die Ostseebäder an der Neustädter Bucht zu besuchen.

Von einer Fahrt nach Schweden hatte ich die Erinnerung, in Saßnitz des Nachts ausgestiegen, zum Hafen hinabgeklettert zu sein und vom Ufer in der Dunkelheit nichts gesehen zu haben. Ein andermal hatte ich auf einem

Nachmittagsausflug von Greifswald über Stralsund den Boden der Insel betreten, aber gerade dort hat das Gelände nichts eigentlich Charakteristisches. Eine Reise nach Rügen zu machen, hatte ich mich nie entschließen können, denn Bilder und Photographien, die ich kannte, hatten mich nicht sehr angezogen, und was ich an mündlichen Äußerungen zufällig gehört, hatte mich mit einer Art Vorurteil erfüllt.

Als wir uns von Bornholm kommend der Insel näherten, kam ich mir wie entrückt vor. So hatte ich mir in meiner Kindheit eine Fahrt durch den Stillen Ozean geträumt, wo unbekannte und unbewohnte Eilande aus der blauen Flut auftauchen, den üppigen grünen Mantel des Urwaldes über Berg und Tal geworfen und über weißen Felsufern nachschleppend.

Rügen hat an dieser Ostseite etwas Traumhaftes und Entlegenes, etwas, das nicht zu Deutschland oder irgend einem europäischen Kulturland paßt, weil keine Spur menschlichen Daseins erkennbar ist. Ein Wall weißer Klippen und darüber das lückenlose Grün des einen ungeteilten Buchenwaldes, der alle Formen des hoch ansteigenden Berggeländes erraten läßt und sich über die weißen Steilufer neigt.

Das Fremdartige blieb ungebrochen, als wir um das Vorgebirge segelten und Saßnitz auftauchen sahen. Mit seinen weißen Häusern klettert es in die breiten Waldhügel hinein wie eine mittelmeerische Küstenstadt.

Wir nahmen uns vor, zwei Tage in Rügen zu bleiben. Am ersten Tag machten wir von Saßnitz aus den Spaziergang nach der Stubbenkammer.

Vom Strand aus sieht die Stadt, die aus der Ferne sich so vornehm aufgipfelt, banal aus wie die meisten deutschen Badeörter. Wer vor diesen gemauerten Gemeinplätzen steht, und daran denkt, daß die Zeit, wo man solche Aufgaben ganz allgemein in Deutschland mit künstlerischem Takt gelöst hätte, noch kein Jahrhundert hinter uns liegt, und daß wir Millionen über Millionen für unsere Bauakademien und Bauschulen ausgegeben haben, um solches Elend zu erzeugen, dem schaudert vor den Zuständen, die wir künstlich geschaffen haben, und er mag sich wohl nicht ohne Bangen die Frage vorlegen, wieviel Arbeit dazu gehört, um unser Volk aus diesem Abgrund zu ziehen, und wer sie leisten wird.

Wir mußten zunächst die Post aufsuchen. Während die Hotels am Strande leichtfertiger Import aus Berlin sind, ohne einen Blick auf die Eigenart der noch vorhandenen Fischer- und Bauernhäuser, hat die Post ihren Palast mit derselben Rücksichtslosigkeit in einem Rohbau — nomen et omen — hannöverschen Stils hingesetzt, der weder zum Alten noch zum Neuen und ebenso wenig zum Charakter der Landschaft paßt, hier so wenig wie irgendwo sonst. Der Aufenthalt in der Schalterhalle mit der unsäglichen Geschmacklosigkeit und Sinnwidrigkeit ihrer Dekoration gehört zu den unangenehmsten Erlebnissen. Der Eindruck legt sich wie eine Last von Kummer auf das Gemüt.

So rasch wir konnten, eilten wir zum Strand hinab und suchten durch einen Blick aufs Meer die Augen zu befreien.

Der Weg zur Stubbenkammer führt eine weite Strecke am Strand entlang. Links das weiße Steilufer mit den überhängenden Buchen, rechts zwischen Weg

und Meer das Geröll der ausgewaschenen Findlingsblöcke, die einst in dem zernagten Ufer steckten.

Je weiter wir uns von Saßnitz entfernten, desto wilder wurde das Ufer. Hier und dort lagen draußen auf dem Geschiebe der Blöcke die Leichen junger und alter Buchen, die hoch vom Rand des Ufers heruntergefallen waren, und hoch oben am grünen überstehenden Rand hingen mit letzter Wurzelkraft angekrallt die Opfer, die der nächste Sturm sich holen wird.

Den Abschluß dieser gangbaren Wegstrecke bildet eine Schlucht, die ein dünner Wasserfaden im Lauf der Zeit ausgegraben hat. Vor den Gefahren des weglosen Strandes jenseits der Schlucht warnen die Tafeln, aber man sieht doch immer noch einzelne dunkle Flecke sich in unregelmäßigen Linien über die Steine bewegen, Schwärmer, die die unberührte Natur vorziehen.

Durch die Schlucht stiegen wir dann zum Walde hinauf.

Stundenlang ging der Weg über Berg und Tal am hohen Ufer entlang, von Zeit zu Zeit führte er auf eine Klippe oder ein steil abfallendes Vorgebirge, wo zwischen weißen Stämmen ein Ausblick über das Meer frei lag, und bog dann gleich wieder in den dichten Wald ein.

Die Ausblicke hatten, obwohl sie einander ähnlich waren, nichts Eintöniges, denn von Mal zu Mal stand der Fuß höher über dem Wasserspiegel, und von Mal zu Mal dehnte sich die blaue Fläche weiter gegen den fliehenden Horizont. Die Stimmung steigerte sich in langsamer Schwellung, bis zuletzt auf der Stubbenkammer die schwindelnde Höhe erreicht war. Am Strand zu Füßen des Königsstuhls sahen die Böte wie Kinderspielzeug aus, und wie Punkte bewegten sich die Menschlein hin und her.

Ein kurzer Abstecher führte zum Herthasee, einem Teich, dessen bescheidene Ausdehnung und freundliche Umgebung der Erwartung, die eher auf etwas Düsteres und Unheimliches ging, nicht entsprach. Geheimnisvoll und schaurig wirkte daneben der mächtige, vom Hochwald zurückeroberte Burgwall, dessen regelmäßig steile Seiten auf die Hand des Menschen hinwiesen. Es heißt, daß in der Grube, der seine Massen entnommen, der See sich gebildet habe.

Wir stiegen zum Strand hinab und fuhren mit dem Dampfer zurück nach Saßnitz, nahe genug am Ufer entlang, um noch einmal die Herrlichkeit zu genießen.

Als wir nach dem Essen auf Deck stiegen, dunkelte es schon. Saßnitz war mit seinen weißen Häusern in den Wald gesunken und tauchte nun allmählich als Licht wieder auf. Es sah sehr traulich aus, wie im Wald hoch über der Stadt, wo am Tag kein Haus zu sehen war, einzelne Lichter aus dem gleichmäßigen Dunkel hervorbrachen.



m nächsten Morgen wurde ein Ausflug nach Putbus und Bergen gemacht.

Wir landeten in Binz, das wir abends als Lichterstreifen am flachen Walduferufer, bei Tag als weißen Streif in der Ferne hatten liegen sehen.

Der Strand ist ausgezeichnet, unvergleichlich besser als in Saßnitz. Die neue Architektur des Strandhotels entspricht in ihrem billigen Pomp mit zahllosen Türmchen schlechter Zeichnung, mit ihren ungefühlten Verhältnissen und grausam banalem Ornament dem Zustand unserer heutigen deutschen Kultur. Als Deutscher muß man sich schämen, wenn man so unvermutet diesem Dokument deutscher Kunst gegenübersteht. Gewiß, es kann ja nicht anders sein, es ist der Ausdruck des vorhandenen Unvermögens und der Gesinnung, die nun einmal herrscht. Aber traurig stimmt es doch.

Traurig war auch der Anblick der wimmelnden Menschheit. Die Karikaturen der deutschen Typen im Simplicissimus sind nicht übertrieben. Was einigermaßen menschlich aussah, war nicht mehr deutsch, sondern eine mehr oder weniger gelungene Nachahmung englischer Vorbilder.

Vom schönen Park zu Putbus, den wir mit der Eisenbahn erreichten, hatte ich viel gehört und erfuhr die übliche Enttäuschung. Nur die schönen alten Alleen rechtfertigten den Ruf. Der Park selbst, der vielleicht einmal als englische Anlage nicht so übel gewesen sein mag, hat durch die wüste Bepflanzung allen räumlichen Reiz verloren. Der moderne Gärtner haßt alle Größe und allen Rhythmus. Wo sich die Fläche eines Rasens dehnt, zerstückelt er sie durch einzeln draufgepflanzte Koniferen, wo eine Gruppe alter Bäume mit herrlichen Stämmen geheimnisvoll aus dem Boden aufsteigt, verhüllt er die Wirkung, die gerade durch das sichtbare Aufstreben des Stammes entsteht, mit Gebüsch.

Aber die Alleen sind wirklich ein Staat, und wer sich müde gesehen hat in dem Park, immer gegen junge seltene Bäume und Büsche an, die die alten um ihre Wirkung bringen, dem schwillt die Brust, wenn eine Biegung des Wegs ihm den Zauber des Rhythmus und des gestalteten und beherrschten Raumes in einer der Alleen enthüllt, deren schönste sich über Berg und Tal zieht.

Was ich gern gewußt hätte, das Alter der Alleen, konnte ich nicht erfahren. Fand der Gründer der Stadt Putbus sie am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts schon vor? Dann erklärt sich das Spätere. Hat er sie mit angelegt, als er den „Zirkus", den runden Platz ausmaß, die große Hauptstraße und den Markt? Das ließ sich bei dem kurzen Aufenthalt nicht feststellen. Ich möchte annehmen, daß die Alleen einem ältern Schloßpark entstammen und jetzt nur noch unvollständig erhalten sind, so daß der Organismus einer großen regelmäßigen Anlage nicht mehr fühlbar wird.

Auf der Wagenfahrt nach Bergen hatten wir in diesem lieblichen Gelände das Gefühl, daß hier wohl wie in der englischen Landschaft im Umkreis der Schlösser eine ordnende Hand tätig gewesen sei, die mit feinem Gefühl die Massen verteilt hat.

Bergen ist ein hübsches altes Städtchen, in dessen hochgelegener Kirche uns eine üppig entwickelte Wandmalerei romanischen Stils überraschte. Zwar ist sie restauriert, und wo ein Bild zerstört war, hat der Restaurateur aus Eigenem eine Komposition eingefügt, indem er sich, soweit er vermochte, der Farbe und Formen-

gebung seines alten Vorgängers anschloß. Aber im ganzen schadeten diese Zutaten nicht viel. Auf dem Chor sind Paradies und Hölle geschildert, wobei natürlich die Hölle der Phantasie des Künstlers viel mehr zu tun gegeben hat als der Himmel (oder eben das Paradies).

Die Bahn brachte uns von Bergen nach Saßnitz.

Als wir zu Schiff gingen, hatten wir den lebhaften Wunsch, einmal zurückzukehren und Rügen auf einer Fußwanderung genauer kennen zu lernen.

Hie und da rief mir ein Ausblick auf Meer und Waldufer die Werke des größten Meisters ins Gedächtnis zurück, der in Rügen seine Studien gemacht, des Malers Caspar David Friedrich, den man zu unrecht vergessen hat, und den die nächste Generation mit Staunen und Ehrfurcht betrachten wird. Das schönste in unsern Galerien von ihm erhaltene Bild ist gerade ein Motiv aus Rügen im Museum zu Weimar.

Travemünde und die Bäder an der Lübecker Bucht



Von Saßnitz hatten wir nach Warnemünde gewollt, um von dort, wenn die Zeit langte, einen Abstecher nach Rostock zu machen, das den meisten unbekannt war.

Aber der Wind stand so scharf auf den Hafen, daß der Kapitän es für ausgeschlossen hielt, mit der tiefgehenden „Hamburg" an eine Landung zu denken.

Wir sahen im Morgenlicht die Stadt deutlich vor uns und etwas weiter im Land die hochragenden Türme von Rostock in stolzer Gruppe. Aber wir mußten verzichten und steuerten auf Travemünde, das wir kreuzend erst gegen Abend erreichten.

Rostock hätten wir gar zu gern gesehen oder wiedergesehen, und gerade jetzt hätte es uns gereizt einen Ausflug nach der Fürstengruft im nahen Doberan zu machen, da ich vor einiger Zeit auf dem Hauptaltar ein Werk unseres Hamburger Meisters Bertram fand (um 1370—80), die Figuren der untern Reihe des Aufbaus. Der Altar stammt aus der Zeit vor Bertram. Er war, wie es der ersten Bildungsepoche entsprach, nur niedrig. Als die spätere Entwicklung der Form ihn in seinen Abmeßungen veraltet erscheinen ließ, wurde er durch eine predellenartig untergeschobene Reihe von Figuren stattlich erhöht. Das künstlerische Vermögen hatte sich unterdeß gewandelt. Auf die schlanken idealistischen Menschendarstellungen, mit vornehmen, allgemeinen Bewegungen war eine realistische Richtung gefolgt, die sich im Ausdruck der Köpfe und in den Bewegungsmotiven nahe an die Natur anschloß, dafür aber die adlige Zierlichkeit aufgab, ganz wie in der Malerei. Als Ausdruck des Gegensatzes der zwei so eng aufeinander folgenden Zeitalter ist dieser Altar, soweit mir bekannt, einzig. Nirgend läßt sich so unmittelbar nachfühlen, was die beiden Zeitalter konnten und erstrebten. Oben der letzte Ausklang einer eleganten absterbenden Adelswelt, unten das Vorspiel einer derben, zukunftsreichen bürgerlichen Gesellschaft.

Auch Rostock, das so verlockend voraus lag, gaben wir ungern auf. Denn es gibt wenige Städte, aus deren heutigem Zustand sich so leicht die Formen ablesen lassen, unter denen sich die Entwicklung einer mittelalterischen Stadt vollzog. Selbst Lübeck und Wismar sind in dieser Beziehung nicht so aufschlußreich. Dazu kommt die höchst anziehende und mannigfaltige alte kirchliche und bürgerliche Baukunst, die so viel gut erhaltenes Altes noch heute besitzt, darunter eine so merkwürdige Erscheinung wie die Marien-Kirche, die einzige alte, die, soweit ich mich besinnen kann, aus dem früher nie verwendeten, heute leider so beliebten gelben Backstein erbaut ist. Freilich mit einer ganz raffinierten Verwendung. Es wechseln gelbe stumpfe mit schwarzen glasierten Schichten. Da dies blanke Schwarz die blauen Luftlichter zurückstrahlt, entsteht mit dem Gelb ein grünlicher Luftton.

Am nächsten Morgen wanderten wir zur Post, die in Travemünde ein ebenso furchtbares neues gothisches Haus bewohnt wie in Saßnitz, und besahen bei der Gelegenheit die alte Stadt.

Ich war seit Jahren nicht durch diese Straßen gegangen und fand doch alles ziemlich unverändert. Nur die Straße an der Trave mit den niedrigen Häusern hinter den geschorenen Bäumen hatte ich schöner in der Erinnerung. Es waren zu viele Glaskasten vor die alten Hausfronten gesetzt, und überall hatte der holzfarbene oder steinfarbene Anstrich den weißen verdrängt und hatte alles Leben zerstört.

Aber im Stadtteil um die alte Kirche ging es noch an. Welch ein Reichtum in der Abwandlung der wenigen Typen, die das Bedürfnis hervorbringt. Welche Angemessenheit und Vornehmheit der Mittel. Hier könnte eine deutsche Bauakademie, den Lehrkörper eingeschlossen, an einem Tage für das, was das Leben, was unser Leben heute braucht, mehr lernen als in Nürnberg, Florenz oder Rom.

Einfache Schiffer und Fischer haben die Häuser bauen lassen und pflegen sie, daß sie frisch aussehen, auch wenn sie Jahrhunderten stand gehalten haben. Steht einmal ein moderner Neubau dazwischen, so wirkt er wie ein Kadaver.

Der einfachste Typus hat im Erdgeschoß unter dem Giebel nur die Haustür und ein einziges Fenster. Aber das Fenster ist sehr breit, vier oder fünf Flügel breit, und reicht bis zur Decke des Zimmers. Die obern Scheiben können für sich geöffnet werden. Das schafft frische Luft und stört die Blumen nicht, die unter der pflegsamen Fürsorge kräftig gedeihen. Ein reizender Anblick, solch ein Fenster mit weißgestrichenen Rahmen in der roten Ziegelwand und mit üppigem Blumenflor hinter den Scheiben. Blumenkästen *vor* den Fenstern kommen nicht vor, weil die Fenster der Stürme wegen nach außen schlagen.

Unter dem Fenster steht jedesmal die grün oder weiß gestrichene Bank, die an schönen Sommerabenden alle Hausbewohner herauslockt.

Die Haustür bewahrt in Travemünde noch manche altertümliche Züge. Bei der ältesten sitzt das Oberlicht, das bei geschlossener Tür die Diele erhellt, noch oberhalb des Türrahmens, ein aufrecht gestelltes Rechteck aus neun kleinen in Blei gefaßten Scheiben. Erst gegen das neunzehnte Jahrhundert wird es hier, wie es in den großen Städten schon länger üblich war, unter den Türsturz

gebracht, als ein kleines Schmuckstück mit bunten Rahmenfüllungen ausgebildet und im Gegensatz zur grüngestrichenen Tür stets weiß gestrichen wie die Fenster. Die Türen haben nicht selten noch die alten Klopfer oder wenigstens die Rosetten, an denen sie gesessen. Hie und da ist ihre obere Hälfte für sich beweglich, als sogenannte „Klöhntür", ein Motiv, das seinen unleugbaren praktischen Wert hat, wenn er auch nicht gerade auf dem Gebiet liegt, auf das der volkstümliche Name anspielt.

Wo man ein altes Haus dieser Art modernisiert hat, indem statt des einen breiten Fensters zwei schmale in Hochformat angebracht wurden, die dann, wie die Tür, holzfarbenen Anstrich erhalten, ist es mit dem Zauber zu Ende. Das Haus wird sofort klein, ärmlich, unmonumental. Ein Vergleich mit der ältern Form lehrt den, der es noch nicht empfunden hat, daß man, um eine monumentale Wirkung zu erreichen, jede Form so groß wie möglich machen muß.

Es ist ein Trost, daß in unserer Nähe solche kleine Städte wie Travemünde noch ziemlich unberührt dastehen, so daß die modernen Bauten, die hie und da auftauchen, nur dazu dienen, die Schönheit, Sachlichkeit und Angemessenheit der alten heimischen Bauweise auch dem Widerstrebenden sinnfällig zu machen. Vielleicht, daß der letzte Augenblick, aus dieser Quelle zu schöpfen, von Fachleuten und Laien doch nicht versäumt wird. Es wird dabei natürlich nicht auf eine neue Art von Archaismus hinauslaufen dürfen, wie wir ihn eben mit der Epoche der Stilmacherei hinter uns haben. Aber neue Häuser lassen sich so wenig erfinden wie neue Stuhlformen oder eine neue Sprache. Unsere Aufgabe liegt nur darin, die Stilmittel, nicht die Stilformen zu ergründen und neu anzuwenden, wie sie für unsere Bedürfnisse sich eignen.

Wer von Hamburg aus Travemünde besucht, kann in diesen alten Straßen sehr viel lernen, das nicht in den Büchern steht.

Er täte auch wohl daran, sich die Wirkung der geschorenen Allee am Strande unbefangen klar zu machen. Will man in der Stadt Alleen haben, so sollte man sie scheren, wie es unsere Vorfahren immer taten. Sie wußten, wie unbequem es ist, wenn die Bäume in die Höhe und Breite wachsen und den Häusern wie den Straßendamme Licht und Luft nehmen. Als die sentimentale Naturanschauung der Romantik, unter der wir heute noch leiden, vor hundert Jahren weitere Kreise ergriffen hatte, taten sich in Hamburg Naturfreunde zusammen, um das Scheren der Bäume zu unterdrücken. In der Stadt haben sie Erfolg gehabt: nur die Bewohner der Häuser an der Alster haben allen Verlockungen Stand gehalten, weil sie sich die Aussicht nicht wollten zuwachsen lassen, und sie haben uns ein Stück ernster Schönheit und praktischer Anlage gerettet. Die Allee an der Alster ist die einzige, die nicht beengt.



Ein neues Travemünde ist entstanden, seit die Stadt Lübeck das Bad übernommen hat. In den letzten Jahren hat sie sehr viel getan, so daß Travemünde heute zu den eleganteſten Bädern an der Ostsee gehört.

Wer aber im neuen Stadtviertel am Strande, das sehr viel

anständiger wirkt als alle andern Ostseebäder, die wir besuchten, die künstlerische Spur von Alt-Travemünde sucht, bemüht sich vergebens. Es muß zugestanden werden, daß die jüngsten Bauten die besten Absichten verraten. Gegen die entsetzliche Bauerei in Binz wirken die neuen Villen in Travemünde vornehm und würdig. In einem Falle darf sogar angenommen werden, daß als Vorbild die schönen klassizistischen Villen Lübecks von Anfang des neunzehnten Jahrhunderts vorgeschwebt haben. Aber im allgemeinen herrscht der leidige internationale, auf die englischen Vorbilder zurückgehende Eklektizismus, der nur immer wieder auf Einfälle und Ornament ausgeht und nach wie vor in der Fassade stecken bleibt.

Was unserer gesamten bürgerlichen Baukunst fehlt, offenbaren die neuen Villenstädte an der Ostsee in erschreckender Klarheit. Jedes Haus will ein Individuum sein, anders aussehen als alle andern, womöglich alle Nachbarn übertrumpfen.

In Zeiten gesunden Gefühls wird das Gegenteil angestrebt: der Typus. In unserer Gegend gab es das Patrizierhaus der Stadt, das größer oder kleiner angelegt wurde, aber in den Hauptzügen keinem Wechsel unterlag und durch Übergangsformen mit dem Typus des Kleinbürgerhauses verbunden war, es gab das Bauernhaus, das örtlich abgewandelt wurde, aber in Grundriß und Aufriß durch die Jahrhunderte gleich blieb. Es gab das Haus des Kätners, des Fischers und Schiffers. Wer bauen wollte, wußte genau, wie sein Haus aussehen würde, weil er seinen Stand und sein Bedürfnis kannte und weil der Stil sich von selbst verstand. Das Ergebnis war die große Gleichmäßigkeit der Gesamterscheinung und eine unsagbare Fülle von Abwandlungen in den Einzelheiten. Nicht das Haus wurde Individuum, sondern die Tür oder der Giebel. Heute weiß keiner, der bauen will, wie sein Haus aussehen wird. Heute setzt die Erfindung da ein, wo sie eine unmögliche Aufgabe vorfindet, bei der individuellen Gestaltung der Gesamtanlage und des Gesamteindrucks. Es geht beim Haus wie beim Stuhl. Die Maler, die jetzt unsere Stühle zeichnen, tun gern, als wäre das Problem des Stuhls noch nie gestellt und nie gelöst, und als seien sie berufen, das Versäumte nachzuholen. Was dabei herauskommt, sind mit seltenen Ausnahmen ungeheuerliche Ausgeburten an Geschmacklosigkeit und Unbrauchbarkeit. Wie es auch nicht anders sein kann, denn ein einzelner Mensch kann unmöglich soviel Arbeit leisten, wie fünfzehn Geschlechter von Spezialisten im Stuhlbau — so viele etwa haben Erfahrungen gesammelt, vermehrt und weitergegeben, bis am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts die Muster praktischer Brauchbarkeit und technischer Vollendung erreicht waren.

Wir müssen in unserer bürgerlichen Baukunst zu einer neuen Typenbildung kommen, wenn wir aus dem Tohuwabohu, das uns umgibt, herauswollen. Solche Typenbildung tritt schon auf, wo das Bedürfnis sich nicht länger knechten läßt, im Berliner Geschäftshaus, im Hamburger Kontorhaus. Sie fehlt noch oder steckt in den Anfängen der Entwicklung im Einzelwohnhaus, im Zinshaus, in der Villa, im Logierhaus der Badeörter.

Diese Typen können nur im Anschluß an örtliche Bedingungen gesucht und gefunden werden. Es gehört sich nicht, uns, wie es von einer jungen Architektenschar

so vielfach versucht wird, die Bausprache der Engländer aufdrängen zu wollen, um uns aus der Nachäffung des Alten zu erlösen.

Als wir Travemünde verließen, das einer großen Zukunft entgegenstrebt, dachte ich an das hamburgische Seebad Cuxhaven, an die starke materielle Entwicklung dieser einst so reizenden Stadt mit ihrer reichen Umgebung, und an die niederdrückende Barbarei der neuen Architektur, die das Bild der Stadt zerstört hat, so daß es an vielen Stellen ganz unleidlich geworden ist. Und ich fragte mich, warum man den Dingen den Lauf läßt, auch wenn es deutlich erkennbar wird, daß sie ins Verderben rennen. Gibt es innerhalb der bestehenden Einrichtungen keine Möglichkeit, dem groben Unfug zu steuern?



Von der Reede von Travemünde aus, wo die „Hamburg" verankert lag, besuchten wir mit unserer flinken Pinasse, die für unser Gefühl etwas von einem lebenden Wesen angenommen hatte, die übrigen Seebäder an der Neustädter Bucht von Niendorf bis Scharbeutz. Niendorf ist das älteste. Es hat viel von seinem ursprünglichen Wesen bewahrt. Seine Bauernhäuser sind zu Logierhäusern ausgebaut und haben auch noch hie und da ihre ursprüngliche Farbigkeit bewahrt. Zu irgend einer Zeit hat irgend jemand die Giebel der niedersächsischen Bauernhäuser mit ausgesägten Ornamenten im Schweizerstil zu schmücken begonnen, und weil es sehr geschmacklos und unpassend war, ist es überall nachgeahmt worden.

Bis zu Timmendorf, dem nächstfolgenden größeren Badeort, ist der Kranz von Häusern an der Bucht schon fast geschlossen. Hier hat der hochbegabte Griesebach gebaut. Wir konnten im Vorübergehen sein Haus nicht wiederfinden. Es ist alles schon hinter dem Grün der Büsche und Bäume versteckt. Griesebach wäre der Mann gewesen, den Typus des Landhauses hinzustellen, soweit er jetzt schon bestimmt werden kann, und soweit ihn der Architekt bestimmt. Denn im letzten Grunde baut ja nicht der Architekt das Haus sondern das Leben des Bewohners, die feste Sitte, für deren Bedürfnisse gesorgt werden muß, und besondere Neigungen und Interessen, für die durch Musik- oder Bildersäle gesorgt werden muß. Wir hätten längst eine eigenartige und ausreichende bürgerliche Baukunst, wenn wir zu festen Lebensformen gelangt wären. Aber das ist eben unser Erbfehler, daß jeder sich sein Leben mit Eigensinn auch in den gleichgültigsten Dingen anders einrichten will als die andern, unsere Eigenbrödelei, unser Unvermögen, die kleinen persönlichen Wünsche und Neigungen zugunsten einer großen allgemeinen Lebensform, die Zeit, Kräfte und Mittel spart, zurückzustellen.

Leben an Bord



Der Rhythmus des Lebens bewegte sich in losen Linien zwischen den für alle festliegenden Punkten der Mahlzeiten.

Früh um acht rief der Steward zum ersten Frühstück, für das der Koch, dem stärkern Hunger auf See angemessen, Eierspeisen in jeder Form, kaltes Fleisch, Marmeladen und die Frühstücks-

getränke Tee, Kakao und Kaffee bereit hielt. Früchte bildeten den erfrischenden Abschluß. Da wir sämtlich Norddeutsche waren, spielte der Kaffee die geringere Rolle.

Früchte zum ersten Frühstück zu essen, muß der Deutsche noch lernen. Man sagt den Amerikanern alle möglichen Diätfehler nach, und wer zu seiner Belehrung einige Bände amerikanischer Zeitschriften hernimmt, um aus einer kurzen Statistik der Anzeigen einen Einblick in die laufenden Bedürfnisse der Gesellschaft zu gewinnen — will man sich rasch über das Leben eines Volkes orientieren, gibt es kaum ein lehrreicheres Mittel — wer den Inhalt der Anzeigen angelsächsischer Blätter prüft, wird neben den meist illustrierten Schulanzeigen (was für Paläste, was für Parks, was für Spielplätze), neben Häusern und Schlössern, die mit der gesamten Ausstattung zur Miete angeboten werden, neben den Anzeigen fashionabler Schneider und ähnlichen Kategorien, die in den Anzeigen unserer Blätter fehlen oder nur spurweise vorkommen, von der ständigen Anpreisung aller denkbaren Magenmittel überrascht sein, die wir aus unsern Blättern nicht kennen, und die auf weitverbreitete Störungen schließen lassen. Bei alledem enthält die angelsächsische Kost einen Posten rohen oder als Jam und Marmelade gekochten Obstes, die den Deutschen unserer Tage in Erstaunen setzt. Wir sind geneigt, eine Form des Luxus darin zu sehen. Ich glaube, es ist mehr, und wenn die Erfahrung eines einzelnen Wert hat, so möchte ich annehmen, daß der Fruchtgenuß am frühesten Morgen einen sehr wohltätigen Einfluß auf die Gesamtstimmung ausübt. Ich habe immer gefunden, daß ich mich den ganzen Tag über frischer und leistungsfähiger fühle, wenn ich morgens Früchte genossen habe. Vielleicht liegt es mit an der gründlichen durststillenden Eigenschaft der Früchte. Wer morgens Früchte ißt, hat nachher kaum noch die Neigung zu trinken. Und trinken über das Bedürfnis des Körpers hinaus ermattet, selbst wenn das Alkoholische ausgeschlossen bleibt. Aus der Erfahrung auf Reisen kann ich die Fruchtdiät sehr empfehlen.

Das zweite Frühstück, ein etwas abgekürztes Mittagessen, wurde um ein Uhr genossen. Halb sechs versammelte sich die Gesellschaft zum Tee auf dem Deck und verbrachte plaudernd die Stunden, bis es Zeit wurde, sich zum Mittagessen umzuziehen, das im Gesellschaftsanzug halb acht Uhr eingenommen wurde.

Da wir nur sieben Teilnehmer waren, konnte das Tisch- und Teegespräch allgemein bleiben, und damit erhielten diese gemeinschaftlichen Mahlzeiten die rechte Würze. Jeder kennt die Regel, daß die Tischgäste die Zahl der Musen nicht überschreiten sollten. Aber diese Binsenweisheit der Kultur ist unserer heutigen deutschen Sitte verloren gegangen. Denn was man weiß, hat man darum noch nicht erfahren, und nur was man erfahren, hat Wert und gestaltende Kraft.

Mit besonderem Vergnügen denke ich an die Teestunden an Deck, wo wir, von der frischen Luft und all dem zufälligen Leben auf dem Deck, dem Blick auf Meer und Küsten angeregt und durch keine Tischtätigkeit gestört, im breiten Strom der Unterhaltung schwammen. Wenn diese Tee- und Tischgespräche stenographiert

worden wären, wir hätten ein anziehendes Buch mehr, denn jeder brachte aus seinem Lebenskreise und seiner Erfahrung eine Fülle seltsamen Stoffes herbei. Die Lebenswege, die sich hier in einem Schnittpunkt vereinigten, hatten rund um die bewohnte Welt und über Höhen und Tiefen der verschiedensten Berufe geführt.

Nach Tisch, in der Dämmerung und in der Nacht, kamen wir noch einmal zu einem Trunk Bier oder (nach englischem Brauch) zu einem Glase Whisky und Soda zusammen.

Außerhalb dieser Mahlzeiten war jeder frei, zu plaudern, mit wem er mochte, zu lesen, seine Kilometer die Planken entlang abzulaufen, auf dem Heck in der Sonne zu liegen oder dem endlosen Formen- und Farbenspiel der Wogen zuzusehen.

Wie so ein Tag unter den Händen verschwand, wo nichts geschah, wo alles Anschauen, Träumen und Plaudern war, kam allen unbegreiflich vor.

Wir kannten uns alle seit Jahren. Die einander nicht verwandt waren, hatten sich oft gesehen und waren zum Teil seit langer Zeit befreundet. Aber selbst diese kamen schließlich zur Erkenntnis, daß sie sich eigentlich kaum gekannt hatten. Wer lernt sich in unserer heutigen deutschen Geselligkeit noch kennen? Geht man nicht wie ein Rührmichnichtan durch die Gesellschaft? Könnte man nicht, ohne daß es aufzufallen brauchte, einen Stellvertreter schicken? Man läßt, wenn man ausgeht, doch eigentlich sich selber zu Haus und trifft die Gastgeber nicht an.

Das ist der persönliche Gewinn, den wir davongetragen haben, daß wir das Selbst geben und empfangen konnten, wo wir sonst gewohnt waren, einander die Hände reichen, Blicke und Reden tauschen zu lassen, ohne daß wir selber immer dabei waren.

Für den Ton, der am ersten Tage angeschlagen wurde, war es ausschlaggebend, daß ein Ehepaar unter uns weilte. Die Rücksicht auf die Dame richtete bei aller Vertraulichkeit Schranken auf, die sich als allgemeine Haltung angenehm fühlbar machten. Ich weiß nicht, ob es sehr viel anders geworden wäre, wenn die Gegenwart der Frau gefehlt hätte, ich kann es mir nicht vorstellen, daß es hätte anders sein können, aber schon eine leise Schwingung abwärts in die Region des deutschen Sichgehenlassens, eine kaum fühlbare Lockerung des Zügels hätte die Harmonie der Stimmung gestört. Es blieb dasselbe, wenn wir abends allein auf Deck waren, und nachdem die Dame uns einige Tage vor Abschluß der Reise verlassen hatte.

Wir hatten uns von der ersten Stunde an Bord so heimisch gefühlt, daß wir jedesmal, wenn die Barkasse uns von einem Ausflug zurück brachte, wirklich nach Haus zu kommen glaubten.

immel und Meer — wir haben nur eine kleine Ecke eines kleinen Binnenmeeres durchmessen, denn was sind Entfernungen von Kiel nach Kopenhagen und von dort nach Bornholm und Rügen für unser erweitertes Raumgefühl? Aber auf dem Heck oder hoch zu Luv liegend, wenn zu Lee die Wellen über das Bollwerk spülten, waren wir in unserm Gefühl so weit von dem Ort, wo unsere Geschäfte

ihren Lauf nahmen, daß der Blick nach Haus vom Stillen Ozean uns kaum ferner geschienen hätte. Nichts löst, nichts trennt, nichts fernt wie eine Seefahrt.

Waren wir noch wir selbst, wo es uns schien, als wären alle Lasten, die auf uns lagen, von unsern Schultern genommen, als hätten wir uns selber zu Hause gelassen? Es kostete nicht viel Anstrengung, sich vorzustellen, daß wir in ein anderes Wesen verwandelt wären, ein Wesen ohne Sorge und Druck, das frei und ungebunden durch den Raum eilte, während unser anderes Selbst im Bureau geblieben wäre und unsere Arbeit täte wie alle Tage.

Die beruhigende Sicherheit, für Briefe und Telegramme unerreichbar zu sein, trug nicht wenig dazu bei, dies Gefühl des Losgelöstseins zu erhalten.

Himmel und Meer sind arme Worte für den reichsten und vielgestaltigsten Inhalt. Vielleicht gibt es nicht noch einmal einen so kleinen Erdenwinkel wie diese Ecke der Ostsee, auf dem Himmel und Meer so unendlich oft ihre Miene ändern. Die Kieler Föhrde und der Sund, so nahe beieinander, tragen fast dieselben entgegengesetzten Züge wie Nordsee und Ostsee.

Über den schmalen Landstrich, der die Meere trennt, langt der West, der von der Nordsee herüberstreicht, noch unausgetrocknet auf der Kieler Föhrde an, und die feuchten grauen Stimmungen mit lastendem Gewölk sind dort fast so häufig wie an den Küsten der Nordsee.

So oft ich den Sund gesehen, diese Stimmungen habe ich dort nie beobachtet. Er hat die dünne, magere Luft der Ostseeküsten, die uns Hamburgern, ehe wir die Natur des Landstrichs kennen gelernt haben, auf dänischen Bildern oft so befremdlich vorkommt, wo wir an die übersättigte, alles einhüllende, schwere Luft und den niedrigen Wolkenhimmel gewöhnt sind und an Farben, die unendlich viel satter stehen als die der Ostseelandschaften.

Es wunderte uns vom Sund aus immer wieder, wie oft Himmel und Meer ganz auseinander fielen. Zu einer schweren, blauvioletten See mit weißen Kämmen, so satt, so tief an Farbe, wie wir zu Hause kein Wasser kennen, ein ganz heller, magerer, fast farbloser Himmel. Es läßt sich gar nicht vorstellen, wie ein Maler das zusammenbringen kann, daß es ins Gleichgewicht kommt. Das Wasser schien uns auf dieser ganzen Fahrt sehr viel schöner als der Himmel zu sein, und es zog uns immer wieder an, uns den Himmel zuzudecken und zu beobachten, wie Segel, Heck und Steven der Yacht zur Farbe des Wassers standen, oder wie die weißen Gestalten der Matrosen mit ihren roten Mützen in Sonne oder Schatten mit dem Hintergrund der grünen, blauen oder violetten Wogen zusammengingen oder kontrastierten. Manchmal gab es blendende, dann wieder tonige Wirkungen. Das Heftigste entstand, wenn bei scharfer Sonne ein Mann am Steuer in gelbem Ölzeug sich von dem violetten Hintergrund abhob, manchmal brutal, manchmal — die Abschattung war alles — in barbarischer Pracht.

Man mußte sich fragen, ob die scheinbare Abneigung der dänischen Maler gegen das eigentliche Seestück nicht vielleicht mit der Natur des Sundes zusammenhängen möchte.



Endlosen Stoff zur Unterhaltung bot die Beobachtung der Leute in der malerischen Erscheinung ihrer weißen Anzüge und roten Mützen, wie sie bei der Arbeit waren oder in der freien Zeit auf dem Heck oder Steven umherlagen, wie sie einzeln oder in Gruppen gegen den Hintergrund des hellen Himmels oder der dunkeln See standen. Gelegentlich ergab sich ein Gespräch mit dem einen oder dem andern, und es war sehr anziehend, einen Blick in ihr Leben oder auf ihre Hoffnungen zu tun. Viele waren, obwohl sie das dreißigste Jahr nicht erreicht hatten, verheiratet und hatten Frau und Kinder zu Haus. Wir freuten uns immer wieder an dem unbefangenen, freien Wesen. Freilich war es eine sehr gewählte Mannschaft, die einzige deutsche auf einer Yacht von der Klasse der „Hamburg".

Am häufigsten unterhielten wir uns mit dem Kapitän. Er war desselben Ursprungs wie die meisten seiner Leute, ein Sohn von Fischersleuten. Einige Matrosen der Mannschaft sahen als Typus nicht schlechter aus als er, aber im Auftreten und in jeder Bewegung, welch ein Unterschied. Wer auch nur die Silhouette des Kapitäns erkennen konnte, mußte fühlen, der Mann, der so steht und so den Kopf hält, ist gewohnt, zu befehlen, und diese Gewohnheit, Herr zu sein drückt sich ohne jede Spur von Steifheit, Anmaßung oder Überhebung auch dann aus, wenn es nichts zu befehlen gibt. Dabei war der Ton des Kommandos durchaus ruhig. Selbst in schwierigen Augenblicken, wo rasche Entscheidungen getroffen werden mußten, trat keinerlei Aufgeregtheit oder lautes Wesen an den Tag. Es ist wohl alte Überlieferung im niederdeutschen Stamm der Seeleute, daß es so hergeht. Aber ich hatte doch bisher diese Gedämpftheit des Tons in ähnlichen Verhältnissen noch nicht beobachtet und freute mich unausgesetzt daran. Das schien uns allen als die eigentliche Art, wie ein so vornehmes Schiff geführt werden mußte, und wir fragten uns manchmal, warum sich dieser Ton an Land so überaus selten wahrnehmen ließe, in Deutschland wenigstens, wo so leicht der sogenannte Unteroffizierston auch von denen als Ideal des Verkehrs angewandt wird, deren Erziehung sie andere Formen gelehrt haben müßte.

An ganz neue und ungewohnte Bewegungen muß sich an Bord der Körper gewöhnen.

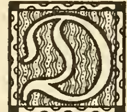
Wenn der Sturm die ungeheure Segelfläche zu Wasser drückt und an der Leeseite die Wellen über Bord spülen, dann ist es nicht immer leicht, auf dem schrägen Deck sich zu behaupten. Alles Gehen wird fast ein Klettern an steilem Abhange, und an der Leeseite kann man im Wasser waten und hat, wenn das Geländer untertaucht, das Gefühl, auf den Wogen zu wandeln. Ohne die leichten weißen Segeltuchschuhe mit den rauhen Gummisohlen, die fest auf dem Verdeck haften, wäre es oft unmöglich, das Gleichgewicht zu behalten. Nach dem Mittagessen wurden denn auch die Lackschuhe immer gleich mit dem sichern Fußzeug vertauscht.

Das Herumliegen auf dem Heck, am Treppenhaus, oder wo man sonst nicht im Wege ist, gehört zu den ungewohnten Genüssen. Auf die mit Segeltuch über-

zogenen Schemel gestützt, deren lose Griffe von Tau auf eine denkbare Verwendung als Rettungsring berechnet sind, hat der Körper beständig zu tun, sich den Bewegungen des Schiffes anzupassen. Aber es ist eine mechanische Arbeit, deren Regelung sich durch einen Antrieb aus dem Unbewußten vollzieht.

Nichts Wohligeres auf der Welt, als so auf dem Heck in der Sonne zu liegen, zu lesen, zu plaudern, zu träumen, die Wellen zu verfolgen, einzuschlafen, wenn die Nachtruhe zu kurz gewesen war, und aufzuwachen ohne Bewußtsein ob und wie lange der Schlaf alle die halbwachen Regungen der Seele eingelullt hatte.

Ich hatte mir allerlei Bücher mitgebracht, die Ruhe, Zeit und Stimmung fordern. Aber ich habe sie nicht angerührt, denn ich fühlte einen Hunger nach sehr leichter Kost und hatte reichlich genug an einem Roman, in dem ich immer stecken blieb, an einer Reisebeschreibung, die ich nicht zu Ende las, und an den Reiseführern, in denen ich nur die Karten und Pläne besah. Den übrigen ging es nicht anders. Auffallend war die Abneigung gegen Zeitungen, die ich auch von Landreisen her kenne, aber nie so stark empfunden hatte. Wer an Land ging, brachte das neueste mit, aber alle blieben schon in den Depeschen stecken.



Die kleine pfeilgeschwinde Barkasse mit ihrem bequemen Sitz war uns von der ersten Fahrt an Bord her lieb geworden wie ein gutmütiges Haustier. Es gehörte zu den großen Annehmlichkeiten des Lebens an Bord, daß sie, wenn wir vor Anker gingen, sofort zur Verfügung stand. Bei schwerem Seegang wurde auch wohl eins der Ruderböte benutzt. Den Segelkutter zu Wasser zu lassen, bot sich keine Gelegenheit. Er dürfte aber auf längeren Fahrten der Yacht für Segelsport und Fischerei seine großen Annehmlichkeiten haben.

Versuche, mit der Angel zu fischen, mißlangen, wie der Kapitän es vorausgesagt hatte. Auf der Ostsee soll nie etwas dabei herauskommen, während der Sport schon auf der Nordsee stets mit Erfolg ausgeübt wird. Ostseefische scheinen anderer Natur zu sein.

Fahrten, wie die auf der „Hamburg", hatte noch niemand von uns gemacht, obgleich die meisten von uns seebefahrene Menschen waren, und mehr als die Hälfte Reisen um die Welt gemacht hatte.

Ich mußte oft an das Leben der englischen und amerikanischen Gesellschaft denken, die seit langer Zeit solche Genüsse kennt und sie zu einem festen Bestandteil des Erholungs- und Vergnügenswesens gemacht hat. An England vor allem, wo das Meer überall so nahe liegt, die Küsten mit Vorgebirgen, Buchten und Inseln soviel Abwechslung bieten, das benachbarte Frankreich, Spanien und — für größere Yachten — die Gestade der Mittelmeerländer einen unerschöpflichen Schatz reizvoller und großartiger Küstenentwicklung bereit stellen. Eine neue Form von Vikingertum ist dort im Spiel aufgelebt.

Für eine gründliche Ausspannung läßt sich eine köstlichere Lebensform nicht denken, als mit guten Freunden auf eine weite Segelfahrt zu gehen.

Unser deutsches Leben ist noch arm an solchen Freuden. Wir müssen noch zu

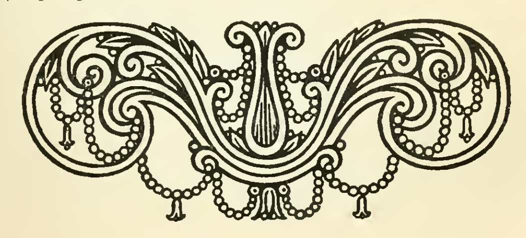
viel arbeiten, und wir haben noch keine Übung in den modernen Formen der Erholung. Bei uns — für die Gesellschaft in Hamburg freilich nicht — herrscht noch das mittelalterlich-zünftlerische Leben in der Kneipe, das uns Milliarden kostet und nichts einbringt als Gesundheitsstörungen und eine Kräftigung von allerlei schlechten Angewohnheiten und unangenehmen deutschen Charaktereigenschaften, die wir nicht zu nennen brauchen. Dazu die Luft — es ist, als ob in Deutschland das Gefühl der Reinlichkeit sich nicht bis auf dieses Gebiet erstreckte. Das Bedürfnis nach reiner Luft soll noch erst geweckt werden. Wir unterscheiden uns in dieser Beziehung nicht sehr viel von der Gleichgültigkeit der Eskimos, wie uns die Reisenden sie schildern.

Die Statistik belehrt uns über so viele Dinge, deren Wichtigkeit wir nicht einsehen. Könnte sie uns nicht einmal ziffermäßig nachweisen, was dem deutschen Volk die Aufrechterhaltung seiner Unkultur kostet? Wie viel Geld gibt es jährlich für die Kneipe aus, was mögen in den norddeutschen Städten die bestöhnten Diners kosten, was verschlingt die grauenhafte Bildnisphotographie, was kosten die schlechten Denkmäler, wie viele schlechte Bilder werden gekauft, was verschlingt der schmähliche Überfluß an unnützem und widerwärtigem Schmuck der Architektur?

Es wäre eine anregende Studie, zu überschauen, wie der Engländer alle Arten der heutigen Fortbewegungsmittel seiner Erholung in freier Luft dienstbar gemacht hat, von der Dampfyacht, der Segelyacht in allen Größen, dem Hausboot auf Seen und stillen Flußläufen, der alten Postkutsche, dem Hauswagen, von dessen Zigeunerreiz bei üppigstem Komfort die Wissenden schwärmen und die Kinder träumen, bis zu den allerneuesten Hilfsmitteln, die der Kraftwagen und das Kraftboot in allen Anwendungsarten bereit halten.

Wir Deutschen sind noch nicht in der Lage, soviele Anforderungen ans Leben stellen zu können, wie die Engländer. Aber wie viele Freuden könnten wir haben auch innerhalb unserer wirtschaftlichen Verhältnisse, wenn wir das Leben verstehen gelernt hätten, wie sie?

Wir wollen sie studieren ohne die Absicht, nachzuahmen und zu übernehmen. Es ist uns Deutschen erlaubt, von einer anders gearteten Lebensfreude unseres Volkes zu träumen, die unsern anders gearteten — ich möchte glauben — tiefern Ansprüchen genug tut.



Michael/ Roman von Herman Bang

(Erste Fortsetzung)



Der Meister schritt im Arbeitskittel in seinem Atelier auf und nieder. Die Augen hielt er halbgeschlossen, während die Lippen unter dem mächtigen Bart geöffnet waren, als atme er mit Beschwer. — Es wollte ihm nicht gelingen, nein, es wollte ihm nicht gelingen, den Schimmer ihres Haares festzuhalten. — Drei Tage — drei Tage und drei Nächte, und es gelang ihm nicht, es gelang ihm nicht. — Drei Tage — und er sah es nicht. Es lebte nicht unter seinem Pinsel.

Charles Switt, der der einzige war, der außer Michael unangemeldet eintreten durfte, schlug die Portiere zum Atelier zurück. „Guten Morgen," sagte er.

Der Meister wandte den Kopf und öffnete die Augen, deren Ausdruck so müde war, als wären sie erloschen oder als wäre das Augenlicht nach innen gerichtet, auf das Bild, das er sehen wollte. „Was willst du?" sagte er. „Dich besuchen," antwortete Switt. „Ich arbeite," sagte der Meister und setzte seinen Gang fort. „Das weiß ich. Und du hast drei Nächte nicht geschlafen." „Nein." Charles Switt setzte sich. „Jacques hat es mir erzählt," sagte er, „ist das nun nicht unvernünftig?"

Der Meister schritt auf und nieder, während er kurz sagte: „Frau Adelsskjold hat mir vorgelesen." Manchmal, wenn seine Gehirntätigkeit nicht zur Ruhe kommen wollte und das Gehirn doch vergeblich kämpfte, ließ er sich vorlesen, um das Arbeiten seiner Gedanken zu beschwichtigen.

„Was hat sie gelesen?" fragte Switt. „Shakespeare," antwortete der Meister in demselben Ton wie vorhin. Er setzte sich in einen Stuhl, ohne die Augen zu öffnen, in jenes qualvolle Starren vertieft, wodurch er sich selbst zwingen wollte jede Linie und jeden Schatten zu sehen, so daß sie wie Leben auf der Leinwand wirkten.

„Wo ist Michael?" fragte Herr Switt. „Weiß nicht," antwortete der Meister, ohne seine Augen zu öffnen. „Hm," sagte Switt, „er treibt sich jeden Abend im Foyer der Oper herum und liebäugelt mit jeder Balletratte." Der Meister verharrte unbeweglich. „Laß ihn nur," sagte er. „Aber es ist teuer," sagte Switt und sah den Meister an. Der Meister antwortete nicht. Aber vielleicht um seinen Gedanken zu entgehen, die ihn nicht verlassen wollten, sagte er kurz darauf, indem er sich erhob: „Was gibt es Neues?"

Charles Switt erzählte einige Skandalgeschichten aus der Kammer, bis der Meister plötzlich sagte und seine geöffneten Augen hatten plötzlich all ihren Glanz zurückbekommen: „Charles, ich muß es fertig bringen; ich muß sie malen können." Der Meister schritt wieder im Atelier auf und nieder, während er sagte: „Ich

erkenne es ja nur zu gut, das Porträt stellt immer wieder neue Anforderungen an den Maler. Man hat das Lebendige vor sich, gerade vor seinen Augen — dieses Lebendige, du, um das man sich nicht herumdrücken kann, daß man greifen muß und das gemalt sein will. Dies Lebendige, Charles, das kein Pardon gibt." Er stopfte die Pfeife mit seinem Daumen. „Man geht in die Schule, wenn man Porträts malt und man entwächst dieser Schule nie." Er lachte. „Diese große Schule, Charles," sagte er, „wo man die Blätter wenden muß, um in dem aufgeschlagenen Buch des Lebens zu lesen." Er fuhr fort zu sprechen, lebhaft und eindringlich, wie im Quartier Latin, als er siebenundzwanzig Jahre alt war und sein großes Atelier mit sechs gewaltigen Schritten zu durchmessen pflegte. „Vielleicht hätte ich mehr Porträts malen müssen. Das Porträt mit seinem ‚Entweder-Oder', ein Porträt ist Leben oder Tod. Diese Holländer wußten, was sie taten, wenn sie ihre Weiber malten."

Charles Switt lachte. „Du bist heut zwanzig Jahre." „Nein" — und der Meister trat plötzlich heftig auf — „ich bin alt, alt und grau wie ein Prophet des Volkes Israel, und was ist alles, was ich zusammengeschmiert habe, schließlich wert? Manchmal will es mir scheinen, als wären all die Rahmen leer, und als stände ich selbst alt und verbraucht vor dem, was ich nie gemalt habe." „Du hast Michael gemalt," sagte Herr Switt. „Ja," rief der Meister kurz, während Charles Switt ihn aufmerksam betrachtete. „Und wenn ich tot bin, kann man mich neben dem Napoleon-Pfuscher aufhängen, und Herr Raffaëlli mit seinen Straßenjungen wird länger leben als ich."

Er fuhr fort zu rauchen, während er plötzlich die Staffelei mit Frau de Zamikofs Bild ins Licht schob. „Ich habe sie getroffen," sagte er. „Die Linien sind da. Es ist gut und doch nicht zu gut, in einer Rumpelkammer aufgehängt zu werden." „Wenn ich allein bin, sehe ich sie vor mir, die ganze Person, wie sie geht und steht, sehe ich vor mir. Wenn sie aber hier sitzt, ist das Ganze wie weggeblasen." Charles Switt betrachtete ihn noch immer. „Es ist so lange her, seit du Frauen gemalt hast," sagte er. Der Meister antwortete nicht.

Vielleicht mit einem neuen Versuch sich von seinem ewigen Grübeln loszureißen, sagte er: „Wie hübsch Frau Adelsskjold vorliest." „Was hat sie gelesen?" fragte Switt, der stets den Eindrücken, die während der Arbeit auf den Meister einwirkten, folgte — wahrscheinlich mit Hinsicht auf seine ‚Erinnerungen'. Der Meister antwortete nicht gleich. Dann sagte er wie einer, der an etwas anderes denkt: „Romeo und Julia." Herr Switt lächelte plötzlich, so wenig, daß man es kaum sah. „So, so, Romeo und Julia." Der Meister hatte sich gesetzt, und seine Gedanken auf Shakespeare gerichtet, sagte er langsam: „Den kritisiert man nicht und den wagt man nicht zu illustrieren." Kurz darauf aber sagte er mit ganz veränderter Stimme: „Du, Charles, müßte Julia nicht blond sein?" Charles Switt, der an Frau Adelsskjold gedacht hatte, die er vorgestern in der Oper in der Loge der Herzogin von Monthieu gesehen hatte, sagte, ohne eigentlich zu wissen, was er antwortete: „Möglich."

Es hatte sich plötzlich wie ein Schimmer, wie ein Aufleuchten über das Antlitz des Meisters gebreitet. „Ja, ja," sagte er, und es war, als würden ganz andere Gedanken in ihm geboren: „sie müßte blond sein ... aschblond." „Jetzt mußt du gehen," sagte er hastig und stand auf. „Du mußt gehen" — und seine Stimme hatte einen ganz anderen Klang, „ich will arbeiten." Herr Switt erhob sich, als der Meister sich zu ihm wandte. „Charles," sagte er, „es ist doch das Einzige im Leben." „Was?" sagte Herr Switt. Der Meister schlug mit seiner Faust auf die Schulter des Freundes. „Das Vollkommene zu wollen," sagte er. Er stand einen Augenblick nachdenklich und hatte wieder die Stimme verändert, als er sagte: „Wie schön müßte es sein, vor seiner Leinwand zu sterben, nach einem letzten Pinselstrich, der ganz gelungen wäre." „Adieu." Herr Switt kam in die Halle hinaus, wo der Majordomus wartete. „Bleiben Sie nicht zum Frühstück, Herr Switt?" fragte Jacques. „Nein, ich bin fortgeschickt worden." „Hm," sagte Jacques, „die Zamikof kommt." „Soll sie heut Vormittag sitzen?" fragte Herr Switt. Jacques verzog eine Sekunde sein Gummigesicht. „Das weiß ich nicht," sagte er und reichte Herrn Switt den Hut, „wenn nicht gemalt wird, wird geschwatzt."

Charles Switt stieg langsam die fünf Stufen des Vestibüls hinab. Der Meister hatte hastig seine Staffelei zurechtgestellt. In einem Nu hatte er die Farben gemischt. Ja, ja, da hatte er ihn, den Schimmer — endlich. — Endlich. Jacques kam herein. „Geh," rief der Meister. Und er fuhr fort zu arbeiten. Endlich. Und die strahlenden Augen auf die Leinwand geheftet, legte er den grauen Glanz, den endlich gefundenen Glanz über Frau de Zamikofs herrliches Haar.

Er hatte eine Stunde gearbeitet, hin und wieder die Augen schließend, um seine Sehkraft zu zwingen, und wieder arbeitend, um das Gesehene festzuhalten — als er den Kopf wandte. „Wer ist da?" fragte er. „Ich bin es nur." Es war Frau de Zamikof, die vor dem Türvorhang stand und die jetzt durch das Zimmer schritt, mit jener leichtvorgebeugten Haltung des Oberkörpers, die großgewachsenen Frauen beim Gehen eigen ist.

Wie ein Blitz huschte es über das Antlitz des Meisters. „Ich arbeite," sagte er, „tun Sie inzwischen, was Sie wollen."

Prinzessin Zamikof wanderte durch das Atelier, wie sie gewöhnlich zu tun pflegte, indem sie die Vasen, Schalen und Kristalle mit Kennerblicken betrachtete — vielleicht auch mit jenem etwas wägenden Blick, der ihr manchmal eigen war und den sie von ihren Krämervorfahren aus den Kaufbuden Odessas geerbt hatte. Dieser Blick war noch aus jenen Tagen, bevor der alte Fürst Zamikof sie geheiratet hatte, wie ein Sultan, der sich ein Weib für seinen Harem erwählt.

Der Meister arbeitete weiter, während Frau de Zamikof lange vor dem Jünglingstorso stand, einem Fund aus Sizilien, den die Königin Margarita dem Meister geschenkt hatte. Claude Zoret wandte den Kopf. „Er ähnelt Michael," sagte er. „Ist Ihnen das nie aufgefallen?" Die Fürstin lachte, als wollte sie ein heimliches Mißvergnügen durch ihr Lachen verbergen, und sagte: „Gibt es überhaupt eine

Schönheit, die nicht Herrn Michael gleicht?" „Setzen Sie sich, setzen Sie sich," sagte der Meister plötzlich und, indem er lachte und sein leuchtender Blick ihre Gestalt umfaßte, sagte er: „Sie hätten wahrlich Grund zu klagen." Frau de Zamikof hatte die Lippen geöffnet, als wolle sie sprechen. Aber nur ihre Augen richteten sich groß und weitgeöffnet auf den Meister, der weiter arbeitete, während sie sich setzte. „Gut," sagte er und trat einige Schritte vom Bild zurück. „Gut," sagte er wieder.

In seinen Augen glühte ein helles Feuer, wie in denen des Raubtiers, das seine Beute enger und enger umkreist, während die Brillanten an Frau de Zamikofs gefalteten Händen blitzten, als strahlten sie von einem heimlichen Triumph.

Plötzlich aber brach der Meister ab und warf seine Palette fort. „Nein," sagte er, „jetzt wollen wir essen." Die Prinzessin lachte. „Ja," sagte der Meister, „ich bin hungrig." Und er klingelte. Frau de Zamikof sagte, und machte noch keine Miene sich zu erheben: „Aber Herr Michael ist noch nicht da." „Das ist seine Sache," antwortete der Meister und reckte die Arme, „wir essen." Ein plötzliches Lächeln war über das Antlitz der Prinzessin gehuscht, während der Diener an der Tür erschien. „Lassen Sie anrichten," sagte der Meister. Jules zögerte eine Sekunde. „Herr Michael ist noch nicht gekommen," sagte er. „Lassen Sie anrichten." Der Diener ging und der Meister sagte: „Verzeihen Sie einen Augenblick"; dann ging auch er.



Frau de Zamikof war langsam die goldene Treppe hinabgestiegen. Gesenkten Hauptes durchschritt sie das Wohnzimmer, während sie auf ihrem Gang ihre Füße betrachtete. Ohne es zu wissen, blieb sie neben der Säule stehen, die die Kristallschale mit den ungeschliffenen Rubinen trug, die in ihrem matten Glanz blutgefüllten Kapseln glichen. Halb in Gedanken nahm sie einige der Steine in ihre hohle Hand und ließ sie in die Schale zurückfallen, bis sie plötzlich von dem klirrenden Laut geweckt wurde und die Edelsteine betrachtete, die sie noch in der Hand hielt, während ein begehrlicher Ausdruck in ihre Züge trat. Plötzlich hörte sie das Lachen des Meisters von der Tür her und sie ließ die Steine fallen, während Claude Zoret noch immer lachte. „Frau de Zamikof," sagte er, und lachte ohne Aufhören, „Sie betrachten die Edelsteine mit Blicken, wie Diebe Gold betrachten." Und während er noch immer lachte und sich aufs Knie schlug, wie ein Bauernbursch sich auf seinen Schenkel schlägt, sagte er: „Ich will Sie malen, Prinzessin, mein Wort darauf, ich will Sie für den Louvre malen." „Aber jetzt wollen wir essen," sagte er und bot ihr den Arm.

Sie gingen in das kleine Eßzimmer, wo der Diener hinter dem lederbezogenen Lehnstuhl wartete — während der Meister unaufhörlich sprach, ausgelassen, von einer ganz ungewohnten und unbegründeten Freude ergriffen. Er erzählte von allem möglichen, von den Tagen, als er kaum das trockene Brot zum Leben gehabt, von den Zeiten im Quartier Latin, von den Bildern, die er für hundert Sous verkauft ... Und vom Treppenhaus, das er im Auftrage des Krämers gemalt hatte. Er zeichnete mit dem langen Brot, von dem er immer selbst beim Frühstück zu brechen gewohnt war, eine Girlande in die Luft. „Girlanden

sollten es sein und rot sollten sie sein, rote Rosen," sagte er. „Na, und rot wurden sie, mit himmelblauen Bändern." Der Meister lachte. „Da," sagte er und reichte Frau de Zamikof plötzlich das Brot hin, damit sie sich wie in einer Kneipe ein Stück davon abbrechen sollte. Die Prinzessin lachte. „Danke," sagte sie und griff zu.

Er fuhr fort zu erzählen, sie unausgesetzt mit seinen sieghaften Augen betrachtend, von einer sprühenden Freude ergiffen — jener Freude, die niemand außer Michael kannte und die an Sommertagen über ihn kommen konnte, wenn sie zusammen den Wald durchstreiften, oder in jenen gesegneten Augenblicken, wo seine Schöpfungskraft neuen Boden gewonnen hatte. „Ja, das war damals," sagte er, „damals als wir noch jung waren."

Es wurde einen Augenblick geschwiegen, bis Frau de Zamikof mit veränderter Stimme sagte: „Als Frau Zoret lebte." Der Meister hob den Kopf. „Ja," sagte er kurz. Und Frau de Zamikof, die nie ihren Fuß auf den Kirchhof von Montreuil gesetzt hatte, sagte: „Ich werde ihr Bildnis nie vergessen." Der Meister antwortete nicht.

Und hastig, in dem Gefühl zu viel gesagt zu haben, begann Frau de Zamikof von Rußland zu sprechen, von Odessa und von den weiten Ebenen an der Wolga — unwillkürlich und mit weiblichem Instinkt wie mit den Augen des Meisters sehend, alles in Farbenwerte umschaffend, die Wogen der Weizenfelder gelb in gelb malend, so weit das Auge reichte. Während der Meister, die starken Arme weit vor sich auf dem Tisch, ihr mit demselben Gesichtsausdruck ins Antlitz sah.

Michael sprang leichtfüßig die Marmorstufen des Vestibüls hinauf: „Malt der Meister?" fragte er. Der Majordomus blieb in seinem gotischen Stuhl sitzen. „Sie ist da," sagte er. Es ging wie ein Zittern über Michaels Gesicht, während er seinen Hut beiseitewarf. „Die fängt jetzt wohl an, schon vor Tagesanbruch zu kommen." Jacques verzog sein Gesicht zu tausend Fältchen. „Schließlich bleibt sie noch die Nacht über hier." Und er fügte hinzu: „Sie essen." Michael hatte sich hastig umgewandt. Der Meister war seit fünf Jahren nie zu Tisch gegangen, bevor er gekommen war. „Sie sind gewiß hungrig gewesen," sagte er, während es um seine Mundwinkel zuckte. „Wahrscheinlich" antwortete Jacques und zeigte sein Zahnfleisch, das ohne Zähne war. Und Michael und er vereinigten sich zu einem plötzlichen Strom von Schmähworten, womit sie, wenn sie allein waren, die „Russin" überhäuften. „Na," sagte Michael, „ich muß jetzt hinein."

„Du bist schon zu Tisch gegangen," sagte er zum Meister, als er ins Zimmer trat. „Weil du zu spät kommst," antwortete der Meister. Michael antwortete nicht gleich, sondern sah zur Kaminuhr hinüber, die noch nicht ein Uhr zeigte. „Vielleicht," sagte er, während sein Blick den Meister streifte. Die Fürstin, die ihren Kopf leicht geneigt hatte, hatte er kaum gegrüßt.

Während der Diener Michael von den halbkalten Gerichten reichte, fuhr Frau de Zamikof fort von Rußland zu erzählen, von einer Reise durch den Kaukasus, die sie mit dem Fürsten gemacht hatte: Lawinen waren vor ihren Wagen herab-

gestürzt wie zersplitterte Welten von Weiß, und rauschende Flüsse wurden die Berge hinuntergepeitscht, wie der flimmernde Schaum des leuchtenden Platina. Frau de Zamikof fand, dank einer halb unbewußten Anspannung, noch stärkere Farben und mannigfaltigere Bilder — während der Meister lauschte, ohne Michael einen Gedanken zu schenken, der über sein Essen gebeugt saß. „Ja," sagte der Meister, „Rußland ist groß."

Plötzlich hob Michael den Kopf und sagte mit einer Stimme, die hart wie ein Schlag wirkte: „Es muß Platz für seine Horden haben." Frau de Zamikof sagte mit einem Lächeln, das Michaels glühendes Antlitz streifte: „Herr Michael, wie können Sie eigentlich" — und die Fürstin sprach sehr langsam — „als Tscheche solchen brennenden Haß gegen Rußland nähren? Sie verleugnen damit Ihre eigene Rasse, denn wir beiden sind doch ... Verwandte." Der Meister hatte vor sich hingesehen, und mit veränderter Stimme sagte er: „Vielleicht müßten wir alle es hassen." Und plötzlich etwas aussprechend, was vielleicht schon lange sein innerster Gedanke gewesen war, sagte er: „Die langen Wege der Weltgeschichte sind seltsam." Er sprach leise und sehr langsam: „Frankreich mußte während Hunderte von Jahren Genies hervorbringen, um schließlich seine Milliarden an den zu vermachen, der uns alle gebrauchen wird." Es war wie ein Zucken über sein Antlitz gegangen.

Aber er verließ seinen eigenen Gedankengang und sah rasch zu Frau de Zamikof hinüber, deren Augen eine Sekunde in Michaels geruht hatten, die plötzlich aufgeleuchtet waren. Frau de Zamikof, die nur halb zugehört hatte, sagte hastig, mit sehr weicher Stimme: „Meister, weshalb sollen die Menschen so weit in die Zukunft blicken?" „Nein," sagte Claude Zoret und lachte, „das ist wahr. Schließen wir lieber die Augen."

Frau de Zamikof begann, immer noch etwas hastig, nach dem Service zu fragen, auf dem sie den Nachtisch serviert bekamen, seltene Teller mit einer Krone und einem fürstlichen Namenszug. „Das Porzellan ist Michaels Sache," sagte Claude Zoret, „er sammelt die Scherben hier im Hause." Michael hatte den Kopf erhoben, um Frau de Zamikofs Frage zu beantworten. Die Prinzessin aber begann, ohne Michaels Antwort abzuwarten, eine Geschichte vom rumänischen Hof zu erzählen. Es war eine Anekdote, die einen Monarchen sehr lächerlich machte und über die der Meister lachte — während Michael, der sein Haupt rasch wieder gesenkt hatte, seine linke Hand um das eichene Tischbein ballte. Frau de Zamikof erzählte mehr Hofgeschichten, während sie mit ihrer wohlgeformten Hand weiße Nußkerne zwischen die Lippen schob, die die Zähne mit einem Ruck ergriffen — bis der Meister sagte: „Übrigens pflegen diese Menschen" — und er sprach von den Fürsten — „mir nur Mitleid einzuflößen." „Mitleid?" „Ja, denn sie haben ja nicht darum gebeten zur Welt zu kommen, um in einem Käfig auf einem rotbezogenen Stuhl zu sitzen."

Die Stimme der Fürstin, die so leicht einen schwermütigen Klang annehmen konnte, antwortete: „Sitzen nicht alle Menschen in einem Käfig, immer ein Käfig

neben dem anderen?" „Ja," antwortete Claude Zoret, „aber die Meisten zimmern ihn sich selbst." Wie ein ungewohnter Zornesblitz schoß Michaels Blick zum Meister hinüber, der ihn nicht sah, während Frau de Zamikof ihn aufgefangen hatte. „Sind wir fertig?" fragte der Meister die Prinzessin, „Gesegnete Mahlzeit."

Und zu Michael gewandt sagte er: „Du kommst wohl ins Atelier — nachher." Michael hatte sein Antlitz erhoben, das so weiß war, wie sein weißer Hals. „Ich erwarte Adelsskjolds bei mir zu Hause," sagte er und machte eine halbe Verbeugung vor Frau de Zamikof, die des Meisters dargebotenen Arm ergriffen hatte.

Als sie die Treppe zum Atelier hinaufschritten, sagte die Prinzessin und lächelte: „Herr Michael war schlechter Laune." Der Meister lächelte, „So?" sagte er, „ja, wenn junge Leute anfangen zu leben, sind sie immer so launisch wie Kinder, die zahnen."

Im Atelier begann der Meister wieder zu arbeiten. Plötzlich aber hielt er inne. „Nein, nein, heut nicht mehr," sagte er, „wir müssen einen günstigen Augenblick abwarten." Und mit seinen Augen, strahlend vor Sieg oder Glück, sagte er: „Kommen Sie, Prinzessin, heut begleite ich Sie selbst hinaus." Er bot ihr den Arm und führte sie ins Vestibül hinaus. Der Majordomus hatte sich erhoben, die Lippen fest zusammengekniffen, und wollte Frau de Zamikof ihren Mantel reichen. Der Meister aber nahm ihn selbst und legte ihn ihr um die Schultern. „Vielen Dank," sagte er mit seiner breiten Stimme. „Weshalb danken Sie?" fragte Frau de Zamikof. Der Meister lächelte und sagte: „Weil ich Sie heut *gesehen* habe, Fürstin," und er verabschiedete sich von der Prinzessin auf der obersten Stufe der Treppe.

Michael hatte eine der Türen zum Vestibül geöffnet. Mit vorgeschobenen Lippen zögerte er eine Sekunde auf der Schwelle: „Bist du noch da?" sagte der Meister und ging an ihm vorbei. „Ja, noch," antwortete Michael. Der Meister ging ins Atelier. Stundenlang kämpfte er mit Frau de Zamikofs Bild, mit dem Gesichtsausdruck, den er gesehen hatte, als Prinzessin Zamikof die Rubinen betrachtete — mit jenem Ausdruck . . . jenem Ausdruck des Begehrens.

. . . Frau de Zamikof fuhr, nachdem sie sich umgekleidet hatte, ins Bois. Als der Wagen gerade beim Triumphbogen abbiegen wollte, ließ sie den Kutscher halten. Sie hatte Herrn Switt gesehen und winkte ihn heran. Und strahlend, wie jemand, der sehr glücklich ist, oder vielleicht wie jemand, der sich Freunde sichern will — beugte sie sich vor und sagte: „Wie ist das Wetter herrlich. Wollen Sie nicht mitfahren?" Herr Switt stand auf dem Wagentritt und blickte ihr ins Gesicht: „Wenn man nicht mit dem Ritter fahren kann, dann nimmt man mit seinen Knappen fürlieb."

Frau de Zamikof zögerte einen Augenblick, bis sie mit derselben Stimme sagte, während ihre Augen ihn anstrahlten: „Daran hatte ich gar nicht gedacht. Aber Sie haben Recht."

Sie fuhren zusammen und sprachen von allem Möglichen. Plötzlich sagte Frau de Zamikof: „Finden Sie Michael auch so ‚unendlich' schön? Der Meister treibt ja einen wahren Götzendienst mit ihm." Charles Switt betrachtete sie etwas von der Seite. „Ja," sagte er, „er ist wohl das schönste Phänomen für einen Maler, das es in Paris gibt." Die Prinzessin lachte, und sagte dann kurz darauf und langsamer: „Er hat allerdings andere Farben in seinem Gesicht, als alle anderen Menschen." Sie grüßte den russischen Militär-Attaché, der vorbeiritt und begann vom Großfürsten Wladimir zu sprechen, der kürzlich nach Paris gekommen war.

... Michael ging mit raschen Schritten durch sein weißes Wohnzimmer und zog die persischen Portieren des Rauchzimmers auseinander. Weiter kam er nicht, gegen den Türpfosten gelehnt und am ganzen Körper zitternd, fing er an zu weinen, schluchzte unaufhaltsam, während er die strömenden Tränen mit der Portiere, wie mit einem Tuch abtrocknete. Dann hob er sein Antlitz, das wie von einem Kinderschmerz verheert war. So war er noch nie von Claude behandelt worden. Und daran hatte sie Schuld — „diese Russin". Wie einen Fremden behandelten sie ihn — ja, alle beide — und betrachteten ihn wie eine Art Tier, das kein Wort sagen konnte. Ja, mit solchen Augen betrachtete Claude ihn — und sie. Er schluchzte wieder und fuhr fort zu schluchzen. Dann setzte er sich an seinen Schreibtisch. Er wollte nach Hause schreiben — nach Prag. Ja, er wollte schreiben. An seine Schwester. Er hatte ihr so oft Geld geschickt, ohne ein Wort dabei zu schreiben. Er nahm einen Bogen und schrieb in seiner Muttersprache: „Liebe Schwester," bis ihm von neuem die Tränen kamen und er die Feder sinken ließ und auf das leere, weiße Blatt hinabstarrte. Er dachte an daheim. Er wollte sie sich alle ins Gedächtnis rufen, seine Mutter, und die kleinen Kinder seiner Schwester und alle seine Kameraden ... Aber es war, als könne er sich auf nichts besinnen und er sah nichts anderes vor sich als die Haustür — nur die niedrige, graue Tür mit der Klingel ... Vielleicht war Claude ihm wegen irgend etwas böse. Vielleicht war er unhöflich gegen Prinzessin Zamikof gewesen. Ja, er war unhöflich gegen sie gewesen. Er wußte es wohl, aber ... Es war auch zu ärgerlich, daß sie zu Tisch gegangen waren. Jetzt aber — und plötzlich lächelte er — jetzt wollte er wieder hingehen und so tun, als wenn gar nichts vorgefallen wäre. Oder er wollte Claude um Entschuldigung bitten. Ja, das wollte er. Seine Augen fielen zufällig auf den Brief, den er ganz vergessen hatte, und er schrieb hastig: „Es geht mir gut und ich grüße Euch alle. Dein Bruder Eugène Michael." Er legte zwei Scheine bei.

„Lassen Sie den Brief einschreiben," sagte er zum Diener, der an der Treppe stand. Und er ging.

Als er das Atelier betrat, stand der Meister noch immer vor Frau de Zamikofs Bild. „Bist du es?" sagte er und wandte den Kopf, während Michaels Antlitz beim Klang seiner Stimme aufleuchtete. „Du sagtest ja, du bekämst Besuch." „Ja, später," sagte Michael und setzte sich hastig in seinen Stuhl, in dem er zu sitzen pflegte, wenn der Meister arbeitete.

Claude Zoret fuhr fort zu malen, bis er sich plötzlich zu Michael umwandte, der

seine klaren Augen vom Meister durch den ganzen Raum wandern ließ, als sei es lange her, seit er zuletzt hier in seinem eigenen Stuhl gesessen hatte.

„Wie siehst du vergnügt aus," sagte der Meister. „Ja," antwortete Michael und lächelte.

Es verging eine geraume Weile, während der Meister wieder malte. Dann sagte er, und seine Stimme klang ebenso jung wie Michaels: „Du, jetzt hab' ich sie." „Wirklich?" sagte Michael und war aufgestanden. „Nein," sagte der Meister, „noch bekommst du sie nicht zu sehen." Michael war neben einem Stuhl stehen geblieben, auf dem ein graublauer russischer Handschuh lag. „Den muß sie vergessen haben," sagte der Meister, „ich sah ihn vorhin dort liegen." Michael hatte den graublauen Handschuh ergriffen und behielt ihn in der Hand.

„Weißt du was," sagte er und lächelte Claude Zoret glückselig an, „ich dachte eigentlich, du seiest böse." „Weshalb sollte ich böse sein?" fragte der Meister. „Ich weiß nicht," sagte Michael, der noch immer den Handschuh der Fürstin in seiner geschlossenen Hand hielt, und er fing an zu lachen. „Aber du bist es gar nicht, nicht wahr?" sagte er. „Du bist ein Kind," sagte der Meister. „Ja," lachte Michael. „Jetzt muß ich aber gehen," sagte er, und langsam öffnete sich seine Hand, während er Frau de Zamikofs Handschuh zögernd auf den Stuhl zurückgleiten ließ. „Grüß deine Gäste," sagte der Meister. „Und amüsiert euch gut." Michael lief singend die Treppe hinab.



Der Diener meldete vor der weißen Tür den Herzog von Monthieu, und Michael erhob sich. „Ich bin wohl der Erste," sagte Herr de Monthieu. „Ich komme gewiß zu früh." Der Herzog hatte seinen Wagen eine halbe Stunde vor der Zeit bestellt, hatte ihn eine Viertelstunde warten lassen und war dann plötzlich davongefahren. „Die anderen kommen zu spät," sagte Michael, der, sehr schlank, ebenso wie Herr de Monthieu, sein Nachmittagsdreß wie eine Uniform trug. Michael fragte, ob viele Leute im Bois gewesen seien, und Herr de Monthieu, der eigentlich geantwortet haben wollte: „Ich bin nicht dagewesen," sagte: „Ja, sehr viele."

Und wußte hinterher selbst nicht, warum er die Wahrheit gesprochen. Er wandte den Kopf, und indem sein Blick auf die Wand gegenüber der Balkontür fiel, sagte er: „Aber, Michael, wo ist der ‚Sieger' geblieben?" Michael stand gegen den Flügel gelehnt. „Ich fand das Licht zu scharf hier unten," sagte er. „Ich hab' ihn oben aufhängen lassen." „Im Atelier?" Michael antwortete nicht darauf, sondern sagte hastig: „Und dann ist es nicht angenehm, so ‚unbekleidet' in seinen eigenen Zimmern zu hängen — wenn andere Menschen kommen."

Herr de Monthieu warf Michael einen raschen Blick zu. Aber er fragte nur nach dem Befinden des Meisters, während der Diener Graf Toll meldete, einen Sekretär der Gesandtschaft von Herrn Adelsskjolds Vaterland. „Er malt Frau de Zamikof," sagte Michael, mit seiner gewohnten spöttischen Betonung des Namens. Graf Toll, der klein war, sehr blond und von knabenhafter Statur, griff

den Namen Zamikof auf und sagte, daß er sie eben bei den Seen gesehen habe, mit einem Juden.

Er nahm in einem Lehnstuhl Platz und begann mit einer Stimme, die seltsam spröde klang, eine Reihe Damen aufzuzählen, die er eben gesehen hatte. Er sprach immer von Damen und immer merkwürdig atemlos, als tummele er sich während eines Kotillons zwischen ihren duftenden Spitzen. Graf Toll fuhr fort zu sprechen, während Michael gegen den Flügel gelehnt, mit seinem linken Zeigefinger unablässig über seine Augenbraue hin- und herstrich. Herr de Monthieu blätterte in einer Luxusausgabe von „Fort comme la Mort", Michaels Lieblingsbuch.

Plötzlich sagte Graf Toll: „Wissen Sie, Herzog, Sie lieben wie ein Portugiese." Michael fing an zu lachen. „Weshalb gerade wie ein Portugiese?" „Ja," sagte Graf Toll, während der Herzog das Buch unwillkürlich wie einen Chapeau-bas gegen sein Knie stemmte. „Ich habe einmal in einem Buch gelesen, ich glaube, es war von der Fürstin Ratazzi, oder wie heißt sie jetzt? — daß die Portugiesen schweigen und morden."

Es entstand eine kleine Pause, bevor Herr de Monthieu mit Bezug auf „Fort comme la Mort" sagte: „Das müssen sie doch bald auswendig können, Michael." Graf Toll sagte, es wäre ihm unmöglich ein Buch zweimal zu lesen. Denn wenn man es kenne, dann kenne man es. Michael aber sagte: „Doch, ‚Stark wie der Tod' kann ich immer wieder lesen. Denn das verstehe ich."

„Wie meinen Sie das, Michael?" „Weil," sagte Michael, „die Menschen dort auseinandergehen, ohne sich zu zanken."

Graf Toll lachte laut. Michael aber sagte: „Ja, ist es nicht wahr? Wenn die Liebe vorbei ist, dann ist sie vorbei. Und damit gut." „Die Liebe ist ein Omnibus," sagte Graf Toll und lachte.

Herr de Monthieu hatte sich erhoben und starrte in den Garten hinaus. Graf Toll, dessen behendes Gehirn sich wieder mit dem Namen Zamikof beschäftigte, sagte: „Ah, la Zamikof a bien appris beaucoup de choses." Und indem er lachte, fuhr er fort: „Mais oui, en parcourant tant de pays elle a bien appris la connaissance de trics." Michael hatte seinen Kopf gewandt und der Herzog drehte sich hastig um, der Diener öffnete die Tür für Frau Adelsskjold, die mit Frau Morgenstjerne herein kam, einer norwegischen Malersfrau, groß wie eine Walküre.

„Sie müssen entschuldigen," sagte Frau Adelsskjold: „Alexander malt und kann nicht kommen. Darum war Frau Morgenstjerne so liebenswürdig mich zu begleiten. Denn —" fügte sie hinzu und lächelte, „wir hätten Sie doch betrübt, Michael, wenn wir nicht gekommen wären, nicht wahr?" „Und außerdem," sagte Frau Morgenstjerne und lachte, sodaß man ihre prachtvollen Zähne sah, „wollte ich so gern ihr Haus sehen." Frau Adelsskjold sagte: „Michael wohnt herrlich. Er wird überhaupt furchtbar verzogen." „Aber" sagte sie, und reichte Herrn de Monthieu die Hand, „das schadet nichts." „Wer weiß," sagte Frau Morgenstjerne. „Nein, denn ich glaube," sagte Frau Adelsskjold mit verändertem Gesichtsausdruck, „daß Menschen nur in der Sonne gedeihen können." „Das mag sein," sagte Frau Morgenstjerne und setzte sich breit in einen Stuhl, während der Diener Malvasier reichte,

und sie fortfuhr: „Es ist ganz reizend hier. Die Pariser Gartenhäuser haben etwas ganz Besonderes an sich. Sie liegen wie Nester so geborgen.“

Und man fing allgemein an von Gartenhäusern zu sprechen, von Ateliers, von Seitenstraßen beim Triumphbogen und von Wohnungen.

Graf Toll unterhielt sich mit Frau Morgenstjerne in seiner skandinavischen Muttersprache und Michael äffte ihnen nach, während sie lachten: „La langue d'Ibsen ... n'est-ce pas?“ rief Michael. Und Frau Morgenstjerne, die sich patriotisch angemutet fühlte, sagte: „Stimmt. Aber Sie ziehen natürlich Ihren Herrn de Curel vor.“ „Es ist garnicht mein Herr de Curel,“ antwortete Michael, „denn ich bin ein Tscheche.“ Und etwas leiser fügte er hinzu: „Aber auf tschechisch werden nicht so viele Bücher geschrieben.“

Es flog ein Engel durchs Zimmer.

Plötzlich aber wollte Michael drei norwegische Worte lernen, drei richtig norwegische Worte. „Welche drei Worte?“ sagte Frau Morgenstjerne, die froh und stattlich ihren weißen Stuhl ausfüllte. „Ich liebe dich,“ lachte Graf Toll. „Ja,“ sagte Frau Morgenstjerne und nahm noch einen Schluck von ihrem Malvasier, „das wollen wir ihn lehren: ‚jeg elsker dig‘.“ Und sie begann mit weit geöffnetem Mund, wobei die prachtvollen Zähne schimmerten, die drei Worte vorzutragen, die Michael nicht nachsprechen konnte, während Graf Toll lachte und sie mitsprach. „Jeg,“ rief Toll. „Jeg,“ begann Frau Morgenstjerne wieder. „Jai,“ sagte Michael. „Elsker dig,“ fuhr Frau Morgenstjerne fort. Aber Michael stolperte über „elsker“ und Toll wiederholte: „Elsker dig ... zum Kukuk.“ „Elskar dai.“

Frau Adelsskjold hatte sich dem Flügel genähert, wo Herr de Monthieu Guy de Maupassants Roman hingelegt hatte. „Sie waren ein Freund von Guy de Maupassant, nicht wahr?“ sagte sie zu Herrn de Monthieu. „Ich glaube wohl, daß ich mich so nennen darf, obgleich ich viel jünger war, als er.“ „Wie war er eigentlich, ich meine als Mensch?“ fragte Frau Adelsskjold leise, während die anderen noch immer hinter ihnen lachten. „Jeg elsker dig,“ rief Frau Morgenstjerne wieder. Herr de Monthieu erzählte von seinem verstorbenen Freund und sprach gedämpft, ebenso wie Frau Adelsskjold, bis er schließlich sagte: „Er war das stolzeste Herz, das ich je gekannt habe.“ Sie schwiegen einen Augenblick, bis Frau Adelsskjold sagte: „Wie treu Sie ihre Freunde lieben.“ Und sie schwiegen wieder eine Weile, bis Frau Adelsskjold sich umwandte.

„Was macht Ihr eigentlich für einen Lärm?“ Frau Morgenstjerne lachte aus vollem Halse: „Er will lernen: ‚Jeg elsker dig‘ zu sagen ...“ „Aber,“ und sie hob beide Arme, sodaß ihre Armbänder klirrten, „er lernt es nie.“ „Nein,“ sagte Toll, der den Unterricht aufgab. „Ich hab' es von Alexander gelernt,“ sagte Frau Adelsskjold lachend, und sie sagte auf schwedisch, mühsam und mit starkem Akzent: „Passen Sie auf, Michael: ‚Jeg elsker dig‘.“ Aber Graf Toll und Frau Morgenstjerne schüttelten sich vor Lachen über ihre Aussprache. Dann wurde Frau Morgenstjerne der Sache müde und sie begann wieder von der Umgebung zu sprechen und nach allem zu fragen, was dies sei und wo Michael jenes herhabe.

„Was für eine entzückende Uhr," sagte sie und blieb vor dem Kamin stehen, auf dem eine Empire-Uhr, in weiß und gold, stand. „Ja, die hat Joseph Bonaparte gehört. Der Meister hatte sie von der Prinzessin Mathilde bekommen." „Was er alles vom Meister geschenkt bekommt," sagte Frau Morgenstjerne, mit hochgehobenen Armen. Herr de Monthieu aber bewunderte die goldene Statuette der Uhr, einen Amor, der eine Fackel entzündet. „Ja, ja," sagte Toll, „die Bonapartes haben es stets verstanden die Fackeln in Brand zu halten — und zwar in jeder Beziehung." Frau Morgenstjerne war vor dem Flügel stehen geblieben und zeigte auf einige Orchideen, die in einer graublauen, dänischen Vase auf dem Deckel des Instrumentes standen. „Nicht wahr?" sagte sie zu Michael, „die sind aus dem Laden neben der Oper." Alle betrachteten die Blumen, die fast dieselbe Farbe wie die Vase hatten, und Frau Adelsskjold streifte die Kante ihres russischen Handschuhes zurück und hielt sie gegen die Blumen. „Sehen Sie nur," sagte sie, „ganz dieselbe Farbe." „Ja," sagte Michael hastig und umfaßte das Bukett mit festem Griff, „wie sonderbar." Und er blieb in Gedanken versunken stehen und lächelte auf das Bukett herab, während die anderen von einer Rosenausstellung sprachen, die die Aristokratie in Versailles veranstaltet hatte.

ast schien es, als müsse der Diener Michael wecken, als er ihm einen Bescheid zuflüsterte, und Michael sagte: „Es ist Herr Ducal. Ich habe ihn gebeten, uns heut Nachmittag etwas vorzusingen." „Das ist eine großartige Idee," rief Frau Morgenstjerne. „Sie haben ihn ja noch nie gehört," sagte Michael zu Frau Adelsskjold gewandt, während Herr von Toll in die Hände klatschte.

Der Sänger trat herein, und Michael bot ihm die Hand, ohne ihn vorzustellen, während die anderen unwillkürlich und weniger als eine Sekunde den Fremden von seiner Stiefelspitze bis hinauf zu seinem englisch frisierten Haar musterten. Die Unterhaltung wurde fortgesetzt, während Herr Ducal in einem Sessel Platz nahm und seine Laute zu stimmen begann — etwas reichlich lange. „Wollen wir uns nicht setzen," sagte Michael.

Und man gruppierte sich um den Sänger herum, der noch immer seine blitzenden Saiten stimmte. Nur Frau Adelsskjold saß in der Türöffnung zum Rauchzimmer, wo sie von den silberdurchwirkten Portieren halb verborgen wurde. Frau Morgenstjerne, die sich direkt vor Herrn Ducal plaziert hatte, sagte in ihrer Muttersprache zu Graf von Toll: „Wissen Sie, es ist famos ihm so nahe zu sein. Dabei kann man seinen Fingersatz mal ordentlich verfolgen." Herr Ducal sagte einige erklärende Worte über die Melodien der alten Lieder, bis er mit halber Stimme zu singen begann, während Herr de Monthieu neben den weißen Kamin trat. Der Sänger sang mit gebeugtem Kopf, so daß man nur die blanken Augen sah:

A l'ombre d'un ormeau
Filait du lin tranquillement
Son berger la trouvant seulette
S'en vient lui dire tendrement:

„Brunette, mes Amours,
Languirai-je toujours?"

Herr de Monthieu stützte seinen Arm auf die Platte des Kamins. Die langen Augenhaare der Wimpern lagen wie ein Schatten auf seiner schmalen Wange.

Le berger, de si bonne grâce,
Contait son amoureux tourment;
Qu'un jeune Coeur fût-il de glace,
Se fut rendu dans le moment.
Chacun doit à son tour
Un tribut à l'Amour.

Frau Morgenstjerne schlug ein leises Gelächter an, das fast mit dem Takt der Melodie zusammenklang, während Graf Toll mit weit von sich gestreckten Beinen dasaß und die Lippen spitzte, als flöte er unhörbar mit.

Michael aber holte seine Laute aus einer Ecke, und indem er sich auf den Flügel schwang, neben die dänische Vase, stimmte er leuchtenden Auges mit ein:

Lisette, sentant sa défaite,
Peut-être ne l'eut jamais dit,
Sans que la tendre Lisette
Fît un soupir qui la trahit.
Chacun doit à son tour
Un tribut à l'Amour.

Michaels Stimme übertönte Herrn Ducals. Spielend flogen seine Finger über die Laute, während sich ein strahlendes Grübchen in seinem Kinn zeigte, und er fortfuhr:

Ils étoient seuls dans ce boccage,
On ne sait ce qui s'y passa.

Herr Ducal hielt plötzlich mit seinem Gesang inne, während Michael fortfuhr, das schwarze Haar zurückgeworfen, jubelnd über seiner weißen Laute:

Mais Thircis eût été peu sage
S'il en étoit demeuré – là:
Chacun doit à son tour
Un tribut à l'Amour.

Herr Ducal schlug, als Zeichen seines Beifalls, die Knöchel gegen die Rückseite seiner Laute und Frau Morgenstjerne rief gleichzeitig mit Graf Toll: „Bis, bis, Michael. Bis, bis." „So müßte er gemalt werden," sagte Toll und verschlang Michael mit den Augen, von männlicher Bewunderung für eine andere wahre Männlichkeit ergriffen. Michael aber sang noch einmal, mit fast herausforderndem Jubel, hoch oben auf seinem Flügel — während Herr de Monthieus Lippen leise bebten:

Mais Thircis eût été peu sage
S'il en étoit demeuré – là:
Chacun doit à son tour
Un tribut à l'Amour.

„Aber Sie sind ja ein Künstler, Michael," rief Frau Morgenstjerne, und Toll stimmte bei: „Freilich ist er ein Künstler." „Man ist eben Tscheche," antwortete Michael und schleuderte die Laute fort, die klirrend auf den Teppich fiel. Aber plötzlich fiel sein Blick auf Frau Adelsskjold, die ihr Antlitz hinter den Falten der Portiere halb verborgen hatte. „Aber Ihnen, Prinzessin Rohan," sagte er und durch das Wort „Prinzessin" klang ein eigenartiger Ton, fast wie von einer Fanfare: „Ihnen gefällt es nicht, daß ich die Nation nicht besser repräsentiere." Alle lachten, während er vom Flügel herabsprang. „Jetzt Sie, Herr Ducal," sagte er und blieb lachend neben dem Flügel stehen. Herr Ducals Laute erklang von neuem und seine Augen, die einen Ruhepunkt während des Vortrages zu suchen schienen, hefteten sich auf die Spitzenkante von Frau Adelsskjolds Kleid. „Das Lied von der Königstochter," sagte er, ohne sein Antlitz zu erheben.

Und er sang die Klage der Königstochter:

Las! il n'a nul mal,
Qui n'a le mal d'amour!
La fille du Roy
Est au pied de la tour.

Einen Augenblick hörte man nur die Lautenbegleitung. Keiner rührte sich. Michael stand noch immer gegen den Flügel gelehnt neben den grauen Orchideen. Frau Adelsskjold hatte ihr Antlitz verborgen, während Herr de Monthieu unablässig ihre gefalteten Hände betrachtete. Der Sänger fuhr fort mit verschleierter Stimme zu singen:

Qui pleure et soupire
Et mêne grand doulour.
Il n'a nul mal,
Qui n'a le mal d'Amour.

Frau Adelsskjold hatte ein Prachtwerk zu sich herangezogen und legte es in ihren Schoß, während sie langsam die schweren Blätter umwendete — vielleicht ohne etwas zu sehen. Die Hand des Sängers glitt sanft über die Laute hin, so daß die Saiten fast unhörbar klangen:

Las! il n'a nul mal
Qui n'a le mal d'amour.
Le bon Roy lui dit:
„Ma fille . . .

Frau Adelsskjold hatte sich über das Buch gebeugt. Ja, jetzt sah sie es, es war das Wappenbuch des französischen Adels. Das war das Schild der Rochefoucaults. Und hier das der Montesquious. Wie lange war es her, seit sie alle diese alten Wappenembleme zuletzt gesehen hatte. Sie meinte, seit ihrer Kindheit, als ihr Vater sie ihr gezeigt und ihr die Wahlsprüche der einzelnen erklärt hatte.

Voules Vous un mari?"
„„Hélas! oui, mon Seignour.""
Las! il n'a nul mal,
Qui n'a le mal d'Amour.

Hier war das Schild der Monthieus mit dem eisernen Schwert durch das flammende Herz. Und darunter das Silberband mit ihrem Wahlspruch. Da stand es: „Gib Alles und verrate Niemand" ...

„Gib Alles ... und verrate Niemand" ...

Der Gesang verstummte und einen Augenblick war es still im Zimmer, bis Michael zu Herrn Ducal sagte: „Singen Sie das bitte noch einmal." Und während der Sänger sich von neuem über die Laute beugte, setzte Michael sich still an den Flügel, und einer Antwort gleich, begleitete er den Gesang leise mit einigen dumpfen Akkorden:

> Las! il n'a nul mal,
> Qui n'a le mal d'amour.
> La fille du Roy
> Est au pied de la tour ...

Die Akkorde erklangen, als stiegen sie hervor aus der Tiefe des Sanges und der Melodie, während Frau Adelsskjold langsam das Blatt mit dem Wappenzeichen wandte, wobei ihre Hand, wie Herr de Monthieu sah, leise bebte:

> Qui pleure et soupire
> Et mêne grand doulour.
> Las! il n'a nul mal
> Qui n'a le mal d'Amour.

Der Gesang war zu Ende. Als Herr Ducal sich zum Abschied verbeugte, neigten alle die Köpfe. Aber Michael vergaß aufzustehen. Er blieb mit aufwärtsgewandten Blicken am Flügel sitzen, als betrachte er ein unsichtbares Bild. Alle schwiegen, bis Frau Morgenstjerne, die mit vorgeneigtem Kopf, die Hände im Schoß gefaltet, dagesessen hatte, ausrief: „Es ist komisch, aber wenn ich Musik höre, ist es mir immer als wäre die Luft mit Geheimnissen erfüllt." Niemand antwortete ihr, alle saßen unbeweglich, bis Toll in seiner Muttersprache, mit seiner drolligen Kindertrompetenstimme sagte: „Ja, es ist merkwürdig, wenn man Musik hört, meint man so viele Dinge auftauchen zu sehen." „Was sehen Sie denn?" sagte Frau Morgenstjerne lachend. „Das ist eben das Seltsame dabei," sagte Herr von Toll, „man weiß es selbst nicht." Michael fragte: „Was sagt er?" Frau Morgenstjerne sagte, noch immer lachend: „Er sagt, Sie sollen uns Ihr Haus zeigen."

Alle brachen auf, während Frau Adelsskjold, die schon einige Schritte gemacht hatte, plötzlich stehen blieb und sagte: „Ich bleibe hier, Michael. Ich habe Ihre Herrlichkeiten ja schon früher gesehen." Herr de Monthieu zögerte eine Sekunde auf den Stufen der Wendeltreppe. Dann folgte er den anderen, die zum Atelier hinaufstiegen. Frau Morgenstjerne blieb in dem breiten Eingang zum Atelier stehen. „Nein," rief sie und sie sprach norwegisch: „du meine Güte, wie ist es hier schön!" In einer Minute hatten ihre Augen den ganzen Raum überflogen. Den alten Kardinalstuhl unter dem Baldachin und die Bronzestatuen von Rodin auf abgeschlagenen, goldenen Kapitälen und die Seidenvorhänge der

Wände, deren starke Farben einem Araberzelt nicht unwürdig gewesen wären, und die Kissen mit Goldstickerei, die überall herumlagen. „Du meine Güte," rief sie wieder: „Mensch, was malen Sie hier."

Und sie ging umher, wie jemand, der es gewohnt ist, sich zwischen Rahmen und Staffeleien und Farbenklecksen zu bewegen, während sie Skizzen von den Wänden herunternahm und zwischen Studien wühlte. „Nein, nein," sagte Michael und entriß ihr eine Studie: „ich male garnichts, was des Ansehens wert wäre." „Dann sollten Sie sich schämen," sagte Frau Morgenstjerne und ließ sich in einen Stuhl fallen: „so überirdisch schön wie es hier ist." Michael fing an von den Kissen zu erzählen. Er hielt sie mit beiden Händen hoch und sprach rasch, fast wie ein Knabe, der sein Spielzeug erklärt: sie seien eine Gabe des Shahs, die der Meister nicht haben wolle: „Ich will von diesem persischen Rundkopf nichts in meinem Hause haben," hätte der Meister gesagt, erzählte er... „Dieser Shawl aber ist das Schönste von allem," sagte Michael und zeigte auf eine Seidendraperie an der Wand. Frau Morgenstjerne, die Kennerin war, mußte hin und ihn befühlen. Michael aber sagte: „Am schönsten ist es hier abends, wenn Licht angezündet ist." „Wißt Ihr was, Kinder," sagte er und reckte die Arme: „ich will ein Fest geben. Was meinen Sie dazu, Frau Morgenstjerne? Ein Fest mit Hunderten von Menschen durch das ganze Haus. Wir engagieren ein spanisches Orchester, das vom „Grand Café". Sie sind ganz in gelb gekleidet. Diese Spanier hängen sich immer Farben an, daß einem die Augen davon wehtun könnten. Und dann wird hier oben getanzt und unten gegessen. O, es ist Platz genug da, massenhaft Platz."

Michael fuhr fort zu reden, strahlend über das ganze Gesicht, während Frau Morgenstjerne und Graf Toll mit einstimmten, von seiner Freude angesteckt: Hier sollten Blumen angebracht und dort Lampen aufgehängt werden... „Aber," sagte Michael plötzlich: „das Orchester soll doch lieber nicht spanisch sein. Russen will ich haben, denn die, die spielen am besten." Er lachte mit seinem strahlenden Gesichtsausdruck. „Und außerdem," sagte er: „sind sie mit mir verwandt."

Frau Morgenstjerne lachte. Michael aber sagte: „Gewiß, denn ich bin ein Tscheche... und Russen und Tschechen sind miteinander verwandt."

Er schwieg einen Augenblick, bevor er mit einem seltsamen Übergang und mit ganz veränderter Stimme sagte: „Aber ich kenne ja eigentlich gar keine Menschen." „Was?" rief Frau Morgenstjerne: „Sie kennen doch gewiß Hunderte." „Nein," antwortete Michael: „ich kenne gar keine. Claude kennt sie, ich nicht."

Es wurde einen Augenblick still, bis Graf Toll sagte, unwillkürlich in einem Ton, als trüge er etwas zu Grabe: „Ja, es hätte großartig werden können."

Herr de Monthieu, der sich nicht in die Unterhaltung gemischt hatte, stand vor dem „Florentiner", der sich auf seinem Sockel erhob und sein stummes Lied in den Raum hinaussang. Frau Morgenstjerne hatte wieder angefangen das Atelier zu durchwandern, als sie plötzlich vor einer Staffelei stehen blieb: „Das ist gut," sagte sie und trat einige Schritte von dem Bild zurück, auf dem sie eine weibliche

Brust sah, einen Hals und ein Gesicht, das halb verwischt war. Herr de Monthieu hatte sich umgewandt. „Sehen Sie mal, Herzog, diese Linien sind vorzüglich," sagte Frau Morgenstjerne und führte ihre Hand durch die Luft. „Ja." Dem Herzog entschlüpfte es fast wie ein Ausruf. Michael hatte in seiner Rede innegehalten und auch Herr von Toll war vor die Staffelei getreten. „Ja," sagte er: „das ist brillant — ganz genau Prinzessin Zamikofs Hals." Michael machte zwei Schritte, als wolle er auch mitsehen, und Herr de Monthieu hatte sich abgewandt. Frau Morgenstjerne aber stand noch immer vor der Studie und kritisierte sie als solche: „Ja," sagte sie wieder: „diese Linie ist ganz prachtvoll. Und dann sagen sie, daß er kein Talent hat." „Wer sagt das?" fragte Michael, der, verwirrt, die Gelegenheit ergriff um zu lachen.

„Unsinn," sagte Frau Morgenstjerne und sie wandte sich um und fragte: „Gibt's noch mehr zu sehen?" „Ja," sagte Michael kurz und führte sie über den Korridor in sein Schlafzimmer. „Hier haben Sie „den Sieger" hingehängt?" rief Frau Morgenstjerne und blieb in der Tür stehen: „Komische Idee." Graf Toll aber sagte halblaut: „Das ist wahrscheinlich zur gefälligen Vergleichung."

... Der Herzog war die Wendeltreppe hinabgestiegen. Frau Adelsskjold war vom Wohnzimmer auf den Balkon hinausgetreten. Die Hände auf das Geländer gestützt, schaute sie über das Gärtchen hinaus. Herr de Monthieu ging langsam durch das Zimmer und blieb in der Balkontür stehen. Wie Trauben so dicht, hingen die gelben Rosen längs der Gartenmauer und die beiden Veilchenbeete breiteten sich wie ein blaues Tuch auf dem Rasen. Von oben, aus dem geöffneten Fenster, klangen die Stimmen der anderen herab — am deutlichsten Michaels — wie ein junges und glückliches Geplauder. Herr de Monthieu starrte in den Garten hinaus und sagte plötzlich: „Armer Michael".

Frau Adelsskjold wandte den Kopf, als hätte sie ihn nicht verstanden. Aber kurz darauf sagte sie, während ihr Blick auf der Palmengruppe ruhte, die ihre Blätter in dem eingeschlossenen Garten wie in einem Treibhaus erhob: „Ja, der arme Michael." Sie schwiegen einen Augenblick, bis Frau Adelsskjold sagte, als setzte sie einen Gedanken fort: „Aber das Haus ist herrlich." „Ja. Mir ist es von jeher lieb gewesen." Herr de Monthieu war an das Geländer heran getreten.

„Es erinnert mich an ein Gartenhaus, das wir daheim in der Normandie besitzen." Frau Adelsskjold strich mit der Hand über das Geländer des Balkons, und sagte, beständig den Blick auf den sonnenhellen Garten gerichtet: „Wie Sie Ihre Normandie lieben!"

Sie schwiegen wieder, bis Herr de Monthieu sagte und es wurde ihm schwer die Worte hervorzubringen: „Kommen ... Sie und Ihr Mann wirklich diesen Sommer nach der Normandie?" Der Lärm des fernen Quais mischte sich wie ein stilles Brausen durch ihre Worte. „Dann wird es jedenfalls fern von ihren Eichen sein," klang Frau Adelsskjolds Stimme: „die Normandie ist groß." Herr de Monthieu schwieg eine Sekunde: „Die Welt ist größer," sagte er dann und es

war als flogen seine atemlosen Worte wie ein Pfeil gegen eine Rüstung: „Und doch sind wir uns begegnet."

Frau Adelsskjold erblaßte, und ihre Lippen suchten nach Worten, die sie nicht fanden, während Herr de Monthieu, mit einer Stimme, die ein unhörbares Schluchzen zu durchdringen schien, sagte: „Wissen Sie denn nicht, begreifen Sie denn nicht? Können Sie denn gar nichts sehen?"

Frau Adelsskjold hörte Frau Morgenstjerne hinter sich sprechen und sie sprach selbst und sie hörte Michaels Stimme. Aber sie sah nur den Diener, der sich verneigend, ihren Wagen meldete. Frau Morgenstjerne redete unaufhörlich im Wagen. Plötzlich sagte sie: „Wie war der Herzog bleich." „Ja," sagte Frau Adelsskjold und sie sah plötzlich den Herzog vor sich, wie er sich zum Abschied verneigt hatte und doch war es ihr, als hätte sie ihn damals gar nicht gesehen. Frau Morgenstjerne plauderte unverdrossen weiter, bis sie sagte: „Aber es ist trotzdem schade um ihn." „Um wen?" „Um den jungen Michael," sagte Frau Morgenstjerne: „Denn wissen Sie, er ist und bleibt doch nur ein Modell, das in einen Käfig gesetzt worden ist — und dazu ist er viel zu gut. Denn er ist ein ganz prächtiger Mensch und Talent hat er auch. Und was hat er in dreihundert Jahren davon, daß er in den Museen hängt, mit „Claude Zoret" unterzeichnet." Frau Adelsskjold dachte eine Weile nach. Dann sagte sie: „Vielleicht macht er sich frei."

Und sie hielt so plötzlich inne, daß Frau Morgenstjerne sich im Wagen umwandte.

— — Michael lag im Schlafzimmer, wo die roten Stores vorgezogen waren, auf seinem Bett ausgestreckt und starrte zur Decke hinauf, deren Weiße wie von einem roten Feuer beleuchtet glühte.



Der Meister kam aus seinem Badezimmer. Aber das Bad hatte ihm nicht geholfen. Seine Augen waren müde, als wären sie durch zu langes Lesen angestrengt. Prinzessin Zamikof sollte ihm heut zum letzten Mal sitzen. „Und doch — und doch." „Es war nicht ihr Gesicht und es würde ihm nie gelingen."

Er ging in sein Atelier hinauf und wanderte rastlos auf und ab, die Hände vor sich in einer seltsamen Stellung, als faßten sie um einen Pfluggriff. „Er konnte es also nicht. Er konnte es also nicht."

Seine Unterlippe sank schlaff herab und gab ihm plötzlich ein greisenhaftes Aussehen, was er selbst merkte, und hastig veränderte er seinen eigenen Ausdruck.

„Und das Bild sollte gemalt werden, sollte gemalt werden und seinen eigenen Namen tragen." „Ach, wenn jemand wüßte, wie müde er seines Namens war und wie gern er vor ihm geflohen wäre, weit fort." „Sein Name . . . und seine Berühmtheit." Der Ausdruck seines Gesichtes hatte sich verändert und zeigte einen erbitterten Hohn. Seine Berühmtheit und sein Name: Claude Zoret. Elf Buchstaben. Ein Name. Der Eisenpanzer seines Lebens. Ein Gürtel, der sein Herz beengte.

„Was gibt's?" er wandte sich um. Der Majordomus hatte die Portiere zurückgeschlagen. „Fürstin Zamikof." „Ich lasse bitten." „Sie bereiten mir schlaflose Nächte, Fürstin," sagte der Meister laut zu Frau de Zamikof, die hereingetreten war. „Ganz wider meinen Willen," antwortete Frau de Zamikof und wandte ihm ihr sanftes Antlitz zu.

Und kurz darauf fügte sie hinzu: „Heut soll ja außerdem das letzte Mal sein." „Ja," antwortete der Meister.

Sein rechtes Augenlid fiel durch die Anstrengung des Sehens halb zu, während er vor dem Bild auf und ab schritt. „Nein, es waren nicht ihre Augen."

Die Adern an seiner Stirn schwollen an, während er zu arbeiten begann. „Erzählen Sie mir etwas," sagte er. Frau de Zamikof sah lächelnd zu ihm auf. „Was soll ich Ihnen erzählen?" fragte sie. „Habe ich nicht schon oft gesagt, Sie hören ja doch nicht zu."

Der Meister antwortete: „Und habe ich Ihnen dann nicht erwidert, daß ich Sie sehe wenn Sie sprechen?"

Sie begann vom Rennen zu erzählen, wo sie Herrn Michael gesehen hatte. „Hm ja," sagte der Meister. „Der ist in der letzten Zeit von einer merkwürdigen Ruhelosigkeit ergriffen. Muß überall dabei sein." Und er fragte nach einer Neuigkeit aus Rußland und brachte sie auf diese Weise dazu, von ihrem ungeheuren Vaterland zu sprechen, als hoffe er, daß ihr Bild aus ihren Worten hervorwachsen würde — aus dem Boden der Heimat. Frau de Zamikof begann, durch eine Ideenverbindung mit dem Rennen, von dem Reiten daheim auf den großen Gütern zu erzählen, von den Ritten über Felder und über Stock und Stein; und sie erzählte von einem Jahrmarkt, zu dem sie in einer ganzen Kohorte geritten wären, einem jener russischen Jahrmärkte mit Tausenden von Baracken und schmutzigem Geld und bunten Farben und Geruch von Zwiebel und Staub. Und der Meister hatte sich's auf einem Stuhl bequem gemacht, plötzlich heiter, ein letztes Mal hoffend, daß er ihren Gesichtsausdruck doch noch greifen würde — bis er sich wieder erhob und von neuem zu arbeiten begann.

Michael kam herein, von der Prinzessin flüchtig gegrüßt, und setzte sich in eine Ecke. Das weiße Antlitz stützte er in die Hände, während er mit einem Blick — der vielleicht neu in seinen Augen war — unablässig Frau de Zamikofs Büste betrachtete, ohne seine Augen höher zu erheben. Keiner sprach, während der Meister mit zusammengezogenen Brauen arbeitete, mit herabhängender Unterlippe, ebenso wie vorhin, als er allein war — von einer ohnmächtigen Erschlaffung ergriffen, die Frau de Zamikof nicht entging. Und plötzlich empfand sie jenes unwillkürliche Unbehagen der Jugend dem Alternden gegenüber — einem Alternden, dem sie in Gedanken vielleicht sehr nah gekommen war. Der Meister wandte sich mit einem Ruck um.

„Nein," sagte er, „es will mir nicht gelingen." Und indem er mit der rechten Hand die Staffelei drehte, sagte er: „Michael, komm mal her." „Ist es ähnlich?" Michael hatte sich erhoben. Eine halbe Minute vielleicht stand er vor dem Bild, ohne ein Wort zu sagen, während der Meister sein Gesicht beobachtete.

„Nein," sagte Claude Zoret, „du hast Recht. Es ist verfehlt." Und plötzlich wieder hoch aufgerichtet, halb ironisch, mit der Geste eines Riesen, der seinem Pflegesohn sein Schwert reicht, sagte er: „Versuch du es."

Michael zögerte eine Sekunde, während sein weißes Antlitz noch weißer wurde. Dann erfaßte er mit einem Griff Pinsel und Palette, und am ganzen Körper zitternd, nur Arm und Hand sicher, änderte er mit vier Strichen, mit fünf Strichen, die Augen des Porträts — und trat zurück.

„Ja," rief der Meister und seine Augen leuchteten auf. „So ist's gut."

Frau de Zamikof hatte sich erhoben, während sie Michael wie mit einem einzigen Blick umflammte.

„Ja," rief der Meister, während er lachte. „Ich hab es ja immer gesagt, Michael hat mehr von Claude Zorets Bildern gemalt, als die Welt ahnt." Der Meister blieb vor dem Bild stehen und betrachtete es mit einem neuen Ausdruck in den leuchtenden Augen. „Ja," sagte er und lächelte seltsam. „Das errät nur die Jugend."

Die Fürstin wollte sehen. Aber der Meister hielt sie zurück. „Sie warten," sagte er. „In acht Tagen können Sie Ihr Porträt holen lassen." Und als beende er eine Audienz, sagte er: „Adieu, Madame."

Frau de Zamikof ging. Michael begleitete sie nicht. Noch immer zitternd, stand er gegen das Postament gelehnt, das den weißen Torso trug.

Der Meister ging auf und ab, die Pfeife im Mund, als Herr Switt hereintrat. „Charles," rief der Meister, „ich bin fertig mit der Mänade." Und indem er die Staffelei zurechtstellte, sagte er. „Michael hat ihr Augen gegeben." Charles Switt trat vor das Bild und betrachtete es lange. „Aber du hast sie gemalt," sagte er mit einer seltsam leisen oder heiseren Stimme.

... Es war am Tage, nachdem die Prinzessin ihr Bild erhalten hatte. Der Meister arbeitete, während Michael las. Der Majordomus teilte die Portiere und meldete: „Fürstin Zamikof." „Was will sie," rief der Meister, während Michael den Beaudelaire mit einem Ruck zuschlug. „Führen Sie sie herein."

Die Fürstin war bereits einige Schritte näher gekommen. „Guten Morgen," sagte der Meister. Frau de Zamikof neigte ihr Haupt, so daß das Licht des Ateliers einen Glorienschein über das aschblonde Haar warf. „Ich komme," sagte sie und lächelte, „um Ihnen zu danken." „Und," sagte der Meister und sprach mit ihr, wie mit einer völlig Fremden, die er kaum jemals gesehen. „Um nach dem Preis zu fragen." Die Fürstin war plötzlich stehen geblieben, mit einem starren Gesichtsausdruck, und Michael hatte sich erhoben, während jede Fiber in seinem Antlitz bebte. „Es gibt keinen Preis," sagte der Meister. „Ich bin kein Porträtmaler. Und ein Geschenk von mir kann Sie nicht beleidigen." Die Stimme des Meisters war gutmütig geworden und er bat sie, Platz zu nehmen. Frau de Zamikof dankte nicht. Während einiger Sekunden blieb noch dasselbe Starren in ihrem Blick haften (ein Starren wie auf etwas, das plötzlich zertrümmert ward) und sie sprach von Wind und Wetter, bis sie sich erhob.

„Adieu, Meister," sagte sie und plötzlich sah sie Michael in das bebende Antlitz. „Adieu, Herr Michael," sagte sie und umschlang ihn wieder mit ihrem Blick. Der Meister reichte ihr zum Abschied die Hand. „Michael," sagte er, „begleite die Fürstin hinaus."

Keiner von ihnen sprach, während sie die goldene Treppe hinabstiegen. Sie hörten nur das Plätschern der Springbrunnen. Michael bebte am ganzen Körper. Das Vestibül war leer.

Die Hand, mit der Michael den Mantel nahm, war eiskalt. Seine Lippen schoben sich in einem Bogen nach aufwärts. Dann legte er den Mantel um ihre Schultern, wobei er ihr sehr nahe trat. Und plötzlich, während es war, als würde ihre Kleidung eins mit ihrem Körper und empfände wie dieser, sagte sie:

„Woher wußtest du, daß es mein Antlitz war?"

Und sie begegneten sich in einem Kuß so fest, als sollten ihre Lippen und ihr Atem sich nie mehr trennen.



Der Meister war bereits auf dem Wege in den Eßsaal, als Michael angestürzt kam und fast atemlos rief: „Entschuldige, daß ich so spät komme, aber ich komme direkt aus dem Bade." „So spät?" sagte der Meister. „Ja, ich habe erst mit Monthieu gefochten."

Sie setzten sich und fingen an zu essen. Der Meister aß langsam und bedächtig, während Michael das Essen mit einem wahren Wolfshunger verschlang und mit vollem Munde erzählte: Von Frau Adelsskjold, die er eben in ihrem Wagen gesehen hatte: „Wie sah sie schlecht aus," sagte er. „Sie ist ganz mager geworden." Und von Versailles erzählte er. „Bist du wieder da gewesen?" fragte der Meister. „Ja, ich male draußen," sagte Michael, „deshalb konnte ich auch gestern nicht kommen. Es wurde so spät und das Schloß war so schön." „Ja," sagte der Meister: „das Gebäude ist nur des Nachts schön." Michaels Augen funkelten und wurden veilchenfarben in ihrem Glanz: „Ja," sagte er und seine Stimme wurde eine andere: „es ist schön dort des Nachts."

Und mit veränderter Stimme fuhr er fort: „Ich aß im Hotel Vatel zu Mittag ... gerade dem Theater gegenüber. Kennst du es nicht?" „Doch, ich habe dort schon mit Switt gegessen," sagte der Meister und lachte: „ich glaube, es ist eines seiner Verstecke. Er hat seine Nester überall hier in der Umgegend." Und Michael erzählte wie jemand, der erzählen muß, von dem kleinen Vorhof bei Vatel und von dem Springbrunnen, vom Garten, mit dem wahren Meer von Reseden; und von dem Restaurant, dem ganz stillen Restaurant: „Ich sage dir, es ist so abgeschlossen," sagte er: „als wäre man in seinen eigenen vier Wänden, so herrlich." „Übrigens," fuhr er fort, „müßte man immer so klug sein, in englischen Hotels abzusteigen."

„Wann kamst du nach Haus?" fragte der Meister, der ein kleines Lächeln nicht unterdrücken konnte, wenn Michael in diesem überlegenen Ton sprach, der an sein rasches Emporkommen aus dem Prager Gäßchen erinnerte. „Wann?" sagte Michael, der plötzlich etwas verwirrt wurde: „ich blieb ja die Nacht über draußen."

Der Majordomus meldete Herrn de Monthieu. Der Herzog bat um den Vorzug Herrn Claude Zoret nur zwei Worte zum Abschied sagen zu dürfen. „Will er denn verreisen?" wandte der Meister sich an Michael. Michael war schon von seinem Stuhl aufgesprungen, während er sehr rasch sagte: „Ich werde ihn empfangen. Ja, ich hatte ganz vergessen es dir zu erzählen." „Nein," sagte der Meister: „laß den Herzog nur hereinkommen."

Herr de Monthieu stand bereits in der Tür, und der Meister sagte: „Sie wollen verreisen, Monthieu? Und Michael hat mir kein Wort davon gesagt, obgleich er eben mit ihnen gefochten hat." Herr de Monthieu sah eine Sekunde zu Michael hinüber. Der Meister fuhr fort: „Nehmen sie Platz, Verehrtester. Etwas Frucht kann man immer essen, auch wenn man nicht hungrig ist." Michael, der bis an die Haarwurzel errötet war, fing wieder an zu essen, während der Meister sagte: „Wo geht die Reise denn hin?" „Ich reise nach Hause — in die Normandie," antwortete Herr de Monthieu. „So plötzlich," sagte der Meister. Herr de Monthieu sagte, über sein Glas gebeugt: „Es ist gar nicht so plötzlich. Es ist schon seit acht Tagen bestimmt gewesen." „Was?" platzte Michael heraus, der mit einem Ruck den Kopf hob: er war vor drei Tagen mit Herrn de Monthieu bei Adelsskjolds zusammen gewesen, und da war von einer Reise gar keine Rede gewesen.

Etwas hastig sagte Herr de Monthieu: „Und wohin gedenken Sie diesen Sommer zu reisen?" „Ich weiß noch nicht. Vorläufig arbeite ich ja an ‚Cäsar'. Und Michael macht Studien in Versailles. Er ist den ganzen Tag dort, so fleißig ist er geworden."

Herr de Monthieu warf einen blitzschnellen Blick zu Michael hinüber, der unausgesetzt aß — unter der Haut zeichneten sich zwei hellrote Flecke auf seinen Wangen — während Claude Zoret, dessen ganze Freude es war Michael essen zu sehen, sagte: „Sehen Sie mal, Monthieu, was Michael essen kann, wie ein Raubtier."

„Aber," fuhr er fort, „wir werden Sie sehr vermissen, Herzog. Die langen Jahrhunderte schaffen leider meistens nur Taugenichtse. Ein seltenes Mal nur, Monthieu, wird ein Mensch geschaffen, dann ist er aber auch ausgezeichnet ... Wann reisen Sie?" Herr de Monthieu, dessen Gesicht, jetzt, als man es im Licht sah, unmerklich zitterte, antwortete: „Ich reise heut abend."

Sie erhoben sich und der Meister bot ihm die Hand: „Dann wünsche ich Ihnen einen glücklichen Sommer." Ein bebendes Lächeln glitt über Herrn de Monthieus Züge, als er sich verbeugte: „Meister," sagte er: „ich will Ihren Gruß als ein Wahrzeichen nehmen." Der Meister aber faßte noch einmal seine Hand: „Mensch, Sie haben ja Fieber," sagte er. Herr de Monthieu lächelte: „Es ist nur mein Puls, der unzuverlässig ist — das ist er immer gewesen, ein Erbteil in unserer Familie. Entweder schlägt er zu schnell oder gar nicht."

Michael begleitete Herrn de Monthieu hinaus. Er griff etwas unsicher nach dem ersten besten Thema, und sprach von einem jungen Bekannten, der plötzlich gestorben war. Man sagte, er habe sich erschossen.

„Aber weshalb in aller Welt soll er sich denn erschossen haben?" fragte Michael. „Wer weiß," sagte Herr de Monthieu: „er ist klug genug gewesen, es nicht zu verraten."

Sie schwiegen einen Augenblick. Beide waren etwas verwirrt. Dann lächelte Michael, während er in die Sonne sah, die sich wie ein goldener Strom durch das mächtige, bunte Fenster des Vestibüls ergoß und er sagte: „Wie dumm von ihm zu sterben — jetzt, im schönsten Sommer." Der Herzog stand im Schatten: „Vielleicht," sagte er und schaute zur Sonne hinüber.

„Leben Sie wohl, Michael," sagte er dann und faßte Michaels Hand mit einem seltsam festen Druck. „Leben Sie wohl, Monthieu, und glückliche Reise." Der Herzog ging.

Michael aber öffnete singend die großen Fensterflügel, als der Majordomus hereintrat: „Ich öffne der Sonne die Tore," sagte Michael. Der Majordomus setzte sich in seinen Stuhl mit dem „Petit Journal". „Herr Michael," sagte er, „ist es wirklich wahr, daß Herr d'Harcourt sich erschossen hat?" „Das sagt man," antwortete Michael in die Sonne hinaus. „Aber dann ist er wohl — verwirrt gewesen?" „Ja," sagte Michael und lachte: „das muß man wohl sein, wenn man sich erschießt" — und indem es wie der Schimmer einer Wolke über sein lachendes Gesicht flog —: „besonders wenn man Millionen besitzt." Der Majordomus saß mit seiner Zeitung: „Es gibt wohl noch andere Sorgen als Geldsorgen," sagte er. „Ja — a," sagte Michael und sah noch immer in die Sonne: „was für welche übrigens? Aber Geld, Jacques, viel Geld, macht das Glück noch glücklicher." Er nahm seinen Hut: „Bestellen Sie, daß ich zu Mittag komme," sagte er. Und er ging.

Jules öffnete eine der Türen, die ins Vestibül führten. „Der Meister habe Herrn Michael noch etwas zu sagen." „Herr Michael ist schon fort," antwortete der Majordomus, ohne von seiner Zeitung aufzusehen. Hinter seinem „Petit Journal" murmelte der Majordomus einige fromme Gebete für Herrn Louis d'Harcourt. Er war so hübsch und so freundlich gewesen. Aber die d'Harcourts waren alle etwas sonderbar. Der Onkel, der ebenso hübsch war, hatte seinem Leben auch selbst ein Ende gemacht — und ebenso plötzlich. Und ähnlich erging es den Monthieus. Es war, als ob sie vom Unglück verfolgt würden. Von Glied zu Glied, soweit man zurückdenken konnte . . .

. . . . Michael sah Frau von Zamikof in dem Gewühl des Perrons und schlüpfte in ihr Coupé. „Dank, daß Du gekommen bist. Küsse mich."

Er schützte sie mit seinem Rücken gegen die Menge auf dem Perron und küßte ihren nach aufwärts gewandten Mund. „Es kam Besuch," sagte er, atemlos vor Glück. „Wer?" fragte er Lucia. „Monthieu." „Was wollte er?" „Adieu sagen." „Wo reist er hin?" „Nach Hause."

Michael fing an zu lachen, glückselig: „Du, wir logen um die Wette." „Wer?" fragte Lucia. „Monthieu und ich, natürlich." Lucia wandte den Kopf: „Weshalb log er?" fragte sie. „Küsse mich," sagte Michael und antwortete: „Ich weiß es nicht. Aber er log — schauderhaft."

Das Pfeifen des Zuges ertönte und sie flogen an Straßen und Villen und Wiesen vorbei. Wie ein Frühlingsregen ergossen sich Michaels Küsse über Lucias

Antlitz, Kleid und Haar: „Ich liebe dich. Ich liebe dich. Ich liebe dich," sagte er. „Ja." „Wie ich dich liebe," flüsterte er. „Ja, du."

Seine Lippen flogen an ihrem Ohr hinunter, um ihren Hals herum, an ihrem Ohr wieder hinauf: „Wie liebe ich dich," flüsterte er. „Du erdrückst mich." „Ja," sagte er: „So liebe ich dich."

Plötzlich ließ er sie los und ergriff ihre Hand, deren äußerste Fingerspitzen er küßte: „Lucia, Lucia, du," flüsterte er, während seine Stimme zitterte. Und plötzlich setzte er sich, plumps, mitten auf das Sofa ihr gegenüber. „Jetzt wird stillgesessen," sagte er.

Der Zug eilte dahin, während sie plauderten. „Was hat er gesagt?" fragte Lucia plötzlich. „Wer?" „Herr Zoret," antwortete sie, die nie mehr „Meister" sagte. „Nichts" — Michaels Ton wurde gleichsam um einiges knapper —: „Er glaubt ja, daß ich hier draußen male." Er sah aus dem Fenster: „Sieh," sagte er, „der stand gestern auch da." Ein junger Mann stand an einer Barriere und Michael lachte. „Er sieht aus wie seine eigene Großmutter," sagte er. Lucia sprang in die Höhe. Sie war in ihrem Wesen, in ihrer Erscheinung, in ihrer Stimme wie umwogt von Michaels Jugend: „Jetzt kommen die Neuvermählten," sagte sie. „Ja, ja." „Winke, winke," rief Michael. Und sie winkten beide mit beiden Händen zum Fenster hinaus, einem jungen Paar zu, das auf dem Altan einer Villa stand, der reich mit Blumen geschmückt war. Sie sahen sie jeden Tag. Michael hatte sie die „Neuvermählten" getauft. Das junge Paar winkte auch und nickte und lachte. „Vielleicht sind sie schon zwanzig Jahre verheiratet gewesen," sagte Michael. Das Paar war nicht mehr zu sehen. „Dann hätten sie sich jedenfalls gleich bei ihrer Geburt verheiraten müssen," sagte Lucia und lachte. „Ja," lachte Michael, „man müßte gleich heiraten, wenn man geboren wird." Er schwang sie in dem engen Raum des Coupés herum: „Man müßte sich in der Wiege verheiraten."

Sie waren in Versailles angelangt und nahmen sich jeder einen Wagen und fuhren beim Hotel an verschiedenen Eingängen vor. Michael kam zuerst. Er sah sich in dem hellmöblierten Zimmer um: Ja, der Tisch war gedeckt ... Und richtig — er beugte sich eine Sekunde darüber — die Rosen in den Vasen auf der Veranda waren frisch. Lucia trat herein. „Willkommen," sagte Michael und verbeugte sich. „Willkommen zu Hause," sagte er und drückte sie stürmisch gegen seine Schulter. „Jetzt wollen wir essen," sagte er, und sie nahmen am Tische Platz. Michael aß, als könne er vor Glück zu jeder Tageszeit und zu allen Stunden des Tages essen.

„Wie Du essen kannst," sagte Lucia. „Ich bin hungrig," lachte Michael. „Das sehe ich," sagte sie. „Du nicht?" sagte er. „Nein," sagte sie. Sie sprachen dummes Zeug und sie lachten über nichts, und wenn der Diener draußen war, warf Michael ihr Nußkerne an den Kopf. „Laß," sagte Lucia. „Nein," sagte er und fuhr fort damit.

Die Kerne flogen von Michaels Hand geworfen gegen ihre Stirn, gegen ihre Wangen und gegen ihr Kinn. „Au," sagte sie, „du willst wohl meine Nase treffen." „Ja," lachte er. „Du, er kommt," sagte sie, und die runden Kerne flogen noch immer. „Ja," sagte er und fing wieder an zu essen, während die Sonnenstrahlen über den Fußboden und über die Rosen auf der Veranda spielten. „Sieh, wie es

funkelt," sagte Michael und hob das Glas mit dem Wein. „Nicht wie in den englischen Gläsern," sagte Lucia. „Nein, das ist wahr."

Michael lachte: „Du, ich stehle sie."

Lucia lachte mit: „Ja, ich leihe sie," sagte Michael und warf den Kopf zurück: „Ich leihe gewöhnlich — was ich will." „Das glaube ich gern," lachte Lucia.

Sie fuhr fort zu lachen, während sie sagte: „Was bezahlst du für diese Zimmer?" Auch Michael lachte: „Fünfzig Francs per Tag." „Und du hast?" „Zweitausend Franks im Monat." „Du bist vernünftig," sagte Lucia. „Und du gebrauchst?" sagte Michael — ihre Worte flogen hin und her, als spielten sie Federball, während sie lachten —: „Drei hundert Tausend im Jahr." „Und du hast?" Die Worte flogen: „Hundertundfünfzig Tausend."

Es wurde still — weniger als eine Sekunde. „Das lobe ich mir," sagte Michael und schlug mit den Füßen gegen den Rohrteppich. „Wir gehören zu den reichen Leuten in Frankreich." Er lachte, während er sich brüstete. „Mahlzeit," und er faßte sie um die Taille, während sie auf die Veranda hinaustraten.

„Wie herrlich ist es hier," sagte sie und ihr Blick ruhte auf den Rosen in den Vasen und auf den Rosen im Garten, die sich draußen wie ein einziges Beet breiteten. „Ja es ist herrlich hier."

Sie setzten sich und schwiegen lange, während die Sommersonne ihre Körper überströmte. „Michael, Michael," flüsterte Lucia, an seine Schulter gelehnt. Sein Antlitz war weiß und unter den gesenkten Lidern erschienen seine Augen fast schwarz. „Ja, Geliebte," flüsterte er zurück.

Sie saßen wieder schweigend, bis Michael die Hand nach dem Likör ausstreckte, der wie eine güldene Iris in dem gefüllten Glase funkelte. „Wir wollen trinken," sagte er, und sie tranken beide aus demselben engen Glas, wie aus einem Blumenkelch, mitten im Sonnenschein. Und wie berauscht, wie von Sinnen, glücksprühend, schob Michael Lucia von sich und ergriff die Gläser des Services, die Tassen, Gefäße und Kummen, und eines nach dem andern, Stück für Stück warf er sie in einem leuchtenden Bogen auf den Fußboden der Veranda, immer dieselben Worte wiederholend: „Ich liebe dich — ich liebe dich — ich liebe dich," rief er, bis ein jedes Stück zersplittert war. Und als wolle er die Plünderung vollständig machen und den ganzen Raum verwüsten, riß er die Rosen aus den großen Vasen heraus und häufte sie auf den Fußboden, wie ein Meer von Weiß. „Schreite jetzt darüber hin," rief Michael. Lucia, deren weitgeöffnete Augen auf ihm ruhten, sagte, und ihre Stimme klang seltsam still und demütig: „Ich würde meine Füße verletzen."

Aber Michael sprang mit zwei Sätzen über Rosen und Scherben, und hob sie auf seine Arme. „Verletzt du so deinen Fuß," sagte er und trug sie hinein.

Und ganz außer Rand und Band raste er um den Tisch herum, während Lucia auf seiner Schulter saß und ihre Hände langsam in sein schwarzes Haar grub, als tauche sie sie in ein Weihwassergefäß. „Bück' dich," rief Michael, und Lucia beugte ihren Kopf unter der Portiere zum Schlafzimmer.

Fortsetzung folgt.



Die Psychologie hat uns unsere Seele und unser Ich wegerklärt. Sie sind unserem Verstande wesenlos und unfaßbar geworden. Die Seele ist nur noch das logische Objekt unserer innern Erfahrung, ein X, das wir einsetzen, um uns das Rechnen mit den komplizierten Faktoren unserer Wesenheit zu erleichtern. „Wo wir das Ich fassen wollen," sagt David Hume, „fassen wir nur ein Bündel Vorstellungen." Unser Verstand läßt sich überzeugen. Er sieht ein, daß er dieses geheimnisvollen Ichs nicht habhaft werden kann. Allein unser unmittelbares Gefühl kehrt sich an die Deduktionen des Verstandes nicht. Es fährt fort, dieses Ich als wirklich zu empfinden, ja als das eigentlich Wirkliche, von dem alles Andere seine Wirklichkeit erhält, für das alles Andere da ist. Das Ich ist der Einwohner unseres Körpers, der Herr und Besitzer unserer körperlichen und geistigen Vermögen, es sitzt da irgendwo in ihnen, wie die Seele der Stoiker in der Brust saß und von der Wärme des Blutes gespeist wurde, Körper und Geist gehören zu ihm, wie die Muschel und die Seeanemone zu dem Taschenkrebs gehören. Und das Ich spürt sehr deutlich, ob es gut und bequem wohnt, oder ob es schlecht und unbehaglich untergebracht ist. In einem schönen, gut erzogenen Körper, mit scharfen, gesunden Sinnen, mit guten, präzise funktionierenden Geistesgaben, da wohnt das Ich wie ein großer Herr, der trefflich bedient ist. In einem schwachen, ungelenken, kranken Körper haust das Ich wie ein armer Mann. Überall fehlt es, überall entstehen Hindernisse, das Gute wird karg zugeführt, das Schlechte ungenügend abgewehrt. Immer fördern, nie im Wege stehen, das ist das Hausgesetz des Ich. Die Bilanz zwischen Lust und Unlust zu machen, scheint das Hauptgeschäft dieses unsichtbaren und unfaßbaren Hausherrn zu sein. Wer nützt, begünstigt, stets zu dienen bereit ist, der wird als zugehörig betrachtet, wer quält und stört, erscheint sofort als feindlich und fremd. Ein harmonisches, tadelloses Zusammenarbeiten von Körper und Geist für das Ich, das ist der

Komfort des Ich. Es will spüren, daß sie Partei ergreifen, ganz zu ihm stehen, dann fühlt es sich behaglich. Eine Umgebung, die ganz für mich Partei ergreift, das ist Komfort. Was unbedingt für uns ist, das rechnen wir gleichsam zu unserem Selbst, und unser Streben geht dahin, dieses dienstbare, treu zu uns stehende Selbst zu erweitern, möglichst viel dahinein zu beziehen. Die Welt um uns ist unsicher und gefahrvoll genug, überall machen fremde Egoismen uns den Platz streitig, oder Naturdinge umgeben uns feindlich oder gleichgültig. Da gilt es, uns eine Außenwelt zu schaffen, die für uns da ist, wie unser Körper, eine Art Erweiterung unseres Körpers. Wir wollen uns mit Dingen umgeben, die wie unsere Glieder die Aufgabe haben, unserem Willen zu gehorchen, die wir ganz mit unserem Leben und unserem Egoismus füllen, aus ihm heraus schaffen. —Wir wollen Sachen, Menschen, eine Natur, die mit uns Freundschaft schließen, aber eine Freundschaft, die wunderlich eigennützig unsererseits, ganz dienend von seiten des Anderen ist. Das Andere hat immer zu geben und wir immer zu empfangen. So wird es ein Stück von uns.

Jedes Tier geht durch die Welt und fragt beständig die Gegenstände, auf die es stößt: „bist du für mich, oder gegen mich?" Und wer es fördert, es schützt, sich willig fressen läßt, mit dem fühlt das Tier sich eng verbunden, das gehört zu ihm, und die Aufgabe dieser Dinge wird wohl in der Vorstellung des Tieres nur die sein, es zu fördern, zu schützen, ihm gut zu schmecken, das wird der Existenzgrund dieser Dinge sein. Die gelben, sandigen Korridore des Baues, das Moos, das sie auspolstert, der Strauch, der den Eingang verdeckt, sie werden für den Dachs gewiß alle Bestandteile seines Selbst. In der dämmerigen Dachsvorstellung leben diese Dinge des Dachslebens mit. Sie sind dazu da, ihn zu verbergen, zu wärmen, still zu warten, bis er von seinen nächtlichen Jagdgängen heimkehrt. Auf sie verläßt er sich.

Die dienende Freundschaft unserer nächsten Umgebung ist uns wichtig, wenn wir das Leben genießen wollen. Wir dehnen unsere Art des Lebens auf diese Umgebung aus. Wir vermenschlichen unwillkürlich die Geräte und Sachen, die uns dienen, und je besser sie sich uns anpassen, um so mehr Leben leihen wir ihnen und sie scheinen uns freiwillig zu dienen, sie werden dann nicht nur bequem, sondern tröstlich.

Als Telemach, das Herz wund von dem Übermut und Spott der Freier, die Seele schwer von dem Auftrag der Göttin, die ihn in eine unbekannte und feindliche Welt hinausschickt, sein Schlafgemach betritt, da umgeben ihn all die vertrauten, stillen Sachen, die ihm freundlich dienen, die treue Eurikleia. Die gute Alte zieht ihm das Gewand aus, faltet es zusammen und hängt es an den Nagel über dem Bette, der ihm so wohlbekannt ist. Sie schließt sorgsam die Türe mit dem silbernen Ringe, zieht den Riegel mit dem Riemen vor und Telemach hüllt sich wohlgeborgen in die feine Wolle. Der Raum, die Geräte, sein Bett, die feine Wolle der Decken, sie stehen alle unbedingt zu ihm.

Geist und Körper sind nicht immer botmäßig genug, aber unser Haus, unser

Zimmer, unser Bett können wir dazu erziehen, immer hilfbereit und rücksichtsvoll zu sein. Und rücksichtsvoll und verschwiegen brauchen wir sie, denn ihnen gegenüber wollen wir uns ganz gehen lassen. „Mein Bett ist mein Hafen," sagt Hiob, und das wirft er Jehova als größte Härte vor, daß er ihm auch dort nicht Ruhe gönnt, sondern ihn mit bösen Träumen schreckt.



ine Natur, eine Umgebung schaffen, deren Gesetz das Bedürfnis des Menschen ist, aus der er mühelos die Erfüllung seines Willens schöpfen kann, das war die Aufgabe einer Kulturarbeit von Jahrhunderten. Es galt eine Umgebung zu schaffen, die gleichsam unser gestaltgewordener Egoismus ist.

Die Griechen und Römer waren Leute der öffentlichen Plätze. Sie wollten beständig in sich aufnehmen und beständig ausgeben. Dazu hatten sie einander nötig. Ihr Tag verging auf dem Marktplatz, in den Gymnasien, in den Bädern. Nicht umsonst war ein Tor ein nationales Denkmal der Athener. Auf den sonnenwarmen Marmorstufen der Propyläen konnte der Athener sitzen, schreien, fragen, hören, er sah, wer vorüberging und was vorging. Das Forum einer römischen Stadt war eine große Gesellschaftsstube, deren Komfort sich nicht nach dem Bedürfnis eines Einzelnen richtet, sondern aus einer Volksseele geschaffen ist. Und die milde Natur gab sich hier her wohnlich und freundlich zu sein, als hätte der Mensch sie für Menschen erdacht.

Das Haus war zum Ruhen da, zum Ruhen beim Mahle, war für die Siesta und die Nacht da. Die stets nach Reizen hungrigen Nerven der südlichen Menschen geben sich so verschwenderisch aus, daß sie zu gewissen Stunden plötzlich erschlaffen und versagen. Da gilt es ruhen, und das Haus muß ganz Ruhe sein.

Heute noch sehen wir in Neapel dieses Volk, das unermüdlich sich regt, schreit, verhandelt, spielt, die Arme in die Höhe wirft, lacht, von unwiderstehlichem Lebensdrang und unerschöpflicher Lebensverschwendung angetrieben. Alles müssen sie sehen, alles hören, alles hinausschreien. Und dann, wenn die Mittagssonne niederbrennt, werden sie plötzlich still. Ein jeder sucht sich ein schattiges Plätzchen, am liebsten eine kleine Schatteninsel mitten im Sonnenschein, dort streckt er sich aus, blinzelt noch in die Sonne, auf die Straße, auf das Meer hinaus, bis die Augen sich schließen. Und abends, wenn der Vesuv violett und das Meer rosenfarben wird, dann lehnen Männer, Frauen, Kinder an den Steinbrüstungen des Golfes, still, schlaff, wie satt vom Erlebten, nur die blanken Augen trinken noch die Farben des Abends ein, wie einen Schlaftrunk.

Für solche Stunden des Schlaff- und Stillewerdens war das antike Haus gedacht.

Peristyl und Atrium waren Bassins, in denen das Licht gesammelt wurde, der Säuleneingang gab Schatten. Die Verteilung von Licht und Schatten, ihre Dienstbarmachung, ist für den Südländer ein wichtiger Teil des Komforts. An diese Höfe voller Licht stoßen die cubicula, die Ruhegemächer. Vom Lager aus konnte der Ruhende in den Hof blicken, konnte den gelben Sonnenschein, die Blumen sehen, den Springbrunnen hören. Und wen das Alter frostig und be-

sonders hungrig nach Licht machte, der ging aus dem schattigen Gemach der Sonne nach. Augustus liebte es, seine Siesta am Springbrunnen zu halten. Der ältere Plinius hatte am verhängnisvollen 23. August noch ein Stück Tag ganz voller Sonnenschein verbracht. Er lag um Mittagszeit in der Sonne, ließ sich dann in das Bad tragen, frühstückte, lag wieder in der Sonne und studierte.

Aber bei dem Südländer ist das Auge am letzten ermüdet, am längsten wach und der Eindrücke bedürftig. In den Häusern von Pompeji können wir es noch verfolgen, mit welchem Raffinement für die Behaglichkeit eines ruhenden Auges und einer ruhenden Phantasie gesorgt wurde. Der Südländer, wenn er nicht selber spricht, ist ein unermüdlicher Zuhörer. Wenn er vom Erzählen ausruht, will er, daß ihm erzählt werde. So mußten denn auch die Wände der Ruhegemächer erzählen, mußten leise, freundlich von angenehmen Dingen sprechen, die dem Traume eng verwandt waren, damit der Übergang vom Wachen zum Traume sich leicht und mühelos vollzöge.

Auf hellen, farbigen Grund legten sich ganz luftige, bunte Architekturen, Galerien, Tempel, Arkaden, Treppen. Der Blick des Ruhenden irrte gemächlich durch diese zierlichen Traumlabyrinthe. Alles war leicht, jede Schwere schien aufgehoben. Helle Farben, Licht, Luft. Auf den zerbrechlichen Gesimsen und Konsolen stehen friedliche Gegenstände. Blumengewinde hängen an den Säulen. Vögel sitzen auf ihnen. Knaben spielen auf Altanen. Wo eine Türe ist, steht sie offen, wo ein Fenster ist, schaut der Himmel hindurch. Ein Pfau schaut nachdenklich in die Ferne. Auf hellen Leisten stehen Früchte, Pergamentrollen. Eine blonde Frau lehnt in einer roten Türe und hält lässig eine goldene Schale in der Hand. Und Licht, überall Licht. Offne Türen, offne Fenster, wehende Schleier, flatternde Vorhänge, fliegende Gestalten, überall gemalte Kühlung. Wenn das Auge müde war von dem Lichtbilde, das von draußen durch die Türe in das Gemach herein schaute, dann ließ es den Blick über die Figürchen an der Wand hingleiten. Der Ruhende hörte diesem heiteren Geplauder zu. Nirgends eine Farbe, eine Linie, die sich aufdrängt, die zu wirklich sein will. Er schwebt im Halbtraum mit den Gestalten in wehenden Schleiern, diesen Inkarnationen farbiger Sommerluft, empor, oder steigt in den grünen und rosa Märchenarchitekturen umher, während draußen der Springbrunnen singt und die Mittagshitze kocht.

Wenn er wach und rege ist, hat der Romane Raum nötig zum Gestikulieren, um seine Stimme tönen zu lassen. Wenn er ruhte, dann lag er gern, aber die stummen Sachen mußten ihn unterhalten. Viele Geräte beengten ihn, aber die, welche ihn umgeben, mußten unterhaltend sein, daher die starke Belebtheit in den Formen der antiken Möbel und Geräte. Die griechische und die von der griechischen erzogene lateinische Kultur verstanden es, die Kunst zu einer bequemen Lebensgefährtin und Hausgenossin zu machen.

Das wirkliche große Kunstwerk gehört nicht in die Wohnräume. Die Behaglichkeit beugt sich vor dem Ich, ist um seinetwillen da. Das Kunstwerk verlangt, daß der Beschauer seinem Leben entsage, um ganz das Leben des Kunstwerkes in sich

aufzunehmen. Von jedem großen Kunstwerk gilt, was Schopenhauer von dem Bilde sagt: „Vor einem Bilde hat jeder sich hinzustellen, wie vor einem Fürsten, abwartend, ob und was es zu ihm sprechen werde und wie jenen, so auch dieses nicht zuerst anzureden, denn da würde er nur sich selbst vernehmen.“ In unseren Wohnungen aber wollen wir, daß alles nur warte, bis wir es anreden. Hätte die Laokoongruppe einst in dem Triclinium unter den Titusthermen gestanden, wie die Führer zu melden pflegen, so wäre das ein Zeichen einer Kultur, die ihrer Gesetze nicht mehr sicher ist. Es ist, als wollten wir eine Beethovensche Symphonie als Tafelmusik spielen lassen. Das Kunstwerk ist zu selbstherrlich, als daß wir es zwingen könnten, zu dienen. Luxus ist nicht Komfort. Die Pracht als solche in unserem Leben ist wie eine Geliebte, der wir Opfer bringen, um sie zu genießen. Der Komfort ist eine Gattin, die sorgsam und aufmerksam die Harmonie des Daseins um uns breitet, das Leben leicht und mühelos macht.

Das wußten die Lebenskünstler der italienischen Renaissance wohl. Sie bauten in ihren Häusern für ihre Kunstwerke große, festliche Räume, in denen diese wohnen und empfangen konnten wie große Herren. Wenn König Philipp II. und der Herzog von Ferrara sich von Tizian und Giorgione Venusbilder für ihr Schlafgemach und ihr Ankleidezimmer malen ließen, so war die diesen Bildern zugewiesene Aufgabe wohl keine rein künstlerische.

Aber ein Genuß war diesen Feinschmeckern der Renaissance in ihren Wohnungen Bedürfnis, für den unsere Sinne heute unendlich weniger empfänglich sind, das ist der Genuß des Raumes. Der Bequemlichkeit der Möbel und Geräte konnten sie eher entraten, als der harmonischen Wohltat des schönen Raumes. Erst in vollkommen schönen Verhältnissen umgibt ein Raum uns mit dieser wohligen Ruhe, die nie beengt. Wir baden uns in ihm, wie in Harmonie. Palladios herrliche Räume der Villa Manin bei Castelfranco hat Paolo Veronese ganz mit seinen rosigen, sommerlichen Gestalten bedeckt. Die Möbel konnten nicht recht an die Wände gerückt werden. So saß oder ruhte man mitten im Gemach und ließ ungestört das Spiel dieser Linien und Flächen auf sich wirken.

Der Franzose ist gesellig und regsam wie der Südländer, allein er hat nicht mehr die achtlose Verschwendung von Nervenkraft, die den Italiener auf Marktplätze und Straßen treibt. Die französische Geselligkeit drängte die Menschen in kleinen Räumen zusammen. Man wollte einander nahe sein, um zu plaudern, immer zu plaudern. Das war die größte Aufgabe dieser Gesellschaft. In den Schlafzimmern, in den ruelles, den Alkoven saßen sie beieinander. Der Salon war eine Einrichtung, die erst Ende des XVII. Jahrhunderts von Italien nach Frankreich kam.

In der französischen Gesellschaft herrschte die Frau unbedingt. Sie war der Mittelpunkt der Geselligkeit und von ihr erhält das äußere Leben der Gesellschaft sein Gepräge. Der Komfort wurde feminin. Und weil die Damen des XVII. und XVIII. Jahrhunderts am Tage meist im Bett empfingen, so wurde der Komfort ein Schlafzimmer-Komfort. Das Bett nahm ungeheure Dimensionen an, es

wurde ein Zelt, ein Thron; eine Hypertrophie des Bettes; es gab den Ton an und alle anderen Möbel mußten in ihren Formen, ihren Bewegungen das Runde, Weiche des Bettes nachahmen. Behaglich beieinander sitzen, das war das Gesetz für die Möbel; sie sollten alle Gelegenheitsmacher sein, diese Düchesses, diese Causeusen, diese langen Paphoscanapes. Und sie nahmen die zierliche Kompliziertheit der Formen an, die die Menschen der Zeit liebten, das Reverentiöse der Stellungen, das unendlich Rücksichtsvolle. Wenn die Reifröcke der Damen sich erweiterten, öffneten die Sessel ihre Arme weiter. Als die Damen sich nicht mehr das Haar puderten, sondern die lang über den Rücken niederfallenden Locken reichlich mit Makassaröl tränkten, wurden die Rückenlehne der Stühle niedrig, weil die fettigen Köpfe sich nicht anlehnen wollten. Es war ein Komfort für die Regsamkeit des Geistes. Der Körper sollte möglichst weich gebettet werden, sollte zum Ruhen verführt werden, damit der Geist unermüdlich und ungestört seine anmutigen Tänze aufführen konnte.

er Deutsche ist einsam von Natur. Er „kauzt sich gerne in eine Ecke," sagt Goethe. Er will eine Häuslichkeit, die ihn eng und warm umschließt, die ihn isoliert. Im Norden ziehen wir den Mantel fester um uns. So tut es auch der Nordländer mit seiner Wohnung. Wie ein Symbol deutschen Komforts mutet Dürers Stich „der hl. Hieronymus im Gehäuse" an. Der Deutsche kann nicht wie der Südländer sein inneres Leben mühelos hinausprojizieren. In seinen Verkehr mit Menschen mischt sich stets zu viel Anstrengung, zu viel Kampf und Liebe. Wenn er ruhen, sich sammeln, das Eigentliche des Lebens genießen will, dann zieht er sich in sein „Gehäuse" zurück.

Eng muß dieses Gehäuse sein, friedlich, muß zu allen Wünschen und Grillen ja sagen. Für den Deutschen heißt Komfort eine Umgebung, in der er sich ganz gehen lassen kann, und daher hat jeder Deutsche seinen eigenen Komfort, der mit dem eines anderen keine Ähnlichkeit hat. Wie geordnet und ruhig stehen in der Zelle des hl. Hieronymus all die Sachen und Sächelchen und warten darauf, ihrem Herrn gefällig zu sein: die Polster und Bücher auf den Bänken, der Hut am Nagel, die Scheere im Leisten an der Wand. Selbst das Licht dringt nicht rücksichtslos in das Gemach, die Butzenscheiben zählen es sparsam in runden, blanken Scheiben in die Fensternische. Alles muß Ordnung und warmen Frieden atmen, ein Behagen, das sich schläfrig auf den Löwen legt, der wie eine Katze zu schnurren scheint, und auf den Hund, der tief schläft. Alles ist da, alles zurhand und alles ist still, um den studierenden Herrn nicht zu stören. Einsame Menschen erleben innerlich viel und das ist nicht immer freudevoll. Wenn sie aus ihren Träumen zu ihrer Umgebung zurückkehren, wollen sie, daß die stille Gegenwart der Sachen ihnen freundlich zulächele.

Der deutsche Komfort ist immer für das Enge gewesen und er stützt mehr sich als jeder andere auf die Beseeltheit der vertrauten Stücke. Deshalb hat er wohl am längsten von den Forderungen der Schönheit abgesehen. Der Deutsche kann im allgemeinen recht viel Häßlichkeit in seiner Umgebung ertragen, er kann auch

unendlich nachsichtig gegen Sachen sein, in die er sich gefunden, an denen etwas von seinem Leben hängt. Mit seinen Sachen wie mit seinen Dienstboten steht der Deutsche gern in einem seelischen Verhältnis, sie gehören zur Familie.

Eine etwas steife Ordnung gehört zu der deutschen Behaglichkeit. Ein jedes Ding hat seinen Platz und der wird ihm bequem ausgesucht, in einer Ecke oder gegen eine Wand gerückt, nur auffallen darf es nicht, darf nicht zur Unzeit die Aufmerksamkeit auf sich lenken wollen. Bescheiden und wohl erzogen müssen die Sachen sein; was sich spreizt oder vornehm tut, wird in den Glasschrank oder die ungemütliche gute Stube gesperrt, die nur selten geheizt wird. Der Komfort des deutschen Mittelstandes hat heute etwas von jener strengen Abgeschlossenheit, welche die Häuslichkeiten in Zeiten hatten, da die Außenwelt voller Gefahr und Kampf war. Auch in einem Schiff, der fremden drohenden Unendlichkeit des Meeres gegenüber, schließt der Mensch einen besonders engen Bund mit den Räumen und Sachen.

Wie vielen unserer Dichter und Denker, die in ihren Gedanken die waghalsigsten Wege einschlugen, mit ihrer Phantasie in einer bunten und großen Welt lebten, war es Bedürfnis, wenn sie von ihren Geistesreisen zu ihrer Umgebung zurückkehrten, eine enge, stille, farblose Häuslichkeit vorzufinden, die ganz beruhigte, nur von nächsten Bedürfnissen sprach. Heinrich Voß in der Widmung der Homerübersetzung an L. von Stollberg, erzählt, wie er im Traum in die große Welt der Heroen versetzt wird und wie das Leben dieser Heldengestalten ihn erfüllt. Erwacht, geht er heim:

„Freudig und ernstvoll ging ich durch tauende Roggengefilde
„Heim, und erreichte bald die kleine Pforte der Mauer,
„Wo mir Ernestina mit ausgebreiteten Armen
„Lächelnd entgegensprang und zürnte, daß sie so lange
„Mir umsonst in der Laube die süßen Kirschen gesparet.

Die Beschränktheit der Häuslichkeit mit den alten, gewohnten Sachen, dem Duft von Goldlack, in den sich ein leichter Kaffeeduft mischt, das Unkomplizierte, Handgreifliche und Liebevolle der Behaglichkeit war Bedürfnis. Aber weil die Seele bei dem deutschen Komfort so stark mitbeteiligt ist, und weil keine Seele der andern gleicht, deshalb gibt es keinen allgemein deutschen Komfort. Der Deutsche ist Individualist und so ist auch die Umgebung, die er sich individuell schafft. Jeder Deutsche schafft sich seinen Komfort ganz von neuem, nach seinem Bilde.

England hat eine Tradition, eine folgerichtige und zielbewußte Entwicklung, an der das ganze Volk beteiligt ist. Das ganze Volk hat ein Ideal der Lebensweise und ein jeder versucht, je nach seinen Mitteln, sich diesem Ideal zu nähern. Daher die Gleichmäßigkeit der Gewohnheiten, daher diese Gesetze des Komforts, auf die der Engländer so stolz ist, und an die er so unverbrüchlich glaubt. Der praktische Wirklichkeitssinn dieses Volkes versucht es, den Anspruch an das Leben mit den Mitteln ihn zu befriedigen möglichst in Übereinstimmung zu bringen. Ist diese Aufgabe in einem Punkte befriedigend gelöst, so wird diese Lösung von allen

akzeptiert und es wird an ihr nichts weiter geändert. Hier arbeitet jeder für alle und alle für jeden einzelnen. Der Komfort ist etwas wie Nationaleigentum.

Nirgends steht die Sache in strengerer Zucht als in England. Ohne Nachsicht und ohne Sentimentalität verlangt der Engländer von der Sache alles, was sie leisten kann. Er verlangt nach Möglichkeit die praktische Vollkommenheit der Sache. Dabei hat sie es nie zu vergessen, daß sie dient. Der Engländer hält zu seinen Sachen Distanz, wie zu seiner Dienerschaft. In seinem Hause schließt er sich ab und dort ist er nur Herr, hier regiert er nach dem Gesetz des anerkannten nationalen Komforts. Und da spart er nicht Mühe und Zeit, damit diese Maschinerie der Lebensharmonie fehlerlos funktioniert. Balzac spricht irgendwo von der Tyrannei der vollkommenen Sache in England, der Tyrannei der mit Rosenholz ausgelegten Schubfächer, der ideal schließenden Schlösser, der tadellos stehenden Tische. Die Sehnsucht nach dieser Vollkommenheit des äußern Lebens und die Überwachung dieser ideal funktionierenden Maschine mag oft einen so großen Teil der Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, daß der Lebensapparat unnatürlich viel Platz im Leben einnimmt. Manchem geht es vielleicht damit wie jener russischen Fürstin, die sich beklagte, ihr Leben gehe damit hin, darauf acht zu geben, ob sie gut bedient würde. Die englischen Erzähler widmen in ihren Büchern immer wieder viele Seiten der Beschreibung des englischen Tages von dem Morgenbade und den Schinkenschnitten des ersten Frühstückes an, bis zu dem Diener, der abends die Kerzen hereinbringt, mit denen die Hausgenossen ihre Zimmer aufsuchen. Aber diese feinberechnete Ordnung gibt dem ganzen englischen Leben seinen Rhythmus und seinen Stil. Alles wird in diese Ordnung eingereiht und erhält dadurch sein Gepräge. Zuerst hat alles was dient, Sache, Tier und Mensch dem abstrakten Begriff seines Zweckes möglichst zu entsprechen, dann wird es zu einer dem Besitzer persönlichen Harmonie gestimmt, und da ein Gentleman sich äußerlich von dem andern nicht zu sehr unterscheiden darf, fällt diese Harmonie auch ziemlich gleichartig aus. Und bei dem organisatorischen Talente dieses Volkes, versteht der Engländer das komplizierteste Getriebe so zu ordnen, daß es ihm bequem sitzt, wie der Anzug eines guten Schneiders, er gibt ihm die ruhige Sicherheit, die ihn selbst auszeichnet, seine tüchtige Korrektheit. Der englische Geist schafft sich seinen Komfort, und der englische Komfort erzieht den englischen Menschen, gibt ihm die Geschlossenheit von Körper und Geist, denn beide werden nach altbewährter Lebenstradition bedient, und jeder erhält seinen Teil zu seiner Zeit. Und in der rein körperlichen Bequemlichkeit liegt schon eine solche Summe von nationaler Arbeit, eine Erbschaft von Geist, daß der eine oder der andere sich wohl auch nur dem Genusse dieser Vorteile hingibt, mit dem Gefühl an der geistigen Arbeit der Nation teilzunehmen. Ein starkes Gefühl der Diesseitigkeit, der Zugehörigkeit zu dem Stern, auf den wir gesetzt sind, steigt aus diesem so überlegen geordneten Leben auf. Der Engländer schaut jede Natur mit dem Gedanken an: Wie könntest du mir dienen? Wie könnte ich dich für einen englischen Zweck benutzen? Die Erde ist dazu da, damit der Mensch, und vor allem der Engländer, sich bequem darin einrichte. Und weil der Engländer so genau

weiß, wessen er bedarf und weil die Art, seine Bedürfnisse zu befriedigen, für ihn die einzig vernünftige ist, daher nimmt er, wo er auch sei, stets ein Stück seines heimatlichen Komforts mit. Er ändert nirgends seine Gewohnheiten, er verlangt und setzt es durch, daß die Fremde sich nach ihm richte. Würde England die Weltherrschaft beschieden sein, so wäre das auch die Weltherrschaft des after noon tea und des englischen Klubsessels. Die Welt würde dadurch nicht unterhaltender, aber wahrscheinlich bequemer werden.

Es ist wohl das Rationelle in dem englischen Komfort, das ihn zum Vorbilde eines Allerweltskomforts werden läßt, eines Komforts, der sich nicht nach dem Individuum richtet, sondern dem Bedürfnis des Kulturmenschen überhaupt entspricht, eines abstrakten Komforts. In unserer Zeit der großen Städte, des hastigen, unruhigen Lebens, der Gasthäuser, Mietwohnungen, Eisenbahnen führt ein großer Teil der Menschheit ein Nomadenleben. Die meisten haben weder Zeit noch Raum, sich eine Umgebung zu schaffen, die ganz auf ihre Individualität zugeschnitten wäre. Jetzt kommt es darauf an, sich die Befriedigung seiner Bedürfnisse, auf dem kürzesten Wege, möglichst vollständig zu schaffen. Wir wollen dann kein Verhältnis zu unserer Umgebung. Wir wollen den Effekt des Bedientseins. Der elektrische Knopf ist das Symbol dieser Behaglichkeit. Ein ganz geringer Aufwand von Mühe und wir haben das Gewollte. Der elektrische Knopf kann keine Physiognomie haben, er kann mir nicht lieb oder verhaßt werden, wie eine Sache meiner Häuslichkeit. Er ist nur das mechanische Mittel zur Befriedigung meines Wunsches. Das ist die Signatur des modernen Nomadenkomforts und soll sie sein.

Ein Hotelzimmer, das Charakter zeigt, das die Miene der Traulichkeit einer Familienstube annimmt, ist eine Aufdringlichkeit. Der längere Aufenthalt in solch einem Zimmer, das die Pose eines Heims annimmt, ist unerträglich. Wie kommt solch ein Raum, in dem heute dieser und morgen jener wohnt, dazu, eine Physiognomie, eine Stimmung zu haben? Ich bestelle mir in einem Hotel ein Zimmer und keine Stimmung. Jeder Stuhl in diesem Zimmer hat nur die vollkommene Sitzgelegenheit zu sein, nichts weiter. Rundete er die Arme, als freute er sich, mich aufzunehmen, will er mir irgendwelche Besonderheiten der Gemütlichkeit versprechen, als kennte er meine Gewohnheiten, so ist das eine Taktlosigkeit. Ich verlange auch nicht von dem Kellner, der mich bedient, daß er eine Persönlichkeit sei. Alles, was bedient, Mensch und Sache, nimmt wieder die stumme Präzision des Mechanismus an. Wir gewöhnen uns daran, ohne Mühe und ohne, daß unsere Gedanken sich viel hineinmengen, unsere Wünsche befriedigt zu sehen. Das Instrument wird uns gleichgültig, nur auf den Effekt kommt es an. Und unsere Bedürfnisse nehmen auch etwas Allgemeines, Schematisches an. Dem Allerweltskomfort entsprechen Allerweltsbedürfnisse.

Den Weg vom Wunsch zu seiner Erfüllung möglichst kurz und glatt zu machen, ist der Zweck all unsrer modernen Einrichtungen. Aber dadurch wird die Befriedigung unsrer körperlichen Bedürfnisse immer weniger Erlebnis. Wir werden

so gut und schnell bedient, die Forderungen an unsere Umgebung werden, kaum gestellt, schon befriedigt, so daß wir keine rechte Zeit haben, einen inneren Anteil daran zu nehmen. Wenn Telemach, nach der langen Seereise, in Sparta in die wohlgeglättete Wanne steigt, sich von Helenas schönen Mägden salben und ölen läßt, so nahm an dem Behagen dieser Stunde wohl sein ganzer Mensch teil, er wird kaum dabei seinen traurigen Gedanken nachgehangen haben. Die Wohligkeit des Heldenkomforts war umständlicher, aber andauernder. Heute drücken wir auf einen Knopf oder drehen einen Hahn und haben ein Bad. Dabei brauchen wir kaum die Rechnung, die wir im Geiste anstellen, oder den Gedankengang, den wir verfolgen, abzubrechen. Der Körper ist gut, mühelos und schnell bedient, der Geist kann beruhigt seine Wege gehen. Schopenhauer sagt, Philosophen sollten stets nur in Gasthäusern wohnen, nur dort fände der Geist ungestörte Muße für seine Arbeit.

Denken wir uns den Mechanismus dieses modernen Komforts zu seiner äußersten Vollkommenheit gebracht, so könnte er ein Geschlecht erziehen, wie es auch die Askese wollte. Die Askese wollte dem Geist für seinen Aufschwung freie Bahn schaffen, indem sie den Körper mißhandelte. Dem „Bruder Esel", wie der heilige Franciskus seinen Körper nannte, sollte so hart zugesetzt werden, bis er kaum mehr Forderungen zu stellen wagte. Aber, wenn wir dem Körper, sobald er eine Forderung stellt, sofort alles mühelos gewähren, ihn befriedigen und stille machen, ohne daß es uns einen Gedanken kostet, dann kann der Geist ungestört und selbständig seiner Aufgabe leben. Zwar, wie es unter den Asketen wohl manche gegeben hat, die so sehr mit dem Abtöten des Fleisches beschäftigt waren, daß zum Aufschwung des Geistes sie nicht mehr kamen, so würden wohl auch viele jener modernen Asketen über dem Stillemachen des Körpers die Aufgabe des befreiten Geistes vergessen. Sind die Amerikaner nicht heute Asketen des modernen Komforts? Alle Erfindungen der Wissenschaft werden herangezogen, um einen Komfort zu schaffen, der möglichst schnell, mechanisch die Bedürfnisse befriedigt, ohne den Geist in seiner rastlosen Geschäftigkeit zu stören. Es ist wie ein Abkommen zwischen Geist und Körper. Der Geist sagt zum Körper: ich werde die Mittel ersinnen, um dich in kürzester Zeit ganz zufrieden zu stellen, dafür darfst du mir nicht mehr im Wege sein.

In der allgemeinen Amerikanisierung des Komforts bleibt dem individuellen, dem lebendigen Komfort nur eine wahre Zufluchtsstätte, das ist das Landhaus und eine wahre Beschützerin, das ist die Frau.

Der individuelle Komfort ist nur im eignen Hause möglich. Aber das Stadthaus liegt wie ein Insel, umflutet von allem Fremden. Fremde Stimmen, fremde Gewohnheiten, fremde Gesetze dringen überall ein. Wie in jeder großen Gemeinschaft, besteht das Leben aus Paktieren und Konzessionenmachen. Im Landhause wird der Mensch mit seiner Umgebung eins. Schon L. B. Alberti in seinem Familiendialog läßt den Familienvater sagen: „Die Villa bleibt dir stets treu und freundlich." Um den Komfort des Hauses legt sich der Komfort eines für mich erzogenen Stückes Natur, und der ruhigere Pulsschlag des Lebens erlaubt es, daß

ich meine Umgebung intensiver mit dem Rhythmus meines Wesens erfüllen kann. Das Haus wird hier zum Raum, zur Sache, zur Lebenseinrichtung gewordenes Wesen des Besitzers. Jede willkommene Stimmung hat sich ihr Zimmer — ihre Ecke — ihren Sessel geschaffen. Die Gegenstände stehen, wie mit angenehmen Empfindungen geladen und warten, daß sie sie ausströmen dürfen, die Umgebung ist eine Zusammensetzung kleiner Glücksgefühle, die für den Moment bereit stehen, da wir für sie empfänglich sind. Das Leben um uns ist überall unten in der Küche — drüben im Stall, wie um uns in den Zimmern eine stille Geschäftigkeit, die sich auf den Augenblick vorbereitet, da ein Wunsch sich bei uns meldet. Dabei ist solche Umgebung so gut auf unser Wesen abgestimmt, daß sie taktvoll in unser Geistesleben hineinsprechen kann. Und was wir hier auch erleben, wenn es auch schmerzvoll und niederdrückend ist, solch eine Umgebung, die uns mit beständigen kleinen Wohltaten umstellt, spinnt auch im Augenblick, da wir dem Leben feind sind, unzählige, freundliche Fäden zwischen dem Leben und uns, schafft einen beständig mitklingenden Unterton, der ja zum Leben sagt.

Im eignen Hause hat alles, Möbel und Dienstboten, Zeit, sich in den herrschenden Lebensstil hineinzugewöhnen. Hier stehen nicht die windigen Möbel der Mietwohnung, die immer fremd im fremden Raume sind, die vom Dekorateur gefertigten stilvollen Einrichtungen, mit der Maschine gemachte Stimmung, bei denen die Sachen uns umgeben wie fremde Leute, denen wir auch nicht vorgestellt werden möchten. Der Stuhl am Kamin ist mit den Dämmerstunden und Winterabenden gerade seines Besitzers eng verwachsen, und das Geschäft jener Fensternische ist die Aufgabe, sich zu Zeiten mit Mondschein zu füllen, darauf ist sie eingerichtet. Und das Licht, der Abendschein, der zur bestimmten Zeit dieselbe Wand hinaufgleitet, die Morgensonne, für die die Wand helle Farben trägt, der Duft der Blumen, der durch die geöffneten Fenster hereinströmt, das Aufrauschen des Baumes vor der Türe, selbst die Fledermaus, die allabendlich über seinem Wipfel flattert, alles nimmt den Charakter einer von mir gewollten Einrichtung an. Die Töne, die kommen und gehen, stehen in meinem Dienst, bringen bekannte, gefällige Bilder, gewollte Stimmungen. Meldet sich der Hunger, dann tönt leise das Klappern von Tellern aus dem Speisezimmer, und dort finde ich, daß Sachen und Speisen und der Diener im zeremoniellen Anzug festlich auf mich warten, als wären sie froh, ihren Beruf zu erfüllen. Ein Diener ist ein Mensch, der zu seinem Beruf erwählt, einen fremden Willen zu studieren, um ihn zufrieden zu stellen, und der Dienerberuf hat seine Artisten und Künstler, wie jeder andere. Brillat de Savarin lud gute, verständnisvolle Esser an seinen Tisch, um zu sehen, wie diese die künstlerisch erdachten Speisen genießen würden. Ein Dienertalent sucht sich einen Herren, der empfänglich für den verfeinerten Lebensgenuß ist und bemüht sich, die dienende Umgebung möglichst in Übereinstimmung zu bringen mit diesem Willen. Daran arbeitet und ziseliert er, wie ein Künstler an seinem Kunstwerk. Er genießt die feinere Lebenskunst durch seinen Herren, freut sich daran, wie ein Regisseur sich an dem Bühnenbilde freut, das ihm gelungen ist.

Unser Haus mit seinem Getriebe ist der Niederschlag unserer persönlichen Kultur. Verfeinerte Kultur macht uns reizbarer, empfänglicher für Eindrücke, schafft neue Bedürfnisse —, sie macht uns komplizierter und diese Kompliziertheit wird schmerzhaft, wenn eine innere Harmonie sie nicht bindet und beruhigt. Diese Harmonie ist die Seele dieser Kultur und sie muß auch auf das äußere Leben ausstrahlen, die Summe der kleinen Bequemlichkeiten, Genüsse, Bedürfnisse zu einer Gesamtmusik zusammenschließen, die uns liebevoll und tröstend begleitet und in unsere Erlebnisse ihre beruhigende, optimistische Melodie hereinruft.

Persönlich wird jeder Komfort, auch unter den ungünstigsten Bedingungen, wenn eine Frau über ihm waltet. Seele und Körper haben bei der Frau ein vertrauteres, engeres Verhältnis mit einander, als bei dem Manne. Die von außen kommenden Eindrücke setzen sich unmittelbarer in seelische Bewegungen um und die inneren Erlebnisse strahlen intensiver auf die Umgebung aus. Finden wir eine Frau, die sonst den milden Duft der weißen Heliotrop liebt, plötzlich von einem erregenden, herben, ambrierten Parfüm umgeben, so können wir sicher auf ein Seelenereignis schließen. Eine Dame des XVIII. Jahrhunderts, als sie von der Untreue ihres Geliebten erfuhr, schickte sofort nach dem Tapezier und ließ die himmelblauen Draperien ihres Zimmers durch mattlavendelfarbene ersetzen. Die Frau ist eben auch mit ihrer Umgebung, der äußeren Schale ihres Körpers, enger verwachsen als der Mann. Daher steht sie der Sache näher, versteht sie besser und empfindet sie stärker. Die Frau ist für die Mystik der Sache zugänglicher und setzt sich mit ihr daher besser und schneller auseinander. Eine Frau gibt einem Hotelzimmer, einem Eisenbahncoupé durch ihre Gegenwart sofort von ihrem Wesen ab. Jeder Dienst einer Sache und eines Menschen nimmt leicht von ihr den Schein an, als würde er gerade für sie geleistet. Sie will, daß der Komfort — ihr Komfort — Geberde ihres Wesens sei. Aber die Aufgabe jeder Frau einer höheren Kultur war stets, sich mit der Schönheit auseinander zu setzen. Schönheit genießen heißt, ein fremdes Leben in sich aufnehmen. Schön sein heißt, für andere sein. Die Frau schafft sich einen Komfort, der sie schmückt und ein Teil ihres Selbst wird. Aber sie will die Wohltat dieser Ausstrahlung ihres Wesens auf andere ausdehnen. Im Wörterbuch steht bei dem Worte Komfort: Beistand — Trost — Mithilfe. Klingt das nicht wie die Beschreibung der Rolle, welche die Frau spielen will? Die Harmonie des Lebens, die sie schafft, soll von den andern als von ihr ausgehend empfunden werden. In allem Behagen der Umgebung, in jeder Freundlichkeit der Lebenseinrichtung, in allem, was unserm Sinn hier schmeichelt, in allem sollen wir spüren, daß sie, die Frau, es mit ihrem Leben belebt hat. So lange es echte Frauen gibt, wird es auch einen beseelten Komfort geben: „Wäre das Sinnliche nicht beseelt, wie könnten wir es sonst lieben?“ sagt der hl. Augustinus.





Hugo Wolf/ Briefe an die Familie Grohe

Hochgeehrter Herr und Freund! Perchtoldsdorf, 16. April 1890.



Es sind noch keine 24 Stunden verflossen, daß ich einem Freunde gegenüber mich äußerte: Mannheim sei ein besonders empfänglicher Boden für meine Liedersaat und würde sichs wohl verlohnen, diesen gesunden, musikalischen Boden selber zu bepflügen, und berief mich auf eine von Ihnen herrührende und an meinen Kommissionär gerichtete Karte, darin auch Hofkapellmeisters Weingartner Erwähnung geschehen, und wie reges Interesse er meiner Sache entgegenbringe. Ich führte des weiteren aus, wie es gar nicht so unmöglich sein dürfte, Orchesterwerke unter Weingartners Leitung zur Aufführung zu bringen, — kurz, ich ahnte 24 Stunden vorher alles, was Sie mir nun in so freudig überraschender Weise, schwarz auf weiß, mitteilen. Bin ich doch ein Prophet! Doch nun gleich zur Sache. Ich könnte mit Unterschiedlichem aufwarten: in erster Linie wär mirs um meine Lieder mit Orchesterbegleitung zu tun. Bis jetzt liegen in Partitur (Manuskript) vor: Der Rattenfänger, Mignon (Kennst du das Land), Ganymed und Anakreons Grab. Ferner von Mörike: die geistlichen Lieder „Seufzer", Schlafendes Jesukind, und auf ein altes Bild, schließlich das sehr dankbare und (wie ich denke) glänzend instrumentierte „Er ists". Anakreons Grab und die geistlichen Lieder sind für ganz kleines Orchester gesetzt und dürften keinerlei Schwierigkeiten bieten. — Jetzt eine Hauptfrage, darüber ich um umgehende Antwort bitte. Wenn Plank am 22. Mai den Prometheus singen sollte (göttliche Idee!), ging es wohl noch an, dieses Werk mit Orchesterbegleitung aufzuführen? Die Partitur getraute ich mich in einigen Tagen niederzuschreiben — aber das Ausschreiben der Stimmen und das Einstudieren — wärs möglich in dieser kurzen Zeit? Ich bitte, die Meinung des Herrn Hofkapellmeisters drüber einzuholen und mich umgehend davon zu benachrichtigen. — Im übrigen könnte ich mit einer symphonischen Dichtung zu Kleists Penthesilea dienen. Dieses Werk stammt, sozusagen, aus meiner Sturm- und Drangperiode und steht im Gräßlichen gewiß nicht hinter dem Stoffe der Dichtung zurück; ob es aber auch an die furchtbare Schönheit der Poesie der Dichtung heranreicht, lasse ich dahingestellt. Speziell für alte Zöpfe ist dieses Werk gewißlich nicht komponiert. Wenn Herr Weingartner der Mann ist, der das „Fürchten nicht gelernt", wird ihm das „Gruseln und Grauen" in diesem Stücke auch nicht viel anhaben; möge er es immerhin auf einen Versuch ankommen lassen. Ein anderes Werk, darauf ich große Stücke halte, wäre die „Christnacht", eine Hymne von Platen für Chor und Soli und großes Orchester komponiert. Die Partitur ist ziemlich schwierig, dafür ist das Werk kurz und dürfte eine große Wirkung auf das Publikum nicht verfehlen. Ich kann es mit bestem Gewissen empfehlen. Eine Musik zum Prinzen von Homburg liegt mir in Skizze vor, doch wäre daraus eine sehr stimmungsvolle

Trauermusik, die auch zum Teil instrumentiert ist, zu entnehmen. Schließlich verfüge ich noch über ein Streichquartett aus älterer Zeit und zwei Streichquartettsätze: „Humoristisches Intermezzo“ und „italienische Serenade“, die vor drei Jahren entstanden sind. Dazu sind auch die Stimmen vorhanden. Wollen Sie mir gefälligst bekannt geben, was Sie von alledem wünschen. Zusendung verpflichtet ganz und gar nicht zu einer Aufführung. Es wird mich herzlichst freuen, wenn Hofkapellmeister Weingartner an meinen Sachen Gefallen finden sollte, und wenn nicht — na, dann wirds wohl seine Gründe haben. Apropos! Ist Hofkapellmeister Weingartner im Besitze meiner bisher gedruckten Lieder? Wenn nicht, wird es mir ein Vergnügen sein, ihm drei Bände und die zwei Hefte (darin das „Wächterlied“, „Biterolf“ und der „König bei der Krönung“ für Plank wie geschaffen sind) zu verehren. Die beigelegten Gedichte dürften mich wohl kaum zur Komposition anregen. Auf stille Sehnsucht und wunde Melancholie bin ich zu wenig eingeschlossen. Auch habe ich einstweilen genug zu tun, mir die „Spanier“ (ein großer Zyklus nach Heyse und Geibel) vom Halse zu schaffen. Sie werden in diesen Gesängen mich von einer ganz neuen Seite kennen lernen; dürfte auch das beste sein, was bis jetzt meiner Feder entflossen.

Und nun erlauben Sie mir noch zu sagen, daß mich Ihre liebenswürdige Teilnahme an meinen Sachen und Ihr enthusiastisches, warmblütiges Wesen von Grund des Herzens erquickt, und wie mich der Gedanke beglückt, einen Kreis von Freunden und Gönnern sich bilden zu sehen, der von denselben Empfindungen wie Sie für meine Kunst durchdrungen ist. Wollen Sie ihm gütigst meinen innigsten Dank und meine aufrichtige Ergebenheit übermitteln. Indem ich Sie noch ersuche, mich dem Herrn Hofkapellmeister bestens zu empfehlen, begrüße ich Sie als einen neu gewonnenen Freund auf das herzlichste und bleibe der Ihre Hugo Wolf.

Wertester Herr Doktor! Perchtoldsdorf, 2. Mai 1890.

Sie hätten schon längst Nachrichten und Sendung von mir erhalten, wenn ich nur im Besitze all der Sachen wäre, die ich Ihnen zuzuschicken beabsichtige. Trotz der energischsten Betreibungen ist es mir bis heute noch nicht gelungen, die Partituren zu „Mignon“ und den „Geistlichen Liedern“, die sich in den Händen der Materna, welche einiges daraus in Paris singen wollte, befinden, zurückzuerhalten. Leider verfüge ich nicht einmal über das Streichquartett, das, wie ich mich, nach vergeblichem Suchen, nachher erinnerte, seit Jahren bei Hellmesberger verstaubt. Ich hoffe dennoch, in einigen Tagen der Auslieferung dieses Stückes entgegensehen zu dürfen. Sollte ich dasselbe vor seiner Absendung an Ihre Adresse nicht mehr zu Gesicht bekommen, habe ich die Bemerkung zu machen, daß die „mit Dämpfer“ bezeichneten Stellen im „Adagio“ ohne Dämpfer zu spielen sind. Das Stück ist leider sehr schwierig und wird es tüchtig studiert sein müssen, wenn es am 22. Mai schon gespielt werden soll, was mich natürlich unbändig freuen würde. Nebstbei folgen die Partituren zur Christnacht und Penthesilea, ferner Ganymed, Rattenfänger, Anakreons Grab und „Er ists“. Die gedruckten Sachen mögen

Sie mit meinen besten Grüßen Kap. Weingartner einhändigen, in dessen Besitz sie verbleiben sollen. Hier einige biographische Daten: geboren 13. März 1860 in Windischgrätz, Steiermark. In frühester Jugend, mit 5 Jahren, von meinem Vater in Violine und Klavier unterrichtet. Hernach ins Konvikt nach Stift St. Paul in Kärnten geschickt worden, dort das Gymnasium besucht und Orgel gespielt. Studium unterbrochen und nach Wien ins Konservatorium, wo ich ein Jahr lang verblieben und sehr wenig erlernt. Mich selbst ausgebildet. Von 84 bis 88 im „Wiener Salonblatt" Musikreferent gewesen. [—] Auch Hanslick und das ganze Wiener [—] scharf attakiert — deshalb jetzt in Acht und Bann getan. Bereue jedoch nichts. Im Winter 88 mir plötzlich nach langem Herumtappen der Knopf aufgegangen. In raschester Reihenfolge Mörike, Eichendorff und Goethe komponiert. „Spanische" soeben zum Abschluß gebracht (44 Gesänge). Gott wolle mir noch langes Leben und viele gute Einfälle schenken! Und nun Gott befohlen, lieber Herr Doktor.

In aufrichtiger Ergebenheit der Ihre Hugo Wolf.

Wertester Herr Doktor! Perchtoldsdorf, 12. Mai 1890.

Ich freue mich herzlich, Sie nun auch im Bilde kennen zu lernen; Sie haben ganz das strenge Gesicht, wie es sich für einen wohlbestallten Amtsrichter in großherzoglichen Diensten schickt. Vor allem bin ich froh, Sie zum Freunde zu haben, denn als Feind wär es, nach dem energischen Ausdruck Ihrer Physiognomie, nicht gut, mit Ihnen Kirschen zu essen. Daß man Sie zur jungen Garde zählen darf, ist auch ein Vorteil; umso länger bleiben Sie unserem Fähnlein erhalten. Kurz, Sie haben nach dem Physischen und nach dem Moralischen hin meine ausgesprochenen Sympathien. Ich bins zufrieden, wenn ich Ihnen nur um die Hälfte so gut gefalle. Den „Samtrock" müssen Sie wohl entschuldigen. Sie dürfen nicht glauben, daß ich mich „künstlerisch" gebe, ausgenommen in meinen Kompositionen. Doch da er der einzige warme Rock ist, den ich besitze, und ich ihn überdies geschenkt bekommen habe, benütze ich ihn noch immer, meine Blößen zu decken.

Plank habe ich heute geschrieben. Ich hoffe zu Gott, daß ihm die Harfnerlieder und die drei ersten aus dem einen der beiden Hefte nicht gleichgültig bleiben — es wäre für die Lieder und für Plank schade.

Mit Gozzi werde ich mich demnächst eingehend befassen. Ich bin Ihnen sehr verbunden für diesen Fingerzeig. — Vielleicht haben Sie die Freundlichkeit, mich baldigst zu benachrichtigen, wies mit dem Quartett (Serenade) geht, ob es gut klingt und ob es gefällt. Das Stück ist sehr heiklig und wäre es besser, die Vorführung desselben zu unterlassen, als eine mangelhafte Ausführung darzubieten.

Am 20. oder 22. reise ich nach Unterach am Attersee (Oberösterreich), Villa Eckstein, wo ich ungefähr einen Monat zu bleiben gedenke. Sie schreiben aber wohl noch bis dahin Ihrem Sie herzlich grüßenden Hugo Wolf.

Beiliegend ein Programm des letzten internen Abends. Der Erfolg war wirklich ein bedeutender. Mehr als die Hälfte meiner Lieder wurde trotz der langen Dauer des Abends wiederholt; wohl nur, weil ich persönlich nicht mitwirkte.

Mein lieber Freund! Unterach am Attersee, 6. Juni 1890.

Sie haben recht, vollkommen recht, und ich schäme mich nun meines Mißtrauens. Ja, ich bin sehr mißtrauisch, aber wer so viele arge Enttäuschungen erlebt, wer so viel von schreiendstem Verrat, Undank und Niederträchtigkeiten, so einem begegnen, erzählen kann, muß schließlich mißtrauisch werden. Daß ich es nur gestehe, ich witterte so eine Art Verschwörung gegen mich, und alle Mannheimer (Sie ausgenommen) betrachtete ich als meine Todfeinde. Ich sah mich dort nur mehr verhöhnt, bemitleidet, im günstigsten Falle begraben. Verflucht die Leidenschaft, die mich dem Dämon Mißtrauen immer in die Arme treibt. Ja, und dann kann ich toben, wie ein ungezogenes kleines Kind — nicht wahr?? O, ich bin über mich wütend. Wie glücklich darf ich mich schätzen, an Ihnen einen überlegenen, einsichtsvollen Freund zu besitzen. Bin ich kindisch und reizbar wie Tasso, sind Sie weise und klug wie Antonio, aber ohne dessen bitteren Beigeschmack und die Welt kalt betrachtend, wie sie nun einmal ist und dabei noch ein warmes Herz im Busen tragend. O, Sie Glücklicher! wie viel angenehmer könnte ich leben, hätte ich nur einen Teil Ihres ausgeglichenen Wesens. Sie haben mich leider nun auch von der häßlichen Seite kennen gelernt; fortan will ich bemüht sein, mich Ihnen nur im günstigsten Lichte zu präsentieren. Lacom, der mich nicht verständigt, daß der Band gekauft wurde, wird sofort beauftragt, den Eichendorff-Band an Ihre Adresse abgehen zu lassen.

Nun zu was Schönerem.

Dem Wunsche meiner Wiener Freunde nachgebend, ein Orchesterstück zu komponieren, entschied ich mich für ein symphonisches Gemälde zu Shakespeares „Sturm". Aber je mehr ich bemüht war, das Stück in seinen einfachsten Zügen mir klar zu legen, desto lebhafter drängten sich alle die bunten Szenen und Bilder, an denen der Sturm so reich, vor meiner Seele. Die dem Stück zugrunde liegende Idee wirkte auf meine musikalische Empfindung viel weniger anregend, als die charakteristischen Gestalten der Fabel. Das ist ja endlich der vielgesuchte, langentbehrte, sehnlichst gewünschte, stets aufgetauchte, immer wieder verschwundene, endlich aber doch erwischte, fest gepackte, nicht mehr zu entreißende — Opernstoff. Und das komische Element! welch ein herrlicher Spielraum! Caliban, Trinkulo und Stephano! Das sind mir einmal ein paar Burschen, wie ich sie mir immer gewünscht. — An dem Gange der Handlung braucht gar nichts geändert zu werden. Der Kürze halber entfallen alle Szenen zwischen Alonso, Seb., Ant. und Gonz., und sind die vier Akte des Lustspiels in zwei der Oper umzuwandeln; der 5. Akt gäbe den dritten. Sonach blieben die ersten zwei Szenen des 1. Aktes bis Seite 17 (Universalbibliothek), da ich mir das Auftreten Calibans für den Beginn des 2. Aktes aufsparen möchte. Auf pag. 19 schreitet die Handlung mit dem Erscheinen Fernandos fort bis zum Schluß, der allerdings wirkungsvoller zu gestalten sein wird. Mein zweiter Akt soll mit der 2. Szene des 2. Aktes bei Shakespeare beginnen. Ein charakteristisches Vorspiel hat die tierischen Ausbrüche gemeiner Leidenschaften, deren Repräsentant Caliban ja ist, stimmungsvoll einzuleiten. Darauf nun folgt die ergötzliche

Szene zwischen Trinkulo, Caliban und Stephano, die den ganzen Raum des zweiten Aktes ausfüllen soll. Zugleich soll schon in dieser Szene Prosperos Ermordung geplant werden. Die Szene schließt mit dem kanibalischen Trinkliede des Ungeheuers, wie bei Shakespeare, den Akt. Hierauf 2. Szene (bei Shakespeare 3. Akt) Liebesszene zwischen Miranda und Fernando. Hierauf Auftritt Caliban, Trinkulo und Stephano pag. 57 (Reclam, Schlegelsche Übersetzung) und zugleich Schluß des 2. Aktes. 3. Akt mit einigen Veränderungen (Ausschmückungen dekorativer Art) wie bei Shakespeare der fünfte. Dies in Kürze mein Szenarium. Wenn Sie wirklich der Ansicht sind, daß Ihr Freund [—] der Mann wäre, welcher mir helfen könnte, [—] so würde ich mit Vergnügen mit ihm diesbezüglich in Unterhandlungen treten. Sonst hätte ich großes Vertrauen zu einem ziemlich unbekannten (wenigstens bei uns in Österreich) Poeten Namens Detlev von Liliencron. Derselbe überschickte mir vor kurzem seine Gedichte, die ich für sehr talentvoll halte. Teilen Sie immerhin ihrem dichtenden Freunde meine Absichten mit bezug auf den Sturm mit; ich wäre überglücklich, in ihm den richtigen Mann gefunden zu haben. Mich freuts, daß Sie mich mit moralischen Stockprügeln zur Oper drängen. Sie finden darin einen würdigen Partner in meinem Freunde Schalk aus Wien, der ebenfalls aus Leibeskräften losboxt, um mir eine Oper abzuringen. Gott gebe nur, daß ich das felsenfeste Vertrauen meiner Freunde nicht zu schanden mache, wenn die Oper einmal geschrieben ist.

Wolf kontra Weingartner anlangend habe ich noch zu bemerken, daß Ihre Schwärmerei für die Christblume zum Teil die Schuld an meinen Ausfällen trägt. Die Sache verhält sich nämlich so: Ich wußte schon seit langem von der Kompositionstätigkeit Weingartners. Einige Klavierstücke von ihm, die mir zu Händen kamen, sprachen mich nicht an. Hingegen soll er eine Oper Malawika dereinst im Wiener Wagner-Verein gespielt haben, und wurde mir von der außerordentlichen Mache viel Rühmliches erzählt, zugleich aber der gänzliche Mangel an Erfindung und Selbständigkeit hervorgehoben. Alles sei, allerdings mit großem Geschick, Wagner nachempfunden. Nun schrieben Sie mir gelegentlich, daß Weingartner vor allem die Christblume I. anspräche. Das war fürs erste eine höchst erfreuliche Nachricht, denn es bewies mir, daß Weingartner auch in die Mysterien der Poesie einen Blick geworfen. Als aber nur immer von der Christblume die Rede war, legte ich mir die Sache anders aus. Halt, dachte ich, Weingartner glaubt, in mir einen Kumpan zu finden, der „auch" wagnerisch komponiert. Daß er den volkstümlichen Zug in meinen Liedern verkannte, folgerte ich mit einigem Rechte daraus und schloß mit der ruhigen Sicherheit, daß er mich eigentlich gar nicht verstanden, ja, daß ich ihm nur im Wege sein müßte. Und das hat mit ihrer „mystischen Glorie" die Christblume getan. Habe ich also Weingartner Unrecht getan, so bitte ich ihn herzlich gern um Verzeihung. — Und nun eine Anfrage: Könnten Sie nicht auf 8 Tage abkommen und für diese Zeit in Unterach mein Gast sein? Sie können in sechs Betten schlafen und zu jeder Tageszeit speisen, da ich alles im Hause habe.

Ich habe zufälligerweise die „Spanischen" bei mir und auch einige neue, jetzt in Unterach komponierte, von Gottfried Keller. Das Wetter ist jetzt herrlich, und der See wetteifert mit dem Himmel an Bläue. Wie denken Sie über diesen Vorschlag? oder besser, denken Sie nicht viel darüber nach, sondern kommen Sie gleich. —

Noch etwas: Schott in Mainz erklärte sich bereit, eine Auswahl von 12 Spanischen zu drucken und bietet mir — 600 Mark dafür an. Ich erklärte, ihm ebenso gern alle 44 herzuschenken, als 12 ausgewählte um diesen Bettel zu verkaufen. Hingegen schlug ich ihm vor, sämtliche Spanische in Verlag zu nehmen und den Reingewinn mit mir zu teilen. Eine derartige Zumutung ist bei Notenhändlern zwar nicht usuell, aber es ist der einzige Ausweg, [—] zu erledigen. Das Resultat werde ich Ihnen mitteilen. Für diesmal brechen wir ab. Seien Sie heute herzlicher denn je gegrüßt von Ihrem Hugo Wolf.

Wertester Freund! Unterach, 28. Juni 1890.

Das in ihrem letzten Schreiben signalisierte Drama [—] ist mir gestern zu Händen gekommen. Also einen Buddha soll ich komponieren, so eine zweite Auflage Parsifal, vielleicht auch mit variierten Wagnerschen Motiven? Wahrhaftig, ich begreife Sie nicht. Wie wenig sind Sie mit meinem künstlerischen Wesen vertraut, daß Sie mir zumuten, so hohe Aufgaben zu lösen. Noch hat die Welt kaum eine Ahnung von dem philosophischen Tiefsinn, der sich in der ungewöhnlichsten Weise in den letzten Worten des Meisters ausspricht, und schon soll wieder etwas entstehen, das den Leuten neues Kopfweh verursachen soll, — notabene durch bereits erprobte Kunststücke — wo sich doch allenthalben das Bedürfnis kundgibt nach behaglichem Genießen, nach freundlichen Bildern, wo alles sich sehnt, in dem grämlichen und grübelnden Ausdruck unserer Zeit ein verborgenes Lächeln, einen schalkhaften Zug zu erspähen. Sollen wir denn in unserer Zeit nicht mehr von Herzen lachen können und übermütig sein, müssen wir Asche aufs Haupt streuen, Bußgewänder anziehen, die Stirn in tiefsinnige Falten kleiden und Selbstzerfleischung predigen? Möge die Welt erlösen, wer den Erlöserberuf in sich fühlt; mich schert das wenig. Ich für mich will heiter sein, und wenn hundert Leute mit mir lachen können, bin ichs zufrieden. Ich strebe auch keine „welterlösende" Heiterkeit an. Nichts weniger als das. Das überlassen wir billig den großen Genies. Wagner hat in seiner und durch seine Kunst bereits ein so gewaltiges Erlösungswerk vollbracht, daß wir uns dessen nun endlich auch erfreuen können, daß wir ganz unnützerweise den Himmel stürmen, weil er uns bereits erobert ist, und daß es das gescheiteste ist, in diesem schönen Himmel ein recht freundliches Plätzchen uns zu suchen. Und dieses angenehme Plätzchen möchte ich gern finden, aber bei Leibe nicht in der Wüste bei Wasser und Heuschrecken und wildem Honig, sondern in einer fröhlichen und originellen Gesellschaft, bei Gitarregeklimper, Liebesseufzen, Mondscheinnächten, Champagnergelagen usw., kurz in einer — komischen Oper, und zwar ganz gewöhnlichen komischen Oper, ohne das düstere, welterlösende

Gespenst eines Schopenhauerschen Philosophen im Hintergrunde. Dazu und nur dazu benötigte ich einen Dichter, und wahrhaftig! dazu muß man auch ein Dichter sein und ein ganz verfluchter obenein. [—] Verschaffen Sie mir ihn, und Sie sollen sehen, daß ein Dutzend Buddhas so ein ganz gewöhnliches, aber originelles komisches Operl nicht aufzuwiegen imstande sind.

Die „Spanischen" kann ich Ihnen leider nicht schicken, da die Kopiaturen von Schott (mit dem ich mich zerschlagen) zu Breitkopf gewandert sind, meine mit Bleistift geschriebenen Originale ich aber nicht aus der Hand geben möchte. Ich habe jetzt 6 Lieder von Keller beieinander, die ganz einzig in ihrer Art sind. Es sind aber auch die Dichtungen darnach.

Wenn Sie nach Österreich kommen, werden Sie doch Wien nicht versäumen. Da ich im August in Döbling bei Wien sein werde, wo ich eine Villa ganz allein bewohne, bin ich in der angenehmen Lage, ein Obdach Ihnen anzubieten. Dann wollen wir auf Leben und Tod musizieren.

[—] Leben Sie wohl und schreiben Sie baldigst Ihrem Hugo Wolf.

Wertester Freund! Rinnbach-Ebensee, 23. Juli 1890.

Ihre freundlichen Zeilen sind mir erst gestern, nachdem Sie die Reise nach Döbling, allwo Sie längere Zeit meiner Ankunft harrten, und von dort wieder nach Rinnbach machten, wo ich seit ungefähr 3 Wochen verweile, glücklich zu Händen gekommen.

Meine Abneigung gegen die Komposition eines Buddha scheinen Sie einer momentanen feindlichen Stimmung zuzuschreiben, ob ich schon in Wahrheit von der Weltanschauung Buddhas tief durchdrungen bin und in der Askese allein alles Heil für unsere sündenvolle Welt ersehe. Vor dem unvergänglich ethischen Gehalt des Lebens und der Lehre Buddhas beuge ich mich als Mensch. Als Künstler, und zwar als ein das Leben Buddhas bearbeitender Künstler, kann mir die Askese und der hierdurch bewirkte Erlösungsakt allein nicht genügen. Notwendig bedarf ich hierbei eines kräftigen Gegensatzes, der sich in anschaulichster Weise (siehe Kundry und die Blumenmädchenszene) kundgibt. Wagner hatte ein großes dramatisches Geheimnis stets mit dem außerordentlichsten Geschick ausgebeutet: er war nie eintönig, nie langweilig, er malte oft stark in Grau, aber er war stets besorgt, bunte Farben auf seiner Palette aufzutragen. Und nun sehen Sie sich den [—] Buddha an. Er mutet mich an, nicht anders, als ein ununterbrochen dreiwöchentliches Regenwetter in unserem Salzkammergut. Kein einziger Sonnenstrahl, kaum einmal ein aufregendes Gewitter mit Blitz und Donner. Die Menschen lieben nun einmal das Wechselnde und das Theaterpublikum zumeist, wobei es für das Heitere und Gefällige noch am meisten Ausdauer zeigt. Askese läßt sich wohl lange predigen, aber nicht auf die Dauer darstellen. Dessen soll sich ein dramatischer Dichter von pessimistischer Weltanschauung immer bewußt sein. Das „öffentliche Geheimnis" finde ich, um es in vorliegender Gestalt zu gebrauchen, gar zu veraltet, die Figuren schablonenhaft und konventionell.

Auch scheint der gemütliche Inhalt nur eine geringe musikalische Ausbeute zu versprechen. Jedenfalls dürfte es geratener sein, noch einige Zeit auf den „berufenen" Dichter zu warten, als um jeden Preis reinzufallen, damit nur eine Oper da sei. Auch meine Lieder sind nicht auf der Straße aufgelesen; die Oper soll es auch nicht sein. Die angenehme Aussicht, Sie im Winter in Wien begrüßen zu können, erfüllt mich mit großer Freude. Heute schicke ich zugleich an [—] sein Manuskript.

Adressieren Sie von nun an: Oberdöbling bei Wien, Hirschengasse 68. Ich gedenke in 4—5 Tagen dahin abzugehen.

Noch eins: Veranlassen Sie gefälligst die rekommandierte Zusendung meiner Penthesilea und Christnacht (desgleichen der Partituren zu meinen Liedern). Nikisch will beides in Boston zur Ausführung bringen. [—]

Mit den herzlichsten Grüßen der Ihre Hugo Wolf.

Mein lieber Freund! Döbling, Hirschengasse 68, 11. August 1890.

Ihr letzter Brief traf mich noch in Rinnbach am Traunsee, das ich kurz darauf verließ, um nun für einige Zeit in Döbling zu verbleiben. [—]

Sie wünschen zu wissen, wie es in meiner Gedankenfabrik aussieht. Ach, recht traurig. Es ist schon lange Feierabend, und der Himmel nur weiß es, wann dieselbe ihre gewohnte Tätigkeit wird wieder aufnehmen können. Wärs nur schon Herbst oder Winter! wenn die Natur welkt oder im Starrkrampf liegt, beginnt es, in mir zu keimen und zu schwellen. Sie sehen, ich habe einige Ähnlichkeit mit der fatalen Christblume.

Gestern spielte ich einigen „Kunstgewogenen" einiges aus den Spaniern vor. Was war das Ende vom Lied? die Oper. Man will nur mehr Opernszenen in meinen lyrischen Produktionen erblicken und alles schreit: schade um das Stück, das wäre was in einer Oper. Wenn mir die Geschichte mal zu dumm wird, schreibe ich eine Oper, und zwar eine ganz moderne, nach dem Rezept der „Freien Bühne". Darin soll auch von mein und dein wie im Tristan die Rede sein, etwa zwischen einem Polizeiaktuarius und einem sozialistischen Welterlöser, was gewiß ein sehr tiefsinniges und leidenschaftlich bewegtes Duo verspricht. Diese verfluchte Tendenzpoesie heutzutage! Und erst das Mischmasch von mittelalterlichem Mystizismus, urchristlichem Sozialismus und alles angerührt in einer Jauche heidenmäßigster Schweinereien, wie dies bei den Russen modern und von den Deutschen bald überboten wird! So lese ich jetzt von Dostojewsky die Brüder Karamasow. Es ist, als ob man hunderttausend Narren sprechen hörte. Obschon ich gegen 200 Seiten vorgedrungen, bin ich nicht um ein Jota klüger als auf der ersten Seite. Und so ein Buch gilt als tiefsinnig, weltverbessernd, zeitgemäß usw. usw. Ich denke, ein rechter moderner Poet muß heutzutage ein vollkommener Narr oder Spitzbube sein. Ich hoffe, meinen Operntextdichter im Irren- oder Zuchthause zu finden.

Adieu! Herzlichst der Ihrige Hugo Wolf.

Mein lieber Freund! Ober-Döbling, 3. September 1890.

Es hat allen Anschein, als sollte ich Sie in kürzester Zeit endlich auch von Angesicht zu Angesicht kennen lernen! Die sich immer schwieriger gestaltenden Unterhandlungen mit Schott scheinen ein persönliches Eingreifen meinerseits dringend zu erheischen. Ich warte nur die letzten Vorschläge Schotts noch ab, um mich dann augenblicks auf die Socken zu machen. Auch drängt es mich zu einer persönlichen Zusammenkunft mit Weingartner, die ich am liebsten durch Ihre freundliche Vermittlung bewerkstelligt sehen möchte. Gelegentlich dieses meines ersten Kreuzzuges nach Deutschland gedenke ich auch Frankfurt a. M. und Stuttgart zu berühren, um dann schließlich in München, der Stätte meines zu erhoffenden geistigen Erlösers (Liliencron), in den Hafen der Glückseligkeit einzulaufen. Wissen Sie, daß ich mit Liliencron in Unterhandlungen stehe bezüglich einer — Pantomime?

Wie das kam? Bahr, der berüchtigte Hermann Bahr, hat das am Gewissen. In einem Artikel des Wochenblattes „Deutschland" (Berlin, 16. August) findet sich ein Passus mit folgenden Schlußworten: „Aber, wie wäre es, wenn wir einstweilen in dieser langen und schon langweiligen Pause zwischen dem alten, welches nicht mehr erträglich, und dem neuen Theater, welches noch nicht erfindlich ist, wenn wir einstweilen dem Beispiele der Pariser Versuchsweise folgten, um auch einmal unser Glück mit der Pantomime probierten? Ich denke sie mir von Liliencron geträumt und von dem genialen Hugo Wolf (der bin nämlich ich!) vertont, und Böcklin müßte ihre Bilder stellen — und nach sechs Wochen, ich wette, wären die drei ganz phantastisch riesige Millionäre auf goldenen Stelzen der schauenden Bewunderung entrückt und von eifelgetürmtem Ruhme unter die seligen Engel entführt!" Na, was sagen Sie zu diesem prophetischen Geiste Bahrs?

Ich habe Liliencron, der mir selbst allsogleich einen Antrag gestellt, Amor und Psyche nach Apulejus als einen sehr geeigneten Stoff für eine ideale Pantomime vorgeschlagen und ist er bereit, darauf einzugehen. Böcklin dürfte uns vermutlich eine Nase drehen. Na, was sagen Sie?

Auch einen Operntext hat man mir vorgesetzt: „Hildebrands Heimkehr". Der Stoff wäre nicht „ohne", aber denken Sie sich nur, es kommt kein Frauenzimmer dabei vor. Eine Oper, und in unserer modernen Zeit, ohne Frauenzimmer!!! ist das nicht zum toll werden?

Daß Sie sich am Barbier von Bagdad vergnügen, freut mich. Auch ich gehöre zu den Bewunderern dieses äußerst geistreichen und witzigen, leider ziemlich undramatischen Werkes. Auch die Weihnachtslieder desselben Autors haben meinen Beifall, ob ich schon im großen ganzen Cornelius sonst nicht liebe. Seine Doppelbegabung wird ihm oft verhängnisvoll. Er ist oft zu viel Dichter, wo er Musiker und zu viel Musiker, wo er Dichter sein sollte. Es ist eine gefährliche Begabung, Dichter und Musiker in einer Person zu sein.

Und nun, mein lieber Freund, rücken Sie mit Ihrer Lyrik nur immerhin heran. Ich freue mich wirklich darauf, Sie von Ihrer künstlerisch-praktischen Seite auch

kennen zu lernen. Vor allem aber, amice, schreiben Sie bald, baldigst Ihrem Sie herzlichst grüßenden Hugo Wolf.

Mein lieber Freund! Unterach, 25. Sept. 1890.

Nach viertägigem Aufenthalt an den romantischen Ufern des Traunsees traf ich endlich in Unterach ein, wohin mir Ihre freundlichen Zeilen nebst Ihren Manuskripten bereits vorangeeilt waren. Heute kam mir auch Ihre Karte zu Händen, deren freundschaftlichem Drängen ich zu meinem großen Leidwesen nicht Folge leisten kann. Wie schade, daß es mir nicht vergönnt wird, persönlich Zeuge der Triumphe Weingartners sein zu können. Ein Meisterwerk wie Tristan soll nur durch meisterhafte Wiedergabe einem Publikum vorgeführt werden, und Weingartner scheint mir nach all dem Rühmeswerten, das ich über seine Dirigentenbegabung vernommen, ganz der Mann zu sein, dieses Meisterwerk der staunenden Menge in seiner ganzen Herrlichkeit zu erschließen. Wünschen Sie in meinem Namen ihm Glück dazu.

Und nun zu Ihren Schmerzenskindern, denen ich, ich darf es sagen, die wohlwollendste Gesinnung entgegenbrachte! Zuvörderst seien Sie für Ihre liebe Idee, mich Patenstelle bei dem einen derselben vertreten zu lassen, vielmals bedankt. Ich werde mir dabei erlauben, Sie mehr als Mutter, denn als Vater dieser Kinder zu betrachten und dementsprechend Ihnen das Kompliment machen, daß diese artigen Dinger als Muttersöhnchen gut genährte, gut erzogene, wohlgebildete, brave, honette Geschöpfe, die im häuslichen Kreise und vielleicht selbst bei gesellschaftlichem Tee mit viel Geschick und Anstand sich bewegen, aber in der großen, rauhen, kritischen Welt einen schlimmen Stand haben dürften, denn es fehlt ihnen eben die — Selbständigkeit. Freund, das ist ein bedeutsames Wort, und was nicht seine eigene Physiognomie trägt, wird von der Welt unbarmherzig auf die Seite geschoben.

Ihre Lieder, ich habe deren nur drei erhalten (Manuskripte und ein gedrucktes), sind gewiß besser als das meiste, was heutzutage auf dem Liedermarkt erscheint. Vor allem drückt sich darin ein ehrliches Bestreben aus nach Wahrheit und natürlichem Ausdruck. Der Wille ist schon gut, aber das Fleisch, die Einfälle — — Ja, ja, die Kunst ist grausam, sie duldet nichts Falsches, Gemachtes, nichts Halbes. Sein oder nicht sein, können oder nicht können, das ist eben die Frage. Glauben Sie mir, mein Freund, es gibt Zeiten in meinem Leben, wo ich mir nichts sehnlicher wünsche, als großherzoglicher Amtsrichter oder nur Amtsschreiber zu sein — und warum? weil die Kunst ein Vampir ist, der an unserem besten Lebensmark saugt, wenn wir in ihrem Dienste stehen, weil sie im Zustande der Begeisterung wohl tröstet und beseligt, die Ernüchterung aber hernach, der Katzenjammer tödlich ist. Was anderes ist mein Sehnen und Suchen nach einer Operndichtung als ein gräulicher chronischer Katzenjammer? Und war mein Komponieren, ehe ich zur Selbständigkeit gelangen durfte, was besseres, als ein langsamer, qualvoller Selbstmordversuch? Ach Sie Glücklicher! der Sie nach erfüllter Pflicht an dem Guten

und Schönen sich erfreuen dürfen, ohne den Stachel empfinden zu müssen, für die Unsterblichkeit nichts getan zu haben.

O, wär' ich ein Amtsrichter!

Mein Prometheus ist schon längst fertig instrumentiert; desgleichen eine Anzahl geistlicher Lieder von Mörike, darunter die Karwoche, Wo find' ich Trost?, Neue Liebe, An den Schlaf, Gebet usw. Soll ich Ihnen die Sachen vor meiner Ankunft, die keinesfalls vor Mitte Oktober stattfinden wird, zusenden? Es wäre gar zu schön, wenn ich bis dahin durch Weingartner, den Sie schönstens grüßen mögen, was hören könnte. Ich bin ganz entzückt, daß Weingartner an der Christnacht Gefallen findet. Gott lohn's ihm.

Und nun seien Sie nicht böse Ihrem aufrichtigen und Ihnen herzlicher denn je zugetanen Hugo Wolf.

Mein lieber Freund! Döbling bei Wien, 30. Dezember 1890.

Die verlorenen Partituren sind mir nachgerade zur fixen Idee geworden; Tag und Nacht beschäftigt mich nur die Frage, wo mögen diese Partituren hingeraten sein? Wo? Wo? und immer komme ich darauf zurück, daß dieselben in Mannheim aufzufinden sein müßten. Heute kam mir der Gedanke, daß ich wohl Ihnen diese Partituren geschickt haben könnte. Sollten Sie noch im Besitze meiner Briefe, die ich aus Perchtoldsdorf geschrieben, sein, tun Sie mir den Gefallen, darin nachzusehen, ob nicht der in Verlust geratenen Noten Erwähnung geschieht. Es sind dies die Partituren von: Anakreons Grab, Er ist's, Ganymed und Rattenfänger. Ich könnte meine Hand dafür ins Feuer legen, daß ich Ihnen diese Partituren zugesendet, da ich mich noch sehr wohl erinnere, auf die sogenannten „Heiligen" und den Prometheus auf spätere Zusendung vertröstet zu haben. Bitte, bitte, sehen Sie genauest nach, ob nicht unter Ihren Papieren die Noten vergraben liegen. Auch möchte ich gern erfahren, was die erste Zusendung Weingartners enthält, denn, da mir das Paket halb geöffnet zugestellt wurde, ist es auch möglich, daß just die vier erwähnten Stücke herausgefallen oder entwendet wurden. [—] Unter anderem wünsche ich gern zu wissen, ob man in Mannheim von der Existenz meines Quartetts und der zwei Quartettsätze noch unterrichtet ist. Mir bangt schon um das Schicksal derselben. Ihrem Urteil über „Rembrandt als Erzieher" stimme ich vollkommen bei. Es ist unverdauliches Zeug und absolut nicht hinunterzuwürgen. Zu Anfang will's noch gehen. Aber diese ewigen Wiederholungen und diese Menge von Widersprüchen, dieses Predigerhafte in den ausschweifendsten Phrasen und der doktrinäre Ton sind auf die Dauer unerträglich. Ich bin ganz dumm davon geworden und habe, ganz gegen meine Gewohnheit, das Buch nur bis zur Hälfte gelesen und es dann wütend in eine Ecke geschleudert. Der Teufel hol's!

Überhaupt ist meine Stimmung seit einiger Zeit ein sehr verdüstertes Moll. Die verfluchte Ballade will mir nun einmal nicht einfallen und die Ouvertüre kann infolgedessen nicht geschrieben werden. Ich fürchte, dieses Werk wird ein Torso

bleiben. Aber auch mit den „Italienischen" will's nicht gehen. Es will überhaupt gar nichts gehen. 's ist eine Hundeexistenz, wenn man nicht arbeiten kann. Wenn ich auf gute Manier abkratzen könnte, wär's mir eben recht. Möge sich die Hölle meiner erbarmen. — Wie recht hat Kleist, wenn er sagt: „Der Himmel gibt einem ein ganzes oder gar kein Talent; die Hölle hat mir meine halben gegeben." Und ich fühl's, ich bin auch so ein Höllensohn und also gehöre ich dorthin, von woher ich kam. — Beim Herannahen des neuen Jahres gedenke ich der Verse in meinem „Wächterlied auf der Wartburg": rüstig mög ein jeder schreiten, wie's sich ziemt nach Recht und Fug. Sie Glücklicher, der Sie immer in der Lage sind, Ihre Pflicht zu erfüllen, können das tun! Mir ist es leider versagt. So mögen Sie denn rüstig ins neue Jahr hineinschreiten und den Engel preisen, der Sie noch rechtzeitig abgelenkt von den Irrnispfaden einer halben Kunst. Mit diesem aufrichtigen Glückwunsche und einem herzlichen „Prosit" drückt Ihnen wärmstens die Hand Ihr
Hugo Wolf.

Grüße an Schusters und Weingartner.

Verehrtes Fräulein! Ober-Döbling, 7. März 1891.

Zuvörderst erfahren Sie hiermit, daß ich außer manchen anderen schönen Eigenschaften auch die gebräuchliche Schreibweise des Namens mit meinem Vetter canis lupus in der Naturgeschichte gemein habe. Nach Ihren enthusiastischen Zeilen zu schließen, scheinen Sie in der Tat zu glauben, daß bei mir alles aus dem ff. gehen müsse; ein Irrtum, der für mich allerdings sehr schmeichelhaft, aber leider eben ein Irrtum ist, wie Sie sich auch sofort überzeugen würden, wenn Ihnen das Malheur passierte, meine persönliche Bekanntschaft zu machen. An Ihrem Ehrentage aber sollen Sie schon gar nicht Ihre übermütige Laune einbüßen, was sicherlich geschehen würde, wenn ein derartig hölzerner und sauertöpfischer Gast, wie Ihr gepriesener Hugo Wolf, Ihnen zur Seite stünde. Halten Sie sich, ich bitte, nur an das Geistige meiner Existenz, welches immerhin einiges Interesse beanspruchen darf, das übrige aber ist keinen Schuß Pulver wert.

Um Ihnen zugleich einen Beweis zu geben, wie gern ich Ihre mit so viel Laune dargebotene Freundinnenhand ergreife, fordere ich bereits einen Freundschaftsdienst, wobei das Vertrauen, welches ich auf Ihren Einfluß einem gewissen Dr. Grohe gegenüber setze, ein linderndes Pflaster für eifersüchtige Gemüter sein soll, wenn Sie hiermit inständigst gebeten werden, meine Sache in puncto dreier in Verlust geratener, von mir geschriebener Partituren in Ihre Hand zu nehmen, um solchergestalt den Eifer Ihres werten Bräutigams im erwünschten Zuge zu erhalten. Bereits ist wieder eine geraume Zeit verstrichen, daß ich über diese verunglückten Partituren kein Sterbenswörtlein vernommen. Werden Sie mein rettender Engel. Und nun auf gute, festdauernde Freundschaft ganz der Ihre Hugo Wolf.

Verehrteste gnädige Frau: Unterach am Attersee, 6. Juni 1891.

Seit einer Woche bereits zähle ich zu den Insassen Unterachs — und -wehs.

Dahin wurde mir auch gestern der Brief Ihres Gemahls nachgeschickt. Eben im Begriffe, denselben zu beantworten, wird mir Ihre stürmische Karte mit der euphemistischen Adresse „Opernkomponist" überreicht. Ihr gestrenger Herr Gemahl möge mir verzeihen, wenn ich Ihre dringlicheren Zeilen zuerst beantworte. Erfahren Sie vorerst, daß ich lebe, allerdings schlecht und unzufrieden mit mir lebe, daß ich seit ungefähr vier Wochen an einem chronischen Kehlkopfkatarrh und einem heftigen Brustleiden kranke, und daß ich nichts so sehr wünsche, als auf gute Manier abzukratzen. Glücklicherweise befinde ich mich seit kurzem in der angenehmen und heitern Gesellschaft Don Quixotes und Sancho Pansas, die auf meine verschleimte Brust heilsamer wirkt als „Heilsalben und Balsamsaft". Cervantes ist wohl der größte Wohltäter der Menschheit, da er Leib und Seele kuriert. Dieses herrliche Buch kann ich immer und immer wieder zur Hand nehmen, und es wird mir stets eine Quelle des maßlosesten Entzückens sein. Welch ein Bewußtsein mag dieser herrliche Geist wohl in sich getragen haben, als er diese Gestalten schuf! Was sind körperliche Gebresten (er hatte nur eine Hand), was will der Verlust persönlicher Freiheit bedeuten (er schrieb das Buch der Bücher in der Gefangenschaft) gegen eine geistige Freiheit von so allumfassender, erschöpfender Kraft und Tiefe, gegen dieses göttliche Auge, dem die verborgensten Rätsel dieser krausen Welt offen dalagen, daß es nur hinzuschauen brauchte, ihren tiefsten Sinn zu ergründen und zu verkünden! Welch eine Existenz! Was für miserable Geschöpfe sind wir doch dagegen gehalten und lohnt sich's wohl, unsere Kalibanexistenz fortzuführen, wo ein solcher Prospero doch auch nur die species Mensch für sich in Anspruch nehmen durfte! Sind wir Menschen?

Aus diesen Betrachtungen ersehen Sie wohl, wie für mich jedes Glück zur Quelle des Unglücks wird. Ergeht es mir doch mit dem Komponieren auch nicht anders. Je glücklicher mich das Schaffen macht, desto peinvoller empfinde ich die darauffolgenden Ruhepausen, während welcher die grübelnde Reflexion geschäftig ist, die konkreten Gebilde der Phantasie von Grund aus zu zerstören und den kalten Menschenverstand wieder in seine eingeschränkten Rechte zu setzen. Es ist mir einmal nicht gegeben, glücklich zu sein, und dabei wollen wir's für diesmal bewenden lassen. Vielleicht beglücken Sie baldigst wieder mit einigen Zeilen Ihren Sie herzlich grüßenden und verehrenden Hugo Wolf.

Traukirchen, 20. September 1891.

Herzlichsten Dank, verehrteste Frau, für Ihre gütigen Zeilen. Dieselben sind mir nach Traunkirchen am Traunsee, wo ich seit Anfang August, im Pfarrhofe eine Zelle mit reizender Aussicht auf den See bewohne, zugeschickt worden. Hier bin ich zur vollständigen Krustazee herabgekommen, und ich führe in der Tat das Leben eines Taucherkrebses. Von keiner Seite höre ich nur ein Sterbenswörtlein, und das Bedürfnis nach Mitteilung ist auch mir ganz abhanden gekommen. An Berlin habe ich lange schon nicht mehr gedacht. Dorthin gehören rüstige, strebsame, fleißige, unruhige Menschen, die unentwegt ihr Ziel verfolgen, stets auf der

Lauer liegen, ihren Vorteil wahrzunehmen und mit Geschick auszubeuten. Ich hingegen bin eine Schlafmütze geworden, indolent wie ein Eskimo und fatalistisch wie ein Muselmann. Kurz, ich tauge absolut nicht für Berlin, wie überhaupt nicht fürs Leben, das mich von Tag zu Tag mehr anekelt.

Seien Sie nur nicht böse, daß ich Ihr wohlgemeintes Anerbieten so schnöde von mir weise, aber in meiner Lage kann ich nichts anderes tun. Grüßen Sie aufs schönste Ihren Gemahl und bleiben Sie hold gesinnt auch fürderhin Ihrem ganz ergebenen Hugo Wolf.

Lieber Freund! Döbling, 19. Dezember 1891.

Gar manches, wovon Sie sich gewiß nichts hatten träumen lassen, ist mittlerweile, d. h. seit unsere Korrespondenz wieder ins Stocken geriet, geschehen.

Wissen Sie, daß ich in den ersten 12 Tagen des Dezember dreizehn Lieder komponierte! Und was für welche! Leider hat diese produktive Stimmung nicht so lange angehalten, als es mir erwünscht gewesen wäre. Ich hatte nämlich die Absicht, dreiunddreißig italienische Lieder im Dezember noch zu schreiben. Der Siegeslauf zu Beginn meiner Tätigkeit dürfte meine Vermessenheit entschuldigen und rechtfertigen. Aber der Mensch denkt, und — die Influenza lenkt. Verfalle ich nicht mitten im Arbeiten diesem abgeschmacktesten aller Übel, das mich auf einige Tage ganz am Hund gebracht, und nun, nachdem ich wieder Herr über meine physischen Kräfte geworden, gingen mir inzwischen die intellektuellen zum Teufel. Nichts, aber rein gar nichts will mir seitdem einfallen. Möchte man nicht verrückt darüber werden?

Zum andern sei Ihnen gemeldet, daß Wolff in Berlin bereits den Saal der Singakademie gemietet hat, in welchem am 15. März ein gewisser Hugo Wolf im Verein mit Ferd. Jäger und Frl. Mayer einen sogenannten ausschließlichen Wolf-Liederabend veranstalten wird.

Nun kommt es doch noch, wenn auch spät, zu der von Ihrer lieben Frau gewünschten Invasion in Berlin, das wir im Sturm zu nehmen gedenken. Mein Namensvetter mit der falschen Orthographie ist Feuer und Flamme für das Unternehmen und speziell ein Verehrer meiner Sachen. Nun muß Ihre verehrte Frau auch mithelfen, was sie gewiß gern tun wird. Ich habe sie meinen Mitverschworenen gegenüber bereits als wichtige Bundesgenossin denunziert. Es müßte rein mit dem Teufel zugehen, wenn wir in Berlin nichts aufstecken sollten, woran ich aber nicht glauben kann und will. Ich schwöre jetzt auf nichts höher, denn Berlin. Möge es mir das halten, was ich mir von ihm verspreche.

Und nun nochmals meine herzlichsten Glückwünsche zu Ihrem Einzug in Breisach. Wenn es sich in Wirklichkeit so stattlich präsentiert, wie auf dem Bilde, dann muß Breisach ein wahres Schmuckkästchen genannt werden. Man kann Ihnen nicht genug gratulieren. Verbringen Sie die Feiertage auf das angenehmste, und nehmen Sie im Verein mit Ihrer verehrten Frau die herzlichsten Grüße entgegen von Hugo Wolf.

Döbling, 30. Dezember 1891.

Herzlichsten Dank, verehrte Freundin, für Ihre artigen Weihnachtsgaben. Das Päckchen wurde mir in einem derartig verwahrlosten Zustande überbracht, daß man daraus auf einen Eisenbahnzusammenstoß hätte schließen können. Das Backwerk war vollständig zertrümmert und zerbröselt, dagegen blieb das Buch unversehrt, was mir einigermaßen zum Troste gereichte. Ich blättere gern in diesem Buche, gedenkend der heitern und anregenden Tage in Philippsburg. Wer weiß, ob wir so vergnügt wieder einmal beisammen sein werden?

Berlin steht nun fest. Das Konzert wird am 15. März in der Singakademie stattfinden. Fast aber wäre das Projekt gescheitert, und das verhielt sich so: am 13. März, just an einem Sonntage und obenein meinem Geburtstage, wird mein Elfenlied aus dem Sommernachtstraum im letzten Gesellschaftskonzert hier aufgeführt. Sollte ich nun jetzt, da endlich einmal die vereisten Herzen der Gesellschaft der Musikfreunde auftauen, und man sich geneigt zeigt, schweres Unrecht an mir gut zu machen, sollte ich jetzt, wo mir Gelegenheit geboten wird, ein Werk von mir in bestmöglichster Weise aufgeführt zu wissen und mich durch einen sichern Erfolg belohnt zu sehen, sollte ich in so entscheidender Stunde just die Stadt verlassen, *weil* ein Werk von mir zur Aufführung gelangt?

Auf der anderen Seite hinwiederum das Konsortium der Unternehmer und Förderer in meiner Sache, die ungeduldig auf eine Entscheidung drängten und von Verschiebung absolut nichts wollten — sollte man da nicht rasend werden? Nun Gott sei Dank, ich bin des verfluchten Dilemmas endlich ledig, da das Haupt der Unternehmung mir die Mittel zu einer *zweimaligen* Reise nach Berlin vorstreckt. Ich werde also ungefähr eine Woche vor dem 13. März den Boden in Berlin sondieren, am 13. der Aufführung in Wien beiwohnen und am 14. wieder nach Berlin abdampfen. Länger als ungefähr 8 Tage vor dem Konzert kann ich in Berlin nicht verweilen, da meine Mittel für einen so kostspieligen Aufenthalt nicht hinreichen. Ich denke aber, daß diese eine Woche genügen wird, mir die Sympathien der Berliner zu sichern. Im übrigen will ich allen Ihren Weisungen mich *unbedingt* unterwerfen, und ich bitte Sie nur, mir genauest Ihren Feldzugsplan zu entwickeln. Sehr schön wäre es, wenn Sie persönlich rekognoszieren könnten. Da hätten Sie mich immer unter Ihrer gestrengen Fuchtel, wenn ich im Begriffe wäre, eine Dummheit zu begehen, wozu ich von jeher eine große Neigung verspürte. Wolff aus Berlin habe ich dieser Tage hier kennen gelernt. Er kennt alle meine Lieder und hat eine förmliche Schwärmerei für dieselben. Habe ihm auch eine Menge vorgespielt. Nun noch ein herzliches Prosit zum neuen Jahr. Immer Ihr getreulich ergebener Hugo Wolf.

Verehrte gnädige Frau! Döbling, 1. Febr. 1892.

Unser Konzert in Berlin wurde neuerdings auf den 24. Febr. verschoben. Da jedoch der Fasching erst mit dem 2. März zu Ende geht, ändert dies nichts an der verwünschten Situation, in die Sie mich, schwarzseherisch, nun einmal ge-

raten sehen wollen. Hoffen wir indes das Beste. Wolff aus Berlin, den ich dieser Tage sprach, hält den 24. Jänner für einen günstigen Termin. Als Absteigequartier empfahl er mir, um nicht allzuweit aus seinem Umkreise zu sein, Hotel „Askanischer Hof", oder „Sanssouci". Im übrigen meint er, daß ein entschiedener Erfolg außer Frage stehe.

Ihr Gemahl scheint in seiner, von mir stets dankbar anerkannten Fürsorge befürchtet zu haben, daß es mir beifallen könnte, in Schlafrock und Pantoffeln vor dem Publikum zu erscheinen. Wir Wiener sollen zwar an „Gemütlichkeit", speziell den Berlinern gegenüber, etwas voraushaben, aber wie „unzivilisiert" sich unsere Gemütlichkeit auch geben möge, soweit haben wirs doch auch in der Kultur schon gebracht, um die segensvolle Institution des Frackes und der weißen Kravatte, ja auch der Lackstiefel in allen entscheidenden Momenten des Lebens kapieren zu können. Demgemäß zweifelte ich auch keinen Augenblick an der Wichtigkeit dieses geschwänzten Faktors und habe mich mit einem Prachtexemplar von der schicksten Art schon beizeiten vorgesehen. Die guten Berliner mögen vielleicht über meine Lieder die Achseln zucken, über meinen Frack werden sies gewiß nicht tun. Denn: das sitzt. Für Ihren Spezial-Bädeker des musikalischen Publikums der Residenz, den Sie mir so freundlichst in Aussicht stellen, sage ich Ihnen schon heute meinen herzlichsten Dank. Was der Nordstern der Magnetnadel und der Morgenstern den heiligen Dreikönigen, das soll er sein und bleiben Ihrem folg- und fügsamen

Hugo Wolf.

Hochverehrliches Ehepaar! Döbling bei Wien, 19. März 1892.

Seit dem 9. März atme ich zwar wieder „Wienerluft", aber als kranker Mann. In Wien ankommen und mich ins Bett legen, das war ein Ding. Fünf Tage lag ich an Fieber und schwerer Hals- und Kehlkopfentzündung leidend darnieder, und heute erst konnte ich meinen Umzug nach Döbling bewerkstelligen. Nun bis auf unbedeutende katarrhalische Erscheinungen bin ich, Gott sei Dank, wiederum hergestellt und mein erstes ist, Ihnen, hochverehrliches Ehepaar, ein Lebenszeichen von mir zu senden. Ich habe Ihre Briefe erhalten und werde mich bemühen, darauf eingehend zu antworten. Zuvörderst gestatten Sie mir aber, zu sagen, wie sehr mich Ihre Gratulation zu meinem 32. Geburtstage gerührt hatte. Ich hätte vor Freude über diese liebe Aufmerksamkeit heulen mögen. Seien Sie tausendmal dafür bedankt. Nun, verehrte Freundin, wende ich mich an Sie, die Anregende, Fördernde, Alleskönnende, ja auch — Verzeihende! Also das „Lausepack" — sit venia verbo — hatten Sie mir übel genommen! Nun, ich will es gern gestehen, es ist nicht gerade das appetitlichste epitheton ornans, das man einer gewissen Kategorie von Menschen beilegen möchte, um sie so zu sagen mit einem Strich zu charakterisieren. Ihnen zuliebe will ich mich bequemen, über den Herrn und die Frau Professorin M. milder zu urteilen, wenn auch nicht besser von ihnen zu denken; M., der mir gleich den Eindruck eines Malvolio („was ihr wollt") gemacht und in seiner selbstgefälligen Eitelkeit einen Widerspruch nicht zu ertragen schien, nahm

auf eine Meinungsverschiedenheit hin — ich erlaubte mir, gegen Brahms etwas vorzubringen — das Benehmen eines Menschen an, der den Vorsatz hat, einen anderen zu brüskieren. Seine scharmante Frau folgte seinem schönen Beispiele. Die Folge war, daß ich von der sich allmählich ansammelnden Gesellschaft vollkommen isoliert wurde. Man hielt es gar nicht für nötig, mich mit meinen Tischnachbarn bekannt zu machen. Grund genug, um mir ein konstantes Stillschweigen aufzulegen. Die Zeit während des Diners verging mir peinlich genug, da ich absichtlich nicht durch Beteiligung an der Mahlzeit die Redepausen ausfüllen wollte. Schließlich brach man doch auf, und ich benutzte die Gelegenheit, dem Hause M. für immer den Rücken zu kehren. Eine ähnliche Geschichte erlebte ich bei [—], wohin auch Sudermann geladen wurde, den ich dort zum ersten Male sah. Da ich mich infolge der Taktlosigkeit der Hausfrau und auch des Hausherrn sofort nach dem — von mir unberührten — Diner entfernte, hatte ich keine Gelegenheit, mit Sudermann ein Gespräch zu führen. Übrigens war letzterer einerseits von Frau Franzos, andererseits von der Gräfin Prokesch-Osten (Friederike Großmann) dergestalt okkupiert, daß an eine Konversation mit ihm nicht zu denken war. Als ich einige Tage später mit Sudermann bei Mauthners (Fritz) zusammentraf, war bereits mein Interesse für seine Bekanntschaft erlahmt, und ich suchte keine Gelegenheit, mich ihm zu nähern. [—] Durch seinen Freund Sternfeld erfuhr ich übrigens, daß er sich nie und nimmer herbeigelassen hätte, eine Operndichtung für mich zu schreiben, da ihm alles Verständnis für dieses Genre mangle. Hingegen wurde meine Aufmerksamkeit in puncto eines Opernstoffes auf Ernst v. Wolzogen gelenkt, der, wie man mir versichert, einen ausgezeichneten Humor und eine sehr gewandte Hand im Versemachen besitzen soll. Leider war Wolzogen während der Zeit meines Berliner Aufenthalts bei seinem Bruder in Bayreuth — wer weiß, was sich sonst schon zugetragen hätte.

Nun zu Ihnen, alter Freund! Im „Magazin für Literatur", herausgegeben von Fritz Mauthner und Neumann-Hofer wurde in der Nummer 11, 61. Jahrgang vom 12. März 1892 ein längerer Artikel über meine Sachen, betitelt „Ein neuer Liederfrühling" von Dr. R. Sternfeld abgedruckt. Vielleicht interessiert Sie die erwähnte Besprechung und Sie bestellen sich das Heft. Ich besitze leider nur ein Exemplar. Mit Mauthner stehe ich auf sehr freundschaftlichem Fuß. Er ist aber auch ein Prachtkerl. Mit Weingartner bin ich ganz gut ausgekommen. Dem 3. Akt „Genesius" bin ich glücklich entwischt, dafür aber mußte ich R.sche Lieder stundenlang über mich ergehen lassen. Gott lob, ich lebe noch. — An Siegfried Ochs habe ich einen Freund gewonnen. Hoffentlich wird er Gelegenheit finden, mir Beweise davon zu geben. Einstweilen will er mein Elfenlied aus dem Sommernachtstraum, dessen Verlag Schott refüsierte, aufführen. Auch die Christnacht reizt ihn. Wollen sehen. Die Zeitungen — eine stattliche Anzahl — haben fast durchweg günstig referiert. Viele haben dummes Zeug geschrieben, aber 's war immer gut gemeint, und das ist schließlich die Hauptsache für einen materiellen Erfolg. Daß ich nächsten Herbst wieder nach Berlin gehe, ist bereits eine beschlossene Sache Berlin gefiel mir schließlich immer mehr, und jetzt in der Erinnerung ist mir diese

Stadt noch einmal so lieb. Lipperheide, die sich mit mir wahrhaft befreundet, werde ich vielleicht im heurigen Sommer auf ihrem Schloß bei Brixlegg besuchen. Das sind sehr liebe und gute Menschen, die auch Ihre Frau ins Herz geschlossen. Warum ich Martin Lewy, Frl. M., Frau Alberti usw. nicht besucht? Erstlich, weil ich hörte, daß L. mit [—] und Brahms dick sei, zweitens, weil ich Frl. M. besucht, sie mich aber gelangweilt hat, und drittens, weil die Adresse der lustigen Witwe, da Ihre Adresse falsch sich erwies, nicht auszuforschen war. Kann man sich besser rechtfertigen? Meine Sachen erscheinen einstweilen noch nicht. Ich gedenke mit Schott zu brechen, aber nicht eher, als ich einen entsprechenden Ersatz für ihn gefunden. Ob Bock derselbe sein wird, weiß ich noch nicht. Ich muß zu diesem Behufe noch Nachrichten aus Berlin abwarten. Ich befürchte jedoch, daß Bock nicht anbeißen wird. Vederemo. — Und nun seien Sie beide auf das innigste, herzlichste, freundschaftlichste gegrüßt und bedankt von Ihrem treu und unentwegt ergebenen Hugo Wolf.

Verehrtester! Döbling, 9. Mai 1892.

Seit einem Monat fast dringt aus Deutschland kein Laut an mein lauschendes Ohr. Berlin, Tübingen, Hamburg, Köln, Frankfurt, Mainz — alles, alles schweigt, und selbst aus Breisach klingt nur ein schwaches Echo zu mir herüber. Ich bin nur begierig, den Tag zu erleben, wann sich diese endlos lange Generalpause ausgeschwiegen haben wird.

So kann ich Ihnen denn auch über den Venegas keinerlei Mitteilungen machen, da Goldschmitt darüber absolut nichts verlautbaren läßt.

Das „Einschlagen" des Corneliusschen Cid in Karlsruhe will meiner Ansicht nach nicht viel bedeuten. Das ist ein ganz lokales Gewitter, und wenn es in Karlsruhe blitzt, so donnert es noch lange nicht über anderweitige Kulturstätten hin. Ein bißchen Schwefelgestank in der allernächsten Umgebung — das ist alles. — Mit dem „Cid", das können Sie mir glauben, ist nicht viel anzufangen. Ich kenne das Werk mit seinen zum Teil hochpoetischen Szenen und stimmungsvollen Bildern, die, losgelöst von dem Ganzen, als rein lyrische Ergüsse sehr gut bestehen mögen, auf der Bühne jedoch kaum zur vollen Geltung kommen dürften. Cornelius, wie selbst Berlioz sind allzu geistreiche Leute, um in der Sprache des Volkes zum Volke zu reden, wie es keine andere Kunstgattung so sehr verlangt, als das Drama. Besonders aber Cornelius mit seinen geistreich poetischen Donquixoterien ist partout Kaviar fürs Volk; er spricht zum Volke wie Don Quixote zu Dulcineen. Das Ende vom Lied ist (in diesem Falle das Ende der Oper), daß keins das andere versteht. Gedenken Sie ferner des Schicksals der „Trojaner". Mit welchem Aplomb wurde der riesige Erfolg dieses Werkes der Welt von Karlsruhe aus verkündet, und was war die Folge? Daß kein Theater das Risiko übernehmen wollte, dieses Stück auf die Bretter zu bringen. Und dabei ist Berlioz noch ein ganz anderer Kerl als seine schwache Kopie, als welche mir der Komponist des Barbiers von Bagdad erscheint.

Seien Sie beide auf das herzlichste begrüßt von Ihrem Hugo Wolf.

Mein lieber Freund! Döbling, 8. Februar 1893.

Beiliegend überschicke ich Ihnen das gestrige Feuilleton Hanslicks, das Ihnen, soweit es die Beurteilung der Leistungen Ihres Schwagers betrifft, gewiß zusagen wird. Hanslick läßt darin die volle Sonne seiner Gnade über ihm leuchten. Übrigens hörte ich auch von anderen, maßgebenden Leuten, daß Ihr Schwager Außerordentliches auf seinem Instrumente leiste. Leider hatte ich keine Gelegenheit gefunden, ihn selbst zu hören, doch werde ich nicht verabsäumen, in sein am 22. Februar stattfindendes Konzert zu gehen. Daß er mich nicht aufgesucht, finde ich ganz begreiflich [—]. Ich habe einige Stellen in Hanslicks Feuilleton, die auf Brahms Bezug nehmen, unterstrichen; die Kasuistik des Herrn Hofrats kommt da in eine arge Bedrängnis. Das windet und krümmt sich und will was sagen und doch wieder nichts gesagt haben, daß es nur so eine Lust ist, diesen alten [—] in der Klemme zu sehen. Hundert gegen eins gewettet, [—] Hanslick findet alle diese Intermezzi und Phantasien einfach scheußlich. Da aber seine Reklametrompete einmal in f gestimmt ist, so mag er blasen, wie er will, schließlich geht doch alles aus dem ff.

Van Dyk, mit dem ich gerade den „Sigmund" für Paris studierte, erinnerte sich, als ich Ihre Grüße ausrichtete, Ihres Namens nicht mehr. Erst auf eine genaue Personalbeschreibung hin ging ihm ein Licht auf, und da erinnerte er sich Ihrer und war darüber sichtlich erfreut. Er kennt auch Ihren Schwager, den Cellisten, sehr gut. Das Studium der Partie des Sigmund mit van Dyk hat übrigens auch seine komischen Seiten, namentlich wenn die Reihe an mich kommt, und ich die Stichwörter in französischer Sprache singen muß. Daß ich dieses göttliche Werk in einer so gottlosen Sprache, als es die Wilderschen Verse sind, ad majorem dei gloriam verhunzen helfen muß, hätte ich mir auch nie träumen lassen. 's ist zum verrückt werden!

Der arme Mittehauser! Wer hätte sich so was gedacht! Nun, der Phonograph hat seine Stimmgewalt der Nachwelt aufbewahrt, wenn schon auch mit einem starken Stich ins Groteske. War das dazumal ein lustiger Kneipabend in Mannheim! Du liebe Zeit, wie ist doch manches wieder anders geworden!

Sie haben, mein Liebster, so ein Wörtchen — unter uns gesagt, so ein unvorsichtiges Wörtchen — von „fleißigem" Komponieren fallen gelassen.

Lassen Sie mich mit Ihrem verfluchten „fleißigem" Komponieren ein für allemal in Ruh. Die Kunst, mein Freund, geht nicht im Tagelohn. Die Stunden der Weihe sind Festtage, und — wie Sie wohl wissen — alle Tage ist nicht Sonntag. Ich kann noch nicht sagen: „Die Zeit ist da." Kommt sie aber, dann wird es noch immer Zeit sein, um etwas Rechtes zu sagen. Das Schwatzen besorgen schon die anderen, die keine Zeit haben, Einfälle abzuwarten. Und hiermit Gott befohlen. Mit den herzlichsten Grüßen an Sie und Ihre liebe Frau Ihr Hugo Wolf.

Mein lieber Freund! Traunkirchen, 8. Juni 1893.

Ihr Brief wurde mir von Döbling aus nach Traunkirchen geschickt; so lange ist's schon her, daß ich meinen Wohnort verändert habe. Wenn Sie's genau wissen

wollen, bin ich seit 17. Mai hier, wo ich mich übrigens schrecklich langweile. Sie entnehmen daraus ganz natürlich, daß ich nicht arbeite, und leider ist dem auch so. Ich kann mich dazu zwingen wie immer, alle möglichen Anreizungen und Lockungen mir vorspiegeln, alle die Reize und Vorteile des Arbeitens mir eindringlich vorhalten — es hilft alles nichts — es geht nicht. Es ist wie verhext. Ebensogut könnte ich plötzlich chinesisch zu sprechen anfangen, als nur irgend etwas komponieren.

Es ist gräßlich! Dazu noch das elende Wetter, tagelang nur Regen und immer Regen, daß man die Hand kaum vor den Augen sieht. Ja, das ist scheußlich und in keiner Weise aufmunternd. Ich führe hier die Existenz einer Auster, denn das bißchen Lektüre, das ich treibe, ist kaum nennenswert. Nur das mechanische Üben auf dem Flügel macht mir noch Spaß, zumal abends in die Nacht hinein, wenn die Finger immer geläufiger werden; da entfalte ich mitunter eine mechanische Fertigkeit, daß ich selber davor erschrecke. Gestern z. B. spielte ich in später Nachtstunde bei offenem Klavier den Walkürenritt nach der Klindworthschen Bearbeitung in einem rasenden Tempo ohne jemals daneben gegriffen zu haben. Die Finger flogen nur so blitzartig über die Tasten, daß mir ganz schaurig dabei zumute ward. Hätte ich zur gestrigen Geisterstunde Publikum um mich gehabt, die Leute hätten gedacht, der Teufel musiziere ihnen was vor, so grausig war die Sache zum Anhören. Leider aber spiele ich gerade vor Leuten immer zaghaft und befangen, und so werd' ich als Klavierspieler auch nie was aufstecken.

Daß Ihnen mein Heine'sches Lied so gefällt, höre ich gern. Ich habe noch einiges aus derselben Zeit auszukramen wie z. B. das „Gesellenlied" nach Reinick, das mich vielleicht am populärsten machen wird, eine Skolie von demselben Poeten, einen transferierten, Y—a schreienden Zettel und so Verschiedenes. In diesem Winter gedenke ich auch drei Gesänge aus dem Fest auf Solhaug zu veröffentlichen nebst unterschiedlichen anderen.

Siegfried Ochs schuldet mir schon lange einen Brief. Einstweilen hat er mir per Postkarte mitgeteilt, daß alles in schönster Ordnung sei, und daß er den Sommer in Gastein zubringen werde. Aber ich möchte doch noch mehr wissen, vor allem, wie's mit den Proben gegangen? Ob ich nach Berlin reisen werde, ist noch sehr fraglich und hängt vor allem davon ab, ob sich ein brauchbarer Tenor bis dahin vorfindet, der meine Sachen in Berlin zu singen hätte. Ich zweifle aber sehr daran.

Wie geht es Ihrem Schmerzenskinde Helmuth? Hoffentlich macht er seinem Namen jetzt schon Ehre. Bringen Sie ihn nach Traunkirchen mit? Etwa in einer Hutschachtel? Daß Sie mir heuer ja nicht entwischen! Verstanden?! Sie müssen kommen zu Ihrem Sie herzlichst grüßenden Hugo Wolf.

(Schluß folgt)





Die Tobias-Vase/ Novelle von Moritz Heimann



An einem Frühjahrsabend stand der Pfarrer eines kleinen märkischen Dorfes am Zaun seines Hofes und sah einem Bretterwagen nach, der eben vom Sand auf die gepflasterte Straße klomm und sich auf dieser klappernd entfernte. Der Pfarrer stand noch, als das Fuhrwerk nicht mehr zu sehen war, dann wandte er sich nach dem Hofe. Er begegnete seiner Frau, und in der Art von Leuten, die einen Ärger oder sonst ein bedrücktes Gefühl nicht anders als in der Form des Vorwurfs zu äußern wissen, sagte er zu ihr: „Ich bin sicher, daß sich Seiffert wieder betrinken wird — heute wie jeden Sonnabend; wir hätten ihm einen so kostbaren Transport nicht anvertrauen dürfen. Warum bin ich nur nicht bei meinem ersten Gedanken geblieben, ein eigenes Fuhrwerk zu dingen, das die Vase abholt!" Die Frau, die weder des Kutschers Nüchternheit verfochten, noch sich dem Gedanken, ein eigenes Fuhrwerk anzunehmen, im geringsten widersetzt hatte, schwieg bei den wenig freundlichen Worten; aber ihre großen, grauen Augen nahmen einen Ausdruck von Hilflosigkeit an, und als sie dessen inne wurde, kehrte sie sich ab und schritt in das Haus.

Der Pfarrer sah ihr beschämt nach. Er wußte wohl, daß ein Wort genügt hätte, das liebevolle Gleichgewicht zwischen den Gatten herzustellen; aber er wußte auch, daß das Wort schon im Herzen, darin es glühte, sich unfreundlich verwandeln würde, sobald er es auf die Lippen würde zwingen wollen. Zu leicht verstockte er sein Gemüt; er wußte es wohl und konnte doch nur schwer dagegen kämpfen. Von Unbehagen gepeinigt, schritt er den Hof auf und ab. Drüben verließ eben der Schullehrer sein Haus, grüßte und ging zur Kirche hin. Er verschwand hinter dem Tor des Turms, und nach wenigen Minuten schollen die Feierabendklänge in breiten, schweren Wellen aus den Schallöchern des Glockenstuhls heraus. Des Pfarrers Augen verdunkelten sich, und nach seiner Gewohnheit nahm er eine andächtige Haltung an, bis das Läuten von den dreimal drei Schlägen an die große Glocke geendigt wurde.

Es dauerte kaum so lange, wie das Ohr des Pfarrers den schon verklungenen Ton noch zu empfinden glaubte, als sich dem Hause ein etwa vierzehnjähriger Knabe näherte. Er ging in eigentümlicher Weise wackelig und stützte sich fest auf einen derben Krückstock. Als er auf den Hof getreten war, klinkte er erst mit der Hand, die den Stock hielt, die Tür sorgfältig ein, dann fuhr er herum und sagte: „Feierabend, Herr Pastor!" und hielt ihm die linke von Hobelspähnen kraus umquollene Faust hin. Er roch erst einmal noch selber an den Spähnen, dann drückte er sie dem Pfarrer in die Tasche: „Das habe ich Ihnen mitgebracht."

Der Pfarrer ließ es sich gefallen, bedankte sich, meinte aber spöttisch: „Du hast es schön eilig, Tischlermeister; hast wohl nur grade darauf gewartet, daß es Abend läute!" Der Bursche ließ seinen starken Körper auf den zu schwachen Beinen hin- und herschwanken, und indem sich sein volles, rosiges Gesicht in einem Lachen in die Breite zog, erzählte er: „Ich habe schon über eine Stunde kein Handwerkszeug mehr angerührt. Der Meister hat mir den Hobel weggenommen. Und weil er wütend war, habe ich mich auf die Hobelbank gesetzt und ihm zugesehen. Meister Haube schimpft immer wie nicht klug, wenn ich ihm die Bretter verderbe. Dabei bezahl' ich sie ja." Der Pfarrer machte ein ernstlich tadelndes Gesicht und sagte: „Wenn du etwas nicht recht machst, so wird es dadurch nicht gut, daß du den Schaden bezahlst. So klug solltest du, bald ein großer Mensch, wohl schon von selber sein. Was gäbe das wohl für eine Ordnung, wenn man all den Unfug anrichtete, den man nachher bezahlen kann. Fensterscheiben sind auch nicht teuer, aber der würde dich wohl schön ansehen, dem du sie einwürfest." Kaum hatte er das gesagt, so riß der Junge blitzschnell eine Schleuder aus der Tasche, ließ den Stock fallen, und ehe der Pfarrer hatte zugreifen können, war ein Steinchen nach dem Giebelfenster unter dem Dach gezielt und geworfen. Das Geschoß flog zu hoch, fiel klappend auf die Ziegel und kollerte den moosigen Abhang des Daches herab. Der Junge sah dem Pfarrer erwartungsvoll in die Augen; und dieser, der schon den Arm des Missetäters am Gelenk gegriffen hatte, nahm mit demselben spöttischen Lächeln, mit dem er dem Knaben schon einmal begegnet war, die Schleuder aus der noch aufgesetzten Faust und sagte: „Nun also, du kannst ja nicht treffen. Du bist immer zu stolz, Gaston; du zielst immer zu hoch. Jetzt nimm mal deinen Stock auf." Der Knabe tat es, und der Pfarrer fuhr fort: „Nun wüßt' ich doch gern, woher du die Schleuder hast. Du hast sie gekauft? Von wem?" Der Knabe zog beleidigt eine Grimasse. „Gekauft? Das wär wohl ein Kunststück! Gemacht hab ich sie mir, ganz allein. Die Holzgabel habe ich von einem Kirschbaum in der Allee geschnitten; — sehen Sie: dann wird ein Endchen Strippe an jedes Horn gebunden, und an jede Strippe ein Endchen Gummischlauch, und dann wird wieder mit zwei Bindfaden das lederne Tellerchen angebunden, das den Stein aufnimmt. Und wissen Sie auch, Herr Pastor, wo ich das Leder her habe? Sehen Sie: es ist doppelt genommen. Das habe ich von Ihrem großen Lederlappen abgeschnitten, mit dem Sie sich das Rasierzeug putzen, — Sie haben es nicht einmal gemerkt." Das mußte der Pfarrer zugeben, und er tat es mit anerkennender Miene. Dann aber sagte er, indem er unauffällig die Hand mit der Schleuder hinterm Rücken versteckte: „Du könntest mir jetzt wohl einen Gefallen tun, Gaston. Geh doch einmal zum Meister Haube zurück, und bitte ihn, mir Handwerkszeug zu leihen, womit ich eine hölzerne Kiste öffnen kann." „Handwerkszeug?" fragte Gaston. „Dazu braucht man nicht groß Handwerkszeug. Hammer und Stemmeisen genügen." „Schön," sagte der Pfarrer, „so bring' mir Hammer und Stemmeisen." Gaston ging, und der Pfarrer steckte die Schleuder in seine Tasche zu den Hobelspähnen.

Der Knabe war der Sohn jüdischer Eltern, die bei dem Brande eines Theaters zu Tode gekommen waren. Er war von einer geistigen und körperlichen Verfassung, daß es sich nicht empfahl, ihn in eine öffentliche Schule zu tun. Da er reich war, konnte die vorteilhafteste Gelegenheit, ihn aufs Land zu geben, abgewartet werden; und diese fand sich, als der Pfarrer, selber kinderlos und mit der Neigung zum Erziehen begabt, durch Freunde mit dem Vormund des Knaben in Verbindung gebracht wurde. Nach kurzen Verhandlungen war dann der Junge als Pflegling in das Pfarrhaus gekommen.

Er wurde vom Pfarrer und vom Lehrer privatim unterrichtet, mit gutem Erfolge in allen nicht unmittelbar anschaulichen Gegenständen, mit geringem überall da, wo Hand, Auge und Ohr tätig zu sein hatten. Und weil allmählich zu fürchten stand, daß in der zunehmenden Fettheit und Trägheit seines Körpers sein Geist ganz ermatten könnte, ließ der Pfarrer den Jungen bei Handwerkern arbeiten, die alle ihn willkommen hießen, der vieles verdarb, aber den Schaden reichlich ersetzte. Lange hielt er es nirgends aus; seiner Neigung, es sich auf dem Schusterschemel bequem zu machen, widersetzte sich der Pfarrer und brachte ihn endlich beim Tischlermeister einigermaßen zur Ruhe.



Während Gaston zu der Werkstatt zurückging, durchmaß der Pfarrer wieder den Hof mit seinen hastenden, ungleichen Schritten. Es war schon dunkel geworden, und die kalte, gelbliche Ferne, die eben noch ausgesehen hatte, als würde sie ohne Sang und Zauber sich unmittelbar in die Nacht verlieren, ward entzündet. Hin- und hergehend sah der Pfarrer abwechselnd die immer wildere Glut des Abends, von den spärlich belaubten Kronen der Bäume im Garten schwarz gegittert, und, sich umwendend, den toten Himmel im Osten, leise verklärt von dem rötlichen Schein, der sich anschickte, an der Himmelswölbung emporzuschweben, der Sonne nach. Die Luft war kühl, und der Pfarrer rieb beim Gehen die mager und starr gewordenen Finger.

Er hoffte und wartete darauf, daß seine Frau aus dem Hausflur treten und ihn zum Essen rufen würde. Aber mochte sie Gaston haben fortgehen sehen, oder hatte sie sich verspätet, — sie kam nicht, und der Pfarrer gab sich an bedrückende abendliche Empfindungen hin, die oft ihn heimsuchten, und immer dann, wenn dem Untätigen ein Tag zu schnell oder zu langsam, eigenwillig, vor den ins Leere zugreifenden Händen vorbeiglitt.

Fast mit Erstaunen, und wie mit einem Ruck aus tiefem Traum zu minder tiefem Traum erwachend, sah er Gaston zurückkehren; und erst als er hinter dem Knaben den Tischlermeister Haube selber daherschlurren sah, fand er sich zu seiner Sache zurück und ging vor das Tor.

Der Meister kam heran und grüßte mit Würde, indem er seine saubere Hand, an der die Nägel rötlich glänzten, gegen die Mütze hob. Mit der Linken reichte er dem Pfarrer Hammer und Stemmeisen hin. Der Pfarrer bedankte sich; und da

der alte knurrige Mann ein Wesen hatte, vor dem einem leicht das Gefühl kommen konnte, daß man sich wegen irgend etwas entschuldigen müsse, erzählte er ihm, was es mit der Kiste, die er erwartete, für eine Bewandtnis habe. Sein Freund Thornow aus Neuenrode — den ja der Meister kenne und erst in der letzten Woche bei sich in der Werkstatt gesehen habe — habe ihm nämlich das Freundschaftsstück erwiesen, ihm eine Vase zu arbeiten, mit schönen bunten Farben und Figuren. Heute Abend käme das Prachtwerk an; Seiffert, der mit der Milch zum Bahnhof sei, bringe es mit und hoffentlich bringe er es heil und ganz mit.

„Ich will gegen Ihren Freund gar nichts sagen, Herr Pastor," meinte der zweifelsüchtige Meister, „er mag ja wohl in seiner Art ein tüchtiger Mann sein und seine Sache verstehen, so mit Töpfen und Schüsseln und ähnlichem Kram. Aber was er mir vergangenen Dienstag von der Tischlerei erzählt hat, das war nichts, Herr Pastor."

Der Pfarrer, obgleich er den alten Besserwisser kannte, ließ sich zum Eifer hinreißen:

„Meister Haube," sagte er, „graue Haare und Erfahrung in Ehren. Sie haben aber einen Sohn, bedenken Sie das, und die Zeit wird immer wieder neu. Ich glaube, daß Sie doch Vorteil haben könnten, wenn Sie auf Thornow hörten, der kann mehr als Brot essen. Sie wissen doch, es hat dem Schmied in Neuenrode nichts geschadet, daß er ihn in sein Feuer hat blasen lassen."

„Wie war es denn mit dem Schmied?" fragte Haube feindselig.

„Er sollte Türbeschläge machen, für die Remisen auf dem Jagdschloß. Da hat ihn der Thornow überredet und hat ihm eine Zeichnung gemacht, ganz was Einfaches, was der Schmied mit Hammer und Zange fertig bringen konnte, aber es war so was dran. Der Jagdherr hat ein Auge dafür gehabt, und heute macht der Schmied in Neuenrode, ich weiß nicht, wohl über fünfzig Meter Zaun."

„Herr Pastor," sagte der Tischlermeister unwillig, „dawider habe ich gar nichts zu sagen. Ihr Freund, der mag Ihnen ja wohl einen Topf machen — Junge, was lachst du?"

Gaston, der eifrig zugehört hatte, schüttelte sich vor Lachen.

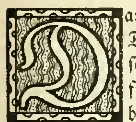
„Ih, scheer dich weg," sagte der Meister, „— der mag Ihnen ja wohl einen Topf machen, Herr Pastor. Den stellen Sie sich in die gute Stube, kochen wird Ihre Frau nicht drin, und der Jagdherr in Neuenrode hat ja auch nichts anderes zu tun —! Aber ich laß mir nicht dreinreden, Herr Pastor. Hören Sie, Herr Pastor, ich habe als Geselle in einer Fournierschneidemühle gearbeitet, und ich habe Fourniere geschnitten, so dünn wie ein Zeitungsblatt. Ihr Freund kann mir nichts sagen. Guten Abend, Herr Pastor."

Damit grüßte er und scharrte auf seinen Lederpantoffeln, immer den Kopf in die Höhe zuckend, davon. Gaston, der sich nicht hatte verscheuchen lassen, sagte: „Übermorgen werd' ich mal zusehen, ob ich das Brett, das er mir gibt, auch so dünn hobeln kann wie ein Zeitungsblatt." „Komm nur jetzt hinein," sagte der Pfarrer.

Er empfand die Nutzlosigkeit, ja Sinnlosigkeit solcher Gespräche.

In seinem empfindlichen Gewissen entschuldigte er die Stumpfheit der Antworten, denn die Fragen waren nur so obenhin ausgegangen, ohne wahren Ernst und damit die Zeit zerstreut würde.

Noch einmal blieb er auf dem Hofe stehn und sah nach Abend, von wo es düsterer durch das Gezweig der Bäume glühte. Die scheue Röte, die vom Osten her gekommen war, hatte, ehe sie sich in den Flammenabgrund stürzte, noch auf einigen festgeballten Wolken eine Stätte gefunden. Der Pfarrer schaute aufmerksam hin. Der Knabe prüfte abwechselnd die Augen seines Lehrers und die Wolken am Himmel. Dann schob er seinen Arm durch den des sinnenden Mannes und sagte: „Die Wolken sehen alle aus wie die Insel Island". „Junge, was weißt du von der Insel Island?" „Sie ist auf der Karte ganz oben links, und es gibt auf ihr den Hekla und den Krabla." Er lachte und wiederholte: „Den Hekla und den Krabla, Herr Pastor." So gingen sie ins Haus, und als sie auf der obersten Treppenstufe waren, stand die Pfarrerin in der Flurtür. Anstatt mit Worten zum Essen zu bitten, reichte sie ihre Hand hin und zog den Pfarrer an sich heran. In dem dunklen Flur sprach sie scherzend zu Gaston, an der Brust ihres Mannes vorbei.



Das Zimmer, in dem sie aßen, war von der Holztäfelung an Wänden und Decke, und von der fast ins Schwärzliche übergehenden Farbe der schönen, eichenen Erbmöbel sehr dunkel. Die Lampe auf dem Tisch führte einen Kampf gegen das Düster der Ecken, der den Raum bewegte und ihn aus der Ruhe immer störte, in die er immer versinken wollte. Der Tisch war mit weißem Linnen belegt und reichlich, ohne Überfluß, mit Gerät und Essen bestellt. Bevor sie sich setzten, sprach der Pfarrer ein kurzes Gebet. Gaston hörte gleichgültig zu; immerhin war ihm der Vorgang schon vertraut und erregte nicht mehr Erstaunen und Spott in ihm, wie beim Anfang seines Aufenthalts im Haus. Der Pfarrer hatte damals seine Ungebühr nicht verwiesen und sich gestellt, als bemerkte er sie nicht; er hatte Tag um Tag mit der gleichen Ruhe gebetet, sodaß Gaston sich darein schicken lernte. Und noch hoffte der Pfarrer, es werde am Ende dahin kommen, daß der Knabe es sich als Gunst ausbitte, so wie er es, vom Pfarrer unauffällig geführt, in manchen Häusern gesehen hatte, seinerseits als Jüngster am Tisch das Gebet sprechen zu dürfen.

Sie saßen, der Pfarrer und Gaston einander gegenüber, die Frau an der Schmalseite des Tisches. Eine Magd kam und brachte auf einem Tablett Teekessel, Tassen, Kännchen, alles aus chinesischem Porzellan, auf einer gelblichen Decke zierlich geordnet. Mit ihr hatte sich ein kleiner Hund ins Zimmer gedrängt, der lebhaft seine schwarzgrauen, langen, dichten Haare schüttelte und kläffend an Gastons Beine sprang. Von diesem unwillig abgewiesen, kroch er auf seine Herrin zu, mit Schmeicheln und Heucheln, weil er ein schlechtes Gewissen hatte. Sie schalt

ihn nicht, sondern neigte sich, ergriff ihn im Nacken und hob ihn mit ihrer schönen, kräftigen Hand in ihren Schoß. Schließlich ließ sie ihn wieder zur Erde springen, und er nahm an der Mahlzeit und an der Geselligkeit auf seine Weise teil.

Im Gemüt des Pfarrers zerstreute sich das trübe Gewölk, das zu gern und zu oft über ihm schattete, vor dem reinen Licht seines Hauses. Die Spannung, mit der er immer noch dem Geschenk seines Freundes entgegensah, schnellte ins Angenehme um. Er erzählte, nicht zum erstenmal, von dem Besuch in der Werkstatt des Freundes, bei welchem die Abrede getroffen wurde, daß der Künstler über seine sonstige Übung hinausgehen und ein Gefäß mit Figurenschmuck schaffen sollte. Es war wohl zu merken, daß er sich etwas darauf zugute tat, eine so entscheidende Anregung gegeben zu haben; und doch war aus jedem seiner Worte die Liebe und die Bewunderung zu hören, die ihn in ein ungewöhnlich zartes und heftiges Verhältnis zu Thornow setzten. Gern hätte er mit seiner Frau wieder einmal alle Umstände des Freundes durchgesprochen; aber Gaston war zugegen, für dessen Ohren es weder schicklich noch von Vorteil war, Meinungen über erwachsene Leute zu hören. So zog er, als das Abendessen beendigt und das Geschirr abgetragen war, vor, mit dem Knaben zu scherzen, ihm von der Vase zu erzählen: wie sie schön sei und mit Figuren geschmückt, auf die Gaston sich nur freuen solle, denn es laufe dabei auch für ihn auf eine Überraschung hinaus. Der Knabe verhielt sich, seiner Art nach, wenig neugierig, und fast spöttisch blinkten seine Augen, wenn er merkte, daß der Pfarrer am liebsten das ganze Geheimnis verraten hätte. Dieser wiederum wußte nicht recht, ob er über die Trägheit des Burschen ärgerlich sein oder sich freuen sollte, daß er nicht durch Erzählung das nur dem Auge zu Offenbarende um seine Wirkung zu betrügen brauchte.

Und so wäre vielleicht doch wieder Unbehagen und Gereiztheit aufgekommen, wenn nicht endlich draußen ein Peitschenknall das zurückgekehrte Fuhrwerk angekündigt hätte. Da sprang der Pfarrer auf, und der Hund lärmte mit ihm zum Hause hinaus. Der Kutscher war betrunken, doch mit Maßen, gab seine Langsamkeit für Umsicht aus, polterte mit den leeren Fässern, wehrte dem Hund, — aber der Pfarrer tummelte ihn so, daß er alles Reden ließ und Hand anlegte, wie es sich gehörte.

Sie brachten die Kiste in das Bibliothekzimmer, dort stand schon die Pfarrerin mit einer Lampe und Gaston mit dem Handwerkszeug. Seiffert entfernte sich in krampfhaft würdevoller Haltung, wiederholt grüßend, nachdem er sein Trinkgeld eingesackt hatte. Der Hund hörte zu toben auf, und es wurde still.

Der Pfarrer zog einen Stuhl vor die Kiste, nahm aus Gastons Hand Hammer und Stemmeisen, setzte sich und prüfte die Kiste. Sie war an den Rändern mit Weidenruten beschlagen, die zuerst abgesprengt werden mußten. Der Pfarrer schob das Stemmeisen unter, — da blickte er noch einmal auf, sah seine Frau, die mit der Lampe dastand, sah den Knaben und den Hund. Seine Augen begannen, mit einem erstaunten, beklommenen Ausdruck sich im Zimmer umzuschauen, er stand auf, legte still das Handwerkszeug auf die Kiste und schob es mit der flachen Hand noch ein wenig von sich.

„Ich glaube," sagte er, „es hat Zeit bis morgen. Ich weiß gar nicht, was ich mit dem ganzen Tag und Abend heut angefangen habe. Morgen ist Sonntag, und ich habe noch an meine Predigten zu denken."

Die Pfarrerin stellte die Lampe aus der Hand; ihr Mann trat auf sie zu. „Ich will noch arbeiten und werde auch oben schlafen. Gute Nacht, Liebste." Sie gaben sich die Hände, und die Frau sagte: „Schlafe recht gut. Die Lampe ist oben und alles in Ordnung."

„Ich danke dir schön," und er nickte und grüßte sie mit den Augen, „schlaf gut. — Du kannst auch bald zu Bett gehn, Gaston; gute Nacht."

Er ging hinaus und stieg im Dunkeln die Treppe zu seinem Dachzimmer hinan.



Am nächsten Morgen ließ der Pfarrer die Vase und alles, was damit zusammenhing, vor dem zurückstehen, was seines Amtes war. Freilich, nicht natürlich und naiv war dieses Verhalten, sondern dem Pflichtgefühl entsprungen, — der Pfarrer wußte es wohl. Zuweilen aber wich das Unbehagen des zersplitterten Empfindens, und eine Hoffnung, wahr zu werden in einem nicht gemeinen Sinn, kam in sein Herz. In solchen Augenblicken wurden seine leiblichen Augen, die Bewegung der Seele seltsam treu abspiegelnd, wie übersichtig.

So war es in dieser Sonntagsfrühe, und seine Heiterkeit beherrschte alles um ihn. Das Haus war hell vom klaren Morgenlicht, darin bewegte sich Tier und Mensch zwecklos und mußevoll, daß der Pfarrer es gar nicht sah. Gaston wußte, daß er zuhause bleiben müsse, schon lange, ehe der Wagen vorgefahren war, der den Pfarrer in das andere Dorf seiner Parochie bringen sollte.

Es war ein kühler Tag, eines kühlen, zurückhaltenden Frühjahrs. Noch waren, obgleich es nicht weit von Pfingsten war, die Birken nicht zu ihrem reinen, grünen Laub entfaltet; wo sie dicht gedrängt das Vorholz zu fernen Kiefernwäldern bildeten, breiteten sie zartgoldene Schleier auf den schwärzlichen, winterlichen Grund. Noch war das jubelnde Zusammendrängen nicht zu spüren, darin im Frühjahr alles Wachsende zu einem Strom des Lebens sich einigt, — sondern Baum und Strauch und Saat standen noch in ihrer ängstlichen, dürftigen Vereinzelung da. Über Nacht hatte es kräftig geweht, und die magere Feldmark war auf der Wanderung gewesen, der Wind hatte den Sand zu lauter kleinen, dünenartigen Wellen zur Ruhe gelegt — frostig sahen die unbebauten Felder aus. Aber die Luft, nicht warm, doch von der Sonne gewärmt, schmeichelte kühl dem Gesicht des Fahrenden, und da es windstill war und er keine Sandkörner zwischen die Zähne und in die Augen bekam, so fand er sich zu Spiel und Traum mit sich geführt, ganz wie er es gewollt hatte. Über den Feldern gaukelten, schwarz flimmernd im Flug, die Kibitze, und als das Fuhrwerk an Wiesen entlang fuhr, die an dem schmalen Band eines Flüßleins aufgereiht waren, lärmte aus tausend Vogelkehlen der Tumult des neuen Jahres.



Der Pfarrer predigte, besuchte Kranke und Greise, — mit Verklärtheit und freudig tat er alles. Wenn er in diesem Zustand war, empfanden die Pfarrkinder sein Wesen noch fremder als sonst und unpersönlicher. Er wiederum wußte es zu fühlen, daß das Wort, das er ausschickte, nicht Ruhe und Herberge fand bei den Herzen, zu denen es kam; von dem einen grob, gleichgültig vom andern wurde es zurückgeworfen. Und nicht immer hatte der Pfarrer die Kraft, das verirrte wieder bei sich aufzunehmen; sondern er konnte mit Bitterkeit zusehen, wie es unterwegs verkam und verdarb.

Ja, er sah „das Wort". Und heute schwebte das geflügelte, helle Ding frei und fröhlich in der Luft, als sei es um seiner selbst willen da und nicht, um Botschaften vom Geist zu den Herzen zu tragen.

Er war nicht närrisch und war kein Knabe. Die bloße Tatsächlichkeit eines noch kostbareren, noch edleren Geschenks, als die Vase es sein konnte, hätte nicht vermocht, ihm wichtiger als für einer Stunde und eines Tages Laune zu werden. Aber eine eigentümliche Anlage seines Charakters, eine fast krankhafte Dankbarkeit, regte bei Ereignissen wie dieses war, sein Innerstes auf. In dichterischem Spiel fügte und ordnete er die Elemente: er sah das Gefäß und überdachte des Freundes eigensinniges Arbeiten in Kunst und Handwerk: er probierte Entwürfe zu den Darstellungen auf der Vase, — die hatte er selber aufgegeben, es sollten Szenen aus der Tobiasnovelle sein, seinem Lieblingsstück aus den Apokryphen; sie war ihm wie ein lieblicher Vorspuk zu dem Haushalt und der Laufbahn des Heilands selber, in idyllischer Verkleinerung fast ähnlich reich an Bildern; er wob aus ihren Fäden ein unsichtbares Netz, mit dem er nach der Seele des ihm anvertrauten Knaben haschen wollte, — und wieder trat die unerschütterte Gestalt des Freundes beherrschend in das Spiel; dann dachte er, wie seine Frau die Vase behüten, säubern, schmücken würde, und da wurde die Frau vor seinen träumenden Augen groß wie ein Riesenfräulein, das Mann und Kind und Haus und Gerät mutwillig mütterlich in seiner Schürze trägt.



Als er nach Hause kam, war er sicher, daß des Tages noch übrige Stunden im lebendigen Licht dahinziehen würden. Er tat keine Frage nach der Vase, und nur einmal, während des Essens, sprach er die Erwartung aus, daß Thornow kommen würde. Nach dem Essen stand er lächelnd auf, auch seine Frau stand auf und lächelte, und Gaston stemmte sich auf seinen Stock, der Hund war nicht im Zimmer. Dann gingen die drei in das Bibliothekzimmer, und dort stand auf der Platte eines großen Bücherschranks, in Tischhöhe, endlich die Vase.

Der Pfarrer stieß einen freudigen Ruf aus, so prächtig strahlte das Email der Vase, und so herrisch stand sie da.

Auch dieses Zimmer hatte einen düsteren, zu mindest ernsten Charakter; die Täfelung, mit der die Wände belegt waren, war dunkel und ersichtlich alt; der

Pfarrer, ein wohlhabender Mann, hatte sie auf einer Reise in der Schweiz als eine echte, aus dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts stammende gekauft. Die hohen Schränke verstärkten den Eindruck, der sonst wohl fast bedrückend sein mochte: jetzt aber stand die Vase da und sandte die lustigen, kräftigen Feuer ihrer Farben verschwenderisch nach allen Seiten. Eine so frische und sichere Figur machte der willkommene Eindringling, daß niemand versucht hätte, ihn, wie etwa ein Kind, das man lange nicht gesehen hat, freudig hin und her zu wenden.

Der Pfarrer trat nicht näher, lange blieb er betrachtend auf demselben Fleck.

Gaston unterbrach die Stille, der die Freude des Pfarrers vornehmlich respektiert hatte, weil er eine große Freude über diese Freude in den Augen der Frau bemerkte. Als er sich jedoch nicht länger halten konnte, fragte er: „Herr Pastor, wo ist denn nun meine Überraschung an dem Topf?" Der Pfarrer wachte erstaunt auf, so sehr hatte er vergessen, daß er bestimmte und von der Phantasie gültig vorgestellte Erwartungen gehabt hatte. So kam denn das neue Interesse in ihm auf, näher zu gehen und zu untersuchen, wie der Freund die Geschichte des Tobias dargestellt habe. Aber da fand er nun etwas ihm so Neues, auf den ersten Blick Unbekanntes, daß er sich nicht gleich zurecht finden konnte.

Die Erscheinung des Fisches war das Thema, das er mit dem Freund verabredet hatte. Freilich hatte er zuweilen Sorge getragen, wie Thornow, unbeschadet der notwendigen Originalität, die Komposition ausführen sollte. Denn ihm schien, und Thornow widersprach ihm nicht, daß jener Moment gar nicht schöner, ja eigentlich gar nicht anders aufgefaßt werden dürfte, als es in einer bekannten Handzeichnung Rembrandts geschehen ist. Und mehr als einmal hatte er in sich die sonderbare Verwirrung gespürt, daß Thornows Bildwerk zugleich eine genaue Wiederholung Rembrandts und etwas ganz Neues sein möge. Wirklich hatte nun der Freund eine neue Erfindung zustande gebracht.

hornow nämlich, der ein Rationalist sein mochte, hatte Mitleid mit dem guten, zu langer Wanderung verpflichteten Jungen gehabt, und hatte das Tobiaschen, als es ihm gar zu müde schien, genommen und auf einen derbzierlichen, niedrigen Kinderwagen gesetzt. Und wie es wohl Darstellungen gibt, auf welchen die heilige Kirche in Gestalt eines Papstes oder des Heilands selber auf einem Wagen sitzend, von den symbolischen Begleitern der Evangelisten gezogen wird, von dem Engel und dem Löwen, dem Ochsen und dem Adler, so hatte auch Thornow seinen Tobiaswagen bespannt. Er hatte dem Hündlein und der Ziege Geschirre angelegt und der Schwalbe einen Faden als Zügel in den Schnabel gehängt; und da diesen Dreien nicht recht zu trauen war, so hatte der breit und schwer geflügelte Engel Raphael einen derberen Strick genommen, an dem er das Gefährt hinter sich her zog.

So waren sie, zwar nur widerwillig einig, doch verträglich gewandert, bis sie an einen See kamen. Als sie dem Ufer seitlich hatten folgen wollen, waren die

Wellen des Sees empört worden, aus denen sich drohend ein mächtiger Fisch erhob. Da stockten die Räder, der zottige Hund stutzte und hemmte, auf die gleichen Vorderfüße gestemmt, seinen Lauf; die Ziege sprang in die Quere und glotzte mit den immer verwunderten Augen noch verwunderter darein; die Schwalbe, die eben nach einem niedrig fliegenden Mücklein geschnappt hatte — denn ein Gewitter kam über den See — schoß segelnd in die Höhe; und Tobias hob, aus dem Dämmern der Müdigkeit auffahrend, in Märchengrauen das zarte Gesicht. Der Engel aber hatte sich umgedreht und umfaßte mit seinen treuherzigen, listigen Augen das ganze Gesinde.



ieses war der Augenblick des Bildes, dessen lebhafte Emailfarben auf weißem Grund einen glühenden Sommer ausstrahlten. Schilf umflüsterte das Ufer des Sees, und die Räder des Wagens standen in Gräsern und Blumen. Von links nach rechts war der Zug gerichtet.

Dem Pfarrer gefiel das alles, aber befremdete ihn auch, und er fühlte, daß er seine Lust zu der seinem Pflegling zugedachten Exegese hieran vorläufig nicht würde üben können. Darum, als ihn Gaston wieder mahnte, besann er sich kurz und fand eine Erklärung.

Er nahm aus einem Fach des Schrankes eine Mappe heraus, suchte darin und brachte eine Photographie zum Vorschein. „Du weißt," begann er, „daß ich gerne diese Blätter ansehe, und das liebste von allen ist mir das, was ich hier in der Hand habe. Das aber ist mir auf eine Weise, die du noch nicht verstehst, überflüssig geworden, und ich schenke es dir."

„Schön," warf die Pfarrerin ein, „und ich werde es dir rahmen lassen, und du magst es dir in deinem Zimmer aufhängen."

„O, ich danke Ihnen, ich danke Ihnen," sagte Gaston und gab beiden die Hand. Er war verlegen und sah ohne seine spöttische Art auf das Blatt, das er ungeschickt hielt.

Der Pfarrer setzte sich und lud den Knaben an seine Seite, die Frau nahm einen Platz am Fenster ein und sah herüber.

Es war etwas Wohltuendes in der an dem Jungen auffälligen Bescheidenheit, und der Pfarrer gab seinem Wunsche nach, an des Knaben Gemüt zu rühren, ob es einem minder irdischen Klange würde widertönen können.

Er begann: „Was du auf diesem Blatt siehst, weißt du doch?" Der Knabe, der sich auf Bildern leicht zurechtfand, sagte: „Ja! hier sind drei Engel und ein Junge." „Nun, und was hat der Junge in der Hand?" „Einen Hecht!" Das paßte dem Pfarrer nicht ganz, und er wiederholte: „Einen Hecht, ja, einen Fisch!"

Und da verließ ihn schon die sokratische Methode, und statt zu fragen, erklärte er: „Das ist nämlich Tobias mit dem Fisch, und eigentlich müßten dich die drei Engel sehr wundern, denn in der Geschichte kommt nur einer vor. Du kennst doch die Geschichte?"

Da aber hatte die Befangenheit des Jungen ein Ende, der Schalk flunkerte in seinen Augen, als er die Frage in einer Weise beantwortete, als stimmte er einem sehr guten Scherz zu. Der Pfarrer merkte es nicht, aber es wirkte auf ihn, sodaß er in Hast geriet.

„Du weißt doch," hub er an, „wie sie an den Fluß Tigris kommen und der müde Knabe seine Füße waschen will, da fährt der große Fisch wider ihn, als ob er ihn wollte verschlingen. Und als Tobias erschrickt und mit lauter Stimme schreit: Herr, er will mich fressen, — sagt der Engel zu ihm: habe nicht Angst, greife fest zu, zieh ihn dir heraus. Sein Herz, seine Galle und seine Leber enthalten dir eine köstliche Arznei. Ja, mein Lieber, du lachst, ich sehe es wohl, das ist noch schlimmer als erschrecken. Du weißt eben noch nicht, was du hörst. Ich habe dir oft gesagt: wenn du dich zusammennimmst und deine guten Gaben nicht im Stiche läßt, so sollst du Dinge zu lernen bekommen, die dich mit dem Schönsten auf der ganzen Welt bekannt machen. Griechisch sollst du lernen, und wir wollen mal gleich einen Anfang machen. Hier ist ein Fisch. Merke dir: Fisch heißt auf griechisch Ichthys. Sprich es nach!" Gaston sprach es nach, aber der Pfarrer wußte nicht, wie fortfahren und veränderte also gänzlich den Ton: „Ichthys, in diesem Wort sind die Anfangsbuchstaben eines Satzes enthalten, welcher lautet: Jesus Christus Theou Yios Soter; das heißt auf deutsch: Jesus Christus, Gottes Sohn, Heiland. Und darum war den ersten Christen, die noch dem Geheimnisse des Herrn nahe waren, der Fisch ein bedeutungsvolles Zeichen. — Mein lieber Gaston, wenn ich mit dem Tobias an den Fluß Tigris käme und der große Fisch ihn erschreckte, so würde ich auch sagen, wie der heilende Engel Raphael: habe nicht Angst, du mußt ihn fest anfassen; sein Herz und Galle enthält dir wunderbare Heilkraft."

Dem Jungen wurde bei diesen Worten doch eigen zu Mute, sie hatten geklungen, als würden sie gar nicht zu ihm gesprochen, als wehten sie hoch über ihn und kalt hinweg. Denn der Pfarrer, der eine ähnliche Rede oft im Geiste gehegt und vorbereitet hatte, spürte, während er sprach, um wie viel gröber seine Absicht in der Wirklichkeit erschien und daß sie wie eine ordinäre Proselytenmacherei allen Zauber verlor. Darum verwandelte ihm ein schamhaftes Gefühl den Klang seiner Worte, und dasselbe Gefühl bewog ihn, ihre Wirkung schnell zu verwirren. Er stand auf, reichte dem Jungen den Stock und sagte: „Weißt du was? geh mal nun auf dein Zimmer und such dir eine Stelle, wo du das Bild hinhängen willst. Miß auch, wie groß der Rahmen sein soll. Und da eine kahle Stube durch ein Bild noch kahler wird, so sieh nur gleich zu, wo du ein paar andere Bilder hinhängen magst; die sollst du haben, sobald du sie forderst." Gaston ging.

Der Pfarrer blieb mit seiner Frau in bewegter Unterhaltung, die sich um den Freund und seine Arbeit drehte. Und hierbei bedachte der Pfarrer nicht, daß seine Frau den ganzen Vormittag im Hause gewesen war, und daß sie das, worüber er sie belehren wollte, schon wissen mochte. Als er aber merkte, daß seine Entdeckungen sie nicht überraschten, wollte er sie, hastig, einholen, doch sie blieb ihm voraus.



Am späten Nachmittag kam Thornow. Er begrüßte fröhlich und lachend die Freunde und wußte ihrem Lob und Dank aufs beste zu begegnen und ein natürliches Ende zu machen, indem er ihnen nicht wehrte. Er verkehrte fast brüderlich mit dem Pastor, brüderlich auch in einem gewissen nachlässigen gegenseitigen Vorbeihören; dabei aber hatte gegen die Pfarrerin sein Betragen nichts von der Vertraulichkeit, die leicht mit der Frau eines so nahen Freundes hätte eintreten können.

Die Magd brachte Kaffee und kräftig duftenden Kuchen, und die drei setzten sich zu einer rechten Sonntagnachmittagsfriedseligkeit zusammen. Thornow, im Gegensatz zum Pastor, mischte seinen Kaffee stark mit Milch, und gleichfalls im Gegensatz zu ihm aß er große Stücke von dem frischen Gebäck. Hierbei sahen ihm der Pfarrer und seine Frau, wie gewöhnlich, wenn er aß, verstohlen zwar, doch mit gemeinsamer Freude zu; denn er hatte eine fast zierliche Art, den Kuchen in kleinen Stückchen abzubröckeln, schnell in den Mund zu schieben und behende zu kauen, alles mit solcher Sauberkeit, daß kaum ein Krümchen über den wie das Vließ eines Lammes in festen, kleinen Löckchen krausen Bart zur Erde fiel. Sein Mund war klein und ernst, seine Augen lächelten, die ganze Gestalt war gedrungen und trug den starken, blonden Kopf auf kurzem Hals.

Es war natürlich, daß ihm aufs neue Lobsprüche über seine Arbeit auf den Kopf fielen; er duckte sich und ließ sie vorübergehen, mit so großem Gleichmut, daß der Pfarrer veranlaßt wurde zu bemerken, er habe den Freund doch schon oft über seine Kunst reden hören, noch nie aber mit so ruhigem Gewissen wie heute: „Man merkt dir an, was du dir innerlich sagst: ich habe meine Schuldigkeit getan, indem ich das Ding machte, und brauche kein Übriges zu tun, indem ich es beurteile, — das ist seine Sache. Ist er zufrieden, so ist es gut für ihn; ist er es nicht, so mag er versuchen, sich zu helfen; ich bin fertig, — ich habe einen Auftrag gehabt und habe ihn ausgeführt."

Als er das Wort „Auftrag" mit einiger Betonung aussprach, fingen beide Freunde zu lachen an; die Pfarrerin sah verwundert auf sie und fragte nach dem Grunde der Heiterkeit. Anfänglich versuchte man sie hinzuhalten, als sie aber auf ihrem Willen bestand und erklärte, derartige Hieroglyphen in ihrem Verkehr nur ungern zu dulden, sagte der Pfarrer behaglich:

„Nun gut, so sollst du eingeweiht werden. Was das für ein wunderliches Kind Gottes ist, dieser Töpfermeister Thornow, habe ich dir ja genugsam erklärt, und du weißt es auch aus eigener Erfahrung. Wenn ich an die Schulzeit denke, Thornow, — ich sehe dich noch in deinem schönen geräumigen Zimmer, das damals schon mehr ein Atelier als eine Gymnasiastenbude war! Er knetete und griffelte in allen freien Stunden; er hatte eine Sucht, sich in allen möglichen Übungen zu versuchen; er schnitzte Holz, backte Ton, er machte in seinem biederen eisernen Kanonenofen den ersten Gießversuch, indem er aus Flaschenkapseln über verlorener Form einen Aschebehälter goß. So habe ich ihn auch auf dem Gute seines Vaters hantieren sehen: in der Schirrkammer, in der Schmiede, beim

Pflügen, überall war er bereit, wo es anzufassen galt, und sein Vater scherzte, er würde einen guten Knecht, aber einen schlechten Inspektor abgeben. Nie werde ich es verstehen, daß ein solcher geborener Künstlermensch nicht den Schulsack hinwirft, sobald er kann; und wie früh warst du doch ein freier Mensch, Thornow. Obwohl ich glaube, daß dein Vater dir nichts in den Weg gelegt hätte, — nach seinem Tode und bei deinem bequemen Vormund hielt dich überhaupt nichts mehr. Und doch bleibst du bis zum letzten Punkt auf dem Gymnasium und gehst dann gar auf die Universität! Warum? zu welchem Ziel? und was hast du davon gehabt?"

Thornow antwortete trocken: „Erkläre deiner Frau nun aber endlich, was es mit dem ‚Auftrag' für eine Bewandtnis hat." Der Pfarrer fuhr lebhaft und mit einiger freundschaftlicher Bosheit fort:

„Denn schließlich ging er doch auf die Akademie, und verließ sie wieder, und jetzt sitzt er in Neuenrode und macht Töpfe und lehrt ein halbes Dutzend märkische Büdnerjungen gleichfalls Töpfe machen. Dabei steht heute noch wie je sein Sinn nach großen Bildern, die festlich die Erscheinung des Geistes im Leben darstellen. Und wenn man ihn fragt, warum er solche Bilder nicht male, so sagt er nicht etwa, daß er zu spät auf die Akademie gekommen sei, und den Geist der Kunst wohl in seinem Geist, ihr Handwerk aber nicht in seinem Gelenk habe, sondern macht sich, in der Art von Dilettanten, die ihr Unvermögen mit Hilfe von allerlei Psychologie zu einem besonderen Verdienst stempeln, eine schön private Erklärung zurecht. Er sagt nämlich, er würde auf der Stelle die schönsten Bilder malen, wenn man ihm den Auftrag dazu gebe; ohne Auftrag könne er nicht malen."

s war nun doch in diesen Worten, ohne daß der Pastor es wußte, eine Schärfe, zu der, da die besprochenen Verhältnisse ja nicht neu waren, kein Grund vorlag. Seine Frau, so bekannt ihres Mannes Weise ihr war, fühlte sich peinlich beunruhigt; Thornow aber sagte, ganz zur Pfarrerin gewendet: „Das wahrhaft Lustige hierbei ist, daß Severin jedes Mal, wenn ich mich so ausspreche, glaubt, ich beabsichtige, einen Witz zu machen. Während ich es doch ernst und simpel meine. Ich meine es so: man gebe mir einen Auftrag zu einem großen Bild, und ich werde ein großes Bild malen."

Die Pfarrerin wägte und prüfte diese Worte, ob sie nicht doch einen Schalk verbärgen. Als aber ihr Mann darüber lachte, durchs Zimmer ging und allerlei Rufe über des Freundes Verdrehtheit ausstieß, fühlte sie sich angeregt, einen wahren Sinn bei Thornow zu vermuten. Und sie fragte: „Warum aber malen Sie nicht ein Bild, wie Sie glauben es zu können, und überlassen der Zeit, ob Jemand kommt und es kauft und Ihnen durch die Wahl Ihres Bildes etwas wie einen nachträglichen Ersatz für den Auftrag gibt." „Das wäre kein Ersatz," sagte Thornow, „das wäre Indemnität." „Was ist das?" „Das ist, wenn ein Minister eigenmächtig hunderttausend Taler ausgibt, und nachher kommt der Reichstag und

verzeiht es, und tut so, als ob er den Minister beauftragt habe, hunderttausend Taler auszugeben." „Ganz verdreht," meinte der Pastor.

„Es stimmt nicht," sagte die Frau. „Und Sie sollen mich nicht verwirren. Wenn man die Gabe hat, ein Stück Zeit festzuhalten, es aus der Vergänglichkeit zu reißen, ohne es dem Tode zu überliefern, — das muß, denke ich mir, eine schöne Sache sein." „Das ist es sicherlich," sagte Thornow. „Warum also malen Sie nicht?" „Was soll ich malen?" Draußen irgendwo mußte sich ein Fenster gedreht haben, denn ein Streifen hellstes Sonnenlicht fiel jäh ins Zimmer.

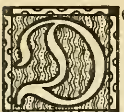
„Alles," sagte die Pfarrerin. „Ja, alles," erwiderte Thornow, und seine Augen waren strahlender dabei als die der schönen ihm gegenübersitzenden Frau. „Daß man indessen nicht alles abmalen könne hintereinander, sieht ein Jeder ein. Stückwerk aber anzufangen, davor hat die Menschenseele Angst. Und noch etwas: Ein Mann, der um diese Dinge besser Bescheid wußte als irgend ein anderer, hat gesagt, daß am Ende der Künstler nichts zu geben habe und nichts gebe als seine Individualität. Jetzt denken Sie sich, daß ich mich in meinem Zimmer einschließe und mich damit beschäftige und mich dafür bezahlen lasse, daß ich meine Individualität darstelle. Individualität als Beruf, — ein netter Beruf. Nein," sagte er, und sein vorhin doch wohl etwas schelmischer Ton wurde entschieden. „Ich will es weder auf die Individualität noch auf die Natur absehen, wenn ich Kunst mache. Und darum: bitte um einen Auftrag."

„Was würde es helfen," warf neckend der Pfarrer in die Nachdenklichkeit ein, „gibt man dir schon einen, so kommt des Künstlers Eifersucht dazwischen und du drückst dich um ihn herum. Oder wagst du zu behaupten, daß das hier mein Tobias sei oder überhaupt irgend ein vernünftiger, schriftgelehrter Tobias?"

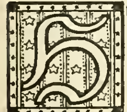
Und so standen sie wieder vor der Vase, und der Pfarrer fragte, zum Ernst einlenkend: „Es ist wohl nicht bloß Eifersucht? erzähle uns!"

Thornow willfuhr ihm gern, und hatte bisher den Pfarrer und seine Frau das Werk, fertig und siegreich wie eine Improvisation, hingerissen, so sahen sie jetzt sein Werden, die Einzelheiten, Zufälligkeiten, Nachträglichkeiten, die sich fester ineinanderflochten, als dem genießenden Blick offenbar war. Sie erfuhren, daß das Scherzhafte der Komposition nicht unmittelbar der Laune des Künstlers entsprossen, sondern dem Gefäß angepaßt war, das, zwecklos, nutzlos, transportabel, keine Darstellung im Stil und Ernst eines Gemäldes vertrug. Die Form der Vase hatte zu der eigentümlichen Gestalt des Wagens verholfen; dessen Bespannung war erfolgt, weil in dem gewählten Material die Schwalbe dankbar zu bilden war, aus demselben Grund umwucherten Feldblumen die Räder. Die Schwalbe segelte in die Höhe, wie sie eben ein Mücklein erschnappt hatte, das niedrig über dem Wasser flog, weil ein Gewitter nahe war. So fügte sich eines zum andern; und das Gewölk, wie die Wellen des Sees von einer nicht sichtbaren tiefstehend angenommenen Sonne rot durchflammt, verlor sich hinter der Rundung der Vase und löste sich dort in einen Schauer goldener Sterne und Kugeln auf, der auf die Gräser, Blumen und das Schilf niederging.

Noch mehrmals erneute sich die Betrachtung und mit ihr das Werk den Freunden; und als auch Gaston dazu kam und der Hund sich einfand, gab es manchen Spaß, zum Verdruß des Jungen, dem es nicht schmeichelte, wenn Thornow ihn mit dem Tobias verbrüderte. Der Tag verlief heiter und reich, und nach dem Abendessen blieben sie noch beim Wein zusammen, bis Thornow, nicht lange vor Mitternacht, aufbrach.

er Sommer, der lange zurückgehalten hatte, erschien schnell und flüchtig und war dahin, als kaum noch die Klagen, daß er nicht kommen wollte, vergessen waren. Mit stürmischem, regnichtem Wetter näherte sich die Erntezeit, und die überheißen Tage, die wie von einer wildlaunischen Hand in die bewölkten, stumpfen Wochen geworfen wurden, schienen dem Korn mehr zu schaden als zu nützen. Der Pfarrer sah auf seinen sonntäglichen Fahrten durch die Parochie der Entwicklung der Landarbeit mit großer Anteilnahme zu; und da er aus einem Bruch stammte, so war er, als das Ergebnis der Ernte mit Zahlen annähernd geschätzt werden konnte, erstaunt, festzustellen, daß seine Pfarrkinder, die den ganzen Sommer über mit Kopfschütteln und Stirnkräuselung zum Himmel aufgesehen hatten, eine günstigere Ernte vermelden mußten als im vergangenen schönen Jahr. Denn sie wirtschafteten fleißig mineralischen Dünger in ihren dürren Boden, und in nassen Jahren, wenn die Brücher ertranken, hatten sie reichliches und gesundes Korn, während sie in heißen Jahren verbrannten.

Der Pfarrer, so klar er dachte, empfand ein Unbehagen, da er des Landmanns Schicksal, das ihm, wie kein anderes, unmittelbar mit dem Leben der Erde, der Luft, des Lichtes verknüpft schien, sich so listig unter der Herrschaft der über ihn gesetzten Mächte fortstehlen sah. Doch war das keine bloße Grille; und was ihn befremdete, hätte ihn gefreut, wenn nicht ein verstecktes, unoffenes Wesen in den Leuten gewesen wäre. So aber fühlte er, daß, wie sie den Regen überlisteten, sie auch dem Gotte sich entzogen, der ihn schickte. Vielleicht betrog er sich, und was ihn zurückhaltend machte, war die Enttäuschung eines Menschen, der mitleidige Empfindungen in sich genährt hat und, als er sie darbringen will, sie überflüssig sieht. Wie es hiermit immer stehen mochte, es wurde sichtbarer, daß er mit seinen Gemeinden wenig anders als durch das Amt verbunden war, und mehr noch als früher zog er sich auf das Spiel persönlicher Geisteswünsche zurück.

ierbei spielte das Geschenk des Freundes eine über sein Erwarten hinausgehende Rolle. Sie war ihm im Laufe der Monate nicht zum Symbol verflüchtigt, sondern hatte ihre Realität und die Kraft der Gegenwart erhalten. Wohl hatte er sich mit dem Inhalt der farbigen Darstellung so vertraut gemacht, daß er, gefragt, um Deutungen nicht verlegen gewesen wäre. Er hätte Beziehungsreiches über den Menschen zu sagen gewußt, der, in seinen Traum verloren, auf die Wahl eines Augenblicks der Wahrheit gegenübergestellt wird, und hätte wohl

das Hündchen, die Schwalbe und die Ziege auch an seinen Wagen binden können. Aber sobald er immer anfing, solcherlei Exegese zu treiben, unterbrach er sich wieder. Unter den Photographien nach Gemälden, deren er viele besaß, gab es einige, zu denen er die Originale kannte, und bei dem ihm lieben, häufigen Durchblättern seiner Mappen waren ihm die Nachbildungen zu selbständigem Wert geworden und die Urbilder fast verblaßt. So hatte er sich gewöhnt zu glauben, daß die Kunstwerke in der Reproduktion ihr Wesentliches nicht verlören. Und da er sich jahrelang von der Stadt fernhielt, war diese Anschauung ihm so natürlich geworden, daß man annehmen kann, er würde auch ein Gemälde, das etwa in seinen Besitz gekommen wäre, für ersetzbar durch eine Photographie gehalten haben; — weniger schon eine Statue, gar nicht die Vase. Dieses Ding, einen Nutzen heuchelnd und doch mit gutem Gewissen unnützlich, das so fremd und zuversichtlich, so gegensätzig und passend in dem dunklen Zimmer stand, schien ihm von Tag zu Tag mehr ein unersetzliches Gut zu sein. Er hätte es unschicklich genannt, wenn jemand die Vase hätte photographieren wollen, und hätte gering von einem gedacht, der geglaubt hätte, von einer Photographie einen Begriff des Werkes haben zu können.

So empfand er zum erstenmal, eifersüchtig und beglückt, den Zauber eines einzigen Besitzes. Er lernte, dem das herrschsüchtige Wort der Deutung zu leicht auf die Lippen kam, das lebenvolle Stummwerden vor dem Kunstwerk. Und wenn er aus dieser neuen Ruhe den Gedanken, mühsam wie aus einem Starrkrampf, aufwachen sah, daß alle die ungezählten Werke des menschlichen Geistes, die, welche er kannte, und die, um welche er von ferne wußte, in gleicher Weise souverän seien, Niemandem zu Dienste, in dem zerstörenden Werden der Natur den reinen Triumph der Existenz wahrend, so wurde ihm schwindlig vor den Augen. Dann konnte es geschehen, daß ihm wie angst um seine Seele wurde und er fürchtete, in einen schlimmeren Bilderdienst zu verfallen als je ein Ketzer. Aber er wurde nicht lahm an seiner Angst, sondern lächelte über sie, als wäre sie ein Geist, der eine Blume fremden Duftes in den Strauß verbärge, der, wechselnd im Wechsel der Monate, über den Rand des kostbaren Gefäßes üppig schwoll und niedersank.

So war es denn ein Augenblick gänzlichen Versagens aller seiner Gedanken, als er eines Morgens einen Brief von Thornow bekam, in welchem die Vase zurückerbeten wurde.


r hatte, es war ein sonniger Tag, den Briefträger auf dem Hofe empfangen. Nachdem er gelesen hatte, verblieb er fassungslos eine Weile, ehe er, leidlich ruhig, zu seiner Frau hineinging. Sie saß am Fenster mit einer Näharbeit, und ließ gleich als er eintrat und leise, als ob er zu stören fürchtete, zum Tische ging, die Hände in den Schoß fallen. Er wollte, daß sie aufmerksam würde und ihn fragte; zugleich aber versuchte es ihn, sich zusammenzunehmen, daß ja nichts ihre Aufmerksamkeit und ihre Frage herausfordere. Das merkte sie, und es war ihr nicht

angenehm; doch zwang sie sich und fragte, ob ihm etwas Ärgerliches begegnet sei. Er legte den Brief auf den Tisch, und erst nach einer Pause richtete er seinen Blick auf sie, aber auf ihre Stirn, nicht auf ihre Augen, und sagte: „Ein Brief von Thornow!" „Was gibt es?" — sie stand auf und legte Garn und Weißzeug auf den Fensterbord.

Er lächelte und gab seine Erklärung mit einer erzwungenen verdachtlosen Verwunderung: „Er bittet mich, — ihm die Vase zurückzugeben —" und jetzt sah er ihr in die Augen. „Warum? was will er damit?" fragte sie, näher gehend.

„Er will nichts, als sie wieder haben. Er hat, schreibt er, vor, sie anders zu verwerten; ob ich nicht selber glaubte, daß sie in einem schönen und reichen Museum mehr an ihrem Platze stände als bei mir."

„Das versteh' ich nicht," sagte sie, und er: „ich versteh' es auch nicht," und aus seinem Munde kamen vor Gekränktheit die Worte fast mit einem Stöhnen; und wie er sie nur gesagt hatte, war es ihm, als ob er nun alles begreife und alles entschieden sei. Er verließ das Zimmer, sie hörte ihn durch den Flur auf den Hof gehen; nicht lange, so kam er zurück und wandte sich in die Bibliothek.

Es wäre ihm besser gewesen, wenn er nicht so schnell hätte zusehen und prüfen wollen. Die Bitterkeit in ihm, deren angeborene Lust über jedes Ereignis, das sie aufstörte, so hinflutete, daß seine eigenen Augen nichts weiter sahen als das empörte Gefühl und sein Sinn sich an diesem Anblick nährte, machte ihn, als er vor der Vase stand, zum Opfer einer bösartigen Ungeduld. Er hatte so viel zu fragen und zu sagen, und das blanke Ding stand da und versagte sich allen Sinnen außer den Augen. Aber die Augen des Pfarrers hatten ihr inneres Licht verloren, und damit war auch aus dem Licht der Sonne das Leben entwichen.

Er versuchte, gegen den Dämon zu kämpfen, der ihm die Maske der Selbstgerechtigkeit vor das Gesicht zwang, und betrachtete aufmerksam die Vase. Aber siehe da, er konnte sich schon nicht mehr helfen, sie gefiel ihm nicht.

Der Raum war, wie das ganze Haus, vor kaum einer Woche gründlich gesäubert worden, und die Gardinen hingen, noch nicht aufgesteckt, die ganzen Fenster verhüllend nieder. Zum erstenmal bemerkte der Pfarrer, daß die Vase die schwere Ruhe des Zimmers beleidige, und daß, wenn sie fort wäre, er wieder ungestörter die Zwiesprache mit seiner Seele würde halten können.

Als er zu seiner Frau zurückkehrte, legte sie eben hastig den Brief auf den Tisch zurück, sie war errötet, er wagte nicht von seinen schlimmen Zweifeln sogleich zu sprechen.

Aber nachdem jene kalten Betrachtungen ihm einmal überzeugend vorgekommen waren, konnte er ihnen nicht mehr Einhalt tun. Die folgenden Tage verstrickten ihn immer enger in Gedanken, die das Werk des Freundes gering schätzten und herabsetzten. Und er glaubte gar, daß er nur diesen Gedanken zu Liebe noch zögerte, die Vase zurückzuschicken und sich mit Thornow zu verständigen. Mit jedem Tage aber, mit jedem halben Tage, mit dem er das hinausschob, verdarb er sich gründlicher die Möglichkeit, der Befangenheit ledig zu werden.

Denn das Schlimme trat ein, daß nicht nur die Vase in seinen Augen ihren Glanz, ihre Schönheit, ihre Wahrheit verlor, sondern daß er mit Zweifeln, die um so bedenklicher waren, als er sie von kräftigen Ausdrücken zurückhielt, den Freund selber anfiel. Wie er nicht mehr das Ganze der Vase empfand, von dem ihre Wahrheit ausging und von dem aus sie einzig zu verstehen war, sondern sie nach Forderungen prüfte, die er selber willkürlich aufstellte, zum Beispiel des Zweckes, den ein Gerät haben soll, oder des Ernstes, mit dem Gestalten aus der religiösen Welt empfunden sein müssen, — in ähnlicher Weise versündigte er sich an dem Freund. Die Gestalt, die seiner herzlichen Empfindung die klarste und reinste gewesen war, wurde seinem mißtrauischen Verstand zweideutig, und, wenn er es sich gestehen wollte, unerkennbar. Hierüber empfand er, über aller Lust an seinen Scheingründen, tiefen Schmerz.

In diesen Tagen sprach er nur wenige, bittere Worte zu seiner Frau. Und sie, so lange sie seinen Schmerz aus lebendigen Kämpfen aufwachsen sah, schwieg und verhehlte ihren Tadel. Sobald sie aber bemerkte, daß der Schmerz ihm zu einer Trägheit ausartete und ihm ein Ersatz der Tätigkeit zu werden anfing, hielt sie sich nicht zurück und widersprach ihm, als er wieder einmal sich gehen ließ, mit entschiedenen Worten.

Er erstaunte darüber, und gereizt holte er den Brief aus der Tasche, schlug auf ihn und rief aus: „Was du sagst, damit weiß ich nichts anzufangen, das ist unbestimmtes Zeug. Dieses hier ist eine Tatsache." Da schwoll ihr im Unmut der Busen so, daß ihr war, als hätte sie einen Gurt zersprengt, der zu lange ihren freien Atem eingeschnürt hatte. Mit Kraft und Kälte blitzten ihre Augen ihn an, und sie sagte: „Thornow ist auch eine Tatsache und eine mir länger bekannte als dieser Brief und als die Vase. Ich werde heute nachmittag zu ihm gehen und ihn fragen." „Ja, tu das! gehe hin und frag ihn!"



nd wirklich machte sie sich am Nachmittag, nachdem sie eine Viertelstunde zerstreuten Nachdenkens überwunden hatte, auf den Weg, ein graues, weiches Tuch um die Schultern, Handschuhe und Strohhut in den Händen tragend. Zu beiden Seiten des Landwegs, den sie ging, schimmerten die Felder im herbstlichen Licht. Der Tag war klar, die Luft, von weißen Sommerfäden durchzogen, hatte einen leichten milchigen Glanz, und das Vorholz der fernen Wälder leuchtete in einem goldenen Nebel. Eine rührende Stille lag über dem ganzen Gefilde, die der wandernden Frau noch verzauberter vorkam, wenn sie auf die Frauen sah, die weit von ihr im Kartoffelacker hockten, oder auf die Pferde, die, noch entfernter, die Eggen durch den silbrig braunen Acker zogen, und dieses ganze arbeitende Leben je nach der Entfernung in abgestufter Langsamkeit erschien und sich nur dem Auge, nicht dem Ohre kund gab.

Sie ging nicht in der Weise nachdenklicher Leute, denn obwohl ihre Gedanken

auf mannigfache Weise beschwert waren, konnte sie es nicht verhindern, daß ihr Sinn freudig war, und so schritt sie rüstig aus.

Nur einmal wurde die Stille der Felder unterbrochen, als sie sich drei mächtigen Pappelbäumen näherte, aus deren gelben Kronen es ihr schon von weitem entgegen rauschte, — es toste, klapperte über ihr, toste und rauschend erstarb es. Dann blieb ihr Weg wieder gleichförmig, bis sie in den Wald kam: erst in Bauernhaide ohne Unterholz und mit gefegtem Boden, dann in das königliche Gebiet, in dem zwischen den hochgewipfelten Säulen Wacholder und Farne sich drängten.

Wohl zwei Stunden ging sie, dann überschritt sie auf einer alten, halbverfallenen hölzernen Brücke ein kleines Flüßchen, das seine Wiesen in gewundenem Lauf durch den Wald flocht, der noch ein zweites Mal, vom Bahndamm, durchschnitten wurde. Der Wald wurde üppiger und das Unterholz so dicht und hoch, daß der Wandernden der sich krümmende Weg verborgen wurde; als sie die Krümmung erreichte, hatte sie den wie immer überraschenden Blick auf leicht sich senkende Felder und ersah ein Dorf, das war Neuenrode.

Sie begegnete keinem Menschen in der Dorfstraße, auch bemerkte sie gleich, daß es auf Thornows Hof nicht lebendig und also der Brennofen nicht beschickt war. Nur ein paar junge Burschen, fünfzehn oder sechszehn Jahre alt, verließen, als sie eben die Front des Hauses erreicht hatte, das Gehöft, sich nach Schuljungenweise tummelnd und neckend.

Die Pfarrerin, vielleicht weil sie glaubte, daß Thornow nach beendigtem Unterricht vor seine Haustür treten würde, setzte sich auf die eine der sandsteinernen Wangen, welche, vom rotglühenden wilden Wein überwölbt, die zum Hausflur führenden Stufen einfaßten. Die Jungen waren verschwunden und nicht mehr zu hören, nichts bewegte sich in dem wie ausgestorbenen Dorf, und nur das ungeheure Orgeln der Dreschmaschinen heulte durch die Luft, kaum daß das Ohr dazwischen den hell klappenden Dreischlag von Dreschflegeln unterschied.

Die Sonne stand nicht mehr sichtbar hinter den Häusern, und bald mußte Feierabend sein.

Die Frau saß still da, es bewegte sich nichts an ihr als ihre Wimpern.

Sie wartete, und hatte wirklich nicht lange zu warten, bis die Haustür ging und aus dem dunklen, feuchtatmenden Flur Thornow ins Helle trat. Überrascht und, wer mag es sagen, doch nicht überrascht, hieß er den Gast willkommen, und wie um sich seiner noch mehr zu versichern, lud er ihn und zwang ihn fast, während sie sich die Hände schüttelten, ins Haus. Drinnen setzten sie sich einander gegenüber an den Tisch, sie legte Hut und Tuch auf ihre Kniee.

„Sind Sie müde?" fragte er. „Gar nicht," antwortete sie, „ich habe mich draußen vollkommen ausgeruht." „Saßen Sie denn schon lange da?" fragte er verwundert. „Nein," sagte sie, „aber es hat genügt, mich wieder frisch zu machen. Es ist so schön heut draußen, daß man in einem fort wandern möchte und würde keine Müdigkeit spüren." „Ja," meinte er, „an solchen Tagen ist es mir immer, als ob Besuch kommen müßte. Ich stecke dann alle Augenblick die Nase vor das

Fenster und schaue nach rechts und nach links, ob sich wer blicken läßt. Dabei bin ich gar nicht so sehr für Besuch, und ich glaube, ich meine immer nur Sie, wenn ich auf jemanden warte, und Severin. Wenn Sie heute nicht gekommen wären, hätte ich morgen müssen bei Ihnen vorsprechen."

„Wegen der Vase?" fragte sie. Er lachte. „Haben Sie sie mitgebracht?"

Ein Blick in sein Gesicht genügte der Pfarrerin, sie zu überzeugen, daß, was immer hinter jenem Briefe Thornows stecken mochte, Unanständiges nicht dahinter steckte. Und nicht aus ihrer Seele heraus, sondern gleichsam, als ob sie einen Auftrag ihres Mannes ausführte, prüfte sie ihn scharf, als sie, wie beiläufig, fragte: „Was ist es mit der Vase? Wollen Sie sie wirklich zurück haben, und weshalb?"

Er fragte, ob sie es geglaubt habe. „Das mußte ich wohl," erwiderte sie. „Sie nicht," meinte er schmunzelnd. „Severin, ja. Ich habe geglaubt, daß er mir wütend ins Haus rennen würde, und das wäre mir lieb gewesen, weil ich einen bedeutenden Ärger auszukrakehlen hatte. Er kam aber nicht, obgleich er doch sonst in solchen persönlichen Kunstdingen schnell genug wild wird." „Ja, das tut er," sagte die Pfarrerin, „und ich wüßte nicht, wie Ihnen irgendwer eine größere Ehre erweisen könnte!" Thornow stutzte und erwiderte: „Wem sagen Sie das? Ich kenne ihn von meinem zwölften Jahre an, ich habe nie eine so unbedingte Leidenschaft zu den Künsten gesehen, als bei Severin, der nicht einen graden Strich zeichnen kann. Und das ehrt uns und schmeichelt uns; — und eben darum müssen wir ein wenig darüber lächeln dürfen und uns am Ende auch einen Scherz machen, wenn die Gelegenheit sich trifft." „War das mit der Vase ein Scherz der Art?" fragte sie. Er wehrte schnell ab: „Nein, beileibe nicht. Ich habe, als ich den Brief schrieb, kaum an eine Wirkung auf Sie beide gedacht. Sie können mich nicht verstehen, ich muß ausführlich erzählen."

Er erhob sich und ging einmal durch das Zimmer. „Ich bin ja schon wieder in Frieden mit mir", sagte er halb zu sich, „und Wichtigeres ist dazwischen gekommen; aber wie ich daran denke, kommt der ganze Unmut zurück."

Er stand am Tische, setzte sich und begann zu erzählen: „Hören Sie! Vor acht Tagen hatte ich Besuch, — hohen Besuch, den Direktor des neuen Kunstgewerbemuseums. Das ist ein kluger, weltmännischer Mann, mit der Kunst vertraut und gar nicht beamtenhaft. Ich glaube, daß jetzt eine ganz neue Sorte Professoren aufkommt; — aber trauen sollte ihnen unsereins doch nicht. Mir gefiel der Mann, eine kleine, lebendige, durchgeturnte Gestalt, ein Köpfchen, daran ihm der Bart zwei Spannen lang herunterhing, und Augen, ich will nicht sagen: kluge Augen, — sondern: klügere Augen. Sie wissen, was ich meine. Nun — ich zeigte ihm, was ich hier in meinem Bereich zu zeigen habe, fertige Ware, Modelle, Zeichnungen. Ich nahm ihn auch in die Schulklasse mit, und die Arbeiten der Jungen hatten, jedenfalls im Prinzip, seinen Beifall. Ich muß es sagen, es war ein schöner Tag für mich; denn da der Mann seine Sache versteht, so konnte ich einmal meiner ganzen

Leistung, da ich sie ihm präsentierte, recht genau ins Gesicht sehen. Sein Lob machte mir Freude, und zu tadeln gibt es, hoffe ich, nichts, — dafür sorgt der Schutthaufen auf dem Hofe. Und so wäre alles sehr schön gewesen, wenn nicht nach Feierabend, als wir nun das Ganze noch einmal durchsprachen, des Teufels Fuß sichtbar geworden wäre. Zuerst ertappte ich ihn auf einer Sentimentalität in betreff der Jungen. Oder vielmehr, daß er mir die albernste Sentimentalität zutraute. Als ob es mir einfallen könnte, meine Sachen zu treiben, mit dem frommen Hintergedanken, dem Volke die Religion, oder doch die Tugend zu erhalten. Ich kannte meine Leute, als ich ihnen meinen Plan einredete. Wenn ich den Jungen nichts zahle, schickt mir nicht einmal die lahme Graberten ihren Enkel in die Schule. Ich würde sehr froh sein, wenn sie sich auf die Sache als auf eine Gewinn versprechende eingelassen hätten, das schiene mir anständig und männlich, und verzichte gern auf das ideale Interesse.

Das Schlimme indessen ist, daß sie meine Sache ergriffen haben, nicht als ein Geschäft, das mehr Geld abzuwerfen verspricht, als bei ihnen gewöhnlich ist, sondern als einen Schwindel. Sie halten das Ganze hier für Schwindel. Der Schmied selber, dessen Glück den Leuten den Kopf verdreht hat, oder muß ich sagen: zurechtgesetzt hat, in seinem Innern glaubt er weder an mich noch an die Augen, die an seiner unfreiwilligen Kunst Gefallen finden. Sie meinen alle, ich lehrte sie eine neue, ungefährliche Art, die Menschen übers Ohr zu hauen. Und das danken sie mir, soweit von Dank bei ihnen die Rede sein kann, und tun mit. Dieses alles setzte ich dem Professor auseinander, da griff er recht geschickt die Gelegenheit an, ich merkte aber nun, daß er mit Plan, Absicht und Auftrag zu mir gekommen war, und wollte mir meine Art, hier zu arbeiten und zu wirken, verleiden, und zu was Ende? Können Sie es erraten?"

Die Pfarrerin, ohne erst nachzudenken, schüttelte den Kopf: „Nein, sagen Sie es nur!"

„Nun, man will meine Arbeiten für das Museum kaufen und mich dazu. Ich soll Professor werden und in die Stadt ziehen."

„Sie haben es abgelehnt?" rief die Pfarrerin, und konnte eine plötzliche, törichte Spannung nicht gleich überwinden, die etwa in diesem Augenblick eingetreten wäre, wenn sie der Entscheidung Thornows nicht schon versichert gewesen wäre.

„Das will ich meinen," sagte Thornow, „und so deutlich, wie ich höflicher Mann imstande war." Die Pfarrerin warf ihm vor, daß er nicht hätte zürnen dürfen, wo man ihm mit soviel Schätzung entgegengekommen sei.

„Mit Überschätzung," sagte Thornow nachdrücklich, „und wer mich überschätzt, der unterschätzt mich. Die Dinge, die ich mache, sind dafür, daß man sie in die Vitrinen eines Museums stelle, zu schlecht und zu gut. Ich will, daß sie für ein angemessenes Geld gekauft werden, daß sie gebraucht, zerschrammt, wenn es sein muß: zerbrochen werden. Meine Ware — und ich auch. Nun — ich habe dem Professor meinen reinen Wein eingeschenkt, er ist ein moderner Professor und hatte Nachsicht mit meinen Schrullen. Als er weg war, habe ich mir alles noch einmal überlegt; — Sie

kennen meine Anschauungen. Wenn man einen guten Landgeistlichen an den Dom, einen tüchtigen Landarzt an ein großstädtisches Krankenhaus, einen braven Dorfschulmeister an eine Manschinenunterrichtsanstalt bringt, sowie man nur hört, daß sie was taugen, so tut man etwas Unersprießliches. Es gibt ein Gesetz von der Nichterhaltung der Kraft; ich wollte, daß einer käme, der es uns beschriebe. Wenn eine große Stadt den Regen ihrer ganzen Landschaft auf sich zieht, so dürstet die Landschaft, und die Stadt selber hat nicht mehr davon als die Durchspülung ihrer Kanäle und ja zuweilen einige Kellerüberschwemmungen. Und so weiter! Also das alles habe ich dem Professor gesagt. Und als er gegangen war, kam mir die gesamte Museumswirtschaft doppelt leichenhaft und kalt vor; ich dachte an Severin und an das lebendige Leben, darin sein Herz mein bescheidenes Stück Arbeit täglich erhält, und setzte mich hin und schrieb ihm, ob wir nicht die Vase in ein Museum tun wollen! Zuerst wollte ich, daß er beim Lesen lache, dann aber plagte mich doch der Teufel, es etwas geheimnisvoll zu machen, damit er verwirrt würde und herkäme. Warum kam er nicht?"

Die Pfarrerin hörte die Frage nicht, sie nickte nachdenklich: „So also hängt das zusammen. Ich habe viel herumgeraten, und das war alles recht phantastisch. So ist es viel besser, viel natürlicher. Severin wird sich freuen, er hätte sich ungern von seinem Tobias getrennt."

Thornow schwieg, dann sagte er, indem er sie unverwandt anblickte: „In lieberen Händen wüßte ich die Vase überhaupt nicht als in den seinen; zumal jetzt. Er hat einen guten Anteil an ihrer Entstehung gehabt; — — und ich möchte, daß auch Sie sich nun meine Sachen ansähen und sich einiges auswählten, was Sie für die Küche gebrauchen können —" und da sie ihn fragend ansah, schloß er mit einem unfreudigen Lächeln: „zum Andenken". Sie erschrak und wurde blaß, mit hastigen Händen nahm sie die Kleidungsstücke, die auf ihrem Schoß lagen, und legte sie auf den Tisch. „Sie werden fortgehen?" „Ja," antwortete er; und beiden war diese Erklärung so schmerzhaft, daß weder sie nach einem Grunde fragte, noch er einen sagte. Aber da doch wieder gesprochen werden mußte, bat sie ihn, ihr Genaues zu sagen; ob das Erlebnis mit dem Professor ihn aufgescheucht habe, bevor noch seine Zeit in Neuenrode ihr natürliches Ende gefunden?

„Es ist das natürliche Ende," erwiderte er, „denn was ich hier geschaffen habe, wird für meine Leute bestehen bleiben, ja recht eigentlich ein ernsthaftes Gesicht bekommen, wenn es vom Staat weitergeführt wird, wozu Aussicht vorhanden ist und was ich betreiben werde. Für mich selber muß es hintanstehen, seitdem ich — es ist gut, daß Severin nicht hier ist, er würde nun gleich auflachen — ich habe nämlich jetzt meinen Auftrag."

Wieder erst nach einer Weile und ohne daß sie ihm Glück wünschte, fragte sie, welcher Art der Auftrag sei. Er berichtete, daß ein Verwandter, ein Stiefbruder seines Vaters, im Thüringischen begütert, seiner Dorfgemeinde eine neue Kirche zu bauen begriffen sei, — an dem Bau solle sich Thornow beteiligen und die Kirche ausmalen. Es sei dies nicht so wohl eine Lust des Onkels an der

Kunst, als eine Gefälligkeit gegen den müßiggängerischen Neffen, „aber," fuhr Thornow fort, „alle ungünstigen und wenig prächtigen Umstände beiseite gelassen, es ist die erste Gelegenheit zur vollen Freiheit, und ich will sie mit allen Kräften nutzen." Und als habe er den Sinn über eine persönliche Unruhe hinauszuführen nötig, sprach er weiter von seinem Plan, mit etwas von jener großartigen Verständigkeit, in der die Begeisterung des Künstlers ihre reinste Geburt hat. Sie aber verharrte in ihrer Beklommenheit, deren kaltes Licht jeden Gedanken wie jedes Bild, das ihrer Phantasie aufgedrungen wurde, um Reiz und Schein des Lebens betrog. Als er geendigt hatte, wünschte sie ihm Glück und gutes Gelingen, und indem sie die Betrachtung seiner Arbeiten und, auf seine wiederholte Bitte die Auswahl einiger Stücke aufschob, erklärte sie, gehen zu müssen, wenn sie nicht, zu spät nach Hause kommen wolle. Er schaute zur Erde, und das Einverständnis zwischen ihnen war so fest, daß er keine Einwendungen mehr machte.

Sie war schon aufgestanden, nahm ihr Tuch um und schloß es am Hals mit einer Nadel. „Es ist kalt," sagte sie, „nehmen auch Sie den Mantel." Er schüttelte den Kopf: „Ich friere nicht, höchstens an den Händen." Sie sah zu, wie er die Handschuhe anzog, sie tat das gleiche, und sie verließen das Zimmer.



Schon kamen ihnen, als sie durch das Dorf gingen, die Häuser übergroß und dunkel aus der Dämmerung entgegen, und das Feld, von leichtem Nebel bezogen, hatte keine Grenzen mehr am Himmel und kaum erkennbare an dem erhöhten Walde. Zwischen den Bäumen gar war es fast Nacht, durch den Wald rauschte ein Eisenbahnzug, die Wandernden fühlten sich zueinander gedrängt, als gingen sie in einer Grotte. Ihre Augen gewöhnten sich an die Finsternis, doch verbreitete der Weg sich so ungewiß in den Wald, daß sie, um Stoß und Stolpern zu vermeiden, zwischen den Fahrgeleisen gingen. So schnell verdichtete sich die Nacht, daß die kleine Lichtung, die der Fluß machte, mit ihrer geringen Helle den Wald nur wenig deutlicher von dem Himmel schied. Als die Schritte der Wanderer, bisher von dem feuchten Sand gedämpft, auf der hölzernen Brücke hallten, flog es mit heftigem Brausen und Knattern aus dem das Ufer umsäumenden Elsengebüsch empor, ein Zug Enten, und strich in ersterbendem Klingen davon. Die Pfarrerin fuhr zusammen und blieb stehen. „Sie sind erschrocken, es ist so dunkel, ich will Sie führen," sagte er, und schob seinen Arm in den ihren. Sie schloß die Augen, und da er dies nicht sehen konnte, verstand er nicht den bitteren Scherz des Doppelsinns, als sie sagte: „Ich sehe wirklich nichts mehr." Ihm aber war es eigen, als er nun, sie sorglich führend, weiterging.

Es war ihm, als seien sie beide von höherem als ihrem natürlichen Wuchse, und als gingen sie nicht enger nebeneinander als sonst, sondern getrennter. Ihre beiden Gesichter, inmitten der neuen, gewaltsamen Empfindung einander nicht zugekehrt, waren in dieselbe Ferne gerichtet; beide kosteten sie, wie nie in ihrem Leben, den gleichen schweren Takt, die zwiefache Gabe des Einatmens und Ausatmens.

Aber nach einer Weile legte er seine Hand an die ihre, seine Hand umfaßte die ihre, und sie ließ sie ihm und erwiderte den Druck. Und wieder nach einer Weile löste er seine Hand, doch nicht den Arm, und zog vorsichtig, so daß sie es nicht merken konnte, den Handschuh ab. Dann ergriff er wieder ihre Hand, bald fühlte sie die nähere Lebenswärme, und da tat sie wie er.

Und in dem Maße, in dem der Druck ihrer Hände fester und fester wurde, spannte sich ihr Gefühl so hoch, so klingend und so gefährdet, daß beide glaubten, es müsse, wenn ein Wort gesprochen würde, zusammenstürzen. Und da schwiegen sie, wie stürmisch es immer aus ihren Herzen in die Kehlen schwoll. Aber je weiter sie gingen, um so qualvoller wurde das Schweigen und immer unmöglicher, es zu brechen. Da wußten sie beide, daß ihr Schicksal, sich zu trennen, entschieden wurde.

Als sie aus dem Wald heraus waren, war es heller über dem flachen Land als vorher. Noch war der Nebel, der auch hier wolkig über das Gefild gerollt war, nicht ganz gefallen, doch ein paar Sterne schimmerten schon sichtbar an der Wölbung. Die Kleider der Wanderer waren feucht, Thornows Bart entkräuselte sich und troff. In dem Geräusch der Pappelblätter sprach er ein paar Worte zu ihr, die sie nur als einen Hauch vernahm, und sie schritten schneller aus und schwiegen weiter. Beider Augen waren, mit dem gleichen kalten, klaren Ausdruck, weit geöffnet, doch in der Anstrengung dieses Blickes wurden die ihrigen starrer und seine füllten sich mit Thränen. Ohne sich loszulassen, gingen sie den ganzen Weg bis an die Pforte im Zaun des Pfarrhauses. Hier trennten sie sich, gaben sich noch einmal die Hände und schieden von einander.

Als die Pfarrerin ihr Haus betreten hatte, vernahm sie von der noch wachenden Magd, daß ihr Mann oben in seiner Dachstube sei und die Nacht über dort bleiben werde.



m nächsten Morgen betrat sie zufällig das Frühstückszimmer in dem gleichen Augenblick mit ihrem Mann. Bevor sie sich begrüßen konnten, sprang der Hund mit lautem, freudigem Gruß auf seine Herrin zu; mit Erstaunen gewahrte der Pfarrer, mit welcher Kälte sie, fast mit Widerwillen, das Tier abwies. Auch Gaston war über ihr Verhalten verwundert, und nachdem das Frühstück beendet war, drückte er sich, den ihm sonst verfeindeten Hund leise rufend, zur Tür hinaus. Nun gab die Pfarrerin ihrem Manne Rechenschaft über ihren Auftrag an Thornow und erzählte die Umstände, aus denen der Brief entstanden war. Davon, daß Thornow weggehen würde, sagte sie nichts, sprach aber flüchtig von dem wahrscheinlichen Kirchenbau.

Sie hatte in der Nacht wenig geschlafen, doch war ihr nichts anzumerken; ihre Wangen waren nicht blasser als sonst und ihre Augen in voller Ruhe. Daß eine Erschütterung ihres Gemüts stattgefunden hatte, vor der alle übrigen Angelegenheiten klein wurden, äußerte sich nur darin, daß sie ihre Auskunft ganz ohne

Triumph und ohne Stolz auf Thornow gab. Aber der Pfarrer wurde durch etwas an ihr, durch etwas im Zimmer, aufs äußerste betroffen. Er sah an den Wänden entlang und sah sich nach dem Hund um. Er hatte ihr, während sie sprach, starr auf die Lippen geblickt, so daß er, um es zu verstehen, noch einmal hören mußte, was sie zu berichten hatte.

Dann aber füllte Freude sein Herz, eine überschwängliche Freude. Fast zur Qual wurde es ihm, daß er Thornow nicht im Bereich seiner Hände hatte, ihn nicht streicheln und necken konnte, wie er gewohnt war. Er lief in die Bibliothek zu der Vase. Wie herrlich stand sie ihm nicht wieder zur Augenweide und zum Glücke da und sandte die kräftigen, heiteren Feuer ihrer Sommerfarben nach allen Seiten! Gerührt betrachtete er das schöne Werk.

Aber während er seine Freude steigern wollte an dem Gedanken, daß ihm die Vase, nun solche Schwankung und Prüfung daran erlebt war, noch teurer geworden sei, kam eine bedenkliche Überlegung in ihm zu Worte. Er war Thornow so hingegeben dankbar, wofür? Weil er etwas Arges nicht getan hatte. Doch dafür braucht es nirgend Dankbarkeit, aber der ihm das Arge zugetraut hatte, der mußte sich schämen.

Severin ertrug es nicht, sich zu schämen. Er rang mit dem Gefühl und wand sich frei. Darüber aber erblaßten die Farben der Vase, erstarb und erkaltete ihr Leben. Langsam sank sie in seinem Urteil zu der Stufe hinab, die vordem sein Groll ihr zugewiesen hatte; Fehler wurde wieder an ihr, was er vordem als solchen angesehen hatte, und Makel und Vorwurf.



Und zum zweitenmal: wie die Vase, so Thornow. Was einmal gegen den Freund gesprochen und gefühlt war, das war frech in seiner Existenz und ließ sich nicht für immer stumm machen. Es war ein Scherz, so raunte die neue alte Stimme in dem Pfarrer, aber man macht nicht einen solchen Scherz, wenn man dergleichen nicht, und sei es in dem flüchtigsten Gedanken, erwogen hat. Muß man einem Menschen viel verzeihen, Tun und Denken, wohl — nur ihm, dem Thornow, durfte es nichts zu verzeihen geben.

Als der Pastor dieses dachte, war er stolz auf seine Fähigkeit zu einer so strengen Liebe. Aber einmal ausschweifend in seinem Dichten und Richten, glitt er in eine Niedrigkeit der Empfindung, in der kein eingebildeter Stolz ihn schützen konnte. Wer weiß, sprach es in ihm, ob er die Wahrheit gesagt hat! vielleicht hat er die Vase wirklich für den Professor haben wollen, dann ist ihm das Glück mit der Kirche dazwischen gekommen, sein Ehrgeiz hat ein höheres Ziel, und nun verursacht es ihm nicht viele Kosten, großmütig zu sein.

Die Pfarrerin saß noch, als ob sich etwas Entscheidendes ereignen müsse, wartend am Tisch. Sie hatte mit einem Wunsch ihn weggehen sehen in seiner Freude, sie sah ihn mit dem verdüsterten Gesicht zurückkehren. Er trat zu einer Schieblade, nahm einen Brief heraus und las darin, sie sah, daß es Thornows Brief war. Da stand sie auf und verließ den Raum. Der Pfarrer steckte den Brief in

die Tasche und nahm Hut und Stock; es war ihm, als müßte er fliehen, um nicht in ein Gespinnst verstrickt zu werden, dessen Fäden unsichtbar in seinem Haus sich spannen.

Auf der steinernen Brücke des Dorffließes saß Gaston, ließ seine Beine über dem Wasser baumeln und sonnte sich den Rücken. Neben sich hatte er den neugewonnenen Freund, den Hund, und kraute ihm ohne Scheu das Fell. Der Pastor vergaß in seiner Zerstreutheit, den Jungen zu tadeln, weil er aus der Werkstatt geblieben war, und achtete auch nicht darauf, daß Knabe wie Hund sich ihm anschlossen.

Von seinen Gedanken bedrängt, ging er bald zögernd, bald stürmisch dahin, und ohne ein Wort zu sagen, folgte ihm Gaston, ohne einen Laut der Hund.

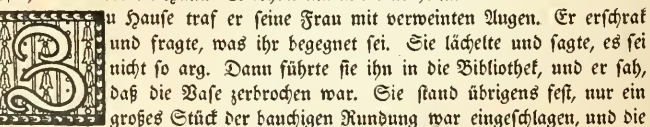
Der Pfarrer, da es ihm nicht um Wahrheit, sondern um sein vermeintliches Recht zu tun war, gedieh zu keinem Ergebnis und kam in dumpfes rastloses Zürnen.

Plötzlich wandte er sich mit einem heftigen Ruck nach seinen Begleitern um; er sah sie an, und da blitzte ihm ein verzerrtes Bild ihrer Gemeinschaft durch den Sinn, die lächerliche Ähnlichkeit mit der Wanderung Tobiä, Engel, Knabe und Hund. Die Wut rötete sein zartfarbenes Gesicht, mit harten, scheltenden Worten trieb er den Jungen zurück. Als der ihn verlassen hatte, drehte er sich nochmals um, drohte mit der Faust, ja vergaß sich so weit, daß er, da der Knabe nach einer kleinen Weile wieder stehen blieb, sich in der Art, wie man einen Hund scheucht, zur Erde bückte, als wenn er einen Stein aufheben wollte.

Kaum aber war er, nun, wie er meinte, erleichtert, weitergegangen, so kam es mit einer trostlosen Bitterkeit über ihn. Er erkannte, daß der Junge, dem er ein geistigeres, seelischeres Leben so oft hatte einreden und aufschwätzen wollen, heute zum erstenmal aus einem zarten Gefühl und guten Herzen sich ihm genähert hatte.

Er hatte an einem Schemen von Liebe die Welt gemessen und zu klein befunden; aber weder Liebe noch Gerechtigkeit hatte er bewiesen, er hatte nur um sie gewußt und hatte gewünscht. Die Welt aber gibt der Seele nur wieder, was die Seele ihr schenkt, und achtet nicht Wünsche als Geschenk.

Da wehrte er sich nicht länger gegen die Scham, er rang die Hände und es lief ihm kalt über die Haut. Er kehrte um und eilte heim.



Zu Hause traf er seine Frau mit verweinten Augen. Er erschrak und fragte, was ihr begegnet sei. Sie lächelte und sagte, es sei nicht so arg. Dann führte sie ihn in die Bibliothek, und er sah, daß die Vase zerbrochen war. Sie stand übrigens fest, nur ein großes Stück der bauchigen Rundung war eingeschlagen, und die Scherben lagen, schon sorgsam gesammelt, neben dem Gefäß.

Des Pfarrers Schrecken wuchs. War ein Wunsch ihm erfüllt?

Doch diesen Verdacht, der sich in ihm regen wollte, ertrug er nicht.

Er fragte, wie das Unglück geschehen sei, und erfuhr, daß Gaston mit seiner

Schleuder mutwillig und boshaft die Vase zerbrochen hatte. „Wo ist er?" fragte der Pfarrer, zur Verwunderung seiner Frau ohne jähes Wesen. „Ich habe ihn auf sein Zimmer gewiesen," war die Antwort.

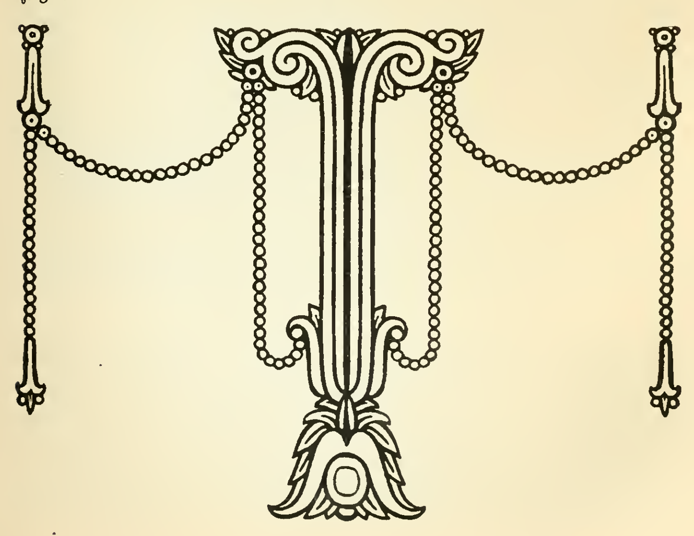
Der Pfarrer, der bleich geworden war, als er den Namen Gastons hörte, konnte sich nicht erholen. „Ich denke, Liebste," sagte er, „wir geben ihn aus unsern Händen. Nicht zur Strafe! Ich fürchte nur, wir haben ihm nichts zu geben. Was soll er hier? Wir werden ihm immer Unrecht tun." Die Pfarrerin nickte, sehr ernst, zwei, drei Mal.

Er aber fing an, mit äußerster Sorgfalt die Scherben in die Lücke zu fügen, und sah zu seiner Freude, daß alle Stücke da waren; die Bruchflächen waren nur an wenigen, nicht zum Bilde gehörigen Stellen zersplittert, und nur wo der Stein aufgeschlagen war, in das Gewölk zur rechten Seite, war die Farbe abgesprungen. Er ließ sich ein Schächtelchen mit Watte geben und legte behutsam jedes Stückchen hinein. „Wie traurig das aussieht," sagte er, auf die Vase zeigend; „Thornow soll kommen und wird es uns heil wieder zusammenfügen."

Sie überwand das Zittern ihrer Augen und sah ihn um so fester an, wie das Erröten sie tiefer und tiefer erglühen ließ und fast des Atems beraubte.

Sie schwieg, und sie beschloß, zu schweigen. Und hätte sie nicht sollen fest und freudig sein, mit ihrem Geheimnis, trotz ihrem Geheimnis?

Wenn die Magnetnadel nicht zittern könnte, könnte sie auch nicht gen Norden zeigen.



Das gerettete Venedig/ von Alfred Kerr

1.



Betrachtet immerhin den Fall nicht ohne Humor!

In der Elektra ging Hofmannsthal an einen Jahrtausendschlager heran. Im geretteten Venedig an einen Jahrhundertschlager ... Dies Aufarbeiten alter Erfolge bleibt scharf zu trennen von der bloßen Belebung weltliterarischer Stoffe (wenn etwan Hebbel den Gygesstoff hernimmt, ihn erfüllt mit seiner Art). Zweitens: es ist zu trennen vom Vorgehen Beer-Hofmanns, der von einem ruhmlosen alten Stück fast nur den Umriß der Handlung übernahm, alles Wertvolle aus eigner Brust schuf. Hofmannsthal übernimmt ... nicht nur alte Stoffe, sondern (worauf der Hauptton zu legen) alte Wirkungen. Beer-Hofmann ist mehr ein Schöpfer, Hofmannsthal mehr ein Adaptierpoet. Beer-Hofmann ist mehr ein Künstler, Hofmannsthal mehr ein Kunstarbeiter.

Bei Hofmannsthal, da er für eigene Wirkungen gern vorhandene Werte einsetzt, frag ich mich stets: Ist dies Hofmannsthal ... oder x? Ist dies Hofmannsthal ... oder der Reiz von Venedig? Ist dies Hofmannsthal ... oder Casanova? Ist dies Hofmannsthal ... oder der Reiz des nachgeahmten Goethe? Ist dies Hofmannsthal ... oder Sophokles? Ist dies Hofmannsthal ... oder britische Dramatik?

Der Reiz von Venedig. Er sprach an mancher Stelle des flüchtig-schönen Abenteurerstücks. Jetzt sprechen mehr die dunklen, unheimlichen, gefahrdrohenden Züge. Der Reiz von Venedig ... Hofmannsthal gab nie die unbegrenzte Herrlichkeit des Orts, sondern die begrenzte der Kostümträger. Er war mehr der Garderobier dieser Stadt als der Poet ihrer Seele.

... Mag er zum Otway stehen wie er wolle: zwei Gestalten schuf er selber, auf zwei Gestalten legt er selber den Hauptwert: hier ein schwacher Mann, dort ein starker. Hier ein Furchtmensch, dort ein Mutmensch.

2.



Ein Furchtmensch und ein Mutmensch ... Wie ist, roh ausgedrückt, der Hergang beim Aufdichten älterer Stoffe? Roh, aber wahr gesehen, ist er so: man nimmt die Fabel, knetet in die zufälligen Fakten eine Idee, versetzt dem einmalig Geschehenen eine Geltung ins Allgemeine. In der Fabel rächt sich Elektra? Elektra wird jetzto flugs der Typ des Rachewesens, Elektra wird Rache von oben bis unten, von hinten bis vorne, Elektra wird alle Rache, Elektra wird nur Rache, Elektra

wird „die“ Rache. (Bei dem Alten hat sie ein Gefühl, bei dem Aufdichter ist sie dieses Gefühl)... Oder: in der Fabel verrät ein Schwächerer einen Mutigeren? Der eine wird jetzo Schwäche von hinten bis vorn, der andere wird Mut von oben bis unten. „Der“ Mut und „die“ Schwäche. So bekommen die Figuren etwas Gelenkstarres; durch die Simplifizierung fast etwas Komisches. (Etwas Leeres.)

Ein Mutmensch muß durchaus von Mißtrauen frei sein, — woraus folgender Hergang entspringt. Der Furchtmensch (im Anfang mit zwei Hjalmarzügen ausgestattet) ist ein recht offenkundiger Furchtmensch für aller Augen; für aller Augen das untauglichste Geschöpf, an einer Verschwörung mitzuwirken. Ein Verschworener dreht ihm gleich zu Beginn „verächtlich den Rücken“; mit Recht; aber der Mutmensch nennt ihn: „Mein einziger Besitz“. Ein zweiter Verschworener sagt dann, man solle das Messer in seinen Leib stoßen, weil er verdächtig ist. Sehr wahr! Der Mutmensch tritt für ihn ein. Dritter Verschworener: „Der Mann muß schleunig sterben“. Bravo! Später sagt ein Anderer, man müsse ihn preisgeben, „eh' er uns an den Galgen liefert“. Selbstverständlich. Nochmals bemerkt einer: der Bursche schweigt nicht, wird uns verderben! Sehr richtig. Der Furchtmensch gibt sogar die offenkundigsten Zeichen schlottriger Feigheit, droht eine Versammlung durch Angstgeheul zu verraten. Nun? Der Mutmensch verwendet ihn weiter. Gibt ihm den schwierigen Auftrag eines Pulvertransports. Natürlich schwatzt der Furchtmensch seiner Frau gegenüber! Natürlich zeigt er aus Furcht die Verschwörung an! Der Dichter sagt ernst: „Seht diesen Hergang!“ Wir erwidern: „Nun ja, — die Lehre deines Stücks ist vermutlich: man soll einem hervorragenden Feigling keinen wichtigen Posten in einer Verschwörung anvertrauen, das haben wir gewußt.“ Der Dichter erwidert: „Bitte, er ist der Furchtmensch ...“

Wir sagen: „Sämtliche Verschwörer und sämtliche Parkettleute sehen ja längst, daß er ein unsicherster Kumpan, warum ist dein andrer Held so beschränkt, es nicht zu glauben?“ Der Dichter erwidert: „Bitte, er ist der Mutmensch ...“ Worauf wir äußern: „Das entschädigt uns nicht für das Erdulden des Gleichgültigen.“

Man blicke genauer hin. Der Mangel steckt in der Art, die Charaktere zu simplifizieren. In einem Philosophem über „Schwachheit, Furcht und Zweck“ hat Ernst Reinhart tiefer sitzende Züge der Furchtmenschen gegeben. Etwa so: sie haben die Menschensucht, „daß sie kaum ihren Nächsten erblicken, ohne seiner im Geist zu begehren. Sie wollen wissen, wer er ist und was er treibt; sie wollen einen Eindruck irgendwelcher Art auf ihn machen....“ Oder: dem Furchtmenschen ist „Natur nur dann Erlebnis, wenn sie ihn bereichert; selbst auf friedlichen und beschaulichen Gängen und Wegen plagt ihn das Zweckbewußtsein, sodaß er seinem Fuß willkürliche Schrittgesetze vorschreibt und gleichgültige Dinge bald aus abergläubigem, bald aus neugierigem Zielinstinkt abzählt oder sonst zu bändigen sucht.“ Oder: der Furchtmensch träumt noch im Ruhezustand „höchst persönliche und

praktische Dinge: Gesetzt, dies und das passiert: was werde ich antworten? Wie werde ich mich benehmen? Wie werde ich wirken? Und so wird er zum Schauspieler seiner selbst.“ Oder: „Befangen in unablässigem Ermessen und Erwägen seiner Kräfte und seines Wesens, ist er selbst im Besitz dem Zweifel, selbst in der Macht der Verzagtheit hingegeben“... Das alles sind Züge, die teil haben unsres Blutes, unsrer Nerven, unsrer Seele. Bei Hofmannsthal nichts von besserer Differenzierung. Hofmannsthal malt nur einen, der immer Angst hat — und einen, der niemals Angst hat. Sanfter gesprochen: Hofmannsthal malt nicht etwan einen ganzen Menschen mit vielen noch zugehörigen Seiten dieses Furcht-Charakters, — sondern bloß eben die äußerlichste Furcht ist in ein paar groben Details hingesetzt. Der Mann verwickelt sich in einen Vorhang, hält ihn für das Würgetuch; er schreit auf; und so; einmal zwar heißt es, er sei voller Einfälle — doch man hört das nur. Er bleibt ein körperlicher Angstmensch. Was haben wir damit zu tun?... Solche Simplizität aber nenne man nicht ohne weiteres ein Unvermögen. Ich hätte dazu kein Recht, so lange Hofmannsthal in glücklicheren Arbeiten ein Kunstprinzip daraus zu machen scheint. Der Fehler steckt vorläufig darin, daß er die Simplifizierung auf einen Stoff der Neuzeit anwendet. Elektra sei ein Mensch oder eine Eigenschaft: sie schwebt in grauer Ferne. Doch in dies Tageslicht gelenkstarre Menschen hinpflanzen, die uns leer sind, deren Handlungen allzu selbstverständlich: das erzeugt vollkommene Gleichgültigkeit. Das erzeugt, wenn es nicht Unkraft ist, sehr den Eindruck der Unkraft.

Das ist das Leck dieses gescheiterten Dramas.

3.


as Hauptleck. Wenn Hofmannsthal (aus Absicht) die Kenntnis von der menschlichen Seele nicht bereichert: gab er aus Absicht den vielen inhaltsarmen Lärm? verpuffende Geräusche so verpuffend? diese Aquilina so nach der Kurtisanenschablone, mit Gesten, wenig über Hamerling? Und das Ganze dieser Verschwörung? es geht uns nichts an, da sie keine Sache von allgemeiner Gültigkeit ist; da ein paar gleichgültige Soldaten (grober Ursachen wegen) den gleichgültigen Senat durch gleichgültige Spanier ersetzen wollen. Gleichgültig, gleichgültig, gleichgültig. Nostra causa non agitur.... Herkömmliche Züge, ganz abgewetzte füllen das Stück. Es ist wie ein Zurückschrauben. Ich meine nicht, daß etwan in einer der reicheren Szenen die verstoßene Tochter Belvidera jambisch äußert: „Auch ich bin eine Priuli...“, sondern gewisse technische Dinge, die man schwer erträgt. Etwa so. Die Frau sagt (in der Not): du hattest doch mal einen Freund, vor Jahren, einen gewissen Pierre. Jaffier: er habe just heute seit vielen Jahren ihn wieder bemerkt.

„......................... Diesen
„Pierre hab ich heut gesehen. Heute. Jahre,
„Ich weiß nicht wieviel, aber viele Jahre
„Sah ihn mein Auge nicht. Und heute, heute ...“

Die Frau sagt: diesen Freund muß du aufsuchen. Sie geht weg; dieser Freund erscheint am Fenster: „Wohnt hier ein Herr Jaffier?"

Oder so: Von allen dreihundert Senatoren Venedigs speisen zufällig nur zwei miteinander, — deren einer mit der Frau, deren anderer mit der Geliebten des Jaffier und des Pierre verknüpft ist; von allen dreihundert zufällig diese zwei, und sie unterhalten sich gerade von der Tochter, indem der eine dem andern erklärt, was vor sieben Jahren geschah ... Ein Zurückschrauben! Vieles bei Hofmannsthal (nicht bloß hier) ist Konvention, die sich als Raritätenkunst anzieht. Spätlingstum.

4.

Dafür gibt es gewisse Züge einer unterstrichenen Grausamkeit. Dieses unkräftige Werk malt Blutbäder, con amore, — als ob die Worte willig von den Lippen eines vorgeschobenen Unterkinns hallten. Nochmals Elektra ... Ein Schiavon träumt, wie er nach abgehauenen Händen und Füßen als ein Etwas, das doch lebendig ist, auf blutigen Stümpfen gekrochen kommt. Oder Jaffier träumt: „da kracht auch schon die andere Tür und purpurn vom Blute der Lakaien dringen die Gefährten mir herein — und von da an wird nicht mehr bankettiert, nicht mehr geblickt, nicht mehr gewinselt, sondern nur gestorben." Eine Schlachtung in gepolstertem Zimmer; verschärft durch ein Mißverständnis: die Frau muß irrtümlich denken, ihr eigner Mann werde geschlachtet. Oder Jaffier träumt vom Beleidiger seiner Frau: „Könnt ich sein Auge, sein herausgerissenes, austreten mit dem Fuß!" Pierre träumte bescheiden vom Augenblick, wo der alte Priuli „mit offener Kehle" liegen wird; hernach träumt auch Jaffier, Priuli liege „mit offener Kehle auf blutigem Pflaster" und zwar fügt er hinzu „wie ein Fisch". Nun knüpft Belvidera (ihrerseits) an, indem sie jedoch über die blutige Bestrafung der Mörder vorausjubelt; sie will „stehen und sehen und vor Freude weinen, wenn man die heiligen Kirchen, eine nach der andern, anzündet", wohin sie geflüchtet; ja die Frauen und Mädchen, sagt sie, schneiden sich „das Haar mit Jubel ab und gebens hin, wenn es an Stricken fehlt, die letzten, die der stumpfgewordene Säbel übrig ließ, zu hängen wie die Hunde." Worauf Jaffier (seinerseits) wiederum von den Mördern gegenträumt: „Köpfe auf Piken schwenken sie anstatt Standarten"; er fügt zu: „— indessen ich mit meinen Freunden, herrlich! über die Leichen schreite hin zu dir, die lacht vor Lust". So hat jeder der Ehegatten sein Feld. Ein schwächliches Stück; ein grausames Stück.

5.



Schön aber ist gegen den Schluß hin manches im letzten Gegenüberstehen der zwei Freunde. Ich fühle hier, was ein Dichter gewollt und nicht erreicht hat. Schön ist ... so etwas wie ein Durchblitzen der Unschuld des Verräters. Menschlichkeiten, von etwas höher gesehn. Aber das Letzte quillt darum nicht heraus,

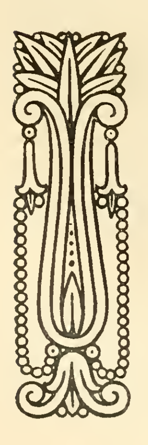
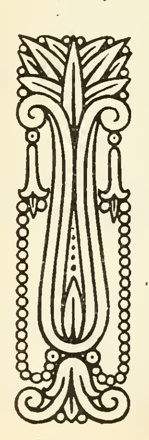
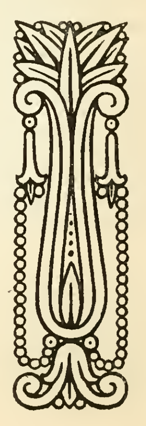
weil diese zwei Charaktersimplizitäten uns zu wenig gesagt haben, wenn sie schon, tot sind. Schön ist . . . nicht so die Wiederkehr der Tochter (denn Rührung liegt Hofmannsthals kluger Energie nicht; schwächster Punkt der Elektra, wenn er von einem in Seligkeit hochgehobenen Kinde redet . . .), aber schön ist, wenn der alte Priuli die Lakaien von der ohnmächtigen Tochter zurückjagt: nur Frauenhände sollen sie berühren. Hier ist nämlich, was ihm liegt: eine Ethik, die sich in Unterscheidungen des Geschmacks äußert. Schön ist auch zuletzt etwas zwischen Aquilina und Pierre, in Worten voll glühender Tapisserie.

Inseln, Inseln . . . Es ist ja alles schlaff und langwierig. Redselig, redselig, tonlos, tonlos. Und die Verse sind nicht besser geworden. Die Stellung des Kritikers ist so schwer, denn bemerkenswert bleibt hier der Mangel an Bemerkenswertem. Fehler zu bekämpfen ist leichter als Nichtvorhandenes zu besprechen. Ich stehe der Arbeit mit Staunen gegenüber. Was hat er damit geplant? Durch etwas so offen Verfehltes Naivität zu erweisen? den Ruf eines leichtgeherzten Dichters zu erwerben?

6.

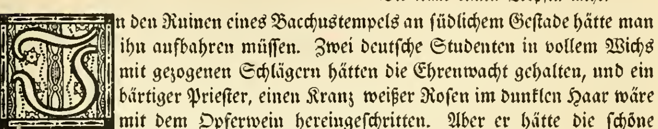
Hofmannsthal zerstreut fraglos mit dieser Arbeit den Vorwurf des Ästhetentums. (Wer in Deutschland sich ins Taschentuch schneuzt, heißt ein Ästhet. Wer beim Speisen das Messer nicht in den Rachen stopft, ist ein Praerafaelit. Und wer Tafft von Bukskin unterscheiden kann, wird ein exklusiver Geist genannt.) Hofmannsthal ist mit diesem ersten volkstümlichen Werkchen jedenfalls dem Allgemeingefühl nähergerückt. . .

Mittlerweile bin ich entschlossen, mich bis zu seinem nächsten Werk zu wundern.



„Fiducit, fröhlicher Bruder!“ —
Der trank keinen Tropfen mehr.



In den Ruinen eines Bacchustempels an südlichem Gestade hätte man ihn aufbahren müssen. Zwei deutsche Studenten in vollem Wichs mit gezogenen Schlägern hätten die Ehrenwacht gehalten, und ein bärtiger Priester, einen Kranz weißer Rosen im dunklen Haar wäre mit dem Opferwein hereingeschritten. Aber er hätte die schöne Gottesgabe nicht als sacrale Libatio vergeuden dürfen, sondern jedem aus der Trauerversammlung eine goldene Schale, bis zum Rand gefüllt, reichen müssen. Und während ein unsichtbarer Chorus mit gedämpfter Stimme die feierlichen Klänge des „Integer vitae“ anstimmte, hätten wir den Pokal bis zum Grunde geleert, ein leises „Prost, Otto Erich!“ murmelnd. Der Priester hätte während dieser heiligen Handlung die Arme erhoben und langsam gezählt: „Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben — Ist auch nicht die Nagelprobe drin geblieben.“ Und dann wären wir alle mit brennenden Scheiten an den Sarg getreten, daß die roten Flammen emporloderten in den blauen Himmel Großgriechenlands und das reinliche Element des Feuers unseres Otto Erich sterbliche Reste verzehrte, während weithin das Meer seine Brandung schäumend ans Ufer trieb ....

Das war es ja, woraus Hartlebens Reiz und Reichtum hervorwuchs: die fruchtbare Mischung aus germanischem Drang nach Ungebundenheit und Sehnsucht nach romanischer Formenstrenge, aus der Lust am übermütigen Zersprengen aller Fesseln und der Freude an Klarheit, Ordnung und Reife, aus modernem Lebensgefühl und klassischer Weltweisheit. Er war ein Bohémien aus Überzeugung und ein Aristokrat von Geburt. Ein fröhlicher Revolutionär des Ethischen und Moralischen, von ehrlichem Ingrimm in philistros erfüllt, und ein Hüter edler Traditionen im Ästhetischen.

„Frei ist der Bursch!“ Nie hat sich in einem deutschen Musensohn der souveräne Stolz dieses Jugendrufes dauerhafter erwiesen als in Otto Erich. Und die romantische Freiheit des Burschentums erweiterte und steigerte sich ihm in die zeitlose

Freiheit unabhängigen Menschentums. Ein heißer Lebensdrang, der die goldnen Früchte des Diesseits pflücken will, durchbricht lachend den Grenzwall der Konvention; die Sinne bestehen auf ihrem Schein, den die Natur ihnen ausgestellt hat. Es ist der jauchzende Hellenismus Heinrich Heines, der hier, ins Germanische gewandt, wiederkehrt.

Doch nur der lyrische Monologist darf es wagen, den Schönheitsrausch solchen Lebens in Freiheit zu feiern. Wer in die reale Welt hinaustritt, sieht sich an jeder Straßenecke von Mißtrauen und Stumpfsinn belauert, und nur der kann sich retten, der seine Brust mit dreifachem Spott umpanzert. Mit dreifachem Spott gegen die komische Kleinheit und feige Zagheit der Menschen, wie gegen die dreikäsehohen „idealen Forderungen", mit denen sie ihre ärmliche Maulwurfsexistenz zu heben wähnen. Und Otto Erich nimmt seine teuren Zeitgenossen in die wohlgepflegten Hände, läßt die lieben Püppchen tanzen und betrachtet sie, das schöne Römerhaupt leise geneigt, eine sinnende Falte in der Stirn und tausend Teufelchen in den zuckenden Mundwinkeln. „Hopslabaer, hops amool!" Und sie hopsen, in den drolligsten Gemütsverrenkungen, Moralitätssprüngen und Naivetätstänzen. Hopsen um so unbefangener, als ihnen der Dichter scheinbar so tief sachlich interessiert zusieht.

Hartlebens Figuren merken es nicht, daß er sich über sie lustig macht (wie es im Leben manch einer nicht gemerkt hat). Es erinnert an die Technik Wilhelm Buschs, wie er im verwegensten Ulk den unerschütterlichen Ernst seines Erzählertons, die gelassene Geste des Philosophen, eine würdevolle, beinahe juristische Pseudoobjektivität bewahrt. Doch diese reife Ruhe der Form wächst über die Bedeutung eines technischen Mittels weit hinaus. Sie schlägt hinter Hartlebens Ironie den Vorhang zurück, daß der Blick sich sättigt an der sieghaften Heiterkeit einer vom Alltagsballast unbeschwerten, in göttlicher Freiheit über Menschen und Dinge hinschwebenden Weltanschauung. Sie gab jedem seiner Späße den leuchtenden Stempel der Kunst. Sie machte ihn zu einem Satzbildner, einem Satzbildhauer von königlicher Meisterschaft. Sie führte ihn gern in die brüderliche Nähe der Großen vergangener Zeiten. Und die hohe Kultur des künstlerischen Empfindens, die hier nach Ausdruck suchte, verklärte sein Leben, auch da, wo der Philister es nicht mehr versteht, machte seine Kneipgelage zu Symposien, gab selbst seinem Mangel an Selbstbeherrschung, den jetzt jeder Pharisäer tadeln mag, in tragischer Weise Stil und Einheit.

Nun ist sein Glas klirrend zersprungen, der Knochenmann hat das Licht gelöscht. Wir klagen um einen edlen Kameraden, der uns als juvenis noch verlassen hat. Doch sollen wir mit ihm rechten? sagen: „Hätte er doch!..."? Dann wären wir nicht wert, um ihn zu trauern. „Das Brandmal aller Sklaven ist die Reue", hat er einmal gesagt. Und unser Otto Erich war ein freier Mann.

Max Osborn.



Rundschau

Alexander in Babylon

Von den Schicksalen, die Bücher haben können, sind jedenfalls die unerwünschtesten den historischen Romanen vorbehalten. Wenn sie nicht vergessen werden, liefern sie den Stoff zu einem Opernlibretto oder sie finden nach einer moralischen Reinigung unter der der reiferen Jugend erlaubten Lektüre Aufnahme, die gewöhnlich eine kleine Unsterblichkeit sichert. Um so bedauerlicher, daß die nach Scott und seinen Nachahmern geschriebenen historischen Romane, um nur an die wertvollen zu denken, dieses warme Plätzchen am Herzen der jungen Menschheit nicht mehr erreicht haben. Balzac hat die Gattung tot gemacht, derselbe Balzac, der Scott bewunderte, der an ihm eigentlich erst zum Dichter wurde, um dann, wie es gewöhnlich geschieht, seinen Vater zu erschlagen. Der kolossale Schöpfer der „Menschlichen Komödie" hat den Helden zu Gunsten der Gesellschaft geopfert, das Individuum unter den Typus gestellt, und der moderne Roman, der nach ihm nur noch von der Milieustudie, der halb wissenschaftlichen Beobachtung und Analyse ausgehen konnte, hat den historischen mit diesen Forderungen so angesteckt und eingeschüchtert, daß er seine poetische Unbefangenheit, sein lauteres Kindergewissen notwendig verlieren mußte. Die Gattung dankte nicht gerade ab, aber sie verzichtete freiwillig auf ihre poetischen Privilegien, um durch eine Ausgleichung mit der Methode des modernen Romans einen neuen sozusagen bürgerlichen Kredit zu gewinnen, und wer heute einen Stoff aus der Geschichte bearbeitet, verfehlt wohl nie, das Wort „historisch" unter dem Titel recht absichtlich auszulassen. Er hat einfach einen Roman geschrieben und er wünscht, daß es dem Leser gleichgültig sei, ob er seinen Stoff aus der Beobachtung, aus der Erfahrung oder schriftlichen Überlieferung gewonnen habe. So schreibt Flaubert an Sainte-Beuve, den Kritiker der „Salammbo": „Ich habe ein Bild fixieren wollen, dadurch, daß ich das Verfahren des modernen Romans auf das Altertum anwandte, und ich habe versucht, einfach zu sein." Hinterher verfällt er allerdings in eine derbe Unlogik, da er auf die Echtheit seiner historischen Dokumente und die Gewissenhaftigkeit ihrer Benutzung hinweist. Auch Jakob Wassermann nennt seinen „Alexander in Babylon" einfach einen Roman, womit er sagen will, daß wir seine Erzählung wie eine freie Erfindung zu beurteilen haben, daß wir kein Wissen, keine Erklärungen aus anderen Quellen der von ihm erbauten Welt zutragen dürfen, außerhalb deren nichts geschehen ist, so lange wir ihn lesen.

Der historische Roman im modernen Sinn ist nicht dazu da, um Geschichte zu lehren sondern um sie aufzuheben, sie wieder zu einem Werdenden, Gegenwärtigen zu machen, zu einer noch nie bearbeiteten flüssigen Materie, über die der Künstler als Former und Deuter mit derselben Souveränität wie über die Natur verfügt. Zu dieser Vorurteilslosigkeit wird es natürlich niemand bringen, auch wenn seine Schulerinnerungen an Alexander noch trüber als die meinen sein sollten. Und ich muß gleich gestehen, daß Herr Wassermann sie nicht vertilgt, sondern vielmehr aufgefrischt hat. Er erzählt in einem nicht sehr geschickt herbeigeführten Rückblick die Jugend Alexanders, die entscheidende Begegnung mit Hephästion, so wie sie unsere Lehrer erzählt haben, nur mit kühneren Worten, mit brennenderen Farben, mit einer unscholastischen und unmoralischen Energie der psychologischen Studie und er malt mit einer großartigen, unerschrockenen Pinselführung die wilden Söldnerscharen, die an dem Manne, der sie alle auffrißt, wieder mit einer wahren Menschenfresserliebe hängen, die mit einer geilen, grausamen Liebe den schließlich in Babylon vom asiatischen Fieber Errafften zu Tode umarmen und zu Tode trampeln. Es sind überhaupt prachtvolle Bilder von großem erotischem Luxus in diesem Roman, so der Zug des verdurstenden Heeres durch die Gedrosische Wüste, die Schilderung Babylons und die Verbrennung der Leiche des Hephästion, und es geht auch über diese dekorative und illusionskräftige Könnerschaft noch höher bis zu einer seelischen Beherrschung der großen Horde, die sich wie in einem Rausch, unmäßig in ihren Taten und in ihren Orgien, in einer fiebernden

Unruhe jagend und gejagt, fatalistisch und erschreckbar wie im Traumbewußtsein unter der Führung des Einzigen durch Asien wälzt.

Aber der Roman, will sagen die Wirklichkeit, die nur Wassermann gibt, hört für mich sofort auf, wenn von Alexander allein die Rede ist. Den hat unser Zeitgenosse nicht erschaffen sondern nur zu erklären versucht. Es ist der unbändige Mensch, der die rasende Naturkraft, fast tierische Wildheit in sich gezähmt hat, der dann die Zeit und den Tod überwinden, also Gott werden will, der schließlich doch nur ein Sterblicher ist mit Not, Bedürfnis, Sehnsucht und an die bescheidenen Grenzen der Menschheit gestoßen sozusagen explodiert. Das ist ziemlich hergebrachte, schulmäßige Auslegung der alten Hybris durch neue, gequälte Wendungen, und wie es bei Wassermann gewöhnlich geht: wenn er nicht voll bilden kann, fängt er an zu reden und er deckt sich mit einem trüben Wortdunst. Man darf ihm nicht vorwerfen, daß er einen Alexander nicht mit freier Hand bilden konnte, wozu immerhin ein Shakespeare gehörte, wohl aber, daß er es überhaupt versucht, daß er an den Erfahrungen vieler Vorgänger nicht gelernt hat. Das Leben eines großen Mannes ist an sich eine Legende, die sich von selbst gedichtet hat, und an der sich nur noch herum dichten läßt. Wer bloß Historiker sein will, kann daran zum Künstler werden wie Hermann Grimm am Michel Angelo, während der Dichter gewöhnlich unter den Historiker herabfällt. Jede Erfahrung hat bis jetzt bewiesen, daß welthistorische Erscheinungen innerhalb eines Kunstwerks nicht durch ihre Persönlichkeiten sondern durch ihre Wirkungen gekennzeichnet werden müssen, weshalb man sie nie tief genug in den Hintergrund schieben kann.

Was sollte Wassermann also tun, wenn er nicht Alexander selbst zur Hauptfigur des Romans machte? Auf das Liebespaar, das Flauberts (unter uns gesagt) recht langweilige Salammbo nicht kurzweiliger macht, hat er mit dankenswertem Geschmack verzichtet. Es blieb also, was sich zu repräsentierenden Persönlichkeiten verdichten ließ, der ungeheure Kontrast asiatischer und europäischer Kultur mit einem Ausblick auf ihre Verschmelzung, es blieben die griechischen Rhetoren, die chaldäischen Wahrsager, die Juden, die sich lieber schlachten lassen als am Sabbath zur Arbeit zwingen, und die indischen Buddhisten, die den mit der Beute einer Welt beladenen noch sehr karmahaltigen Eroberern die Süßigkeit des Nirwanah predigen. Das hat Wassermann auch versucht, sogar mit einer zu repertoiremäßigen Vollständigkeit, aber er gibt nur Proben von allen diesen menschheitbildenden Elementen, die rein in der Erscheinung gut gegriffen allzu flüchtig auftauchen, um nur ihr Schlagwort abzugeben. Auch ein tragisches Symbol hat er sich auserwählt, aber wenn bei Flaubert der Mantel der Tanit mit seiner progammäßigen Ausnutzung sich allzu absichtlich ausbreitet, so wird hier das fatale Diadem der Achämeniden, das Alexander sich frevelnd aufs Haupt setzt, nicht mit der nötigen Wucht ins Zentrum der Sache und in unsere Phantasie eingepflanzt. Qui trop étreint, embrasse mal. Wassermann hat zu viel versucht, Alexanderroman, Kulturroman, symbolistischen Roman und noch einen vierten Roman, einen ganz ausgezeichneten, der sich leider nicht kräftig genug auswuchs, um die anderen zu verschlingen oder sie wenigstens zu dienstbaren Organen zu machen. Neben Alexander steht Arrhidäus, der Geschichte als sein halbverrückter Halbbruder bekannt, bei Wassermann ein Epileptiker, der so großartig träumt wie Alexander handelt, der dieselbe Kraft des Wünschens hat und eine größere der Phantasie, die sich selbst durch tatlose Traumerfüllung befriedigt, ein Dichter und Weiser allein gelassen in seiner Vorstellungswelt, ein Schwätzer und Schwächling in der wirklichen Welt, gutmütiger Trottel mit seinem Menschenbedürfnis, boshafter Affe mit seinem Neide, und schließlich ein Häufchen Unglück, wenn er nach Alexanders Tode von ein Paar Makedoniern plötzlich auf Asiens leeren Thron geworfen wird. Mit der Erfüllung ist alles Traumbegehren des Arrhidäus verschwunden, der am Schluß zur lieben Flöte greift und sich ein trauriges Liedel spielt, das ihn einen Augenblick recht glücklich macht. Hier steht also der Kunstmensch hinter dem Tatmenschen, der Irrsinnige hinter dem Genialen, und die Studie begnügt sich nicht mit der bequemen Kontrastierung, sie wirkt die Gegensätze so ineinander, weist so fein auf ihre Verwandtschaft, daß Tat und Kunst, Genie und Irrsinn durch-

aus als Halbbrüder auftreten. Wenn ich nicht sehr irre, hat Wassermann ursprünglich einen Arrhidäusroman schreiben wollen. Die eigene Erfindung hat dann vielleicht nicht ausgereicht, um das Ganze zu halten, und er hat sich dann von der Historie fortziehen lassen, anstatt sie als Rohstoff, als Anschauungsmaterial dem Zweck dieser Studie zu unterwerfen, die auch künstlerisch zur Herrschaft gebracht eine bloß zeitliche Erscheinung zur Bedeutung des Symbols erhoben und so von ihrer geschichtlichen Bedingtheit gelöst hätte.

A. E.

Fußballspiele

Wenn man bedenkt, daß die Engländer das Fußballspiel erfunden haben, begreift man ziemlich leicht, warum sie im weltpolitischen Meisterturnier des letzten Jahres auch die stärksten Gegenspieler aus dem Felde geschlagen haben. Nichts ähnelt nämlich dem bei Strafe des dauernden Ehrverlusts allen anständigen Staaten zur heiligsten Pflicht gemachten imperialistischen Sport mehr als die edle Rauferei des Rugby. Der Fußball der nationalen Größe wird unter Hieben, Püffen, Tritten, Beinstellen, zum Mal des „Platzes an der Sonne" getragen. Die zerhauenen Schien-, Brust-, Nasen-, und Schlüsselbeine der gemeinbürgerlichen Vernunft überlassen den Stürmerfäusten und -Fersen des Großkapitals und des Militarismus die wüstesten Vorstöße. Die Bein-, Kopf-, Nasen-, Puls-, und Ohren-Futterale des Parlamentarismus platzen. Die Zertretenen und Mitgerissenen können nichts mehr als bluten, in die unergründliche Tiefe des Defizits. Manche Spieler erfahren einen unheimlichen Knax in der Wirbelsäule der Verfassung. Andere schätzen sich glücklich, wenn sie auf dem Altar der sportlichen Ehre die eingeschlagenen Zähne der wirtschaftlichen Wohlfahrt niederlegen können. Wieder andere finden den weihevollsten Genuß in dem Gliedermischmasch des diplomatischen „Mengens", in dem die dummen Draufgänger ersticken, während die Schlauen rings herum stehen, und warten, bis der in der Leibermarmelade verschwundene Ball der Nationalgröße unter irgend welchen Fußtritten ans Licht geflogen kommt. Alle, jedoch, trampeln auf den Kautschuksohlen des Nationalismus und der großspurigen Schlagworte die friedfertige Wiese in den Grund. Und das Ergebnis der edlen Zerstreuung ist nicht etwa der Erfolg einer Mannschaft — denn die Revanchepartie läßt nicht auf sich warten — sondern die Notwendigkeit, das zerwühlte Spielterrain wieder in Stand zu setzen.

Es ist nicht zu glauben, daß dieser Sport sollte zum reinen, vergnüglichen Zeitvertreib erfunden sein. Und daß er gerade von einem sogenannten Krämervolke in die Welt gesetzt worden ist, hätte vernünftigerweise das sogenannte Volk der Dichter und Denker aus mehr als einem Grunde hindern sollen, ihn mit Begeisterung bei sich zu naturalisieren. Aber leider gehören Dichter, Denker und Krämer in den einen allzumenschlichen Topf, in dem das tägliche Essen gekocht wird. Und was beim echten Fußballprügeln der Zweck und zugleich die bewegende Ursache ist, nämlich das Wetten, das wird es auch bei dem weltpolitischen Raufsport der Großmächte in der Gestalt des Ausbeutens der Schwächeren.

Beim Fußballspiel ist entschieden der am glücklichsten, der am weitesten vordringt, und dabei am wenigsten Haare läßt. Geradeso ist es in der Weltpolitik. Es kommen in beiden Sports geradezu epochemachende Leistungen vor, die ihrer Zeit den Namen geben. Wie Japan seine Epoche des „stillen Glanzes", China die der „großen Reinheit" durchlebt, so haben die Harvardstudenten ein durch zwölf totgetretene gegnerische Jünger der Wissenschaft illustriertes „Breckecker"-Fußballjahr. Eine schreiende Ungerechtigkeit wäre es, wenn in demselben Sinne 1904 nicht im Sportkauderwelsch der Staatenlenker das Curzon-Jahr genannt würde.

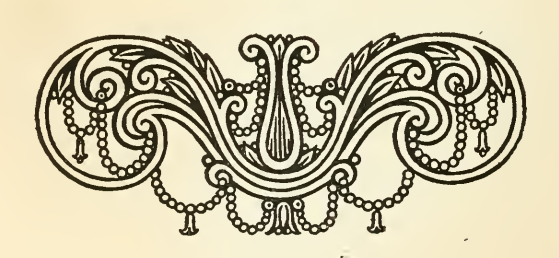
Niemals ist eine politische Methode in reinerer Verkörperung erschienen als der echte Imperialismus in Curzon. Der Vizekönig von Indien ist bis zu dem Grade der Ceremonienmeister der britischen Nationalgröße, daß er geradezu instinktiv Pläne verfolgt, die andere unter Aufwand ungeheurer Arbeit hätten aushecken müssen. Wenn es wahr ist, daß das Geniale hauptsächlich die Erreichung großer Ziele durch einfachste Mittel ist, dann wird Curzon zu einem weltpolitischen

Genie ersten Ranges. Denn die Einfachheit seiner Mittel ist — in den Augen der politischen Akkordarbeiter, deren wir uns zur Leitung der Staatsgeschäfte bedienen — geradezu skandalös. Und der Abscheu der ganzen gesitteten Welt wird um so größer, als der perfide Engländer mit seinem Krämergeist es bisher bei der Zerstörung der russischen Hegemonie in der buddhistischen Welt, in China, in Afghanistan und am persischen Golf, nur auf tausend tibetische Mönchsleichen gebracht hat, während die wahren, ehrlichen Vertreter nationaler Ehre, Kuropatkin und Ojama zwar kaum einen weltpolitischen Erfolg errungen, wohl aber in der Gestalt von hunderttausend getöteten Essern einen prächtigen sozialpolitischen Aderlaß zum Ruhm der Zivilisation vollführt haben.

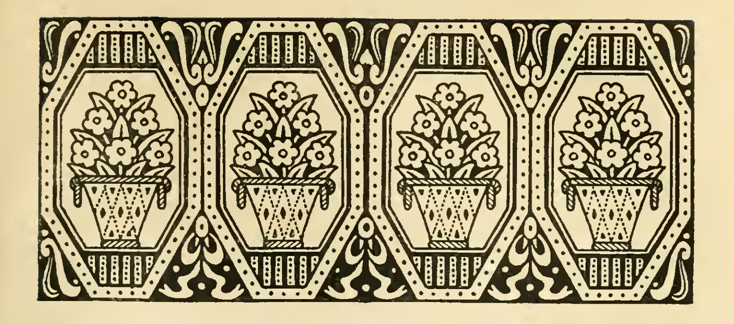
Curzon hat innerhalb eines Jahres, sozusagen ohne Schwertstreich, vollbracht, was Monsieur Combes nebst Dschingis-Chan und dem Großmogul im ganzen Leben nicht zustande gebracht haben. Er hat das buddhistisch-katholische Papsttum gestürzt, seinen Unterstützer Rußland des größten Machtmittels in Asien beraubt, China zugleich vom Zaren und Papst befreit, die langen blutigen Gunstbeweise Japans in Peking überflügelt, Indien und Afghanistan vom Alb der russischen Einfallsvogelscheuche befreit, im Inneren Arabiens einen kaum gekannten siegreichen Feldzug gegen die russen- und türkenfreundlichen Beduinen vollführen lassen, die sämtlichen Küsten des persischen Golfs unter seine virtuelle Herrschaft gebracht, der deutschen Euphratbahn bei Koneit den Mund verstopft, Kohistan mittels einer Handelsmission dem indischen „Glacis" hinzugefügt, und dabei, traurig aber wahr, auf Urlaub ruhig in London gesessen. Jeder edeldenkende Russe, Japaner, Franzose, Deutsche, der die Sportregeln des imperialistischen Spieles kennt, brandmarkt solches Gebahren als „Sauhieb". Es fragt sich nur, ob es angeht, die Erfinder eines Sportes, die ihn als notwendiges Existenzmittel geschaffen, als Spielverderber zu bezeichnen, wenn sie eine neue Variante einführen, die ihren Nachtretern aus Snobismus und nicht aus Notwendigkeit, überraschend kommt.

Die Weltpolitik, die Curzon seit einem Jahre geführt hat, ist, wenn man nun schon einmal das Prinzip hinnimmt, eine großartige Leistung. Aber es gehört ein genialer Leichtsinn dazu, der den Deutschen glücklicherweise abgeht. Das weltpolitische Curzon-Jahr ist auch das Jahr des „Looping the Loop" auf dem Monocycle, der Tötung Plehwes, des Hottentottenaufstands, und der altruistischen Hinschlachtung hunderttausender von Russen und Japanern, die von ihrer Todesursache nichts begreifen, aber trotzdem zum Heile der englischen weltpolitischen Fußballmannschaft sterben.

Alexander Ular.



Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin W 35.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.



Gemeinschaftspathologie/ von Willy Hellpach

eue Wissenschaften lassen sich nicht erfinden. Es ist der Fluch der sogenannten Soziologie geworden, daß sie, als einheitliche Disziplin, den Einfall eines Philosophen bedeutete; denn nun nahm ein jeder, den es gelüstete, den Soziologen zu spielen, sich die Freiheit, vor dem Eintritt in die wissenschaftliche Tagesordnung feierlich zu erklären, was er unter Soziologie — und daß er (selbstverständlich) unter Soziologie etwas ganz anderes verstehe, als alle Soziologen vor und neben ihm. Ward hat uns in einem lesenswerten Büchlein nicht weniger als zwölf soziologische Programme überliefert, die den Tag zu überdauern vermocht haben. Wieviel ephemere mögen außerdem zur Welt gekommen sein? ... Es ist begreiflich: die Geisteswissenschaften sind am ehesten solchen Schicksalen ausgesetzt. Denn ist eben, mit Wundt zu reden, das Geistige das Reich der Werte, so kann in seinem Bereiche auch ohne erhebliche Schwierigkeit die Souveränität des Subjekts proklamiert werden, sofern nur Subjekte sich finden, die den Mut der Proklamation haben. Aber ganz verschont sind die naturwissenschaftlichen Disziplinen von ähnlichen Erlebnissen keineswegs geblieben. In den achtziger Jahren, mancher noch wird sich dessen erinnern, tauchte da plötzlich eine funkelnagelneue Wissenschaft auf: Phänologie nannte sie sich, und die Erforschung der Zusammenhänge zwischen den meteorologischen Erscheinungen und dem Abwandel der lebenden Natur — zuvörderst einmal der pflanzlichen, bildete ihren Inhalt. Es sollte also etwa regelmäßig und systematisch beobachtet werden, unter welcher meteorischen Konstellation heuer das Knospen, oder das Blühen, oder die Laubverfärbung vor sich ging. Uns Jungens, die wir damals waren, begeisterte das nicht wenig! Jeder von uns wollte von Stund' an nur noch ein Phänolog werden, wo bislang unser Ehrgeiz auf den Baumeister, den Doktor, den Seefahrer eingestellt war. Ich selber hängte ein Thermometer

zu unsern Pelargonien und fing an, ein phänologisches Journal zu führen... Wo ist die Phänologie hin? Verschollen. Es muß kein Bedürfnis nach ihr dagewesen sein, denk' ich mir. Daß wir Tertianer sie rasch vergessen hatten — wem brauche ich das zu versichern, vor wem es zu entschuldigen?

Worauf ich mit alledem hinaus will? Auf Dinge, die auch in unsren Tagen wieder sich abspielen. Mir scheint fast, es fehle nie an einem Haufen von Fragezeichen, um den der Zank geht, ob es nützlich sei, ihn zu einer eigenen Wissenschaft zu erheben oder ihm irgendwo anders eine vorläufige Unterkunft zu schaffen. Denke doch nur einer an den geschichtswissenschaftlichen Streit! Lange Zeit hatten wir ja die Journale voll davon, Pamphlete hingen in den Schaufenstern, die Lehrkanzeln erzitterten unter wuchtigen Erklärungen: ob Geschichte und wie sie eine Wissenschaft sei. Das scheint nun freilich etwas Verschiedenes von dem, was ich eigentlich aussprach; scheint aber nur. Denn des Pudels Kern war ja auch dabei ein Fragenknäuel, den Lamprecht der Geschichtsforschung hinwerfen und den deren Majorität ebenso energisch sich vom Leibe halten wollte. Keiner der politischen Historiker hat je geleugnet, daß die Fragen, über die Lamprecht handelte, da, wichtig, brennend seien. Nur anderswohin sollten sie gehören — in die Kulturpsychologie, oder in die Völkerkunde, oder in die Anthropologie, weiß der Himmel wohin noch; nur die Geschichte sollte durch diese Dinge nicht behelligt werden, einfach, weil man sah, daß Geschichte aufhören mußte, Geschichte im alten Verstande zu sein, schob man erst jene Probleme auf ihr Konto. Es ging darum, letzterdings, ob es eine Geschichtswissenschaft geben könne, oder nicht.

Der Streit hat die Frage nicht entschieden, und heute weiß ein jeder, daß logische Argumente für und wider sie niemals entscheiden werden. Das bleibt dem Erfolg, der praktischen Leistung; in fünfzig, in hundert Jahren, meinethalben in fünfhundert wird man sich nicht mehr zu streiten brauchen. Vielleicht lächeln dann die Nachfahren, wie wir närrischen Verräter uns über so selbstverständliche Dinge die Freundschaft aufkündigen konnten (etwa wie wir über die scholastischen Dispute lächeln, oder mancher selbst über den Anti-Goetze des Gotthold Ephraim); ich aber für meinen Teil bin froh, dabei gewesen zu sein.

Alles fließt. Es hat immer eine schwere Entbindung gegeben, so oft eine neue Wissenschaft zur Welt kommen sollte; die einen lärmten, sie sei noch nicht ausgetragen, und die andern klatschten, sie sei ein Wechselbalg. Die Lärmenden und die Klatschenden aber haben niemals darüber entschieden, ob das Kind am Leben blieb oder an Lebensschwäche wieder einging. Gar manches Mal ist ein stämmiger Bursch daraus geworden. Also wollen wir auf die wohlmeinenden Prognostiker gar nicht erst hören: das sei die Lehre, mit der wir uns an den Anfang unsrer Betrachtung stellen. Es ist nämlich wieder so etwas im Gange. Eine neue Disziplin soll zur Welt kommen; weiß Gott, vielleicht ist sie schon da. Am besten, wir fragen nicht danach. Sie lebt, das heißt, hundert Fragezeichen begegnen uns, für die andere Leute keine Zeit mehr haben. Und da Fragezeichen wohl eine Zeitlang, aber doch nicht ewig stehen bleiben können, so wird der oder

jener kommen, der sich mit ihrer Beantwortung befaßt. Tut er's im Übermut — er sei nun im Hauptberuf ein Historiker oder auch nur ein Geschichtslehrer, ein Patholog oder auch nur ein Arzt: so wird man sagen, er schreibe auch über dies und das. Wirft er sich aber so recht mit ganzer Seele auf die Fragezeichen, so wird es nicht ausbleiben, daß man ihn (wenn auch vielleicht erst nach seinem Tode im großen Brockhaus oder Meyer) einen Sozialpathologen nennt. Da habe ich es nun schon verraten, warum es geht.

Wo aber erst die — logen sind, dort braucht auch die zugehörige — logie nicht lange auf die Anerkennung zu warten. Immer natürlich angenommen, daß Fragezeichen da waren, daß sie im Wege standen, daß irgend etwas mit ihnen geschehen mußte (was alles bei der Phänologie zum Exempel nicht erfüllt war!). Notabene: der — logus braucht keineswegs aufzuhören, ein Geschichtslehrer oder ein Medikus zu sein. Nur daß er mit ganzer Seele der sozialpathologischen Fragezeichen sich annehme, ist vonnöten. Sozialpathologie als ein „Fach", das seinen Jünger nährt, so nährt, daß er vom Zweikindersystem nichts zu wissen braucht und sein Leben anständig versichern, einen minderbegabten Sohn eventuell auch Jura studieren lassen kann: das wird wohl gute Weile haben. Von keiner Wissenschaft wird soviel Wesens gemacht, wie von der Biologie. Und doch gibt es, wenn ich den Fürsten von Monaco ausnehme, keine rechten Biologen. Sie, die Biologie treiben, die Koryphäen der Biologie, sie sind Professor der Physiologie, oder der Anatomie, oder der Zoologie, oder Direktor eines bakteriologischen Instituts, oder einer Tiefseestation. Aber von den Fragezeichen, die sein Beruf ihm aufsteckt, sucht da ein jeglicher sich das biologische heraus, hie und da und dorten, und das verbindet sie.

Das mag uns trösten. Wir bleiben bei unsrer bürgerlichen Nahrung: dieser ein Arzt, jener ein Schulmeister, wieder einer ein Ethnolog, der nächste ein Handelskammersekretär, der letzte ein Kunstkritikus. Das sozialpathologische Fragezeichen wird uns verbinden, wie ihr Zirkel die Alemannen oder die Saxoborussen. Und wenn jeder seine ganze Seele dabei zu Markte trägt, so wird der Tag kommen, an dem man von den Sozialpathologen und von der Sozialpathologie reden wird. Schlecht und recht, und ohne den fatalen Beigeschmack der üblen Nachrede.



Nämlich: Sozialpathologie oder was man so nennt, ist heute eine halb kompromittierte Sache. Wo und wann der Ausdruck zum allerersten Male aufgetaucht sein mag, wer ihn erfand: ich weiß es nicht, und es ist mir auch gleichgültig. Philologen oder Vertreter der Spezialität: Geschichte der wissenschaftlichen Terminologie — mögen sich darum mühen. Außer Zweifel steht, daß Franz v. Lißt dem Worte Schlagwortkraft verlieh, als er vor anderthalb Jahrzehnten in einem berühmt gewordenen Vortrage das Verbrechen als eine sozialpathologische Erscheinung charakterisierte — auf dem Titelblatt des gedruckten Vortrages stand es dann zu lesen, und man weiß, was das bedeutet. Die Spalten der Presse unterm Strich

hatten sich mit einer wahren Gier des Terminus bemächtigt, und seither gibt es so leicht kein Vorkommnis des öffentlichen Lebens, das nicht von der feuilletonistischen Kritik als „sozialpathologisch" gelegentlich gebrandmarkt worden wäre. Alle politischen Richtungen sind dem Terminus verfallen: Agrarier und Sozialdemokraten, Antisemiten und Nationalliberale. Längst hat das Wort den Strich, alle Quer- und Längsstriche überschritten. In der Wochenschau von Arthur Levysohn, in der Rubrik „Der Lustmord in der X-Straße", die der Lokalanzeiger mir vorsetzt, hinten im Handelsteil und unten in der Kunstkritik — es gibt kein Fleckchen, wo ich sicher wäre, der Wertung „sozialpathologisch" nicht zu begegnen. Das ist fatal; und man begreift es, wenn auch mit Betrübnis, daß ernsthafte Männer das Wort nur mit Lächeln noch hören.

Dennoch: die Tatsache, daß Franz v. Lißt das Wort aus der Taufe hob, läßt uns an dessen Notwendigkeit nicht verzweifeln. Es wird sich als feuilletonistischer Blender überleben, und seine Stunde wird schlagen, wo alle wissenschaftlichen Archive es huldvoll rezipieren. Bis dahin heißt es, das Lächeln auch der Ernsthaftesten in Geduld ertragen und an der Klärung und Aufhellung der Phänomene unbeirrt arbeiten, die in der Linie jener Lißtschen Namengebung als sozialpathologische sich uns präsentieren.

Sicherlich: auch im strengeren Verstande ist der Terminus nicht eindeutig, ist das von ihm umspannte Gebiet nicht sogleich mit Sicherheit zu überschauen. Das braucht keinen zu beunruhigen, denn darin teilt unser Wörtlein nur das Schicksal aller jugendlichen Termini. Die wohl abgemessene Sicherheit kommt überall erst mit dem Alter. Und was gäbe es doch Lockenderes, Reizvolleres, als den leisen Morgennebel, der uns die Linien und Farben eines neuen Landes erst unbestimmt, halbdämmrig schauen läßt...?

Wollte einer gründlich, sozusagen ab ovo, nach allen Regeln der Logik die Sache anfassen, so blühte ihm als Erstes die Aufgabe, die beiden Bestandteile des Terminus: das Wörtlein „sozial" und das Wörtlein „pathologisch" zu definieren, um alsdann festzustellen, was deren beider Verbindung nun also bedeuten müsse. Das wäre eine lustige Arbeit. Wie weit das Soziale heute bestimmt werden kann, darüber bitte ich die Soziologen zu befragen; vom Pathologischen kann ich guten Gewissens die Versicherung geben, daß es noch in keine Begriffsbestimmung bis auf den heutigen Tag sich hat einzwängen lassen. Nicht einmal von Virchow, der zum Abnormen griff, um das Pathologische zu packen — wobei also die Definition, wie so viele, sich am eigenen Schopfe in die Höhe zu ziehen sucht. Aber es ist zum Glück überflüssige Arbeit! Denn keine Wissenschaft bedarf, ehe sie überhaupt angefangen hat dazusein, der logischen Begründung; vielmehr steht ja die Sache derart, daß alle Logik, soweit sie etwas taugt, aus den Wissenschaften abstrahiert worden ist. So genügt denn, damit nicht das Chaos herrsche, für jeden Anfang eine oberflächliche Verständigung — und die ist, die Teilwörtlein unseres zusammengefügten Terminus anlangend, gefunden, wenn man sich sagt, daß das Soziale die Dinge des Gemeinschaftlebens und das Pathologische die

Krankheitsphänomene decke. Was, fragen wir uns weiter, kann man sich hiernach wohl unter sozialpathologischen Erscheinungen etwa denken?

Krankheitsphänomene im Gemeinschaftsleben, müßte die schlichte Antwort sein: „im", das will heißen, verursacht durch, oder doch modifiziert durch, oder von besonderer Wirkung auf — das Gemeinschaftsleben, dieses eben als Gegensatz zum Leben des Einzelnen gefaßt. Danach wäre etwa eine Lungenentzündung keine sozialpathologische Sache. Denn es ist von ihr so gut wie sicher, daß sie nicht von einem zum andern übertragen, sondern von jedem unter einer bestimmten Infektionskonstellation (nennen wir's einmal) einzeln erworben wird. Ganz anders bei den Seuchen! Da haben wir nun Krankheitszustände, die das Leben der Gemeinschaft zu ihrer Ausbreitung voraussetzen; und das wieder wird am meisten evident für alle die Leiden, die nicht durch flüchtige Ansteckung, sondern nur durch einen gewissen engen Kontakt von Mensch zu Mensch sich fortzupflanzen vermögen. Wer denkt nicht an die Geschlechtskrankheiten, von denen jetzt (mit Fug und Recht) soviel Wesens gemacht wird? Wollten von heute ab alle Menschen auf fünf Jahre aller Liebesumarmungen sich enthalten, so wäre die Syphilis ausgerottet — denn es ist eben nur dieses kleine soziale Sondergebiet des erotischen Gemeinschaftens, das der alten Seuche den Fortbestand ermöglicht.

Hier scheinen wir also auf einen Typus des Sozialpathologischen gestoßen zu sein. Aber die Praxis, die ernsthafte Praxis unseres Terminus meine ich, weigert leider unserer Hoffnung die Bestätigung. Debattelos wird man zugeben, daß die Bekämpfung oder Verhütung von Geschlechtskrankheiten ein Stück sozialer Medizin, sozialer Hygiene sei; wollten wir aber nun die Venerien eine sozialpathologische Erscheinung nennen, so möchte uns selber das Wort im Munde stecken bleiben. Man hat's — aller gefühllosen Logik zu trotz — eben doch im Gefühl, wohin ein Terminus paßt und wohin nicht. Und dieses Gefühl rät uns davon ab, den Begriff des Sozialpathologischen mit den Phänomenen der seuchenhaften Erkrankungen zu beschweren. Wir folgen — wobei wir uns vorbehalten, daß von sozialpathologischen Teilmomenten innerhalb des Komplexes „Seuche" immer noch die Rede sein könne.

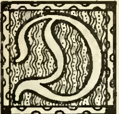
Warum aber folgen wir? Weil uns einleuchtet, daß unser Terminus überhaupt psychologischer Artung ist. Er umspannt das Reich des Geistigen und ist, sprachlich besehen, eigentlich eine Kontraktion des anmutigen Wortes „sozialpsychopathisch". Pathologisch für pathisch zu sagen, scheint eine unausrottbare Unart zu sein: obwohl es doch evident ist, daß das Pathologische nicht das Kranke bedeutet, sondern vielmehr all das, was wissenschaftlich vom Kranken handelt — was der Krankheitskunde, der Pathologie angehört. In der Wissenschaft von den geistigen Störungen aber, der Psychopathologie, ist der vernünftig unterscheidende Gebrauch der zwei Wörtlein schlechterdings unmöglich geworden — keine festgefressene Unart also mehr, sondern eine böse Unvermeidlichkeit: denn hier ist der Begriff des Psychopathischen für eine ganz bestimmte Gruppe von psychisch Pathischem, eben für die leichtesten Formen der Abnormität, die Präli-

minarien der eigentlichen Psychose, vergeben. Es bleibt nichts übrig, als damit sich abzufinden — vorläufig einmal; vielleicht kommt der Tag, da die Psychopathologie in der Wirrnis ihrer Termini, genötigt ist, sich an eine von Grund aus revidierte Namensgesetzgebung zu wagen. Man wird — bis dahin — sich so helfen müssen, daß man einfach alle Phänomene nur auf ihr Verdammtsein zu Objekten der Wissenschaft hin beobachtet: dann ist eine psychopathologische Erscheinung eben eine solche, die der Fragestellung des Psychopathologen unterworfen werden kann oder muß; und im analogen Verstande wird von sozialpsychopathologischen Phänomenen die Rede sein. Ein Terminus, dessen linguistische Unmöglichkeit es entschuldigt, wenn der Usus ihm dies psychische Eingeweide herausreißt, um das bequemere Skelett „sozialpathologisch" übrig zu behalten. . . .

Doch damit sind wir nicht etwa über die Berge hinweg! Im Gegenteil, die logische Kraxelei fängt erst recht lustig an. Denn wollten wir uns so trösten: nun erkenne man ja als sozialpathologische Erscheinungen solche seelischen Abnormitäten, die verursacht durch — oder mitbestimmt durch — oder von besonderer Wirkung auf — das Gemeinschaftsleben seien; so wäre die Freude kurz. Denn das Seelische ist, soweit wir es überblicken, allenthalben Gemeinschaftsseelisches. Wir haben gar keine Spur einer Kenntnis davon, wo etwa die bestimmende Bedeutung des Sozialen fürs Psychische ende, und lediglich eine geflissentliche wissenschaftliche Abstraktion ist in der Lage, für einige Zeit vereinfachten Arbeitens von dieser Eingliederung abzusehen und die Einzelpsyche zu untersuchen — die Gemeinschaft psychologisch zu atomisieren. Aber auch diese Abstraktion bleibt eine Hilfskonstruktion, darf ihres durchaus provisorischen Charakters nie vergessen. Ihre „Gesetze" sind so wenig allgültige, wie die Gesetze der Astromechanik. Der Astromechaniker berechnet die Stellung eines Fixsterns, die Wiederkunft eines Kometen auf den Bruchteil der Sekunde — doch es kann sich ereignen, daß der Stern erlischt und der Komet ausbleibt. Warum? Weil die astronomische Formel von den astrophysischen und astrochemischen Faktoren absieht, die doch auch zur Totalität des Sternlebens, der Kometenexistenz gehören. So möchte es immerhin dem Psychologen glücken, aus dem Gesetz der seelischen Kontraste ein bestimmtes Verhalten der Psyche auf bestimmte Reize hin vorauszusagen: es kann dann doch auch anders kommen, es könnte selbst bei der höchsten Ausbildung der Seelenkunde immer noch anders kommen — sowie nur eine soziale Determinante sich einmischt. Also, die Psychologie hat das Recht jeder Wissenschaft, von irgendwelchen Faktoren bewußt abzusehen. Aber die Sozialpsychologie hat natürlich die Pflicht, will sie überhaupt existieren, nun die Abstrahierung vom Sozialen wieder aufzuheben. Und in dem Augenblicke, da sie das Soziale in die psychologische Betrachtung einführt, blüht ihr auch die Erkenntnis, daß alles Psychische ohne Ausnahme unablässig in Gemeinschaftsbeziehungen verstrickt bleibt. Was dann wiederum heißt: es gibt überhaupt nur solche psychischen Erscheinungen, die verursacht durch, oder modifiziert durch, oder von besonderer Wirkung auf — das Gemeinschaftsleben sind.

Also auch, wie es scheint, nur solche psychischen Abnormerscheinungen. Und die Sozialpathologie würde sich nicht durch das Objekt ihres Interesses, sondern nur durch die Art der Betrachtung dieses Objektes von der Psychopathologie unterscheiden.

Genug des grausamen Spiels! Nicht einmal untersuchen möchte ich, ob in den letzten Sätzen am Ende gar ein Trugschluß mit uns durchgebrannt sei. Nur die Sterilität aller knifflichen Logik, die sich vor der Wissenschaft breit macht, sollte an einem hübschen Exempel gezeigt werden. Und nun ziehen wir wieder zu Tal, und bescheiden uns bei einer hausbackenen Verständigung. Wozu muß denn unsere junge Wissenschaft im ganzen Bereich ihrer Objekte die Grenzen absuchen? Damit fing noch keine der Disziplinen an, denen wir es danken, daß heute die Bogenlampen zu unsern Häupten schimmern und die Bahnen unter unsern Sohlen durch dunkle Erdschächte rasen. Keine! Jede begnügte sich damit, so ungefähr zu wissen, was sie wollte; und so ungefähr wissen wirs ja auch. Unser Objekt: Geistesstörungen. Unsere Absicht: zu sehen, wie diese Geistesstörungen im Gemeinschaftsleben sich verhalten; ob sie von ihm (ganz oder teilweis) verursacht werden — und wie; ob sie darauf wirken — und wie. Mehr nun nicht des trocknen Tons; das Gute liegt nah, unser Exempel sei zum ersten einmal der Alkoholismus.



Dieser Begriff umspannt eine Reihe von Veränderungen, die Körper und Seele bei fortgesetztem Genusse alkoholischer Getränke erfahren. Die Veränderungen sind mannigfaltige, sie scheinen der Einheitlichkeit zu entbehren: denn auf der freilich immer vorauszusetzenden Grundlage des chronischen Alkoholismus können sich nun nicht weniger als vier verschiedene Psychosen entfalten, welche die Psychiatrie mit guten Kriterien voneinander abzugrenzen weiß — das Zitterdelirium, der Eifersuchtswahn, der allgemeine alkoholistische Wahnsinn, und die eigenartige nach Korssakow getaufte Geistesstörung. Diese erbaulichen Dinge müssen nun aber nicht kommen; es kann, auch sehr erheblichen Suff vorausgesetzt, beim ruhig fortschreitenden physischen und psychischen Verfall — eben beim einfachen chronischen Alkoholismus bleiben; und wenn wir ehrlich sind (was wir ja nicht immer sind) so müssen wir sagen: von dem quis? quid? ubi? jener besondern Explosionen wissen wir herzlich wenig oder rein gar nichts. Dies nur zum Überblick über die empirische Lage! Nun scheint, biegen wir in unsern Gedankengang ein, alles Alkoholistische möglich zu sein, ohne daß man irgend eine soziale Beziehung hineinbringen müßte. Wenn der Mann auf Salas y Gomez anstatt der Schiefertafeln einen Schnapsvorrat oder die Möglichkeit zum Brennen und Brauen gehabt hätte, so würde er seinen Kummer vermutlich nicht in Terzinen deponiert, sondern ihn sich weggesoffen haben — und er hätte dann alles kriegen können, was nur auf dem Programm des Alkoholismus zu finden ist: ausgenommen etwa die Eifersuchtsparanoia, für die ja das Objekt fehlte. Also überzeugen wir uns, es sei Alkoholismus ohne soziale Verursachung und ohne soziale Wirkung möglich.

Möglich . . ! der Alkoholiker auf der Insel aber ist ein Phantom, wie der economical man der klassischen Volkswirtschaftslehre. Und wie ist Alkoholismus wirklich? Da wendet sich das Blatt, so sehr, daß wir geradezu die These niederschreiben dürfen: der Alkoholismus sei sozialpathologisches Problem par exellence.

Denn wenn wir von den Effekten einmal absehen, von denen die Armenpfleger und die Amtsrichter ein ausgiebiges Lied singen können, so sind schon die Ursachen des Alkoholmißbrauchs zu neunundneunzig Komma neun neun neun ... Prozent soziale — sozialpsychische. Positiver, könnte man es gruppieren, und negativer Art. Positiver Art: es ist ein Brauch von alters her, wer Sorgen hat, hat auch Likör — sagt Busch, und man braucht ihm nichts hinzuzufügen. Der Alkohol als Euphorikum nistet überall, wo die schleichende wirtschaftliche Sorge, die leise soziale Nichtbefriedigung, der Kummer ums Brot und der Verdruß in der Ehe des Menschen Begleiter geworden sind. Negativer Art: wieviele Menschen trinken doch, weil sie nichts besseres zu tun, oder zu tun gelernt haben! Das sind die beiden Quellen: Sorge und Erholungsbedürfnis. Der Alkohol als Sorgenbrecher und der Alkohol als Erholer: man denke sich nur einmal diese beiden Maskierungen des wundervollen Giftes weg und berechne dann im Überschlag, wieviel Wirtschaften und Bars sich ohne sie noch rentieren würden. Wobei auch vor allen Dingen das nicht vergessen werden dürfte, daß es mit dem Sorgenverscheuchen und mit dem Stundenvertreiben fast bei allen angefangen hat, die nun gewohnheitlich, früh, mittags, abends und nachts, gegen jeden Hunger und jeden Durst, gegen jede Hitze und jede Kälte, gegen jede Abspannung und jede Aufregung alkoholische Getränke zu sich zu nehmen.

Gewißlich: wenn wir den Mut haben, in langen Kausalreihen zu denken — und ohne den Mut kommt keine Wissenschaft vom Fleck — so wird der Rest, der den Momenten des einfachen Wohlgeschmacks oder des einfachen Durstes für das Zustandekommen des Alkoholismus eignet, ein höchst bescheidener. So bescheiden, wie der Rest von Leichtsinn und Liederlichkeit des einzelnen in der Genesis sozialer Not! Vielmehr schwillt der Alkoholismus überall zu mächtiger Flut an, wo soziale Sorge mit sozialer Armut an Geist und Gemüt sich verbündet. Wohlstand und Bildung sind seine unerbittlichsten Gegner. Die Rolle des Alkohols im Wohlleben ist verschwindend gegen seine Rolle in der Armut; und die Rolle des Alkohols in der edlen Erholung ist ebenso verschwindend gegen seine Rolle in der Versimpelung. Man muß sich, will man alle diese Dinge klar sehen, nur davor hüten, den Rausch, den Exzeß, die sternhagelmäßige Besoffenheit als den typischen Ausdruck der alkoholischen Gefahr anzuschauen! Wenn der Kommerzienrat bei einem Diner, der Stabsoffizier beim Liebesmahl, der Sportsmann nach gewonnener oder verlorener Regatta, der Mulus nach seinem Abiturium, der Globetrotter im Anblick von Stockholm oder Neapel — über die Stränge haut und selbst als Wein-, Bier- oder Likörleiche von der Szene getragen werden muß: was liegt daran. Sie alle sind nicht die Repräsentanten des Alkoholismus, meist

nicht im psychiatrischen, erst recht nicht im sozialen Sinne. Aber dort den Bürger Lehmann vom Skatklub „Fraternitas", der Abend für Abend seine vier, fünf Glas Lagerbier trinkt, auch zum Mittagessen ein Fläschchen, zum Nachtmahl eines, und eins zum zweiten Frühstück; den Studiosus ><>< Arabo-Persiae, der ohne Überschreitung seines Wechsels Tag um Tag zu einem maßvollen Früh-, Dämmer- und Abendschoppen trottet; den Leutnant, dem kein Kasinobissen mehr ohne seine Flasche deutschen Sekts zu zweieinhalb Mark schmeckt; der Arbeiter, der um Feierabend beim Destillateur Müller nicht gut vorbei kann, ohne ihm guten Tag zu sagen — die alle sind unser Problem, sind sozialpathologische Phänomene: ihrer Tage Kummerfülle oder — was viel häufiger ist — Freudenleere hat sie zum Massen- und Gewohnheitssuff geführt.

Wer hier das Soziale schon einräumt, möchte am Ende das Pathologische noch anzweifeln. Denn jener Skatbruder und jener Leutnant, jener Studio und jener Proletarier: sie alle haben noch niemandem die Zeichen des Säuferwahns, der Alkoholparanoia, der Korssakowschen Psychose offenbart. Sicherlich! Dem geschulten Auge aber ohne Ausnahme die Signatur des chronischen Alkoholismus — Stufengrad: Verstumpfung. Die gute Hälfte von ihnen stirbt ja vorzeitig am Alkohol; und dieses Liebchen, das ihnen Herz und Nieren, Magen und Leber ruiniert, sollte ihr Gehirn zärtlich verschonen? Nein: denn weil es zuerst, lange noch ehe Herz und Nieren, Magen und Leber daran glauben müssen, das Hirn umschleiert, gerade darum ist ihnen das Liebchen ja so unentbehrlich geworden. Sie toben nicht, sie machen sich keiner Gewalttat schuldig, sie sehen keine Rättlein und Schlänglein; aber wenn dort erst das Abnorme anfinge — du lieber Himmel! Gerade daß sie so höchst friedfertig und korrekt sind, ist ihrer Umschleierung zu danken. Sie lassen sich drücken und schuhriegeln, räsonnieren in ihren vier Wänden darüber mit hundsgemeiner Schimpfrede — im tiefsten Grunde aber ists ihnen egal; denn jenes feinste Empfinden und Reagieren, jenes leiseste Sich-Aufbäumen und Nicht-Wollen hat der Alkohol ebenso sicher in ihnen erstickt, wie die positive Energie, die Freude am Schaffen und Taten, das Persönlichkeitsgefühl, das Empfinden für eigenen Wert und eigene Pflicht. Ihr staunt, daß soviele Stumpfbolde und Simpel mit frischer Miene und reger Seele vom Heeresdienst heimkehren, wo doch die stärkste Unterwerfung auf sie drückte, dem Eigenwillen die unbarmherzigste Fessel gelegt ward? Zur guten Hälfte, sage ich euch, weil dort der stupide Alltagssuff ihnen abgeschnitten war ...

Man könnte auch die Argumente ex juvantibus — nennts die Augurensprache der Ärzte — noch herbeischleppen: nur die soziale Therapie hilft allerorts gegen das sozial angewurzelte Übel. Naive Politiker haben das Flaschenbier empfohlen, um dem Branntweine den Garaus zu machen; das waren sicherlich welche, die niemals lange Kausalreihen denken gelernt hatten. Die versoffenste Schicht der Gesellschaft ist heute das entartende Kleinbürgertum; und die Seuchenherde des Alkoholismus sind nicht etwa, wie harmlose Pastoren predigen, die Sodoms, Babels und Gomorrhas — zu deutsch: Berlin, Hamburg, Leipzig — sondern die Klein-

städte und Kleinstädtlein, in denen das Bier des Bürgers einzige Erholung ist. Und frisches politisches Leben, Versammlung auf Versammlung, Vortrag auf Vortrag, Konzerte, Theater, Volksfortbildungskurse — Aktivität, Interesse, Leidenschaft mit andern Worten: die machen die Kaltwasserkur aus, mit der allein die große soziale Krankheit kuriert werden kann. Wo findet man sie appliziert? In der Arbeiterschaft, in ihren Gewerkschaften. Aus ihnen ist, am lebendigsten in Belgien, England, Österreich — der Haß gegen den Alkohol, die Fehdeansage emporgestiegen; und nichts paßt trefflicher zu unserm Bilde, als daß die verstumpfte und versimpelte, mit der Phrase auf Massengimpelfang einherziehende politische Partei der deutschen Arbeiter von dieser Kur nichts wissen will. Noli conturbare circulos meos ...!


chöpfen wir einmal Atem. Eine Krankheit der einzelnen, eine psychische, sozial verursacht oder bedingt — diese Finessen sollen nicht gegliedert werden — und von unermeßlicher sozialer Wirkung: der Alkoholismus ein sozialpathologisches Problem. Das hätten wir. Nun könnte ich die Exempel häufen. Könnte von der modernen bürgerlichen Zeitkrankheit Nervosität oder Neurasthenie oder nervöse Erschöpfung oder wie man sie taufen will, reden, um an ihr das nämliche wie am Alkoholismus ad oculos zu demonstrieren. Könnte ihr die Hysterie vergleichen, von der ich kürzlich den Nachweis zu bringen mich abmühte, daß sie ganz entsprechend die soziale Zeitkrankheit des kriselnden Mittelalters und die flüchtige Kinderkrankheit der modernen Proles sei. Könnte in anderen Epochen herumgraben, hie melancholische und dort hypochondrische Epidemien hervorziehen, könnte die Weinscheu des Islam und die Opiumkultur mongolischer Gesellschaftsentwicklung besprechen. Ich weiß nicht, ob es den Leser fesseln würde; ich frage auch nicht danach — denn die Frage wäre ein Possenspiel. Noch bin ich nicht soweit im sozialpathologischen Suchen vorwärts gekommen, und wer begierig ist, den muß ich dennoch vertrösten, daß er warte — auf mich oder auf andere. Wen die hysterische Abnormität interessiert, der hole sich von einer Bibliothek meine Grundlinien einer Psychologie der Hysterie, dort findet er ein paar Bausteine zu ihrer Sozialpathologie auf den letzten Blättern des Buches zusammengetragen; und von der Nervosität hat Lamprecht in den Ergänzungsbänden seiner Deutschen Geschichte, habe ich, teilweise mit ihm und teilweise die eigene Straße ziehend, in Nervosität und Kultur, hat Sombart schließlich im Kapitalismus gehandelt. Man muß einmal die sozialpathologischen Dokumente zeigen, die da sind — damit man den Skeptischen wohlgemut sagen kann: o, soviel haben wir schon — und den Gläubigen anfeuernd: helft uns, sowenig haben wir erst.... Aber hier ist nicht der Platz, sich in die Einzelheiten und am Ende gar ins Strittige zu verlieren. Denn noch haben wir von einem Prinzipiellen zu reden: von einem, was sozialpathologisch genannt ward und doch sozialpathologisch nicht sein kann — es sei denn auf Kosten der Ordnung, im Kauf einer heillosen Verwirrung. Und mein verehrter Freund Franz Oppenheimer mag sich satteln: denn ihn binde ich mir hier als Exempel vor.

Er nannte den Großgrundbesitz eine pathologische Erscheinung, einen Morbus, dessen Sedes und Causa er untersuchen wollte (und mit diagnostischem Scharfsinn, ätiologischer Gelehrsamkeit und prognostischer Begeisterung — nämlich: prognosis infausta — untersucht hat). Der Leser, der unsere ersten Seiten nicht überschlagen, sondern mit Aufmerken rezipiert hat, weiß nun schon, daß dies gerade die Anwendung des Wörtchens „sozialpathologisch" ist, die wir nicht wollen, nicht wollen können noch dürfen. Die organologische Sozialtheorie kann es sich leisten so zu sprechen: die Gemeinschaft etwelcher Formung ist ein Organismus; ergo sind Störungen dieser Gemeinschaft — Krankheiten; soziale Krankheiten. Und wenn ich mit einem solchen Bilde etwa als Politiker meinen Hörern die besondere Schlechtigkeit irgend eines Zustandes deutlich machen will, wer möchte dagegen Einwendungen erheben? Nur wo die Wissenschaft anhebt, sollten die Bilder verschwinden oder doch höchst spärlich werden. Welcher Unfug ist nicht seit jeher mit dem vielberufenen „Altern der Völker" getrieben worden! Wer ist denn nun, mit Verlaub zu fragen, älter, greisenhafter, arteriosklerotischer: die Römer Catos, oder die Renaissancemenschen, oder die Italiener des Italia farà da se? Und wer ist denn nun jünger, tollkühner, elastischer: die Franzosen der Kreuzzüge, die Revolutionäre von 1789, oder die Nachbarn, die heute der Mutter Kirche blutende Wunden in den Leib reißen? Vielleicht, ich räume es ein, machen manche Kulturen auf uns den Eindruck des Alternden, des Kränkelnden: aber entweder hat die Wissenschaft sich nicht an Eindrücke zu halten — oder hinter dem Eindruck steckt das Faktum, daß die einzelnen Träger jener Kulturen alternd oder kränkelnd sind. Letztenfalls subsumiert sich dann die „kranke Kultur" der wirklichen sozialpathologischen Fragestellung, wie ich sie für den Alkoholismus ausgeführt, für Nervosität und Verwandtes angedeutet habe. Zum Exempel kann wirklich eine Kultur im Durchschnitt von alten Leuten unter Ignorierung der Jugend getragen werden — und wie oft das neuerdings vorkommt, hat schon die Marholm einmal treffend angemerkt; auch kann in den Zirkeln einer bestimmten Gemeinschaft ein besonders hoher Hundertsatz von Neuropathen sein — wie etwa die Strömung in der wienerischen Atmosphäre sich uns darstellt. Nur das eine ist mit aller Strenge auszuschließen, daß jeder die gesellschaftlichen Zustände, die ihn unleidlich bedünken, pathologisch schilt. Das läuft auf die Art mancher Kinder hinaus, die dem verhaßten Kameraden als Ärgstes andichten, er sei bucklig oder er habe Plattfüße: Krankheit als Schimpfwort — das ist das Grab aller sozialpathologischen Mühen.

Der Leser unterbricht mich. Sagte ich denn nicht eingangs, alle sozialpathologische Arbeit müsse sich in der Linie bewegen, die Liszt vorzeichnete, da er das Verbrechen eine sozialpathologische Erscheinung nannte? Und scheint nicht das Verbrechen auf einem Blatt mit den Dingen zu stehen, die ich nicht sozialpathologisch gescholten haben möchte? Denn Verbrechen, das ist sicher, entbehrt doch jeder absoluten Begriffsfassung, es schwankt in seiner Begrenzung und Bewertung von heute zu morgen, und was die einen mit schwerer Strafe ahnden,

Majestätsverletzung, Gotteslästerung, Päderastie, das sollte nach der Forderung Anderer, sittlich sehr hoch Stehender, aus dem Gesetzbuch gestrichen werden. In der Tat: reaktionären Leuten ist die Zugehörigkeit zur radikalsten Linken ein Verbrechen — selbst ein Paktieren mit dieser Linken schon — genau wie dem Sozialliberalen Oppenheimer der Großgrundbesitz ein pathologisches Phänomen. Und wer nun käme und das Verbrechen zu den sozialen Krankheiten, den Krankheiten des sozialen Körpers zählte, von dem möchte man mit Fug zweierlei fordern: zum ersten, daß er folgerecht sei und einräume, der soziale Körper habe noch nie eine gesunde Stunde gehabt (denn Verbrechen sind immer verübt worden); zum zweiten, daß er sage, was ein Verbrechen sei. Beides wird ihn in einige Verlegenheit bringen.

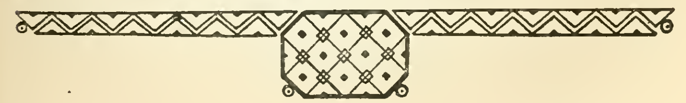
Die Strafrechtsströmung nun aber, die sich vorzüglich an Lißts Namen knüpft, sorgt sich viel weniger ums Verbrechen — wie die „Klassiker" — sondern um den Verbrecher: soll heißen, um den Menschen, der Handlungen begeht, die nur ganz wenig sich zu häufen brauchten, um das Gemeinschaftsleben unmöglich zu machen, mindestens es empfindlich zu stören. Sie fand im Bunde mit der Psychiatrie, daß dieser einzelne Verbrecher oft insofern ein abnormer Mensch sei, als er nicht nach der Art der meisten Menschen nach Motiven bestimmter Prägung handle. Die Motive, die die Gemeinschaft selber auf dem Wege der Erziehung einpflanzt, um das heranwachsende Individuum sich zu assimilieren, schienen dem Verbrecher gänzlich oder teilweis abzugehen. Lombroso hatte gesagt: aus anthropologischem Minderwert; der Verbrecher war ein geborener Verbrecher, denn seinem Gehirn mangelte das Organ für jene Motive. Man könnte es die neuropathologische Theorie nennen. Liszt aber sagte: manchmal ist es wohl so; meist aber hat die Gemeinschaft es versäumt, diesem und jenem Menschen die gemeinschaftsförderlichen Motive einzuprägen; und wenn der Mensch aus solchem Defekt heraus abnorm handelt, gelegentlich also auch unvermeidlich verbrecherisch handelt, so ist er abnormes Phänomen sozialer Verursachung: sozialpathologisch.

Man wird einwenden: es sei denn doch ein Defekt aus Vernachlässigung nicht so schlechthin als pathologisch zu bewerten, widrigenfalls man ja auch die Analphabeten pathologisch nennen müsse. Genug! es ist ein kleiner Unterschied zwischen einer Technik (wie: Lesen) und dem Sittlichen. Und wer sich einmal über die enorme Schwierigkeit, sozial Ungewöhnliches und cerebral Abnormes zu trennen, klar werden will, der nehme Kraepelins „Psychiatrie" und lese die Abschnitte über das Zwangshandeln, die abnormen Triebe und das impulsive Irresein. Daß der Verbrecher vielleicht immer ein Abnormer sei, ein cerebral Abnormer, von Geburt Abnormer, ein Belasteter, ein Neuropath: das können auch die um Liszt nicht leugnen. Was sie — einigermaßen mit Fug — bestreiten, ist die lombrosianische Meinung, als sei dieser Abnorme unabwendbar, komme was wolle, zum Verbrecher geboren. Eine andere Einwirkung der Gemeinschaft würde ihn vielleicht zum sensitiven Künstler, eine andere zum religiösen Schwärmer, eine andere zum nervösen Hypochonder durchschnittlicher Art machen; die zufällige,

die ihn trifft, bildet ihn zum Verbrecher. Und er wäre sozialpathologisches Phänomen in jedem Betracht: als Künstler, als Ekstatiker, als Sanatoriengänger; er ist es auch als Verbrecher. So erscheint das Verbrechen sozialpathologisch, weil es das Kardinalsymptom seiner, des Verbrechers, Abnormität ist — als das Ergebnis einer bestimmten sozialen Einwirkung (oder ihres Mangels) auf eine pathologische Anlage. Was doch wohl mit Verlaub, eine andere Linie ist, als jene, auf der Großgrundbesitz oder Sozialdemokratie soziale Krankheiten gescholten werden ....

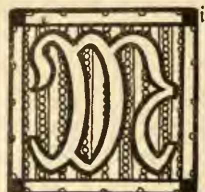
Unsere Linie eben. Die Straße der Gemeinschaftspathologie als Wissenschaft — der einzigen, die als Wissenschaft gedacht werden kann. Ich füge auch hinzu: Franz Oppenheimer hat es gar nicht so tragisch gemeint und wird über den Morbus mit sich reden lassen. Er wollte nur drastisch sein, scheint mir. Aber wir, es hilft alles nichts, müssen alles tragisch nehmen, auch das Geringste, weil sonst das Größte Gefahr läuft, komisch zu werden. Ein übles Exempel schwebt mir tagtäglich vor. Selten ist der Pathologie ein größerer Darsteller in Rede und Schrift erstanden, als Jean Martin Charcot. Seine Jünger und Epigonen aber haben, indem sie mit Bildern und Bildlein tändelten, stets drastischer und plastischer sein wollten, des Meisters Lebensarbeit — die Hysterie — in Grund und Boden gefahren, und im Schweiß begrifflicher Nüchternheit mühen seit einem Jahrzehnt sich deutsche Forscher, den Karren wieder flott zu machen. Nun sollte, wie alles Lebende aus der Geschichte, die jüngere Disziplin immer von den Torheiten und Mißgeschicken der älteren lernen; wollen wir gar eine Gemeinschaftspathologie haben, so tut uns gute Lehre bitter Not. Denn schließlich kommt für jedwede Wissenschaft der Punkt, wo es gut ist, wenn auch die Leute draußen sich bei ihrem Namen nicht einen Unsinn denken. Nicht ewig durfte die Chemie in der Reputation bleiben, daß sie aus Dreck Gold mache; und nicht ewig soll der Bürger bei dem Wörtlein „sozialpathologisch" an die Schreckgespenster seiner Morgenzeitung über und unter, rechts und links vom Strich denken ....

Fürs Erste freilich wird im Kämmerlein gearbeitet: in manchem auch, dem man's nicht am Aushängeschild ansehen mag. Wir nehmen das Gute, wo immer es herkommt. Mir vergeht, seit Jahr und Tag, keine Woche, die mich nicht an einem Stück Arbeit zur Gemeinschaftspathologie meine Freude haben läßt — bald kommt es aus der historischen, bald aus der psychologischen, bald aus der medizinischen, bald aus der kriminalistischen Werkstatt; und aus dieser und jener anderen noch. Mit der Zeit werden ja wohl auch die Universitäten das fleißige Hämmern und Klopfen vernehmen — und wenn etwa nicht, du lieber Himmel! dann ist es auch noch so. Es blüht und gedeiht heute manch eine Disziplin, deren Wiege nicht in der akademischen Wochenstube gestanden ist.



Michael/ Roman von Herman Bang

(Zweite Fortsetzung)



ichael war pünktlich zum Mittagessen beim Meister erschienen, an dem auch Herr Switt teilnahm. „Gesegnete Mahlzeit," sagte Michael und hob den eichenen Stuhl im ausgestreckten Arm in die Höhe. Der Meister lachte: „Schließlich hebt er noch das ganze Haus mit seinen Armen hoch." „Oder er schlägt das Dach ein," sagte Herr Switt. „Kann schon sein," antwortete Michael, der an der Tür zum Wohnzimmer die Hacken zusammenschlug.

Herr Switt setzte das Tischgespräch von Geldern und Anlage von Geldern fort: es gäbe Leute, man sagte auch die Rothschilds gehörten dazu, die ihre Kapitalien jetzt in Galizien anlegten. Es solle ungeheure Petroleumlager in gewissen galizischen Gegenden geben. „Ich bewahre mein Gold in Frankreichs Bank auf," sagte der Meister. „Du bewahrtest es wohl am liebsten in deinen Strümpfen auf," sagte Herr Switt. „Ja," sagte der Meister lachend, „als die Strümpfe voll waren, war Frankreich reich."

Michael, der auf der Treppe saß und die Hände auf und nieder bewegte, als spiele er mit Kugeln, sagte: „Ich habe kein Talent Geld aufzubewahren." „Aber es auszugeben," sagte der Meister. „Michael, du ißt ja geradezu Geld." Michael dachte einen Augenblick nach. Dann sagte er in die Luft hinein, in einem ganz selbstverständlichen Ton: „Geld ist notwendig." Und strahlenden Auges fügte er tiefaufatmend hinzu: „Wenn man glücklich ist." Der Meister warf ihm einen raschen Blick zu. „Ja," sagte er, „das ist wahr."

Michael hatte sich erhoben. „Gehst du?" fragte der Meister etwas befremdet. „Ja. Ich will ins ‚Vaudeville'." „Was wird da gegeben?" „L'Amoureuse," sagte Michael. „Adieu."

Claude Zoret und Charles Switt saßen eine Weile schweigend beisammen, bis der Meister sagte: „Ich hätte selbst Lust gehabt hinzugehen. ‚L'Amoureuse' ist doch wenigstens ein ordentliches Schauspiel. Warum die Réjane es wohl wieder in ihr Repertoire aufgenommen hat?" Charles Switt lachte. „Das tut sie ja immer," sagte er, „wenn ihre Kasse es ihr erlaubt." „Ja, das ist wahr," sagte der Meister. Und kurz darauf fügte er hinzu: „Herr Portoriche ist klug. Er schreibt Stücke, in die die Leute nicht zu gehen wagen. Ich hätte bisweilen Lust, Bilder zu malen, die kein Mensch anzusehen wagte." Er schwieg, bis er seinen vorigen Gedankengang fortsetzte und sagte: „Ich gehe jetzt selten ins Theater." Charles Switt hob den Kopf: „Ja, weshalb? Man sieht dich nirgends mehr." Claude Zoret antwortete und zündete seine Pfeife an. „Ich ging ja immer mit Michael." „Ja," antwortete Switt, und die beiden Buchstaben klangen hart und kurz.

Der Meister wandte fast überrascht den Kopf. Charles Switt aber sagte: „Du bist bald der einzige, der nichts weiß." „Wovon?" fragte der Meister. „Von Michael und Frau de Zamikof."

Der Meister hatte sich Charles Switt zugewandt: „Also d i e ist es geworden?" sagte er und schwieg wieder.

„Ja, und," sagte Charles Switt und machte eine Bewegung mit der Hand „sie ist wohl nicht gerade die Beste." Der Meister saß einen Augenblick nachdenklich. „Wer ist die Beste? Die, die man nötig hat, ist die Beste." Und kurz darauf sagte er: „Und Michael ist stark." Herr Switt lachte. „Ja, das ist er," sagte er.

Bald danach war er gegangen. Der Diener kam herein und stellte den Schachtisch zurecht. Der Meister saß noch auf derselben Stelle. „Herr Michael ist fortgegangen," sagte er. „Herr Michael ist . . ." „Ja," sagte der Meister.

Der Diener schlug den Tisch wieder zusammen und stellte ihn beiseite. Der Meister war allein. Das Wasser plätscherte langsam in den goldenen Bassins, während das Licht der Lampen gedämpft über die Bilder an den Wänden fiel.



Frau de Zamikof glitt durch die warme Luft der Loge an dem wartenden Michael vorbei. „Bist Du da?" „Ja." „Schon lange?" „Ja." „Hast Du dich nach mir gesehnt?" Michaels Lippen streiften, hinter seinem schützenden Chapeau-claque, Lucias Schulter. „Ja." Die Hitze des Parketts und der Duft von parfümiertem Puder stiegen zu ihnen herauf, während Lucia sich hinter ihrem großen Fächer versteckte und Michael seinen Oberkörper so weit vorbeugte, daß sie Schulter an Schulter saßen. „Wie weit ist das Stück?" flüsterte sie und betrachtete die Réjane durchs Opernglas. „Sie hat den Schmuck bekommen," flüsterte er zurück.

Schon wurde aus den Logen um Ruhe gebeten, während aller Augen Frau Réjane folgten, Germaine, die sich, bürgerlich keusch, um ihren Mann, um Etienne, bewegte. „Jetzt kommen die Bücher," flüsterte Michael. „Ja." Das Kammermädchen auf der Bühne brachte ein Packet mit Büchern, das die Réjane auspackte, und indem sie das erste Buch in die Hand nahm, las sie den Titel: „Ein Frauenherz". Während Herr Guitry, Etienne, ihr Gatte, auf dem Titelblatt des folgenden Buches las: „Unser Herz". Und der Hausfreund, Pascal, der das dritte Buch nahm, sagte lachend: „Beider Herzen" — die Herren im Parkett lachten. Frau Réjane aber sagte ruhig, mit einer Handbewegung, als zöge sie einen Kreis oder eine Schlinge um die beiden Männer und sich selbst: „Drei Herzen". Und sie blieb, das Buch in der Hand, lächelnd zwischen ihrem Mann und dessen Freund stehen. Es ging ein Murmeln durch das Haus und die Köpfe im Parkett neigten sich wie eine Woge. Pascal, der Hausfreund, aber sagte und legte das Buch fort, indem er die Schultern zuckte: „Liebesgeschichten" — „Ehebruchsromane," sagte Etienne und sah seine Gattin an. „Bücher, die die Sorgen einer Frau schildern," antwortete sie und die Stimme der Réjane klang fast betrübt. Etienne aber sagte barsch hingeworfen zu seinem Freund: „Da siehst

Du, was für eine Sorte Bücher sie liest." Plötzlich änderte sich der Ausdruck in Frau Réjanes Gesicht und vollkommen treuherzig sagte sie: „Ich lese, was ich verstehe."

Einige leise Ausrufe stiegen aus dem Gewühl des Parketts herauf, während Michael, in der Loge, seine Lippen ganz auf Lucias Ohr herabneigte und flüsterte — und wie ein Jubel klang es durch sein Flüstern: „Sag, was liest du?" Lucia lächelte nur, während ihr Atem hastig über ihren Fächer hinstrich, als verwehe er Hunderte von gedruckten und toten Worten — und Michael lächelte wie sie. „Lucia, Du, Du," flüsterte er. Plötzlich richtete er sich auf und griff nach seinem Opernglas. „Da sind Adelsskjolds," sagte er. „Wo?" fragte die Fürstin. „Dort," sagte Michael und zeigte auf die Gitterloge, dicht neben der Bühne. „Und Monthieu ist auch dabei," fügte er im selben Augenblick hinzu, so überrascht, daß er sich mit einem Ruck in den Stuhl zurückwarf. Frau de Zamikof lachte leise. „Weit ist er also noch nicht gereist. . . ." „Lucia. . . ."

Adelsskjold saß vorn in der Loge. Sein großer Kopf sah aus der Öffnung, wie der Kopf eines Tieres aus einem Käfig hervor, während er Frau Réjane unverwandt betrachtete. Sie ging an ihrem Mann, Etienne, vorbei und schlug ihm ganz leicht auf die Schulter — und doch faßte ihre Hand wie im Krampf um sein Schulterblatt — während sie lächelte und sagte: „Dich verlassen. . . . nein, mein Freund, niemals. . . ." Und ihren Ton zu einer scherzenden Drohung verändernd, fuhr sie fort: „Rechne nicht darauf, mein Freund — niemals." Unter ihren halbgesenkten Augenlidern hervor, blitzte der Triumph der Besitzenden und ihre Stimme klang als diktiere sie ein Urteil: „Was ich auch tue und was Du auch tun magst — ich bleibe."

Tiefe Stille herrschte im Raum. Es war, als ob sich unter den elektrischen Lampen, die still und verständnisvoll brannten, zitternde Fäden durch die Luft spannen. Frau Morgenstjerne, die neben ihrem kleinen Mann mitten im Parkett saß, hatte ihre Augen auf Adelsskjolds Loge gerichtet, in deren Halbdunkel sie Alices weißes Gesicht erkannte.

Frau Réjane fuhr fort: „Ich bleibe in deiner Nähe, unter deinem Dach, in deinem Hause, an deiner Seite, immer, tagein und tagaus, all und jedem zum Trotz, wie eine Klette." Die Réjane sprach ruhig, während Etienne mit scheu flackerndem Blick, flüsterte: „Du bist entsetzlich." Die Réjane aber lachte. „Wir beide," sagte sie, „wollen zusammenbleiben bis in alle Ewigkeit."

„Hu," sagte Frau Morgenstjerne zu ihrem Mann, ohne die Augen von Adelsskjolds Loge zu verwenden, „es läuft mir eiskalt über den Rücken." Aber ein junger Bergenser, der hinter ihnen saß und dem ganz unheimlich zumute wurde, sagte: „Es ist wahrhaftig nicht leicht, mit einem Frauenzimmer auszukommen." Adelsskjold hatte sich zu seiner Frau umgewendet, während Herr de Monthieu, der zwischen ihnen saß, den Oberkörper vorbeugte, als wolle er Frau Alice vor Herrn Adelsskjolds Blicken schützen.

Michael hatte seine Beine um Lucias Stuhl geschlungen. „Du, Du," flüsterte

er und hob ihren Sitz etwas in die Höhe, als wolle er sie wie in einem Triumphwagen vor sich herschieben, während der Freund Pascal oben auf der Bühne zu Etienne sagte: „Ja, mein Junge, man wird Dich einst mit deiner geliebten Gattin zusammen begraben.“ Etienne hatte sich dicht neben der Rampe gegen einen Tisch gestützt. Er sprach von der glücklichen Zeit der Befreiung, die kommen würde, von dem Frieden, wenn man endlich alt geworden und das Haar ergraut sei, wenn man nichts mehr fühlte und die Triebe erstorben wären. „Dann werde ich sechzig Jahre alt sein und Frieden haben.“ Ein Murmeln glitt über die Sitzreihen hin, wie das Murmeln in der Abgeschlossenheit eines Beichtstuhls. Pascal aber sagte zu Etienne und lachte: „Sechzig — aber Du bist erst dreiundvierzig.“ Das Antlitz der Réjane leuchtete unter dem Wellenkamm des blonden Haares und sie rief, jubelsicher: „Ja, erst dreiundvierzig.“

Toll, der im Balkon neben Graf Hamilton saß, dem ersten Attaché der Gesandtschaft, hielt sein Glas unverwandt auf Frau Adelsskjold gerichtet. „Du,“ sagte er, „sie ist weiß Gott nie so schön gewesen.“ „Nein,“ antwortete Hamilton. „Was ist mit ihr los?“ Auf der Bühne sagte die Réjane: „Noch zwanzig Jahre zum leben — noch zwanzig Jahre zum leben.“ Frau Adelsskjolds Haupt war gegen die Logenwand gesunken, während Adelsskjold sagte: „Hab' ich es nicht immer gesagt, es gibt doch noch Dichter.“ Während die Réjane Etienne zuflüsterte: „Zwanzig Jahre.... Mut, Geliebter.“

Michael hatte in seiner Loge das weißschimmernde Antlitz erhoben, und strahlenden Auges sah er über das Parkett hin, wo die Nackenkämme der Damen über dem hochgekämmten Haar leuchteten. „Sieh nur,“ sagte er, „sieh — und sein Malerauge ergötzte sich daran — sieh, die Kämme strahlen wie Kronen.“ Und gleichzeitig hatte er sich vorgebeugt und Lucias Diamantenkamm geküßt. Frau de Zamikof beugte sich, besorgt, daß jemand sie beobachtet hätte, in die Loge zurück und sagte: „Da unten sitzt Switt.“ „Ja,“ lachte Michael, „seine Nase ist unverkennbar.“

Herr Switt grüßte gerade zu Herrn de Monthieu hin, mit Augen, die hinter dem Kneifer funkelten; und Herr de Monthieu sagte plötzlich zu der zusammengesunkenen Frau Adelsskjold, als wolle er sie wecken: „Guitry ist doch vorzüglich.“ Frau Réjane verließ die Bühne.

Und plötzlich erhob sich ein halblautes Summen wie von einem Bienenschwarm durch das ganze Haus. Die Herren beugten sich flüsternd über die Schultern der Damen, deren buntfarbige Boas an den sammetbezogenen Brüstungen hinabrieselten — wie Schlangen, die spielen und sich paaren. Adelsskjold hatte sich tiefer in die Loge zurückgesetzt und stützte den Oberkörper gegen die Wand, als sei er müde, während ihm Schweißtropfen über den Kragen hinabrannen. Plötzlich sagte er zu Herrn de Monthieu: „Was hat er sonst noch geschrieben?“ Herr de Monthieu wandte den Kopf. „Herr de Portoriche? Seine Schauspiele stehen alle in einem Band: ‚Das Theater der Liebe.‘“ „Aber wie heißen sie denn?“ fragte Adelsskjold, der noch immer in derselben Stellung verharrte.

Herr de Monthieu hatte die Frage wohl überhört, aber Adelsskjold wiederholte seine Worte und der Herzog sagte hastig: „Der Treulose," und kurz darauf fügte er hinzu, während es über sein Antlitz zuckte: „Und ‚Die Vergangenheit'." „Ich will sie lesen, wirklich, ich will sie lesen," sagte Adelsskjold, ohne seine hungrigen Augen von dem Hals seiner Frau losreißen zu können. Herr de Monthieu hatte sich zu Frau Adelsskjold gewandt, die noch immer regungslos dasaß, und er sagte: „Ihre Freundin, Frau Morgenstjerne, ist hier." „Ja, ich habe sie gesehen," sagte Frau Adelsskjold und richtete sich plötzlich auf, da sie Graf Hamiltons Opernglas auf sich gerichtet sah. „Sehen Sie Frau Adelsskjold an, sehen Sie nur," sagte Toll und gab Hamiltons Ellenbogen einen kleinen Stoß.

Germaine und ihr Mann waren allein auf der Bühne und Frau Réjane reckte ihre Arme. „Endlich, endlich allein." Und mit einer fast knabenhaften Ausgelassenheit lief sie auf ihren Mann zu und rief: „Laß mich Dich küssen ... nein, nicht heftig ... nur ganz sanft," während alle Operngläser mit einem knisternden Laut sich auf sie richteten, ähnlich dem Geräusch eines fernen Gewehrfeuers. Aber Etienne, dessen Augen plötzlich aufflammten, antwortete: „Küsse mich, wie Du willst..." „Wie ich will," antwortete die Réjane und sie wiegte seinen Kopf in ihren Händen, das Gesicht dem seinen ganz nah. „Wie ich will?" „Ja," flüsterte Etienne, „dein Geliebter erlaubt es dir." „Aber mein Mann verbietet es mir." Sie küßte ihn, während sie noch immer sein Haupt umschlossen hielt. „Genug," flüsterte Etienne. „Noch einen...." „Ich habe zu tun." „Noch einen... nur noch einen." Sie hielt noch immer seinen Kopf fest, als lege sie ihre ganze Frauenmacht in ihre wunderbaren Hände. „Noch einen." „Ja, der letzte," flüsterte der Mann. „Bei meiner Ehre," murmelte die Réjane, „der letzte." Und sie küßte ihn wieder.

Im Saal war es so still, als wären alle die Hunderte nur vier Sekundanten, die auf dem Wahlplatz, stumm, einem Duell beiwohnen. Michael hatte den Kopf gesenkt und trank mit seinen Lippen den Duft von Frau de Zamikofs Haar. Frau Réjane hatte sich gesetzt. Auf der Kante eines Stuhles saß sie mit geschlossenen Augen und ihre Füße wiegend, sprach sie von dem Glück, das die Nacht barg.... Adelsskjold hatte wieder vorn in der Loge Platz genommen. Kurz atmend und verwirrt saß er und streichelte unausgesetzt den behandschuhten Arm seiner Frau, während er Frau Réjane ins Gesicht starrte. Herr de Monthieu hatte sich erhoben und stand gegen die Wand der Loge gelehnt und Frau Adelsskjold schirmte ihr Antlitz mit dem Fächer, wie mit einer Maske, die nichts verbergen konnte. Frau Réjane war aufgestanden. Sie fuhr sich mit den Händen durch ihr rotes Haar und hob dessen goldenen Kamm wie einen Streithelm über ihre Stirn. „Der Tag, ach, der Tag ist mein Feind. Wenn er kommt, erlangst Du deine Vernunft zurück. Du wirst wieder verständig. Du wirst wieder klardenkend. Du wirst grausam. Ach, nur die Nacht gehört mir. Mit dem Tage hört meine Macht auf, meine Übermacht stirbt mit der Dunkelheit. Und ich habe einen Fremden vor mir, einen Mann, den ich zurückerobern muß und weiß nicht einmal ob ich es kann...."

Die Herren im Parkett hatten ihre Hälse gereckt und starrten mit Augen auf die Bühne, die vor Neugierde funkelten oder vielleicht vor Haß. Rings umher im Balkon saßen Frauen mit niedergeschlagenen Augen wie Musikliebhaber, die in einem Konzertsaal lauschen. Frau Morgenstjerne sah wieder zur Adelsskjold-schen Loge hinauf; der Fächer war Frau Adelsskjolds Händen entfallen, und in dem Rampenlicht, das seinen Schein in die Loge warf, saß sie unbeweglich, als wäre alles Leben in ihr erstorben. Frau Réjane sprach weiter mit Germaines Worten. Mit einer Handbewegung die Hüften hinunterstreichend, sagte sie lauter: „Ach, warum schwindet der Augenblick, wo ich dein bin, dein halbes Ich, so schnell? Weshalb haben zwei Wesen verschiedene Gedanken, wenn zwei Körper die gleichen Genüsse haben? Aber es ist so und wird stets so bleiben; wenn der Augenblick vorbei ist, sind wir wieder Zwei, zwei Wesen, zwei getrennte Wesen — zwei Feinde.... Wie ist es dumm, wie ist es wahnwitzig...." Einige Frauen hatten sich über die Logenbrüstung gebeugt, und ihre Büsten schimmerten wie die weiße Brust eines Vogels. Der Bergenser biß in den goldenen Knopf seines Stockes, so daß seine norwegischen Zähne Spuren neben seinem Namenszug hinterließen. Switt aber sah zu den Frauen in den Logen hinauf, deren Diamanten auf den auf und abwogenden Hälsen blitzten. „Sehen Sie," sagte er zu seinem Nachbar und lachte. „Sehen Sie nur, wie viele sich verraten."

Michael hatte hastig Lucias Schulter mit seinen Lippen berührt: „Germaine, Germaine, Germaine," flüsterte er und ließ den fremdartigen Namen aus dem Schauspiel, den er wieder und immer wieder sagte, wie einen Strom von rieselnden Küssen über die Haut der Geliebten hinabgleiten. Frau Réjane aber fuhr fort, Etienne mit ihren Worten, wie mit einer steigenden Woge überflutend: „Du bist kein Mann. Du bist nur der ewige Liebhaber. So lange Du lebst, wirst Du lieben und geliebt werden —." Lucia hatte ihr Antlitz erhoben und während ihre Augen denselben Ausdruck wie auf dem Porträt bekamen, flüsterte sie: „Michael, Eros, Geliebter ...." Der Vorhang fiel.

Die Damen zogen die Vorhänge der Logen vor, so daß sie in ihren Ringen rasselten, und die Herren im Parkett, die aufgesprungen waren, riefen die Réjane mit rasendem Händeklatschen hervor, indem sie die rechte Hand gegen die linke führten, als wäre die linke ein verhaßtes Wesen, dem sie ins Gesicht schlugen. „Réjane, Réjane, Réjane," klang es, von oben und unten, aus allen Ecken und Kanten, wie ein einziger Schrei: „Réjane." Michael war aufgestanden. „Komm," sagte er. „Ich kann nicht." „Komm," wiederholte er und seine Augen leuchteten aus dem Hintergrunde der Loge. „Ich kann nicht. Man muß mich erst mit Frau Simon zusammen gesehen haben." „Wann kommst du denn?" fragte Michael, während die Réjane sich wieder auf der Bühne zeigte. „Bald." „So bald Du kannst?" seine Augen trafen sie wie Blitze. „Ja." „Leb wohl." Und er sprang wie ein Füllen davon.

Das Publikum brach auf und es gab ein Gedränge in allen Gängen. Frau Morgenstjerne, die neben dem Bergenser ging, der einen feuerroten Kopf hatte,

drängte sich bis zu Frau Adelsſkjold und deren Mann durch und sagte: „Wißt Ihr, Kinder, es sind ihre Hände, die so unanständig wirken." „Ja, weshalb aber?" fragte der Norweger in seiner schleppenden Sprechweise. „Weil, weil," sagte Frau Morgenstjerne, „weil sie alles weitere erzählen." Adelsſkjold sagte nur ganz verwirrt: „Ja, liebe Freundin, Alice will nach Hause ... ist das nicht ganz sinnlos?" Frau Morgenstjerne warf einen raschen Blick auf Frau Adelsſkjold. Sie glich in ihrem weißen und langen Mantel einer Rittersfrau auf einem Sarkophag, die sich erhoben hatte, um ihre Glieder zu strecken. Und Frau Morgenstjerne sagte: „Beste Alice, Sie sind ja krank." Und indem sie vor Frau Adelsſkjold trat, fast als wolle sie sie verbergen, fügte sie hinzu: „Lieber Adelsſkjold, lassen Sie doch Ihre Frau nach Hause fahren." „Ja, Alice, wenn Du willst ..." „Das versteht sich doch von selbst," sagte Frau Morgenstjerne, bereits im Begriff sich einen Weg durch das Gedränge zu bahnen, während Frau Adelsſkjold ihr folgte und mit tonloser Stimme sagte: „Es geht vorüber, sobald ich nach Hause komme." Aber plötzlich faßte sie Frau Morgenstjernes Hand so fest, als wolle sie sie nie wieder loslassen. „Gute Nacht," sagte sie. Frau Morgenstjerne, die ganz blaß geworden war, sagte leise und scheinbar ganz ohne Zusammenhang: „Ich habe es ja immer gesagt, Sie hätten schon längst aufs Land müssen." Frau Adelsſkjold ging weiter und wußte gar nicht, daß sie Toll und Hamilton gegrüßt hatte.

Kurz darauf stießen die beiden Schweden auf Monthieu, der sich vorwärtsdrängte, den Mantelkragen hochgeschlagen. „Guten Abend," begrüßten sie ihn. Aber Herr de Monthieu hörte es nicht und hastete nur weiter. „Wie sah der seltsam aus," sagte Hamilton und sah ihm nach. „Ja," antwortete Toll, der an seinem Schnurrbart kaute, „aber es geschehen auch merkwürdige Dinge." Graf Toll unterbrach sich selbst und sagte: „Wollen wir zu Frau de Zamikof gehen? Haben Sie bemerkt, wie sie stark geworden ist?"

Adelsſkjold hatte Frau Alice auf die Straße hinunter begleitet, über den Fußweg, zu einem Wagen: „Liebe Alice," sagte er, „soll ich Dich nicht begleiten?" Und er wiederholte, während sein Blick hastig ihren Nacken streifte: „Darf ich Dich nicht begleiten?" Er streckte ihr seine Hände entgegen, die sie nicht sah. In ihrem weißen Mantel stieg sie in den Wagen und war im nächsten Augenblick davon gefahren.

Ein Herr kam gelaufen, hielt den Wagen an, gab dem Kutscher ein Geldstück und öffnete die Wagentür. „Alice, ich bin es." Auf dem Boden des Wagens niederkniend, lag der Herzog von Monthieu vor ihr. „Alice, Alice, Alice," sagte er wieder und wieder und küßte ihre Hände. Sein Mantel war zurückgeglitten und glich dem Kragen eines Kreuzritters. „Alice, du weißt ja, daß Du mein bist. Du weißt ja, daß Du mich liebst." Frau Adelsſkjolds Kopf aber fiel gegen sein Haar wie etwas, über das man keine Macht mehr besitzt. „Mein Freund, mein Freund," sagte sie, und die Tränen rannen ihr die Wangen hinab und legten sich wie Tau über Herrn de Monthieus blondes Haar, „weshalb nur mußten wir alle so unglücklich werden?"



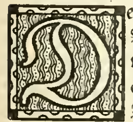
ichael hatte eine Stunde gewartet. Er hatte sein Gesicht gebadet. Er war durch das Zimmer gewandert. Er hatte Licht angezündet und es wieder gelöscht. Er war wiederholt zur Tür gestürzt. Aber jetzt. Jetzt war sie es wirklich. Endlich kam sie. Er ergriff einen Kandelaber und er verneigte sich vor Lucia, die in ihrem goldenen Mantel im Türrahmen stand. „Der königlichen Herrschaft wird geleuchtet," sagte er, und stieg ihr voran die Wendeltreppe zum Schlafzimmer hinauf, wo der Junimond sein Silberlicht breitete.

„Setz dich," sagte er. Und sie setzte sich in den Lichtschein des Mondes. „So," sagte er und änderte ihre Kopfhaltung. Er brachte ihr Trauben und er brachte ihr Wein und sie aß und sie trank und er brachte mehr Trauben —, während es ganz still war, und sie zusammen im Licht des Mondes saßen. „Geliebte, Du," flüsterte er. „Ja," murmelte sie.

Plötzlich aber erhob er sich und er schob die klaren Gardinen zurück, so daß der volle Silberschein sie und ihn umwogte, und ohne zu sprechen, in einem unendlichen Jubel, streckte er das funkelnde Glas dem Mond zum Gruß entgegen. Lucia hatte sich erhoben. Keiner von ihnen sprach. Nur ihre Körper bebten leise. „Lucia." „Ja." „Lucia" und Michaels weißes Antlitz war dem Licht zugewandt, während seine Stimme fast unmerklich zitterte. „Lucia, wenn es eine Ewigkeit gibt, so ist dies die Ewigkeit ..."

... Lucia ruhte auf Michaels Bett und sah zum „Sieger" hinauf, der durch das Halbdunkel leuchtete. „Michael," rief sie. „Ja," antwortete er aus dem Ankleidezimmer. „Was mag wohl „der Sieger" wert sein?" „Der Sieger," rief Michael, der herbeigelaufen kam. „Der Sieger," wiederholte er, und mit beiden Händen um das Fußende des Bettes greifend, hob er mit den starken Armen seinen weißen Körper, der im Mondlicht leuchtete, in die Höhe, und schwang sich wie ein Akrobat über das Bett hin, so daß er auf dem Kopfende zu sitzen kam. „Der Sieger" ist ein Vermögen wert," sagt er und lachte. „Zweihundert Tausend ist er wert. Nun weißt Du es."

Lucia lag ganz still, ihren Kopf hatte sie gegen seine Knie gestützt. „An was denkst Du?" flüsterte er. Ihre Stimme klang, als weilten ihre Gedanken in weiten Fernen. „Ich denke an das Glück." „Lucia," flüsterte er, „sieh mir in die Augen."



er Meister wandte kaum den Kopf, als der Diener den Namen des Bankier-Barons nannte. „Was will er?" fragte er. Der Diener verneigte sich. „Der Herr Baron haben sich nicht darüber geäußert." „Ich habe jetzt keine Empfangszeit," sagte der Meister. Der Diener verharrte ruhig in seiner Stellung. „Der Herr Baron wußte es." Der Meister erhob sich. „Führen Sie ihn herein."

Er stand gegen einen Tisch gestützt, als der Finanzmann hereintrat. „Ich komme zu ungelegener Stunde," sagte der Baron, der Zylinder und Stock auf eine

eigene Art, dicht an den Körper gedrückt hielt. „Ein wenig ungelegen," sagte Claude Zoret, und mit einer etwas kurzen Handbewegung, fügte er hinzu: „Bitte nehmen Sie Platz."

„Da ich weiß, lieber Meister," und es glitt wie ein Lächeln über das glattrasierte, englische Gesicht des Bankiers, „wie kostbar Ihre Zeit ist, will ich Sie nicht weiter mit Einleitungen aufhalten, sondern — — — gleich zur Sache kommen." Claude Zoret hatte bei dem fast unmerklichen Nachdruck, der in die Worte gelegt wurde, den Kopf gehoben. „Es handelt sich um Herrn Michael," sagte der Baron, „und ist an und für sich nur eine Bagatelle." „Wie das?"

„Ja, lieber Herr Zoret," sagte der Baron, dessen Vater schon das Vermögen des Meisters verwaltet hatte, „es ist garnichts Besonderes. Nur eine Sache, die man sich für verpflichtet hält jemand zu sagen, dessen Vertrauen man besitzt." Der Meister rührte sich nicht. Die Hand hatte er auf den Tisch gestützt. „Herr Michael hat in der letzten Zeit .... mehrere Male Geld bei mir geliehen." Der Meister sah ihn an. „Was soll das heißen? geliehen?" fragte er (und bemühte sich ganz ruhig zu erscheinen). „Was heißt das?" „Es ist ja keine Sache von Bedeutung," sagte der Baron. Und nach einer kleinen Pause: „Aber ich hatte nun einmal beschlossen, Ihnen davon Mitteilung zu machen ... aus verschiedenen Gründen."

Der Meister hatte ihn wohl kaum gehört. Er verarbeitete in seinem Gehirn zwei Gedanken: er machte erst einen Überschlag über all die Summen, die Michael in der letzten Zeit von ihm bekommen hatte, und dann dachte er den anderen Gedanken: Michael hat mich übergangen, Michael hat sich hinter meinem Rücken an einen Fremden gewendet. Aber er sagte, indem er die Hand hob, fast munter: „Was ist da weiter? Jugend will sich austoben." Und ohne nach der Größe des Darlehens zu fragen, sagte er: „Ich bitte Sie die Summe zu buchen." Der Bankier beugte zustimmend den Kopf, während der Meister aufstand.

„Und in Zukunft bitte ich Sie, ihm nichts mehr zu leihen," sagte er. „Sie wissen, — und Claude Zoret lachte, obgleich er seinem innersten Gedanken Ausdruck gab, — wir Bauern haben eine wahre Angst vor Darlehen. Durch sie werden wir schließlich unseres Grund und Bodens beraubt." Der Finanzmann lachte, als der Meister plötzlich seine Hand ergriff. „Und im übrigen ... haben Sie Dank," sagte er. Und er begleitete den Bankier bis zur Tür.

Der Meister wollte in sein Arbeitszimmer hinaufgehen, aber sein Fuß stockte ab und zu, als würde er von einem Gedanken oder vielleicht von einem körperlichen Schmerz zurückgehalten. Sein Arzt hatte in der letzten Zeit wieder ein paarmal darauf gedrungen, sein Herz zu untersuchen. Oben im Atelier zog er seinen Arbeitskittel an. Das Modell war nicht bestellt. Er arbeitete an den Augen des jungen Germanen: sie sollten leuchten, während er auf Cäsar eindrang.

Es war ja ganz begreiflich, daß Michael Geld brauchte. Die Freude kostete Geld. Sonne kostete Geld. Des Lebens Licht kostete Geld. Der Meister hielt in der Arbeit inne und lächelte: er erinnerte sich eines Winters in Algier, wo er mit

Michael Studien machte. Auf einem Abhang hatte er zwei junge Palmen gesehen, und er hatte bei sich gedacht, daß so wie die beiden wuchsen, so schlank und so frei, ihre herrlichen Blätter im Lichte breitend — — so wollte er einen Menschen leben lassen, so sollte Michael sich in der Sonne entfalten. Der Meister begann wieder zu arbeiten.

Leuchten sollten die Augen. Vor Unverstand des Lebens leuchten, sollten sie, während er auf Cäsar einschlug.

Der Meister ließ seine Gerätschaften sinken und wanderte mit geschlossenen Augen, wie ein ortskundiger Blinder, durch das Atelier. Nur daß Michael zu einem Fremden gegangen war, es vorgezogen hatte, zu einem fremden Menschen zu gehen, obgleich er doch wußte ... Plötzlich öffnete der Meister die Augen und lachte: Aber er hatte sich allerdings reichlich bei ihnen beiden versehen.

Claude Zoret stopfte die Pfeife mit seinem breiten Daumen und mit ganz verändertem Gesicht, als meißle seine Willenskraft plötzlich seine Züge in Bronze, machte er sich wieder an den Germanen. Aber jetzt malte er die Hand, nach dem Gedächtnis — wo hatte er doch solche Hand schon gesehen? — Diesen Griff der Hand um die Waffe, die Cäsar zerfleischt.

Zwei Stunden waren vergangen, als der Diener meldete, daß das Frühstück angerichtet sei. „Es ist gut," antwortete der Meister. Er fragte nie mehr, ob Michael gekommen sei, er ging gleich zu Tisch. Er nahm in dem leeren Eßzimmer Platz und er begann zu essen. Man hörte nichts weiter als den einförmigen Laut von des Meisters Messer und Gabel. Der Diener trug die Speisen herein und hinaus. Als er den zweiten Gang brachte, meldete er Herrn Adelsskjold. „Führen Sie ihn nur herein," sagte der Meister.

Herr Adelsskjold trat herein — seine breiten Arme hingen so seltsam schlaff herab, während er durchs Zimmer schritt. „Entschuldigen Sie," sagte er, „daß ich gerade zur Frühstückszeit komme." „Aber, bester Adelsskjold," sagte der Meister, „nehmen Sie Platz und essen Sie mit." „Die Sache ist nämlich die," sagte Adelsskjold, „ich fühle mich so verlassen und weiß nicht, was ich mit mir anfangen soll, seit Alice fort ist." Er wollte gerade Michaels wartende Serviette ergreifen, als der Meister zum Kammerdiener sagte: „Bringen Sie noch ein Kuvert."

Das Kuvert wurde aufgelegt und die beiden Männer aßen und begannen zu sprechen und verstummten wieder, und saßen sich schweigend gegenüber, wie Leute, die vergessen, daß sie Konversation machen wollten. „Wie geht es ihr?" fragte der Meister, dessen Stimme ungewöhnlich weich klang. Und er fügte hinzu, ohne eine Antwort abzuwarten: „Mensch, essen Sie doch. Man muß essen, um die Nerven gesund zu erhalten." Adelsskjold bediente sich. „Es ist ja herrlich in der Normandie," sagte er, als Antwort auf Claude Zorets Frage. „Ja," sagte der Meister, der scheinbar nur halb zugehört hatte, „es ist herrlich bei Monthieus."

Während sein Blick auf Michaels Kuvert fiel, kam ihm plötzlich eine Frückstücksstunde ins Gedächtnis, als Michael im ersten Jahre bei ihm gewesen war. Michael, der sonst immer munter zu plaudern pflegte, hatte ganz schweigsam bei Tisch

gesessen, und als er, darauf aufmerksam geworden, zu ihm hinübersah, hatte Michael große Tränen in den Augen gehabt. „Was fehlt Ihnen, Michael?" hatte er gefragt. — „Nichts." — „Doch, irgend etwas scheint es mir doch zu sein. Na?" — „Es ist mein Geburtstag heut," war es dann aus Michael herausgeplatzt. — „Ihr Geburtstag, lieber Gott! Was geschah denn zu Hause in Prag an Ihrem Geburtstag?" — Michael hatte einen Augenblick nachgedacht. „Es wurden Lampen über die Tür gehängt," hatte er dann gesagt. — „Lampen? Wir können hier auch Lampen anzünden," hatte er geantwortet. Und abends war das ganze Haus erleuchtet worden, und Michael hatte drinnen auf der Treppe gesessen und sich mit strahlenden Augen umgesehen ...

Der Meister hörte plötzlich Adelsskjold sprechen und sagen: „Und Briefe erzählen eigentlich so wenig." „Ja," antwortete der Meister und wußte selbst nicht, daß er geantwortet hatte. „Aber wenn Alice Ruhe haben und allein sein will," sagte Adelsskjold in seinem beschwerlichen Französisch, „dann soll sie Ruhe haben." Sie schwiegen wieder, während jeder mit dem Schälen einer Frucht beschäftigt war, bis Adelsskjold sagte: „Wo ist Michael?" Der Meister antwortete: „Er malt." „Ja," sagte Adelsskjold und sah vor sich hin, „wenn man nur fleißig ist."

Sie saßen sich wieder schweigend gegenüber, bis der Meister sich erhob und die Stühle in der stillen Stube zurückgeschoben wurden. Die beiden Männer gingen ins Wohnzimmer, wo das Wasser wie ein ewiger Regen in den Rodinschen Bassins plätscherte. „Adieu," sagte Adelsskjold und drückte des Meisters Hand. „Adieu lieber Freund," sagte der Meister und erwiderte seinen Druck.

Claude Zoret kehrte in sein Atelier zurück und zog seinen Arbeitskittel über. Wieder stand er vor „dem Germanen." Sein Antlitz wollte er sehen, sein Antlitz — seine Augen. Seine Augen sollten leuchten. Vor Lebenslust sollten sie leuchten.

Der Meister wanderte von neuem mit geschlossenen Augen durch das Atelier und zwang sich mit einer letzten Willensanstrengung zum Sehen. Wenn es ihm doch nur gelingen wollte, die Lebenslust der Jugend in seinen Augen festzuhalten. Was kümmerte ihn Cäsar? Was ging ihn Cäsar an? Der Germane haute drein, weil er zwanzig Jahre alt war, weil sein Blut blank und rot, weil seine Zähne weiß und seine Muskeln stark waren. Weil er *war* — haute er drein und zerfleischte Cäsar.

Ja, die Jugend sollte ihm aus den Augen leuchten.

Plötzlich schlug er seine Augenlider auf, während ein Lächeln über sein Antlitz flog. Wie konnte man sich nur so irren. Die ganze Komposition mußte geändert werden. Der Soldat war der Mittelpunkt und die Hauptfigur. Ob es nun zufällig Cäsar war, den der Knabe verwundete, oder ein anderer, das war ganz gleichgültig. Auf den *Hieb* kam es an. Auf den Streich, der fiel, weil er fallen *mußte*. Claude Zoret hatte sich gesetzt. Die geballten Fäuste gegen seine Knie gestemmt, glich er einem Riesen an Statur. Michael aber mußte dennoch lernen, daß es Grenzen gäbe. Sonst wurden es schließlich Summen, ganze kleine

Vermögen, die er für Licht verausgabte. Hm, seine Verhältnisse erlaubten es ihm natürlich — der Meister lächelte — gewiß erlaubten sie es ihm. Und Michael verbrauchte wohl auch nicht mehr als z. B. der junge Herzog von Ségonsac. Der Meister richtete sich in seiner Arbeitsbluse höher auf. Konnte es nicht auch einmal einen Fürstensohn unter den Künstlersöhnen geben? Einen wahren Herzog (in Claude Zorets Augen blitzte es wie vom Haß des Bauern) unter all diesen Herzögen ... Aber dennoch, dennoch gab es Grenzen.

Still (der Meister fuhr zusammen) das war Michael ... er hörte seine Schritte auf der Treppe. Der Meister hatte seine Palette ergriffen, bevor Michael die Portiere zurückschlug. „Du malst," sagte er, als er hereintrat. „Ja, wie gewöhnlich," antwortete der Meister, dessen Antlitz plötzlich seltsam müde erschien. „Und Du?" Michael hatte sich in einen Stuhl gesetzt und sprach in einem mutlosen, mißvergnügten Ton: „Schließlich weiß man nicht mehr, ob man überhaupt etwas kann oder nicht." „Weshalb?" sagte der Meister. „Aber jede Sache muß natürlich ihre Zeit haben." Michael antwortete merkwürdig gereizt: „Dadurch, daß man darauflosmalt, kommt das Talent wohl nicht."

„Nein, da hast Du recht," antwortete der Meister, der Michael nie mehr widersprach, seit er sich in der letzten Zeit so merkwürdig verändert hatte. Und ein harmloses Thema suchend, sagte er: „Adelsskjold hat hier gefrühstückt." Michael antwortete als wäre ihm ein Vorwurf gemacht worden: „Ich habe bei Toll gefrühstückt." Aber der Meister, der hastig am Gesicht des Germanen malte, setzte sein Gespräch über Adelsskjold fort: „Er ist ein seltsamer Mann. Er faßt alles im Leben ungeschickt an, seine Freude wie seinen Kummer."

Michael hob den Kopf. „Seinen Kummer?" sagte er. „Weiß er es denn?" Der Meister wandte sich um. „Was soll er wissen?" Michael hatte sich abgewandt. „Vielleicht hat er Geldsorgen," sagte er gedankenvoll ... Der Meister lachte. Seine eigenen Gedanken hatten unablässig um Michaels Geld gekreist, ohne daß er einen Weg gefunden hätte, davon zu sprechen. Es war ihm von jeher peinlich gewesen, mit Michael von dem Geld zu sprechen, das er ihm beständig gab. „Na," sagte er munter, „wie steht's mit deinem Geld?" „Es läuft mir nur so durch die Finger," sagte Michael und wußte selbst nicht, daß er auf einmal froher sprach, bei der Aussicht, daß vielleicht etwas für ihn zu haben sei. Der Meister, der sich noch immer hinter einer lachenden Miene verbarg, sagte: „Du machst doch keine Schulden?" „Wie sollte ich wohl dazu kommen?"

Einen Augenblick war es, als sänke des Meisters Kopf vornüber, bevor er sagte: „Nein, das ist wohl nicht gut möglich." Und es war still im Atelier.

„Ich habe es mir überlegt," sagte der Meister, „daß wir es in Zukunft so ordnen wollen, daß du dein eigenes Konto bei meinem Bankier bekommst ..." Und er fügte hinzu: „Wo du dann ... auf einer leeren Seite anfangen kannst." Eine tiefe Röte breitete sich wie in Streifen über Michaels Gesicht, während der Meister von der Leinwand zurücktrat und die beiden Männer schweigend aneinander vorbeigingen. Also Claude wußte es. Der Bankier mußte es ihm gesagt haben.



Michael hatte sich in seiner Verlegenheit dem Bild genähert. Aber plötzlich stockte sein Fuß, als wäre seine Brust von einer Bajonettspitze getroffen worden. Er blieb unbeweglich stehen und starrte auf das Gesicht des Germanen, blieb vielleicht eine halbe Minute stehen, weiß wie Königin Margeritas Marmortorso hinter ihm. Bis er sich plötzlich beim Klang von Herrn Switts Stimme umwandte, der, indem er hereintrat, mit scharfer Betonung sagte: „Sieh, sieh, sind Sie da, Michael?" „Ja."

Herr Switt hatte Platz genommen und füllte das ganze Atelier mit seiner Zungenfertigkeit und seinen Neuigkeiten. Adelsskjold sei ihm eben begegnet, er sähe aus, wie einer der Eisbären im Jardin des Plantes in der Sommerhitze. Ferner hätte er „die erste Dame der Republik" besucht, sie wäre bald ebenso verstaubt wie der Wahlspruch der Republik über dem Rathause „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit". Plötzlich zu Adelskjold zurückkehrend, sagte er: „Der Mann ist übrigens nicht ungefährlich. Es ist gar nicht unmöglich, daß er eines Tages etwas tut, was kein Mensch von ihm erwartet hätte." Der Meister, der, gedankenabwesend, die Pfeife zwischen den Zähnen hielt, sagte, während Michael abseits auf einem Stuhl saß, von wo aus er beständig den Germanen anstarrte: „Er hat hier gefrühstückt. Er schien betrübt." Herr Switt lachte und sagte: „Das will ich gern glauben." „Gib mir Feuer, Michael", sagte der Meister. „Ja." Michael erhob sich von seinem Platz — in seinen Augen lag ein Ausdruck wie in denen eines Kindes, dem etwas zertrümmert worden ist — und er brachte ihm Feuer. „Du zitterst," sagte der Meister. „Das tut die Jugend bisweilen," sagte Herr Switt und er stieß die Worte in demselben Ton, wie vorhin, hervor.

Michael machte eine halbe Wendung mit dem Kopf, aber, ohne zu antworten, ging er zu seinem Stuhl zurück, von wo aus er den brutalen Germanen sehen konnte. Er fühlte einen brennenden Schmerz in der Brust, einem sprengenden Knabenschmerz gleich, während sein Herz hämmerte, als wolle es gegen die Lehne des Stuhles schlagen. So dachte er also. Solche Meinung also hatte Claude von ihm. So lebte er in seinen Gedanken. Michael schloß die Augen, als fürchte er, daß die Tränen unter seinen Wimpern hervorquellen würden. Weshalb nur? Weshalb? Des Geldes wegen war es nicht. Claude dachte ja nie an Geld. „Adelsskjold habe einige Bilder verkauft," sagte Herr Switt.

Es war als erwache der Meister, der an diesem Vormittag in einer verborgenen Ecke seines Gehirns beständig rechnete, bei dem Wort „verkauft". „Vielleicht täte man gut daran zu verkaufen," sagte er. Herr Switt ließ seine Blicke durch den Raum schweifen. „Wird hier im Hause so viel verbraucht?" sagte er, „oder wird alles zu Vatel hingetragen?" Michael rührte sich nicht. Der Meister begann davon zu sprechen, daß ein Verkauf das Klügste, das einzig Richtige sei, ein großer Verkauf, ein einmaliges unter den Hammer-Bringen. Da war „Eros" und da war „Alkibiades auf dem Marktplatz". Da war der „Athener" und „Brutus, der Cäsars Schriften liest". „Aber auf alle Fälle," sagte er, „will ich den ‚Germanen' verkaufen." Er zählte alle seine Bilder auf, und er nannte ihre Preise, er, der

sonst nie von seinen eigenen Werken sprach. Er nannte Summen, häufte Hunderttausende auf einander, ließ das Gold in übergroßen Schätzungen glitzern, so wie es vor den Augen seiner Bauernvorfahren geflimmert haben mochte, als sie nach Kanada auswanderten.

Herr Switt, der kein Auge von Claude Zoret verwandte und ihn bewachte, als läse er auf seinem Antlitz mit Hülfe einer Lupe, sagte: „Du kannst natürlich ‚den Germanen' verkaufen. ‚Der Sieger' aber hat den größten Wert."

Michael hatte seinen Blick vom „Germanen" losgerissen, als wäre er plötzlich durch den Klang des vielen Goldes geweckt worden. Herr Switt, dessen Augen fast wie die eines Spielers funkelten, sagte: „‚Der Sieger' ist mindestens seine hundertundfünfzigtausend wert." Michael hatte, während er zuhörte, seinen Kopf in die Hände gestützt und starrte Claude Zoret mit einem plötzlichen Gefühl des Zornes an, das er selbst nicht verstand, mit einer zornigen Erbitterung, die sein ganzes Wesen gegen jenen Mann aufbrachte, der mit seinem Gold rasselte und in seinem eigenen Genie schwelgte, mit der Übertreibung des Genies. Seine schwindelnde Wut, die blitzschnell gekommen war, er wußte selbst nicht woher, steigerte sich dermaßen, daß er Lust verspürte jenen Mann zu rütteln, der dort auf seinem Sessel saß, so fern und hoch, wie auf einem Berg, während die Adern an seinen zitternden Händen, mit denen er sein Haupt stützte, anschwollen.

„Den Germanen werde ich gleich verkaufen," wiederholte der Meister wie einen Refrain. Da konnte Michael nicht länger ansichhalten. In einem Ton, den der Meister noch nie von ihm gehört hatte in dem Ton eines Feindes oder eines zu Tode Verwundeten, sagte er: „Bitte, es steht dir ja frei zu tun und lassen, was du willst." Eine Sekunde war es ganz still. Dann stand Herr Switt auf und der Meister sagte, während eine Blässe sein Antlitz überzog: „Ja, Michael, ich muß es tun."

Wieder war es still, so still, daß man das Wasser in den Bassins des Wohnzimmers plätschern hörte, bis Herr Switt mit seiner schnarrenden Stimme sagte, und leise auflachte: „Du könntest ja auch Auktion halten. Ebenso wie bei Zamikofs." Und zu Michael gewendet: „Haben Sie nicht im ‚Gaulois' gelesen, daß die Zamikofschen Güter administriert sind? Für die Fürstin ist das gleichbedeutend mit Bankerott."

Michael rührte sich nicht, nur die Pupillen in seinem weißen Gesicht erweiterten sich, wie aus Angst, während der Schweiß von seiner Stirn perlte. Der Meister betrachtete ihn einen Augenblick prüfend. „Ich will arbeiten," sagte er und erhob sich.

Michael wußte selbst nicht, was er gestammelt hatte, während er durch das Zimmer und hinaus gegangen war. Er wußte kaum, daß er sich unten auf der Straße in einen Wagen geworfen und dem Kutscher zugerufen hatte: „Fahren Sie schnell." Als wenn er mit Hülfe eines Pferdes zu ihrer Rettung hätte eilen können. Er dachte nur das Eine: Also hatten die Leute wahr gesprochen. Also hätte Monthieu recht gehabt. Also verhielt es sich wirklich so. So stand es

um seine arme, seine arme — seine geliebte Lucia. Und in derselben Sekunde trat der Gedanke an Unglück und Krach zurück und wurde völlig verdunkelt von seiner Sehnsucht, der Sehnsucht nach ihr, ihr allein. So übermächtig und stark wurde diese Sehnsucht in ihm, daß sie sein ganzes Sein erfüllte, wie eine Traube ein fast überfließendes Gefäß zu füllen vermag. Meine Lucia, meine teure Lucia. Menschen kamen auf der Brücke an ihm vorbei und er sah sie nicht. Das Pfeifen der Seine-Dampfer ertönte und er hörte es nicht. Nur sie sehen, sie in seinen Armen halten, ganz der ihre sein. Und plötzlich rief er dem Kutscher zu: „Fahren Sie schneller. Ich habe Eile.“ „Ja, Herr,“ sagte der Kutscher, und indem er sich auf dem Bock umwandte, sagte er zu Michael, den er vom Halteplatz an der Rue de Rivoli kannte: „Man fährt so mancherlei Leute, und alle haben sie es eilig.“ Michael mußte lächeln. „Ja,“ sagte er, „das ist wahr.“ Und plötzlich zur Wirklichkeit zurückgeführt, stieg das Geschehene wieder vor ihm auf: Die Administration, die Schuld, der Bankerott — der Skandal, der über Lucia hereinbrechen würde. Und in weniger als einer Sekunde durchliefen seine Gedanken, die mit den Pariser Verhältnissen vertraut geworden waren, alles das, was er nur zu gut kannte:

Interviews, Reporter, Zeitungen, Caféklatsch, Salongerede, der ganze lärmende Boulevard, alles schrie, hetzte, kläffte gegen Lucia an. Gegen Lucia. Aber es konnte nicht sein. Es durfte nicht sein — es sollte nicht sein. Er wollte ihr helfen. Und mitten in seinem Schmerz stieg es wie ein fast knabenhaftes Gefühl des Stolzes in ihm auf. Er wollte sie beschützen.

Der Wagen fuhr bei seinem Gartengitter vor und er sprang heraus. „Die Fürstin ist da,“ sagte der Diener, der sich im Vestibül erhob. „Gut,“ sagte Michael und zwang sich vor den Augen seines Dieners die Treppe langsam hinaufzusteigen. Im Wohnzimmer war sie nicht. Im Kabinett war sie nicht. Dann stürmte er die Wendeltreppe hinauf und sah Lucia auf seinem Bett liegen und ihm zulächeln: „Ich bin schon lange da,“ sagte sie und reichte ihm, wie sie zu tun pflegte, die Hand zum Kuß. Michaels Gedanken arbeiteten blitzschnell, während er verwirrt vor dem Bett stehen blieb, und die ungeheure Erleichterung wirkte wie ein Rückschlag, der seinen ganzen Körper zum Beben brachte.

Also war alles erdichtet, erlogen. Und er begann mit Lippen, die noch kalt waren vor Angst, ihr Haar, ihre Stirn, ihre Wange zu küssen, als wäre es ihre erste Begegnung — bis er sich, wie von einer plötzlichen Müdigkeit gelähmt, auf den Boden sinken ließ und auf dem Teppich, den Kopf gegen den Bettrand gestützt, sitzen blieb. Lucia lag ganz still und lauschte Michaels Atemzügen, die so tief waren, wie die eines Schlafenden. Dann sagte sie: „Wovon wurde beim Meister gesprochen?“ Michael bedachte sich eine Weile. „Von seinen Bildern.“ Michael brach jäh ab und indem es ihm war, als höre er Herrn Switts Stimme, sah er unwillkürlich zum ‚Sieger‘ hinauf.

„Von den Preisen seiner Bilder war die Rede.“ „Dann habt Ihr wohl im Golde geschwelgt,“ sagte Lucia. „Ja,“ sagte Michael, der die Augen nicht vom ‚Sieger‘ losreißen konnte. „Das muß angenehm sein,“ sagte Lucia, deren Augen

beständig an der rotbeleuchteten Zimmerdecke hingen. „Ja," ertönte Michaels Stimme. Wieder wurde es still, bis Michael den Kopf wandte und sagte: „Ich hatte übrigens einen furchtbaren Schreck." „Wieso?" fragte Lucia und sah auf ihn nieder. „Switt erzählte," sagte Michael und seine Angst wuchs von neuem bei dem Ausdruck ihres Gesichtes: „was in ‚Le Gaulois' gestanden hat." „Ja," sagte Lucia, ohne ihre Stellung zu verändern, „das ist leider wahr."

Michael hatte sich auf seine Knie erhoben und stützte sich mit den geballten Händen auf die Bettkante: „Was sagst du?" „Daß es wahr ist." Und plötzlich fing Lucia an zu weinen, ohne ihre Stellung zu verändern, ein stilles, krampfhaftes Weinen, das ihren Körper und das Bett, auf dem sie lag, zum Beben brachte. „Lucia, hör' doch, Lucia." Michael war aufgesprungen, aber er berührte sie nicht. „Weshalb hast du es mir nicht gesagt? Weshalb hast du mir nie ein Wort davon gesagt?" Und als ob diese eine Frage das ganze Unglück und dessen Lösung enthielte, fuhr er fort dieselbe zu wiederholen, verwirrt und verzweifelt, während er im Zimmer auf und abschritt, seine Hände gegen die Augen gepreßt.

„Weshalb sollte ich es dir sagen?" sagte Lucia und richtete sich halb auf, „was konnte es nützen?" Sie weinte wieder. „Und glaubst du nicht, daß ich eines Ortes bedürfte, wo niemand etwas davon wußte, und wo ich Frieden haben konnte?" „Gewiß, gewiß . . ."

Lucia setzte die Füße zur Erde und saß auf dem Bettrand. „Was hat Herr Switt gesagt?" fragte sie und strich das Haar zurück. Michael hielt in seiner Wanderung inne. „Switt?" sagte er und beim Klang des Namens, sah er wieder zum ‚Sieger' hinauf. „Switt?" sagte er, und seine Stimme klang so seltsam, als käme sie von weit her. „Switt hat nichts weiter gesagt, als was im ‚Gaulois' stand."

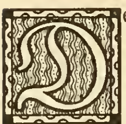
„Sieh mal," sagte Lucia, die sich erhoben hatte und sich gegen das Fußende des Bettes stützte. „es ist ja nur die erste Zeit, die überwunden werden muß. Später hilft uns der Kaiser sicherlich . . . wenn nur der erste Choc überwunden und alles wieder ins Geleise gekommen ist. . ." Michael stand noch auf derselben Stelle. „Es gilt vor allen Dingen sofort Geld zu schaffen?" „Ja." Michael rührte sich nicht. „Sofort Geld zu schaffen." Und blitzartig arbeiteten die Gedanken in seinem Hirn, ordneten sich, Glied um Glied, folgerichtig, zu einem Plan — einem ausführlichen Plan.

„Der Sieger." Er wollte ‚den Sieger' verpfänden. Nein, nicht verpfänden. Verkaufen wollte er ihn. Ihn auf Sicht verkaufen. Ihn in London unter der Bedingung verkaufen, daß er fünf Jahre magaziniert werden solle. Ja, das wollte er tun. „Wollen wir nach unten gehen?" fragte er. „Ja," sagte Lucia, „ich muß nach Hause." Sie stiegen die Wendeltreppe hinunter und gingen ins Wohnzimmer. „Adieu," flüsterte Lucia. „Adieu," antwortete Michael.

Lucia war fort, Michael stand und starrte auf seinen Schreibtisch. Es lebte nur der eine Gedanke in ihm: Er wollte noch heut Abend nach London reisen. Mit dem Nachtzug Calais-Dover. Den Verkauf ordnen. Den Verkauf mit Herrn Pinero

ordnen. Übermorgen wieder zurück sein. Es war, als betäube ihn der Entschluß, als handele er wie ein Schlafwandler. Der Diener erschien auf sein Klingeln. Michael sagte: „Packen Sie mir meinen kleinen Koffer. Ich will heute Abend fortreisen." Und gleich darauf fügte er hinzu: „Niemand braucht es zu wissen." Der Diener verbeugte sich stillschweigend.

Michael speiste beim Meister zu Mittag. Er war lange nicht so vergnügt gewesen. Nach Tisch spielten sie Schach. Michael sagte während des Spieles: „Ich fahre morgen nach Versailles und bleibe drei Tage fort." Der Meister tat einen Schachzug. „Daran tust du recht," sagte er, „es ist hier auch viel zu heiß." ... Am Abend reiste Michael nach London.



Der Meister saß im Bibliothekzimmer an dem grünüberzogenen Tisch. Er las in dem aufgeschlagenen Heft wieder und wieder dieselbe Seite, während es krampfhaft durch seine geballten Hände zuckte. Als Charles Switt hereintrat, hob Claude Zoret den Kopf, und in dem Licht, das durch das breite Fenster drang, sah Charles Switt zum erstenmal, daß die weißen Streifen in des Meisters Bart sich verdichtet hatten. „Wer hat dies hier geschrieben?" fragte der Meister und hob die Hand. Switt betrachtete Claude Zorets zitternde Hand, deren Adern unter der Haut schwollen. „Ich weiß es nicht," sagte er, „und will es nicht wissen. Oder hast du es vielleicht selbst geschrieben und dadurch deine Selbstzweifel zu Papier gebracht?" Der Meister antwortete nicht und sah fort, während Charles Switt sein Antlitz betrachtete, das mit den niedergeschlagenen Augenlidern einer Maske glich, die seine Gedanken oder seine Furcht verbergen sollte.

Charles Switt sagte über den Tisch hinüber: „Ich begreife nur nicht, weshalb Herr Georges Pinero den Artikel in seiner Zeitschrift aufgenommen hat." Der Meister hob den Kopf. „Denn Herr Georges Pinero ist doch der Herausgeber, nicht wahr?" „Ja," antwortete Claude Zoret und starrte vor sich hin. „Und," sagte Switt und warf dem Meister einen raschen Blick zu, „er ... verkauft doch deine Bilder?" „Ja," sagte der Meister und rührte sich nicht.

Eine geraume Zeit verging, ohne daß einer von ihnen sprach. Claude Zoret heftete seine Blicke wieder auf das Buch und las wieder dieselben Zeilen. Es war, als würden die Buchstaben unnatürlich groß und so deutlich, wie die Zeichen einer Eisenschrift auf Marmor. „Derjenige, der nüchtern durch den Lichtnebel zu sehen vermag, mit dem der Weltruf, oder besser gesagt, die Reklame zweier Weltteile Claude Zorets Bilder umhüllt hat, wird zu der Erkenntnis gelangen, daß auch in der Kunst alles eine ewige Wiederholung ist. Denn ebenso wie die Napoleon-Mythe ihren David hatte, ebenso hat jetzt die Mythe des Hellenismus ihren Claude Zoret und beide sind von einer verblüffenden Ähnlichkeit. Beider Kunst ist Theatermalerei und Herr Claude Zoret wird sich mit dem Ruhme eines Alma Tadema begnügen müssen." Charles Switt beobachtete den Meister, während er las, aber das wachsgleiche Antlitz bewegte sich nicht und die Augen waren beständig auf das Buch

gerichtet. „Will man wissen, wie weit Mr. Claude Zoret sich vom wirklichen Leben entfernt hat, braucht man nur sein letztes Werk, ein Porträt der Fürstin Z. zu betrachten. Das Porträt ist jederzeit ein gesunder Maßstab dafür gewesen, ob ein Künstler für das Leben empfänglich ist und inwieweit seine Wiedergabe desselben echt ist oder nicht. In Mr. Claude Zorets letztem Werk aber ist auch nicht ein einziger echter Pinselstrich und nicht eine einzige unverfälschte menschliche Farbe. Prinzessin Z. ist nur eine Theaterprinzessin mehr, in seiner großen und bestechenden Theatergalerie. Nur die Augen bilden eine Ausnahme und — so unwahr wirkt das Übrige — man möchte darauf schwören, daß diese Augen von einer anderen Hand gemalt sind. Die lebenswahren Augen wirken in diesem gemalten Gesicht, wie die lebensprühenden Augen eines Menschen hinter einer Maske."

Claude Zoret hob seinen Blick und starrte stumpf vor sich hin. Die Kaminuhr hob zum Schlage aus. Und wieder wurde es still. Dann sagte Charles Switt: „Claude, wer kennt die Geschichte von den Augen der Zamikof?" „Sie." Es wurde wieder still, bis Switt zum Meister hinübersehend, sagte: „Und er." Es ging wie ein Zittern über des Meisters Lippen, aber er rührte sich nicht. Charles Switt aber sagte, und er richtete plötzlich seinen noch immer geschmeidigen Körper höher auf: „Er (er wollte eigentlich „Michael" gesagt haben, aber es wurde zu „er") redet in der letzten Zeit Nachteiliges über dich, sowohl über dich wie über deine Bilder." Der Meister antwortete nicht. Switt fuhr fort: „Wer viel Unrecht hat, wird stets noch mehr Unrecht begehen." Der Meister antwortete noch immer nicht. Deutlich hörte man das Ticken der Uhr, bis Charles Switt wieder sagte: „Einer muß dir wohl die Wahrheit sagen, und die Wahrheit ist, daß — —"

Die gelbe Haut des Meisters wurde weiß, während er sagte, und es klang fast wie ein Schrei: „Charles, halt ein." Switt antwortete, während er sich in die bebende Lippe biß: „Ich werde schweigen." Aber der Meister setzte Switts angefangenen Satz fort: „Die Wahrheit ist — und er lachte — daß Du Michael von jeher gehaßt hast." „Hm." „Ja," sagte der Meister und er sprach heftig, als wolle er sich gegen andere, oder vielleicht gegen sich selbst verteidigen, „Du haßt ihn und hast ihn vom ersten Tage an gehaßt."

„Und weshalb?" fragte Switt, der sich plötzlich erhob. Auch der Meister war aufgestanden. „Weshalb Du ihn mit deinem Haß beehrst?" sagte er und sie sprachen beide, als schlügen die Flammen eines Feuers, das jahrelang geglüht hatte, durch ihre Worte: „Weshalb? Wenn Du mich fragst, will ich es Dir sagen. Denn ich weiß es ebenso gut wie Du. Du hast ihn all diese Jahre gehaßt, weil er hineingeschlüpft ist, wo er nicht hineinschlüpfen sollte und durfte — weil er in mein Leben eingedrungen ist, wo niemand anders eine Rolle spielen sollte, als Ihr oder als Du." Der Meister stand hochaufgerichtet vor dem Tisch. Charles Switt bewegte die Lippen zu einer Antwort. Aber Claude Zoret schlug mit der Hand auf den Tisch. „Laß mich ausreden. Ich spreche nicht oft, und was ich sage, ist wahr. Also höre."

Und plötzlich begann er zu reden, wie einer, der eine große Abrechnung hält

und Summe um Summe und Kolonne nach Kolonne ins Treffen führt, während Charles Switt sich gegen die Tischkante stützte, wie gegen eine Schranke. „Als ich jung war, nahmt Ihr von mir Besitz — vier, fünf Stück, die Ihr damals waret. Ihr fandet mich und Ihr legtet Beschlag auf mich. Ihr hattet mich entdeckt. Ihr rühmtet mich. Ihr schufet meinen Ruf und nahmt von mir Besitz.. Und als ich „berühmt" geworden war, hieltet Ihr Wache über mich, und sperrtet mich ein und bildetet einen Kreis um mich, bis der Kreis zu einer Mauer geworden war. Und hinter dieser Mauer durfte ich sitzen und meine Farben mischen und malen — als der Bauer, der ich war. Ja, — der Meister erhob seine Stimme, — als der Bauer, der ich war. Denn für Euch wurde ich nie etwas anderes als ein Bauer, der malen konnte . . ." Charles Switts Augen schossen Blitze. „Und der das, was er malte, gut verkaufte." „Ja, Du hast recht, der das, was er malte, gut verkaufte." — und der Meister preßte die Faust gegen die Brust — „denn ein Bauer bin ich und bleibe ich. Aber" — und Claude Zoret sprach wieder langsam, wie jemand, der zusammenzählt —: „Ihr hieltet mich gefangen, Ihr, Pariser, die Ihr wart, Ihr, die Ihr das Leben kanntet, Euch Liebhaberinnen hieltet, das Leben genosset, während ich, der Bauernbursch, der Lebensdumme, nur malte — hinter Schloß und Riegel und Mauer und Berg saß und nur Genie hatte und Euren Weg bahnte und Euch doch stets ein Fremder blieb und mein Leben in Einsamkeit verlebte."

„Mit Deiner Frau," sagte Switt. Der Meister schwieg einen Augenblick: „Ja," sagte er dann, „mit meiner Frau — — — die mir eine Fremde geworden war durch Euren Spott." „Das eine Mal, das einzige Mal, als ich eine Statue meißelte, meißelte ich das Teuerste, das mir zertrümmert worden war . . . Und Ihr, Ihr hattet es mir zertrümmert."

Charles Switt hob den Kopf. „Wirklich?" sagte er. „Glaubst Du das wirklich?"

Es herrschte einige Sekunden Schweigen, während Claude Zoret hin und her schritt, bis Charles Switt halblaut sagte: „Und weshalb sollten wir alles das getan haben?" Der Meister wandte sich jäh. „Weil Ihr eine Schar waret, die vorwärts wollte. Ihr wußtet es vielleicht selbst nicht, aber es war so. Ihr mußtet Platz haben. Und eine Schar, die Platz haben will, bedarf eines Wimpels oder einer Fahne. Darum wurde mein Name Euer Fahnentuch. Und niemand anders durfte es tragen und kein anderer durfte Teil daran haben. Und es durfte über niemand anders wehen als über Euch, die Ihr Euch als Eigentümer aufspieltet." Charles Switt machte einige Schritte und sagte nur: „Du sprichst ungewöhnlich viel heut." „Ja."

Der Meister nickte zweimal. Charles Switt aber sagte und betrachtete seine Hände. „Und alles das hättest Du dir dreißig Jahre lang von uns bieten lassen? Glaubst Du das wirklich selbst?" Claude Zoret sah ihn an. „Ja, das habe ich mir bieten lassen." Charles Switt hob seinen Blick. „Solch energischer Mann wie Du bist?" Claude Zoret machte eine Bewegung mit der Hand. „Ja, das

konnte ich mir denken, daß Du jetzt die Bauernzähigkeit und den Eisenwillen und das Rückgrat, das sich nicht beugen läßt und was der schönen Dinge mehr sind, ins Treffen führen würdest. Du, der doch wie kein anderer weiß, woraus meine Energie besteht, und daß sie nur das Stahlnetz über meinem todesmüden Antlitz ist. Todesmüde — denn das bin ich während der letzten fünfzehn Jahre gewesen. Todesmüde von dem Wettlauf mit mir selbst. Nicht mit den anderen, denn die wandeln andere Bahnen. Aber todesmüde von dem Wettlauf mit mir selbst, um das Große zu schaffen, und nach dem Großen das Größere, und nach dem Größeren das Größte — das ich nie erreichen werde." Claude Zoret starrte ins Weite. „Einst habe ich einen großen Traum geträumt. Was spricht die Welt immer von Adel und von alten Geschlechtern? Weshalb nicht von den Bauern an der Quelle, die seit dreihundert Jahren denselben Boden in demselben Kirchspiel gepflügt haben? Mir hat einst davon geträumt, daß nach der großen Niederlage, ein Mann aus Frankreichs Boden, aus Frankreichs erdigem Grund hervorwachsen und Frankreichs Namen ewig machen würde. Mein Traum war zu hochfliegend."

Der Meister schwieg. Charles Switt aber flüsterte: „Ich kannte Deinen Traum." Claude Zoret richtete seine Augen auf ihn. „Ja, Du kanntest ihn. Und Du warst froh, daß Du ihn kanntest. Denn dadurch hattet Ihr mich, wie Ihr mich haben wolltet: gebunden, gefesselt, fest genagelt — wie der von Golgatha fest genagelt war — an das Unerreichbare." Claude Zoret hielt inne und strich sich mit der linken Hand über die Augen. „Und so wurde ich der Mann, der nur malen konnte und doch nie das Höchste erreichen wird." Es war einen Augenblick still, bis Charles Switt sagte: „Und weshalb sollte es Dir nicht gelingen ‚das Höchste' zu malen?" Der Meister nickte mit dem Kopf. „Weil ich es nie erlebt habe, und weil ich nicht einmal so leben durfte, daß ich es auch nur gesehen hätte." Charles Switt antwortete nicht. Ein Zucken ging über sein Antlitz.

„So," sagte Claude Zoret und atmete tief, „jetzt habe ich gesprochen...." Und nach einem kurzen Schweigen: „Als ich dann aber alt geworden war, kam Michael in mein Leben." Charles Switt hob den Kopf. „Das heißt, Du zogst ihn in Dein Leben." „Zog?" Charles Switt sah dem Meister in die Augen. „Was ich gesagt, nehme ich nicht zurück." Der Meister erwiderte seinen Blick. „Und Du haßtest ihn, weil er kam." Über des Meisters Antlitz legte es sich wie eine plötzliche Müdigkeit. Plötzlich aber fragte er kurz:

„Was hat Michael gesagt?" Ein eigenartiges Lächeln huschte über Switts Gesicht. „Er hat allerlei gesagt und an verschiedenen Orten." „Was hat er gesagt?" fragte der Meister wieder. „Wenn Du es durchaus wissen willst," sagte Switt, dessen Blick an dem grünen Fußteppich hing, „so sagte er neulich auf dem Fest in Poissy, daß es wohl keinen Zweck hätte, Dich in dieser Zeit aufzusuchen, denn Du wärst seit zehn Tagen total betrunken."

Es war, als liefe Blut über des Meisters Antlitz hin und sein ganzer Körper wurde wie von einem mächtigen Ruck erschüttert. Aber er zwang sich zur Ruhe

und sagte nur ein wenig heiser: „Vielleicht war es wahr." Auch Switt war rot und wieder blaß geworden. „Verzeih mir," sagte er und vermochte nicht seine Augen zu erheben. Der Meister antwortete, abgewandt, ebenso leise wie er: „Ich habe nichts zu verzeihen."

Und indem er plötzlich auf Switt zuging, seine Hände ergriff und so fest drückte, daß es fast schmerzte, sagte er und konnte kaum sprechen: „Es ist an dir zu verzeihen. Du bist dennoch treu — treu wie dein Volk." „Claude." Sie standen beide schweigend, abgewandt, jeder an seinem Platz.

Dann sprach Switt und die Stimme versagte ihm fast den Dienst: „Claude, Claude, ich bitte Dich, laß den Knaben gehen." Der Meister antwortete nicht gleich. Switt konnte sein Gesicht nicht sehen. „Nein, Charles," sagte er dann, und der Freund erkannte seine Stimme kaum wieder. „Ein Bauer will nicht kinderlos sterben."

Sie saßen sich lange gegenüber. Keiner von ihnen sprach. Zwei Tränen waren Charles Switts Wangen hinabgeflossen. Sie richteten sich beide auf, als der Majordomus die Tür öffnete und den Kunsthändler, Herrn Leblanc, meldete.

„Ich lasse bitten," sagte der Meister und stand auf. Als Jacques fort war, fragte Herr Switt: „Willst Du ihn jetzt empfangen?" „Ja, weshalb nicht?" fragte der Meister und er faßte Switts Hand von neuem mit einem heftigen Druck. „Adieu Charles."

Als Herr Switt gegangen war, zog Claude Zoret die schweren Vorhänge halb vor das große Fenster und ging durch eine Seitentür in sein Ankleidezimmer. Vor dem Spiegel wusch er sein Gesicht mit zwei Essenzen, die er in einer Kumme gemischt hatte, und während er sich selbst betrachtete, bürstete er langsam seinen Bart, so daß die weißen Streifen schmäler erschienen. Dann kehrte er in das Bibliothekzimmer zurück, wo Herr Leblanc vor dem einzigen Gemälde des Raumes stand, vor einem Corot, auf dem der Herbststurm einem Riesenbaum die letzten Blätter raubt. „Das ist ein herrliches Bild, Meister," sagte er und schlug die Hacken zum Gruß zusammen, während er auf das Corotsche Gemälde zeigte. „Die Corots sind nicht mehr für Geld aufzutreiben. Mr. Pinero (Herr Leblanc ließ seine Augen einen Moment auf dem Meister ruhen, Augen, die wasserblau waren, aber die jeden Augenblick die Farbe zu wechseln schienen) Mr. Pinero hat, wie man sagt, einen Corot an der Hand. Aber, nicht wahr, man erfährt, was ein Mann an der Hand hat und weiß darum noch nicht, wie er es erworben hat."

Herr Leblanc, der seine Augen niedergeschlagen hatte, sagte, scheinbar ohne Zusammenhang: „Nur die Nachwelt urteilt gerecht."

Der Meister hatte sich bereits gesetzt, bevor er auf einen Stuhl zeigte. „Ich wollte mit Ihnen wegen ‚des Germanen' sprechen," sagte er. „Ich wünsche ihn zu verkaufen, Herr Leblanc." Eine Sekunde sah Herr Leblanc, der noch stand, auf den Meister herab. „Sie wollen ‚den Germanen' verkaufen, lieber Meister," sagte er. „Was Sie sagen. Das ist ja brillant. Das habe ich gar nicht geahnt

(Herr Leblanc glitt wie ein Aal durch alle Tonarten der Sprache). Das hätte ich nie geglaubt.... Das trifft mich völlig unvorbereitet." Der Meister antwortete nicht und Herr Leblanc fuhr fort, während sein Blick Mr. Pineros Zeitschrift streifte: „Lieber Meister, das ist vortrefflich. Sie wissen, daß ein Claude Zoret die Wünschelrute für meine Firma ist, das Hufeisen über der Tür. Und Sie wollen wieder einmal verkaufen — und bei mir verkaufen."

Herr Leblanc strömte über von Dankbarkeit, bis er plötzlich mit einem neuen Übergang fragte: „Und zu welchem Preis wollen wir ‚Cäsar' ansetzen?" Der Meister öffnete kaum die Lippen. „Ich habe nur einen Preis." „Gewiß, ich weiß, natürlich, Sie haben nur einen Preis, wie es sich gehört," sagte Herr Leblanc.

Aber plötzlich hob er seinen Blick, der voll Bewunderung schien, zum Meister auf und sagte: „Aber, nein, für den ‚Cäsar' setzen wir einen höheren Preis an. Wissen Sie, man muß immer der Klügere sein. In diesem Augenblick setzen wir einen höheren Preis an. ‚Cäsar' hat außerdem...." „‚Der Germane'", verbesserte der Meister. „Richtig, ‚der Germane'.... der Germane, der Cäsar verwundet, hat außerdem ein ganz besonderes Interesse. Ich meine, lieber Meister, man könnte fast sagen, das Bild bedeutet einen Wendepunkt, ich meine.... eine Phase in der Produktion des Meisters." Herr Leblanc bewegte seinen kleinen Finger mit einer eigenartigen Bewegung über das grüne Tuch des Tisches, als stecke er Nadeln auf ein Kissen. „Und außerdem," sagte er, „muß das Genie vor allen Dingen seinen Preis behaupten."

Der Meister antwortete, ohne sich zu rühren: „Sie verstehen mehr vom Handel als ich." Herr Leblanc hob seine treuherzig bewundernden Augen. „Lieber Meister, man handelt nicht mit einem ‚Claude Zoret'. Man teilt der Kunstwelt die Chance mit, nicht wahr, und die Käufer melden sich." „Aber," fuhr er fort, „lassen Sie uns einen höheren Preis ansetzen." Und wie mit einem Entschluß setzte er hinzu: „Dann können wir auch mit uns handeln lassen." Der Meister sah ihn an, während seine Augenbrauen plötzlich zitterten. „Sie irren sich," sagte er, „ich lasse nicht mit mir handeln."

„Bester Meister," sagte Herr Leblanc, der unausgesetzt von Tonfall zu Tonfall glitt. „Sie müssen doch Scherz verstehen. Selbstverständlich wird dieser Fall nie eintreten. Die Käufer werden herbeiströmen. Der Trocadero würde all die Menschen nicht fassen können, wenn wir ‚den Germanen' dort zum Verkauf ausstellen würden — obgleich die Zeiten schlecht sind...." Claude Zoret hatte die Hand auf dem Tisch zur Faust geballt. „‚Der Germane' kann nach England gehen," sagte er. „Natürlich," antwortete Herr Leblanc und betrachtete angelegentlich den grünen Tisch, „er könnte nach England gehen.... er könnte vielleicht nach England gehen...." „Aber?" sagte Claude Zoret und das eine Wort schlug dem Kunsthändler wie eine Zornesflamme ins Gesicht.

„Ja, lieber Meister," sagte Herr Leblanc und hielt die ausgespreizten Finger vor sich auf dem Tisch. „Ich bin ehrlich, nicht wahr, ich bin immer ehrlich.... Ich meine nur, eine Atmosphäre kann heiß sein, nicht wahr, und eine Atmosphäre kann

lau sein. Ich meine damit nur, daß jeder Augenblick, wenn ich mich so ausdrücken darf, den Künstler und seinen Namen mit einer bestimmten Atmosphäre umgibt. Ein Augenblick kann günstig sein, nicht wahr .... und ein anderer...." Der Meister hob den Kopf. „Erscheint dem Krämer ungünstig, ich verstehe. Aber ich glaube kaum, daß gewisse Schreibereien eines Mr. Pinero an Claude Zoret rütteln können...."

Herr Leblanc fiel ein: „Ich habe keine Sekunde daran gedacht.. Ich habe gar nichts gelesen...." „Möglich. Das interessiert mich auch nicht. Aber eben auf Grund dieser Schreibereien, Herr Leblanc, wünsche ich den ‚Germanen' zu verkaufen — und zwar sofort. Was den Preis anbetrifft, so bleibt er der gewöhnliche." „Wie Sie wünschen, Meister," antwortete Herr Leblanc.

„Wir pflegen sonst mit weniger Worten zu verhandeln," sagte Claude Zoret. Und er machte eine Bewegung mit der Hand, als beendige er eine bewilligte Zusammenkunft. Aber Herr Leblanc schien diese Bewegung nicht gesehen zu haben. Denn Herr Leblanc blieb sitzen und sagte nach einer kurzen Pause:

„Dann benachrichtigen wir also unsere Agenten — überall. Es sind doch vier Weltteile, nicht wahr? Nach dem Erfolg in Melbourne kommt auch Australien noch hinzu. Lieber Meister, ‚der Germane' wird innerhalb acht Tagen verkauft sein — obgleich wir jetzt auch ‚den Sieger' als Konkurrent haben...."

Der Meister schien nicht gleich zu begreifen. Dann trat, jäh, ein Ausdruck in seine Augen, wie in die eines Radfahrers, der sich plötzlich rettungslos einem ungeahnten Abgrund gegenübersieht, während seine Gedanken stocken. „‚Der Sieger', ‚der Sieger' verkauft — — —" Mit einer gewaltigen Willensanstrengung streckte er seinen Arm, der schwer wie Blei war, nach seiner Pfeife auf dem kleinen Tisch aus. Aber er verlor die Pfeife, weil er sie doppelt gesehen hatte, und sie fiel zur Erde. Herr Leblanc, dessen treuherzige Augen, plötzlich wie Stahl so blank geworden waren, wollte sich bücken, um sie aufzunehmen. Aber der Meister hatte sie schon ergriffen. „Danke," sagte er und machte einige Schritte, bis er stehen blieb, das Gesicht der vorgezogenen Gardine zugewandt.

Herr Leblanc ließ, während er sprach, seine Stahlaugen unablässig auf seinem Rücken ruhen. „‚Der Sieger'," sagte er, und er schien geschäftsmäßig zu sprechen, während er trotzdem jedes Wort wie eine Kugel formte, „ist ja von dem Besitzer auf Sicht verkauft worden, um fünf Jahr in London magaziniert zu werden. Aber nicht wahr, lieber Meister, seien wir aufrichtig — was bedeutet heutzutage eine Verpflichtung, nicht wahr.... und was besagen fünf Jahre in einem Kontrakt für einen Mann, der Geld machen will, und sich die augenblickliche Verlegenheit eines jungen Mannes zunutze macht? Mr. Pinero hat ‚den Sieger' gleich auf den Markt geworfen."

Der Meister rührte sich nicht. „‚Der Sieger', ‚der Sieger', sein Geschenk, verkauft." Atemlos vor Schmerz hatte er seine Lippen geöffnet. Dann preßte er die Zahnreihen wieder aufeinander, so daß die Spitze der leeren Pfeife von seinen Bauernzähnen durchbissen wurde. ‚Der Sieger' verkauft, ‚der Sieger', sein Geschenk, von Michael verkauft.

Herr Leblanc sprach weiter: „Und die Herren wissen, daß sie nichts dabei riskieren. Gar nichts, nicht wahr? Jedenfalls nichts im Verhältnis zu ihrem Gewinne, das ist das Unglück. Die Herren brechen einen Kontrakt, und alles, was man ihnen dem Gesetz nach anhaben kann, ist einen Prozeß gegen sie anzustrengen, einen ganz gewöhnlichen Prozeß." Der Meister antwortete nicht, hörte vielleicht gar nicht zu. Herr Leblanc aber fuhr fort zu sprechen, während er sah, daß Claude Zorets Schultern unter seiner Kleidung zitterten, wie man ein Tier, das gepeitscht wird, unter der Haut zittern sehen kann. „Und nicht wahr, was wird durch einen Prozeß gewonnen? Das wissen diese Herren. Der würde vielleicht für uns selbst — in einer Angelegenheit wie diese es ist — am unangenehmsten werden, nicht wahr? Und das wissen diese Herren."

Herr Leblanc hielt inne. Die Stille, die eintrat, als er schwieg, weckte plötzlich den Meister, und er machte eine Bewegung mit der Hand, als wolle er seinen eigenen Schmerz knebeln. „Nein, diesem Wicht gegenüber wollte er sich nicht verraten. Er sollte nie sein wahres Antlitz zu sehen bekommen."

Aber noch wandte er sich nicht um. Er fürchtete seine Blässe und war seiner Stimme nicht sicher. Und er wußte nicht, ob der Mann nicht noch mehr zu sagen hatte. Aber nein, er schien fertig zu sein.

Claude Zoret ballte die Hände, als wolle er sich selbst in seinen Fäusten tragen, und plötzlich wandte er sich um, und sein Gesicht war ruhig. „Wer hat zuletzt ‚den Sieger' an der Hand gehabt?" fragte er, und seine Stimme klang, als spräche er mit seinem Stallknecht. „Lieber Meister, Mr. George Pinero hat ihn gehabt — die ganze Zeit über." Herr Leblanc verwandte seine funkelnden Metallaugen keine Sekunde vom Meister. „Darum, nicht wahr," sagte er, „ist ‚der Sieger' auch wohl dem Tadel in Mr. Pineros Zeitschrift entgangen?" Und als wolle er Mr. Pinero höhnen, zitierte er, was er, seiner eigenen Aussage nach, nicht gelesen hatte. „Darum ist wohl ‚der Sieger' das einzige geniale Werk eines bedeutenden Talents? Teurer Meister, so handelt — ein Engländer."

Einen Augenblick starrte der Meister in die leere Luft. Dann begriff er. Endlich, begriff er. (Und er hob die Hand wie zum Schlage und wußte nicht, ob er ihn gegen den richten wollte, der ihn verraten hatte, oder gegen den, der den Verrat hinterbrachte.) Also Michael, Michael hatte seine geheimsten Selbstzweifel über das Meer getragen und sie in einer fremden Sprache verraten — als Zugabe zu seinem Handel.

„Ja," sagte Herr Leblanc, als der Meister nicht sprach, treuherzig, als setze er seinen Gedankengang von vorhin fort: „Es gibt Verbrechen, die nicht bestraft werden können." Die Lippen des Meisters waren weiß, als hätte sein Herz plötzlich mit einem Zuge alles Blut seines Riesenkörpers eingesogen.

Plötzlich aber sagte er und er sprach kurz und klar wie ein Feldherr, der während der Gefahr seinen Adjutanten ausfragt und seine Befehle erteilt: „Wo ist ‚der Sieger' jetzt?" „Herr Pinero hat ihn nach Paris gebracht." „Wo ist er?" „Bei Herrn Petit." „In der Rue Blanche." „Ja." „Gut."

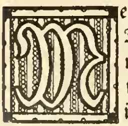
Claude Zoret machte zwei Schritte. „Dann kaufen Sie ihn zurück." „Zurück?" Leblancs Augen hatten ihre stahlartige Farbe verloren und sein Blick glitt zur Seite, während er von seinem Stuhl aufstand. Der Meister nahm vor seinem Tisch Platz. „Sie haben ganz recht," sagte er, „ich hatte nicht bedacht, daß ‚der Sieger' am Markt ist. Und ‚der Sieger' und ‚der Germane' dürfen nicht gleichzeitig ausgeboten werden." Er legte seine flache Hand so fest auf den grünen Tisch, als wäre sein krampfhaft gestreckter Arm ein Pfeiler, zur Stütze seines eigenen Körpers errichtet.

„Ich will," sagte er, „daß ‚der Germane' zuerst verkauft wird und der Preis soll nicht gedrückt werden." Herr Leblanc murmelte eine Antwort. „Darum kaufen wir ‚den Sieger' zurück. Sie kaufen ihn für einen fremden Namen und zwar sofort."

Mit seiner schweren Hand stellte Claude Zoret eine Anweisung aus. „Der Preis ist gleichgültig." „Bitte," sagte er und schob die Anweisung über den Tisch. Herr Leblanc nahm sie, mit seltsam zuckenden Fingern. „Natürlich," sagte er ganz ohne Sinn.

Der Meister fragte: „Wann kann der Handel abgeschlossen sein?" Herr Leblanc, der vor dem Tisch stand, mit auf die Seite gelegtem Kopf wie ein Kontorist, der wartet, sagte: „In zwei Stunden." „Gut. Dann lassen Sie das Bild hierher bringen." „Ja, Meister." „Adieu." „Adieu," sagte Herr Leblanc, der sich gleichsam zweimal vor der Tür umdrehte. „Adieu."

Herr Leblanc ging hinaus und die Tür wurde geschlossen. Als er allein war, wollte der Meister sich erheben. Aber plötzlich fiel er vornüber, wie ein entwurzelter Baum, zweimal schwankend, bevor er über den Tisch fiel. Aber, sich an der Tischkante festhaltend, bezwang er sich und richtete sich von neuem auf. Er schleppte sich durch das Zimmer und in einer Ecke desselben setzte er sich nieder, nieder auf den platten Boden, mit ausgestreckten Beinen, so wie seine Bauernväter auf der nackten Erde gesessen hatten. Sein Haupt war auf die Brust herabgesunken und seine Schultern hingen schlaff herab. Die Hände lagen so matt im Schoß, als sollten sie nie mehr ein Werkzeug umfassen. Nur sein Herz fühlte er, das wie ein blutrotes Eisen in seiner Brust brannte.



eister, Meister." Der Majordomus schlug gegen die verschlossene Tür. Der Meister erhob sich und öffnete Jacques die Tür, der mit verstörtem Gesicht auf der Schwelle stand. „Was gibts?" fragte der Meister. Der Majordomus stammelte. „Herr Leblanc ist wieder da ... Herr Leblanc — — — mit dem Bild." „Es ist gut."

Der Meister stand hochaufgerichtet mitten im Zimmer: „François soll es sofort zu Herrn Michael hinüberschaffen. Und in einer halben Stunde soll vorgespannt werden." „Ja, Meister," murmelte der Majordomus. „Und mach' ein Halbbad zurecht," sagte der Meister und wandte sich ab. Jacques zitternde Hände fanden

den Türgriff nicht gleich, als er hinausging. Der Meister blieb einen Augenblick unschlüssig stehen. Mit seinen müden Augen und schlaffen Schultern machte er den Eindruck wie ein Wanderer, der in einer neuen und unbekannten Gegend nicht mehr weiß, wohin er seine Schritte lenken soll. Dann ergriff er die Zeitschrift und legte sie fort, ohne ihr einen Blick zu schenken, mit einer Bewegung, als verbrenne er seine großen Hände an dem Heft. Er klappte das Tintenfaß zu und legte die Feder darauf, wie ein Mensch, der aufräumt, oder wie einer, der mit etwas abgeschlossen hat, das nie wiederkehrt. Plötzlich war es ihm, als sähe er Michael vor sich — wie er so manchen Abend in den ersten Jahren, lesend an diesem Tisch gesessen hatte, den Kopf unter der Lampe gebeugt, Stunde nach Stunde in derselben Stellung. „Michael," hatte er gerufen. Michael rührte sich kaum: „Ja." „Du liest und liest." „Ja." „Aber wozu?" „Ja — a." „Aber wozu?" hatte er wieder gefragt. Und Michael hatte ihn angesehen und geantwortet: „Ich muß doch das alles wissen — alles das, wovon Ihr immer sprecht." Und er hatte weitergelesen, die Hände in den Haaren vergraben, wie ein Knabe, der „Die drei Musketiere" liest.

Des Meisters Ausdruck veränderte sich. „Er war eigentlich fleißig gewesen während der ersten Jahre und hatte sich viel gelehrt ... viel und mancherlei, Arbeitskraft besaß er, das hatte Monthieu immer gesagt." Der Meister atmete tief: „Ja, Kraft, Kraft besaß er. Aber vielleicht arbeitete er jetzt, vielleicht malte er. Er wollte doch erst sehen, ob er nicht etwas gemalt hatte."

Der Meister stützte sich gegen den Rand des Tisches, als wäre er von einer weiten Wanderung ermüdet. Er setzte sich in seinen Stuhl und während die Arme schlaff über die Seitenlehnen herabhingen, gedachte er vergangener Jahre: wenn Michael hier gesessen und seine ganze „Berühmtheit" aus allen Zeitungen der Welt ausgeschnitten und mit Schere und Leim gewirtschaftet und laut gelesen und seine ewigen „Scrap Books" geordnet hatte. Wo mochten sie wohl hingekommen sein? Standen gewiß hier irgendwo auf den Borten. Rote Einbände hatten sie, dessen erinnerte er sich. Claude Zoret erhob sich und trat zu den Bücherborten: Richtig, da standen sie, eine ganze Reihe. Elf Stück ... Der Meister nahm einen Band heraus und schlug das Buch auf: Hm, das waren die Kritiken von jenem Sommer, als er in London ausgestellt hatte ... Ja, wie hatte Michael sich damals damit gefreut. Der Meister begann zu lesen. Er hatte sie selbst nie gelesen, alle diese Lobgesänge. „Aber es waren doch auch Leute darunter (Claude Zoret hatte sich gesetzt und fuhr fort zu lesen) Leute, die mit Verständnis urteilten, die erkannten, wer er eigentlich sei ... Männer, die verstanden, auf was es ankam ..."

Claude Zoret fuhr fort, die Blätter des Buches zu wenden, Seite um Seite, während Tränen in die seltsam erloschenen Greisenaugen traten, die auf den Buchstaben ruhten: „Claude Zoret steht in der heutigen Kunst stolz und allein da. Im Kampf um die große Schönheit hat er nur einen einzigen Waffengefährten: sein Genie." Die Tränen rannen des Meisters gelbe Wange hinab, wie Tau über ein

welkes Blatt, während er immer weiterlas. Plötzlich aber stand er auf und schob das Buch beiseite. Es war Jacques, der meldete, daß das Bad fertig sei. „Danke," sagte der Meister mit abgewandtem Gesicht, und als Jacques gegangen war, stellte er das Buch wieder an seinen Platz. Er ging ins Schlafzimmer, entkleidete sich und öffnete die Tür zum Baderaum. Er stieg die drei Stufen hinab und legte sich ausgestreckt in das lauwarme Wasser der marmornen Wanne. Es war, als besänftige das Bad einen Schmerz in seinem Körper, oder als löse es eine Müdigkeit, die ihm in allen Gliedern saß.

Man müßte immer malen — malen und nichts als malen, bis der Tag käme, an dem der Pinsel der toten Hand entfiele. Der Meister hob seine Augen und sie fielen auf die Marmorfriese des Baderaumes. Wie lange war es her, seit er sie beachtet hatte: Die badenden Römerkörper waren gut. Dubois hätte sich lieber an den Lehm halten sollen. Seine Farbe pflegte ihm stets unter dem Pinsel hinzusterben. Claude Zoret fuhr fort zu Paul Dubois Friesen hinaufzustarren. „Diese Römer hatten nur die Adern durchschnitten, mit einem Messer durchschnitten, und das Blut war in das lauwarme Wasser geflossen. Langsam in das Wasser geronnen." Der Meister schloß die Augen. Sein mächtiger Körper glich dem eines Flußgottes unter dem Wasserspiegel. „Und das Blut hatte das Wasser hellrot gefärbt und dann dunkelrot — ganz langsam, nach und nach."

Claude Zoret schlug die Augen auf. Es war, als erfreue sein Malerauge sich an der zunehmenden Farbe, der seltsamen und herrlichen Farbe des Blutes. Michaels Arbeiten wollte er sehen. Endlich würde er es wohl gelernt haben, ein ganzes Weib zu malen. Der Meister erhob sich aus dem Wasser, und vor dem Spiegel trocknete er seinen Körper. Er rieb seine starken Glieder tüchtig mit den rauhen und warmen Decken, und das Blut zirkulierte rascher durch seine Adern. Er wollte ihnen zeigen, daß er nicht tot sei, sondern lebe. Es war noch eine Wand im Luxembourg zu vergeben, mochte Herr David allein in seinem Louvre hängen bleiben.

Er kleidete sich an und ging ins Wohnzimmer. Auf der goldenen Treppe, die zum Atelier führte, blieb er stehen und blickte in den großen Saal hinein, als wolle er sein Eigentum messen und wägen, wie der Bauer seine Felder mit den zahlreichen Furchen der Saat überschaut und den Acker, den er bebaut und gepflügt hat. Er wollte weitergehen, als Jules den Wagen meldete. „Gut," sagte er und ging durch das Vestibül am Majordomus vorbei, in dessen Antlitz alle Falten zitterten, und nickte seinem Kutscher zu, bevor er in den Wagen stieg.

Er fuhr durch den Hof der Tuilerien und über die Brücke. Er grüßte ruhig wieder, wenn er gegrüßt wurde. Er rief am Kai sein lautes „Gutentag" einem Buchhöker zu, dem er gelegentlich alte Stiche abkaufte, und rollte hochaufgerichtet in seinem Wagen weiter. Als er aber das Gitter vor Michaels Haus sah, erbebte er am ganzen Leibe, so daß er sich auf den Rand des Wagens stützen mußte, als er ausstieg.

Er durchschritt den Garten und klingelte an dem verschlossenen Haus. Der junge

Diener stürzte herbei, ganz weiß im Gesicht und so verwirrt, daß er kaum die Tür zu öffnen vermochte. „Ja, ich bin es," sagte der Meister.

Er ging ins Vestibül, wo er „den Sieger" an die Wand gelehnt stehen sah, in ein grünes Tuch gehüllt, und eine Blutwelle schoß ihm ins Gesicht. Der Diener, der seine Knie zittern fühlte, wollte die Treppe hinauflaufen. „Sie bleiben hier," sagte der Meister und sah ihn an. Die Adern an seiner Stirn waren wie Schriftzeichen geschwollen. Und der Diener blieb stehen, während der Meister an ihm vorbei, zu den Zimmern hinaufstieg. Er öffnete die Tür zum Wohnzimmer und trat ein. Er schaute umher von Wand zu Wand, als suche er das Bild, von dem er doch wußte, daß es nicht da sei. Er betrachtete das Zimmer des Shahs und er hob die Goldstickereien, als wolle er sie in seiner Faust wägen. Eine Sekunde zögerte er vor der Wendeltreppe. Seine starren Augen fielen auf die tanzenden Amoretten, die ihr Spiel mit den zierlichen Fackeln trieben. Dann stieg er hinauf. Er riß die Tür zum Atelier mit einem Ruck auf und blieb eine Sekunde auf der Schwelle des blitzblanken, schmucken Raumes stehen. Dann ging er hinein, und ruhig wie ein Taxator vor der Auktion, prüfte er die Skizzen an den Wänden, Stück für Stück, während seine Schulter hin und wieder gegen die Mauer sank, prüfte alle die Skizzen, die er kannte. Es waren keine neuen dazwischen. Keine. Aber er suchte weiter. Längs der Wände, hinter den Decken, längs der normannischen Kisten suchte er nach einer Studie, nach einer Skizze von Poisy, von St. Germain, von Versailles. Nach einer einzigen Studie nur von all den Orten, wo Michael gesagt hatte, daß er male. Aber es fand sich keine einzige. Michael hatte also die Unwahrheit gesprochen.

Wie ein gestürzter Ritter, der sich in seiner Rüstung vorwärtsschleppt, ging Claude Zoret langsam von Staffelei zu Staffelei und blieb vor den halbleeren Rahmen stehen, an denen nichts gearbeitet war. Plötzlich aber riß er die Palette von ihrem Nagel und wühlte mit seinem Daumen durch den Farbenstaub, als wühle er durch eine offene Wunde, die seinen eigenen Körper schmerzte. Auf einmal tappte er mit der Hand nach dem Arm des Kardinalstuhles und setzte sich nieder. Seine rechte Hand lag offen auf seinem Knie, als wäre ihr ein Stab entglitten. Er hob sein gesenktes Haupt und maß den Raum wie eine Brandstätte, während abgebrochene Klagen sich aus seiner Brust losrangen, wie das Winseln eines Hundes. Dann erhob er sich und seine stieren Augen betrachteten den Stuhl, auf dem er gesessen. Plötzlich aber sah er, dort, in dem goldenen Schnitzwerk der Rückenlehne, einige lange, blonde Haare und in einer Wut, die ihn wie eine Woge fortriß, während die Flüche der Bauernwirtshäuser sich aus seiner zusammengeschnürten Kehle hervorpreßten, riß er die Haare heraus, eines nach dem anderen und bedeckte sie, eines nach dem anderen mit den Wirtshausläſterungen seiner Bauernheimat.

Und von einer ziellosen Raserei übermannt, stürzte er sich auf den Florentiner, den ewigen Sänger, und packte ihn an der Kehle, als wolle er seinen singenden Bronzehals würgen. Plötzlich aber durch die Berührung seiner Hand

mit der kalten Bronze zur Besinnung gebracht, richtete er sich auf, und ging weiter. Er öffnete die Tür zum Schlafzimmer und er sah das seidengedeckte Bett und im Ankleidezimmer Prinzessin Zamikofs Unterröcke, die an einem Ständer hingen, und er klingelte.

Der Diener kam herein, mit seltsam geducktem Kopf, als erwarte er einen Schlag ins Gesicht. „Bring ‚den Sieger' herauf," sagte der Meister, der am Fußende von Michaels Bett stand. „Ja, Meister." „Der Kutscher soll mithelfen." „Ja, Meister." „Und bring eine Leiter." „Ja, Meister," antwortete der Lakai, vor dessen Augen es flimmerte. Der Meister blieb wartend auf derselben Stelle stehen. Sie kamen herein, das gewaltige Bild schleppend. „Jetzt die Leiter," sagte der Meister, der noch an derselben Stelle stand. Sie brachten die Leiter mit zitternden Armen. „Dort soll es hängen," sagte der Meister und hob seinen Arm, auf die Wand über dem Bett zeigend. „Habt Ihr Nägel?" „Ja, Meister." „Und einen Hammer?" „Ja, Meister." „Gut."

Der Meister stand noch immer unbeweglich. Der Diener stieg die Leiter hinauf. Aber der Hammer in seiner zitternden Hand wollte den Nagel nicht treffen. Der Meister stand auf derselben Stelle. „Was machst Du mit dem Hammer?" sagte er: „Schlag doch zu." Der Diener schlug zu. Er war in der Mauer auf Holz gestoßen, das so hohl klang, als schlüge er auf einen Deckel. „Schlag zu," sagte der Meister. „Ja, Meister," antwortete der Diener und der Hammer fiel wieder nebenbei. „Laß mich selbst," sagte der Meister: „Gib mir den Hammer."

Er stieg die Leiter hinauf und schlug den Nagel ein, als schlüge er ihn in einen Balken. „So," sagte er und stieg hinunter. „Hängt das Bild auf." Sie hingen es auf und sie stiegen hinunter, während der Meister unbeweglich am Fußende des Bettes wartete. „Gut," sagte er, „jetzt hängt es an seinem Platz." Und zum Kutscher gewandt, sagte er: „Wir wollen nach Hause, Denis." Der Meister ging durch das Haus und stieg in seinen Wagen.

Wieder fuhr er über den Kai, hochaufgerichtet auf seinem Sitz, die Arme gegen den Rand des Wagens gestützt. Die Schüler, die aus den staatlichen Kunstschulen kamen, grüßten ihn und entblößten ihre Häupter. So erreichte er die Brücke und Claude Zoret wandte den Kopf: in einem vorüberfahrenden Wagen sah er, hinter dem Fenster, wenige Meter von sich entfernt, Herrn de Monthieu über Frau Adelsskjold gebeugt, ihre Hand in der seinen.

Im ersten Moment begriff er nicht, er, der menschliches Gerede hörte und doch nicht hörte. Dann hatte er sich erhoben: aufrecht in seinem Wagen stehend, die Hände geballt, starrte er hinter Herrn Monthieus Wagen her, mit geöffneten Lippen, als wolle er einen Fluch ausstoßen.

Und während er sich wieder setzte, sprach er ins Blaue hinein, als müsse sein dumpfer und unerträglicher Schmerz sich Luft machen und einen Gegenstand haben, gegen den er sich auslassen konnte, sprach so laut, daß der Lärm des Wagens seine Stimme kaum übertönte — eine Flut von Schmähworten gegen Monthieu und seine Geliebte, seine Buhlerin aussendend.

Er fuhr durch den Hof der Tuilerien, und plötzlich wurde er wieder ruhig, als ob die Steinmassen der Paläste ihn bezwungen und zur Ruhe gebracht hätten. Er kam nach Hause und im Vestibül grüßte er den Majordomus mit einem Nicken des Kopfes. „Laß anrichten," sagte er, und ging hinauf.

Der Majordomus meldete, daß das Mittagessen warte, und der Meister setzte sich zu Tisch. Der Majordomus machte selbst die Aufwartung, trug die Gerichte auf und wieder hinaus. Der Meister aß, wie einer, der vierundzwanzig Stunden lang gehungert hat. „Bring mehr Wein," sagte er. „Ja, Meister." Der Majordomus brachte noch eine Flasche und der Meister schenkte sich ein und trank wie jemand, der den Wein nicht schmecken, sondern sich nur mit Wein füllen will — während der Majordomus aus einer Ecke scheu sein Antlitz beobachtete. Der Meister stand auf. Er stieg langsam die Treppe zum Atelier hinauf und noch höher, bis er die Tür zum Balkon öffnete.

Hocherhobenen Hauptes schaute er über den Garten der Tuilerien hinweg. Statuen, Bäume und Laternen wurden von den schweren Dünsten verschleiert, die nach dem heißen Tage der brennenden Erde entstiegen und sich mit des Himmels Brand vermischten, der grauschwer herabsank und auf dem Dach des Louvre lagerte. Der Meister hatte die Arme gekreuzt. Sein Blick ruhte auf den Konturen der Steinkolosse, die in dem Dämmer der Hitze zitterten, so daß sie fast verwischt wurden, während die Linien des Louvre in der Glutluft zu wanken schienen. Der Meister stand noch immer unbeweglich. Sein ergrauender Bart leuchtete durch die Dunkelheit. Dann ging er hinein. Auf der Treppe aber griff er vor sich durch die Luft, als würde er plötzlich vornüber fallen. Es war, als ob alle Sehnen und alle Gelenke seiner Glieder schmerzten und ihn peinigten. Er schleppte sich seine eigenen Treppen hinunter, als trüge er an einer Bürde. Und sein Gehirn war leer, als ob alle Gedanken es verlassen hätten, alle — ausgenommen der eine: daß er vergessen wolle. Für sich selbst wolle er gestorben sein und vergessen! Er ging in sein Schlafzimmer und entkleidete sich. Er goß den weißen Schlafsaft in ein Glas und trank es aus. Aber der Schmerz, der sein Herz verbrannte, schlug in Blasen nach außen, und bedeckte seinen Riesenkörper wie mit Aussatz und quälte ihn, als würde er mit Nadeln gestochen. Halb im Schlaf stand er wieder auf und füllte das Glas von neuem und leerte es in einem Zuge wie ein Durstender. Dann sank er bewußtlos hin. Der Majordomus kam auf dem Teppich herangeschlichen, und dicht neben dem Bett stehend, betrachtete er den Meister. Die Züge waren ruhig. Ein leichter Schaum lag auf den halbgeöffneten Lippen. Der Majordomus schlich wieder hinaus. Er wachte auf der Schlafbank, bis der Morgen kam.

(Schluß folgt)







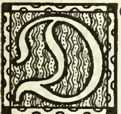
Wer heute einen unserer rings um die Großstädte entstandenen Villenvororte durchschreitet, der muß sich zweifelhaft darüber werden, ob die „Villa" oder der sie umgebende Garten auf eine tiefere Stufe der Verbildung gesunken ist. Beide wetteifern förmlich miteinander in künstlerischer Unterbietung. Sie arbeiten dabei mit verschiedenen Mitteln: die Villa trompetet ihre Prätension, hohe Architektur zu sein, in die Welt, der Garten aber will — mit weit bescheidenerem Anspruch — etwas ganz anderes sein, nämlich nichts als Natur. Aber in einem sind beide völlig gleich: in der äußersten Verknöcherung zu organischen Mißgebilden. Diese Verknöcherung geht so weit, daß sie für den künstlerisch Sehenden zur förmlichen Augen- und Herzensqual wird. In beiden arbeiten verzopfte, verbildete, engblickende Zünftler, die mit dem Anspruche, Künstler zu sein, aus Schulen mit hochtrabenden Namen entlassen worden sind, in denen ihnen statt Brot Steine gereicht wurden. Sie haben dort zwar unendlich viel gelernt, sind aber darum nicht minder als künstlerische Krüppel herausgekommen.

Wir haben heute ein aufblühendes Kunstgewerbe, das seinen Einfluß auf die weitesten Gebiete unseres Lebens geltend macht. Aber können wir uns darüber freuen, wenn wir noch in solchen Häusern mit solchen Gärten leben? Können wir vom Zeitalter einer wiedererstehenden künstlerischen Kultur reden, wenn selbst unsre Gebildeten hier noch mit dem zufrieden sind, was ihnen heute geboten wird? Solange die Arbeit der Reform des Hauses noch nicht begonnen hat, hat sich die ganze kunstgewerbliche Bewegung mit Lapalien befaßt. Es kann ziemlich gleichgültig sein, ob schön gestickte Sofakissen oder moderne Beleuchtungskörper in einem scheußlichen Hause, umgeben von einem scheußlichen Garten, zu finden sind. Die häusliche Baukunst muß das Endziel unsrer heutigen Kunstbewegung werden, sonst hat sie ihren Zweck verfehlt. Mit dem Haus aber wird sich dann auch der Garten umbilden. Denn es kann sich in allen diesen Fällen nur darum handeln, eine echte künstlerische Auffassung an die Stelle des

verbildeten Zünftlertums zu setzen, und diese wird dann ganz von selbst das Wesen der menschlichen Behausung als Ganzes fassen und alle seine Teile mit neuem Leben durchdringen.

So war es in England. Die Entwicklung der englischen Kultur hat im letzten halben Jahrhundert das Eigentümliche gehabt, daß sie der festländischen ständig um einige Jahrzehnte vorausgeeilt ist, gewissermaßen alle Stufen, die wir jetzt in unsrer Entwicklung durchschreiten, schon vor einem Zeitraum durchschritten hat. Dadurch sind wir in die Lage versetzt, abschätzen zu können, wohin wir selbst treiben. So hat uns die Entwicklung des englischen Hauses gezeigt, welchen Weg unsre häusliche Architektur nehmen wird. Und so wird uns die englische Entwicklung des Gartens auch darüber wichtigen Aufschluß geben können, wie sich das schwierige Problem des Hausgartens aus dessen jetziger Verbildung heraus lösen lassen wird.

England ist bekanntlich das Geburtsland des Landschaftsgartens. Der Gedanke des „natürlichen" Gartens, unter dessen falscher Anwendung unsre heutige Kultur seufzt, wurde in England zuerst gefaßt und trat von England aus seinen Siegeszug über den Kontinent an, wo die Gebilde, die nach ihm gemacht werden, noch heute die Bezeichnung englischer Garten tragen. Während der Kontinent aber diesen englischen Garten heute noch gläubig hinnimmt, hat sich England, und zwar im Zusammenhange mit der dort entstandenen neuen Kunstbewegung, wieder von ihm befreit. Mit der Blüte im Wohnhausbau, die man heute in England beobachten kann, sind die alten Wahnvorstellungen gefallen. Der Blick hat sich auch in der Gartenkunst wieder geklärt, statt der Zunftregeln gelten künstlerische Gesichtspunkte. Es lohnt sich, einen kurzen Blick auf die Geschichte des englischen Gartens zu werfen.

er älteste englische Garten war, wie der jedes europäischen Volkes, eine regelmäßige Anlage. Darüber belehren bildliche Darstellungen aus gotischer Zeit zur Genüge. Der Blumengarten mit Beeten, durchschnitten von graden Wegen, in der Kreuzung eine berankte Laube, wein- oder rosenberankte überdeckte Gänge, Erdwälle um eine Aussicht zu bieten, rechteckige Fischteiche, im weiteren Verlaufe der Gemüsegarten und der regelmäßig bepflanzte Obstgarten, das waren die Elemente dieser alten Gartenkunst. Der allerorten erhaltene alte Bauern- und Pfarrgarten erinnert uns daran, daß dieser Garten auch bei uns der angestammte und allgemeingültige war. Zur Zeit der Königin Elisabeth, als England seinen Reichtum und der Bürger seine Behäbigkeit begründete, als alle jene köstlichen Landsitze errichtet wurden, mit denen England noch heute übersät ist, da stand auch die englische Gartenkunst schon in hoher Blüte. Holland war damals die tonangebende Macht und infolge seiner Schiffsflotte und seines Kolonialbesitzes die Kulturträgerin für alle meerumspülten Küsten, und so ist es erklärlich, daß auch die Weiterbildung der englischen Gartenkunst unter holländischen Einfluß kam. Das wollte für den elisabethischen Garten nicht viel sagen, denn die Grundelemente sowohl wie die Gesinnung, die sich im Garten beider Völker aussprachen, waren

ungefähr dieselben. Maßgeblicher wurde aber der Einfluß von Frankreich her, der mit den Stuarts anbrach. In Frankreich hatte mit allen andern Künsten auch die aus Italien stammende Gartenkunst die Entwicklung zu einer prunkenden, streng-zeremoniellen Hofkunst genommen. In dem Gartenkünstler Lenôtre, der die großartigsten aller auf der Welt existierenden Gartenanlagen geschaffen hat, fand diese fürstliche Gartenkunst ihren glänzendsten Vertreter. Die Stuarts, die mit ihren Gedanken ganz und leiblich einen großen Bruchteil ihrer Tage in Frankreich lebten, verpflanzten auch diese französische Gartenkunst nach England. Lenôtre selbst hat für England viele Gärten entworfen und ist wahrscheinlich auch in England gewesen, um sie auszuführen.

Dieser französische Einfluß brachte einen neuen Zug in den englischen Garten, er machte ihn großspurig, prätentiös, überentwickelt. Sieht man die zahlreichen Gartendarstellungen durch, die in dem 1709 erschienenen Kupferdruckwerke Britannia Illustrata (Aufnahmen von Knyff, in Kupfer gestochen von Kip), in Campbells Vitruvius Britannicus und in dem kleinbändigen Reisewerke von James Beeverell: „Les Délices de la Grande Bretagne et de l'Irlande" enthalten sind, so kommt man aus dem Staunen über diese Anlagen nicht heraus. Sie müssen den Besitzern ein Vermögen gekostet haben. Mit dem Ende der Stuarts erfuhr auch der französische Einfluß eine Abschwächung. Dagegen importierte jetzt Wilhelm von Oranien wieder holländische Wohn- und Gartenkultur. Die zweite holländische Flutwelle kam herein. Statt der schwungvollen französischen Fürstenkunst kam die engere und gemütlichere, aber auch vielfach spießbürgerlich verschrobene holländische Bürgerkunst. Im Garten kamen die putzig zu allerhand Getier und Figurenwerk beschnittenen Taxusbäume und Heckenwände wieder in Mode, der Irrgarten (maze) wurde heimisch, das Kleinelement gab den Ausschlag. Das Gepräge des jetzt aufkommenden Gartens näherte sich wieder dem des elisabethischen Gartens, nur daß der direkte Import aus Holland (es fand mit Wilhelms Einzuge eine ganze holländische Handwerkereinwanderung nach England statt) den Garten für englische Augen fremdländischer, launischer, unsympathischer erscheinen ließ, als es bei dem, im übrigen schwungvollen und glatten französischen Garten der Fall gewesen war.

In dieser Zeit war es, daß zuerst an der überkommenen Gartenbehandlung gerüttelt wurde. Es tauchten Stimmen auf, die statt der gemachten Anlage „das Natürliche" wollten. Merkwürdigerweise trat jenes Verlangen zur selben Zeit ein, als in der Poesie, im Stil, in der Architektur, in den Lebensformen gerade die glatte französische Art alleinherrschend geworden war. Aber das „natürliche" Verlangen war andrerseits doch nur eine Parallelerscheinung zu der jetzt erwachenden allgemein-romantischen Unabhängigkeitsidee, durch welche die germanische Geisteswelt gegen den romanischen Formalismus, gegen die glatten und zeremoniellen, aus der französischen Hofluft übertragenen Formen Front zu machen begann. Nur daß beim Garten das Kind mit dem Bade ausgeschüttet wurde. Man konnte sich die „Jahreszeiten"-Naturpoesie James Thomsons, man konnte sich

selbst die von Macpherson inszenierten Ossianschen Naturlaute gefallen lassen, allein mit der Preisgebung der menschlich ordnenden Hand im Garten und der Substituierung des „Naturgartens", beging man doch einen verhängnisvollen Irrtum. Es war jener Irrtum, den jede Imitierung des Natürlichen bedeutet, von den Figurengruppen des Panoptikums herab bis zu den Künsten des Tierstimmenimitators.

Wie dem auch sei, der formglatte Schriftsteller Pope, der Begründer der heute noch bestehenden englischen Zeitschrift „The Guardian", war der erste, der den von ihm und Addison literarisch vertretenen „Naturgarten" versuchte. Er ließ seinen großen Hausgarten in Twickenham zu diesem Zwecke zerstören, und einen „Naturgarten" an seiner Stelle einrichten. Das war im zweiten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts. Addison hatte die Philosophie ausgegeben: Ein Kunstwerk ist um so wertvoller, je mehr es der Natur nahe kommt; der Garten ist ein Kunstwerk; folglich ist es das richtige, ihn zu einer genauen Nachahmung der Natur zu machen. Man brauchte also nur heraus in die Natur zu gehen, um die Elemente dieses neuen „natürlichen" Gartens zu studieren und zu sammeln. Der sich durch die Wiese schlängelnde Bach, der Weiher, der Hügel, der Waldessaum mit den unregelmäßig heraustretenden Ecken, der Wiesengrund, das waren die natürlichen Bestandteile des neuen Gartens. Zu ihnen gesellten sich bald noch gewisse Steigerungsmittel in der Form von Ruinen, griechischen Tempeln, chinesischen Pagoden, Tuffsteingrotten, Höhlen. Kurz, man hatte bald das Rüstzeug zusammen, mit dem unser „Landschaftsgärtner" noch heute arbeitet.

Von da ab war in die geschlossenen Vorstellungen der Gestaltung des Gartens der neue Gedanke getreten, der, zur Mode geworden, später das große Unheil in der Gartenkunst anrichten sollte. Die Ideen reiften zunächst in England aus. Dort trat der in allem dilettierende Architekt Kent für den „natürlichen" Garten ein, Chambers unterstützte die Gedanken mittelbar durch sein 1773 erschienenes Buch über orientalische Gärten und Thomas Wheatly faßte die Grundsätze der neuen Gartenauffassung in einem 1776 erschienenen Buche „Observations on Modern Gardening" zusammen. Populärer als dieses Buch wurde aber das 1785 erschienene Buch von Horace Walpole: „Essay on Gardening", das in viele kontinentalen Sprachen übersetzt wurde. Mit diesem Buche war die Mode des englischen Gartens für den ganzen europäischen Kulturkreis besiegelt.



ährend die Literatur die neuen Gedanken nach außen hin verbreitete, hatte in England selbst der neu erstandene „Landschaftsgärtner" in umfassender Weise praktisch gewirkt. Der Gärtner Brown, allgemein genannt die Kapazität Brown und ein Mann von genialer geschäftlicher Veranlagung, errang sich das Vertrauen aller großen englischen Gartenbesitzer, die ihn herbeiriefen, um ihre prächtigen alten Gärten zerstören zu lassen und die „geschmackvollen Bodenbewegungen" an deren Stelle zu setzen. Gegenüber dem, was der deutsche Landschaftsgärtner heute tut, wo er auf einem 40 Quadratruten großen Grundstück Berg und Tal, Felsengebirge und Binnensee zu imitieren versucht, muß man aber immerhin den

gärtnerischen Gedanken Browns noch alle Achtung zollen. Es lag hier die Absicht vor, die Reize der Natur so in die Umgebung des Hauses zu versetzen, daß sie bis zu einem gewissen Grade natürlich wirkten. Brown dachte im großen, legte weite Ausblicke mit natürlich erscheinenden Waldungen an und hätte es sicher abgewiesen, den kleinen Hausgarten des Einzelhäuschens in jene Zuckerbäckerlandschaft umzuwandeln, mit der der heutige deutsche Villenbewohner umgeben ist. Er hatte überhaupt nur mit Gärten größten Maßstabs zu tun.

Die Einbürgerung des englischen Gartens auf dem Kontinent geschah erst im neunzehnten Jahrhundert, nachdem der Landschaftsgarten in England heimisch geworden war. Die Übertragung ist wohl hauptsächlich auf die Studienreise des Fürsten Pückler-Muskau zurückzuführen, der in England die Allgemeingültigkeit des Landschaftsgartens gefunden hatte und diesen nach Deutschland nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch zu verpflanzen unternahm. Das, was er schrieb und in der Gartenkunst ausführte, ist der Stammbestand der von da an sich entwickelnden deutschen Landschaftsgärtnerei geworden. Nach ihm legte bekanntlich Meyer die „Regeln" des Landschaftsgartens in großer Ausführlichkeit literarisch nieder und schuf damit die Bibel des Landschaftsgärtners, auf die jeder Jünger der Zunft heute eingeschworen ist. Wie es in der Entwicklung jedes Gedankens zu geschehen pflegt, treten die ihm anhaftenden Mängel erst dann in ein gefährliches Stadium, wenn er zu einem System ausgearbeitet und zu Regeln stereotypiert wird. Das ist für den deutschen Garten durch Meyer geschehen. Seit ihm scheint die Gärtnerschaft keine eigenen Gedanken mehr gehabt zu haben, sie hat nur die Gedanken des angebeteten Meisters „nach"gedacht. Die Verehrung für das System Meyers macht den Landschaftsgärtner blind nicht nur für Neues, sondern für die natürlichsten Vernunftgründe. Die Regeln Meyers überheben ihn überhaupt der Vernunftgründe. Sie sind für jeden Fall vorhanden und brauchen nur angewendet zu werden, und man kann sie anwenden, ohne den Einzelfall zu berücksichtigen. Man macht den Garten zu Hause auf dem Zeichentische. Man schafft Bodenbewegungen auch da, wo schon welche sind, man baut künstliche Hügel auf und legt Schlängelwege um sie herum, und nur mit Bedauern verzichtet man auf die Anwendung eines der Requisiten, die in Meyers Regeln gegeben sind, falls es absolut unmöglich ist, es anzubringen. Dabei ist der heutige Landschaftsgärtner ängstlich darauf bedacht, sich Gartenkünstler zu nennen. Wer sich aber einen Begriff von den künstlerischen Ideen bilden will, die ihn heute bewegen, der werfe einen Blick in seine Zeitschriftenliteratur. In den letzten Jahren ist dort viel davon die Rede, wie man die „moderne Kunst" in die Gartenkunst einführen könne. Man findet Vorträge, Aufsätze, die sich mit diesem Problem beschäftigen, aber jedesmal kommt der ganze Anlauf darauf hinaus, den Rabatten und Blumenmosaikbeeten, die der Landschaftsgärtner in seine Rasenflächen legt, nun nicht mehr die bisherige Umrißform, sondern eine solche in „der sezessionistischen Linie" zu geben. An hoher Einschätzung und Überzeugtheit von sich selbst fehlt es nicht. Wer sich auch neuerdings gegen das herrschende System geäußert hat, über den ist die ganze Zunft

hergefallen, und man könnte den Wert der reformatorischen Gedanken, die in den letzten Jahren über die deutsche Gartenkunst aufgetaucht sind, geradezu darnach abmessen, welchen Grad von Aufgebrachtheit sie in der gärtnerischen Fachpresse gefunden haben.

In England haben die Verhältnisse ganz ähnlich gelegen, aber die reformatorischen Gedanken, die sich bei uns erst in allerneuster Zeit und bis jetzt nur von einigen Vertretern geäußert haben, traten dort schon vor Jahrzehnten auf. In England gehen ja allerdings immer einige Querköpfe, entgegen der herrschenden Tagesanschauung, ihre eigenen Wege, und so liegen schon in den fünfziger Jahren Versuche der Wiederbelebung des alten geometrischen Gartens vor. Ja sogar in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts erklärte sich Sir Walter Scott, eine einflußreiche, auf der Höhe des Weltruhms stehende Persönlichkeit, als Gegner des Landschaftsgartens. Eine systematische Opposition erfuhr die Kunst des Landschaftsgärtners jedoch erst mit dem Auftreten der neuen Kunstbewegung.

Wie alle echte Kunst aus derselben Quelle fließt, so war es ganz natürlich, daß auch das Problem des Gartens auftauchte, sobald einmal Künstler von echtem Empfinden dem Gebiete der Hauskultur ihr Interesse zugewandt hatten. Der erste, der dies in England tat, war William Morris, jene Säule, auf der der gesamte Aufschwung des neueren Kunstgewerbes ruht. Morris baute sich 1859 ein Haus in der Nähe von London, das in jeder Beziehung von dem damaligen Typus des Hauses abwich und mit instinktiver Richtigkeit die Wege zeigte, die der englische Hausbau von da an beschreiten sollte. Dieses Haus hatte einen Garten, in dem nichts von der Kunst des Landschaftsgärtners zu spüren war, sondern der regelmäßig ausgelegt, sich dem Hause und dessen Räumen organisch angliederte. Sonst ist Morris' Haus auch in gärtnerischer Beziehung ein Merkstein der Kunstentwicklung. Vor der Wohnseite liegen mit Buchsbaum eingefaßte Blumenbeete und der übliche große Rasenplatz, an der Rückseite schließt sich, alles in regelmäßiger Auslage, ein Gemüse- und ein Obstgarten an. Alle Teile des Gartens sind wagerecht eingeebnet, und die Regelmäßigkeit herrscht mit jener naiven Selbstverständlichkeit, die wir an alten Bauerngärten beobachten können.

In den sechziger Jahren entwickelte sich in England an der Hand einzelner Führer die Grundlage für die neue Auffassung des Einzelhauses, die seitdem zu so erfreulichen Ergebnissen geführt hat. Diesen Führern lag der Garten ebenso am Herzen wie das Haus, aber es hielt schwer, den wohletablierten Landschaftsgärtner aus einer Richtung zu drängen, auf der er von ihnen zum erstenmal angezweifelt wurde und auf der er nach allgemeiner Ansicht große Triumphe gefeiert hatte. Nur langsam folgte die Reform des Gartens der des Hauses. Inzwischen erhob sich in der Literatur ein Federkrieg, der auch dem Publikum die Bedeutung der Sache allmählich klar machte. Nach jahrelangem Geplänkel in der Fach- und Tagespresse erschien das kleine formvollendete Buch von Reginald Blomfield „The Formal Garden in England" (1. Auflage 1892, 3. Auflage 1901). Das Buch stellte sich die Aufgabe, entgegen der Praxis der Schriftsteller, die in

der Tagespresse Polemik übten, einmal die Grundelemente des alten geometrischen Gartens in populärer Form vorzuführen, um so zur Nacheiferung anzuspornen. Dies geschah mit solcher Liebe und Begeisterung für den Gegenstand, daß das Buch weiteste Verbreitung fand und ziemlich populär wurde. Mit ihm war auch die Bresche in das breite gebildete Publikum geschlagen. Dieses fing an, über das Gebiet nachzudenken und kam sehr bald dazu, die Kunst des Landschaftsgärtners abzulehnen. Gleichzeitig mit diesem Buche erschien das temperamentvoll geschriebene Buch von John D. Sedding „Garden-Craft Old and New“, das mit Eifer und in geistsprühender Weise den alten Garten verfocht. Sein Autor starb in der Blüte seiner Jahre, nachdem er eben das Manuskript dem Verleger eingehändigt hatte. Dem wundervollen Buche ist nicht die Verbreitung geworden, die es vielleicht gefunden haben würde, wenn sein Verfasser weiter gelebt und als Architekt weiter gewirkt hätte.

Jedoch waren beide Bücher nur die Vorboten für eine wahre Flutwelle von Gartenliteratur, die jetzt in England auftrat. Der Zug aufs Land hatte hier im Laufe der achtziger Jahre einen verstärkten Antrieb gefunden. Mit ihm nahm die häusliche Baukunst einen ungeahnten Aufschwung und mit ihm begann eine neue Anschauung der Natur Platz zu greifen, und eine vermehrte Liebe zum Landhausgarten mußte die natürliche Folge davon sein.

Diese Liebe zum Hausgarten spiegeln am klarsten die vortrefflichen Bücher von Gertrud Jekyll wieder, der beliebtesten und einflußreichsten Gartenschriftstellerin des heutigen Englands. Der Grundzug dieser Bücher ist nicht mehr das polemische Eintreten für den geometrischen Garten, wie es die Bücher der Architekten Blomfield und Sedding sind. Der Grundzug ist die Liebe zur Pflanze und zwar zur heimischen Pflanze. Daß die Art, wie die Pflanze gezogen wird, in regelmäßig ausgelegtem Garten geschieht, ist eine Selbstverständlichkeit, wenigstens soweit es sich um den Hausgarten handelt. Alle alten heimischen Gartenpflanzen, Blumen und Kräuter sind wieder hervorgesucht und dem Garten einverleibt, der die innige Beziehung zum häuslichen Leben und den Bedürfnissen der Bewohner wieder erlangt hat, die der alte Landgarten hatte. Salbei, Rosmarin, Lavendel, und wie die alten Lieblingskräuter alle heißen, zieren bescheiden die Beete zu beiden Seiten des geraden Gartenweges durchsetzt mit lustig blühenden heimischen Blumen. Der Küchengarten ist aus der unterdrückten Stellung, die er während der Herrschaft des Landschaftsgartens gehabt hatte, überall wieder zu neuer Bedeutung erstanden. Er bildet den Hauptteil jedes kleineren Hausgartens und bei größeren Anlagen schließt sich ihm der regelmäßige Obstgarten, weit in das Feld hinausragend, an. Liegt das Landhaus im Gehölz, so wird dem Garten der Charakter des natürlichen Gehölzes gelassen, nur sorgt man durch vermehrte Kultur von Wiesen- und Waldblumen, durch rationelle Pflege des Waldbodens und durch Überwachung des Waldbestandes dafür, die natürlichen Reize des Waldes zu erhalten und zu steigern.

So ist der reizende Garten gestaltet, in dessen Mitte das poetische Landhaus der

Schriftstellerin, „Munstead Wood" bei Godalming in Surrey liegt, ein Garten, der heute in England als vorbildlich angesehen wird.

Neben der Richtung der Gertrud Jekyll läuft die strenger architektonische her, die die heutigen Architekten vertreten. Bei jedem modernen Hausbaumeister Englands ist die Überzeugung befestigt, daß er den Garten mit dem Hause entwerfen müsse, da beide ein organisches Ganze bilden. Selbstverständlich kann von einer landschaftlichen Gestaltung dabei nicht die Rede sein, die ja eher einen Gegensatz zu dem Organismus des Hauses schaffen würde. Die Absicht ist vielmehr, den Gedanken des Hauses in der Anlage des Gartens fortzusetzen. So legt sich vor die Wohnfront des Hauses stets eine Terrasse, auf die man, da sie in gleicher Höhe mit dem Erdgeschoß liegt, freien Fußes heraustreten kann. Seitlich der Terrasse schließt sich wohl ein Blumenziergarten an, vor ihr liegt der nie fehlende große Rasenplatz, jenes englische Kleinod, das in seiner saftigen Frische und der breiten Ruhe seiner streng horizontalen Fläche so sehr den Eindruck des Friedens übermittelt, den der Besucher des englischen Landhauses empfängt. Die eigentlichen Spielplätze (für Lawn-tennis, Cricket usw.) liegen dem Hausgarten bei großen Anlagen meist seitlich angegliedert. An den Küchenflügel stößt der mit besonderer Liebe behandelte Küchengarten, der an der Ost- und Westseite von Mauern umschlossen, an der sonnenspendenden Südseite aber offen ist und an der Nordseite die reich entwickelten Gewächshäuser hat, die bei keinem englischen Hause fehlen. Der Zugang des Hauses erfolgt meist durch einen architektonischen Vorhof, der ebenfalls durch Mauern oder ein Gitter rechtwinklig umgrenzt ist und in den der gerade Zufahrtsweg einmündet. Alle Teile des Gartens sind rechtwinklig umgrenzt und horizontal eingeebnet, bei bewegtem Terrain spielen daher Futtermauern und Böschungen eine große Rolle. Die beschnittene Hecke ist als Trennungsglied der Einzelteile in großem Umfange wieder aufgenommen. Laubengänge aus weißem Lattenwerke führen zu Gartenhäuschen und Sitzplätzen, das Gartenmobiliar ist wieder auf große künstlerische Höhe gehoben. Der ganze Garten ist geordnet, und die Poesie wird nicht mehr in künstlicher Wildheit gesucht, sondern wird ersetzt durch die viel näherliegende Freude am Bilden und Gestalten der Menschenhand. Daß dieses Gestalten tektonisch, d. h. geordnet sei, ist ein viel natürlicherer Zustand, als etwa das Bestreben, im sogenannten „natürlichen" Garten die Zufälligkeiten von Feld und Wald in einem Zehntel der natürlichen Größe zu reproduzieren.*

In England wird der Hausgarten von dem intelligenten Teile des Volkes wieder in dieser Weise aufgefaßt, der Irrtum eines Jahrhunderts ist verlassen. Alle Anzeichen weisen darauf hin, daß auch wir, trotz der heftig remonstrierenden Zunft der Landschaftsgärtner, binnen kurzem einer ähnlichen Lösung der Frage entgegengehen.

---

* Ausführlich ist der englische Garten geschildert in des Verfassers Buche: Das englische Haus, Bd. I und II. Berlin 1904/05, Ernst Wasmuth.



Hugo Wolf/ Briefe an Oskar und Jeanne Grohe

(Schluß)

Mein lieber Freund! Wien, 12. Dezember 1893.

Ich bin nun fast eine Woche wieder in Wien, ausruhend auf den in Graz errungenen Lorbeeren. Es war in der Tat ein schöner Erfolg und der Lorbeer ist ganz wörtlich zu nehmen. Wenn's nur mit Berlin auch so gut abginge! Ich fürchte, daß es gar nicht zu einem Liederabend dort kommen wird, da Hermann Wolff für ein solches Unternehmen nur mit schweren Opfern zu gewinnen ist. Ohne Wolff ist aber in Berlin nichts aufzustecken. Berlin, lieber Freund, macht mir große Sorgen. Ochs lamentiert fürchterlich über die Schwierigkeiten im Feuerreiter. Wer weiß, ob's Ernst damit wird, und selbst dies zugestanden, bin ich doch noch sehr im Zweifel über den Erfolg, und ich möchte doch nicht gerne Zeuge eines Mißerfolges sein. Wäre ich noch in der Lage, einen Liederabend in Berlin zu veranstalten (leider ist die Herzog hierfür nicht in Betracht zu ziehen), würde mir ein eventueller Mißerfolg in der Philharmonie nicht viel anhaben, die Singakademie würde mich schon wieder rehabilitieren. Aber so wie ein begossener Pudel abzufahren und das Feld zu räumen, will mir absolut nicht gefallen. Deshalb werde ich wahrscheinlich gar nicht nach Berlin reisen. Und somit für heute Gott befohlen. Mittels Kreuzband sende ich heute noch ein Programmbuch. Herzlichste Grüße von Ihrem Hugo Wolf.

Mein lieber Freund! Döbling, 29. Dezember 1893.

Nach überstandenen Feiertagsqualen — ich habe drei Tage in der Stadt zugebracht — fand sich bei meiner Heimreise nach Döbling außer einer Christbescherung: ein Bücherregal aus Nußholz mit einer schön gebundenen Ausgabe von Goethes Werken, die mit der schmeichelhaften Widmung versehen war: „Dem Einzigen sein Eigentum" (frei nach Stirner), noch vor: Ihr lieber Brief, ein Telegramm von Ochs und ein Schreiben, auf dessen Urheber ich niemals geraten hätte. Eigentlich müßte ich sagen: Urheberin, denn die Zeilen rührten von der Hand einer Dame her — um kurz zu sein — von Frau Baronin Lipperheide. Herr Gott! ist das eine scharmante Frau! Die ist ja die personifizierte Liebenswürdigkeit und Güte. Während des Durchlesens jener Zeilen bin ich von einem Erstaunen ins andere gefallen. Was sie mir nicht alles anbietet! aber das spielt keine Rolle; die Art, wie sie mich herum zu-bringen versucht, ihre Gastfreundschaft anzunehmen, hat mich wahrhaft zu Tränen gerührt. Ich werde in der Potsdamerstraße 38 dasjenige Zimmer bewohnen, in dem sich seinerzeit Ihre selige Frau, unsere unvergeßliche Jeanne, wie sich Frau von Lipperheide ausdrückte, so heimisch fühlte. Kann man sich Schöneres wünschen als Willkommen

in einer fremden Stadt, wie den vertraulichen Gruß eines lieben, anmutigen Geistes aus paradiesischen Gefilden herüber? Aber da fällt mir gerade ein, daß Sie ja ohnehin wissen, was alles in diesem einzigen Briefe steht. — — Bei wiederholtem Durchlesen desselben mache ich soeben die Entdeckung einer wegen ihrer hohen Moralität seltsamen Randbemerkung mit Bezug auf das Verabreichen von Trinkgeldern. Ich bin Ihnen für diesen Wink sehr verbunden, denn ich habe mich schon auf 20 fl. Trinkgeld vorbereitet, die ich unter sotanen Umständen besser werde verwerten können.

Ochs telegraphiert mir, daß ich und Bruckner unbedingt zu kommen hätten, und daß Sie, Berliner Freunde und er selber für 300 Mark Reisekosten garantieren wollen.

Offen gestanden war ich über dieses Anerbieten just nicht sehr erbaut; ich hebe jedoch ausdrücklich hervor, daß ich die Reise nicht mir, sondern ganz speziell nur Freund Ochs zu Gefallen unternehme. Aus dieser Perspektive betrachtet kann ich mir die in Vorschlag gebrachte Gratifikation gefallen lassen. Aber daß Sie dabei bluten sollen, das kränkt mich. Seien Sie nicht zu freigebig, ich bitte Sie darum.

Und nun, mein teurer Freund, mögen Sie rüstig in das anbrechende neue Jahr hinüberschreiten, das Ihnen für die Unbilden des verwichenen Jahres so viel zu vergüten haben wird. In alter Liebe und Treue stets Ihr herzlichst ergebener

Hugo Wolf.

Mein lieber Freund! Berlin, 10. Januar 1894.

Ich werde hier so sehr in Anspruch genommen, daß ich mir förmlich die Zeit stehlen muß, Ihnen einen kurzen Bericht über den Verlauf des Ochsschen Konzertes zu geben. Margits Gesang und Anakreons Grab haben wenig oder gar nicht angesprochen. Hingegen zündete das Elfenlied, das zur Wiederholung verlangt, und der Feuerreiter, der endlos beklatscht wurde. Aber trotz aller Hervorrufe erschien ich nicht auf dem Podium, sondern verhielt mich ruhig im Stehparterre. Dennoch sollte dem Publikum sein Recht werden, denn als ich, nachdem bereits alles stille geworden, meinen Platz in einer Balkonloge wieder einnahm, fingen Chor und Orchester von neuem an, zu applaudieren, und das ganze Publikum stimmte mit ein. Daraufhin blieb mir nichts übrig, als mich von meiner Loge aus zu verbeugen, was ich denn mit viel Kunst und Grazie vollführte. Am nächsten Tag schrieb mir der hiesige Verleger Ries & Erler, daß er mein Elfenlied verlegen wolle. Da Schott den Verlag desselben refüsierte, werde ich wohl dem Berliner Verleger das Stück überlassen.

Ich bin viel mit Sternfeld beisammen. Morgen fahren wir zu Mauthner nach Grunewald, wo wir auch Lilly Lehmann antreffen, die wir für einen Liederabend in Aussicht genommen. Wenn die Lehmann zusagt, dann hat es weiter keine Not, denn Sternfeld und alle behaupten, daß nur die Lehmann imstande sein wird, mir ein volles Haus zu verschaffen. Sie werden mithin begreifen, daß mir an Mannheim nicht viel gelegen sein kann, vorausgesetzt, daß ein Liederabend hier in Berlin

zustande kommt. Nach Mannheim zu fahren, nur um meine Lieder zu begleiten, dann wieder zurück nach Berlin, ist mir denn doch zu strapazant. Aller Wahrscheinlichkeit nach werde ich nicht nach Mannheim kommen, d. h. nicht bis zum 20. d. M., da bis dahin weder die Singakademie noch der Saal Bechstein zu haben sind. Schuster wird doch noch einen Menschen finden, der die Liederbegleitung übernehmen kann. Auf mich soll er keinesfalls rechnen.

Übrigens werde ich Ihnen schon in den nächsten Tagen Bestimmtes mitteilen können. Die Kritiken sind größtenteils anerkennend ausgefallen, sogar Tappert lobt mein Werk. Ich werde eine Sammlung derselben mitbringen. Gestern Abend war ich mit Sternfeld im Tristan. Frau Sucher, wie bekannt, großartig. Die Aufführung natürlich ohne Strich, aber dafür etwas überhetzt. Muck dirigierte mit Schwung und Feuer, vielleicht nur zu feurig. Morgen höre ich mir im Schauspielhause den Sommernachtstraum an. Ochs verschafft mir Karten. Heute hat Ochs den Cicerone gemacht und mich in die Museen geführt. Leider war das Zeughaus bereits geschlossen, als wir uns auf den Weg dahin machten. Wir werden ein andermal hingehen.

Nun Schluß für heute. Es ist wieder fürchterlich kalt geworden — bei solcher Witterung wenig Aussicht, meine lieben Gastgeber baldigst hier zu sehen. Ich schreibe heute noch ein paar Zeilen nach Matzen. Herzlichste und innigste Grüße von Ihrem Hugo Wolf.

Lieber Freund! Berlin 15. Januar 1894.

Vor einigen Tagen waren Sternfeld und ich bei Mauthner in Grunewald, um mit Lilly Lehmann Unterhandlungen zu pflegen. Leider kam es nicht einmal so weit. L. Lehmann empfing mich nicht nur nicht, sondern ließ uns durch Frau Mauthner sagen, daß auf ihre Mitwirkung absolut nicht zu rechnen sei. Engagements, die sie für Paris usw. eingegangen, seien die Ursache ihrer Weigerung. „Nun, Alberich, das schlug fehl.“ Was nun beginnen? Sternfeld spricht mir mit dem Aufgebot aller seiner Überredungskünste zu, mein Vorhaben, einen Liederabend hier zu veranstalten, ja nicht aufzugeben, umsomehr, als der hiesige Wagnerverein bereits 100 Mk. für einen Liederabend gezeichnet habe. Er rät mir dringend, auszuharren, und alles zu versuchen, um den Liederabend zu bewerkstelligen. Glauben Sie nun, daß Frl. Zerny aus Mainz die geeignete Sängerin wäre, meine Sachen in Berlin zu interpretieren? Soll ich mich an sie wenden? Schusters muß ich unbedingt aufgeben.

Leider ist in diesem Monat weder der Saal Bechstein, noch die Singakademie zu haben. Ich werde demnach, falls es zu einer Aktion hier kommen sollte, von Darmstadt wieder nach Berlin zurückfahren müssen, da ein beabsichtigtes Konzert erst im Februar stattfinden könnte. Natürlich müßte der Darmstädter Wagnerverein in diesem Falle mir die Reisekosten vergüten. Teilen Sie das Herrn Selzam mit.

Ries & Erler, die mich lebhaft an die Herren Dodson Fogg in den Pickwickiern erinnerten, haben sich sehr [—] gezeigt. Ich verlangte 300 Mk. für

Partitur und Klavierauszug des Elfenliedes, wogegen sie bereit wären, 100 Mk. sofort und weitere 100 Mk. nach Deckung der Druckkosten zu bezahlen. Daraufhin zerschlug sich unsere Unterhandlung, doch baten sich die Herren Verleger noch Bedenkzeit aus, die ich ihnen bewilligte. Mauthner gestand mir, einen famosen Plan zu einem Operntext für mich herumzutragen. Ich müsse mich jedoch bis zum Sommer gedulden, da er jetzt unmöglich an dessen Ausarbeitung herangehen könne. Wie gern will ich warten, wenn nur schließlich wirklich was draus wird. Wir verstehen uns wunderbar und hegen die wärmsten Sympathien für einander. Erich Schmidt will ich heute noch aufsuchen. An Lipperheide habe ich selbstverständlich einen ausführlichen Bericht über das Konzert abgeschickt. Sie gratulierten mir telegraphisch zum „großen Erfolg". Freilich bewohne ich das Zimmer links im Parterre, das Ihre selige Frau einstens inne hatte. Würde ich mich sonst auch so heimisch darin fühlen? Wie oft gedenke ich nicht der Hingeschiedenen, der ich alles Liebe und Gute, das mir hier zuteil wird, verdanke! Mich wundert nur, daß sie mir noch nicht im Traum erschienen ist, da mir das Bild der Verklärten so oft im Wachen vorschwebt. Ach, daß sie noch unter uns weilte!

Bitte schreiben Sie bald wieder ein paar Zeilen Ihrem Sie auf das herzlichste begrüßenden Hugo Wolf.

Mein lieber Freund! Wien, 18. Mai 1894.

Endlich findet sich eine schickliche Veranlassung, die mich in den Stand setzt, nach längerem Schweigen wiederum eine „ehrbare Annäherung" zu versuchen. Diesmal stelle ich mich Ihnen in meiner doppelten Eigenschaft als Menschen und Künstler vor. Mögen Sie den letzteren nicht entgelten lassen, was der erstere auch verschuldet haben mag. Die beiden gehören ja doch zu einander und bilden ein Ganzes im Leben, wie in der Kunst. Sie haben in nicht genug anzuerkennendem Eifer die wärmsten Sympathien meinen künstlerischen Bestrebungen entgegengebracht; sollte die Kraft dieser Sympathien wirklich als zu schwach sich erweisen, um auch das rein Menschliche an mir in ihr Bereich zu ziehen? „Traurig wäre das, traun." In diesem Falle würden unsere Begriffe von Freundschaft und Sympathie völlig auseinandergehen, und Sie müßten sich schon um einen Freund umsehen, der Ihren strengen Idealen um so viel näher käme, als ich mich vermutlich davon entfernt habe. Doch lassen wir das. Erfreuen Sie sich einstweilen an dem herrlichen Stich der Partitur und des Klavierauszuges vom Elfenlied, davon mir Fürstner [—] nur je sechs Exemplare — trotz meiner Bitte um je zwölf — zugeschickt hatte. An die Baronin Lipperheide will ich ein schön gebundenes Exemplar (Partitur und Klavierauszug in einem) mit den Schlußversen Oberons als spezielle Widmung demnächst absenden:

Elfen sprengt durchs ganze Haus
Tropfen heil'gen Wiesentau's!
Jedes Zimmer, jeden Saal,
Weiht und segnet allzumal!

Friede sei in diesem Schloß,
Und sein Herr ein Glücksgenoß.

Hoffentlich macht ihr diese bescheidene Huldigung ein kleines Vergnügen, und sie nimmt dieselbe nicht ungnädig auf. Schott hat noch nicht einmal begonnen mit dem Druck des Feuerreiters. Der markiert den großen Herrn.

Wie mir Freund Ochs letzthin mitteilte, interessiert sich Wüllner in Köln ganz besonders für die zwei Stücke. Er soll Ochs fest zugesagt haben, in einem der Gürzenichkonzerte der nächsten Saison beide Piecen aufzuführen. Wäre nicht auch Freund Langer in Ihrer Vaterstadt für die Sachen zu interessieren? schon damit der gestrenge Herr [—] Gelegenheit findet, seine kritische Notdurft an den Mann zu bringen.

Was macht das schlimme Bubile? wie geht's ihm? Grüßen Sie Ihre Frau Mutter und verehrten Tanten (Frl. Vera nicht zu vergessen) aufs herzlichste. Sie sind im besten Angedenken.

Das beigelegte Bild dürfte Ihres Beifalls sicher sein. Kurze Haare und kein Samtrock — weiter kann man sein Inkognito schon nicht mehr treiben. Nun addio. Herzlichste Grüße von Ihrem alten Hugo Wolf.

Wien, 14. Juli 1894.

Sie fragen mich, mein lieber Freund, ob's bei uns auch so schauderhaft heiß sei? Die nackte Tatsache, daß ich im unschuldigsten Adamskostüm — nicht einmal ein Feigenblatt deckt meine Blößen — vor meinem Schreibtisch sitze und diese Zeilen ausschwitze, mag Ihnen einen annähernden Begriff von der Temperatur geben, die seit ein paar Tagen gar noch im Steigen begriffen ist. Ich habe auch beschlossen, mein kühles Zimmer, trotz daran stoßendem Garten, diese Tage über nicht zu verlassen, vor allem aber Besuche in der Stadt zu vermeiden, denn in der Stadt soll die Hitze geradezu gefährlich sein. Hier in meinem ziemlich hoch und abgelegenen Tuskulum tut sich's noch; man wird zu mindest nicht geröstet. Aber schön wär's doch, wenn man so den Traunsee herüberzaubern könnte und auch den famosen Traunstein. Da aber bekannterweise der Berg nicht zum Propheten kommt, muß eben der Prophet zum Berg sich fuhrwerken, was ich denn auch demnächst versuchen will. Ende dieses Monates werde ich in die Nähe Traunkirchens ziehen, wohin mich eine mir befreundete Familie geladen. Anfang September bin ich dann immerhin bereit, gemeinsam mit Ihnen Schloß Matzen einen Besuch abzustatten. Sie schreiben: Frau von Lipperheide wird nach — Tarasp — diese Geographie kenne ich nicht — kommen. Wenn Sie mir geschrieben hätten, sie wird nach Orplid kommen, so wüßte ich ungefähr dasselbe. Heißt denn der Ort wirklich Tarasp? Zum Teufel, warum kritzeln Sie gerade Orts- und Eigennamen so unleserlich?

Heute schrieb mir Sternfeld aus Berlin und teilte mir mit, Klindworth wäre gern bereit, meine Orchesterserenade aufzuführen. [—] Die Serenade ist ja noch gar nicht fertig, und bis zur Aufführung hat's noch seine guten Wege.

Soweit war ich gekommen, als die mir von Ihnen zugesendete Karte des Kapellmeisters Kogel eintraf. Bravo! bravissimo! Das laß ich mir gefallen! 14. Dezember und bereits Material bestellt! Famoser Kerl, der Kogel! Wüllner führt die beiden Stücke schon im November auf. So ist's recht. Dieses verfluchte Hinausschieben ans Ende der Saison taugt zu nichts. — Der Klavierauszug zum Feuerreiter ist bereits gestochen, von der Partitur aber ist mir noch keine Note zu Gesicht gekommen. Sollte meine Zusendung nicht eingetroffen sein? Muß doch sofort anfragen und deshalb rasch schließen mit vielen herzlichen Grüßen Ihr

Hugo Wolf.

Liebster Freund! Traunkirchen, 17. August 1894.

Lassen Sie mich vor allem Ihre Postkarte beantworten, die unmittelbar nach Ihrem ausführlichen Brief eintraf. Der Name Sistermans hat allerdings einen guten Klang in der musikalischen Welt, nur schade, daß der Mann Baßbariton und nicht Tenor ist. Mit Baßbaritönen aber hat, wie Sie wohl selber wissen, meine Muse nichts zu schaffen. Dem Sistermans kann also nicht geholfen werden, denn alle meine Sachen für Baßbariton verlangen ein Organ, das auch höhere Lagen mit Leichtigkeit zu beherrschen hat, eine Zumutung, die man an einen Baßbariton allerdings nicht stellen darf. Mit Transpositionen aber ist mir nur wenig gedient. Will er dessen ungeachtet Tenorlieder transponieren, möge er sich eine Anzahl derselben zur Einsicht zukommen lassen und zu diesem Behuf direkt an Schott sich wenden, denn, offen gestanden, widerstrebt es mir, unter sotanen Umständen ihn in seinem Vorhaben zu unterstützen. Die Ausstellungen des Züricher Musikdirektors haben mich baß ergötzt. Ähnliche Korrekturen sind schon öfters an meinen Sachen übel vermerkt worden; man gewöhnt sich aber glücklicherweise auch daran.

Freund Faißt hat uns schon vor drei Tagen verlassen, nachdem er netto eine Woche in Saus und Braus bei schönem und schlimmem Wetter unter uns zugebracht. Wir bewahren die heitersten Erinnerungen an die kurze Zeit seines Hiergewesenseins.

Auf unser Wiedersehen in Matzen freue ich mich außerordentlich. Hoffentlich wird der Termin desselben durch die Krankheit der Frau Baronin nicht zu weit hinausgerückt, damit wir umso länger beisammen bleiben können. Grüßen Sie Erich Schmidt aufs schönste. Der von ihm mir angedrohte „Dichter" macht mich jetzt schon schauern, einstweilen allerdings nur in Erwartung der kommenden Dinge. Ich bin äußerst gespannt darauf.

Mit Vergnügen entnehme ich Ihren Zeilen, daß Ihnen Ihr Aufenthalt im Engadin so wohl bekömmt, und die Nachbarschaft der Frau v. Lipperheide Ihnen so manche Annehmlichkeit zugute kommen läßt. Das Buch von Brahm wird mir doch auch zugänglich sein, sofern Frau von Lipperheide die Eigentümerin desselben ist. Raskolnikow ist allerdings eine furchtbare, aufregende Lektüre und zumal für einen großherzoglichen Oberamtsrichter äußerst instruktiv. Das Buch schildert

Nachtseiten der menschlichen Seele, in die mit solch psychologischer Schärfe wohl noch kein Dichterauge gedrungen und vielleicht auch kein — Richterauge. Auf mich hat es seinerzeit einen unbeschreiblichen Eindruck gemacht. Gegenwärtig beschäftigt mich die Lektüre eines moralpsychologischen Buches, „Unsere Freunde" von E. de Amicis betitelt. Dasselbe ist aus dem Italienischen und liest sich, da es in einem angenehmen Plauderton gehalten ist, trotz der Übersetzung leicht und flott, wie eine Unterhaltungslektüre. Unter der Rubrik „Versöhnende Freunde" wird auch einer, der durchaus als wundervoller Liederkomponist gelten will, und dadurch seinen Freunden beschwerlich fällt, durchgehechelt. Wem fällt dabei nicht mancher liebe Freund ein, der mit denselben Gebrechen behaftet ist! Man hüte sich vor dem Liederkomponieren, wenn man's mit der Freundschaft aufrichtig meint, so möchte ich manchem Freunde zurufen — Anwesende immer ausgenommen, das versteht sich von selbst.

Empfehlen Sie mich bestens Herrn und Frau Baron von Lipperheide, und seien Sie auf das allerherzlichste begrüßt von Ihrem wahrhaft ergebenen Hugo Wolf.

Liebster Freund! Schloß Matzen, 7. Oktober 1894.

Der gute „Dichter" [—] ist doch wohl nicht bei Trost! Läßt gleich zu Beginn des Stückes dasselbe auszischen. Zischischas, zischischi usw. usw.! Mir fällt dabei der alte Rabelais ein, der seinen Panurg in allen möglichen und unmöglichen Sprachen sein Leid beklagen läßt, und da die Umstehenden ihn absolut nicht verstehen können, ruft einer derselben: sprichst du fuchsschwänzig oder zaunpfählisch oder in der Sprache der Botokuden? So etwa möchte man auch die „Sturmgeister" des Herrn [—] befragen. [—]. Wagner hat bereits das Äußerste im Onomatopoetischen geleistet, wenn die Rheintöchter das vielgelästerte und verspottete Wagalaweia anheben, aber was Wagner sich erlauben durfte, darf sich Herr [—] noch lange nicht gestatten. Es sollte mich ja nicht wundern, wenn das Publikum, angeregt durch den herausfordernden Gesang der Sturmgeister, einmütig in die Weise mit einstimmte und munter mitgröhlte: zischst du, zisch' i, also zischen wir zischi, zischi, zischischischischischischischi Vorhang herunter und der Spaß hat ein End'. [—]. Lesen Sie doch dieses Machwerk und Sie werden mit Schauder gewahr werden, wie weit es die Stümperei in der Poesie gebracht hat. Und solches Geschmiere nennt sich kühn Operndichtung und stellt sich wohl auch kecklich den Dichtungen Wagners zur Seite. O, du vermaledeite „Dichter"-brut mit deiner verruchten Eitelkeit, deinen lächerlichen Prätensionen, deiner wahnwitzigen Selbstgefälligkeit und teuflischen Verblendung! In einen Sack mit euch und in den giftigsten Sumpf versenkt unter Kröten und ekelhaftem Gewürm, dahin gehört ihr, die ihr so vertraut tut, mit Sonne, Mond und Sternen, und die verlöschen müßten vor Scham und Trauer, wenn sie glücklicherweise nicht taub wären für euer schändliches Gewinsel. Lieber Freund, kommen Sie mir mit keinem sogenannten Poeten mehr [—].

Baron und Baronin lassen Sie herzlich grüßen. Die Photographie wird erst

folgen, bis eine bessere Aufnahme gemacht wird. Bis auf eine vor kurzem hier befindliche ungarische Gräfin [—] bin ich der einzige Gast auf dem Schlosse. Das Wetter hat sich in den letzten Tagen wieder gebessert, also daß wir kleine Partien per Wagen unternehmen können. Mit der Muse ist es nicht sehr weit her. [—].

Ich werde wohl noch 14 Tage hier bleiben. Bis dahin werden Sie wohl Zeit finden, ein paar Zeilen zu richten an Ihren Sie herzlichst grüßenden

Hugo Wolf.

Mein lieber Freund! Wien, 18. Januar 1895.

Ein Wunder, ein Wunder, ein unerhörtes Wunder ist geschehen. Der langersehnte Operntext hat sich endlich gefunden; fix und fertig liegt er vor mir, und ich brenne nur so vor Begierde, mich an die musikalische Ausführung zu machen. Sie kennen doch die Novelle „Der Dreispitz" von Pedro de Alarcon? Dieselbe ist bei Reklam erschienen. Frau Rosa Mayreder, eine mir seit Jahren bekannte geniale Frau, hat das Kunststück fertig gebracht, die Novelle in ein äußerst wirkungsvolles Opernbuch umzuwandeln und sich künstlerisch auf der Höhe des Dichters zu halten. Freund Schalk, dem ich das Buch vorgelesen, äußerte sein überschwenglichstes Entzücken über die außerordentliche Kunst und Geschicklichkeit dei Verfasserin und meinte, es sei die komische Oper par excellence.

Wie aber ein Unglück selten allein kommt, scheint es auch mit dem Glück eine ähnliche Bewandtnis zu haben. Die Hochherzigkeit und wahrhaft grandiöse Generosität meines Gönners, des Freiherrn von Lipperheide, von dessen freundschaftlichen Absichten Sie mich unterrichtet haben, konnte sich, wenigstens mir gegenüber, zu keiner gelegeneren Zeit offenbaren, als gerade jetzt, wo all mein Sinnen und Trachten nur auf das eine gerichtet sein darf: den großen Wurf zu tun, der über mein künftiges Schicksal entscheiden soll. In zwei Jahren längstens hoffe ich, das Werk vollenden zu können. Mit aller Macht drängt es mich, den Wirrsalen meiner jetzigen Verhältnisse zu entfliehen, der mich umgebenden Stickluft zu entweichen, um neue Eindrücke auf mich einwirken zu lassen. Mit Recht schreibt einmal der unglückliche Stauffer-Bern an Peter Halm: „Lokalwechsel ist sehr gut, merke Dir das. Ist man zu lange an einem Ort, so lullt man sich sachte in eine gewisse Selbstgenügsamkeit ein, zu welcher gute Freunde und die liebe Faulheit (Geistesfaulheit) das ihrige beitragen." Wie wahr.

Sollte mir durch die Munifizenz unseres edlen Freundes wirklich geholfen sein, so würde eine Summe von 1500 fl. wohl hinreichen, mir eine anständige Existenz auf Jahresfrist zu sichern. Aber ich wage gar nicht daran zu glauben; zu oft schon mußte ich den bitteren Kelch der Enttäuschung leeren, wo ich mich bereits vermaß, köstlichen Nektar zu schlürfen. Sagen wir: es wär' zu schön gewesen, es hatt' nicht sollen sein.

Partitur und Klavierauszug des so lang zaudernden Feuerreiters haben Sie wohl schon erhalten? Den Hymnus habe ich nicht verkauft. Schott druckt ihn zwar auf seine Kosten, aber das Eigentumsrecht hat er nicht erworben. Dieser

Tage geht mein Gesuch an den Deutschen Kaiser ab, dem das Stück gewidmet werden soll. Ich bin höchst begierig, zu erfahren, ob mein Gesuch in Gnaden erledigt wird. Zwei bis drei Wochen werde ich auf den Bescheid wohl warten müssen. Professor Schmidt in Berlin wird den Hymnus auf Ochs' Veranlassung aufführen. Und somit: „Gnade Gott der Seele Dein." Das hätte ich Ihnen in die Partitur des Feuerreiters hineinschreiben sollen. Aber gute Gedanken kommen leider oft zu spät.

Herzlichste Grüße von Ihrem sehr getreuen Hugo Wolf.

Mein lieber Freund! Schloß Matzen, 29. Mai 1895.

Der Baron schickte mir heute Ihren Brief an ihn mit beifolgender Karte. [—]. Ich lebe hier in der vollkommensten Ungestörtheit und Einsamkeit. Speise nur zur Mittagszeit mit dem Baron. Das Abendessen (kalt) laß ich mir im Jägerhaus servieren. Wir sehen uns nur alle 24 Stunden mittags. Die übrige Zeit ist der Arbeit gewidmet, und bin ich völlig nur mir selber überlassen. Ihr lieber Brief hat mich innig erfreut, denn ich ersah daraus, welche herzliche Anteilnahme Sie an meiner jetzigen, allerdings höchst erfreulichen Lage nehmen. [—]. Allerdings hatte ich Ursache, mich einigemale zu beklagen, und zwar über das Dienstpersonal und speziell über die Italienerinnen, die immer vor dem Jägerhaus Siesta hielten und ihr „Gsangl" in die Lüfte schmetterten. Diese Klage fand aber ein geneigtes Ohr vor dem Baron, und er veranlaßte sofortige Abhilfe. Seitdem habe ich Ruhe. Im übrigen verstehen der Baron und ich uns aufs beste, weil keiner des andern Wege kreuzt. Es ist alles in schönster Ordnung. Vom 3. Akt sind zwei Szenen bereits fertig. Morgen kommt die Verwandlungsszene, in der Tio Lukas den großen Monolog hält, dran. Ich freue mich schon rasend darauf. Vielleicht werde ich noch im Juni mit der Komposition fertig. Es geht alles wie am Schnürchen.

Daß Sie sich gegen Freund Repela immer noch mißtrauisch verhalten, finde ich ganz unverantwortlich. Repela ist geradezu die charakteristischste Figur des ganzen Stückes und mein spezieller Liebling, dem ich auch eine wundervolle Musik auf den Leib geschrieben. Ja, ja, Sie werden Augen machen! und die Welt wird Augen machen, und alle, alle, alle, groß und klein, werden Augen machen. So was war noch nicht da. [—]. Und wie einfach ist der Stil und doch wie kunstvoll dabei. Aber was schwätz' ich da. Kommen Sie und hören Sie und dann — reden Sie oder vielmehr dann wollen wir schweigen, denn der Rest ist — Schweigen. Faißt wird wahrscheinlich in Kürze mich besuchen. Wie schön wär's, wenn Sie mithalten könnten. Nun, aber doch im August, was? Frau Mayreder wird auch anwesend sein, und zwar am Achensee. Nun aber Schluß, sonst kommt der Brief heute nicht mehr fort.

In fliegender Eile herzlichst grüßend Ihr Hugo Wolf.

Mein lieber Freund! 4. Oktober 1895.

Soeben trifft mit Deinem Schreiben auch eine rekommandierte Sendung von

Schott ein. Er schickt mir endlich, auf meine letzte Tretkarte, die Abrechnung und beiliegend das Resultat des Vertriebes in der enormen Höhe von 86, sage sechsundachtzig Mark und 35 Pfg., die ich ihm zu bescheinigen habe. Beiliegend sein Brief. Mir tuts nur leid, daß er von meiner Oper was weiß. Wer zum Teufel hat denn da getratscht? Nun, ich bin nur froh, daß ich ihm nichts mehr schulde und also schon ein Konto bei ihm habe, wenn derselbe mich auch nicht reich machen wird. In Anbetracht dessen, daß Schott die Hälfte der Einnahme mit mir teilt, bin ich Heckel gegenüber noch immer besser daran. Ich bleibe bei Heckel. Aber er muß alle Lieder in Kommission nehmen, oder mit dem Corregidor wird nichts. Schott werde ich erst schreiben, bis ich mit dem Baron die Rechnung durchgegangen, von der ich keine Silbe verstehe. — [—] gegenüber erwähne nichts von meiner Vereinbarung mit Schott, sonst schraubt er mich am Ende in die Höhe. Bitte antworte mir sofort. Ich werde Muck telegraphisch anweisen, die Kopie des 1. Aktes an Heckel zu senden, damit der Druck allsogleich bewerkstelligt werde.

Bezüglich der Herausgabe habe ich den Wunsch, daß Röder in Leipzig rauhes Papier (sogenanntes unsatiniertes) für den Klavierauszug verwende, wie das von meinem Goethebande ist, ebenso dasselbe Quart-Format, nicht Oktav. Auch soll mit dem Raum nicht gespart werden. Breiter Rand und die Noten nicht zu enge beieinander, damit alles übersichtlich erscheint. Es wäre gut, ihm ein Heft meiner Lieder zu übersenden, daß er sich darnach halte. Heute gelange ich mit der Instrumentation zum „Abgesang" der 1. Hälfte des 2. Aktes: „weil die Weiber Weiber sind." Ich hatte furchtbare Schwierigkeiten im 2. Akt zu überwinden. Muß schließen, daß der Brief heute noch abgeht. Tausend Grüße Dein Hugo Wolf.

Matzen, 9. November 1895.

Heute ist ein göttlich schöner Tag. Die Berge alle bis tief herab beschneit und diese würzige frische Luft. Lag heute gegen mittag fast eine Stunde am Boden im Freien und sonnte mich wie ein Eidechslein. Es geht nichts über die Sonne — ausgenommen, wenn man nach Bruck-Fusch marschieren muß.

Liebster Freund!

Hoch Mannheim! Dieses verdammte quadratische Nest macht seinem Namen alle Ehre, und meine schon ziemlich erloschenen Sympathien für dasselbe erwachen aufs neue. Die Kritik ist natürlich wie überall eine Gans. Daß diese patentierten Strohköpfe von Rezensenten vor einem so hohlen und aufgeblasenen Götzen wie [—] am Bauch liegen, kennzeichnet diese bornierte Bande, von dem Schwachkopf [—] gar nicht zu reden. Lieber möchte ich verschimpfiert, als mit diesen Leuten gelobt werden. Aber rechte einer mit solchen Idioten, als welche man Kritiker von „Beruf" durch die Bank anzusehen hat. Schaf bleibt Schaf sein Leben lang, da ist nun einmal nichts daran zu ändern. — Große Freude hat mir ein sehr lieber, herzlich gehaltener Brief Freund Schusters gemacht. Bitte,

grüße ihn von mir aufs allerschönste, und er möge mir nicht verübeln, wenn ich seine lieben Zeilen nicht beantworte, denn ich weiß oft vor lauter Arbeit nicht, wo mir der Kopf steht. Zum Überfluß drangsaliert mich auch noch meine Kompagnonin Mayreder mit Textänderungen und allem möglichen Teufelszeug, jetzt, wo ich wie ein Satan darauf versessen bin, den 3. Akt hier noch zu beenden. Ich hasse alle Menschen, die meine Tätigkeit nicht respektieren und von mir verlangen, daß ich mit Allotria meine Zeit vertrödeln soll. Allotria aber nenne ich alle Art Beschäftigung, die mit meiner Partitur in keinem Zusammenhang steht. Ich knirsche, derweil ich Dir diese Zeilen schreibe, weil sie mich von der Arbeit abhalten. Verstehe! ich möchte den 3. Akt baldmöglichst vollenden, möchte aber auch baldigst nach Wien reisen, um mit Schalk wegen der Tempobezeichnungen (er besitzt auch ein Metronom) zu besprechen. Auch kommt es vor, daß hier und da Änderungen im Klavierauszug zu machen sind; ich kann deshalb Heckel den Klavierauszug noch nicht zum Druck übergeben. Gestern erhielt ich von Kauffmann, (dem ich schon monatelang nicht geschrieben), einen rührenden Brief. Er schmachtet mit Leib und Seele nach der Musik des Corregidors. Ich werde ihm auf ein paar Tage die Kopie der 4 Akte zusenden. Potpeschnigg schrieb mir (er bat mich vorher, die Kopiekosten tragen zu dürfen, und bedankte sich aufs schönste für diese „Vergünstigung" — das sind halt noch Leute!), daß die Kopiekosten so gering ausgefallen wären, daß er sich für verpflichtet hielt, dieselben um 50 Prozent zu erhöhen. Der gute arme Herr Maresch. — W.s Geschwefel schicke ich Dir demnächst zu. Sende dagegen die „Freie Bühne", die Baronin möchte den Mayrederschen Aufsatz lesen. Der gute [—] ist inkurabelstem Größenwahnsinn verfallen. Er scheint durchaus darauf versessen zu sein, den großen Wagner noch zu übertrumpfen. In Gottes Namen denn, wenns schon durchaus sein muß. Nächstens wird er wohl über Vivisektion sich ausquatschen, weil auch Wagner darüber schrieb. Gott, was für sonderbare Kostgänger schmarotzen doch an dem Tisch des Herrn.

Nun addio! Schönste Grüße von Deinem gehetzten und geplagten Hugo Wolf.

Lieber Freund! Matzen, 14. Dezember 1895.

Die Inskription habe ich sofort nach Erhalt der Sendung besorgt und mir zugleich sämtliche „Italienischen" vorgespielt, die ich zum großen Teil fast ganz vergessen hatte. Ich ersah daraus, daß ich doch auch schon vor dem „Corregidor" ein ganz kapitaler Herr war, und ich habe förmlich Respekt vor mir. Soll mir so was einer nachschreiben! —

Freund Heckel ist wohl nicht bei Trost? Was glaubt er denn von mir? Wegen dem lumpigen Klavierauszug werde ich doch nicht die Partitur hintansetzen. Er soll warten. Bereits halte ich mit der Partitur knapp vor dem Schlußchor. In den nächsten Tagen werde ich mit dem Werk zu Ende kommen. Dann aber kommt noch das Vorspiel an die Reihe, ehe ich mich mit dem dummen Klavierauszug befassen kann. Apropos, sprich mit Heckel über seinen neuen Vorschlag,

33⅓ Prozent für die Lieder zu fordern. Darauf gehe ich nicht ein. Was kümmert mich der bisherige Vertrieb Schotts. [—]. Zum Henker mit demselben. Ich wünsche, daß meine Lieder künftighin nicht um den Ladenpreis verkauft werden, sondern netto so viel dafür bezahlt wird, als der angegebene Preis besagt. Simrock macht es ebenso, und in Frankreich ist dies längst schon Sitte. Also keine „bedingungsweisen" Versendungen mehr und 20 Prozent Rabatt, oder die ganze Sache wird rückgängig gemacht. Zur Orientierung lege ich den Brief Heckels bei.

Von der Partitur ist der 1. Akt bereits kopiert und der 2. Akt beim Kopisten. An Schott habe ich für die Italienischen und für Feuerreiter usw. 2500 Mark zu zahlen. Wünsche guten Appetit dazu. Mein ganzes Kapital geht darüber flöten. Mottl hat mir auf einer Korrespondenzkarte ziemlich burschikos geschrieben, ich möchte Dich veranlassen, ihm den Klavierauszug zuzusenden. Herr Mottl irrt sich, wenn er glaubt, in der alten Tonart auf mir spielen zu können. Die Zeiten haben sich inzwischen mächtig geändert, und Herr Mottl wird diesen Umstand zu berücksichtigen haben, wenn er mit mir in irgendwelche Verbindung treten will. Die Baronin liegt seit ein paar Tagen an einer heftigen Halsentzündung zu Bett. [—]. Wir essen jetzt täglich Austern. Du siehst also, daß es so schlimm noch nicht steht. Rickelt ist hier und malt mich in Pastell. Das Bild wird sehr gut werden. Schreibe bald, zumal wegen Heckel, damit ich weiß, woran ich bin. Ich finde keine Zeit, an Heckel zu schreiben, auch fehlt mir die Ruhe für einen geschäftsmäßigen Stil. Wenn ich mit der ganzen Arbeit fertig sein werde, soll Heckel einen ordentlichen Geschäftsbrief von mir erhalten.

Inzwischen herzlichste Grüße von Deinem Hugo Wolf.

Noch eins: Ich entsinne mich, auf Liedern von Mottl den Passus gelesen zu haben, daß eine Wiedergabe seiner Lieder in Konzerten und Vereinen nur mit Bewilligung des Autors gestattet sei. Ich wünsche, meine Lieder und auch den Klavierauszug des Corregidors mit demselben oder einem ähnlichen Passus versehen zu wissen. Wenn möglich, soll Heckel auf das von Schott übernommene vorhandene Material, und zwar auf jedem Heft, diese „Warnungstafel" anbringen lassen. Mir ist es nämlich gar nicht egal, ob der erste beste Kretin meine Sachen öffentlich verhonigelt, und wenn etwa eine Berühmtheit sich daran vergreifen sollte, kann ich ihr diesen Spaß auch versalzen. So, nun basta. Ich komme soeben von einem Abendspaziergang nach Brixlegg zurück. Alle Wege sind tief verschneit. Man muß ganz gehörig durch den Schnee waten. Ich bin ganz entzückt darüber. Nichts Herrlicheres und Schöneres als eine Winterlandschaft. Matzen ist im Winter wahrhaft schön. Ich schwelge in dieser Winterherrlichkeit. O, ihr armen Stadtmenschen!!

Mein Lieber! Perchtoldsdorf, 26. April 1896.

Ich bitte Dich inständigst, laß mich mit diesem gottverdammten [—] in Frieden.

Ich fürchte ohnedies schon, daß dieses Subjekt zur Zeit der Aufführung meines Werkes sich in Mannheim herumtreiben wird. Daß er mir ja nicht vor die Augen komme! Ich hasse alle diese verruchten Leute, die sich einbilden, der Herrgott zu sein, während sie in Wahrheit doch nur talentlose arme Schlucker sind. Zum Henker mit diesem Geschmeiß. Ich habe dem Heckel strenge Ordre ergehen lassen, niemand ohne mein Vorwissen Gratisexemplare zu verabfolgen. Wie zum Teufel soll ich denn auf die Druckkosten kommen, wenn ich an den Ersten besten Freiexemplare abgeben soll? Meine Freunde werden sich alle Exemplare kaufen müssen, oder sie sind nicht meine Freunde. Ich muß ja ohnedies eine ziemliche Anzahl Pflichtexemplare verschenken, so an Lipperheide, Werner (wo ich in Perchtoldsdorf wohne), an Mayreder, an Potpeschnigg, meiner Familie, dem Berliner Verein, und schließlich möchte ich für mich auch ein Exemplar haben. Ich habe Heckel strenge untersagt, irgendwelchem Kritiker ein Exemplar zuzusenden. Röhr jedoch soll sein Exemplar bekommen.

Wenn das Werk nicht sicher am 22. Mai zur Aufführung kommt, sondern erst am 31., werde ich zur Premiere nicht erscheinen. Ich wünsche bis zum 12. Mai davon verständigt zu werden.

[—]. Gestern habe ich das 20. und 21. der neuen Italienischen geschrieben. Heute ist mir bis zur Stunde noch nichts eingefallen. Mit dem 24. Lied soll der Band schließen. Bitte, urgiere nach Kräften, daß die Aufführung am 22. 5. zustande kommt und sei herzlichst gegrüßt von Deinem sehr eiligen, sehr fleißigen

Hugo Wolf.

In postskript teile ich Dir noch mit, daß das 22. soeben in Angriff genommen wurde. Frau Mayreder hat mich durch ihren lieben Besuch bei der Arbeit unterbrochen, was aber derselben (nämlich der Arbeit) nicht schadet. Frau Mayreder meint, daß wenn die Aufführung nicht am 22. Mai vor sich gehen sollte, dieselbe auf den September zu verschieben sei. Ich stimme dieser Ansicht bei, was sagst Du dazu?

Wir beide grüßen Dich herzlichst.

Mein lieber Freund!

Ich benütze heute einen regnerischen Tag, wie solche Dir von Deinem Aufenthalt in Salzkammergut wohl noch in Erinnerung sein dürften, um wieder ein Lebenszeichen von mir zu geben. Es kommt mir in einer Anwandlung von höherer Erkenntnis so vor, als hätte ich Dich bisher arg vernachlässigt. Ach Du lieber Himmel, wenn Du wüßtest, was ich, seitdem wir uns so rasch verabschiedet — auch ich verfluchte den Eindringling R[—]! — mit Glückwunschschreiben bombardiert wurde. Noch heute treffen immer wieder und sogar aus Mannheim Nachzügler ein. Ich bin in der letzten Zeit ganz zur Schreibmaschine herabgesunken und habe allen Respekt vor mir selber verloren. Gott, welch schreckliche Reaktion nach diesen Aufregungen! Dein Glückwunschtelegramm ging von Stuttgart nach

Wien und von dort aus erst an mich. Ich erhielt es somit erst gestern. Mein lieber Freund, ich habe Dir ja schon so viel zu danken, daß es mir ganz lächerlich vorkommt, wenn ich Dir für Deine Glückwünsche zum Konzert noch speziell danken soll. Du Treuester aller Treuen, was hast Du alles für mich getan! Wieviel Liebe, Sorge, Kummer, Zeit, Geld hast Du für mich und die heilige Sache aufgewendet! Unermüdlich warst Du auf Deinen langen Beinen, mit denen Gott Dich begnadet und die Zeit ihres Lebens gesegnet sein mögen. Sie sind so recht das Symbol des Fortschrittes, und deshalb hast Du auch in meinen Augen vor andern so viel voraus. Du unermüdlich Fortschreitender, der so rüstig der Freiheit eine Gasse bahnte und mir armen Menschenkindlein das Gehen lehrte, Licht und Luft um mich verbreitend.

Gesegnet sei Dein segenvolles Walten, Du Liebster, Einzigster! Du hast mehr getan, als alle andern, denn Du hast im stillen gebohrt, gewirkt und geschaffen, Du hast die Saat gestreut, den Boden erst urbar gemacht — — was Wunder, wenn dann alles so gut gelang. Wäre mir nur die Gabe der Rede verliehen! Mit Engelszungen hätte ich Dein stilles Wirken preisen mögen. So magst Du denn mit diesen gestammelten Zeilen vorlieb nehmen; sie nehmen sich auf dem Papiere bescheidener aus, als die im Saale widerhallenden wohlgesetzten Worte, die sich den Brusttönen des Intendanten entrangen. Doch wozu alles gleich an die große Glocke hängen? Ein stummer Blick, ein Händedruck, und wir haben uns, hoff' ich, verstanden. Und so laß Dich, Du Lieber, ans Herz drücken und sei innigst umarmt und gegrüßt von Deinem Hugo Wolf.

Mein lieber Freund! Wien, 21. Juli 1896.

Dein Wunsch, mich stets behaglich und zufrieden in meinem neuen Heim zu fühlen, geht täglich mehr in Erfüllung. Seit ich diese traulichen Räume bewohne, bin ich sozusagen wunschlos geworden. Endlich darf ich ganz für mich allein sein, darf walten und schalten ganz nach meinem Belieben. Das Gefühl dieser absoluten Freiheit und Unabhängigkeit berauscht mich förmlich. Ich möchte oft vor Entzücken darüber laut aufschreien. Mein Leben jetzt gleicht einem wunderschönen Morgentraum. Die Deutweise hierzu ist mir zwar noch nicht eingefallen, doch wird hierfür Hans Sachs schon sorgen. Mir ist gar nicht bange darum. Einstweilen beschäftigt mich die Partitur des Corregidors, an der namentlich in puncto Vortrags- und Tempobezeichnungen noch so vieles richtig zu stellen ist. Auch in der Instrumentation war manches zu ändern und zu verbessern, was dem Werke nun zugute kommen soll. Kapellmeister Röhr hat doch sehr viele Fehler in der Abschrift entdeckt, aber fast ebenso viele auch übersehen. Ich muß jetzt meine ganze Aufmerksamkeit darauf konzentrieren, eine möglichst fehlerfreie Ausgabe herzustellen, da demnächst mein Grazer Kopist Maresch beauftragt wird, auf dem Wege der Lichtpause (photographisches Verfahren) 20 Exemplare anzufertigen. Es ist dies ein ganz neues Verfahren, bei dem man sowohl Zeit als Geld erspart, und welches sich zugleich als sehr brauchbar erweist. Anbei lege ich eine Variante zum

4. Akt bei, die Du behalten magst. Daß Du mir rätst, das Zwischenspiel aus dem 3. Akt für den Konzertsaal einzurichten, nimmt mich wunder. Warst doch gerade Du es, der sich gegen die Konzertaufführung der seinerzeit in Mannheim aufgeführten Fragmente ausgesprochen hat. Wo bleibt da die Logik? Und das Zwischenspiel aus dem 3. Akt eignet sich schon gar nicht für den Konzertsaal. Weit eher ginge es noch mit den anderen zwei Stücken. Düsseldorf und Graz haben weiter nichts von sich hören lassen. Kürzlich schickte mir die Theaterkasse von Mannheim die Tantiemeberechnung der zwei Corregidoraufführungen in Form eines Revers, den ich zu unterschreiben hatte. Ich unterschrieb demnach, das Geld empfangen zu haben, de facto aber habe ich keinen Kreuzer erhalten. Die Tantieme beträgt 173 Mark 4 Pfg. Verteufelt wenig! Kohlers dramatische Dichtung sende ich zugleich mit diesen Zeilen per Kreuzband an Dich ab. Das Ding ist nicht ganz übel, aber zu komponieren begehre ich es nicht.

Daß es Deiner Schwiegermama besser geht, darüber freue ich mich herzlich. Bitte sie und Fräulein Vera aufs schönste von mir zu grüßen. Hoffentlich bleibt die gute, liebe Mama Becker uns allen noch lange erhalten. Grüße auch Deine Mutter und den lieben Jungen herzlichst. Wenn Du nicht bis zum 14. August nach Matzen kommen kannst, werden wir uns schwerlich so bald wiedersehen. Übrigens ist es nicht ganz ausgeschlossen, daß ich vielleicht doch bis Ende August bleibe. Lipperheide ist heute nach Matzen abgereist. Gestern abend waren wir bei Mayreders, wo wacker gezecht wurde. Der Baron war bei bester Laune.

Laß bald wieder von Dir hören. Grüße doch Hildebrandt, wenn Du ihm einmal begegnest.

Ganz der Deinige Hugo Wolf.

Mein Lieber! Wien, 24. September 1896.

Der 14. d. M. war für mich ein höchst betrübender und aufregender Tag, denn die Depesche des Barons mit der Trauerbotschaft kam so überraschend und unerwartet, daß ich völlig fassungslos darüber ward. Wer hätte auch an so was gedacht?! Ich war eben im Begriffe, der Baronin zu schreiben, als das unselige Telegramm eintraf. Mich hat dieser Todesfall aufs schmerzlichste berührt; ich verliere in ihr eine Freundin, wie man sie nur selten im Leben trifft. Am meisten zu beklagen ist aber doch der Baron [—]. Matzen ist seit dem Heimgang der guten Baronin nur mehr ein Traumland für mich geworden, das ich in Wirklichkeit wohl nie mehr betreten werde. — Die Erinnerung an die herrlichen Tage, die ich dort verleben durfte, wird ebenso unauslöschlich in meiner Seele haften, als das Andenken an die nur allzufrüh Hingeschiedene. Nun hat die Rastlose endlich die Ruhe gefunden, die im Leben ihr nie beschieden war. Möge es ein tiefer Schlaf ohne Träumen sein.

Was Du mir über den jungen W[—] schreibst, hat mich lebhaft interessiert. Ich glaube auch, daß wir uns gut verstehen würden, wenn unsere Wege sich einmal kreuzen sollten. Bei seiner abgöttischen Verehrung für seinen Mentor

Humperdinck wird für den Corregidor wohl nicht viel dabei herausschauen, denn Humperdinck und ich haben verteufelt wenig miteinander gemein. Na, wir werden ja sehen. [—]. Noch muß ich Dir mitteilen, daß Muck in Berlin für die Sache gewonnen ist. Potpeschnigg schrieb mir, daß Muck absolut nichts wider mich habe, und daß er alles tun wolle, die Aufführung in Berlin zustande zu bringen. In Wien beschäftigt sich, wie ich von dritter Seite erfahre, Hans Richter eifrig mit dem Klavierauszug. Vor der Hand stecke ich über Hals und Kopf im Kollationieren der Orchesterstimmen, die zum größten Teil bereits autographiert sind. Die Geschichte kostet mich aber ein schweres Geld. Mayreders sind von ihrer Berlinerreise noch immer nicht zurückgekehrt. Deine Grüße werde ich, wenn sie da sind, bestellen. Laß bald wieder von Dir hören. Für heute nur noch herzlichste Grüße von Deinem Hugo Wolf.

Mein lieber Freund! Wien, 9. Dezember 1896.

Deine herzlichen Worte über die neuen Italienischen haben mich aufs innigste gerührt. Dir kann man jedenfalls nicht den Vorwurf machen, zu dem sich der „Enttäuschte" veranlaßt sieht, mit Nietzsche zu sagen: ich horchte auf Widerhall, und ich hörte nur Lob. — Zählst doch gerade Du zu den wenigen, in denen meine Weisen einen laut vernehmlichen Widerhall wachrufen. Ohne gerade ins Korybantische zu verfallen, weißt Du doch meine Arbeiten nach Verdienst zu würdigen und zu schätzen und weichst feinfühlig jeder Versuchung aus, Dich ins Maßlose zu versteigen, wodurch Du auch dem andern Vorwurf entgehst, den der stolze Mann erhebt und in die Worte kleidet: „Im Lob ist mehr Zudringlichkeit als im Tadel". Ich sage nichts weiter, um nicht am Ende von Dir noch der Zudringlichkeit des Lobes beschuldigt zu werden.

Wie kommt es, daß der „kleine" W. so gar nichts über meinen Corregidor verlautbaren läßt? Steht es wirklich so schlimm mit seinen Augen, oder will er nur nicht Farbe bekennen? Und wie steht es mit Weimar? Hat Dir Vigneau geschrieben? und will er das Aufführungsrecht von mir erwerben? Ist Stavenhagen noch dort am Dirigentenpult? Und Mannheim? Wie stehts denn dort? Freund Reznicek wird sich wohl hüten, einen Nebenbuhler sich auf den Hals zu laden, oder sollte er mir wirklich hold gesinnt sein? Die Mannheimer Partitur ist nun vollständig korrigiert und zum Teil umgearbeitet; sie befindet sich gegenwärtig in den Händen Potpeschniggs, der die neuen autographierten Stimmen darnach kollationiert. Ich habe jetzt fast ein Vierteljahr nur mit dem Kollationieren der Stimmen und dreier Partituren (inklusive einer Originalpartitur) zugebracht und vielfache Änderungen sowohl in der Instrumentierung, als namentlich in den Vortragszeichen vorgenommen. Es war eine schreckliche Zeit, die Gottlob vorüber ist. Gegenwärtig bin ich sozusagen in keiner Weise engagiert und erfreue mich des süßen Müßigganges. Auf die Dauer wird michs wohl nicht ruhen lassen, das fühle ich schon jetzt. Es juckt mich in allen Poren, wieder an eine große Arbeit zu gehen, denn für unsereins ist doch nur die Arbeit die eigentliche Erholung. Wenn

nur mein weiblicher Associé einmal ordentlich anbeißen wollte. Ich fürchte, daß Frau Mayreder noch zu sehr unter der Depression leidet, die ihr mein notgedrungener refus einer von ihr selbst erfundenen Operndichtung verursacht hat. Aber was hätte ich in dem schwierigen Fall tun sollen? Ich kann doch nicht einen Text komponieren, der mich in keiner Weise interessierte. [—]. Ich habe ihr meine Bedenken in der zartesten Weise beizubringen gesucht, und es ist mir insoweit auch gelungen, als unser freundschaftlicher Verkehr nach wie vor aufrecht erhalten bleibt. Ich schlug ihr nun den Venegas vor, und sie willigte auch gern ein, denn sie ist ja eine famose, liebe, gescheite Frau. Aber nun jammert sie in einemfort über die fürchterlichen Schwierigkeiten, die sich einer dramatischen Bearbeitung entgegenstellen, was ich ihr natürlich nicht verübeln kann, denn mit diesem verdammten Manuel Venegas hat es ja wirklich seinen Haken. Dennoch urgiere ich nach Leibeskräften, um ihr Kurage zu machen, denn wenn irgend jemand, so ist es Frau Mayreder, auf die ich „all mein Hoffen bau'". „Wollen wir hoffen", sage ich weiter mit dem Meister.

Die zugeschickten Programme haben mich nicht wenig amüsiert. Was mögen diese armen Teufel bei der Schmiedearbeit ihrer vermutlich sehr komplizierten Partituren wohl geschwitzt haben! Und Nietzsche, der freie Geist, war ein so abgesagter Feind aller Musik, die schwitzt. Diese beiden Herren haben das Programm allerdings sehr nötig. Ohne ein solches würden sie mit ihrer Musik allein wohl schwerlich zu Worte kommen. Weingartner zumal enthüllt sich in seinem Programm ja ganz als „Neu-Gerichteter".

fiat justitia!

Deine Korrekturen der Reinicklieder werde ich Dir demnächst zusenden, damit Du siehst, wie viele Fehler von Dir übersehen wurden. Außerdem habe ich eine Menge Änderungen im Gesellenlied vorgenommen, da mir bei der Textrevision einige bedenkliche Deklamationsfehler aufstießen, und allerlei sonstiges mir auch nicht mehr behagte. Leider hat Röder die neue Ausgabe des italienischen Liederbuches trotz meiner wiederholten Weisungen: die Bände ja nicht zu beschneiden, so arg beschnitten, daß ich große Lust hätte, die ganze Ausgabe als Makulatur einstampfen zu lassen und eine neue Ausgabe auf Röders Kosten zu veranstalten. Ich glaube nur, daß Heckel damit nicht einverstanden sein dürfte, und so wird's wohl bei der Schlamperei sein Bewenden haben. [—]. Und nun addio. Viele schöne Grüße an Deine verehrte Frau Mama und den hoffnungsvollen Helmut. Auch Fräulein Vera vergiß nicht, schönstens zu grüßen.

Immer Dein getreuer Hugo Wolf.

Mein lieber Freund! Wien, 1. Januar 1897.

Gestern in später Abendstunde — ich habe den Sylvester ganz allein d. h. in Gesellschaft von Lord Byron — kein übler Geselle — ein schönes Gedicht von ihm komponierend — zugebracht — (verfluchter Satz!) also nochmals: gestern in später Abendstunde wurde mir vom Musikalienhändler Gutmann und Gutweib

die Partitur der 7. Brucknerschen Symphonie zugestellt und zwar im Auftrage eines gewissen Landgerichtsrates Dr. Garbe in Mannheim. Könntest Du als Amtsperson nicht die dortige Polizei veranlassen, den mir unbekannten und vermutlich auch Dir fremden Herrn auszuforschen, damit ich ihm für seine herrliche Überraschung danken kann? Dieser Dr. Garbe erweckt mein lebhaftes Interesse; er scheint, nach seinem Geschenk zu schließen, ein Mann von ungewöhnlicher musikalischer Bildung zu sein. Würde mich unendlich freuen, ihn näher kennen zu lernen. Heute morgen habe ich mich gleich ans Klavier gesetzt und das neue Jahr mit den weihevollen Klängen des 1. Satzes dieser göttlichen Musik eingeweiht. Da wir nun einmal auf Bruckner geraten sind, will ich Dich noch aufmerksam machen, daß der zweihändige Klavierauszug der „Romantischen" in einer famosen Bearbeitung Freund Schalks bei Gutmann erschienen ist. Vielleicht verständigst Du nach glücklicher Eruierung auch den mysteriösen Dr. Garbe von diesem Ereignis. Falls derselbe den zweihändigen Klavierauszug noch nicht besitzen sollte, möchte ich mich gern für sein pompöses Geschenk revanchieren und ihm die romantische Symphonie im Klavierauszug zukommen lassen. Schreibe darüber baldigst und sei mit einem herzlichen Prositneujahr innigst begrüßt von Deinem Hugo Wolf.

Liebster Freund! Wien, 30. Januar 1897.

Ich habe sofort nach Erhalt Deiner Zeilen Heckel beauftragt, Dir ein Freiexemplar der Solhauggesänge zukommen zu lassen, da Du die Reinicklieder, wie Du mir schriebst, tatsächlich schon besitzest. Laß Dir von Heckel die in den Solhauggesängen vorkommenden Druckfehler angeben; er besitzt ein Verzeichnis davon. Zu Beginn der zweiten Strophe des Gesellenliedes macht sich in der Singstimme ein höchst unangenehmer Druckfehler bemerkbar. Auf den einsetzenden C-Dur-Dreiklang fällt die Singstimme mit dem dissonierenden h ein, wo natürlich c sein muß.

Daß Dir die Byronschen Gesänge so gut gefallen, freut mich ausnehmend; ich bin selber ganz verscharmeriert in diese beiden Dinger. Der biedere W. hat sich mit seiner Besprechung der neuen Italienischen nicht gerade echauffiert. Er hätte schon etwas mehr ins Zeug gehen können, zumal es doch ein kleiner Unterschied ist zwischen einem Lieder*band* von mir und einem Lieder*heft* von [—], von der Qualität ganz abgesehen. Aber rechte einer mit solchen Schafsköpfen. Unlängst schrieb mir Heckel, die Hoftheaterintendanz habe ein Verlangen nach dem Besitze der Stimmen zum Corregidor. Leider kann ich diesem Verlangen momentan nicht entsprechen, da das Autographieren nach den geschriebenen und korrigierten Stimmen noch nicht zum Abschluß gediehen ist. Darüber wird noch ziemlich viel Zeit verstreichen. Habe ich Dir mitgeteilt, daß die Einleitung zum 3. Akt um 52 Takte verlängert wurde? Hingegen entfallen im 4. Akt durch die neue Bearbeitung etliche 20 Seiten des Klavierauszuges. Ich bin gerade beschäftigt, die neue Bearbeitung musikalisch auszuführen. Nun wird das verfluchte Gewäsche über Längen, stagnation usw. wohl ein Ende haben und der arme Corregidor für „bühnenfähig" gelten.

Die Direktion der Wiener Hofoper beobachtet in puncto Corregidor beharrlichstes Schweigen. Direktor Jahn hat sich auf Entdeckungsreisen nach Novitäten aufgemacht. Glück zu! Der wird was Schönes wieder heimbringen.

Frau Mayreder arbeitet sehr saumselig am Venegas. Sie hat keine rechte Lust dazu und will von dem, was bereits ausgeführt ist, nichts herzeigen. Sie will durchaus die versunkene Glocke von Hauptmann bearbeiten. Man hat mir aber nahe gelegt, daß Hauptmann auf keinen Fall seine Einwilligung dazu geben werde. Ich habe mich diesbezüglich an Lipperheide und Müller gewendet. Beide haben mir geschrieben, daß Gewährsmänner wie Erich Schmidt und der Radierer Albert Krüger, die mit Hauptmann befreundet sind, die Sache für aussichtslos halten. Vielleicht kommt Hauptmann anläßlich der Premiere seines Stückes hierher, da will ich persönlich mit ihm reden.

[—]. — Wenn Du den zweiten Band der Nietzsche-Biographie ausgelesen hast, möchte ich Dich bitten, sie mir zu schicken. Ich brenne darauf.

Dein Hugo Wolf.

Mein lieber Freund! Wien, 3. März 1897.

Auf Deine heute mir zugekommene Karte hin sende ich Dir eine Besprechung meines Liederabends in der Ostdeutschen Rundschau, die einzige ausführliche Kritik, die bis dato erschienen ist. In derselben wird auch der Skolie gedacht, wenn auch nur ziemlich flüchtig. Hoffentlich aber dient sie unserem Zwecke, da es an sich schon gut sein dürfte, wenn diese Rezension noch einmal zum Abdruck gelangt. [—]

Die vier Gesänge werden demnächst erscheinen. Ich erwarte sie täglich. Wie Du wohl schon wissen dürftest, hat im letzten Berliner Vereinsabend Rodnagel mitgewirkt und zwar mit Erfolg. [—]. Wie recht hast Du in dem, was Du über G. und Konsorten äußerst. O, diese verfluchten Tenöre mit ihrer wahnsinnigen Eitelkeit und Einbildung! Und doch ist man auf solche [—] angewiesen und muß noch froh sein, wenn sie überhaupt anbeißen. Der Teufel hol's!

Frau Mayreder weilt seit einiger Zeit auf dem Semmering, wo sie hoffentlich fleißig am Venegas arbeitet. Die Schaffenslust regt sich schon mächtig in mir, und ich kann es kaum mehr abwarten, um loszulegen. Kennst Du Kleists Amphitrion?? Das ist ein idealer Stoff, die wahre „göttliche Komödie"! Ich habe letzthin dieses Wunderwerk neuerdings wieder gelesen und war mehr denn je davon hingerissen. Am liebsten würde ich mich gleich an den Amphitrion machen. Vielleicht ist Frau Mayreder dazu zu bewegen. Empfiehl mich Herrn Rüdiger aufs beste. Ich freue mich besonders darauf, daß er die Storchenbotschaft zu Ehren bringen will. Apropos: Solltest Du einmal Regisseur Hildebrandt begegnen, frag ihn doch, ob er zu Weihnachten mein Bild und das vom alten Steffel zu Wien erhalten hat. Er hat nichts darüber verlautbaren lassen.

Auch bei uns kündigt sich ein vorzeitiger Frühling mächtig an. Meine

Behausung erstrahlt nur so in eitel Sonnenschein. Ich singe nur mehr: O, Sonnenschein, ./., wie scheinst Du mir ins Herz hinein!

Tausend Grüße von Deinem Hugo Wolf.

Bester Freund! Wien, 24. März 1897.

Deine Glückwünsche zum Geburtstage, wofür ich Dir herzlichst danke, haben sich über Erwarten rasch erfüllt. Vor kurzem entstanden einige Gesangsstücke nach Gedichten von Michelangelo, zu denen mir ein paar wahrhaft sublime Einfälle verhalfen. Leider bin ich in den letzten Tagen durch meine lärmende Hofnachbarschaft in meiner Tätigkeit etwas aufgehalten worden, doch hoffe ich, den Faden bei nächster Gelegenheit wieder aufnehmen zu können, denn ich habe jetzt, um mit Gottfried Keller zu reden, Werg auf meiner Kunkel. Um Dir einen Begriff davon zu geben, was für ein verfluchter Kerl der Michelangelo als Poet auch war, teile ich Dir das zuerst von mir komponierte Lied mit; dasselbige ist an einen Freund gerichtet und lautet in der Übersetzung wie folgt:

Wohl denk ich oft an mein vergang'nes Leben,
Wie es, vor meiner Liebe für dich, war;
Kein Mensch hat damals Acht auf mich gegeben,
Ein jeder Tag verloren für mich war.
Ich dachte wohl, ganz dem Gesang zu leben,
Und mich zu flüchten aus der Menschen Schar ...
Genannt in Lob und Tadel bin ich heute,
Und, daß ich da bin, wissen alle Leute!

Die Musik dazu, welche mit einer schwermütigen Einleitung beginnt und diesen Ton bis zu den vorletzten Versen festhält, nimmt unversehens einen strammen Charakter an (entwickelt aus dem vorangegangenen Motiv) und schließt mit triumphalen Fanfaren, gleichsam einem Tusch, den ihm die huldigenden Zeitgenossen brachten, festlich ab. — Du wirst Deine helle Freude daran haben. Bedeutender aber scheint mir noch das zweite Gedicht zu sein, das ich für das Beste halte, was ich bis dato gestümpert habe —

„Alles endet, was entsteht,
Alles endet, was vergeht."

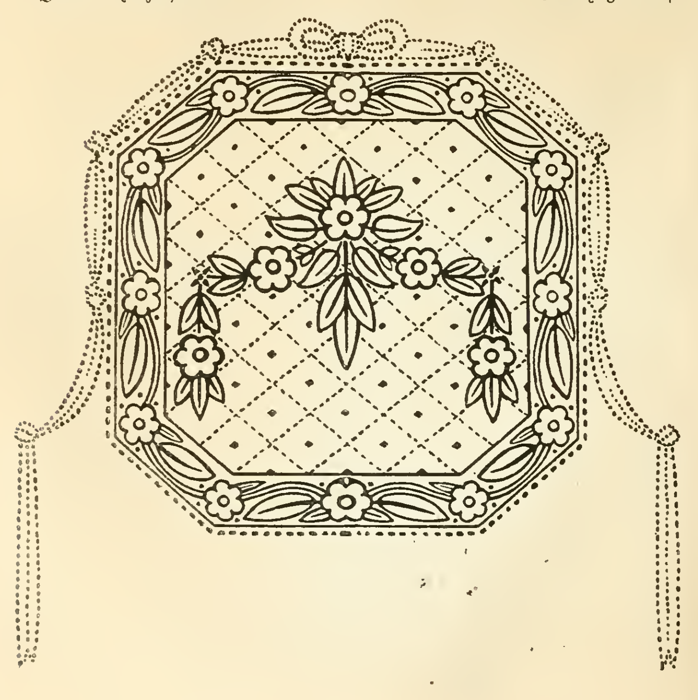
Wenn Du vor Ergriffenheit dabei nicht Deinen Verstand verlierst, so hast Du nie einen besessen. Es ist wahrlich, um dabei verrückt zu werden, dabei von einer verblüffenden, wahrhaft antiken Einfachheit. Na, Du wirst Augen machen! Ich fürchte mich förmlich vor dieser Komposition, weil mir dabei um meinen Verstand bange wird. So gemeinschädliche und lebensgefährliche Dinger produziere ich jetzt. Solche Wirkungen hat nicht einmal Richard Strauß mit seinem „Zarathustra", der kürzlich hier verzapft wurde, hervorzubringen vermocht. [—] Frau Mayreder hat bereits vor einer Woche den 1. Akt des Manuel Venegas beendet und mir denselben zur Begutachtung eingesendet. Dieser 1. Akt ist über alle Maßen herrlich gelungen und zwar in jedweder Hinsicht. Exposition, Aufbau, Sprache, bis auf einige Trivialitäten, die aus-

gemerzt wurden, alles entzückend und wirklich sublim. Schon ist auch der 2. Akt über die Hälfte gediehen. In Kürze werde ich Dir das fertige Buch zusenden können. Anbei von einem Dr. Grunsky ein Aufsatz über meine Wenigkeit, der endlich einmal vernünftig geschrieben ist. Ich bin hocherfreut darüber. Zeige auch Heckel die Besprechung.

Was Du mir über das leibliche Aussehen des Bankdirektors Hildebrandt mitteilst, berührt mich aufs schmerzlichste. Hoffentlich ist es nur eine vorübergehende Erschöpfung von allzugroßer Anstrengung und hat weiter nichts zu bedeuten. Grüße ihn und die ganze Familie aufs allerherzlichste, und er möge sich meinethalben nur ja nicht inkommodieren. Es wäre mir sehr lieb, wenn Du meinen lieben Gönner und Freund ab und zu über mein Leben und Treiben im laufenden halten möchtest. Zeige auch ihm die Besprechung des Stuttgarter Kritikers. Er wird sich gewiß darüber freuen, da er so herzlichen und verständnisvollen Anteil an meinen Sachen nimmt.

Ich erwarte tagtäglich das Erscheinen der vier Gesänge. Laß dir von Heckel ein Freiexemplar ausfolgen. Und nun leb wohl.

In alter Herzlichkeit Dein Hugo Wolf.





Heumond / Novelle von Hermann Hesse



Das Landhaus Erlenhof lag nicht weit vom Wald und Gebirge in der hohen Ebene. Vor dem Hause war ein großer Kiesplatz, in den die Landstraße mündete. Hier konnten die Wagen vorfahren, wenn Besuch kam. Sonst lag der viereckige Platz immer leer und still und schien dadurch noch größer als er war, namentlich bei gutem Sommerwetter, wenn das blendende Sonnenlicht und die heiße Zitterluft ihn so anfüllte, daß man nicht daran denken mochte ihn zu überschreiten.

Der Kiesplatz und die Straße trennte das Haus vom Garten. „Garten" sagte man wenigstens, aber es war vielmehr ein mäßig großer Park, nicht sehr breit aber tief, mit schönen stattlichen Ulmen, Ahornen und Platanen, gewundenen Spazierwegen, einem jungen Tannendickicht und vielen Ruhebänken. Dazwischen lagen sonnige, lichte Rasenstücke, einige leer und einige mit Blumenrondels oder Ziersträuchern geschmückt, und in dieser heiteren, warmen Rasenfreiheit standen allein und auffallend zwei große einzelne Bäume.

Der eine war eine Trauerweide. Um ihren Stamm lief eine schmale Lattenbank und ringsum hingen die langen, seidig zarten, müden Zweige so tief und dicht herab, daß es innen ein Zelt oder Tempel war, wo trotz des ewigen Schattens und Dämmerlichtes eine stete, matte Wärme brütete.

Der andere Baum, von der Weide durch eine niedrig umzäunte Wiese getrennt, war eine mächtige Blutbuche. Sie sah von weitem dunkelbraun und fast schwarz aus. Wenn man jedoch näher kam oder sich unter sie stellte und empor schaute, brannten alle Blätter der äußeren Zweige, vom Sonnenlichte durchdrungen, in einem warmen, leisen Purpurfeuer, das mit verhaltener und feierlich gedämpfter Glut wie in einem Kirchenfenster leuchtete. Die alte Blutbuche war die berühmteste und merkwürdigste Schönheit des großen Gartens und man konnte sie von überall her sehen. Sie stand allein und dunkel mitten in dem hellen Graslande, und sie war hoch genug, daß man, wo man auch vom Park aus nach ihr blickte, ihre runde, feste, ruhig und schön gewölbte Krone mitten im blauen Luftraum stehen sah, und je heller und blendender die Bläue war, desto schwärzer und feierlicher ruhte der Baumwipfel in ihr. Er konnte je nach der Witterung und Tageszeit sehr verschieden aussehen. Oft sah man ihm an, daß er wußte, wie schön er sei und daß er nicht ohne Grund allein und stolz weit von den anderen Bäumen stehe. Er brüstete sich und blickte kühl über alles hinweg in den Himmel. Oft auch sah er aber aus, als wisse er wohl, daß er der einzige seiner Art im Garten sei

und keine Brüder habe. Dann schaute er zu den übrigen, entfernten Bäumen hinüber, suchte und hatte Sehnsucht. Morgens war er am schönsten, und auch abends bis die Sonne rot wurde, aber dann war er plötzlich gleichsam erloschen und es schien an seinem Orte eine Stunde früher Nacht zu werden als sonst überall. Das eigentümlichste und düsterste Aussehen hatte er jedoch an Regentagen. Während die anderen Bäume atmeten und sich reckten und freudig mit hellerem Grün erprangten, stand er wie tot in seiner Einsamkeit, vom Wipfel bis zum Boden schwarz anzusehen. Ohne daß er zitterte, konnte man doch sehen, daß er fror und daß er mit Unbehagen und Scham so allein und preisgegeben stand.

Auch unter den gesellig in schönen Gruppen beieinander stehenden Parkbäumen gab es einige besonders herrliche. Den größten, die alte Ulme, sah man schon eine Stunde weit von allen Straßen aus wie einen dunklen und schweren Turm aufragen. Es gab sogar ein Habichtnest auf ihr. Dann folgten im Rang und Alter die Platanen, von denen eine ganze Allee da war. Von ihren graugrünen, tigerartig gefleckten Stämmen bekam der ganze Weg, auch wenn er voll Schatten war, etwas Helles und Spielendes, weil die lichten Rindeflecken an stehengebliebenen Sonnenschein erinnerten. Doch waren die vielen Ahorne und die paar großen, kühlen Waldbuchen nicht weniger schön. Und auf allen nisteten Singvögel jeder Art.

Früher war der regelmäßig angelegte Lustpark ein strenges Kunstwerk gewesen. Als dann aber längere Zeiten kamen, in welchen den Menschen ihr mühseliges Warten und Pflegen und Beschneiden verleidet war und niemand mehr nach den mit Mühe hergepflanzten Anlagen fragte, waren die Bäume auf sich selber angewiesen. Sie hatten Freundschaft unter einander geschlossen, sie hatten ihre kunstmäßige, isolierte Rolle vergessen, sie hatten sich in der Not ihrer alten Waldheimat erinnert, sich an einander gelehnt, mit den Armen umschlungen und gestützt. Sie hatten die schnurgeraden Wege mit dickem Laub verborgen und mit ausgreifenden Wurzeln an sich gezogen und in nährenden Waldboden verwandelt, ihre Wipfel ineinander verschränkt und festgewachsen, und sie sahen in ihrem Schutze ein eifrig aufstrebendes junges Baumvolk aufwachsen, das mit glatteren Stämmen und lichteren Laubfarben die Leere füllte, den brachen Boden eroberte und durch Schatten und Blätterfall die Erde schwarz, weich und fett machte, so daß nun auch die Moose und Gräser und kleinen Gesträuche ein leichtes Fortkommen hatten.

Als nun später von neuem Menschen herkamen und den einstigen Garten zu Rast und Lustbarkeit gebrauchen wollten, war er ein kleiner Wald geworden. Man mußte sich bescheiden. Zwar wurde der alte Weg zwischen den zwei Platanenreihen wiederhergestellt, sonst aber begnügte man sich damit, schmale und gewundene Fußwege durch das Dickicht zu ziehen, die heidigen Lichtungen mit Rasen zu besäen und an guten Plätzen grüne Sitzbänke aufzustellen. Die Bäume konnten damit zufrieden sein und noch mehr die Singvögel, welchen nun eine gute Pflege ward. Man versuchte sogar Nachtigallen einzugewöhnen, aber sie konnten sich nicht halten. Und die Leute, deren Großväter die Platanen nach der

Schnur gepflanzt und beschnitten und nach Gutdünken gestellt und geformt hatten, kamen nun mit ihren Kindern zu ihnen zu Gast und waren froh, daß in der langen Verwahrlosung aus den Alleen ein Wald geworden war, in welchem Sonne und Winde ruhen und Vögel singen und Menschen ihren Gedanken, Träumen und Gelüsten nachhängen konnten.



Paul Abderegg lag im Halbschatten zwischen Gehölz und Wiese und hatte ein weiß und rot gebundenes Buch in der Hand. Bald las er darin, bald sah er übers Gras hinweg den flatternden Bläulingen nach. Er stand eben da, wo Frithjof über Meer fährt, Frithjof der Liebende, der Tempelräuber, der von der Heimat Verbannte. Groll und Reue in der Brust segelt er über die ungastliche See, am Steuer stehend; Sturm und Gewoge bedrängen das schnelle Drachenschiff und bitteres Heimweh bezwingt den starken Steuermann.

Über der Wiese brütete die Wärme, hoch und gellend sangen die Grillen und im Innern des Wäldchens sangen tiefer und süßer die Vögel. Es war herrlich, in dieser einsamen Wirrnis von Düften und Tönen und Sonnenlichtern hingestreckt in den heißen Himmel zu blinzeln, oder rückwärts in die dunkeln Bäume hinein zu lauschen, oder mit geschlossenen Augen sich auszurecken und das tiefe, warme Wohlsein durch alle Glieder zu spüren. Aber Frithjof fuhr über Meer, und morgen kam Besuch, und wenn er nicht heute noch das Buch zu Ende las, war es vielleicht wieder nichts damit, wie im vorigen Herbst. Da war er auch hier gelegen und hatte die Frithjofsage angefangen, und es war auch Besuch gekommen und mit dem Lesen hatte es ein Ende gehabt. Das Buch war dageblieben, er aber ging in der Stadt in seine Schule und dachte zwischen Homer und Tacitus beständig an das angefangene Buch und was im Tempel geschehen würde, mit dem Ring und der Bildsäule.

Er las mit neuem Eifer, halblaut, und über ihm lief ein schwacher Wind durch die Ulmenkronen, sang das Gevögel und flogen die gleißenden Falter, Mücken und Bienen. Und als er zuklappte und in die Höhe sprang, hatte er das Buch zu Ende gelesen, und die Wiese war voll Schatten und am hellroten Himmel erlosch der Abend. Eine müde Biene setzte sich auf seinen Ärmel und ließ sich tragen. Die Grillen sangen noch immer. Paul ging schnell davon, durchs Gebüsch und den Platanenweg und dann über die Straße und den stillen Vorplatz ins Haus. Er war schön anzusehen, in der schlanken Kraft seiner sechzehn Jahre, und den Kopf hatte er mit den stillen Augen gesenkt, noch von den Schicksalen des nordischen Helden erfüllt und zum Nachdenken genötigt.

Die Sommerstube, wo man die Mahlzeiten hielt, lag zu hinterst im Hause. Sie war eigentlich eine Halle, vom Garten nur durch eine Glaswand getrennt, und sprang geräumig als ein kleiner Flügel aus dem Hause vor. Hier war nun der eigentliche Garten, der von Alters her „am See" genannt wurde, wenngleich statt eines Sees nur ein kleiner, länglicher Teich zwischen den Beeten, Spalierwänden, Rabatten, Wegen und Obstpflanzungen lag. Die aus der Halle ins

Freie führende Treppe war von Oleandern und Palmen eingefaßt, im übrigen sah es „am See" nicht herrschaftlich, sondern behaglich ländlich aus.

„Also morgen kommen die Leutchen," sagte der Vater. „Du freust dich hoffentlich, Paul?"

„Ja, schon."

„Aber nicht von Herzen? Ja, mein Junge, da ist nichts zu machen. Für uns paar Leute ist ja Haus und Garten viel zu groß, und für niemand soll doch die ganze Herrlichkeit nicht da sein! Ein Landhaus und ein Park sind dazu da, daß fröhliche Menschen drin herumlaufen und je mehr desto besser. Übrigens kommst du mit solenner Verspätung. Suppe ist immer da."

Dann wandte er sich an den Hauslehrer.

„Verehrtester, man sieht Sie ja gar nie im Garten. Ich hatte immer gedacht, Sie schwärmen fürs Landleben."

Herr Homburger runzelte die Stirn.

„Sie haben vielleicht recht. Aber ich möchte die Ferienzeit doch möglichst zu meinen Privatstudien verwenden."

„Alle Hochachtung, Herr Homburger! Wenn einmal Ihr Ruhm die Welt erfüllt, lasse ich eine Tafel unter Ihrem Fenster anbringen. Ich hoffe bestimmt es noch zu erleben."

Der Hauslehrer verzog das Gesicht. Er war sehr nervös.

„Sie überschätzen meinen Ehrgeiz," sagte er frostig. „Es ist mir durchaus einerlei, ob mein Name einmal bekannt wird oder nicht. Was die Tafel betrifft —"

„O, seien Sie unbesorgt, lieber Herr! Aber Sie sind entschieden zu bescheiden. Paul, nimm dir ein Muster!"

Der Tante schien es nun an der Zeit, den Kandidaten zu erretten. Sie kannte diese Art von höflichen Dialogen, die dem Hausherrn so viel Vergnügen machten, und sie fürchtete sie. Indem sie Wein anbot, lenkte sie das Gespräch in andere Gleise und hielt es darin fest.

Es war hauptsächlich von den erwarteten Gästen die Rede. Paul hörte kaum darauf. Er aß nach Kräften und besann sich nebenher wieder einmal darüber, wie es käme, daß der junge Hauslehrer neben dem fast grauhaarigen Vater immer aussah, als sei er der Ältere.

Vor den Fenstern und Glastüren begann Garten, Baumland, Teich und Himmel sich zu verwandeln, vom ersten Schauer der heraufkommenden Nacht berührt. Die Gebüsche wurden schwarz und rannen in dunkle Wogen zusammen, und die Bäume, deren Wipfel die ferne Hügellinie überschnitten, reckten sich mit ungeahnten, bei Tage nie gesehenen Formen dunkel und mit einer stummen Leidenschaft und Großartigkeit in den lichteren Himmel. Die vielfältige fruchtbare Landschaft verlor ihr friedlich buntes, zerstreutes Wesen mehr und mehr und rückte in großen, fest geschlossenen Massen zusammen. Die entfernten Berge sprangen kühner und entschlossener empor, die Ebene lag schwärzlich hingebreitet und ließ nur noch die stärkeren Schwellungen des Bodens durchfühlen. Vor den

Fenstern kämpfte das noch vorhandene Tageslicht müde mit dem herabfallenden Lampenschimmer.

Paul stand in dem offenen Türflügel und schaute zu, ohne viel Aufmerksamkeit und ohne viel dabei zu denken. Er dachte wohl, aber nicht an das was er sah. Er sah es Nacht werden. Aber er konnte nicht fühlen wie schön es war. Er war zu jung und lebendig, um so etwas hinzunehmen und zu betrachten und sein Genügen daran zu finden. Woran er dachte, das war eine Nacht am nordischen Meer. Am Strande zwischen schwarzen Bäumen wälzt der düster lodernde Tempelbrand Glut und Rauch gen Himmel, an den Felsen bricht sich die See und spiegelt wilde rote Lichter, im Dunkel enteilt mit vollen Segeln ein Wikingerschiff.

„Nun Junge," rief der Vater, „was hast du denn heut wieder für einen Schmöker draußen gehabt?"

„O, den Frithjof!"

„So so, lesen das die jungen Leute noch immer? Herr Homburger, wie denken Sie darüber? Was hält man heutzutage von diesem alten Schweden? Gilt er noch?"

„Sie meinen Esajas Tegner?"

„Ja, richtig, Esajas. Nun?"

„Ist tot, Herr Abderegg, vollkommen tot."

„Das glaub' ich gerne! Gelebt hat der Mann schon zu meinen Zeiten nimmer, ich meine damals, als ich ihn las. Ich wollte fragen, ob er noch Mode ist."

„Ich bedaure, über Mode und Moden bin ich nicht unterrichtet. Was die wissenschaftlich-ästhetische Wertung betrifft —"

„Nun ja, das meinte ich. Also die Wissenschaft — — ?"

„Die Literaturgeschichte verzeichnet jenen Tegner lediglich noch als Namen. Er war, wie Sie sehr richtig sagten, eine Mode. Damit ist ja alles gesagt. Das Echte, Gute ist nie Mode gewesen, aber es lebt. Und Tegner ist, wie ich sagte, tot. Er existiert für uns nicht mehr. Er scheint uns unecht, geschraubt, süßlich . . . ."

Paul wandte sich heftig um.

„Das kann doch nicht sein, Herr Homburger!"

„Darf ich fragen, warum nicht?"

„Weil es schön ist! Ja, es ist einfach schön."

„So? Das ist aber doch kein Grund, sich so aufzuregen."

„Aber Sie sagen, es sei süßlich und habe keinen Wert. Und es ist doch wirklich schön."

„Meinen Sie? Ja, wenn Sie so felsenfest wissen, was schön ist, sollte man Ihnen einen Lehrstuhl einräumen. Aber wie Sie sehen, Paul — diesmal stimmt Ihr Urteil nicht mit der Ästhetik. Sehen Sie, es ist gerade umgekehrt wie mit Thucydides. Den findet die Wissenschaft schön, und Sie finden ihn schrecklich. Und den Frithjof —"

„Ach, das hat doch mit der Wissenschaft nichts zu tun."

„Es gibt nichts, schlechterdings nichts in der Welt, womit die Wissenschaft nicht zu tun hätte. — Aber, Herr Abderegg, Sie erlauben wohl, daß ich mich empfehle."

„Schon?"

„Ich sollte noch etwas schreiben."

„Schade, wir wären gerade so nett ins Plaudern gekommen. Aber über alles die Freiheit! Also gute Nacht!"

Herr Homburger verließ das Zimmer höflich und steif und verlor sich geräuschlos im Korridor.

„Also die alten Abenteuer haben dir gefallen, Paul?" lachte der Hausherr. „Dann laß sie dir von keiner Wissenschaft verhunzen, sonst geschieht's dir recht. Du wirst doch nicht verstimmt sein?"

„Ach, es ist nichts. Aber weißt du, ich hatte doch gehofft, der Herr Homburger würde nicht mit aufs Land kommen. Du hast ja gesagt, ich brauche in diesen Ferien nicht zu büffeln."

„Ja, wenn ich das gesagt habe, ist's auch so und du kannst froh sein. Und der Herr Lehrer beißt dich ja nicht."

„Warum mußte er denn mitkommen?"

„Ja siehst du, Junge, wo hätt' er denn sonst bleiben sollen? Da wo er daheim ist, hat er's leider nicht sonderlich schön. Und ich will doch auch mein Vergnügen haben! Mit unterrichteten und gelehrten Männern verkehren ist Gewinn, das merke dir. Ich möchte unsern Herrn Homburger nicht gern entbehren."

„Ach, Papa, bei dir weiß man nie, was Spaß und was Ernst ist."

„So lerne es unterscheiden, mein Sohn. Es wird dir nützlich sein. Aber jetzt wollen wir noch ein bißchen Musik machen, nicht?"

Paul zog den Vater sogleich freudig mit ins nächste Zimmer. Es geschah nicht so häufig, daß Papa unaufgefordert mit ihm spielte. Und das war kein Wunder, denn er war ein Meister auf dem Klavier und der Junge konnte, mit ihm verglichen, nur eben so ein wenig klimpern.

Tante Grete blieb allein zurück. Vater und Sohn gehörten zu den Musikanten, die nicht gerne einen Zuhörer vor der Nase haben, aber gerne einen unsichtbaren, von dem sie wissen, daß er nebenan sitzt und lauscht. Das wußte die Tante wohl. Wie sollte sie es auch nicht wissen? Wie sollte ihr irgend ein kleiner, zarter Zug an den beiden fremd sein, die sie seit Jahren mit Liebe umgab und behütete und die sie beide wie Kinder ansah.

Sie saß ruhend in einem der biegsamen Rohrsessel und horchte. Was sie hörte, war eine vierhändig gespielte Ouvertüre, die sie gewiß nicht zum erstenmal vernahm, deren Namen sie aber nicht hätte sagen können; denn so gern sie Musik hörte, verstand sie doch wenig davon. Sie wußte, nachher würde der Alte oder der Bub beim Herauskommen fragen: „Tante, was war das für ein Stück?" Dann würde sie sagen „von Mozart" oder „aus Carmen", und dafür ausgelacht werden, denn es war immer etwas anderes gewesen.

Sie horchte, lehnte sich zurück und lächelte. Es war schade, daß niemand es sehen konnte, denn ihr Lächeln war von der echten, schönen, gottgeschenkten Art. Es geschah weniger mit den Lippen als mit den Augen; das ganze Gesicht, Stirn und Wangen glänzten innig mit, und es sah aus wie ein tiefes Verstehen und Liebhaben.

Sie lächelte und horchte. Es war eine schöne Musik und sie gefiel ihr höchlich. Doch hörte sie keineswegs die Ouvertüre allein, obwohl sie ihr zu folgen versuchte. Zuerst bemühte sie sich herauszubringen, wer oben sitze und wer unten. Paul saß unten, das hatte sie bald erhorcht. Nicht daß es gehapert hätte, aber die oberen Stimmen klangen so leicht und kühn und sangen so von innen heraus, wie kein Schüler spielen kann. Und nun konnte sich die Tante alles vorstellen. Sie sah die zwei am Flügel sitzen. Bei prächtigen Stellen sah sie den Vater zärtlich schmunzeln. Paul aber sah sie bei solchen Stellen mit geöffneten Lippen und flammenden Augen sich auf dem Sessel höher recken. Bei besonders heiteren, fidelen Wendungen paßte sie auf, ob Paul nicht lachen müsse. Dann schnitt nämlich der Alte manchmal eine Grimasse oder machte so eine burschikose Armbewegung, daß es für junge Leute nicht leicht war an sich zu halten.

Je weiter die Ouvertüre vorwärts gedieh, desto deutlicher sah das Fräulein ihre beiden vor sich, desto inniger las sie in ihren vom Spielen erregten Gesichtern. Und mit der raschen Musik lief ein großes Stück Leben, Erfahrung und Liebe an ihr vorbei.

Es war Nacht, man hatte einander schon Schlafwohl gesagt und jeder war in sein Zimmer gegangen. Hier und dort ging noch eine Türe, ein Fenster auf oder zu. Dann ward es still.

Was auf dem Lande sich von selber versteht, die Stille der Nacht, ist doch für den Städter immer wieder ein Wunder. Wer aus seiner Stadt heraus auf ein Landgut oder in einen Bauernhof kommt und den ersten Abend am Fenster steht oder im Bette liegt, den umfängt diese Stille wie ein Heimatzauber und Ruheport, als wäre er dem Wahren und Gesunden näher gekommen und spüre ein Wehen des Ewigen.

Es ist ja keine vollkommene Stille. Sie ist voll von Lauten, aber es sind dunkle, gedämpfte, geheimnisvolle Laute der Nacht, während in der Stadt die Nachtgeräusche sich von denen des Tages so bitter wenig unterscheiden. Es ist das Singen der Frösche, das Rauschen der Bäume, das Plätschern des Baches, der Flug eines Nachtvogels, einer Fledermaus. Und wenn etwa einmal ein verspäteter Leiterwagen vorüberjagt oder ein Hofhund anschlägt, so ist es ein verwünschter Gruß des Lebens und wird majestätisch von der großen Weite des Luftraums gedämpft und verschlungen.

Wer an Unruhe und schnelles Leben gewöhnt ist und nun einmal in diese Stille hinein lauschen darf, der empfindet tief das Wesen der Nacht, der Trösterin und Königin, die aus unerschöpften Quellen Rast und Einkehr, Trost und Träume,

Selbstvergessen, Schlummer und neue Kräfte spendet. Und der wunderliche Mensch, zumal wenn er jung ist, meint eine solche Nacht nicht besser feiern zu können als durch ein recht langes Wachbleiben. Der Hauslehrer hatte noch Licht brennen und ging unruhig und müde in der Stube auf und ab. Er hatte den ganzen Abend bis gegen Mitternacht gelesen.

Dieser junge Herr Homburger war nicht, was er schien oder scheinen wollte. Er war kein Denker. Er war nicht einmal ein wissenschaftlicher Kopf. Aber er hatte einige Gaben und er war jung. So konnte es ihm, in dessen Wesen es keinen befehlenden und unausweichlichen Schwerpunkt gab, an Idealen nicht fehlen.

Zur Zeit beschäftigten ihn einige Bücher, in welchen merkwürdig schmiegsame Jünglinge sich einbildeten, Bausteine zu einer neuen Kultur aufzutürmen, indem sie in einer weichen, wohllauten Sprache bald Ruskin, bald Nietzsche um allerlei kleine, schöne, leicht tragbare Kleinode bestahlen. Diese Bücher waren viel amüsanter zu lesen als Ruskin und Nietzsche selber, sie waren von koketter Grazie, groß in kleinen Nuancen und von seidig vornehmem Glanze. Und wo es auf einen großen Wurf, auf Machtworte und Leidenschaft ankam, zitierten sie Dante oder Zarathustra.

Deshalb war auch Homburgers Stirn umwölkt, sein Auge müde wie vom Durchmessen ungeheurer Räume und sein Schritt erregt und ungleich. Er fühlte, daß an die ihm umgebende schale Alltagswelt allenthalben Mauerbrecher gelegt waren und daß es galt, sich an die Propheten und Bringer der neuen Seligkeit zu halten. Schönheit und Geist würde ihre Welt durchfluten und jeder Schritt in ihr würde von Poesie und Weisheit triefen.

Vor seinen Fenstern lag und wartete der gestirnte Himmel, die schwebende Wolke, der träumende Park, das schlafend atmende Feld und die ganze Schönheit der Nacht. Sie wartete darauf, daß er ans Fenster trete und sie schaue. Sie wartete darauf, sein Herz mit Sehnsucht und Heimweh zu verwunden, seine Augen kühl zu baden, seiner Seele gebundene Flügel zu lösen. Er legte sich aber ins Bett, zog die Lampe näher und las im Liegen weiter.

Paul Abderegg hatte kein Licht mehr brennen, schlief aber noch nicht, sondern saß im Hemde auf dem Fensterbrett und schaute in die ruhigen Baumkronen hinein. Den Helden Frithjof hatte er vergessen. Er dachte überhaupt an nichts Bestimmtes, er genoß nur die späte Stunde, deren reges Glücksgefühl ihn noch nicht schlafen ließ. Wie schön die Sterne in der Schwärze standen! Und wie der Vater heute wieder gespielt hatte! Und wie still und märchenhaft der Garten da im Dunkeln lag!

Die Juninacht umschloß den Knaben zart und dicht, sie kam ihm still entgegen, sie fühlte, was noch in ihm heiß und flammend war. Sie nahm ihm leise den Überfluß seiner unbändigen Jugend ab, bis seine Augen ruhig und seine Schläfen kühl wurden, und dann blickte sie ihm lächelnd als eine gute Mutter in die Augen. Er wußte nicht mehr, wer ihn anschaue und wo er sei, er lag schlummernd auf

dem Lager, atmete tief und schaute gedankenlos hingegeben in große, stille Augen, in deren Spiegel gestern und heute zu wunderlich verschlungenen Bildern und schwer zu entwirrenden Sagen wurden.

Auch des Kandidaten Fenster war nun dunkel. Wenn jetzt etwa ein Nachtwanderer auf der Landstraße vorüber kam und Haus und Vorplatz, Park und Garten lautlos im Schlummer liegen sah, konnte er wohl mit einem Heimweh herüber blicken und sich des ruhevollen Anblicks mit halbem Neide freuen. Und wenn es ein armer, obdachloser Fechtbruder war, konnte er unbesorgt in den arglos offenstehenden Park eintreten und sich die längste Bank zum Nachtlager aussuchen.



Am Morgen war diesmal gegen seine Gewohnheit der Hauslehrer vor allen andern wach. Munter war er darum nicht. Er hatte sich mit dem langen Lesen bei Lampenlicht Kopfweh geholt; als er dann endlich die Lampe gelöscht hatte, war das Bett schon zu warmgelegen und zerwühlt zum Schlafen, und nun stand er nüchtern und fröstelnd mit matten Augen auf. Er fühlte deutlicher als je die Notwendigkeit einer neuen Renaissance, hatte aber für den Augenblick zur Fortsetzung seiner Studien keine Lust, sondern spürte ein heftiges Bedürfnis nach frischer Luft. So verließ er leise das Haus und wandelte langsam feldeinwärts.

Überall waren schon die Bauern an der Arbeit und blickten dem ernst Dahinschreitenden flüchtig und, wie es ihm zuweilen scheinen wollte, spöttisch nach. Dies tat ihm weh und er beeilte sich, den nahen Wald zu erreichen, wo ihn Kühle und mildes Halblicht umfloß. Eine halbe Stunde trieb er sich verdrossen dort umher. Dann fühlte er eine innere Öde und begann zu erwägen, ob es nun wohl bald einen Kaffee geben werde. Er kehrte um und lief an den schon warm besonnten Feldern und unermüdlichen Bauersleuten vorüber wieder heimwärts.

Unter der Haustür kam es ihm plötzlich unfein vor, so heftig und happig zum Frühstück zu eilen. Er wandte um, tat sich Gewalt an und beschloß, vorher noch gemäßigten Schrittes einen Gang durch die Parkwege zu tun, um nicht atemlos am Tisch zu erscheinen. Mit künstlich bequemem Schlenderschritt lief er durch die Platanenallee und wollte soeben gegen den Ulmenwinkel umwenden, als ein unvermuteter Anblick ihn erschreckte.

Auf der letzten, durch Hollundergebüsche etwas versteckten Bank lag ausgestreckt ein Mensch. Er lag bäuchlings und hatte das Gesicht auf die Ellbogen und Hände gelegt. Herr Homburger war im ersten Schrecken geneigt, an eine Gräueltat zu denken, doch belehrte ihn bald das feste tiefe Atmen des Daliegenden, daß er vor einem ruhig Schlafenden stehe. Dieser sah abgerissen und windig aus und je mehr der Lehrersmann erkannte, daß er es mit einem vermutlich ganz jungen und unkräftigen Bürschlein zu tun habe, desto höher stieg der Mut und die Entrüstung in seiner beleidigten Seele. Überlegenheit und schöner Mannesstolz erfüllten ihn, als er nach kurzem Zögern entschlossen näher trat und den Schläfer wachschüttelte.

„Stehen Sie auf, Kerl! Was machen Sie denn hier?"

Das Handwerksbürschlein taumelte erschrocken empor und starrte verständnislos und ängstlich in die Welt. Er sah einen Herrn im Gehrock befehlend vor sich stehen und besann sich eine Weile, was das bedeuten könne, bis ihm einfiel, daß er zu Nacht in einen offenen Garten eingetreten sei und dort genächtigt habe. Er hatte mit Tagesanbruch weiter wollen, nun war er verschlafen und wurde zur Rechenschaft gezogen.

„Können Sie nicht reden, was tun Sie hier?"

„Nur geschlafen hab' ich," seufzte der Angedonnerte und erhob sich vollends. Als er auf den Beinen stand, bestätigte sein schmächtiges Gliedergerüste den unfertig jugendlichen Ausdruck seines fast noch kindlichen Gesichts. Er konnte höchstens achtzehn Jahr alt sein.

„Kommen Sie mit mir!" gebot der Kandidat und nahm den willenlos folgenden Fremdling mit zum Hause hinüber, wo ihm gleich unter der Türe Herr Abderegg begegnete.

„Guten Morgen, Herr Homburger, Sie sind ja früh auf! Aber was bringen Sie da für merkwürdige Gesellschaft?"

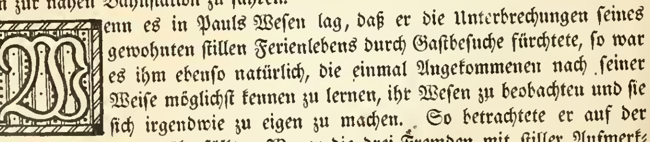
„Dieser Bursche hat Ihren Park als Nachtherberge benützt. Ich glaubte Sie davon unterrichten zu müssen."

Der Hausherr begriff sofort. Er schmunzelte.

„Ich danke Ihnen, lieber Herr. Offen gestanden, ich hätte kaum ein so weiches Herz bei Ihnen vermutet. Aber Sie haben recht, es ist ja klar, daß der arme Kerl zum mindestens einen Kaffee bekommen muß. Vielleicht sagen Sie drinnen dem Fräulein, sie möchte ein Frühstück für ihn herausschicken? Oder warten Sie, wir bringen ihn gleich in die Küche. — Kommen Sie mit, Kleiner, es ist schon was übrig."

Am Kaffeetisch umgab sich der Mitbegründer einer neuen Kultur mit einer majestätischen Wolke von Ernst und Schweigsamkeit, was den alten Herrn nicht wenig freute. Es kam jedoch zu keiner Neckerei, schon weil die heute erwarteten Gäste alle Gedanken in Anspruch nahmen.

Die Tante hüpfte immer wieder sorgend und lächelnd von einer Gaststube in die andere, die Dienstboten nahmen maßvoll an der Aufregung teil oder grinsten zuschauend, und gegen Mittag setzte sich der Hausherr mit Paul in den Wagen, um zur nahen Bahnstation zu fahren.



Wenn es in Pauls Wesen lag, daß er die Unterbrechungen seines gewohnten stillen Ferienlebens durch Gastbesuche fürchtete, so war es ihm ebenso natürlich, die einmal Angekommenen nach seiner Weise möglichst kennen zu lernen, ihr Wesen zu beobachten und sie sich irgendwie zu eigen zu machen. So betrachtete er auf der Heimfahrt im etwas überfüllten Wagen die drei Fremden mit stiller Aufmerksamkeit, zuerst den lebhaft redenden Professor, dann mit einiger Scheu die beiden Frauensleute.

Der Professor gefiel ihm, schon weil er wußte, daß er ein Duzfreund seines

Vaters war. Im übrigen fand er ihn ein wenig streng und ältlich, aber nicht zuwider und jedenfalls unsäglich gescheit. Viel schwerer war es, über die Mädchen ins Reine zu kommen. Die eine war eben schlechthin ein junges Mädchen, ein Backfisch, jedenfalls ziemlich gleich alt wie er selber. Es würde nur darauf ankommen, ob sie von der spöttischen oder gutmütigen Art war, je nachdem würde es Krieg oder Freundschaft zwischen ihm und ihr geben. Im Grunde waren ja alle jungen Mädchen dieses Alters gleich und es war mit allen gleich schwer zu reden und auszukommen. Es gefiel ihm, daß sie wenigstens still war und nicht gleich einen Sack voll Fragen auskramte.

Die andere gab ihm mehr zu raten. Sie war, was er freilich nicht zu berechnen verstand, vielleicht drei- oder vierundzwanzig und gehörte zu der Art von Damen, welche Paul zwar sehr gerne sah und von weitem betrachtete, deren näherer Umgang ihn aber scheu machte und meist in unzählige Verlegenheiten verwickelte. Er wußte an solchen Wesen die natürliche Schönheit durchaus nicht von der eleganten Haltung und Kleidung zu trennen, fand ihre Gesten und ihre Frisuren meist affektiert und vermutete bei ihnen eine Menge von überlegenen Kenntnissen über Dinge, die ihm tiefe Rätsel waren.

Wenn er genau darüber nachdachte, haßte er diese ganze Gattung. Sie sahen alle schön aus, aber sie hatten auch alle die gleiche demütigende Zierlichkeit und Sicherheit im Benehmen, die gleichen hochmütigen Ansprüche und die gleiche geringschätzende Herablassung gegen Jünglinge seines Alters. Und wenn sie lachten oder lächelten, was sie sehr häufig taten, sah es oft so unleidlich maskenhaft und verlogen aus. Darin waren die Backfische doch viel erträglicher.

Am Gespräch nahm außer den beiden Männern nur Fräulein Thusnelde — das war die ältere, elegante — teil. Die kleine blonde Berta schwieg ebenso scheu und beharrlich wie Paul, dem sie gegenüber saß. Sie trug einen großen, weich gebogenen, ungefärbten Strohhut mit blauen Bändern und ein ganz blaßblaues, dünnes Sommerkleid mit losem Gürtel und schmalen weißen Säumen. Es schien, als sei sie ganz in den Anblick der sonnigen Felder und heißen Heuwiesen verloren.

Aber zwischenein warf sie häufig einen schnellen Blick auf Paul. Sie wäre noch einmal so gern mit nach Erlenhof gekommen, wenn nur der Junge nicht gewesen wäre. Er sah ja sehr ordentlich aus, aber gescheit, und die Gescheiten waren doch meistens die Widerwärtigsten. Da würde es gelegentlich so heimtückische Fremdwörter geben und auch solche herablassende Fragen, etwa nach dem Namen einer Feldblume, und dann, wenn sie ihn nicht wußte, so ein unverschämtes Lächeln, usw. Sie kannte das von ihren zwei Vettern, von denen einer Student und der andere Gymnasiast war, und der Gymnasiast war eher der schlimmere, einmal bubenhaft ungezogen und ein andermal von jener unausstehlich höhnischen Kavalierhöflichkeit, vor der sie so Angst hatte.

Eins wenigstens hatte Bertha gelernt und sie hatte beschlossen, sich auch jetzt auf alle Fälle daran zu halten: Weinen durfte sie nicht, unter keinen Umständen.

Nicht weinen und nicht zornig werden, sonst war sie unterlegen. Und das wollte sie hier um keinen Preis. Es fiel ihr tröstlich ein, daß für alle Fälle auch noch eine Tante da sein würde; an Sie wollte sie sich dann um Schutz wenden, falls es nötig werden sollte.

„Paul, bist Du stumm?" rief Herr Abderegg plötzlich.

„Nein Papa. Warum?"

„Weil Du vergißt, daß Du nicht allein im Wagen sitzest. Du könntest Dich der Berta schon etwas freundlicher zeigen."

Paul seufzte unhörbar. Also nun fing es an.

„Sehen Sie, Fräulein Berta, dort hinten ist dann unser Haus."

„Aber Kinder, ihr werdet doch nicht Sie zu einander sagen!"

„Ich weiß nicht, Papa — ich glaube doch."

„Na, dann weiter! ist aber recht überflüssig."

Berta war rot geworden und kaum sah es Paul, so ging es ihm nicht anders. Die Unterhaltung zwischen ihnen war schon wieder zu Ende und beide waren froh, daß die Alten es nicht merkten. Es wurde ihnen unbehaglich und sie atmeten auf, als der Wagen mit plötzlichem Krachen auf den Kiesplatz einbog und am Hause vorfuhr.

„Bitte Fräulein," sagte Paul und half Berta beim Aussteigen. Damit war er der Sorge um sie fürs erste entledigt, denn im Tor stand schon die Tante und es schien als lächle das ganze Haus, öffne sich und fordere zum Eintritt auf, so gastlich froh und herzlich nickte sie und streckte die Hand entgegen und empfing eins um das andere und dann jedes noch ein zweites mal. Die Gäste wurden in ihre Stuben begleitet und gebeten, recht bald und recht hungrig zu Tische zu kommen.



Auf der weißen Tafel standen zwei große Blumensträuße und dufteten mächtig in die Speisengerüche hinein. Herr Abderegg tranchierte den Braten, die Tante visierte scharfäugig Teller und Schüsseln. Der Professor saß wohlgemut und festlich im Gehrock am Ehrenplatz, warf der Tante sanfte Blicke zu und störte den eifrig arbeitenden Hausherrn durch zahllose Fragen und Witze. Fräulein Thusnelde half zierlich und lächelnd beim Herumbieten der Teller und kam sich zu wenig beschäftigt vor, da ihr Nachbar, der Kandidat, zwar wenig aß, aber noch weniger redete. Die Gegenwart eines altmodischen Professors und zweier junger Damen wirkte versteinernd auf ihn. Er war im Angstgefühl seiner jungen Würde beständig auf irgend welche Angriffe, ja Beleidigungen gefaßt, welche er zum voraus durch eiskalte Blicke und angestrengtes Schweigen abzuwehren bemüht war.

Berta saß neben der Tante und fühlte sich geborgen. Paul widmete sich mit Anstrengung dem Essen, um nicht in Gespräche verwickelt zu werden, vergaß sich darüber und ließ es sich wirklich besser schmecken als alle anderen.

Gegen das Ende der Mahlzeit hatte der Hausherr nach hitzigem Kampfe mit seinem Freunde das Wort an sich gerissen und ließ es sich nicht wieder nehmen. Der besiegte Professor fand nun erst Zeit zum Essen und holte maßvoll nach. Herr Homburger merkte endlich, daß niemand Angriffe auf ihn plane, sah aber nun zu

spät, daß sein Schweigen unfein gewesen war, und glaubte sich von seiner Nachbarin höhnisch betrachtet zu fühlen. Er senkte deshalb den Kopf so weit, daß eine leichte Falte unterm Kinn entstand, zog die Augenbrauen hoch und schien Probleme im Kopf zu wälzen.

Fräulein Thusnelde begann, da der Hauslehrer dauernd versagte, ein sehr zärtliches Geplauder mit Berta, an welchem die Tante sich beteiligte.

Paul hatte sich inzwischen voll gegessen und legte, indem er sich plötzlich übersatt fühlte, Messer und Gabel nieder. Aufschauend erblickte er zufällig gerade den Professor in einem komischen Augenblick: Er hatte eben einen stattlichen Bissen zwischen den Zähnen und noch nicht von der Gabel los, als ihn gerade ein Kraftwort in der Rede Abdereggs aufzumerken nötigte. So vergaß er für Augenblicke, die Gabel zurückzuziehen, und schielte großäugig und mit offenem Munde auf seinen sprechenden Freund hinüber. Da brach Paul, der einem plötzlichen Lachreiz nicht widerstehen konnte, in ein mühsam gedämpftes Kichern aus.

Herr Abderegg fand im Drang der Rede nur Zeit zu einem eiligen Zornblick. Der Kandidat bezog das Lachen auf sich und biß auf die Unterlippe. Berta lachte mitgerissen ohne weiteren Grund plötzlich auch. Sie war so froh, daß Paul diese Jungenhaftigkeit passierte. Er war also wenigstens keiner von den Tadellosen.

„Was freut Sie denn so?" fragte Fräulein Thusnelde.

„O, eigentlich gar nichts."

„Und Dich, Berta?"

„Auch nichts. Ich lache nur so mit."

„Darf ich Ihnen noch einschenken?" fragte Herr Homburger mit gepreßtem Ton.

„Danke, nein."

„Aber mir, bitte," sagte die Tante freundlich, ließ jedoch den Wein alsdann ungetrunken stehen.

Man hatte abgetragen und es wurden Kaffee, Kognak und Zigarren gebracht. — „wenn die Damen es wirklich gern erlauben." Sie erlaubten es, und auch der Kandidat steckte sich eine Zigarre an.

Paul wurde von Fräulein Thusnelde gefragt, ob er auch rauche.

„Nein," sagte er, „es schmeckt mir gar nicht."

Dann fügte er, nach einer Pause, plötzlich ehrlich hinzu: „Ich darf auch noch nicht."

Als er das sagte, lächelte Fräulein Thusnelde ihm schelmisch zu, wobei sie den Kopf etwas auf die Seite neigte. In diesem Augenblick erschien sie dem Knaben scharmant und er bereute den vorher auf sie geworfenen Haß.

Sie konnte doch sehr nett sein.



Der Abend war so warm und einladend, daß man noch um elf Uhr unter den leise flackernden Windlichtern im Garten draußen saß. Und daß die Gäste sich von der Reise müde gefühlt hatten und eigentlich früh zu Bett hatten gehen wollen, daran dachte jetzt niemand mehr.

Die warme Luft wogte in leichter Schwüle ungleich und träumend hin und wieder, der Himmel war ganz in der Höhe sternklar und feuchtglänzend, gegen die Berge hin tiefschwarz und goldig vom fiebernden Geäder des Wetterleuchtens überspannt. Die Gebüsche dufteten süß und schwer und der weiße Jasmin schimmerte mit unsicheren Lichtern fahl aus der Finsternis.

„Sie glauben also, diese Reform unsrer Kultur werde nicht aus dem Volksbewußtsein kommen, sondern von einem oder einigen genialen Einzelnen?"

Der Professor legte eine gewisse Nachsicht in den Ton seiner Frage.

„Ich denke es mir so —" erwiderte etwas steif der Hauslehrer und begann eine lange Rede, welcher außer dem Professor niemand zuhörte.

Herr Abderegg scherzte mit der kleinen Berta, welcher die Tante Beistand leistete. Er lag voll Behagen im Stuhl zurück und trank Weißwein mit Sauerwasser.

„Sie haben den Ekkehard also auch gelesen?" fragte Paul das Fräulein Thusnelde.

Sie lag in einem sehr niedrig gestellten Klappstuhl, hatte den Kopf ganz zurückgelegt und sah geradeaus in die Höhe.

„Jawohl," sagte sie. „Eigentlich sollte man Ihnen solche Bücher noch verbieten."

„So? Warum denn?"

„Weil Sie ja doch noch nicht alles verstehen können."

„Glauben Sie?"

„Natürlich."

„Es gibt aber Stellen darin, die ich vielleicht besser als Sie verstanden habe."

„Wirklich? Welche denn?"

„Die lateinischen."

„Was Sie für Witze machen!"

„Man tut eben, was man kann."

Paul war sehr munter. Er hatte zu Abend mehr Wein zu trinken bekommen als sonst, nun fand er es köstlich, in die weiche dunkle Nacht hinein zu reden, und wartete neugierig, ob es ihm gelänge, die elegante Dame ein wenig aus ihrer trägen Ruhe zu bringen, zu einem heftigeren Widerspruch oder zu einem Gelächter. Aber sie schaute nicht zu ihm herüber. Sie lag unbeweglich, das Gesicht nach oben, eine Hand auf dem Stuhl, die andre bis zur Erde herabhängend. Ihr weißer Hals und ihr weißes Gesicht hob sich matt schimmernd von den schwarzen Bäumen ab.

„Was hat Ihnen denn im Ekkehard am besten gefallen?" fragte sie jetzt, wieder ohne ihn anzusehen.

„Der Rausch des Herrn Spazzo."

„Ach?"

„Nein, wie die alte Waldfrau vertrieben wird."

„So?"

„Oder eigentlich hat mir doch das am besten gefallen, wie die Praxedis ihn aus dem Kerker entwischen läßt. Das ist fein."

„Ja, das ist fein. Wie war es nur?"

„Wie sie nachher Asche hinschüttet —"

„Ach ja. Ja, ich weiß."

„Aber jetzt müssen Sie mir auch sagen, was Ihnen am besten gefällt."

„Im Ekkehard?"

„Ja, natürlich."

„Dieselbe Stelle. Wo Praxedis dem Mönch davon hilft. Wie sie ihm da noch einen Kuß mitgibt, und dann lächelt und ins Schloß zurück geht."

„Ja — ja," sagte Paul langsam, aber er konnte sich des Kusses nicht erinnern.

Des Professors Gespräch mit dem Hauslehrer war zu Ende gegangen. Herr Abderegg steckte sich eine Virginia an und Berta sah neugierig zu, wie er die Spitze der langen Zigarre über der Kerzenflamme verkohlen ließ. Das Mädchen hielt die neben ihr sitzende Tante mit dem rechten Arm umschlungen und hörte großäugig den fabelhaften Erlebnissen zu, von denen der alte Herr ihr erzählte. Es war von Reiseabenteuern, namentlich in Neapel, die Rede.

„Ist das wirklich wahr?" wagte sie einmal zu fragen.

Herr Abderegg lachte.

„Das kommt allein auf Sie an, kleines Fräulein. Wahr ist an einer Geschichte immer nur das, was der Zuhörer glaubt."

„Aber nein?! Da muß ich Papa drüber fragen."

„Tun Sie das!"

Die Tante streichelte Bertas Hand, die ihre Taille umfing.

„Es ist ja Scherz, Kind."

Sie hörte dem Geplauder zu, wehrte die taumelnden Nachtmotten von ihres Bruders Weinglas ab und gab jedem, der sie etwa anschaute, einen gütigen Blick zurück. Sie hatte ihre Freude an den alten Herren, an Berta und dem lebhaft schwatzenden Paul, an der schönen Thusnelde, die aus der Gesellschaft heraus in die Nachtbläue schaute, am Hauslehrer, der seine klugen Reden nachgenoß. Sie war noch jung genug und hatte nicht vergessen, wie es der Jugend in solchen Gartensommernächten warm und wohl sein kann. Wie viel Schicksal noch auf alle diese schönen Jungen und klugen Alten wartete! Auch auf den Hauslehrer. Wie jedem sein Leben und seine Gedanken und Wünsche so wichtig waren! Und wie schön Fräulein Thusnelde aussah! Eine wirkliche Schönheit.

Die gütige Dame streichelte Bertas rechte Hand, lächelte dem jetzt etwas vereinsamten Kandidaten liebreich zu und fühlte von Zeit zu Zeit hinter den Stuhl des Hausherrn, ob auch seine Weinflasche noch schön im Eise stehe.

„Erzählen Sie mir etwas aus Ihrer Schule!" sagte Thusnelde zu Paul.

„Ach, die Schule! Jetzt sind doch Ferien."

„Gehen Sie denn nicht gern ins Gymnasium?"

„Kennen Sie jemand, der gern hineingeht?"

„Sie wollen aber doch studieren?"

„Nun ja. Ich will schon."

„Aber was möchten Sie noch lieber?“

„Noch lieber? — Haha —. Noch lieber möcht' ich Seeräuber werden.“

„Seeräuber?“

„Jawohl, Seeräuber. Pirat.“

„Dann könnten Sie aber nimmer so viel lesen.“

„Das wäre auch nicht nötig. Ich würde mir schon die Zeit vertreiben.“

„Glauben Sie?“

„O gewiß. Ich würde —“

„Nun?“

„Ich würde —, ach das kann man gar nicht sagen.“

„Dann sagen Sie es eben nicht.“

„Das tu ich auch.“

Es wurde ihm langweilig. Er rückte zu Berta hinüber und half ihr zuhören. Papa war ungemein lustig. Er sprach jetzt ganz allein und alles hörte zu und lachte.

Da stand Fräulein Thusnelde in ihrem losen, feinen englischen Kleide langsam auf und trat an den Tisch.

„Ich möchte Gutenacht sagen.“

Nun brachen alle auf, sahen auf die Uhr und konnten nicht begreifen, daß es wirklich schon Mitternacht sei.

Auf dem kurzen Weg bis zum Hause ging Paul neben Berta, die ihm plötzlich sehr gut gefiel, namentlich seit er sie über Papas Witze so herzlich hatte lachen hören. Er war ein Esel gewesen, sich über den Besuch zu ärgern. Es war doch fein, so des Abends mit Mädchen zu plaudern.

Er fühlte sich als Kavalier und begann zu bedauern, daß er sich den ganzen Abend nur um die andere gekümmert hatte. Die war doch wohl ein Fratz. Berta war ihm viel lieber und es tat ihm leid, daß er sich heute nicht zu ihr gehalten hatte. Und er versuchte ihr das zu sagen. Sie kicherte.

„O, Ihr Papa war so unterhaltend! Es war reizend.“

Er schlug ihr für morgen einen Spaziergang auf den Eichelberg vor. Es sei nicht weit und so schön. Er kam ins Beschreiben, sprach vom Weg und von der Aussicht und redete sich ganz in Feuer.

Da ging gerade Fräulein Thusnelde an ihnen vorüber, während er im eifrigsten Reden war. Sie wandte sich ein wenig um und sah ihm ins Gesicht. Es geschah ruhig und etwas neugierig, aber er fand es spöttisch und verstummte plötzlich. Berta blickte erstaunt auf und sah ihn verdrießlich werden, ohne zu wissen warum.

Da war man schon im Hause. Berta gab Paul die Hand. Er sagte Gutenacht. Sie nickte und ging.

Thusnelde war vorausgegangen, ohne ihm Gutenacht zu sagen. Er sah sie mit einer Handlampe die Treppe hinauf gehen und indem er ihr nachschaute, ärgerte er sich über sie.



Paul lag wach im Bette und verfiel dem feinen Fieber der warmen Nacht. Die Schwüle war im Zunehmen, das Wetterleuchten zitterte beständig an den Wänden. Zuweilen glaubte er es in weiter Ferne leise donnern zu hören. In langen Pausen kam und ging ein schlaffer Wind, der kaum die Wipfel rauschen machte.

Der Knabe überdachte halbträumend den vergangenen Abend und fühlte, daß er heute anders gewesen sei als sonst. Er kam sich erwachsener vor, vielmehr schien ihm die Rolle des Erwachsenen heute besser geglückt als bei früheren Versuchen. Mit dem Fräulein hatte er sich doch ganz gut unterhalten, und nachher auch mit Berta.

Es quälte ihn, ob Thusnelde ihn ernst genommen habe. Vielleicht hatte sie eben doch nur mit ihm gespielt. Und das mit dem Kuß der Praxedis mußte er morgen nachlesen. Ob er das wirklich nicht verstanden, oder nur vergessen hatte?

Er hätte gern gewußt, ob Fräulein Thusnelde wirklich schön sei, richtig schön. Es schien ihm so, aber er traute weder sich noch ihr. Wie sie da beim schwachen Lampenlicht im Stuhl halb saß und halb lag, so schlank und ruhig, mit der auf den Boden niederhängenden Hand, das hatte ihm doch gefallen. Wie sie lässig nach oben schaute, halb vergnügt und halb müde, und der weiße schlanke Hals — im hellen, langen Damenkleid — das könnte gerade so auf einem Gemälde vorkommen.

Freilich, Berta war ihm entschieden lieber. Sie war ja vielleicht ein wenig sehr naiv, aber sanft und hübsch, und man konnte doch mit ihr reden ohne den Argwohn, sie mache sich heimlich über einen lustig. Wenn er es von Anfang an mit ihr gehalten hätte, statt erst im letzten Augenblick, dann könnten sie möglicherweise jetzt schon ganz gute Freunde sein. Überhaupt begann es ihm jetzt leid zu tun, daß die Gäste nur noch zwei Tage bleiben wollten.

Aber warum hatte ihn, als er beim Heimgehen mit der Berta lachte, die andere so angesehen?

Er sah sie wieder an sich vorbeigehen, und den Kopf umwenden, und er sah wieder ihren Blick. Sie war doch schön. Er stellte sich alles wieder deutlich vor, aber er kam nicht darüber hinweg — ihr Blick war spöttisch gewesen, überlegen spöttisch. Warum? Noch wegen des Ekkehard? Oder weil er mit der Berta gelacht hatte?

Der Ärger darüber folgte ihm noch in den Schlaf.



Am Morgen war der ganze Himmel bedeckt, doch hatte es noch nicht geregnet. Es roch überall nach Heu und nach warmem Erdstaub.

„Schade," klagte Berta beim Herunterkommen, „man wird heute keinen Spaziergang machen können?"

„O, es kann sich noch den ganzen Tag halten," tröstete Herr Abderegg.

„Du bist doch sonst nicht so eifrig fürs Spazierengehen," meinte Fräulein Thusnelde.

„Aber wenn wir doch nur so kurz hier sind!"

„Wir haben eine Luftkegelbahn," schlug Paul vor. „Im Garten. Auch ein Krokett. Aber Krokett ist langweilig."

„Ich finde Krokett sehr hübsch," sagte Fräulein Thusnelde.

„Dann können wir ja spielen."

„Gut, nachher. Wir müssen doch erst Kaffee trinken."

Nach dem Frühstück gingen die jungen Leute in den Garten; auch der Kandidat schloß sich an. Fürs Krokettspielen fand man das Gras zu hoch, und man entschloß sich nun doch zu dem andern Spiel. Paul schleppte eifrig die Kegel herbei und stellte auf.

„Wer fängt an?"

„Immer der, der fragt."

„Also gut. Wer spielt mit?"

Paul bildete mit Thusnelde die eine Partei: Er spielte sehr gut und hoffte von ihr dafür gelobt oder auch nur geneckt zu werden. Sie sah es aber gar nicht und schenkte überhaupt dem Spiel keine Aufmerksamkeit. Wenn Paul ihr die Kugel gab, schob sie unachtsam und zählte nicht einmal, wieviel Kegel fielen. Statt dessen unterhielt sie sich mit dem Hauslehrer über Turgenjeff. Herr Homburger war heute sehr höflich. Nur Berta schien ganz beim Spiel zu sein. Sie half stets beim Aufsetzen und ließ sich von Paul das Zielen zeigen.

„König aus der Mitte!" schrie Paul. „Fräulein, nun gewinnen wir sicher. Das gilt zwölf."

Sie nickte nur.

„Eigentlich ist Turgenjeff gar kein richtiger Russe," sagte der Kandidat und vergaß, daß es an ihm war zu spielen. Paul wurde zornig.

„Herr Homburger, Sie sind dran!"

„Ich?"

„Ja doch, wir warten alle."

Er hätte ihm am liebsten die Kugel ans Schienbein geschleudert. Berta, die seine Verstimmung bemerkte, wurde nun auch unruhig und traf nichts mehr.

„Dann können wir ja aufhören."

Niemand hatte etwas dagegen. Fräulein Thusnelde ging langsam weg, der Lehrer folgte ihr. Paul warf verdrießlich die noch stehenden Kegel mit dem Fuße um.

„Sollen wir nicht weiterspielen?" fragte Berta schüchtern.

„Ach zu zweien ist es nichts. Ich will aufräumen."

Sie half ihm bescheiden. Als alle Kegel wieder in der Kiste waren, sah er sich nach Thusnelde um. Sie war im Park verschwunden. Natürlich, er war ja für sie nur ein dummer Junge. Der Fratz! Der Fratz!

„Was nun?"

„Vielleicht zeigen Sie mir den Park ein wenig?"

Da schritt er so rasch durch die Wege voran, daß Berta außer Atem kam und fast laufen mußte, um nachzukommen. Er zeigte ihr das Wäldchen und die

Platanenallee, dann die Blutbuche und die Wiesen. Während er sich beinahe ein wenig schämte, so grob und wortkarg zu sein, wunderte er sich zugleich, daß er sich vor Berta gar nimmer geniere. Er ging mit ihr um, wie wenn sie zwei Jahre jünger wäre. Und sie war still, sanft und schüchtern, sagte kaum ein Wort und sah ihn nur zuweilen an, als bäte sie für irgend etwas um Entschuldigung.

Bei der Trauerweide trafen sie mit den beiden andern zusammen. Der Kandidat redete noch fort, das Fräulein war still geworden und schien verstimmt. Paul wurde plötzlich gesprächiger. Er machte auf den alten Baum aufmerksam, schlug die herabhängenden Zweige auseinander und zeigte die um den Stamm laufende Rundbank.

„Wir wollen sitzen," befahl Fräulein Thusnelde.

Alle setzten sich nebeneinander auf die Bank. Es war hier sehr warm und dunstig, die grüne Dämmerung war schlaff und schwül und machte schläferig. Paul saß rechts neben Thusnelde.

„Wie still es da ist!" begann Herr Homburger.

Das Fräulein nickte.

„Und so heiß!" sagte sie. „Wir wollen eine Weile gar nichts reden."

Da saßen alle vier schweigend. Neben Paul lag auf der Bank Thusneldes Hand, eine lange und schmale Damenhand mit schlanken Fingern und feinen, gepflegten, mattglänzenden Nägeln. Paul sah beständig die Hand an. Sie kam aus einem weiten hellgrauen Ärmel hervor, so weiß wie der bis übers Gelenk sichtbare Arm, sie bog sich vom Gelenk etwas nach außen und lag ganz still, als sei sie müde.

Und alle schwiegen. Paul dachte an gestern Abend. Da war dieselbe Hand auch so lang und still und ruhend herabgehängt, und die ganze Gestalt so regungslos halb gesessen halb gelegen. Es paßte zu ihr, zu ihrer Figur und zu ihren Kleidern, zu ihrer angenehm weichen, nicht ganz freien Stimme, auch zu ihrem Gesicht, das mit den ruhigen Augen so klug und abwartend und gelassen aussah.

Herr Homburger sah auf die Uhr.

„Verzeihen Sie, meine Damen, ich sollte nun an die Arbeit. Sie bleiben doch hier, Paul?"

Er verbeugte sich und ging.

Die andern blieben schweigend sitzen. Paul hatte seine Linke langsam und mit ängstlicher Vorsicht wie ein Verbrecher der Frauenhand genähert und dann dicht neben ihr liegen lassen. Er wußte nicht, warum er es tat. Es geschah ohne seinen Willen, und dabei wurde ihm so drückend bang und heiß, daß seine Stirne voll von Tropfen stand.

„Krokett spiele ich auch nicht gerne," sagte Berta leise, wie aus einem Traum heraus. Durch das Weggehen des Hauslehrers war zwischen ihr und Paul eine Lücke entstanden und sie hatte sich die ganze Zeit besonnen, ob sie herrücken solle oder nicht. Es war ihr, je länger sie zauderte, immer schwerer vorgekommen es zu tun, und nun fing sie, nur um sich nicht länger ganz allein zu fühlen, zu reden an.

„Es ist wirklich kein nettes Spiel," fügte sie nach einer langen Pause mit unsicherer Stimme hinzu. Doch antwortete niemand.

Es war wieder ganz still. Paul glaubte sein Herz schlagen zu hören. Es trieb ihn, aufzuspringen und irgend etwas Lustiges oder Dummes zu sagen, oder wegzulaufen. Aber er blieb sitzen, ließ seine Hand liegen und hatte ein Gefühl, als würde ihm langsam, langsam die Luft entzogen, bis zum Ersticken. Nur war es angenehm, auf eine traurige, quälende Art angenehm.

Fräulein Thusnelde blickte in Pauls Gesicht, mit ihrem ruhigen und etwas müden Blick. Sie sah, daß er unverwandt auf seine Linke schaute, die dicht neben ihrer Rechten auf der Bank lag.

Da hob sie ihre Rechte ein wenig, legte sie fest auf Pauls Hand und ließ sie da liegen.

Ihre Hand war weich, doch kräftig, von trockener Wärme. Paul erschrak wie ein überraschter Dieb und fing zu zittern an, zog aber seine Hand nicht weg. Er konnte kaum noch atmen, so stark arbeitete sein Herzschlag, und sein ganzer Leib brannte und fror zugleich. Langsam wurde er blaß und sah das Fräulein flehend und angstvoll an.

„Sind Sie erschrocken?" lachte sie leise. „Ich glaube, Sie waren eingeschlafen?"

Er konnte nichts sagen. Sie hatte ihre Hand weggenommen, aber seine lag noch da und fühlte die Berührung noch immer. Er wünschte sie wegzuziehen, aber er war so matt und verwirrt, daß er keinen Gedanken oder Entschluß fassen und nichts tun konnte, nicht einmal das.

Plötzlich erschreckte ihn ein ersticktes, ängstliches Geräusch, das er hinter sich vernahm. Er wurde frei und sprang tief atmend auf. Auch Thusnelde war aufgestanden.

Da saß Berta tiefgebückt an ihrem Platz und schluchzte.

„Gehen Sie hinein," sagte Thusnelde zu Paul, „wir kommen gleich nach."

Und als Paul wegging, setzte sie noch hinzu: „Sie hat Kopfweh bekommen."

„Komm, Berta. Es ist zu heiß hier, man erstickt ja vor Schwüle. Komm, nimm dich zusammen! Wir wollen ins Haus gehen."

Berta gab keine Antwort. Ihr magerer Hals lag auf dem hellblauen Ärmel des leichten Backfischkleidchens, aus dem der dünne, eckige Arm mit dem breiten Handgelenk herabhing. Und sie weinte still und leise schluckend, bis sie nach einer langen Weile rot und verwundert sich aufrichtete, das Haar zurückstrich und langsam und mechanisch zu lächeln begann.



Paul fand keine Ruhe. Warum hatte Thusnelde ihre Hand so auf seine gelegt? War es nur ein Scherz gewesen? Oder wußte sie, wie seltsam weh das tat? So oft er es sich wieder vorstellte, hatte er von neuem dasselbe Gefühl: ein erstickender Krampf vieler Nerven oder Adern, ein Druck und leichter Schwindel im Kopf, eine Hitze in der Kehle und ein lähmend ungleiches, wunderliches Wallen

des Herzens, als sei der Puls unterbunden. Aber es war angenehm, so weh es tat.

Er lief am Hause vorbei zum Weiher und in den Obstgängen auf und ab. Indessen nahm die Schwüle stetig zu. Der Himmel hatte sich vollends ganz bezogen und sah gewitterig aus. Es ging kein Wind, nur hin und wieder im Gezweig ein feiner, zager Schauer, vor dem auch der fahle, glatte Spiegel des Weihers für Augenblicke kraus und silbern erzitterte.

Der kleine alte Kahn, der angebunden am Rasenufer lag, fiel dem Jungen ins Auge. Er stieg hinein und setzte sich auf die einzige noch vorhandene Ruderbank. Doch band er das Schifflein nicht los: es waren auch schon längst keine Ruder mehr da. Er tauchte die Hände ins Wasser, das war widerlich lau.

Unvermerkt überkam ihn eine grundlose Traurigkeit, die ihm ganz fremd war. Er kam sich wie in einem beklemmenden Traume vor — als könnte er, wenn er auch wollte, kein Glied rühren. Das fahle Licht, der dunkel bewölkte Himmel, der laue dunstige Teich und der alte, am Boden moosige Holznachen ohne Ruder, das sah alles unfroh, trist und elend aus, einer schweren, faden Trostlosigkeit hingegeben, die er ohne Grund teilte.

Er hörte Klavierspiel vom Hause herüber tönen, undeutlich und leise. Nun waren also die andern drinnen und wahrscheinlich spielte Papa ihnen vor. Bald erkannte Paul auch das Stück, es war aus Griegs Musik zum Peer Gynt, und er wäre gern hineingegangen. Aber er blieb sitzen, starrte über das träge Wasser weg und durch die müden, regungslosen Obstzweige in den fahlen Himmel. Er konnte sich nicht einmal wie sonst auf das Gewitter freuen, obwohl es sicher bald ausbrechen mußte und das erste richtige in diesem Sommer sein würde.

Da hörte das Klavierspiel auf und es war eine Weile ganz still. Bis ein paar zarte, wiegend laue Takte aufklangen, eine scheue und ungewöhnliche Musik. Und nun Gesang, eine Frauenstimme. Das Lied war Paul unbekannt, er hatte es nie gehört, er besann sich auch nicht darüber. Aber die Stimme kannte er, die leicht gedämpfte, ein wenig müde und willenlose Stimme. Das war Thusnelde. Ihr Gesang war vielleicht nichts Besonderes, vielleicht nicht einmal schön, aber er traf und reizte den Knaben ebenso beklemmend und quälend wie die Berührung ihrer Hand. Er horchte, ohne sich zu rühren, und während er noch saß und horchte, schlugen die ersten trägen Regentropfen lau und schwer in den Weiher. Sie trafen seine Hände und sein Gesicht, ohne daß er es spürte. Er fühlte nur, daß etwas Drängendes, Gährendes, Gespanntes um ihn her oder auch in ihm selber sich verdichte und schwelle und Auswege suche. Zugleich fiel ihm eine Stelle aus dem Ekkehard ein und in diesem Augenblick überraschte und erschreckte ihn plötzlich die sichere Erkenntnis. Er wußte, daß er Thusnelde lieb habe. Und zugleich wußte er, daß sie erwachsen und eine Dame war, er aber ein Schuljunge, und daß sie morgen abreisen würde.

Da klang — der Gesang war schon eine Weile verstummt — die helltönige Tischglocke, und Paul ging langsam zum Hause hinüber. Vor der Türe wischte

er sich die Regentropfen von den Händen, strich das Haar zurück und tat einen tiefen Atemzug, als sei er im Begriff einen schweren Schritt zu tun.


ch, nun regnet es doch schon," klagte Berta. „Nun wird also nichts daraus?"

„Aus was denn?" fragte Paul, ohne vom Teller aufzublicken.

„Wir hatten ja doch — — Sie hatten mir versprochen, mich heut auf den Eichelberg zu führen."

„Ja so. Nein, das geht bei dem Wetter freilich nicht."

Halb sehnte sie sich danach, er möchte sie ansehen und eine Frage nach ihrem Wohlsein tun, halb war sie froh, daß er's nicht tat. Er hatte den peinlichen Augenblick unter der Weide, da sie in Tränen ausgebrochen war, völlig vergessen. Dieser plötzliche Ausbruch hatte ihm ohnehin wenig Eindruck gemacht und ihn nur in dem Glauben bestärkt, sie sei doch noch ein recht kleines Mädchen. Statt auf sie zu achten, schielte er beständig zu Fräulein Thusnelde hinüber.

Diese führte mit dem Hauslehrer, der sich seiner albernen Rolle von gestern schämte, ein lebhaftes Gespräch über Sportsachen. Es ging Herrn Homburger dabei wie vielen Leuten; er sprach über Dinge, von denen er nichts verstand, viel gefälliger und glatter als über solche, die ihm vertraut und wichtig waren. Meistens hatte die Dame das Wort und er begnügte sich mit Fragen, Nicken, Zustimmen und pausenfüllenden Redensarten. Die etwas kokette Plauderkunst der jungen Dame enthob ihn seiner gewohnten dickblütigen Art; es gelang ihm sogar, als er beim Weineinschenken daneben goß, selber zu lachen und die Sache leicht und komisch zu nehmen. Seine mit Schlauheit eingefädelte Bitte jedoch, dem Fräulein nach Tisch ein Kapitel aus einem seiner Lieblingsbücher vorlesen zu dürfen, wurde zierlich abgelehnt.

„Du hast doch kein Kopfweh mehr, Kind?" fragte Tante Grete.

„O nein, gar nimmer," sagte Berta halblaut. Aber sie sah noch elend genug aus.

„O ihr Kinder!" dachte die Tante, der auch Pauls erregte Unsicherheit nicht entgangen war. Sie hatte mancherlei Ahnungen und beschloß, die zwei jungen Leutchen nicht unnötig zu stören, wohl aber aufmerksam zu sein und Dummheiten zu verhüten. Bei Paul war es das erstemal, dessen war sie sicher. Wie lang noch, und er würde ihrer Fürsorge entwachsen sein und seine Wege ihrem Blick entziehen! — O ihr Kinder!

Draußen war es beinahe finster geworden. Der Regen rann und ließ nach mit den wechselnden Windstößen, das Gewitter zögerte noch und der Donner klang noch meilenfern.

„Haben Sie Furcht vor Gewittern?" fragte Herr Homburger seine Dame.

„Im Gegenteil, ich weiß nichts Schöneres. Wir könnten nachher in den Pavillon gehen und zusehen. Kommst Du mit, Berta?"

„Wenn Du willst, ja gern."

„Und Sie also auch, Herr Kandidat? — Gut, ich freue mich darauf. Es ist in diesem Jahr das erste Gewitter, nicht?"

Gleich nach Tisch brachen sie mit Regenschirmen auf, zum nahen Pavillon. Berta nahm ein Buch mit.

„Willst Du dich denen nicht anschließen, Paul?" ermunterte die Tante.

„Danke, nein. Ich muß eigentlich üben."

Er ging in einem Wirrwarr von quellenden Gefühlen ins Klavierzimmer. Aber kaum hatte er zu spielen begonnen, er wußte selbst nicht was, so kam sein Vater herein.

„Junge, könntest Du Dich nicht um einige Zimmer weiter verfügen? Brav, daß Du üben wolltest, aber alles hat seine Zeit, und wir älteren Semester möchten bei dieser Schwüle doch gern ein wenig zu schlafen versuchen. Auf Wiedersehen, Bub!"

Der Knabe ging hinaus und durchs Eßzimmer, über den Gang und zum Tor. Drüben sah er gerade die andern den Pavillon betreten. Als er hinter sich den leisen Schritt der Tante hörte, trat er rasch ins Freie und eilte mit unbedecktem Kopf, die Hände in den Taschen, durch den Regen davon. Der Donner nahm stetig zu und erste scheue Blitze rissen zuckend durch das schwärzliche Grau.

Paul ging um das Haus herum und gegen den Weiher hin. Er fühlte mit trotzigem Leid den Regen durch seine Kleider dringen. Die noch nicht erfrischte, schwebende Luft erhitzte ihn, so daß er beide Hände und die halbentblößten Arme in die schwer fallenden Tropfen hielt. Nun saßen die andern vergnügt im Pavillon beisammen, lachten und schwatzten, und an ihn dachte niemand. Es zog ihn hinüber, doch überwog sein Trotz; hatte er einmal nicht mitkommen wollen, so wollte er ihnen auch nicht hinterdrein nachlaufen. Und Thusnelde hatte ihn ja überhaupt nicht aufgefordert. Sie hatte Berta und Herrn Homburger mitkommen heißen, und ihn nicht. Warum ihn nicht?

Ganz durchnäßt kam er, ohne auf den Weg zu achten, aus Gärtnerhäuschen. Die Blitze jagten jetzt fast ohne Pause herab oder quer durch den Himmel, in phantastisch kühnen Linien, und der Regen rauschte lauter. Unter der Holztreppe des Gärtnerschuppens klirrte es auf und mit verhaltenem Grollen kam der große Hofhund heraus. Als er Paul erkannte, drängte er sich fröhlich und schmeichelnd an ihn. Und Paul, in plötzlich überwallender Zärtlichkeit, legte ihm den Arm um den Hals, zog ihn in den dämmernden Treppenwinkel zurück und blieb dort bei ihm kauern und sprach und koste mit ihm, er wußte nicht wie lang.

Im Pavillon hatte Herr Homburger den eisernen Gartentisch an die gemauerte Rückwand geschoben, die mit einer italienischen Küstenlandschaft bemalt war. Die heiteren Farben, Blau, Weiß und Rosa, paßten schlecht in das Regengrau und schienen trotz der Schwüle zu frieren.

„Sie haben schlechtes Wetter für Erlenhof," sagte Herr Homburger.

„Warum? Ich finde das Gewitter prächtig."

„Und Sie auch, Fräulein Berta?"

„O, ich sehe es ganz gerne."

Es machte ihn wütend, daß die Kleine mitgekommen war. Gerade jetzt, wo er anfing sich mit der schönen Thusnelde besser zu verstehen.

„Und morgen werden Sie wirklich schon wieder reisen?"

„Warum sagen Sie das so tragisch?"

„Es muß mir doch leid tun."

„Wahrhaftig?"

„Aber gnädiges Fräulein —"

Der Regen prasselte auf dem dünnen Dach und quoll in leidenschaftlichen Stößen aus den Mündungen der Traufen.

„Wissen Sie, Herr Kandidat, Sie haben da einen lieben Jungen zum Schüler. Es muß ein Vergnügen sein, so einen zu unterrichten."

„Ist das Ihr Ernst?"

„Aber gewiß. Er ist doch ein prächtiger Junge. — Nicht, Berta?"

„O, ich weiß nicht, ich sah ihn ja kaum."

„Gefällt er Dir denn nicht?"

„Ja, das schon. — O ja."

„Was stellt das Wandbild da eigentlich vor, Herr Kandidat? Es scheint eine Rivieravedute?"

Paul war nach zwei Stunden ganz durchnäßt und todmüde heimgekommen, hatte ein kaltes Bad genommen und sich umgekleidet. Dann wartete er, bis die drei ins Haus zurückkehrten, und als sie kamen und als Thusneldes Stimme im Gang laut wurde, schrak er zusammen und bekam Herzklopfen. Dennoch tat er gleich darauf etwas, wozu er sich selber noch einen Augenblick zuvor den Mut nicht zugetraut hätte.

Als das Fräulein allein die Treppe heraufstieg, lauerte er ihr auf und überraschte sie in der oberen Flur. Er trat auf sie zu und streckte ihr einen kleinen Rosenstrauß entgegen. Es waren wilde Heckenröschen, die er im Regen draußen abgeschnitten hatte.

„Ist das für mich?" fragte Thusnelde.

„Ja, für Sie."

„Womit hab' ich denn das verdient? Ich fürchtete schon, Sie könnten mich gar nicht leiden."

„O, Sie lachen mich ja nur aus."

„Gewiß nicht, lieber Paul. Und ich danke schön für die Blumen. Wilde Rosen, nicht?"

„Hagrosen."

„Ich will eine davon anstecken, nachher."

Damit ging sie weiter nach ihrem Zimmer.



Am Abend blieb man diesmal in der Halle sitzen. Es hatte schön abgekühlt und draußen fielen noch die Tropfen von den blank gespülten Zweigen. Man hatte im Sinn gehabt zu musizieren, aber der Professor wollte lieber die paar Stunden noch mit Abderegg verplaudern. So saßen nun alle bequem plaudernd in dem

großen Raum, die Herren rauchten und die jungen Leute hatten Limonadebecher vor sich stehen.

Die Tante sah mit Berta ein Album an und erzählte ihr alte Geschichten. Thusnelde war guter Laune und lachte viel. Den Hauslehrer hatte das lange erfolglose Reden im Pavillon stark mitgenommen, er war wieder nervös und zuckte leidend mit den Gesichtsmuskeln. Daß sie jetzt so lächerlich mit dem Büblein Paul kokettierte, fand er geschmacklos, und er suchte wählerisch nach einer Form, ihr das zu sagen.

Paul war der Lebhafteste von allen. Daß Thusnelde seine Rose im Gürtel trug und daß sie lieber Paul zu ihm gesagt hatte, war ihm wie ein starker Wein zu Kopf gestiegen. Er machte Witze, erzählte Geschichtchen, hatte glühende Backen und ließ den Blick nicht von seiner Dame, die sich seine Huldigung so graziös gefallen ließ. Dabei rief es im Grund seiner Seele ohne Unterlaß: „Morgen geht sie fort! morgen geht sie fort!" und je lauter und schmerzlicher es rief, desto sehnlicher klammerte er sich an den schönen Augenblick und desto lustiger redete er darauf los.

Herr Abderegg, der einen Augenblick herüberhorchte, rief lachend: „Paul, Du fängst früh an!"

Er ließ sich nicht stören. Für Augenblicke faßte ihn ein drängendes Verlangen, hinauszugehen, den Kopf an den Türpfosten zu lehnen und zu schluchzen. Aber nein, nein!

Währenddessen hatte Berta mit der Tante Du gemacht und gab sich dankbar unter ihren Schutz. Es lag wie eine Last auf ihr, daß Paul von ihr allein nichts wissen wollte, daß er den ganzen Tag kaum ein Wort an sie gerichtet hatte, und müde und unglücklich überließ sie sich der gütigen Zärtlichkeit der Tante.

Die beiden alten Herren überboten einander im Aufwärmen von Erinnerungen und spürten kaum etwas davon, daß neben ihnen junge, unausgesprochene Leidenschaften sich kreuzten und bekämpften.

Herr Homburger fiel mehr und mehr ab. Daß er hin und wider eine schwach vergiftete Pointe ins Gespräch warf, wurde kaum beachtet, und je mehr die Bitterkeit und Auflehnung in ihm wuchs, desto weniger wollte es ihm gelingen Worte zu finden. Er fand es kindisch, wie Paul sich gehen ließ, und unverzeihlich, wie das Fräulein darauf einging. Am liebsten hätte er gute Nacht gesagt und wäre gegangen. Aber das mußte aussehen wie ein Geständnis, daß er sein Pulver verschossen habe und kampfunfähig sei. Lieber blieb er da und trotzte. Und so widerwärtig ihm Thusneldes ausgelassen spielerisches Wesen heute Abend war, so hätte er sich doch vom Anblick ihrer weichen Gesten und ihres schwach geröteten Gesichtes jetzt nicht trennen mögen.

Thusnelde durchschaute ihn und gab sich keine Mühe, ihr Vergnügen über Pauls leidenschaftliche Aufmerksamkeiten zu verbergen, schon weil sie sah, daß es den Kandidaten ärgerte. Und dieser, der in keiner Hinsicht ein Kraftmensch war, fühlte langsam seinen Zorn in jene weichlich trübe, faule Resignation übergehen,

mit der bis jetzt fast alle seine Liebesversuche geendet hatten. War er denn je von einem Weib verstanden und nach seinem Wert geschätzt worden? O, aber er war Künstler genug, um auch die Enttäuschung, den Schmerz, das Einsambleiben mit allen ihren verborgensten Reizen zu genießen. Wenn auch mit zuckender Lippe, er genoß es doch; und wenn auch verkannt und verschmäht, er war doch der Held in der Szene, der Träger einer stummen Tragik, lächelnd mit dem Dolch im Herzen.

Und nun lächelte er beständig. Er nahm kaum mehr am Gespräch teil, aber er lächelte nachsichtig, schmerzlich und überlegen, und es war ihm ein neuer, bitterer Triumph, daß niemand sehen wollte, wie wund sein Lächeln war. So geschah es, daß dieser seltsame Hanswurst im Innersten vielleicht befriedigter war als alle anderen.



an trennte sich erst spät. Als Paul in sein kühles Schlafzimmer trat, sah er durchs offene Fenster den beruhigten Himmel mit stillstehenden, milchweißen Flaumwölkchen bedeckt; durch ihre dünnen Flöre drang das Mondlicht weich und stark und spiegelte sich tausendmal in den nassen Blättern der Parkbäume. Fern über den Hügeln, nicht weit vom dunkeln Horizont, leuchtete schmal und langgestreckt wie eine Insel ein Stück reinen Himmels feucht und milde, und darin ein einziger blasser Stern.

Der Knabe blickte lange hinaus und sah es nicht, sah nur ein bleiches Wogen und fühlte reine, frisch gekühlte Lüfte um sich her, hörte niegehörte, tiefe Stimmen wie entfernte Stürme brausen und atmete die weiche Luft einer anderen Welt. Vorgebeugt stand er am Fenster und schaute, ohne etwas zu sehen, wie ein Geblendeter, und vor ihm ungewiß und mächtig ausgebreitet lag das Land des Lebens und der Leidenschaften, von heißen Stürmen durchzittert und von dunkelschwülem Gewölk verschattet.

Die Tante war die letzte, die zu Bette ging. Wachsam hatte sie noch Türen und Läden revidiert, nach den Lichtern gesehen und einen Blick in die dunkle Küche getan, dann war sie in ihre Stube gegangen und hatte sich beim Kerzenlicht in den altmodischen Sessel gesetzt. Sie wußte ja nun, wie es um den Kleinen stand, und sie war im Innersten froh, daß morgen die Gäste wieder reisen wollten. Wenn nur auch alles gut ablief! Es war doch eigen, so ein Kind von heut auf morgen zu verlieren. Denn daß Pauls Seele ihr nun entgleiten und mehr und mehr undurchsichtig werden müsse, wußte sie wohl, und sie sah ihn mit Sorge seine ersten, knabenhaften Schritte in den Garten der Liebe tun, von dessen Früchten sie selber zu ihrer Zeit nur wenig und fast nur die bitteren gekostet hatte. Dann dachte sie an Berta, seufzte und lächelte ein wenig und suchte dann lange in ihren Schubladen nach einem tröstenden Abschiedsgeschenk für die Kleine. Dabei erschrak sie plötzlich, als sie sah, wie spät es schon wär.

Über dem schlafenden Haus und dem dämmernden Garten standen ruhig die milchweißen, flaumig dünnen Wolken, die Himmelsinsel am Horizont wuchs langsam zu einem weiten, reinen, dunkelklaren Felde, zart von schwachglänzenden

Sternen durchglüht, und über die entferntesten Hügel lief eine milde, schmale Silberlinie, sie vom Himmel trennend. Im Garten atmeten die erfrischten Bäume tief und rastend und auf der Parkwiese wechselte mit dünnen, wesenlosen Wolkenschatten der schwarze Schattenkreis der Blutbuche.



ie sanfte, noch von Feuchtigkeit gesättigte Luft dampfte leise gegen den völlig klaren Himmel. Kleine Wasserlachen standen auf dem Kiesplatz und auf der Landstraße, blitzten goldig oder spiegelten die zarte Bläue. Knirschend fuhr der Wagen vor und man stieg ein. Der Kandidat machte mehrere tiefe Bücklinge, die Tante nickte liebevoll und drückte noch einmal allen die Hände, die Hausmädchen sahen vom Hintergrunde der Flur der Abfahrt zu.

Paul saß im Wagen Thusnelde gegenüber und spielte den Fröhlichen. Er lobte das gute Wetter, sprach rühmend von köstlichen Ferientouren in die Berge, die er vorhabe, und sog jedes Wort und jedes Lachen des Mädchens gierig ein. Am frühen Morgen war er mit sehr schlechtem Gewissen in den Garten geschlichen und hatte in dem peinlich geschonten Lieblingsbeet seines Vaters die prächtigste halboffene Teerose abgeschnitten. Die trug er nun, zwischen Seidenpapier gelegt, versteckt in der Brusttasche und war beständig in Sorge, er könnte sie zerdrücken. Ebenso bang war ihm vor der Möglichkeit einer Entdeckung durch den Vater.

Die kleine Berta war ganz still und hielt den blühenden Jasminzweig vors Gesicht, den ihr die Tante mitgegeben hatte. Sie war im Grunde fast froh, nun fortzukommen.

„Soll ich Ihnen einmal eine Karte schicken?" fragte Thusnelde munter.

„Oja, vergessen Sie es nicht! Das wäre schön."

Und dann fügte er hinzu: „Aber Sie müssen dann auch unterschreiben, Fräulein Berta."

Sie schrak ein wenig zusammen und nickte.

„Also gut, hoffentlich denken wir auch daran," sagte Thusnelde.

„Ja, ich will Dich dann erinnern."

Da war man schon am Bahnhof. Der Zug sollte erst in einer Viertelstunde kommen. Paul empfand diese Viertelstunde wie eine unschätzbare Gnadenfrist. Aber es ging ihm sonderbar; seit man den Wagen verlassen hatte und vor der Station auf und ab spazierte, fiel ihm kein Witz und kein Wort mehr ein. Er war plötzlich bedrückt und klein, sah oft auf die Uhr und horchte, ob der kommende Zug schon zu hören sei. Erst im letzten Augenblick zog er seine Rose hervor und drückte sie noch an der Wagentreppe dem Fräulein in die Hand. Sie nickte ihm fröhlich zu und stieg ein. Dann fuhr der Zug ab, und alles war aus.

Vor der Heimfahrt mit dem Papa graute ihm, und als dieser schon eingestiegen war, zog er den Fuß wieder vom Tritt zurück und meinte: „Ich hätte eigentlich Lust, zu Fuß heimzugehen."

„Schlechtes Gewissen, Paulchen?"

„O nein, Papa, ich kann ja auch mitkommen."

Aber Herr Abderegg winkte lachend ab und fuhr allein davon.

„Er solls nur ausfressen," knurrte er unterwegs vor sich hin, „umbringen wirds ihn nicht." Und er dachte, seit Jahren zum erstenmal, an sein erstes Liebesabenteuer und war verwundert, wie genau er alles noch wußte. Nun war also schon die Reihe an seinem Kleinen! Aber es gefiel ihm, daß der Kleine die Rose gestohlen hatte. Er hatte sie wohl gesehen.

Zu Hause blieb er einen Augenblick vor dem Bücherschrank im Wohnzimmer stehen. Er nahm den Werther heraus und steckte ihn in die Tasche, zog ihn aber gleich darauf wieder heraus, blätterte ein wenig darin herum, begann ein Lied zu pfeifen und stellte das Büchlein an seinen Ort zurück.

Mittlerweile lief Paul auf der warmen Landstraße heimwärts und war bemüht, sich das Bild der schönen Thusnelde immer wieder vorzustellen. Erst als er heiß und erschlafft die Parkhecke erreicht hatte, öffnete er die Augen und besann sich, was er nun treiben solle. Da zog ihn die plötzlich aufblitzende Erinnerung unwiderstehlich zur Trauerweide hin. Er suchte den Baum mit heftig wallendem Verlangen auf, schlüpfte durch die tiefhängenden Zweige und setzte sich auf dieselbe Stelle der Bank, wo er gestern neben Thusnelde gesessen war und wo sie ihre Hand auf seine gelegt hatte. Er schloß die Augen, ließ die Hand auf dem Holze liegen und fühlte noch einmal den ganzen Sturm, der gestern ihn gepackt und berauscht und gepeinigt hatte. Flammen wogten um ihn, und Meere rauschten, und heiße Stürme zitterten sausend auf purpurnen Flügeln vorüber.

Paul saß noch nicht lange an seinem Platz, so klangen Schritte und jemand trat herzu. Er blickte verwirrt auf, aus hundert Träumen gerissen, und sah den Herrn Homburger vor sich stehen.

„Ah, Sie sind da, Paul? Schon lange?"

„Nein, ich war ja mit an der Bahn. Ich kam zu Fuß zurück."

„Und nun sitzen Sie hier und sind melancholisch."

„Ich bin nicht melancholisch."

„Also nicht. Ich habe Sie zwar schon munterer gesehen."

Paul antwortete nicht.

„Sie haben sich ja sehr um die Damen bemüht."

„Finden Sie?"

„Besonders um die eine. Ich hätte eher gedacht, Sie würden dem jüngeren Fräulein den Vorzug geben."

„Dem Backfisch? Hm."

„Ganz richtig, dem Backfisch."

Da sah Paul, daß der Kandidat ein fatales Grinsen aufsetzte, und ohne noch ein Wort zu sagen, kehrte er sich um und lief davon, mitten über die Wiese.

Mittags bei Tisch ging es sehr ruhig zu.

„Wir scheinen ja alle ein wenig müde zu sein," lächelte Herr Abderegg. „Auch

Du, Paul. Und Sie, Herr Homburger? Aber es war eine angenehme Abwechslung, nicht?"

„Gewiß, Herr Abderegg."

„Sie haben sich mit dem Fräulein gut unterhalten? Sie soll ja riesig belesen sein."

„Darüber müßte Paul unterrichtet sein. Ich hatte leider nur für Augenblicke das Vergnügen."

„Was sagst Du dazu, Paul?"

„Ich? Von wem sprecht Ihr denn?"

„Von Fräulein Thusnelde, wenn Du nichts dagegen hast. Du scheinst einigermaßen zerstreut zu sein —."

„Ach, was wird der Junge sich viel um die Damen gekümmert haben," fiel die Tante ein.

„Ja, da hast Du recht."



Es wurde schon wieder heiß. Der Vorplatz strahlte Hitze aus und auf der Straße waren die letzten Regenpfützen vertrocknet. Auf ihrer sonnigen Wiese stand die alte Blutbuche, von warmem Licht umflossen und auf einem ihrer starken Äste saß der junge Paul Abderegg, an den Stamm gelehnt und ganz von rötlich dunkeln Laubschatten umfangen. Das war ein alter Lieblingsplatz des Knaben, er war dort vor jeder Überraschung sicher. Dort auf dem Buchenast hatte er heimlicherweise im Herbst vor drei Jahren die „Räuber" gelesen, dort hatte er seine erste halbe Zigarre geraucht und dort hatte er damals das Spottgedicht auf seinen früheren Hauslehrer gemacht, bei dessen Entdeckung sich die Tante so furchtbar aufgeregt hatte. Er dachte an diese und andere Streiche mit einem überlegenen, nachsichtigen Gefühl, als wäre das alles vor Urzeiten gewesen. Kindereien, Kindereien!

Mit einem Seufzer richtete er sich auf, kehrte sich behutsam im Sitze um, zog sein Taschenmesser heraus und begann am Stamm zu ritzen. Es sollte ein Herz daraus werden, das den Buchstaben T umschloß, und er nahm sich vor, es schön und sauber auszuschneiden, wenn er auch mehrere Tage dazu brauchen sollte.

Noch am selben Abend ging er zum Gärtner hinüber, um sein Messer schleifen zu lassen. Er trat selber das Rad dazu. Auf dem Rückweg setzte er sich eine Weile in das alte Boot, plätscherte mit der Hand im Wasser und suchte sich auf die Melodie des Liedes zu besinnen, das er gestern von hier aus hatte singen hören. Der Himmel war halb verwölkt und es sah aus, als werde in der Nacht schon wieder ein Gewitter kommen.





Die Kultur Finnlands/ von J. Meier-Graefe



Helsingfors liegt nicht irgendwo im Nordosten, wie man gemeinhin glaubt, sondern ganz mitten in Europa, ja ich muß sagen, daß ich selten so sehr den Eindruck gehabt habe, in dem allerbesten Europa zu sein als hier. Die Landschaft hat ungemein anmutige Reize, der schwedischen Küste ähnlich, nur kühler, gedrungener. Man fühlt das Meer näher als in Stockholm, und doch erschreckt es nicht, weil es sich mit hunderten von Inseln belebt, und wiederum wirkt die Stadt vom Meere größer als Stockholm, weil sie sich an einer einzigen, schön gezeichneten Bucht ausdehnt, ohne die gar zu enge Teilung der schwedischen Hauptstadt. Die Flora ist gering, der Sommer währt nicht lange und kennt keine heißen Tage. Aber man entbehrt nichts, das Grün, der Stein, das Wasser genügen reichlich zur Färbung. Es ist Einfachheit, aber durchaus keine Armut. Helsingfors zählt als Stadt kaum hundert Jahre. Der ältere Teil ist wie das Berlin der guten Zeit gebaut. Den Senatsplatz machte der Berliner Engel, ein Schüler Schinkels, um das Jahr 1820, ganz in der würdigen Tradition, die einst Berlin so vorteilhaft zu Gesicht stand. Hier liegt der ominöse Senatspalast, auf der anderen Seite die Universität, in der Front die Nikolaskirche (1852 vollendet), dahinter kleinere öffentliche Bauten, alles in derselben sauber profilierten Einfachheit und schneeweiß, und man stellt sich vergebens vor, daß dieses bürgerliche Behagen je gestört werden könnte. — Doch, fast ahnt man das Fremde in dieser Stadt in dem miserablen Puppendenkmal Alexanders II., das die Mitte des Platzes entstellt, willkürlich dahin gepflanzt aus fremdem Material und banaler Form. Seitdem sind eine Menge Straßen mit modernen Häusern entstanden, die auch ebenso gut in Magdeburg oder irgendwo in Europa sein könnten, nur ein wenig gediegener. Erst seit kurzem bekommt Helsingfors hier und da eine charakteristische Architektur.

Von den Einwohnern gilt das Europäische im besten Sinne. Nur ihre Gastfreundschaft hat nichts von Europas kühlen Gewohnheiten. Der Fremde profitiert von allen Vorzügen des abgelegenen Landes. Jeder, der etwas von draußen zu erzählen hat, ist willkommen; es kann ihm übrigens passieren, daß man hier besser Bescheid weiß als er. Diese Leute, die nach der Seite des Kontinents, die ihnen begehrungswert erscheint, durch eine achtundvierzigstündige Seereise getrennt sind, werden notgedrungen auf die Vorzüge des Geistes hingewiesen, um sich nicht zu Tode zu langweilen, und sie ersetzen durch Intensität, was ihnen an Extensität abgeht. Einigen wir uns zunächst über ihre Personalien. Was man unter Finnen versteht, deckt sich nicht ganz mit den Tatsachen. Die

eigentlichen Finnen mongolischer Abstammung sind herzlich uninteressant und spielen hier etwa die Rolle der Eingeborenen in einem von Europäern eroberten Lande, nur denken sie durchaus nicht ans Aussterben. Eine brave, zähe, aber nur langsam entwicklungsfähige Masse, durchaus kultiviert, ja von uralter, höchst eigentümlicher Kultur, aber langsam im Denken und Handeln, den Russen an Intelligenz weit unterlegen. Sie hatten mit dem öffentlichen Leben der Städte bis vor kurzem herzlich wenig zu tun. Die interessanten Finnen sind seit vielen Generationen eingewanderte Schweden, die Gebildeten ohne Ausnahme, Gelehrte, Künstler, Industrielle, Kaufleute. Die Namen verraten deutlich die Herkunft, und wo man auf einen finnischen Namen stößt, wurde er gewöhnlich vom Großvater oder noch früher angenommen, oder sein Träger ist Mischblut. Diese Schweden sind eine gut gezüchtete Auswahl ihrer Rasse. Sie entwickelten sich hier wie eine Art Aristokratie, die alles intellektuelle Leben des Landes in den Händen hatte, während die niedere Arbeit den eigentlichen Finnen zufiel. Von dem russischen Staatsstreich wurde nur dieser beste Teil des Volkes betroffen, der Kopf des Landes. Den Urfinnen, so viel man auch tut, sie über Väterchens Gebahren aufzuklären, ist das Regime ziemlich gleich, solange man ihnen ihre Religion, den Protestantismus, läßt und sie nicht weiter mit materiellen Dingen behelligt. Die Intellektuellen aber leiden vor allem persönlich unter der russischen Gewalttat. Bekanntlich wurden alle Beamte und Militärs, die nicht auf die Verfassungsänderung schwören wollten, ihrer Ämter entsetzt oder des Landes verwiesen. Das hat in dem kleinen Gemeinwesen ungeheuerliche Verschiebungen, für den einzelnen unabsehbare Schäden hervorgerufen. Es gibt hohe Beamte oder Offiziere, die heute als Kommis in den Läden stehen oder sich im Ausland kümmerlich durchschlagen. Kaum eine der guten Familien des Landes blieb unberührt. Der Ersatz ist die russische Soldateska und das russische Beamtentum mit den bekannten bisher in Finnland unerhörten Eigentümlichkeiten, nicht einmal in Besitz der Sprache des Landes, ohne eine Ahnung von den Bedürfnissen des Volkes, argwöhnisch und natürlich von Haß und Argwohn umgeben. Wenn eine vernünftige, nicht nur gewaltsame Beziehung zwischen Regierer und Regierten der Wohlfahrt eines Landes unentbehrlich ist, kann man um die Zukunft Finnlands besorgt sein. Und was hat Rußland davon? Es zieht keinen größeren materiellen Vorteil aus dem Lande, und können die paar Vorzüge, die man russischerseits in den neuen Verwaltungsmaßregeln erblickt, auch nur im entferntesten den enormen materiellen Schaden in der Ökonomie des Landes und die Tatsache aufheben, daß Rußland sich hier an einer wichtigen Grenze einen Herd von Empörung schafft, wo vorher mindestens freundliche Duldsamkeit herrschte? Eine einzige Klasse hat etwas davon, die furchtbare Beamtenkaste Rußlands, die nun auch hierher ihren trägen Körper wälzt, unter dem das Leben erstickt. Wenn es nicht so unwahrscheinlich wäre, sollte man glauben, diese Beamtenfrage sei der einzige Grund der Maßregel, wie im alten Rom, wenn sich ein Konsul vom Kaiser die Erlaubnis erbat, eine ferne Provinz heimzusuchen, um sich

und den Seinen zu dem Taschengeld zu verhelfen, das in der Hauptstadt zu knapp wurde.

Die Heimgesuchten verhalten sich bewunderungswürdig. Niemand denkt an Gewaltakte. Noch heute gibt es hier unter den Gebildeten weniger Revolutionäre als irgendwo in Rußland. Man verfolgt den Krieg mit Japan, hofft, wartet ab und hilft sich untereinander. Das Volk ist noch zu gut, eine Revolution zu machen, auch wenn ihm nicht die Intelligenz riete, materielle Lebensbedingungen zu schonen. Der Gewaltakt ist noch nicht tief genug gedrungen, und man wird nicht von heute auf morgen Umstürzler; es liegt nicht in ihrem Temperament. Und das ist die düstere Aussicht, daß diese ruhigen Leute den Unfrieden lernen werden, daß die friedliche Beschäftigung, mit der sie ihr Land bereichert haben, von anderen Impulsen zerstört wird, daß brutalere Selbsterhaltungsinstinkte die edlere Gesittung der Kultur zum Schweigen verdammen werden. Vielleicht geht alles gemächlich und ohne weiteren Schaden vorüber, selbst wenn sich die Hoffnungen auf Rußlands Vernunft nicht erfüllen; vielleicht sind hier die Individualitäten bereits so entwickelt, daß das gemeinsame Schicksal nicht mehr die Glückseligkeit des einzelnen zu zerstören vermag; bei der Genesis des Volkes wäre es nicht undenkbar. Ob man ihnen dieses friedliche Sichergeben wünschen soll, steht dahin. Ob das Volk als solches wert ist, erhalten zu bleiben, diese Frage scheint mir nur nach einer Kritik seiner bisher erreichten Kultur zu entscheiden, und so oberflächlich diese hier auch nur sein kann, sie soll in wenigen Zügen versucht werden.

Den ersten Versuch, sich auch äußerlich eine Volksindividualität zu verschaffen, verdankt Finnland offenbar demselben Rußland, das ihm heute Verderben droht, der Eroberung im ersten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts. Diese Erschütterung, die das Land von Schweden abtrennte, mit dem es seit 1150 verbunden gewesen war, kam zu spät, um sich unmittelbar in Heroismus umzusetzen. Auch fehlte dem Heroismus das Ziel. Wenn man sich auch vom Mutterlande abgeschnitten fühlte, dafür hatte Alexander I. dem Lande eine relative Selbständigkeit gelassen, die respektabler schien als die Form, unter der man bisher unter Schweden gelebt hatte. Man sah vielleicht nur das Großfürstentum und verschwieg sich den Umstand, daß Großfürst und Eroberer eine Person waren. Jedenfalls begann noch dieselbe Generation, die der Eroberung zugesehen hatte, eine künstliche Individualisierung Finnlands. Man brauchte eine eigene Form und entdeckte diese bei den Urbewohnern des Landes, den Finnen. Hier fand sich eine eigene, höchst melodische Sprache, von deutlicher Begabung für musikalische Empfindungen, die Reste künstlerischer Formen, kurz eine unendlich verschwiegene aber eigenartige Gesittung. Man beschloß, sich mit dieser Volksseele zu bekleiden. Schon die Reformation hatte durch den Bischof Agricola, der die Bibel ins Finnische übersetzte, den Anfang einer Literatur geschaffen. Jacob Juden und Axel Gottlund, beide noch im achtzehnten Jahrhundert geboren, studierten eifrig die Sprache und bereiteten einem größeren das

Feld: Elias Lönnrot, dem die Entdeckung der finnischen Volkssagen verdankt wird, vor allem das Kalevala. 1835 erschien die erste Ausgabe dieser uralten, bis dahin nur durch mündliche Überlieferung erhaltenen Gesänge. Der Fremde vermag nicht zu beurteilen, wie weit sich die Rekonstruktion mit dem schwankenden Original deckt. Jedenfalls hatte man nun die Fahne, um die sich die ideellen Äußerungen des Volksgenies gruppieren konnten. Man sieht, die Sache ist nicht alt, zumal noch Jahrzehnte vergingen, bis die Entdeckung Lönnrots vervollständigt und populär wurde. Das Kalevala unterscheidet sich insofern von den Heldengesängen anderer Völker, daß es das idyllische und mystische Element betont und zu keinen allzu kompakten Vorstellungen eines realen Heroismus nötigt. Der friedliche Charakter von Land und Leuten verriet sich schon in diesem frühsten Zeugnis, das mehr von den Spielen der Natur, von der Lust und dem Leid der Liebe als von kriegerischen Dingen handelt. Dieser Charakter machte die Aufnahme möglich und milderte das Fremdartige des Experimentes, wenn er auch nie vermocht hat, das Künstliche und Gezwungene dieser späteren Erinnerung ganz zu überwinden. Natürlich ging die schwedische Literatur des Landes ungehindert weiter; es genügt an Runeberg, den Zeitgenossen Lönnrots, zu erinnern, der ebenso intensiv die Gegenwart erfaßte wie der andere sich der Vergangenheit bemächtigte.

Um dieselbe Zeit, als diese literarische Bewegung ihre Schwingen entfaltete, also in den vierziger Jahren, begann sich die bildende Kunst zu regen. Sie bietet uns ein sicheres Beobachtungsfeld, um die Eigenart des Volkes zu erkennen.


Die Entwicklung der finnischen Kunst hat durchaus bürgerliche Art. Man spürt keine andere Persönlichkeit darin als die der Künstler. Der Staat tat nichts, bis er sich überzeugte, daß seine Hilfe nicht mehr unentbehrlich war. Die Selbsthilfe des Bürgers gab den Anfang. 1846 taten sich die Maler, Gelehrte, Dichter zu dem sogenannten „Kunstverein“ zusammen, der heute noch die wesentliche Körperschaft für die künstlerischen Bedürfnisse des Landes darstellt, sowohl als Lehranstalt wie als Sammelstelle. Ihm gehört das Museum in Helsingfors, Athenäum genannt, das schon seit einer Reihe von Jahren in einem imposanten, vom Staate gebauten Galeriegebäude im Centrum der Stadt untergebracht ist. Vorher waren die geringen Anstrengungen in Finnland geborener Künstler in die schwedische Kunst aufgegangen, so die recht respektable Leistung eines der ältesten, Alexander Laureus (1783—1823), der in Paris und in Rom war, von den Engländern das Porträt und den Holländern die Beleuchtung lernte, und von dem man heute im Athenäum ein Dutzend sehr verschiedenartiger Bilder sieht. Besser gefielen mir zwei Skizzen von ihm, die im Zeichensaal der Universität hängen. Darstellungen eines Volksfestes, recht flott gemacht und malerisch gesehen. Laureus galt nicht in Finnland. Auch der glänzende Porträtist Finnberg (1784—1832), der Géricault der Finnen, brachte es zu keiner Anerkennung und starb im Schuldgefängnis. Sie gehören wie alle finnischen Künstler dieser Zeit

zu Schweden. Das änderte sich nun. Der erste, der unterstützt durch den Kunstverein in Finnland Boden faßte, war R. W. Ekman (1808—1873), der ungefähr mit Lönnrot zusammen auftrat und dessen Entdeckung des Kalevala in einer Menge recht langweiliger und wertloser Bilder illustrierte. Aber schon die nächste Generation brachte einen tüchtigen Kerl hervor, einen Landschafter, der das tat, was in seinem Falle das vernünftigste war: malen, was er mit eigenen Augen sehen konnte. Es war Verner Holmberg (1830—1860). Er hatte bei dem Norweger Gude in Düsseldorf gelernt und lebte zu kurz, um zur vollen Reife zu kommen. Seine beliebtesten Bilder befinden sich in der Privatsammlung Westzynthius in Helsingfors und im Zeichensaal der Universität. Noch besser als sie und die zahlreichen Landschaften im Museum gefielen mir die famosen Zeichnungen, die das Museum aufbewahrt, flotte und sehr sachliche Ölskizzen, und vor allem die Aquarelle, die einen ganz intimen Künstler und einen Menschen von Geist und Geschmack verraten. Dieser und ein ähnlicher Landschafter, Berndt Lindholm, der mit Holmberg wirkte, aber wohl in Paris war, und das kuriose Unikum Ferdinand van Wright, der schon 1822 geboren wurde und noch lebt, scheinen mir die merkwürdigsten der ersten finnischen Künstler. Wright ist reiner Autodidakt. Er malt mit Vorliebe die Vögel des Landes und nimmt sie sich dabei ganz nahe an die Augen wie ein Japaner. Jede Feder wird mit peinlichster Sorgfalt gezirkelt und säuberlich gefärbt wie Pfeifenkopfmalerei. Sein Viehzeug bekommt dadurch etwas vom ausgestopften Präparat, aber ist im einzelnen amüsant zu sehen. Wenn er zeichnete, statt zu malen, wäre es sogar ganz vernünftig. Die Autodidakten sind erklärlicherweise zahlreich in Finnland. Jansson Blommér, aus dem Jahre 1846, soll nie in der Lehre oder auf einer Akademie gewesen sein und hat im Museum eine recht tüchtig gemalte Frau am Spinnrocken. In der jüngsten Generation gibt es mehrere Bauern, die kaum schreiben können und erstaunliche Werke schaffen, dazu von einer Kraft der Plastik, daß man wünschen könnte, die anderen hätten es gerade so gemacht und wären zu Haus geblieben bei ihrer Natur, statt immer zu den Verkehrten im Ausland in die Lehre zu gehen.

Gunar Berndtson (1854—1895) leitet zu der Gegenwart herüber; ein stupender Techniker, den man überall, nur nicht hier suchen möchte, eine Art Menzel, nur glatter und glänzender, ungemein unsympathisch auf den ersten Blick und doch durch seine emsige Beobachtung fesselnd. Seine Brautrede — die Tafel mit den Hochzeitsgästen und der jungen Frau, die den Speech hält — ist konzentriertes Bourgeoistum. Man riecht den Genre. Eine Novelle aus Gesichtern, jedes gehörig hervorgehoben, zudringlich deutlich und doch apart, mit einem allen gemeinsamen psychologischen Grundton zusammengehalten, der das Gespräch der Leute wiederzugeben scheint, so echt, daß man sogar über die polierte Seifen-Koloristik hinwegkommt, in der das Bild schwimmt. Berndtson machte glänzende Porträts. Im Museum hängt ein Topelius von ihm, im Frack, den man nie vergißt. Alles was an der Art persönlich erscheint, ist unangenehm,

süßliche Malerei, aber es wird so unpersönlich als Natur, daß man nicht an dem Dasein der Leute zweifelt. Altersgenosse Berndtsons ist Finnlands bekanntester Maler, Albert Edelfelt. Man kennt ihn in Petersburg wie in Berlin und Wien, er hat in Paris sein ständiges Atelier. Er ist der europäischste der Finnen, fast möchte man sagen zu seinem Nachteil. Denn der Nuancen, die in ihm von außen her zusammenfließen, sind so viel, daß man seiner eigenen Art nicht recht bewußt wird. Von allen Finnen hat er die geringsten Mängel. Man fühlt sofort, hier ist gebildete Gesellschaft, nur fehlt der ganz selbstverständliche Naturlaut. Die Bildung dient mehr dem Schein als dem Sein, sie deckt nicht eine notwendige Äußerung. Edelfelt machte die ganze Malerentwicklung durch von Antwerpen bis zum Freilicht, aber verfolgte sie wie so viele Ausländer nicht an den ersten Leuten, die sie schufen, sondern den Namen der Ausstellungskunst. Das Athenäum zeigt seine Geschichte vom ersten Anfang bis zur letzten Zeit an einer großen Anzahl trefflich gewählter Werke. Hier hängt auch eines seiner ersten Gemälde „Der Herzog Karl, die Leiche seines Feindes Clas Fleming verhöhnend" in der bekannten braunen Dramatik der Schule Wappers. In Paris war er mit Dagnan-Bouveret an der Ecole des Beaux-Arts unter Gerôme. Anfang der achtziger Jahre traf er Bastien Lepage und ging mit vollen Segeln in die Freilichtmalerei. Dieser Periode verdanken wir eine Menge lichter, weicher Bilder von angenehmen Farben und schlichter Zeichnung, die zum Teil den besten Bastien Lepage ebenbürtig sind. Ende der achtziger Jahre scheint sich seine Art zu härten etwa im Genre Kalckreuths oder noch mehr Uhdes, an den er überhaupt erinnert und mit dem er eine Zeitlang das religiöse Stoffgebiet teilte. Nur liegt ihm nicht das Franz Halshafte Uhdes. Dann verliert seine Palette die Reinheit. Er beginnt durch reicheren Ton zu wirken und versucht virtuose Dinge wie Sargent und Zorn. Heute scheint er mir auf dem besten Wege zu einem einfachern Mittel zu gelangen, das seiner schlichten Art angemessen ist. Edelfelt gehört zu den weichen Persönlichkeiten, denen nur ein ganz starker Kerl einmal persönlich nahe kommen muß, um ihnen den inneren Beruf zu enthüllen. Daran hat es ihm gefehlt. Nicht an Finesse mangelt es bei ihm, aber an den elementaren Dingen wie sie die Großen in den Fingern haben, an einer einfachen Vorstellung von Größe. Technische Dinge, Schulbegriffe, Schlagworte werden so zarten Temparamenten, die vor allem mal sich selber finden müssen, leicht gefährlich, zumal wenn sie mit der bekannten Hast des Ausländers nach Paris kommen, das Beste und Neueste zu erfahren. Sehr wohltuend berührt der Fleiß, mit dem Edelfelt um seinen Fortschritt kämpft. Ich traf ihn an den Studien für die Dekoration der Universität, die ihm vor zehn Jahren anvertraut wurde und die er noch immer nicht für reif genug erachtet, um an die Ausführung zu gehen. Auch in der sehr umfangreichen Illustration des großen Runebergschen Werkes über den Krieg mit Rußland steckt ein außerordentlicher Fleiß und hier findet man in manchen Schilderungen vielleicht das Beste seiner Art von Menzelscher Treue. Ist diese Art nicht unbeschränkt, so gebührt Edelfelt trotzdem die erste Stelle im Kunstleben Finnlands, denn ihm

verdankt man die Sammlung und Förderung aller Kunstkräfte des Landes. Er benutzt diese Stellung nur zum Besten aller ohne Rücksicht auf persönliche Neigung. So ist er wohl auch der intellektuelle Urheber mancher wertvollen Erwerbung des Athenäum, in dem sich nicht weniger als vier Skulpturen Rodins, in echtem Material, und eine Menge guter Bilder moderner Künstler finden, darunter ein Seltener, den man hier kaum vermutet, van Gogh mit einer sehr schönen Straße von Arles, und seit kurzem eine der mächtigsten Frauenfiguren von Puvis de Chavannes, das bekannte Kniestück mit den schwarzen Haaren. Diesem liberalen Sinn Edelfelts gelingt auch die Fühlung mit der Jugend, ja mit den allerjüngsten seiner Landsleute, und diese Beziehung, so natürlich sie bei der Enge des Gebietes erscheinen mag, dünkt mich der beste Beweis für das Europäertum der Finnen. Ich kenne wenigstens in keinem Lande den Fall, daß ein Älterer sich einer diametral entgegengesetzten Jugend so freundlich erschließt und von ihr mit gleicher Achtung umgeben wird.

Die bedeutendste Erscheinung unter den Jungen ist Axel Gallén. Auch ihn hat man im Athenäum in Werken aus allen Zeiten vor sich, und seine Entwicklung tritt, im Gegensatz zu Edelfelt, auf den ersten Blick in deutlichen Etappen hervor. In allem und jedem ist er das gerade Gegenteil seines um zehn Jahre älteren Freundes: bei ihm bedeutet das Temperament alles und die Beeinflussungen scheinen ihm nur die Spannkraft gestählt zu haben, sich seinem eigenen Instinkt ganz unbeschränkt zu überlassen. Auch er lernte das Metier in Paris, in der Ecole Julian; wie gut, lehrt das brillante Bildnis des Sammlers Antell vor dem Fenster seiner Bibliothek aus dem Jahre 1886. Damals war er 21 und malte etwa wie Edelfelt zur selben Zeit das kleine dunkle Interieur mit der Dame, das ganz auffallend von den übrigen hellen Bildern der Zeit abweicht. Nur erscheint Gallén damals schon viel kräftiger als der Ältere, und dieser Unterschied wird noch deutlicher in der folgenden hellen Periode mit schönen Landschaften, in denen ihm der Pinsel spielend zu gehorchen scheint, um den Reichtum eines Natureindrucks zu schildern. Schon damals beschäftigte er sich mit der Legende. In dem großen Triptychon des Aino-Mythus (1891) faßt er das Genrehafte der Erzählung von dem Alten und der Nixe, aber gibt es wie ein gebildeter Freilichtmaler, etwa wie Zorn es könnte, nur nicht so virtuos und dafür anmutiger. Ein paar Jahre darauf traf ihn die Stilbewegung des Kontinents. Ich sah ihn damals in Berlin, wo er mit Munch ausstellte. Es war die Zeit der ach so mißverstandenen Reaktion gegen Liebermann. Gallén warf sich mit größter Begeisterung auf die Stilidee. Damals mag sich ihm die plastische Neuschöpfung des Volksmythus seiner Heimat als Ziel offenbart haben. Er sah in allen Ländern die Künstler auf die primitive Volkskunst zurückgreifen. Der Drang nach Synthese erfüllte die Jugend. Was lag näher, als daß er eine Kunst versuchte, die das Genie seines gefährdeten Volkes leicht verständlich in starken, weit sichtbaren Formen offenbarte, ein enthusiastischer, populärer Zusammenschluß für seine Landsleute, für die anderen eine imposante Äußerung nationalen Geistes,

die Darbietung des Mythus, den Lönnrot sprachlich gerettet hatte. Eine blendende Aufgabe und hier um so verlockender als ihre Lösung die Verwirklichung eines höchst aktuellen, politischen Ideals zu ermöglichen schien. Nur einer ganz vereinfachten künstlerischen Form konnte gelingen, zu den Herzen der Bauern zu dringen. Mußte nicht, wenn sie im Bilde eines Zeitgenossen die alten Sagen wiederkehren sahen, das Heimgefühl sie mächtig umschlingen, und dann die Notwendigkeit, dies finnische Wesen gegen die Fremden zu schützen, allen offenbar werden!

An ehrlichem Willen hat es Gallén nicht gefehlt. Keine banalen Bedenken haben ihn je geleitet. Auch sein Temperament ist stark genug, ja man erschrickt vor der Inbrunst mancher Bilder. Nur fragt es sich, ob das Ziel, wie er es erstrebt, überhaupt erreichbar ist, ob ein Mensch von heute im Besitz glänzender Mittel, voll Wissen von dem geheimen Komplex höherer sinnlicher Wirkungen, ungestraft auf alles das verzichten kann, um in einer primitiven Sprache rudimentäre Vorstellungen zu äußern. Es mag nur erreichbar sein, wenn dieses Primitive in Wirklichkeit der gesammelte und verdichtete Ausdruck des ganzen Könnens und der ganzen Seele des Künstlers ist wie bei einem Degas oder Cézanne. Und in diesem Sinne sind alle großen Künstler Primitive. Sie wirken mit dem knappsten Mittel, aber dieses Mittel löst ihre edelsten Tugenden aus und ist ihnen so natürlich wie eine ausgeschriebene Handschrift. Gallén aber nahm eine willkürliche Synthese in einem Augenblick, da seine Gaben ganz anderen Wegen zustrebten und achtete gering, wenn die erkorene Form seine schönsten Fähigkeiten wie mit dem Messer beschnitt. Was ihn bedroht, droht heute allen Temperamenten: die Gefahr, zu früh zu formulieren. Die Zeit schüttelt jeden Tag viele lockende Tatsachen vom Baume des Lebens, und der heiße Tatendrang hält sich an diese ersten Früchte, die den Boden bedecken und selten ganz gesund sind, anstatt die echten abzuwarten, die man behutsam selbst vom Baume pflückt. Gallén ist eine ähnliche Persönlichkeit wie der Schweizer Hodler, der vielleicht mit noch glänzenderen Fähigkeiten begabt, gegen sein Fleisch wütet. Hodler ist besser daran, weil seine Versuchung auf rein ästhetischem Gebiet bleibt, nicht von dem Patriotismus gestärkt wird, der Gallén bewußt oder unbewußt treibt. Bei dem Schweizer heißt die Losung Parallelismus, und er ruht nicht, bis seine Bilder nur diese Formel zeigen, auch wenn darüber kostbare „nicht parallele" Werte zum Teufel gehen. Sein Postulat ist aber in Wirklichkeit nichts als das uralte Hauptgesetz der Kunst, das immer nur von Mathematik handelt und das die holländischen Landschafter nicht weniger beherrschten als die Primitiven. Indem er diese Mathematik auf ein bestimmtes schematisches Verhältnis reduziert, das oberflächlicher Betrachtung als einzige Regel erscheint, verzichtet er auf unendliche Möglichkeiten seiner Macht und hindert durch Wissenschaft das höhere Wissen des Instinktes. Manche kleine Landschaft, in der Hodler sich gewähren läßt, — ich sah ein paar davon voriges Jahr in der Berliner Sezession — zeigen die außerordentlichen Fähigkeiten dieses Instinktes zur Genüge. So kommt auch bei Gallén der Wert seiner Art jenseits seiner Theorie zum Vorschein. Im Athenäum hängt

ein kleines Bildchen der Übergangszeit (wohl 1897), ein Mädchenkopf vor einer dunklen Wand, mit wunderschön durchleuchtetem Gesicht, das ganz natürlich in die Ferne schaut. Das gelb belichtete Haar fällt lose auf die Schultern und an der Stirn sitzt ein blaues Band, das reizend dazu steht. Auch das ist alles ganz einfach, aber es bekleidet den Vorwurf so vollkommen, daß alles Mehr zu viel wäre. Es ist ganz populäre Kunst, jeder Bauer kann das schön finden, und doch ist es nichts weniger als Bauernkunst. So weich sieht kein Bauer das Licht, und der Rhythmus, der in den gelben Haarwellen lebt, entfernt sich weit von den Zieraten ländlicher Schmuckstücke. Es ist auch keine Stilisierung, der man die Bewußtheit der Absicht deutlich anmerkt, und doch ein sehr schöner Stil, weil er das gebotene Material vollkommen zum Bilde zwingt. Die späteren Gemälde Galléns sind nur noch Stil, aber kein Material mehr. Sie wären besser in Mosaik ausgeführt. Das Malerische scheint wie ausgestorben. Barbarische, harte Farben bedecken die Fläche. In dem Bild „die Mutter Lemminkainens an der Leiche des Sohnes" aus dem Jahre 97 ist die Hauptfarbe ein brutal aufgestrichenes Blau-Schwarz, das sich mit nichts verbindet. Wohl fehlt es der Haltung der Mutter nicht an ergreifenden Momenten, und der fahle Leichnam in brennendem Orange macht erbauliche Seelen schaudern, aber diese Effekte drängen nicht zu der Harmonie des Kunstwerks, die alle Differenzen, alle Erregungen umschlingen muß, um dem Auge wertvoll zu werden. Wie eine ungestalte Ruine wirkt der große Reiter im sogenannten „Studentenhaus" von Helsingfors, den Gallén 1891 als Fresko malte. Er dachte vielleicht an das unsterbliche Bild im Pal. Pubblico von Siena, aber der Vergleich drückt ihn zu Boden. Das Königliche in dem Simone Martini war nicht mit einer freiwillig darbenden Seele zu geben. Der Moderne erscheint als Asket, der Sienese als freier Künstler. Manchmal glaubt man, nicht mal in der Kunst sei die Menschheit weit genug, um die Freiheit zu ertragen. Von den Akademikern hat man sich losgemacht, um noch schlimmere Fesseln, strengere Regeln, dunkler, gefährlicher als die alten, auf sich zu nehmen. Gallén erscheint wie der Kulturmensch, der sich aus wildem Ekel vor der Kultur in die Wildnis wühlt, um seine Vergangenheit zu vergessen. Und auch das ist, ach, so echt europäisch. In den Dekorationen des finnischen Pavillons der Pariser Weltausstellung wirkte die zügellos anarchistische Form wie der inartikulierte Schrei eines Menschen in höchster Bedrängnis. Man konnte den Aufschrei des geknechteten Volkes darin sehen, das nie das Sklaventum gekannt hat und dem das unverhoffte Schicksal den Geist verwirrt, und wer würde solchen Schmerzen gefühllos gegenüber bleiben. Doch wäre das kühlere, weniger dramatische und sicherere Erweisen einer gesetzmäßigen Eigenheit vielleicht wirkungsvoller. Die linde Hand der Muse wird Gallén aus der Wildnis, wo er sich jetzt versteckt, in lichtere Gefilde zurückgeleiten. Er ist noch jung, und seine beste Zeit steht vor ihm. Dieselbe Vehemenz, mit der er sich von der Kunst entfernte, wird ihn zu ihr zurück und dann vielleicht auf Höhen treiben, die er ohne die Irrungen seines Temperamentes nie erklommen hätte.

Gallén wohnt eine Tagereise von Helsingfors entfernt auf einem selbstgebauten

und geschmückten Sitz in der Einsamkeit und kommt nur selten in die Stadt. Jedesmal wenn er herkommt, gibt seine widerspruchsvolle, lodernde Art den stilleren Freunden lebendigen Ansporn und bringt Leben in die Sippe. Aber schon dieser Mangel an konstanten persönlichen Beziehungen zu dem Zentrum hindert ihn, zum Führer zu werden. Die anderen Finnen, so groß ihre Liebe zu ihm ist, teilen durchaus nicht blindlings seine Art. Järnefelt, um wenige Jahre älter als Gallén, war diesem anfangs der neunziger Jahre sehr ähnlich. Sein Bergfeuer „Sved" und Galléns Waldschmiede, beide im Museum, zeigen dieselbe naturalistische Note, nur schien schon damals Järnefelt zarter, lyrischer gestimmt. Seine Entwicklung hat sich denn auch in einer, immer das Diskrete suchenden Richtung vollzogen. Seine besten Dinge sind in Gouache, so das höchst einfache, distinguierte Porträt einer sitzenden Dame, von femininem Reiz. Er verschloß sich nicht der dekorativen Seite der neuen Kunst, aber suchte sie mehr in einer Vereinfachung der Pläne seiner Landschaften, einer flächigen, angenehm gestimmten Koloristik als in brüsken Linien. Seine balgenden Kinder im Museum, in einem zierlichen Rhythmus, geben sich so anspruchslos wie denkbar und verstehen doch zu gefallen. Deutlicher betont der Altersgenosse Galléns, Pekka Halonen, die auf Dekoration gerichtete Tendenz, sucht aber auch wie Järnefelt vom Naturstudium aus zu synthetischen Dingen zu kommen. Im Museum hängt von ihm außer einer hübschen Schnee-Skizze ein großes dekoratives Gemälde, „die Holzfäller", in angenehm grauem Fleischton, der durch die weißen Hemden erhellt wird und nur ein wenig zu willkürlich mit den Bäumen und dem Hintergrund kontrastiert. Das fällt auch bei Gebhard und überhaupt bei den Finnen auf: die Zeichnung macht ihnen keine Mühe, sie haben alle etwas zu sagen, und es gelingen ihnen erstaunlich komponierte Gruppen und Landschaften. Aber die Farbe entgeht ihnen. Sie wissen vom Kontinent ungefähr die Richtung, streben nach einfachen Kontrasten, aber haben keine geschulte Koloristik, zumal keine geschulte Tonmalerei. Hierbei mag ihnen die Natur des Landes von Nachteil sein, das beschränkte Licht, die einförmige Skala, der wenig bewegte Himmel, und man fühlt deutlich den Mangel an guten Vorbildern. Statt Menard, Simon, Cottet, Maufra usw. hätte die Galerie ein paar ganz sicherer Meister der Farbe bedurft, Signac zum Beispiel, dessen einfache Systematik hier Wunder tun könnte.

Von der jüngsten Generation aus den siebziger Jahren scheint mir K. M. Enckell viel zu versprechen, der auf der Pariser Weltausstellung am meisten überraschte. Er dürfte der kultivierteste Maler Finnlands sein. Man sieht seinen Sachen das Studium der alten Meister an, die er vielfach kopiert hat. Sein „Konzert" im Athenäum ist eine tonreiche geschmeidige Malerei von warmer dunkler Farbenstimmung. Seitdem hat er wie die anderen seine Palette gereinigt, wie das flotte Damenporträt unter dem „Konzert" zeigt, und ist schließlich auch zur Dekoration übergegangen. Die Halbrunddekoration in der Bibliothek von Helsingfors, ein Idyll mit zwei nackten Figuren, zeigt große Flächen in einfachen Farben, verliert aber den persönlichen Reichtum der Tafelbilder. Sobald sie Dekorationen machen,

sind sich alle Finnen auffallend ähnlich, und man könnte daraus bereits heute einen lokalen Stil ableiten, dem sich sogar Edelfelt anschließt. Es ist nicht leicht, die Panneaux, die den finnischen Pavillon in Paris schmückten und die jetzt im Museum hängen, nach den Autoren zu unterscheiden. Der Stil kommt dem Plakat zuweilen bedenklich nahe, aber erfreut durch frische Natürlichkeit. Der Bauernmaler Rissanen (geb. 1873) bereichert ihn mit kräftigen Linien. Er hat vor den anderen den großen Vorsprung einer primitiven Empfindung, der die synthetische Gestaltung natürlich ist, und spart daher den Umweg über den Naturalismus. Daher mag man über die Art der Leistung diskutieren, sie reich oder arm finden, aber es gibt kein zuviel oder zuwenig innerhalb der Leistung; sie ist durch und durch organisch wie die Malerei eines alten Westfalen. Auch von Hugo Simberg, aus demselben Jahrgang, sah ich ein sachliches Bild, eine alte Frau, 1898 datiert. E. Halonen, auch ein Bauernsohn, geb. 1875, überträgt den primitiven Stil auf die Plastik. Seine Holzschnitzereien aus dem Pavillon der Weltausstellung schmücken jetzt das Vestibül des Museums. Die Plastik steht in Finnland natürlich nicht annähernd auf der Höhe der Malerei. Die Werke der Älteren, Takanen und Runeberg, des Sohnes des Dichters, kommen nicht über die Langeweile hinaus, und die zweifelhafte Berühmtheit, deren sich heute der Pariser Finne Wallgren, der Botaniker des weiblichen Körpers, erfreut, ist wenig geeignet, die Eigenheit finnischen Wesens zu verbreiten.

agegen hat Finnland eine eigene Baukunst, und diese Frucht scheint mir die schönste des Landes. Sie ist ganz neuen Datums; Tikkanen, der verdiente Professor der Kunstgeschichte in Helsingfors, der mit reichem Wissen die lebendigste Liebe für die Jugend vereint, erwähnt in seinem Abriß über die Kunst in dem großen Werke „La Finlande au 19. siècle", das erschien, noch nichts von dieser Bewegung. Ihre Träger, blutjunge Leute, sind gleichzeitig die besten Träger der neuen finnischen Kultur. Man reagiert heute nicht mehr wie vor zehn Jahren auf jeden angenehmen Stuhl oder eine hübsche Tapete. Die Beweglichkeit unserer Landsleute in der Aneigung dieses wohlfeilen Gewerbe-Programms hat manchen von uns träge gemacht, und je feuriger die Fabrikanten das Non plus ultra ihrer Hauskünstler preisen, desto kühler wird es uns ums Herz, und ich sehe die Zeit, wo man sich alte Rokokostühle kauft, nur um nicht mit seinen Gästen über den modernen Stil diskutieren zu müssen. Die jungen Wiener haben alles, was hier zu tun ist, so endgültig getan, daß das Thema erschöpft scheint, und zuweilen meint man, die Architektur, wie sie heute zum praktischen Nutzen gebraucht wird, sei gar keine Kunst, nur Intellekt- und Geschmackssache, und ihr Beruf sei, zu generalisieren, gerade das Eigentümliche aufzuheben, das wir als Vorzug der anderen Künste preisen, um so natürlich und uninteressant und anständig zu werden wie unsere Kleidung. So scheint es, und es mag auch so sein, und das einzig Bedenkliche dabei bleibt nur die Zukunft der Monumentalarchitektur, sofern man sie nicht mit dem Berliner Reichshotelstil für erledigt hält. Dafür aber gerade wurde mir in Helsingfors willkommene Belehrung.

Der Vergleich der jungen Finnen mit den neuen Wienern bietet sich von selbst. Als ich die erste halbe Stunde mit Saarinen und seinen Freunden zusammensaß, hätte ich mir einbilden können, in dem gradlinigen Café bei der Wiener Sezession zu sitzen und mit Hoffmann und seinen Kollegen zu plaudern. Das ägyptisch Gradlinige fehlte, aber was tut die Form der Dinge bei solchen Eindrücken! Man trägt heute nur noch bei Hofe und auf hohen Bergen Nationalkostüme. Die Wiener waren die ersten, die als sie sich eine Eigenart zulegten, auf den alten Kleiderbrauch verzichten zu können glaubten und sich ohne Nationalkostüm behalfen oder wenn sie dergleichen trugen, recht nachlässig damit verfuhren. Schon lange vor ihnen gab es in Europa eine Republik von Leuten, die sich nicht an Kleidern sondern nur an Gedanken erkannten. Sie sind noch heute zu finden, ja es scheint, als ob ein neuer Aufschwung sie stärke und vermehre, und wo man sie trifft, fühlt man sich zu Hause. Nicht Wissen, auch nicht was man im allgemeinen unter Bildung versteht, wirkt als Erkennungszeichen; auch das gehört zum größten Teil noch zum Nationalkostüm. Eine höchst abstrakte Gesittung gibt das Band, ein Instinkt, der unter der Form, unter der Bildung steckt und dem das Wissen nur als Instrument dient, um sich auszusprechen. Als man in Berlin den „Pan" gründete, schwebte uns dunkel etwas dergleichen vor. Damals hörte ich zum erstenmal von Finnland. Ein Schriftsteller Hagelstam, der in Helsingfors eine Buchhandlung aufgemacht hatte, — er ist heute des Landes verwiesen — nahm mehr Exemplare als ganz Österreich-Ungarn und zahlte sie sogar. Damals waren die jungen Leute, mit denen ich jetzt zu Tische saß, noch auf der Schule. Aber sie wuchsen in diese noch dunkle Idee hinein, daß es gut sei, in ihrem fernen Erdenwinkel etwas von Europa zu gewinnen; nicht dieses oder jenes von draußen, sondern das Europäische. Ganz so ging es den jungen Wienern, die im Anfang alles mögliche aus den verschiedensten Teilen des Kontinents zu sich entboten, alles annahmen, alles wieder ablegten und nur dies eine behielten: das Europäische. Derselbe Vorgang, dieselben Menschen. Die Ähnlichkeit springt in die Augen und verblüfft; schließlich liegt Helsingfors nicht an der Donau. Dieselbe Sachlichkeit ohne alle Schikanen, der gesunde Menschenverstand, das Nüchterne, das in Berlin immer gleich zum Unteroffizier wird und in Wien liebenswürdig sein kann; der Takt in Worten und Taten. Der Unterschied wurde mir nach und nach klar; er ist physiologischer Art. Ältere Bekannte saßen bei uns, v. Knorring unter anderen, großer Musikkenner, früher einer der ersten Beamten des Landes; seitdem ihn der Staatsstreich um seine Stellung gebracht hat, ist er in einer Buchhandlung in Helsingfors tätig. Das erfuhr ich nebenbei, während er mir von Sibelius erzählte, dem Komponisten der Jugend. Als er aufstand, griff er nach zwei Krücken, und da merkte ich plötzlich, daß er nur ein Bein hatte. Das andere ist ihm bei einer Jagd abhanden gekommen. Auch das nur nebensächlich. Er war besser zu Fuß als mancher andere und trank mehr Punsch als ich mit sechs Beinen vermöchte. Durch ihn kam ich zu dem Professor Tikkanen, von dem ich schon erzählt habe, in dem ich nicht nur den Freund finnischer Kunst kennen lernte, sondern

einen der besten Spezialisten für byzantinische Mosaiken. Eines Abends war die Sitzung dank Torcello und Ravenna ein wenig lang geworden, und er hatte das letzte Schiff verpaßt, das nach seiner Insel, eine Stunde von Helsingfors, fuhr. Der Mann mit den Mosaiken ließ sich trotz Sturm und Regen und einer rabenhaften Finsternis nicht abhalten, einen Kahn zu chartern, um allein nach seiner Insel zu rudern und fand das ganz nebensächlich. — Mit einem Wort, robuste Menschen, aber nicht von jener Kraftmeierei, vor der man Unbehagen empfindet, keine Hünen wie die Helden Richard Wagners, denen man so unverhofft zuweilen auf deutschen Universitäten begegnet, sondern Leute von natürlicher Gymnastik, die der Charakter des Landes ganz von selbst verhindert, zu Bücherwürmern und Ästheten zu werden. Dieselbe Widerstandskraft zeigen sie auch in den Dingen der Kunst. Ihr Eklektizismus geht nicht über intellektuelle Beweggründe hinaus, ganz abgesehen davon, daß es ihnen unmöglich wäre, ihn wie etwa die Wiener zu befriedigen; und da sie tiefer reagieren, bedürfen sie nicht der vielen Wandlungen, um zu ihrer Norm zu gelangen. Diese Norm ist wie in Wien Komfort, Vernunft, Ökonomik. Die Formen sind zuweilen den Wienern so ähnlich, daß man an Beeinflussung glauben müßte, wenn die Entwicklung nicht so logisch wäre und nicht deutlich dasselbe Prinzip zeigte, das natürlich zu ähnlichen Folgerungen führen muß. Einen Vorsprung haben die Finnen, Vorsprung zweischneidiger Art, der in den Händen geringer Künstler leicht zum Nachteil werden könnte: das Agens ihrer politischen Bedrängnis. Die Ereignisse der letzten Jahre sind auch an der Architektur-Bewegung Finnlands stark beteiligt, denn wo könnte die Eigenart nationalen Geistes sinnfälliger gezeigt werden als im Heim des Bedrohten. Wie in der Malerei verlockte auch hier diese Tendenz zunächst zu einer übertriebenen Verwendung mehr oder weniger nationaler Ornamentik. So ging es in allen Ländern. Überall griff man, auch ohne die traurige Veranlassung, die in Finnland mitspielte, zum Archaismus, und es ist merkwürdig, daß man fast überall, zumal in den benachbarten skandinavischen Ländern, viel länger in diesem Stadium verweilte als in Helsingfors. Hier bleiben nur die Kleinen daran haften. Die Führer, die sich stark genug fühlen, auf die Mitwirkung entlehnter Äußerlichkeiten dunkler Herkunft zu verzichten und ihre Art in selbständiger Erfindung wohl geordneter Harmonien äußern zu können, sind heute schon von allem, was von weitem wie ein bestimmtes National-Kostüm aussieht, frei.

Ich nenne nur die drei besten: Saarinen, Gesellius und Lindgren. Sie haben sich gleich nachdem sie die Schule verlassen, zu einer Firma vereinigt, in der jedem von ihnen ein wohlgemessener Anteil zufällt. Der stärkste Produktive ist wohl der erstgenannte, ein Künstler von blendender Erfindungsgabe, der mit dem spröden, mit soviel Verstandesregeln belasteten Material instinktmäßig wie der Maler mit der Leinwand umgeht. Gesellius ist der Praktiker, der das Metier glänzend beherrscht und auf gewerbgerechte Wirkungen dringt, wohl auch der Kaufmann der drei. Lindgren endlich verbindet mit nicht geringen schöpferischen Eigenschaften einen feinen historischen Sinn, kennt besser als irgend einer im Lande die alte urfinnische Architektur, die Stein-

kirchen des XV., die hölzernen seit dem XVII. Jahrhundert, und weiß daraus Nutzen zu ziehen. Die drei haben in den wenigen Jahren schon eine stattliche Anzahl großer Gebäude geschaffen, sowohl Geschäftshäuser wie Mietshäuser. Unter ihrem Einflusse entsteht gegenwärtig in dem neuen Teile der Stadt ein ganzes Viertel durchaus modernen Gepräges und vor kurzem hat man ihnen den Bau des neuen Hauptbahnhofs in Helsingfors und den von Vyborg anvertraut. Gute Stadtbauten können immer nur eine höchst gemäßigte Kunst zeigen. Auch die drei Finnen beschränken sich auf gute Verhältnisse, Betonung der großen Fläche, Sorgfalt im Material, aber gelangen mit diesen einfachen Mitteln zu einem mir bisher unbekannten Aufwand von Würde und Anstand. Wenn es bei so jungen Menschen nicht so wenig glaubhaft klänge, könnte man in ihrer Art bereits eine neue Tradition erkennen, und diesem Eindruck kann man sich schlechterdings nicht entziehen, sobald man vor ihren Bauten auf dem Lande steht. Sie haben das Glück gehabt, ein paar große, freistehende Landhäuser bauen zu dürfen. Das größte ist das vor kurzem vollendete Schloß Merijoki eines Petersburger Fabrikanten, namens Neuscheller; nahe bei Vyborg, auf halbem Wege zwischen Helsingfors und der russischen Hauptstadt. Man kann sich ein modernes Kastell darunter denken, nur muß man alle Gedanken an alte Stilromantik und dergleichen aufgeben und sich vorstellen, daß Türme auch noch friedlichen und gleich praktischen Zwecken dienen und doch höchst stattlich und ernst aussehen können, daß man eine große Masse breit ins Land setzen und mit einer Mauer umgeben kann, ohne daß sie wie eine Ritterburg wirkt, ja so gut mit der Landschaft verbunden, daß das eine wie die natürlichste Ergänzung des anderen erscheint. Die Natur bei Vyborg ist ganz simpel, Felder, Wälder ohne Berge, ohne Seen, man könnte fast glauben, nicht weit von Berlin zu sein. Es ist durchaus kultiviertes Gelände. Dem schließt sich der weiße Bau mit den Dächern aus roten Ziegeln freundlich an. Auch er ist ganz einfach; nicht von der gemachten Einfachheit, die auf Bewohner aus den Kreuzzügen schließen läßt, auch nicht von der Koketterie mit übertriebener Bescheidenheit, die man zuweilen in englischen Landsitzen findet und die leicht bigott wirkt. Gar nicht kleinlich wie die englische Spielerei mit den Fenster- und Erkerfassaden; in ein paar großen Linien liegt der Bau breit und fest im Gelände. Hat man die Mauer umgangen und ist in dem grünen Hof, so lockt die geschmückte Tür unwiderstehlich die Stufen hinauf ins Haus, und hier hat man einen vollständig unerwarteten Eindruck. Eine riesige Halle. Der Eindruck ist durchaus palastartig. Man reckt sich unwillkürlich in die Höhe. Solche Dimensionen kennt unsere arme moderne Wohn-Kunst nicht mehr, und je kleiner der Raum, desto mehr Dinge stellen wir hinein und glauben ihn durch Füllsel zu vergrößern. Hier dagegen scheint alles die Glieder und den Geist zu größerer Freiheit zu heben. Das Auge genießt die Einheit. Überall stößt es auf große ruhige Flächen. Flächen, keine Linien; nichts Sonderliches, das man unbedingt näher sehen möchte, Ruhe und Größe. Die Eigenart der drei Künstler zielt auf die kostbarsten und kostspieligsten Reize ihrer Kunst. Sie will den Reich-

tum durch die Pracht der Pläne schaffen. Von jedem neuen Punkt der Diele gibt der Umblick neue Aussichten, sowohl in den Saal selbst wie in die zahlreichen Räume, die die Diele umlagern. Mehr als alle Ausstattung gibt dieser Überfluß an schönen Durchblicken den Wert. Die Reize der Ausstattung sind uns heute in allen erdenklichen Nüancen gewohnt. Sie mangeln auch hier nicht. Ein äußerst geschmackvolles Mobiliar, oft mit eingelegten Hölzern, immer glänzend gearbeitet, in Farben, die wiederum dem Ganzen ihre Harmonien unterordnen. Dafür hat sich der Gewerbkünstler Graf Sparre, der in Borgo moderne Werkstätten aller Art besitzt, in den Dienst der Dreie gestellt. Auch die moderne Dekoration der finnischen Maler kommt hier, besser als im Athenäum, zur Geltung. Engberg und Blemstedt, zwei der Jüngsten, haben ein paar Panneaux gemalt. Die mit Saarinen verheiratete Schwester von Gesellius hat hübsche Schmuckplastik beigetragen, Erik Ehrström sehr schöne Details in getriebener Bronze. Wie mir Saarinen erzählte, hat er für die Stuttgarter Zeitschrift „Moderne Bauformen" eine große Anzahl farbiger Perspektiven des Schlosses gezeichnet, die besser von der Fülle des Schönen zeugen werden als diese bilderarme Beschreibung.

Trotz des Reichtums in Merijoki steht mir fast das Haus, das die drei Künstler sich selbst gebaut haben, noch höher. Es liegt ganz in der Einsamkeit, ein paar Meilen von Helsingfors. Man fährt mit der Bahn bis Masaby und dann mit winzigen finnischen Trabern in das Land hinein. Es geht bergauf bergab auf halsbrecherischen Wegen durch die Wälder hindurch. Die Landschaft ist hier viel bewegter als im Osten. Nur vereinzelt liegen bebaute Felder zwischen ungeheuren Wäldern. Das Schloß der drei Freunde besetzt die höchste Stelle des Landes, die Spitze eines Waldbergs, hoch über dem kleinen See Hvitträsk. Sie mußten die felsige Spitze des Berges abtragen lassen, um die notwendige Fläche zu gewinnen, holzten in der Nähe einen Wald ab und bauten sich aus dem Stein und Holz des Bodens das geräumige, langgestreckte Heim. Die Beziehung zwischen Haus und Land, die ich schon in Merijoki bemerkte, hat hier ein geradezu dramatisches Gepräge. Der Stein des Bodens wächst zu dem Hause hinan. Zum Teil liegt es im Felsen. Sonst bilden ungeheure Quadern, willkürlich zusammengefügt und in weißem Putz verwachsen, die Basis. Darauf heben sich die breiten Wände aus Baumstämmen, wagerecht über einander geschichtet und an den Ecken wie die Finger gekreuzter Hände verbunden. Die Dächer der Breitseiten, der Loggia und Türme leuchten in roten Ziegeln. Die Lage ist einzig. Die ganze Breite geht nach innen auf einen sehr langen Hof, der jenseits von den geräumigen Stallungen und Wirtschaftsgebäuden begrenzt und, wo der aufsteigende Weg einmündet, von einem Torbau abgesperrt wird. Die ganze breite Außenfront geht auf den See. Die Fundamente liegen hier tiefer als im Hof. Der abgeflachte Platz gibt gerade Raum genug, um die imposante Fassade zu überblicken. Gleich daneben sinkt der Wald steil zum See hinab. Im Innern liegen die sehr geräumigen Wohnungen für die drei jungen Familien. Wir aßen in dem niedrigen Abteil eines Riesensaals, in dem die Freude des Künstlers lebte,

der hier mal ganz machen konnte, was ihm einfiel. Noch mehr als in Merijoki liegt hier der Reiz in den Maß-Differenzen der Zimmer, in den Profilen der Wände im Raum, in kubischen Wirkungen. Gar kein Schmuck als diese Monumentalität, gutes Material, bezauberndes Behagen. Trotzdem wir noch im August waren, wurde der Abend schon recht kühl. Man hatte in dem großen Saal den Kamin angesteckt, ein Rundbau, in den meine halbe Pariser Wohnung hineingegangen wäre. In dem Feuerraum loderten mannshohe Baumstämme. Sie belichteten das glänzende Braun der schlichten Ziegel des Kamins mit den Eisenringen, warfen ihren flackernden Schein in die großen Winkel des vieleckigen Saals, auf die verschieden erhöhten Plafonds. Drüben in dem kleinen Abteil mit der gewölbten Decke, auf dem langen Tisch, an dem wir gegessen hatten, brannten noch die Kerzen zwischen hohen silbernen Fruchtkörben und gaben der verschlungenen Malerei an der Decke phantastisches Leben. In dem tiefen Schatten der Räume hatte jeder von uns ein anderes Licht, es war fast, als leuchtete die Verschiedenheit der Seelen auf den Gesichtern. Die junge schöne Wirtin trat geschmeidig vom einen zum anderen und reichte den Kaffee. Wir sprachen von Finnland, von Kalevala, und noch mehr sprach man von Beardsley, von Maurice Denis, von Europa.

Kaum dürften viele Künstler heute so wohnen wie diese geknechteten Finnen. Es gibt Ateliers, in denen Millionen angehäuft sind, Künstlerhäuser, in denen Museumsschätze jeden Winkel verzieren. Ich kenne in unseren Tagen nichts Fürstlicheres als dieses finnische Schloß. Und daß hier einmal der Künstler das Gebaren der Herren annimmt, drängt den Neid gegen das Große zurück und hebt die Seele zur Mitfreude. Ob solches Gebaren Schlüsse auf die Zukunft des Volkes erlaubt, ob der Russe von dieser Gesittung betroffen, seinen Leuten Einhalt gebieten, ob die edelste Propaganda des waffenlosen Landes zur Erhebung führen wird, steht dahin. Jedenfalls können solche Menschen nicht erobert werden und es gibt für sie, sollte man meinen, keine politische Sklaverei, die sie nicht lachenden Blickes zu tragen vermöchten.





Glosse zur „Elga"/ von Alfred Kerr

I.



ch bin nicht schwerfällig genug, über eine schöne Skizze einen dozierenden Aufsatz zu machen. Aber der Unterschied zwischen dem Substrat und dem Bearbeiter ist doch so groß, daß der Blick daran hängen bleibt. Grillparzer gibt einen Stoff — und ein Andrer erkennt seine Melodie. Das ist das Merkwürdige. Grillparzer hat sie nicht. Bei ihm ist etwa der am schwersten geschlagene Mann redselig, tischt alles zwei Leuten auf und sagt von sich: „Ja, ja, bei dem alten Mönch rappelt's einmal wieder." Und so. Ich spreche nur von dem Ton. Oder Elga — auch sie ist ohne Melodie. Wenn sie etwan ihrem Manne sagt, der heimlich den Liebhaber im Turm hält: „durch das Gerücht mußte ich erfahren, wie eine verhüllte Gestalt, wahrscheinlich eine glücklichere Geliebte, dort abgesetzt ward, zu der du nun allnächtlich die Zärtlichkeit trägst, die Du an dem Altare mir zugeschworen." Dann heißt es: „Komm! wendete sie sich zu dem danebenstehenden Kinde, ... er hat andere Freuden kennen gelernt als in dem Kreise der Seinen!" Und so. Wem es nicht beschieden ist zu sehen, was Hauptmann hieraus gemacht, der lasse die Hand von der Kunst. Die Vorlage ist trockne Konvention der späteren Romantik. In Hauptmanns Werk ist ... Chopin. Wenn diese Elga nur ihrem Gatten sagt: „Ein kranker Mann, ein häßlicher Mann!" oder wenn sie zürnt: „die Mutter schläft und das Kind, was kommst Du ..." und so weiter; oder wenn sie vom Tod spricht: „Und weißt Du, was er mich lehrte, Mutter? Er lehrte mich lachen. Er lehrte mich auf eine ganz besondere Weise über vielerlei ernste Dinge des Lebens lachen." Es sind gleichgültige Worte, aber es kommt eine Melodie hinein, die nicht vergessen wird. Das Ganze bleibt fast ein Schulfall für die Erkenntnis: wie Übernommenes zum Leben erwacht unter der Hand eines Erleuchteten. Hauptmann hört die Melodie. Was er gibt, ist eine singende Tragik. Ein Lebetanz und Sterbetanz; vor allem die Musik einer Frau — der Gang, der Klang, die Weise einer holdesten Verbrecherin. Und jener Auftritt zu dreien, wo die Männer, der Beleidiger und der Beleidigte, immerhin wie das anständigere Prinzip in der Welt erscheinen, während die Frau, losgelöst von aller Sittlichkeit, als urtümliches Element der Lust zwischen ihnen steht, die Wangen heiß: diese kurze, tiefe Szene ist wie ein Symbol über dem Ganzen.

... Kann man ein Werk wie dies, das eine Bearbeitung ist, mit der Bearbeitung altenglischer Dramenstoffe vergleichen, die wir jüngst gesehen haben? Um keinen Preis. Das Unrecht wäre doppelt: so gegen jene Bearbeiter wie gegen Hauptmann. Man wird eine Skizze nicht gegen ein ausgeführtes Bild halten.

Aber beim ersten Griff den eigensten Ton für einen Stoff zu finden, wie durch ein Rätsel, dafür ist „Elga" ein merkwürdiges Beispiel.

2.



Sind die Leute bei uns nicht drollig? Ein Dichter schreibt einen Dramenentwurf, nach einer gegebenen Novelle, läßt ihn dann im Kasten liegen. Schreibt hierauf die Versunkene Glocke, Schluck und Jau, den Fuhrmann Henschel, den Michael Kramer, den Roten Hahn, den Armen Heinrich, Rose Bernd. Nach bald zehn Jahren veröffentlicht eine Zeitschrift jenen Entwurf, den er so damals in drei Tagen zu Papier gebracht, den er nie zu vollenden denkt, die Freunde bitten ihn, die sieben Szenen, so wie sie sind, aufs Theater zu geben. Der Entwurf ist ja nicht, wie Schluck und Jau, ein beinah durchgearbeitetes größeres Werk, das für die Darstellung etwas grausam verschnitten wird, — sondern in dem leichten, jagenden, aufleuchtenden, hinabschwebenden Zauber eines flüchtigen Nachtgesichts braucht gar nichts weiter fertig gemacht zu werden, um den sonderlichen Reiz des Erstrahlens und Dunkelns, süßen Wehens und bittren Verwehens, der reinen Liebesmagie zu bergen. Man spielt also die Skizze, sie übt eine köstliche Wirkung.

... Da bekommen die Leute Krämpfe, keifen, werfen die Glieder, machen aus diesem entzückenden Impromptu einen Kriminalfall. Ich rede nicht mal von den Schreibenden. Jeder Halbtrottel, der einen Parkettplatz bezahlt, spricht mit; das gehört zum Wesen der Schaubühne. Während die Guten, in diesem Fall die Leichtgeherzten, bewegt in ihrem Schönheitsgefühl das schmecken, was ein Dichter bester Werke in raschen Stunden hingeworfen hat, erbosen sich die Halbechten aus Gründen der Strenge.

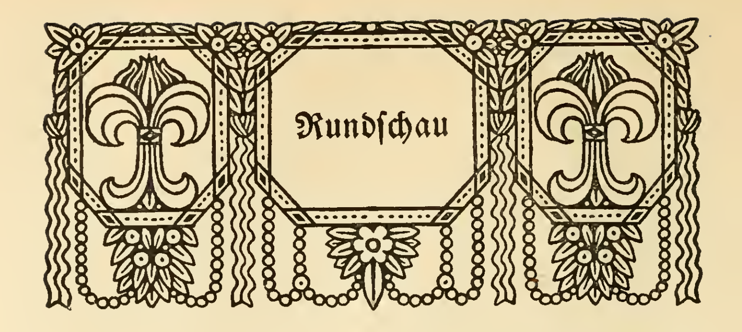
Sonst schreien sie: Hauptmanns Eigenart ist uns unangenehm! Diesmal schreien sie empört: wir vermissen seine Eigenart! Sonst rufen sie: das ewige Grau des Naturalismus! er hat keine satten Farben! Diesmal sind entzückende Farben da, es gibt keinen „Naturalismus", sondern alles ist leicht und skizzenhaft, wie Traumbilder jagend... Die Sippe hätte dem Hebbel streng verboten, wenn er noch lebte, etwa den Michel Angelo zu schreiben, mit den Knittelversen, wo am Schlusse der Papst zum Buonarrotti und zum Raffael meint: „Du schmückst mir in Sankt Peters Haus — die prächtigste Kapelle aus — und was ihr mit vereinter Kraft — dort Schönes und Erhabenes schafft — wird hehr sein wie der hehre Dom — und ewig wie das ewige Rom." Sie hätten geäußert: was fällt Ihnen ein? das ist, Herr Hebbel, nicht Ihre Eigenart! unterlassen sie das!

Wann wird die Eigenart eines Schriftstellers erkannt? Zu der Zeit, wo, nach Solon, erkannt wird, ob einer glücklich war. Nicht vor dem Tode.

Als ob die „seinem Wesen fremden Züge" nicht eben ein Zug des Wesens sein könnten.

Sind die Leute bei uns nicht drollig?





Trust und Streik

Der Riesenausstand der Bergarbeiter im Ruhrgebiet hat eine Frage zur praktischen Erprobung gebracht, die bisher in Deutschland nur spekulativ erörtert werden konnte: die Rückwirkung der Trustorganisation in der Industrie auf die Arbeiterkoalition und deren Waffe, den Streik. Ist die Kapitalistenverbindung, mit der es die Arbeiter direkt zu tun hatten — der Verein für bergbauliche Interessen im Oberbergamt Dortmund — auch formell kein Trust, so ist das hinter ihm stehende Kohlensyndikat mit seinem Kohlenkontor doch so fest gefügt, daß es sich materiell wenig von einem Trust unterscheidet. Das Syndikat repräsentiert 90 Prozent der Kohlenförderung des Ruhrgebiets, ein weit höherer Prozentsatz der Produktion, als ihn die berühmtesten der großen amerikanischen Trusts repräsentieren. Der große Stahltrust der Vereinigten Staaten kontrolliert keine 60 Prozent der Eisen- und Stahlproduktion der Union. Im Verhältnis zu ihm, wie überhaupt, stellt das westfälische Kohlensyndikat ein Monopol dar, wie es nur je eines gegeben hat. Es ist ein großer Trust von Kapitalisten und Kapitalverbindungen, der monopolistisch über einen der wichtigsten Bedarfsgegenstände der ganzen nationalen Wirtschaft verfügt.

Das kapitalistische Monopol betätigt sich nach zwei Seiten hin, gegenüber den Verbrauchern und gegenüber den Erzeugern des von ihm monopolisierten Artikels.

Den Verbrauchern diktiert das Monopol die Bezugsbedingungen, vor allem den Preis des Artikels. Es liegt in der Natur der Sache, daß es ihn so hoch stellen wird, wie nur irgend möglich.

Aber dieser Möglichkeit sind jeweilen stets bestimmte Grenzen gezogen, die sich aus der Höhe der Kosten für anderweitige Beschaffung des Artikels bezw., den Bedingungen seiner Ersetzbarkeit und Entbehrlichkeit ergeben. Es ist daher stets mit einer gewissen Skepsis aufzunehmen, wenn Monopolisten, um ihre Mäßigung bei Ansetzung der Preise zu beweisen, sich darauf berufen, daß sie dabei über eine bestimmte Höhe nicht hinausgegangen seien. Es ist keine Mäßigung, den Preis nicht so hoch gesetzt zu haben, wo er zu einer beträchtlichen Einschränkung des Verbrauchs hätte führen müssen. Von Mäßigung könnte hier erst dann die Rede sein, wenn, und in dem Maße wie der Preis unterhalb der Grenze gehalten wurde, bei deren Überschreiten das Monopol seinem eignen Zweck — Sicherstellung dauernder hoher Rentabilität des investierten Kapitals — zuwider gehandelt hätte.

Wenn zum Beispiel die Anwälte des Kohlensyndikats in der Kartellenquete und auch sonst darauf verwiesen und es ihm zum großen Verdienst angerechnet haben, daß es in der Zeit der höchsten Geschäftsblüte jenes sprunghafte und maßlose Aufschnellen des Kohlenpreises verhindert habe, das sonst in solchen Perioden sich einstellte, so bleibt zu untersuchen, wie hoch es sich durch dauernde, wenn auch weniger

exorbitante Preisaufschraubung dafür schadlos gehalten hat. Wird der Volkswirtschaft vom Monopol dauernd ein jährlicher Tribut von 10 Millionen X auferlegt, so hat das weit mehr zu sagen, als wenn ihr für eine kurze Zeit etwa 30 statt 60 Millionen abgepreßt wurden. Es ist eine sehr bedingte Wahrheit, daß jeder Mißbrauch des Monopols dem verbrauchenden Publikum gegenüber sein Korrektiv in sich trägt. Eine große, mit schweren Schädigungen verbundene Ausbeutung kann vor sich gehen, ehe jener Punkt erreicht ist, wo das Korrektiv sich von selbst einzustellen beginnt.

Dem wirklichen Produzenten, dem Arbeiter, gegenüber vermag das kapitalistische Monopol weit stärkeren Lohndruck auszuüben, wie die Koalition der im Konkurrenzkampf stehenden Unternehmer. Die Ausschaltung der Konkurrenz beraubt die Arbeiterklasse eines der wirksamsten Mittel, ihre Lage zu verbessern.

Es ist durch die Natur der kapitalistischen Wirtschaft bedingt, daß in ihr wohl der einzelne Arbeiter durch quantitativ oder qualitativ erhöhte Leistung sein Einkommen über das des Durchschnitts seiner Arbeitsgenossen erheben kann, daß aber durch Hebung der Durchschnittsleistung eine entsprechende Hebung des Durchschnittseinkommens von selbst oder mit Notwendigkeit nicht erzielt wird. Nicht als Individuen, sondern nur durch kollektives Vorgehen können die Arbeiter sich ein adäquates Steigen ihrer Löhne, eine proportionale Hebung ihres sozialen Ansehens erringen.

Das Organ dieses kollektiven Vorgehens ist die Gewerkschaft, ihre Waffe der Streik.

Von jeher hat die Ausbildung dieses Organs, der Gebrauch dieser Waffe von Seiten der Arbeiter zur Koalition des Unternehmertums geführt. Die gewerkschaftlich verbundenen Arbeiter sahen sich bald Unternehmerverbindungen gegenüber, die den gleichen, oft sogar noch einen größeren Prozentsatz des Gewerbes umfaßten, wie ihrerseits die Arbeiterverbindungen, und über bedeutend größere finanzielle Machtmittel verfügten, als diese.

Wenn trotzdem die Arbeiter mit diesen Verbindungen den Kampf aufnehmen, ihnen Zugeständnisse abringen konnten, so deshalb, weil die Unternehmer zwar als Käufer, bezw. Mieter der Arbeitskraft unter sich ein und dasselbe Interesse, als Verkäufer von Waren oder Diensten aber gegensätzliche oder divergierende Interessen haben. Es fanden sich immer Unternehmer, deren besondere Umstände sie geneigter machten, wenn nicht nötigten, mit den Arbeitern zu verhandeln. Je nachdem konnten die Arbeiter auch durch geschickte Taktik Unternehmerinteresse gegen Unternehmerinteresse ausspielen. Und schließlich führte und führt, wo diese Bedingungen noch bestehen, gerade die Tatsache des Konkurrenzkampfes, den sie unter sich zu führen haben, die Unternehmer oder einen entscheidenden Teil von ihnen dahin, sich wenigstens in bezug auf die Arbeitsbedingungen durch Tarif- usw. Verträge gegen Schmutzkonkurrenz sicher zustellen.

Auf diese Möglichkeiten, die namentlich in England freies Spiel hatten, stützen sich die Theorien, die in der Gewerkschaft das ausreichende, bezw. das entscheidende Organ der Arbeiterbefreiung erblicken. Die Gewerkschaft mußte bei solcher Sachlage zu immer größerer Macht gelangen und dahin kommen, neben oder mit dem Einkommen auch die rechtliche Lage ihrer Mitglieder immer mehr zu verbessern, ihnen immer größeres soziales Ansehen zu erkämpfen.

Der Trust entzieht jenen Theorien einen sehr wesentlichen Teil ihrer Grundlage. Das vertrustete oder trustartig syndizierte Unternehmertum hat dem Publikum gegenüber im Wesentlichen nur noch identische Interessen. Auf die eine oder andere Weise hat es die Konkurrenz unter sich aufgehoben oder auf ein Mindestmaß reduziert. Es kann also mit viel größerer Einheitlichkeit und viel länger der Arbeiterschaft Widerstand leisten, wie der Verband unter einander konkurrierender Unternehmer: wo der Trust besteht, ist auch der von den Arbeitern oft mit Erfolg angewandte partielle Streik ausgeschlossen. Es liegt in der Hand des Trusts, aus jedem örtlichen Streik einen Generalstreik zu machen.

Auf diese Weise vermag der Trust die Aufwärtsbewegung der Arbeiter, wenn nicht völlig zu hemmen, so doch ungemein zu verlangsamen. Er ist ein mächtiger Druckapparat, gegen den mit rein wirtschaftlichen Mitteln aufzukommen fast aussichtslos erscheint.

Je mehr sich der Trust ausbreitet, um so mehr werden daher die Streiks den Charakter öffentlicher Angelegenheiten annehmen. Virtuell war freilich auch bisher schon der Streik eine Angelegenheit der Allgemeinheit. Denn kein Glied des Wirtschaftskörpers führt ein so abgesondertes Leben, daß seine Bewegungen die andern Glieder nicht nachwirkend in Mitleidenschaft ziehen. Aber doch konnte der Streik in der Regel als ein Spezialkonflikt einzelner Berufsgruppen betrachtet werden, dessen Erledigung diesen zu überlassen war.

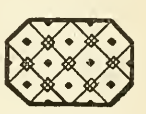
Beim Streik gegen den Trust hört der Konflikt auf, die Allgemeinheit nur indirekt zu berühren. Trust heißt Monopol, und an jedes Monopol knüpft sich direkt ein öffentliches Interesse, auch wenn das Monopol selbst der Privatausbeute überlassen ist. Luxusartikel, Waren, für die kein weitreichender Bedarf ist, werden nicht vertrustet. Der Trust hat seine Domäne in der Produktion der Roh- und Halbfabrikate, von denen große Industrien oder weite Konsumentenkreise abhängen. Da der Streik gegen den Trust mit Notwendigkeit Generalstreik wird, so zieht er mit derselben Notwendigkeit die weitesten Kreise in Mitleidenschaft, wächst er, sofern er überhaupt von Dauer ist, nach zwei Seiten hin zur Kalamität aus. Geschäftszweige, die das Fabrikat verbrauchen, und solche, die den Trust mit Vorfabrikaten usw. versorgen, werden mit lahm gelegt, die Einschränkungen, welche die streikenden Arbeiter sich auferlegen müssen, bewirken, weil es sich um große Arbeitermassen handelt, Notlage der Geschäfte, die diese Arbeiter mit Konsumartikeln versorgen.

Es ist als eine der größten Errungenschaften der modernen Verkehrswirtschaft bezeichnet worden, daß sie den Hungersnöten ein Ende gemacht hat, unter denen auf früheren Wirtschaftsstufen die Menschen so schwer zu leiden hatten. In der Tat gleichen die modernen Verkehrsmittel die Ernteunterschiede der verschiedenen Länder und Erdteile so sehr aus, daß die Hungerpreise früherer Epochen heute unbekannt sind. Nur wo die Eisenbahn nicht hingelangt oder wo eine verrottete Verwaltung die modernen Abhilfemittel nicht zur Wirksamkeit kommen läßt, hat Mißernte Hungersnot zur Folge.

Unter der Herrschaft der Trusts würden, wenn die Arbeiter auf ihre eignen, rein wirtschaftlichen Waffen angewiesen blieben, von neuem Epochen gewaltiger totaler Notstände über die Menschheit hereinbrechen. Denn die Arbeiter können und dürfen auf den Widerstand gegen die lohndrückenden Tendenzen der Trusts nicht verzichten.

Der Kampf der Arbeiter mit den unter einander konkurrierenden Unternehmern hatte die Tendenz, die reine Kapitalrente zu reduzieren, bezw. zu eliminieren. Den Unternehmergewinn aufzuheben liegt dagegen nicht in der Tendenz der Gewerkschaft, ist nicht ihre Aufgabe. Der Trust seinerseits aber hat die Tendenz, außer dem Unternehmerprofit auch die Kapitalrente zu konservieren. Er erhält und vermehrt soziale Parasiten auf Kosten der arbeitenden Klassen, erhält und vermehrt damit soziale Abhängigkeit und Knechtschaftsverhältnisse. Er hemmt die Aufwärtsbewegung der Arbeiterklasse, die Grundbedingung alles sozialen Fortschritts. Es ist aus allen diesen Gründen ein Gebot für den sozialen Fortschritt, ein bedeutsames öffentliches Interesse, den Arbeitern im Kampf gegen den Trust in jeder Weise Beistand zu leisten.

Eduard Bernstein



Ballade*

> Wir Toten, wir Toten sind größere Heere
> Als ihr auf der Erde, als ihr auf dem Meere.
> C. F. Meyer.

In einem nordischen Blockhaus auf felsiger Einöde an einer mächtigen Feuerstätte sollte man Selma Lagerlöfs neue Erzählung hören: Draußen die fahlgelbe Nacht, im Raum schwebendes Dunkel,

* Selma Lagerlöf: Herrn Arnes Schatz. München, Albert Langen.

und in der klaffenden Wandhöhle rotzüngelnd über knisterndem und krachendem Holzstoß die Flammenlohe. Zusammenfließen und Gleiten und Lösen von Riesenschatten; Phantome aufflackernd und versinkend in brunnentiefe Finsternis, und schriller Vogelschrei von draußen wie Armer-Seelen Weblaut ...

Aus dem schwebenden Dunkel heraus müßte die Geschichte und Gestalt tauchen von Herrn Arnes Schatz.

Die Geschichte von den drei schottischen Soldaten, die wie Wölfe vermummt den Mordbrand in den Pfarrhof von Solberga tragen, und die dann heimgesucht werden von den Toten, daß ihnen Leben und Blut erstarrt, gleich dem Wintereis, mit dem Gott die Pforten des Meeres verschließt und den Mördern den freien Ausgang sperrt.

Dem Stoff nach eine Erzählung von Schuld und Sühne mit der himmlischen Gerechtigkeit im Hintergrund, voll Parabel-Moralität und etwas bänkelsanghaft in dem Motiv, daß der eine Mörder sich ohne es zu wissen in das überlebende aus dem Blutbad gerettete Jungfräulein verliebt und daß diese Liebe ihm und den Seinigen den Untergang bringt.

Aber nicht Parabel und nicht Bänkelsang wird dieser Stoff im Ton der Selma Lagerlöf, zu einer Ballade von tiefem Klange wächst er in Höhen und Tiefen. Urvorstellungen eines Volkes, dessen Phantasie in langen seltsamen Nächten die Gesichte einer Riesennatur voll Einsamkeit und fernen Dämmerungen eingesogen, ballen sich in dieser einzigen Dichterin, und die Augen, die uns schauen lassen und die Stimme, die mit bald nahem bald weitem Klang, mit abgerissenem Laut, mit bangem Flüstern und mit dies irae Zorn-Geläute die Seele zittern macht, sie haben ihre mythischen Kräfte aus eddischen Welteschen-Wurzeln in fieberhafter Stunde getrunken. Hier ist altepische Volksdichtung in großer freier Selbstverständlichkeit neu geworden.

In den Märchen von Verwunschenen wirkt magische Macht durch leise Berührung, Verwandlung und Erweckung aus Totenschlaf, solche Mächte leben auch in den Volksliedern: ein Klang, ein Wort weht uns an und bringt alle inneren Sinne zum Schwingen. Ein Saitengriff schafft innere Symphonien.

Wenn man mit dem Klang der Lagerlöfschen Erzählung im Ohr das Buch der Volkslieder von Herder sich nimmt, so fühlt man in den hellsichtigen Deutungen, die der Dichter von diesem Wesen gibt, auch die Deutung der Lagerlöfschen Kunstmittel.

Alles tritt szenisch, dramatisch auf, es wird gemalt und nicht erzählt; Sprünge und kühne Würfe, scheinbare Unverbundenheit der Strophen spannen die Aufmerksamkeit; federnd schnellt sich ein Eindruck zum andern und die Spannkraft ist so stark, daß in Herzschlags-Schnelle die Phantasie die Lücken zwischen den Strophen sich selbst ausfüllt.

Mit instinktiver Sicherheit, wie sie die Kunstdichtung nur in glücklichsten Stunden erreicht, spielen die Volkslieder auf Seelen und Nerven und entfesseln geheimes schlummerndes Vorstellungsleben. Elementarer Ursprungsatem ist in ihnen aufbewahrt, sie sind, wie Herder sagt, „Resultat des Volksglaubens, seiner sinnlichen Anschauungen, Kräfte und Triebe, wo man träumt, weil man nicht weiß, glaubt weil man nicht sieht, und mit der ganzen unzerteilten und ungebildeten Seele wirket."

Alles das trifft auf die Geschichte von Herrn Arnes Schatz zu und zwei Herderworte bleiben noch besonders gegenwärtig, die Worte vom „Mord und Nachtklang" und von „Kainsstirn und Unruh", die er über die schottischen Lieder von der Judentochter und von Edward schrieb.

Mord und Nachtklang ist über dem Bild der großen Halle auf Solberga.

An langer schwerer Tafel der Pfarrer mit den Seinen beim patriarchalischen Mahl. Durch schweigende Stille plötzlich das klagende Fragen der Uralten: „Warum schleifen sie lange Messer auf Branehög?" ...

Und das Graun weht durch den Raum, von einem zum andern und die Angst setzt sich mitten unter sie.

Und noch einmal sagt die alte Frau: „Könnt ihr nicht hören, wie es scharrt und kratzt, könnt ihr nicht hören, wie es zischt und knirrscht?"

Und so kommen alle Momente der Erzählung in Bildern, deren Atmosphäre man körperlich empfindet.

Ein Mittel wird dabei noch wirksam; Selma

Lagerlöf läßt die Bilder, die sie gibt, noch in einem Medium sich spiegeln. Wir sehen die Bilder nicht nur, sondern wir empfangen auch gleich mit ihnen den Übermachtseindruck, den sie auf die Erlebenden machen.

Ein Mensch voll Einfalt, ein geistig Armer, ein demütig Gläubiger wird als ein solches Medium verwandt. Ein landfahrender Fischverkäufer ist das, der durch weite gähnende Einsamkeiten fährt und aus Furcht vor der Stille mit seinem Hunde Zwiesprache hält, wie mit einem Gefährten.

Die Landschaft ist voll Schauern, eine weite Ebene, nach der Landseite breite Höhen, nach dem Meer runde nackte Felsenklippen.

Wie in einer Kubinschen Zeichnung voll Alpdruck, tauchen aus Einsamkeit und Dunkel gespensterstarrer Bangnis, Ungeheuer und Trolle von den dunklen Wäldern und öden Felsenklippen; und der Mensch und das Tier auf dem Schlitten sind in dieser Öde nichts weiter als zitternde bedrängte Kreaturen, die ein Unheil wittern, ohne helfen zu können.

Der Tod geht um ... Mord und Nachtklang.

Wie Strophen reihen sich die Kapitel aneinander. Ein jedes mit neuem Ton anhebend, nur durch die Untermelodie verbunden. Und diese Untermelodie ist wie ein Nornenraunen, voll düsterer unabwendbarer Gewalt. Der Chor der Toten, den Conrad Ferdinand Meyer dumpf reden heißt:

> Wir Toten, wir Toten sind größere Heere
> Als ihr auf der Erde, als ihr auf dem Meere

er wird hier allgegenwärtig. Aus dem Schattenreich strecken sich ruhlose Rächerarme in das Leben.

Das Leben spielt auf den besonnten Brücken, am Hafen, wo die breiten Schiffe liegen, wo die fremden Krieger auf und ab gehen, müßig, auf günstigen Wind zur Heimkehr nach Schottland wartend, und wo an den Fischständen Elsalill, das blonde dem Blutbad auf Solberga entronnene Jungfräulein mit den Fischerfrauen Aschenbrödelarbeit verrichtet.

Und eines Tages, gerade als sie von der Schreckensnacht erzählt, fällt ein schwarzer Schatten auf den Tisch und vor ihr stehen drei Schotten und hören ihr zu. Und während sie von Mord und Blut spricht stehen, die drei vor ihr still. Sie tauschen keinen Blick miteinander, aber ihre Ohren werden gleichsam lang vom Horchen, und ihre Augen funkeln und zuweilen öffnen sich ihre Lippen, daß die Zahnreihen hervorleuchten. Und als sie gingen, da lachten sie aus vollem Halse.

Und nun spinnen sich, märchenhaft und dabei voll zwingender Wirklichkeit die Schicksalsfäden. Elsalill wird, wollend und widerstrebend zugleich, das Werkzeug der Toten, wie ein Schatten geht die Gestalt ihrer erstochenen Milchschwester neben ihr, lenkt ihre Schritte, führt ihren Arm, bis daß Elsalill in schweren Seelennöten, von Liebe und Abscheu zwiespältig zerrissen, Sir Archie, den obersten der Schotten und seine Genossen in das Netz führt.

Wie sich das begibt, das ist ganz in jenem Volksliederstil. Es ist Bild und Szene, Klang und Rhythmus.

Eindrucksvolle Wiederholungen dienen als schwere wuchtige Gefühls-Akzente.

Elsalill sagt von den Mördern:

Ich wollte, daß sie lebten, damit ich sie ausfindig machen und greifen könnte ...

Ich wollte, daß sie lebten, damit ich ihnen das Herz aus der Brust reißen könnte ...

Ich wollte, daß sie lebten, damit ich ihren Leib in vier Teile zerstückelt auf das Rad geflochten sähe ...

Und jener letzte, vom Verderben klirrende Dialog im Ratskeller, als die Mörder verraten sind, und Elsalill in Zittern nun doch noch den retten will, den sie liebt:

Sir Archie, hört Ihr nicht, wie die Gewappneten die Treppen hinuntersteigen?

Sir Archie, seht Ihr nicht, wie sie dort oben beim Schanktisch mit der Wirtin sprechen?

Und der letzte Takt, wie ein Donnerschlag:

Sir Archie, hört Ihr nicht, daß die Männer fragen, ob Herrn Arnes Mörder hier im Saale sind?

Und danach ein Bild von der Wucht eines Nibelungen-Finales, wie Sir Archie Elsalill mit beiden Händen ergreift, sie wie einen Schild erhebt und mit ihr über die Treppen durch die Reihen der Gewaffneten, durch die Hecken der langen Spieße hindurchstürmt, und ihr Leib schützt ihn besser als der prächtigste Harnisch. Aber Elsalill in bitterer Verzweiflung, greift nach einer der Lanzenspitzen und führt sie sich ins Herz.

Sir Archie trägt eine Leiche im Arm, als

er mit den beiden Gefährten über das Eis wandert zu den Schiffen; mit der Leiche hält er seltsame Zwiesprache, die anderen verstehen ihn nicht. Als er aber Sir Reginald — der Sturm hatte Elsalills Mantel losgerissen und ließ ihn flattern wie eine Fahne — bittet:

„Willst du mir einen Augenblick helfen, Elsalill zu tragen, damit ich den Mantel um sie legen kann", und der andere sie empfängt, da geht ein Frost über sie alle, und atemstockend, tonlos verklingt die Strophe:

„Ich wußte nicht, daß Elsalill tot ist."
Und nicht die letzte Steigerung ist das. Das Volkslied wächst zum gewaltigen Naturmythus. Der Fluch hat auf dem Meere gelegen, Toten- und Eisesstarre, seine Pforten waren verschlossen. Jetzt ist die Sühne nah und eine Erlösung weht mit Frühlingswind über die See.

Als die Mörder gefangen sind, hebt wie Glockenklang und Kanonendonner klirrender Eisgang an, Brausen des offenen Meeres, freier Wellen Gesang wogt in unendlicher Melodie.

Südwärts treiben die Eisschollen, in der Morgensonne blinken sie weiß wie Silber, und zuweilen leuchten sie rot, als wären sie mit Rosen bestreut.

Und durch den zischenden Sturm ertönen laute Rufe, wie singende Stimmen und schmetternde Fanfaren. Ein langer Zug von Schwänen fliegt von Süden her.

Die Mörder sind den Richtern überantwortet, die tote Elsalill aber liegt noch auf dem Schiff, das die Drei fortführen und retten sollte.

Als es dämmert, naht da ein Zug von Schatten, an der Spitze zwei Priester im Mantel und Kragen, hinter ihnen ein paar alte Männer, die eine Bahre tragen, und zuletzt eine alte, alte Frau, die von zwei Dienerinnen gestützt wird.

Sie gleichen der Tafelrunde im Pfarrhofe von Solberga: Herr Arne kommt mit den Seinen, Elsalill heimzuholen zur Ruhe . . .

Wir Toten, wir Toten sind größere Heere
Als ihr auf der Erde, als ihr auf dem Meere . .

F. P.



Sonnen und Sonnenstäubchen*

Was wissen wir von der Literatur, in der wir stehen? Weniger noch, als wir in unsern bescheidensten Augenblicken mutmaßen zu dürfen glauben; sehr viel weniger. Doch hab ich die Empfindung: gelangt eine Neuromantik, die mehr ist als ein ästhetelndes Nachahmen, zu Blüte und Entfaltung, so darf man Wilhelm Bölsche zu ihren Lebensweckern zählen.

Man denkt an Novalis. Ganz so leidenschaftlich wie bei dem seraphischen Freunde ist bei Bölsche das Einheitssuchen. Auch er verliert seine Seele an das All, bedingungsloser, als er wohl selbst zu tun wähnt. Auch seinem träumerischen Suchen sind keine Grenzen gesetzt, und er nimmt Flügel der Morgenröte den Andromeda-Nebel zu durchstreifen. Er spinnt das Märchen von der Tiefsee und dringt in die Höhlen im Erdinnern ein, und das alles, damit ihm der alte Einsiedler dort unten, das Riesenfaultierskelett, von der gesetzlichen, einheitlichen Entwicklung berichte, dieser Folgerichtigkeit und Stetigkeit, die ihm der Wunder größtes ist. Man denkt an Novalis, und man empfindet den Unterschied. Es öffnen sich Wege, die zu einer Neuromantik, die mehr und etwas anderes ist als eine Wiederholung der alten, führen. Keineswegs erhebt sich die Spekulation hier selbstherrlich über die Forschung; im Gegenteil; der exakten Erkenntnis ist zunächst das Wort geliehen, ihre Resultate werden gebucht, und aus ihrem Material wird der Tempel errichtet. Die Steine sind gegeben und liegen für jeden zur Hand; daß es ein Tempel wird und nicht ein Schulhaus, ist einzig Bölsches seelischer Stimmung zu danken.

Darum kann man von Neuromantik reden: weil es die Forschung unsrer Tage ist, die hier zu neuen Ausblicken führt; weil sich in durchaus moderner Darstellung das Naturbild zeichnet; — und nur die Sehnsucht der Alleinheit ist die alte, romantische geblieben.

Bölsche ist durchaus wissenschaftlich. Freilich, er steht der Forschung in seiner Weise

* Von Sonnen und Sonnenstäubchen. Kosmische Wanderungen von Wilhelm Bölsche. Volksausgabe. Berlin 1904. Georg Bondi.

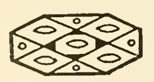
souverän gegenüber, und hat seine Freude an ihren Irrungen, ganz so wie an ihren Errungenschaften. Mit Vorliebe führt er immer wieder durch abgelebte, wieder auferstandene und von neuem überwundene Theorien: so gewinnt er die Spannung für seinen großen Roman, dessen letztes Kapitel „Osterglaube" heißt.

Bölsche steht der Wissenschaft gerade soweit souverän gegenüber, wie es für ihn als Künstler notwendig ist. Und er ist Künstler! Seine Sehnsucht, dies leidenschaftliche, innere Miterleben des Naturwollens, dies Sichversenken in das organische Wachstum von Jahrmillionen ist künstlerisch. Auch kann nur ein Künstler so tief religiös empfinden, wie es der religionslose Bölsche tut.

Er hat auch die Hand des Künstlers. Es ist etwas wundervoll Anschauliches um seine Darstellung. Ob er zu dem Mikroskop in seinem Arbeitszimmer — in der Ecke steht ausgestopft ein Schnabeltier — führt, oder zum Gang um seinen lieben Friedrichshagner See ladet; ob er das erste Auftauchen der Milchstraßensterne über dem Kamm des Riesengebirges schildert, oder ein Stück Ozeanboden beschreibt: alles ersteht klar und greifbar vor Augen, man fühlt sich in seinem Universum daheim. Zu aller Intimität aber ist seiner Phantasie — eine heut so seltene Erscheinung! — ein Zug ins Große gegeben. Wie er die drei Riesen beschwört, — der eine rollt Eisblöcke; der andere pustet Sand; der dritte häuft Urwaldstämme —, die deutsche Landschaft aufzuerbauen, das hat, man vergönne die Übertreibung, etwas Orpheisches. Bölsche besitzt auch, wo es Not tut, den Mut zum Pathos, er hat immer die Freude an der Koloristik der Darstellung, — wenn irgendwo sind hier lebenskräftige Ansätze zu einer Neuromantik.

Es werden viel Wege gebaut, die der Verkehr doch nicht einschlägt. Ähnlich mag es auch hier sich fügen. Wer aber will uns verargen, wenn wenigstens unsere Hoffnung mit Bölsche diese Straße zieht?

E. H.



Der gute alte Heilige

„So!" sagte der alte Heilige, „jetzt habe ich genug gepredigt, jetzt will ich mich auf einer einsamen Insel zur Ruhe setzen, meinen Heiligenschein putzen und fromme Gedanken haben."

Gesagt, getan. Und nun saß er Jahr um Jahr am Meeresstrande und hatte immerzu fromme Gedanken.

Dazwischen stand er auf und aß ein paar Eier mit Salat. Der Salat wuchs um ihn herum und die Eier legten ihm die frommen Möwen.

Jeden Abend kamen die frommen Möwen in großen Schaaren angeflattert, und umschwebten ihn zwitschernd und lobpreisend, während die scheidende Sonne über das weite Meer herüber die letzten Strahlen sandte, die den Heiligenschein über dem alten, guten Gesicht erröten ließen.

Eines Abends fingen sie an, mit ihm zu reden, erst alle zusammen, so daß er nichts verstehen konnte, dann, nachdem er sie zur Ruhe verwiesen, sprach die älteste Möwe:

„Lieber, frommer Heiliger! Du weißt, wie wir dir jahraus, jahrein gedient haben und immer wieder frische Eier für dich gelegt, damit durch deine Frömmigkeit auch die unsere wachse und gedeihe. Nun ist ein großer Übelstand eingetreten, der uns verhindert, dir auch weiterhin zu dienen.

Siehe! die gottlosen Fische wollen sich gar nicht mehr von uns fangen und fressen lassen. Und, wenn man nicht frißt, kann man keine Eier legen. Deshalb bitten wir dich, sei doch so gut und steige ins Meer hinab und halte den Fischen eine von deinen schönen Predigten, damit sie wieder ihre Pflicht tun und sich von uns fressen lassen."

Der alte Heilige war es wohl zufrieden und schon am nächsten Morgen machte er sich reisefertig, putzte seinen Heiligenschein recht schön sauber und nahm auch seinen Regenschirm mit gegen das viele Wasser.

Ganz in Gedanken versunken immer seine Predigt lernend, war der alte Heilige auf dem Meeresboden angekommen.

„Aufgepaßt! mit eu'rer harten Schale," rief ihm plötzlich eine Meduse zu, an die er

mit dem Kopfe angestoßen war, ohne es zu merken.

Das schöne, bläulich durchscheinende zarte Wesen, das wie eine große Glocke, an der acht kleine Glöckchen hingen, vorsichtig einherschwebte, war ganz aus dem Takt gekommen, und das war sehr ärgerlich. Denn nur, wenn sie schön gleichmäßig läutend einherschwamm, kamen all die kleinen Krebschen angeschwommen, die sie zur Nahrung brauchte.

Die große Glocke machte ganz gleichmäßig und langsam: „Bum-bum!“ und die kleinen Glocken riefen dazwischen: „Bimmel-bammel, bimmel-bammel,“ so daß es klang, als wenn dort eine lustige Kirche wäre. Und wer würde nicht gern in eine lustige Kirche gehen, — denn in einer ernsten ist es so langweilig! So wenigstens dachten die kleinen, gottlosen Krebse, und deshalb wurden sie auch gefressen.

Das erschien selbst dem alten Heiligen anfangs ganz moralisch.

Als er aber die kleinen lustigen Krebse ansah, wie sie so wohlgemut im Wasser herumtanzten und Purzelbäume schlugen, da taten sie ihm wieder leid, weil sie so jung ihr Leben verlieren mußten. Er fragte sie, woher sie denn ihre Nahrung bekämen?

„Ach! — sagten sie, — wenn einer von uns alt und krank wird und keine rechte Freude mehr am Leben hat, dann fressen wir ihn einfach auf, auf daß er in uns wieder lustig werde.“

Das klang sehr schön, — war aber doch sehr sonderbar.

Aber der Heilige hatte doch versprochen, den Fischen eine Predigt zu halten, und so stieg er auf einen Felsblock, den er als Kanzel benutzen wollte. Aber vor Schmerz und Schreck wäre er beinahe rücklings hinuntergefallen. Denn ein langer spitzer Stachel hatte sich in seinen Fuß gebohrt.

„Wer bist du, Abscheulicher,“ rief er, „der du es wagst, einen Heiligen in den Fuß zu stechen?“

„Ich!“ rief ganz frech ein kleiner roter runder Seeigel, und stemmte sich auf seine langen Stachelbeine. „Ich steche jeden, der mir zu nahe kommt, denn die langen Stacheln hat mir der liebe Gott gegeben, damit ich die böse Welt von mir fern halte, während ich in frommer Stille meine Nahrung verzehre.“

Der Heilige bückte sich zu Boden, um den drolligen kleinen Kerl näher zu betrachten. Da gewahrte er, daß der ganze Boden wie ein wunderbares Blumenbeet farbig leuchtete.

Dicht gedrängt standen die schönsten Seelilien und Anemonen und ließen ihre langen weißen und roten Blätter im Wasser schaukeln. Aus ihren Kelchen strahlte ein sanftes Leuchten. Die Sonnenstrahlen, die sich bis hinab in diese Tiefe gewagt hatten, tanzten mit blauen Füßchen, wie Elflein, über den Wunderblumen dahin.

Der Heilige, der nie etwas so Schönes gesehen hatte, wollte eine der Blumen pflücken. Kaum hatte er sie aber mit einem Finger berührt, klapp! schlug die Blume zusammen; ihre Blätter rollten sich wie zähe Ranken um seinen Finger, und versuchten ihn in die Tiefe des Kelches zu ziehen. „Was willst du mit meinem Finger tun?“ rief der Heilige, halb belustigt, halb erschreckt.

„Fressen!“ antwortete die holde Blume.

„Geh, laß ihn ziehen,“ sagte ihre Nachbarin; „er ist ungenießbar.“

Darauf ward sein Finger wieder frei gegeben.

Nun war der alte fromme Heilige im Ernst böse geworden:

„Was! so schön seht ihr aus, und kaum nähert man sich, wollt ihr uns fressen! Das ist abscheulich.“

„Das ist gar nicht abscheulich,“ sagten die Blumen. „Jeder, der die Frechheit hat, in ein fremdes Heiligtum einzudringen, sollte, von Rechtswegen, so bestraft werden.“ —

Unterdessen hatten sich die Fische schaarenweise gesammelt, und der Heilige reckte und räusperte sich und begann seine erbauliche Predigt.

Er versuchte den Fischen die Lage der armen Möwen recht beweglich zu schildern, — er legte es ihnen an das Herz, doch nicht immer nur an sich zu denken, sondern auch den Anderen etwas zukommen zu lassen.

Sie sollten sich, als gute Christen, erweichen lassen, und wenn, hin und wieder, sich der Eine oder Andere von den Möwen fressen ließe, so wäre das ein wirklich gottwohlgefälliges Werk.

So stand der gute alte Heilige auf einem

Felsen auf dem Grunde des Meeres und sprach.

Der Widerschein der Wellen, der wie kleine leichte Lämmerwolken sanftleuchtend über den gelben Sand des Grundes lief, überwob den Heiligen mit einem lichten, lebendigen Mantel und ließ seinen Heiligenschein immer wieder aufleuchten und sich verdunkeln.

Der lange graue Bart wehte wie eine Wasserpflanze weit weg in den blauen Fluten; um ihn tummelten sich Krebse und Seeschmetterlinge und spielten in ihm Verstecken, da sie doch zu dumm waren, eine wirkliche Predigt zu begreifen.

Die Fische blieben ernst und stumm um ihn im Wasser stehen und glupten mit ihren großen runden Augen bald hierher, bald dorthin. Warum nicht auch? Sie hatten ja Zeit, und alle Tage passierte es auch nicht, daß ein richtiger alter Heiliger bis zu ihnen herabstieg, um zu predigen.

Als der alte Heilige sich ganz müde geredet hatte und endlich aufhörte, entstand eine lange Pause, bis endlich ein alter, dicker See-Bars ihm mit fetter Stimme antwortete, während er wohlgefällig seine großen Seitenschuppen in der Sonne glänzen ließ, so daß sie in allen Regenbogenfarben wie Edelsteine aufleuchteten:

„Mein guter Herr!“ sagte er, „Was Sie da sagen ist ja Alles schön und gut, aber warum sagen Sie das nicht den Möwen? Bisher hat sich, — so viel ich weiß, — noch keine Möwe von uns fressen lassen.

Und doch wäre das nur recht und billig, denn darüber kann doch gar kein Zweifel herrschen, daß der liebe Gott die Welt für die Fische und nicht für die Möwen geschaffen hat.“

„Vortrefflich, vortrefflich!“ murmelten die anderen Fische, und ohne ein Wort zu verlieren, schwammen sie langsam und selbstbewußt davon.

Etwas niedergedrückt über den Erfolg seiner Predigt stieg der gute alte Heilige wieder aus dem Wasser.

Die Möwen empfingen ihn mit großem Gekreisch:

„Wie war's, wie war's?“ Auf und ab tanzten sie, ihre weißen Schwingen leuchteten gelb auf vom Sonnengold gebadet, und ihre Brust strahlte wie Saphir vom Widerschein des Meeres.

Dazu plätscherten leise die Wellen ans Ufer, die Bäume rauschten und alles war in froher Erwartung: — „Wie war's, wie war's?“

„Ach!“ sagte der alte Heilige, nachdem er sich etwas verschnauft und seinen Heiligenschein abgetrocknet hatte, „Nichts war's. Sie wollen alle fressen, und keiner will sich fressen lassen! Und dabei behaupten sie auch noch im Recht zu sein.“

Er seufzte tief auf, denn es war ein trauriger Tag gewesen, und seinen Regenschirm hatte er auch noch unten vergessen!

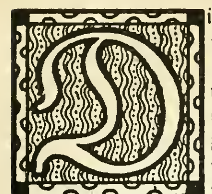
I. v. Uexküll



Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin W 35.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.



Adolf Menzel/ Briefe an den Doktor Puhlmann

ie nachfolgenden Briefe, die aus dem Besitz der R. Wagnerschen Kunst- und Verlagshandlung stammen, zeigen Menzel von einer Seite, die jedenfalls weiteren Kreisen nicht so bekannt sein dürfte. Wenn er uns gerade in der letzten Zeit immer wieder als der verschlossene, bis zur Unhöflichkeit kurz angebundene „Meister" gezeichnet wurde, so sehen wir ihn hier im vertrauten Freundesverkehr als heiteren und liebenswürdig-witzigen Kameraden. Dieser Unterschied rührt nicht etwa nur von der Altersdifferenz her, sondern zeugt doch auch für eine Verkennung seines ganzen Wesens: der Mensch und der Künstler lassen sich bei Menzel so wenig wie bei anderen trennen, und in dem witzigen, erfindungsreichen Illustrator des Rokoko — man denke, um nur ein Beispiel zu nennen, an den Rahmen zum Bild der Marquise von Pompadour — wird man den Schreiber dieser Briefe wiedererkennen, der auch der gleichgültigsten Mitteilung durch einen Scherz einen besonderen Charakter gibt. Es werfen diese Briefe gleichzeitig helle Schlaglichter auf das bürgerliche Berlin um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Es ist ein ganz eigenartiges Bild, das sich uns in dem Verkehr zwischen dem aufstrebenden Maler in Berlin und dem Regimentsarzt in Potsdam enthüllt: ein bescheidenes Leben, in dem auch kleine Ereignisse sehr gewichtig erscheinen; Vergnügungen, die uns wohl dürftig vorkommen mögen, die aber durch einen fröhlichen Humor und eine rührende Art der Verinnerlichung geadelt werden.

Man erfährt aus den Briefen mancherlei biographische Details für das Leben des Künstlers; am interessantesten ist wohl, daß er im Jahre 66 auf den Kriegsschauplatz gereist ist, um die Szenen aus dem Kriegsleben in sich aufzunehmen, die für ihn eine ganz besondere Bedeutung haben mußten. Es scheint nicht, daß man das bisher gewußt habe, wie auch Menzel selbst in keinem größeren Bilde seine Eindrücke fixiert hat.

Es erübrigt sich über die einzelnen in der Korrespondenz genannten Persönlichkeiten Biographisches mitzuteilen; alles, was zu dem inneren Verständnis der Briefe nötig ist, ergibt sich aus ihnen selbst. Der Dr. Puhlmann ist durch das köstliche Aquarell Menzels bekannt, in dem man den jovialen alten Herrn sieht, der ohne viel Kunstverständnis zu besitzen doch für den jüngeren Freund ein warmes Interesse hegte. Albert Elkan.

Verehrter Herr Doctor, Berlin d. 8. Decb. 1837.

Als schuldige Antwort auf Ihre liebevolle und mir so schmeichelhafte Einladung thut es mir leid, daß es mir wegen einiger abzuthuenden fremden Dinge, die noch bei mir liegen, nicht möglich ist, meine Ankunft vor morgen Nachmittag zu bestimmen. ich muß mirs demnach Gefallen lassen, die Freude des Zusammenseins mit Ihnen auf den Abend und den Sonntag zu beschränken. Bis wir uns wiedersehn, worauf ich mich so freue nehmen meine herzlichsten Grüße an Sie, Ihre liebe Familie und Her: Bruder, und verharre

Ihr aufrichtiger Menzel.

C. Schulz der in meiner Gegenwart Ihren Brief erhielt, sagte er werde auch erscheinen.

Nebelgrund d. 8. Dec: 1840.

Ohnerhörtester und Durchlauchtigster Freund und Dr:

ich bin noch gar nicht wieder bei mir, wenn meine Besinnung wird wieder durch Rindsmagen und Lavendelgeist hindurchgedrungen sein, so will ich Ihnen meine Empfindungen ordentlich nach der Reihe schildern, wie das einem empfindsamen und ordnungsliebenden Gemüthe zukömmt.

ich finde es ausnehmend liebenswürdig von Ihnen und Ihrer lieben Frau, daß Sie uns Ihre Frau Schwiegermutter und Sophiechen haben verabfolgen lassen, aber vor 6 Uhr schon wieder fortfliegen, davon kann doch natürlich nichts werden, das ist ja kaum, daß man sich ansieht! ich habe daher Namens der Frau Bauräthin den Puck oder Droll, oder Ariel derselben um 10 Uhr auf den Bahnhof zu Potsdam zu beordern, um Ihrer Rückkunft daselbst gewärtig zu sein, versteht sich von selbst, mit Hausschlüssel und Blendlaterne bewaffnet. Jetzt habe ich nur noch, wie viel 10000 Grüße können Sie selbst denken, an Sie, Ihre liebe Frau und Alle von mir und Allen auszurichten, Also Adieu, Ihr für Sie

schwärmender Alf.

Verehrter und lieber Freund! Berlin d. 15. Dec. 1840.

Was mag wohl meine, wie es mir scheint, in der Havel infrustierte Schwester machen? Jede über den Damm rumpelnde Milchkarre und Droschke lockt mich von der Arbeit weg ans Fenster, in dem bis jetzt immer betrüglichen Wahne: Sie ists! Sie ists!!!

Wenn ich die mir hieraus erwachsende Zeitversäumnis, und den sonstigen Ruin an Pantoffelsohlen, Ellenbogen und Wieder-Losreißen meiner Nasenspitze von der damascirten Fensterscheibe, das fressende Gefühl getäuschter Hoffnung, veranschlüge ich das Alles, selbst der Staat würds nicht gut thun.

Da sie nun, wie ich mir schmeichle, mein Freund sind, und schon in der Capitulation der Freundschaft ausdrücklich gegenseitige Verwarungung und Beschirmung vor geistlichen und leiblichen Schäden accordiert ist, so hoffe und bitte ich von Ihnen, mich vor obgemeldeten Verlüsten durch baldmöglichste gütige Weg- und Ausräumung der Ursach derselben verwahren zu wollen; und sie in die Hörweite meiner Ohren gefälligst zu lassen.

Namens meiner und meiner Mutter sage ich Ihnen und Ihrer lieben Familie vielen herzlichen Dank Ich würde meine Schwester auch grüßen lassen, aber für die kurze Zeit, binnen der ich sie zu sehen hoffe, lohnts eigentlich nicht. Mit größter Hochachtung bin ich dagegen der Ihrige Menzel.

Geehrtester Freund! Berlin d. 18. Dec. 1840.

Sehr betroffen über die Ihnen und den lieben Ihrigen zugestoßenen Krankheitsleiden, unterlasse ich nicht, Namens meiner und der Mutter Ihnen meine herzlichste innigste Theilnahme auszudrücken.

Zugleich kann ich jedoch nicht bergen, wies mir zwar, da auch meine Schwester heimgesucht ist, sehr tröstend ist, sie in Ihrer Obhut zu wissen; so peinigt es mich doch, wie natürlich, daß Sie für die viele herzliche Liebe und Gastfreundschaft, nun auch noch einen Kranken mehr im Hause und zur Last haben. Der Mutter, ihre Aengstlichkeit kennend, habe ich das letztere vorläufig verschwiegen.

Zur Hebung eines etwa möglichen Mißverständnisses, welches ich aus einem eben von meiner Schwester erhaltenen Brief ersehe, fühle ich mich veranlaßt, zu erwähnen, daß ich neulich, als mir Herr Töpfer Ihre Grüße und die Nachricht brachte, Emilie sei deswegen noch nicht zurückgekommen, weil Sie leider Alle plötzlich unwohl geworden, außer einem herzlichen Bedauern zu demselben sagte: „Unter diesen eingetretenen Umständen fände ich es in Ordnung, daß sie die Freunde, mit denen sie die gute Zeit verlebt, nun in der schlimmen nicht verlasse," in Rücksicht, daß es ihr vielleicht möglich würde, etwas zu Ihrer Pflege beizutragen. Wie Ihnen dies bestellt worden sein mag, ist im Briefe nicht genau gesagt, nur soviel erhellt mir daraus, daß es entstellt zu Ihnen gedrungen sein muß.

ich glaubte diese Erklärung sowohl Ihnen als mir schuldig zu sein, um nicht gegen Sie undankbar, und gegen meine Schwester lieblos zu erscheinen.

Nochmals nehmen Sie von mir die Versicherung meines wahrsten Mitgefühls, und der wärmsten Wünsche für Ihre allerseitige baldigste Genesung. Ihre liebe Familie und meine Schwester bitte herzlichst zu grüßen. Leben Sie wohl, ich bin wie immer, Hochachtungsvollst der Ihrige Menzel.

Emilie soll künftig ihres Briefes an mich nicht erwähnen, ich verschweige ihn der Mutter ganz, sie weiß daher auch von diesem gegenwärtigen nichts. Ein

kleines Paquet, das wir kurz vor Hrn: Töpfer's Besuch zur Eisenbahn gegeben hatten, ist doch an Sie gelangt?

Verehrter Freund! Berolini d. 1. August 1841.

Es schickte sich eigentlich, daß nun Eines von uns käme und meine Schwesterlichkeit abholte. Doch der Umstand, daß meine Mutter durch Häusliches, (Du kennst gewiß die Evangelium-Stelle von den „Besemen„)* und ich durch die „Brandschatzung Berlins„ die mich von allen Enden am Rock zieht, festgehalten werde, beschränkt mich darauf, Dich und die lieben Deinigen durch Tinte zu veneriren, und Dich sogar um eine Art von Botschafterdienst zu bitten: sage nehmlich Deiner lieben Frau und Schwiegermutter in meiner Mutter und meinem Nahmen unsern gefühltesten Dank für ihre viele mütterliche Liebe und Sorgfalt, mit der sie meine Schwester ausgezeichnet. Dir gilt in meinem Herzen dasselbe, nimm Dir bloß die kleine Mühe, in der 6ten Zeile von hier aus das genus richtig zu ändern.**

Wie stehts mit dem armen Freund Alex?! hat er Hitze und Frost hinter sich? — ich hoffe doch; Versichere ihn doch, und die Gesunden d. h. die cosas belli, meiner vollkommensten Affection!

Sage doch auch meiner Schwester, daß sie von uns an Deine liebe Familie und Dich und von meinem Bruder an obige Farbe die herzlichsten Grüße bestelle.
Nochmahls innigst Der Deinige Adolph Menzel.

Berlin den 18. März 1842.

Schließlich habe ich noch an Dich, Geliebter Freund, und die sämmtlichen Lieben Deinigen die herzlichsten Grüße zu bestellen von den Meinigen und Mir
Deinem A. L. F.

Du nimmsts' wohl nicht übel, daß ich gleich da anfange. Nochmals etc: etc:

verte

Sollte uns wohl bald einmahl Dein lieber Besuch zu Theil werden??? es ist bei uns in der nächsten Woche kein Besementag,

weil die  rey (mit) dem Auszug einerlei ist . . .

Hochverehrte Frau Doktorin B. d: 18. Nov. 1842.

Es ist Ihnen vielleicht nicht ohne Alles Interesse wenn ich folgende Neueste Börsennachricht; ich weiß kaum mehr aus welcher Zeitung, hier in fac simile mittheile: „— — dem Vernehmen nach wird, falls nicht noch wider Verhoffen (z. B. weggeschwommene Eisenschienen u. s. w.) ein gewisser M. M. M. (der bekannte Aventurien und Zopfprediger) mit sa chère soeur Sonnabend Abends 6 Uhr von

* cf. Lukas 11,25: Und wenn er kommt (d. unsaubere Geist) so findet ers mit Besemen gekehret und geschmücket. Besemen = Besen.

** bezieht sich auf „ihre" viele etc.

Berlin gen Potsdorf sitzen, woselbst obiger eine $27^3/_4$ stündige Wintersaison zu halten gedenkt.,,

Unter Verbittung Alles Beileids hierüber empfiehlt sich und die Seinen Ihnen Allen aufs Bestmöglichste Ihr Sie hochverehrender A. Menzel.

P. S. Sollten aber gegentheils Sie Sonntag wieder gen Cana oder sonst zu was aussein müssen, so bitte schönstens um eine thelegraphische Pantomime.

Zimmerstr: d: 24t hujus im XXXXII ten Jahr cujus
auf Walpurgis knöpfe Dir dies Blatt unter die Weste

Geliebter Puhlmann

Wäre ich Lieutenant, für die ich gegenwärtig noch schindere, so ließe ich mich durch den ersten besten Kerl mit Meinem Hut unterm Arm bei Dir repräsentieren, so aber muß mich diesmal ein ..... Ohr in dieser gaudii et doloris Epistel vorstellen. Wie dies unter Leuten von Distinction heut zu Tage Ton ist.

Wir müssen uns nun morgen mit dem zu Euch denken befriedigen; um nun die trübe Ursache unseres Nichtkommens zu sagen, so ist uns in dieser Woche, (einer Zeit, wo nach der Frauen unabänderlichen Gesetzen kein Stein auf dem andern bleiben darf) unsere arme Mutter so unwohl geworden, wie nach ihrer eigenen Aussage (und sie schweigt sonst eine Weile!) seit Jahren nicht. Unter wechselndem Stillliegen, sich Abplagen, und Medicinieren ist nun der heutige Tag heran, wo sie mindestens sehr sehr matt ist. — und doch nicht ruht!

Dem Willen unserer Mutter nach sollten wir zwar trotzdem fahren, aber wir hoffen, Du und Deine Familie, Ihr werdet uns Kindern nicht verargen, wenn wir die Mutter nicht allein lassen mögen. Wenn was Gott gebe, sie sich bald wieder erholt, so sehen wir uns auf einen Tag noch vor- oder nach Neujahr. Wie steht es bei den lieben Deinigen und Dir? Der Himmel schenke Dir und Deiner lieben Frau und Schwiegermutter, und allen den Deinigen was Alles! ich brauchs wohl nicht erst zu nennen. Nimm von uns Allen die herzlichsten, herzlichsten Grüße, nochmals Gott erhalte Dich Dein Adolph.

Cassel* d. 11. Sept: 1847.

Von mir ziemlich lieb gehabter Puhlmann!!! Diese Zeilen sollen das was ich Dir wahrscheinlich zu erzählen und zu schildern hätte durchaus nicht erschöpfen, nicht einmahl erwähnen, das hebe ich mir zum Schwatzen auf, daß man vor mir Eure Singuhr nicht hören soll. Was habe ich nicht alles gesehen, welche feine Gefühle nicht gefühlt!! Aber davon heute nichts, es kostet auch zu greuliches Postgeld.

Heute gilt es nur ein Lebenszeichen. Vorerst, wie gehts denn Euch? Ihr seid wohl plötzlich aus der Idylle in die Stadt gespühlt worden, hier wars auch in

---

* In Cassel zeichnete Menzel den Karton mit dem Einzug der Herzogin Sophie von Brabant.

den letzten 14 Tagen nicht ohne, und Morgennebel, man konnte wenn man wollte, wie in einer Lampenglocke von Milchglas stehen, oder über Freund und Feind fallen. Jetzt ists wieder wundervoll. Was machen denn aber die Gesundheiten? (nicht die getrunkenen) Schreibe doch einmahl ordentlich was von Euch Allen. ich bin wofür dem Schöpfer gedankt sei, wohl und dick in der Arbeit, Alles Sonstige läßt mir in der Tat nichts zu wünschen übrig. ich denke viel, sehr viel zu Euch. Da's per distance kaum zu machen ist, so küße von mir aufs Schönste sämmtliche 3 Tanten, und die andern drücke. z. B. Sophien und die Jünglinge. Dein semper idem Adolph.

Arnold und Fritzchen laßen sich schön empfehlen.

Berlin den 7 April 1848.

Bist Du gleich garde- und ich durchaus plebejisch-gesinnt welches Erstere ich hie- mit ferner getadelt haben will; so will ich Dir doch wenig verhalten wie ich gestern bei Drake dem Bildmacher draußen gewesen, und habe seine Venus besichtiget, nachdem sie nun sattsam Gnade vor meinen Augen gefunden, habe ich gleich Draken aus mir von Dir überantworteter Machtvollkommenheit geboten, oben- angeregte Venus zur Hand zu nehmen und zu mir in meine in der Ritterstraße hieselbst belegene, der nahrhaftesten Lage sich erfreuende, im Hypothekenbuche Hiesiger Stadt sub: ich weiß nicht wie hoch eingetragene Behausung zu führen.

Nimm und fühle nun meinen gefühlsten Hand-Druck -Schlag und Kuß, Nun Calliope = so Phiechen Dir einen meiner wärmsten, neuern Wünsche zum Geburtstage! Der Himmel erhalte Euch Alle Alle so wohl als Ihr am letzten fröhlichen Sonntage — wenigstens schienet. Von Herzen Adolph.

B. Pfingstsonnabend Nachts 12. 1850.

Geliebter Alter, endlich hängts Bild auf der Ausstellung, heut Nachmittag um 6 Uhr ließ ichs noch hinfahren, nachdem ich noch gestern Morgen das lezte gemacht hatte. Grüße uns innigst Alle Lieben! Mich schläfert, dieser lezten Tage Wirrwarr und dieser lezten Woche Qual war groß.

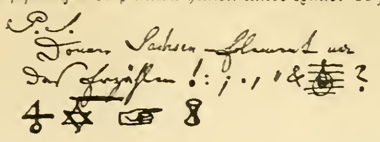
for ever Dein Alf.

Bonjour

„Gaspard kimmt d'n Suntag. Kannst Du mich theilhaft werden, so sage blos oui, das brauchst Du aber nicht erst zu schreiben, ich weiß dann schon. Wirst Du

aber abgehalten, so schreibe non, oder si donc, oder so was, na Du wirst schon wissen. ich verbleibe.

Ritter-Str: im schwarzen Roß unten hinten linker Hand. 1850.



Vielgeliebter! Berlin d. 4 Oct: 1853.

Als Du an jenem Abend weg warest, fiel es mir mit schweren Sorgen aufs Herz wie Du so gar unerfahren und ohne Vorkenntnisse in ein fremd Land zögest. Ich zitterte, überdachte ich in was Ver- und- Ungelegenheit Dich Irrwahn und Unwissenheit auf so langen Strecken stürzen könne, jetzt schon gestürzt haben muß. Ich nahm also flugs mein in Schweinshaut gebundenes Exemplar des „Alten und Neuen Preußens„ zur Hand, und habe Dir nun hier, obwohl ich genugsam weiß, daß jeder Finger an Dir ein Hartknoch ist, mit täglichem Fleiß viele wichtigen Nachrichten aufgezeichnet, die Dir immer annoch nützlich zu wissen sein können. Als da sind:

ad vocem: Schreibekünste: pag: 33 „Von den Geheimnüssen der Schriften wissen so wol die Männer als auch die Weiber nichts.„

pag: 75. item: Leibesfarbe: „saget Adamus Bremensis, daß die Preußen seien caerulei homines„

pag: 103 item: zur Landessprache: „ . . . . . daß die Preußen einen Herren genennet Rekel„

p. 90. item: Kirchliches Leben: „ . . . . und weil man nicht viel gelehrte Leut haben können die derselben Sprache sich beflißen ist es auf seine Anordnung also gehalten daß der Prediger auf der Kantzel etzliche Zeilen Teutsch fürgetragen, welche hernach alsbald der Schultz oder sonst ein ander der beider Sprachen kündig, dem Volke in Preußischer Sprache von einer andern neben-Kantzel verdolmetschet, wie Lucas Osiander bezeuget.„

p: 165 item: öffentliche Polizei: „Nemlich wenn einem Preußen etwas durch einen Dieb entwendet worden pflegt er alsbald einen Sigonoten d. i. einen Priester, derselbe ruft erstlich die Götter an damit sie den Dieb nicht ließen entlaufen. Alsdann nahm der Priester zwo Schüßeln, in derer eine der Bestohlene 2 Pfennig nemlich einen für sich und den andern für den Dieb einlegte. Darnach goß der Priester Bier in die Schüssel, machte ein Kreutz mit der Kreide durch die Schüssel und schüttelt zuletzt dieselbe. An welchen Ort nun des Diebs Pfennig gekommen, nach derselben Seit giebt er für sei der Dieb gelaufen.„

pag: 198 item: Häusliches Leben: „. . . diesem stimmen alle Preußische Scribenten bei welche einhellig bezeugen, daß die Preußen dem Saufen sehr ergeben, denn sie haben keinen Festtag kein Gastgebot keinen zur Erde bestätiget daß sie

nicht dergl: Gesöff sollten dabei angefangen. Und was mehr zu verwundern, so waren nicht allein die Männer, sondern auch die Weiber zu diesem Laster geeignet, so daß auch Henneberger erzählet daß zehen Sudauische Weiber eine ganze Tonne Bier auf eine Zeit ausgesoffen.„

pag: defecta item: Kochkunst: „.... wie auch ihrer etzliche Viel mit aufgedröseltem Latz gehen, das macht, sie zusaufen sich die Leiber also mit eim Getränk, Meth nennen sies, daß machen sie ihnen auf unterschiedene Art, die vornehmst ist: eine halbe Tasse Bialoslice, ein ganzes Seidel Oschersleben, drei fingergliedgroß geschrotten Börnstein und über das Alles zwei Nößel Honig; sie stellen es sachte an einen bequemen heimlichen Ort, und genießen es nachgehends mit ein Theil Zwiebelgeschmack ein Jeder nach Vermögen.„

Siehe Geliebter! ich hätte Dir noch viel des Denkwürdigen mitzutheilen aber ich muß es auf ein folgendes mahl versparen. Du reichst auch mit diesen Kenntnissen nun eine Weile aus. Siehe nur Alles nüchtern und mit Fleiß, und nicht mit solch von Enthusiasmus benommenem Blick, wie Dein Brief leider schließen läßt. Möge nun Deine fernere Reise der Wissenschaft ebenso zum Heil gereichen, als jenen fernen Zonen zur Ehre! Nun reise glücklich, lebe gut, gehe langsam, fahre schnell, lasse die Bresthaften nicht merken daß Du der „Doktor„ bist sonst hat die Ferie ein Ende. Grüße von uns Allen herzlich alle Deine dortigen Lieben, und lasse Dich zur rechten Stunde wiederumarmen von Deinem Alf.

Berlin d. 31. Dec: 53.

Geliebter! Anstatt selber zu kommen und Dich statt Alles verdroschenen Gewünsches vielsagend zu umarmen geliebt es einem vortrefflichen Schnupfen und heiserem Halse daß ich Dir statt Umarmens alles abgedroschene Zeug wünschen muß, Du weißt schon was: — — — gut Wetter Friede, fromme und getreue Nachbarn u. desgl: — —

Sei also aufs Innigste bedankt für Alle thätige Liebe wofür ich im verflossenen Jahre Dein Schuldner geworden bin! Richard der sich vorgenommen nach Potsdam zu kommen wird wohl dasselbe beabsichtigen.

Gegenwärtig läßet mich noch die Beendigung den 2ten Blattes zu keiner Ruhe kommen, so daß ich (selbst Abends) noch nicht habe in das Versewich'sche Manuskript sehen können (kannst Dus noch ein paar Tage missen?) aber dann kommen wir eines Tages, unter dem Arme was wir Dir für heute zugedacht hatten; und halten uns schadlos für das Aufgegebene.

Laß uns nun auch im Neuen semper idem (Plur:) bleiben; Bestelle auch von Emilien und mir alle Liebeszeichen an Tante Olle und nimm das Alles für Dich von Deinem Alf.

Zeige Richard diese Zeilen als Lebenszeichen von mir in Ermangelung meines Kommens. Bestelle auch ihm alle mögliche Grüße!

Mon très cher pécheur B.-Montag früh. 54.
sprich ein andermal mit dem Bauer nicht lateinisch sondern französisch, was weiß ich

von den Leimruthenlebensarten der göttlichen Dulderin an den frommen Helden?! Das Kurze und Lange ist: Schön, ich komme morgen Dienstag mit einem Vormittagszuge, Emilie kann nicht mitspringen, und Richard braucht nicht, ich könnte sein doch nicht froh werden. Denn ich kann mich mit Nichts aufhalten, höchstens Dich zu umarmen während grade der Plunder abgestaubt wird. Willst Du so liebevoll sein es Riek grüßend wissen zu lassen? und er möchte so gut sein, was sich noch von Condé fände Kopfzeug Schwanzriemen Aepfel rc. rc ans Licht der Sonnen fördern. Innigste Grüße! Dein Alf.

Geliebter Alter! Freitag Abend 15. Sept. 54.

Ich bin Attila Schmelzle mein Bild ist der "schöne Honigschimmel" welcher mit obigem im Schritt durchgeht, ohne daß obiger capabel ist abzusteigen wenn er möchte! Möge Dir selbige Parabel mein Leidernichtkommen zu übermorgen deuten und entschuldigen wie es mich trösten muß. Ueber 8 Tage hingegen werde ich mit Gottes Hülfe los und ledig sein und dann o! dann!!! Die herzlichsten Grüße Euch Allen von uns Allen!! Dein Alf.

Hochgeliebter! B. d. 30. März 55.

Könnte ich vor Husten zum Flennen kommen, so flennte ich daß ich diesmal eben vor Husten nicht dahin kommen werde, Dich selber zu sehen, zu bewünschen zu umhalsen. Ja allerdings ohne Hyperbel seit fast 14 Tagen hat sich ein anfänglicher Catarrh in ein exclusives Gehuste concentrirt, daß ich, wenn auch in meinem übrigen Befinden davon unbehelligt doch sehr belästigt und genirt bin beim Sprechen und gar Ausgehen in dieser immer noch winterlichen Temperatur. S'ist unausstehlich! In diesen Tagen wo ichs' einmahl nur mit den Hausmitteln, id est Bonbons aller Nationen und Thees und warmem Zuckergewässer habe durchsetzen wollen, bin ich denn auch inne geworden daß sie im Durchschnitt so wirksam sind als die Medikamente gegen Wanzen, Liebe, Zahnschmerz, Prellerei der Wiener Kutscher und vieles Andere Berechtigte im Leben. Kurz ich bin eben dermahlen nicht so ungeniert um mich an diesem Freudentage in Schwatzen Lachen eventuell Trinken so gehen lassen zu können wie ich möchte, daher laße uns unser Kommen und Feiern auf einen künftigen andern Sonntag verschieben. Um was Alles freilich wir kommen, wird Fräulein Himisch am besten wissen.

Es ist nun nicht anders, wir können uns diesmal nur mittels gegenwärtigen Fidibus umarmen! Denke Dir selbst, was ich Alles vom Himmel für Dich wünsche!!!

von Emilien' wie sich von selbst versteht, dies Alles desgleichen!

Als Mitläufer nimm hier ein Blättchen aus den Mappen. Täglich erwarte ich die Exemplare der 3ten Lieferung der Kriegshelden.

Nochmals Dein Alf.

Grüße Frl. Himisch von uns bestens.

B. d. 5 Juli /55.

Geliebter! Kurz und eilig aber nachdrücklich sei Dir hiermit zu wissen: daß: insofern Dir noch im Gedächtnis sein wird, daß vor grauen Jahren am 10 Juli wahrscheinlich etwas höchst Preiswürdiges passirt sein muß, weil die Welt noch immer jedes Jahr an gedachtem Tage kopfsteht, ich beschlossen habe selbiges Exercitium diesmal zu Grunewald zu vollführen.



Gleichfalls hübsch aber, wenn Du zur Zeit wann die Sonne im Zenith, Dich auffetztest, im rechten Augenblick bremstest, Dich an die Gestade von Steglitz ausspeien ließest, in meine Arme flögest, mit uns ich weiß noch nicht Was äßest, auch noch nicht, Was tränkest (wahrscheinlich aber Wein); hernach aber wenn die Sonne längst wieder aus dem Nadir heraus im Dickicht der Sikomoren irgend einer arglos weidenden Lokomotive auflauertest, ihr wie ein wahrer Freiligrath an die Kehle sprängest, in einem wahren Löwenritt in Potsdorfs Pappel oder Lindenalleen hineinbraustest und natürlich nach wie vor der Hort und Helfer kreisender Husaren, stöhnender Damen, quinender „Spitzen der Verwaltung" wärest.

Bis heut.

Geliebter Alter B. d. 6 Dec: /55

Zu heilsamer Nachachtung sei Dir hiemit kund und zu wissen daß ich dießmal das Gedenkfest meines Einzugs in dieß irdische Jammerthal nicht zu Hause zu celebrieren gedenke sondern für unsre paar Leute und Dich bei Mäder eine Laubhütte und das trojanische Schwein und das ambraische Zicklein und Schnepfendreck in Rosenwasser und den „Parchus" und den „Pilau" und Mandeln von „der Loire grünem Strand und was weiß ich noch Alles bestellt habe; wolle Dich also

so einfinden daß wir alsdann nach 3 Uhr in pleno hinfahren können. Bis dahin Gott befohlen.

Der Deinige Alf:

P. S. Also nicht zu vergessen: Sonnabend 8 December.

Hochgeliebter! Berlin d. 29 Sept: /55.

Vorgestern Abend sind wir satt und matt aber Gott sei es Dank doch wohl von Babylon* zurückgekehrt! Dir über was was zu schreiben dazu bin ich nicht wohlhabend genug um all das nöthige Papier und die Tinte und die Gänseposen zu kaufen; aber erzählen Gott weiß was, lieber; aber dazu hinüberzukommen, davor hält mich mein endlich überhand genommener horror vor allen Bahnhöfen ab. So bleibt demnach nur ein Ausweg: daß Du, falls Du Dein Wissen, Deine Kenntnisse über Hausknechte, Ritterruinen, Illuminationen, Schlösser, Weinberge, Nachttöpfe, Gasthofsrechnungen, Maschinen, herumfliegenden Eisenbahndreck, Kunstwerke, Springbrunnen etc: wirklich erweitern willst, Dich auf irgend einen Mittag ansagtest, dann aber auch kämest u. s. w. also erwäge und zuletzt beherzige unsern gutgemeinten Rath und komme! Ich umarme Dich imaginär, Emilie gleichfalls insoweit es für ein Frauenzimmer schicklich, Dein Adolph.

Lieber Alter! Berlin d. 8 Juli /57.

Emilie und Ich! Wir sind überein gekommen und Eines Sinnes darüber, daß unter allen abgedroschenen Themen ein Geburtstag das Allerabgedroschenste, und unter allen Geistern, die verneinen, ein echaufirtes Hochgesichte dem der's hat wie dem der's sehen muß am Allermeisten zur Last ist. Solchergestalt haben wir uns entschlossen das gedachte Thema nicht allein, sondern selbst jeden Gedanken und Erinnerung daran zu Hause zu lassen und zu Kroll zu entfliehen, und lieber dort unter lieben Gottes blaugrauem Himmel im grünen Gezweig unsere Suppe und Vesperbrod zu verzehren. So es Dir nun genehm selbigem Bivouac beizuwohnen, so findest Du uns in gedachter Spelunke Freitag Nachmittag 3/4 auf 3. Sind wir hernach noch etwa kritisch und gesinnt, so können wir ja dann drinnen im Guckkasten noch die Nachwirkung von Lessings Hamburgischer Dramaturgie auf unsere heutige Schaubühne, resp: die Krolliaca beurtheilen o. dergl: mehr.

Also bis dahin Gott befohlen Dein Alf.

Der Niegesehene an den Niegesehenen. Berlin 1. April 58.

Inliegende ebenso natur-historische als -getreue Abbildung einer Brieftaube, wie ich sie vor Jahren aus, wenn ich nicht irre Büffons oder Linnés Codex pictus entnommen, sei dießmal der Courier d'Amour. Laße Dir von ihm sagen, was unsere Herzen Dir heute wünschen!!!

Ich muß Dir nun sagen, damit Du mich auch recht verstehst, daß die Annahme

---

* 1855 war Menzel zur Weltausstellung nach Paris gereist.

Du werdest Deinen Freuden- und Ehrentag dießmal des Charfreitags wegen verlegen, mich bestimmte zu morgen Nachmittag in Anberaumung einer Jury-Konfernz in Sachen der dießjährigen Argo zu willigen, dieselbe nun ist hochnöthig und nicht füglich zu schwänzen.

Daher um aber erst recht Dich endlich einmahl wieder zu haben, so ist unsere Intention auf nächsten Mittwoch mit Dir zusammen dort auf Cast zu Mittag zu essen; wo man sich dann einmahl wieder ordentlich in Ruh und Frieden und ohne Trubel hätte! Ist Dir dieses recht?!! Alles Andere zu Bequasselnde, davon sich in si longtemps Berge aufgesummt haben, mündlich. für Heute umarme ich dich, resp. Emilie mit. Herzinnigst Dein Alf.

B. 2. April 60.

ich kann heute nicht kommen morgen nicht kommen, übermorgen gewiß auch nicht; denn Belling's Mantel trocket mir sonst an, solcher verfl— schwernothscher Mäntel wenn er nicht gerollt ist, ist eine Heidenarbeit. Daher sehe ich mich leider genöthigt Dir hiemit auf den Flügeln beiligenden Bierfisches zu gratulieren wie folgt: An ihn!

Heut zu Deinem Wiegenfeste Wünsche ich Dir vom lenkenden Weltgeist das Beste
Wärest Du noch kleiner Junge und hättest Deinen Schneider nicht, ich schenkte Dir 'ne Weste
Auf daß Du nicht entblößt weinend herumirren solltest wie das Haus Stuart-Froschdorfparmatoskanamodenaeste
Warum bin ich auch so thöricht und schindre mich noch länger mit dem Beeßte (diesem Gedicht)
Ich schließe also kurzweg ohne Geste.

Das Alles haben nun die zu häufigen Nachrufe in Vossischer und anderen Zeitungen auf dem Gewissen, so abführend wirken sie auf meine inneren Organe, sie die ich immer alle lesen muß. Ich muß schließen, und verbleibe
Dein Dich liebender Freund Alf.

B. Sonntag 6. Mai 60.

Alter! mit dem Allerwelts-Titular-Onkel hats seit heute Mittag 3/4 auf 2 ein Ende. Ich bin nun wirklicher, und d. h. einer recht stimmbegabten, und also wahrscheinlich auch -berechtigten Nichte. Alles geht unberufen bis dato gut! Dem Himmel sei gedankt. Tausend Schock Grüße, zugleich vom jungen Elternpaar. Dein Alf.

B. 21 Dec./61.

Vielgeliebter!

Unter diejenigen Dinge im Leben, die man nicht wieder los wird aus dem Gedächtniß, man stelle sich wie man wolle, gehört ohne Frage meine vorjährige Onkel-Toast-Rede am Tauffeste meiner allerliebsten kleinen jokösen Nichte Grete u. s. w. Dieses Hochwürdigen Onkelamts zu warten bin ich jetzt am

2ten Christtag nochmals in dem Fall. Würdest Du nun, Hermann und mir — Emilie soll nämlich überrascht werden, wir haben ihr Dich ausgeredet — und dann ihr die große Freude machen wollen, ein Zeuge zu sein wie mein dickbackiger hochbrüstiger Neffe in die gesammte Christenheit eingeführt wird, so würde uns Allen ein inniger Wunsch erfüllt werden.

Also deshalb: 2 Feiertag Nachmittag 6 Uhr. Du findest wieder Sydow; auch jetzt die Skizze — und bedenke meine Onkelrede! wie wird die 2te sein, wenn die Erste schon so war.

Gott erhalte Dich, 100 000 Grüße von Hermann und Deinem Adolph.

Garde du Corps-Saal*, Honigbrottag 2 April 1863.

Ja Honigbrod! Das ist auch ein Glück, frühstückte ich hier heute vom Tier, da „unser Prophet der Nazarener den Teufel hineinbeschwor" das würde in der Atmosphäre zu Schinken. Dießmal sinds nun nicht die den Ritter und sein hölzern Roß an die Luft setzenden Soldaten, was Dein Wiegenfest mit mir feiert, sondern Schlosser und Schornsteinfeger sind die.... da auf und nieder steigen, nicht sehr goldene Eimer reichen. Daß ich da noch einen Gedanken und Gefühl für Dich, Potsdorf die Erinnerungen alter Jahre dieses Tags, wo Hinz und Kunz dich geladen und nicht geladen, umstand umfang umfaß umaß umtrank, — übrig behalte und Ruhe dieß hinzuschmieren, das bewundre. Ich muß schließen, weil auf.... Dixi Gott erhalte Dich noch X Jahre! Sei umarmt von Deinem Adolph.

Auch die Meinigen haben mir noch 100 000 Wünsche mit auf die Saat gegeben.

Endlich Geliebter Alter! B. 3 Dec: /63.

muß ich es doch wahr machen, einen Entschluß, mit dem ich mich schon jahrelang trage, worin mich die nun schon paarmalige „Nischtdrauswerdung" Deines Kommens ordentlich bestärkte, Dir hiedurch mitzutheilen: nämlich den, meinen Geburtstag — als Motiv der Notiznahme Anderer — abzuschaffen; selbigen wie jeden Andern der 365 heißen naßkalten hellen finstern im Weinberg des Herrn verrinnen zu lassen.

Unser Aller Gefühl über das Ding: Geburtstag — so fragvoll so folgenschwer das erstemal — Jahr um Jahr wiedergekäut — fürchterlich banal! — ist überein.

Schon die armen Bälge, die kämen aus dem Gedichtelernen, den Häkelarbeiten, den Schönschriften nicht heraus! s'ist gar nicht bloß Scherz. Basta.

Komme übrigens das Irdische nicht um sein Recht und wir nicht um Dich; sondern erkiesen uns einen noch abzukartenden Abend in der Weihnachtszeit, nach etwelcher Rundschau irgendwo niederzufahren etc: etc: wäre meine Meinung, voulez vous? Gott erhalte Dich 100 000 Grüße von Allen. Stets dein Adolph.

---

* Im Garde du Corps-Saal im Berliner Schloß hat Menzel das Bild der Krönung Wilhelms I. gemalt.

Vielgeliebte alte Kriegsgurgel! Berlin 2 August /66.

„Ihr fuhrt herauf, Ihr fuhrt herum und sofft aus allen Pfützen" daß die Oesterreicher, die sich doch sonst in unwürdigen und geschmacklosen Gleichnissen gegen Euch bewegten, obiges nicht auch auf Euch gesungen haben, beweist klärlich daß der Faust bis zur Stunde bei ihnen auf dem Index prohibitorum steht; also sie kennen Ihn nicht wie sie so vieles Andere nicht kennen das ist auch jetzt einerlei, die Hauptsache ist, daß sie die „Herren Preußen" kennen, welche nützliche Kenntniß ja hoffentlich auch allen übrigen Heiden gut bekommen wird.

Wie man noch so reden kann! Vorgestern bin ich nähmlich selbst erst zurück aus Böhmen gekommen, es litt mich nicht länger hier — so hinterm Ofen bei Muttern hocken zu bleiben ohne wenigstens für 14 Tage die Nase in Graus Jammer und Stank zu stecken. — — Woher Schlüter seine Zeughausmasken hat weiß ich jetzt auch.

Am besten, hätte ich in Deinem Verbandnecessaire mit stecken können! Was mußt Du erst Alles gesehen gehört erlebt haben. Indeß jetzt gleich viel. Haben wir uns nur erst glücklich wieder, dann aber das Glas mit dem Naß, da soll nicht mal 'ne Fliege geschweige Kanonenräder mit Pferdejauche drin gewesen sein!

Also bis dahin Gott befohlen!!! !!! !!! Dein Alf.

Geliebter Alter, Heldenbärtiger! B. 15 Nov: 1870.

Mit wahrem Schamgefühl schrieb ich jetzt oben das Datum, — nach 2 Monaten auf Deinen herrlichen Brief aus dem Ach und Krach heraus wo Weltgeschichte gemacht wird — jetzt erst einen Dankgruß! Man wäre nicht zu entschuldigen hätten wir in dieser Zeit nicht, zwar keinen Feldzug, aber Wohnzug durchgemacht in ein neues Haus, (Potsdamer Str: 7, nahe dem Thor) jetzt noch alle 2—3 Tage die Schimmelvorräthe hinter den Möbeln geräumt etc: auch überhaupt jetzt erst in Ordnung gekommen, des täglichen Gelaufes und Getöses der Handwerker ein Ende. D. h. davon ist immer noch mein Atelier ausgenommen, was noch zum Theil wüste Höhle ist. Dieß letztere war ja eben der Karnickel. Diese Frage mußte endlich zum Bruch kommen. Jetzt habe ich's wenigstens im Hause, (eine Treppe höher). Genug aber davon, nur Erklärungshalber; wie muß Eurereinem, in Eurem ungeheuren Allesmüssen und Nischthaben als Menschen-Consum solch Reden jetzt vorkommen von den Mäusegeschäften und Gebresten der Menschlein. Und doch nun gerade. (das folgende unleserlich gemacht) Germania braucht noch viel gute Maler etc: — gar nicht der vielen mediokren Schlachtbilder wegen — (wie oben) so ein beispielloses Ding wie unsere Armee darf nicht ihr Bestes allein bleiben (wie oben) Auch darf dem Feind, (was sie Alle draußen sind) wenn er erschrocken (wie oben) an uns nach Manko's herumschnüffelt kein Vorwand bleiben sich zu trösten: „es sind eben die kimbrischen Goliathe ins heutige übersetzt." Aber unverantwortlich Dich mit solcher Saalbaderei aufzuhalten. Verzeihe, nur dieß: Erhalte der Himmel Deine Unverwüstlichkeit! daß man sich mal glücklich wiedersieht!

Adolph.

Wäre denn dort bei Euch nicht irgend eine alte Lichtklappe von Photograph aufzutreiben der Dich in Deiner Schöne für uns konterfeite?

Geliebter Alter! Berlin 1. April /71.

Gleichviel wo Dich nun diese Zeilen noch antreffen mögen, schon auf rother Erde marschierend oder noch wie „Gott in Frankreich" lebend — genug sie sollen Dir unsere Gefühle sagen zum morgigen Tage! Die Gott loben und preisen in Dir solch Prachtstück von Unverwüstlichkeit geschaffen zu haben, solche Augen! mit solchen Fäusten eine Schönschrift, Briefe — als hättest Du Dein Potsdamer Cylinder-Büreau samt Marmorvasen silberner Kaffeetasse und Oelbilder drumher mit zu Feld genommen. Sei bedankt für Deine Feld-Episteln, weißer Jüngling, Barba blanca venerabilis!

ad vocem Barba, so berückend schön Du Dich photographiert ausnimmst, so möchte ich doch diese seltene Scenierung Deines Antlitzes noch hier mit dem Pinsel zu verewigen suchen, erhöre also meinen Wunsch, diesen Deinen Schmuck bis zu Hause noch zu konservieren, und mich dann mit einer Zeile es wissen zu lassen.

Feire noch X Geburtstage nun aber keinen mehr in Feindes Land, auch nicht wenns die belle France wäre.

Mit Kolding und jetzt irgend einem Le oder La so und so sei es genug. In den Lorbeeren watet Ihr auch bis über die Knöchel, was soll Euch noch passieren!? Gott erhalte Dich d. h. gesund bis Du Dich wieder umärmeln kannst mit

Deinem Adolph.

Hermann-Emilie

Herr etc: etc: P. Puhlmann

auf dem so und sovielten Grad N. Br. empfängt hier einen untadelichen Hundskopf; (ein Bein wackelt was weniges, ist aber nach Empfang schon so befunden worden) und beliebe nach Einem oder Keinem von beiden beigefügten Anschlägen damit zu verfahren.

NB.

Kiß läßt Obigen etc: außer einem schönen Gruß, ersuchen, ihm doch, wenns möglich wäre, 1—2 Abdrücke von der „Lootsenschule" verschaffen zu wollen, da das Blatt nicht zu kaufen ist. Er will Dir sogar in simili dienen.


's ist noch Platz, wir beide grüßen also schönstens Alle!

Lieber alter — — — — — — —

ich benutze die flüchtige Gelegenheit, wo Deine Jünglinge noch selbst hier sind, Dir zu antworten auf Dein gestriges Allerschönstes. Was die Schlafrockpetition angeht, so habe ich schon Versuche mit dem Oelzweig zwischen den Zähnen gemacht,

s'geht sauer, aber das leuchtende Exempel des Neufoundländers im Pfennigmagazin soll mich stärken. Hingegen habe ich nicht erfreuliches und Schönes auf den Generalschen Wunsch zu antworten: Magnus ist nähmlich in voriger Woche nach Paris etcätra nach London gesegelt. Es hat ihm wieder einmal in Berlin zu gut gefallen und in solchen Fällen reißt er dann aus. Es ist, wie ich hörte, sehr möglich, daß er vor dem Winter nicht zurückkehrt. Dieß zur liebevollen Nachricht. Nimm nun noch alle die sich von selbst verstehenden Grüße, Embrassaden per distance u. s. w. ud. halte stets für einen der bestmöglichsten Deinen

Adolph.

NB: Dieser Sand ist mein Sand! Emilie.

An den

nicht viel weniger berühmten Vater der berühmten 3 rankenähnlichen Sproßen (zur Zeit fahrende Scholastici) Herrn Dr: PP zu P. zu eigenen Händen.

Sodom & Gomorrha d: 28. Heuschreckenmonat, im Jahr der Verfinsterung des Nischan-Iftihar.

Herrlicher, Getreuer, Besonderer, Bedankter auf National-Art, Gesessener in der Kabah allwo regiert wird, Hochgelobter Schenk aller mundgerechten Sennes-Tränke, reinigender Oele, rumorender Wurzeln, Kenner aller verzogenen Angesichter etc: etc: etc.

Voll Unruhen der Freude bin ich worden, daß ich auf Sabbath schauen soll den weitberufenen Roßelenker und den fahrenden Thron (im Abendland benannt „Olle klapprige Karrethe„) des Sultan in Westen so da war der Mann des hellscharfen Blickes, des weithintreffenden Stockes, des Hohen Zolles. Deß Wahrzeichen war der Adler, zu seiner Rechten der Tabak, zu seiner linken der Kaffee, dannenhero er bei den Franken welche gen Roßbach zogen hieß:

sans souci.

Deßgleichen habe ich von Deinem Sendbrief die liebliche Mähr erhöret, daß desselbigen Tages die weiß' rosa blau gelb grün gefiederte Schaar so da sind leichtfertige Sommervögel vorhat sich zu schaukeln auf den Wassern u die Eilande der gemalten Thorwege, schwarzen Störche, Kegelbahnen Hofgärtnerwohnungen, Pfauen, russischen Kirchen.

Uns aber laß niedersitzen im Trockenen an den Ufern. Erst aber heiße voraufeilen sonntäglich gewaschene sommergesprenkelte Knaben mit Teppichen und Schläuchen für Draußen, und Laufkörben und Fallhüten für Herein. Bis dahin dünge Jeder sein Feld und sei im Uebrigen dem Schutze der gütigen Mächte empfohlen zu einem freudig belebten Zusammenkommen!!! Dir in Liebe zugethan

Alf.

Geliebter! Dießmal so hastig als klagend, nähmlich nur um Dir zu sagen, daß wir es aufgeben müssen vor unserer Abreise (d: 1 ten) Dich noch drüben heimzusuchen. Ich bin schon fast kochgar und Emilie nicht weniger, und noch ist Gott

weiß was abzuthun und zu besorgen. Montag wird aber nun den Tag über mein Bild bei Karsch ausgestellt sein. Also Einziger muß ich mich begnügen Dich imaginär zu umarmen und zu drücken bis Du Aaau schreist. Von Emilie wie sich von selbst versteht gleichfalls der allerherzlichste Abschied.

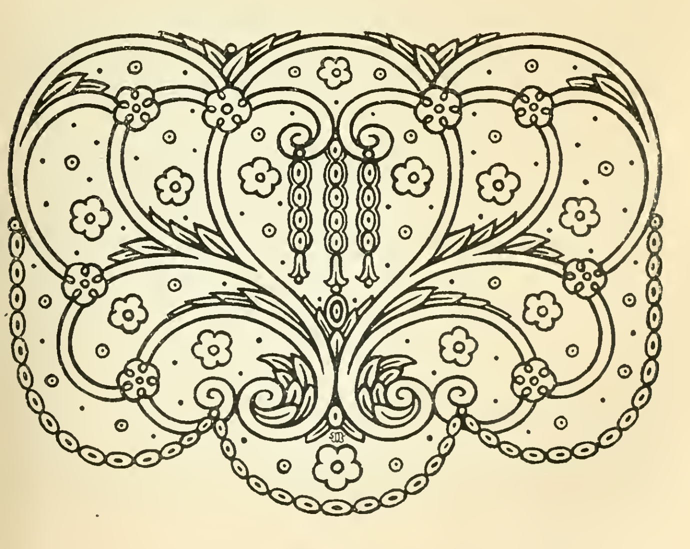
Halte uns gelegentlich den Daumen daß überall ein beßrer Sommer werden möge als hier, und bleibe in Gottes Schutz wohl bis wir uns wiederhaben.

Dein Alf.

Liebes Kind Berlin d. 30 Nov:

Wir hoffen, daß diese Zeilen die gute Tante doch wenigstens nicht verschlimmert, und Euch Alle Andern wohl finden werden, der armen Sophiechen, von der hoffe ich dasselbe gilt, kannst Du sagen, daß ich so eben ein Leidenskollege von ihr war. Sie trug nur einen ordinären Maulkorb, ich aber saß wie eine Art Johannes da mit:  jezt ists aber glücklich vorbei. Grüße Alle von uns aufs Innigste.

Montag Mittags erwarten Dich also Deine Mutter und Brüder.





Genie ist Fleiß/ von Oscar Bie



Genie ist Fleiß, soll Menzel gesagt haben. Vielleicht hat er es wirklich gesagt. Gelebt hat er es jedenfalls. Denn sein Leben und Schaffen war paradox, wie es dieser Spruch ist. Genie und Fleiß scheinen von der Natur als Gegensätze bestimmt, wenigstens jenes Genie, das aus wurzelhaften Tiefen im Traum, im Unterbewußtsein, in der Hellsichtigkeit neue Beziehungen stiftet, und jener Fleiß, der die Tugend durch Frömmigkeit, die Kraft durch Ausdauer, die Begeisterung durch Geschäftigkeit ersetzt. Aber es gibt einen Punkt, wo diese natürlichen Gegensätze vom Menschen aus zusammengeführt werden und dadurch eine ganz große Erscheinung darstellen, eine gewaltige grausige Objektivität, eine Macht, die alles besitzt, weil sie nichts nicht besitzt, ein hundertfältiges Auge, das das einseitige gierige Sehen vieler einzelner zu einem kühlen und ruhigen Allerweltssehen vereinigt. Man sieht so viel, daß man nichts übersieht. Man ist so reich an Vortragsmitteln, daß man keinen Stil ausläßt. Man ist so fleißig, daß man genial ist. Donatello hatte davon etwas in revolutionärem Sinne, Bach in elementarem, Goethe in abschließendem, Shakespeare in psychologischem, Menzel im optisch-gestaltenden Sinne. Eine absolute Zeitlosigkeit ist keinem von ihnen zuzusprechen. Doch war Menzel ihr am nächsten, was seine Größe und seine Kleinheit ist. Er wirkte ganz und gar nicht epidemisch.



Von der Epidemie lebt die Welt und, die ihre Geschichte schreiben. Sie macht die sogenannten großen Bewegungen, die die Masseninstinkte aufreizen, nur um sie zu befriedigen. Sie füllt die großen Flächen der Historie, von deren Schilderung heut mehr als je eine bedeutende Klasse von Schriftstellern ihr Dasein fristet. Sie liefert die Materie. Die Individuen sind nur ihre beste Würze, ihr willkommnes Reizmittel. Ein ganz Zeitloser ist darum der Gefahr ausgesetzt, von den Historiologen als überflüssige Garnierung der Weltgeschichte beiseite geschoben zu werden. Ohne ihn, sagen sie, wäre auch alles noch so gegangen. Zu anderen Zeiten mag es nützlich sein, Menzel in seiner absoluten geschichtlichen Nacktheit in einer Ecce Homo-Szene dem Publikum vorzuführen. Heut dagegen dürfen wir ihm den wirklichen Purpurmantel umlegen und die wirkliche Krone aufsetzen. Denn er narrt die Historiker, er lehrt das Unmotivierte anbeten, er stört den offiziellen Rhythmus der Handbücher, er ist von einer prachtvollen Unsozialität. Er ist kein Schüler und kein Lehrer und dabei der fleißigste und lehrhafteste Künstler. Das löst nur das Genie.



r hat in seinem Wesen von Anfang an eine barocke Schlange, die ihn in alle Stile, alle Formen, alle Lichter und Finsternisse hineinkriechen läßt. Die Natur meinte es gut mit ihm, denn weder mit dem klassischen Lineal, noch der bloßen Rokokospitzelei, weder mit der gotischen Vertikalen noch der romanischen Horizontalen kommt man so tief und weit herum. Im Barocken geht Symbol und Wahrheit, Antikes und Modernes trächtig ineinander. Es führt in die Klausulen des Staates und des Herzens.



eine alte Lithographie über das „Vaterunser" eröffnet diesen Weg, sinnlich allegorische Szenen über die Teile des Gebetes, verklausuliert mit Symbolen und eingespannt in die vereinigten Formen des Herzens, des Ankers, des Kreuzes. Die R. Wagnersche Kunsthandlung gibt das merkwürdige Stück soeben in einem Sonderdruck heraus und dazu einen Brief Menzels, darin die Ausführung: Erlöse uns vom Übel, von den Wirkungen der Irrwege, auf welche zu geraten der menschliche Geist fähig ist. Aus den Kreisen der Vernunft getreten, durchläuft er die Stadien des Unglaubens zur Hoffnungslosigkeit, von der Hoffnungslosigkeit zur Verzweiflung, der Endpunkt ist der Wahnsinn. Die Linie deines Genies, Meister, lief genau diametral.

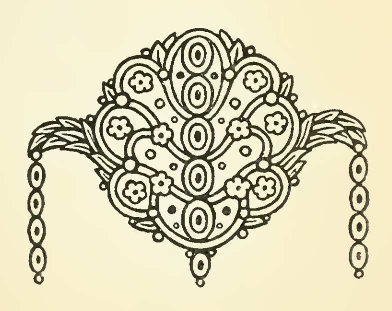


m barocken, symbolisch beladenen, spiralig bohrenden Lauf ging sie über die ersten graphischen Expansionen, die fünf Sinne, das Erdenwallen, über diese gedankliche Graphik im Klingerschen Sinne, zur Illustration. Das Leben wacht auf. Für eine Einladung zum Festmahl ehemaliger Freiwilliger in Potsdam wird ein hauchiger Ausschnitt des Gesellschaftslebens gezeichnet. Die Radierversuche haben einen Titel mit einem famosen, leichten Wagen auf einem Felde in holländischer Manier. Eine Landungsbrücke mit einer Lichtdisposition, wie sie Monet dann wiederholte, wird in Holz geschnitten. Leichter und leichter fliegt die Feder und, halb im Auftrag, halb von Natur findet sie sich in der Rokokostimmung, als es gilt, die Werke des alten Preußenkönigs und die Schriften über ihn zu illuminieren. Menzel studiert alle Archive, Museen, Schlösser, zeichnet eine Büste von sechs Seiten, eine Tänzerin mit eingeschriebenen Farben, den Behang eines Pferdes aus dem Jahre 1745. In dieser Zeit wird er ein Gelehrter des 18. Jahrhunderts. Seine innere Linie aber geht den Weg über die Vergangenheit in die Gegenwart. Der äußere Rokokomensch wird ein innerer Sublimeur, nicht unähnlich wie bei den Goncourts oder auch bei Fontane. Das Rokokostudium hat ihn vor der Gegenwart erleichtert. So lange in Preußen nichts passierte, malte er historisch. Als etwas anfing zu passieren, hörte er mit der Geschichte auf und wurde Genremensch. Die fridericianischen Bilder blieben zum Teil unvollendet. Die Leuthener Schlacht hängt an der Atelierwand, bis sie nach seinem Tode in die

Ausstellung der Nationalgalerie kommt. Die Kaiser wollten, daß er sie vollende. Er wollte es nicht. Das Krönungsbild von 1865 war das letzte Historienbild gewesen. Das Aquarell mit der Kaiserausfahrt zum 70er Kriege ist schon keine Historie mehr, sondern Genre. Er malte jetzt nur noch kleinere Bilder in minutiösem Aquarell und Gouache, die Umrahmung der Geschichte, nicht die Geschichte des Rokoko, sondern das Rokoko der Geschichte. So malte er Bürger, Arbeiter, Reisende, Badegesellschaft, Prozessionen und Kinder, statt einer Enzyklopädie der Überlieferung ein Tagebuch der Lebensreise. Er bevorzugt Motive des Gedränges, der Kirchenstille, der Cafébeschaulichkeit, der Coupéinterieurs und der Neubauten. Schon auf dem Bilde, das den König Fritz auf Reisen zeigt, gab es einen Neubau, das Provisorium des Museumbaues, Bauten im Prinz Albrecht-Garten, der Rathausbau auf der Magistratsadresse von 66, Bauten vor dem Atelierfenster — im Neubau sind ungewöhnliche Bewegungs- und Lichtfaktoren, die ihn interessieren. Andere malen fertige Häuser, andere Neubauten als Impressionismen, er malt Neubauten als fertige Erscheinungen. Das Marktgedränge reizt ihn als Kompositionsschwierigkeit, die Kirche als Detailschwierigkeit, das Restaurant als Impressionsschwierigkeit. Er nagelt das Werdende mit dem Stich seines Auges fest. Nichts ist vor ihm sicher, außer er selbst. Rembrandt, der subjektivste malte sein Gesicht hundertmal. Menzel malte sein Gesicht selten, aus einem Gefühl der Objektivation. Aber er malte seine rechte Hand mit der linken, und seinen Fuß im Liegen, und seine Ärzte, und sein Zimmer, das schon 1845 einen schönen Lichtreflex durch die aufgeblähte Gardine hatte und 1847 einen altdeutschen Straßenblick und ein Renoirsches Weißwäschengebirge auf den Bettkissen, bis es 1905 zuerst von einem kleinen Elephanten verlassen wird, in dem vielleicht seine Seele wohnt, um dann in die Nationalgalerie ausgeräumt zu werden. So malte er sich selbst gar selten, aber die Dinge malte er, auch nach dem Tode. Er malte vor sich, nach sich und neben sich. Er malt alles, was malbar ist und er schaltet damit wie ein Jongleur der Weltmobilien, indem er Könige zu Vignetten, den Kreuzberg zu Italien, das Theater zu einem Titelblatt, Instrumente zu Tänzern werden läßt und zuletzt hohnlachend ein photographisches Negativ improvisiert, in dem die Lichter zum Schatten sich richtig-falsch vom Dunklen zum Hellen abstufen. Ja, diese witzige Natur stellt die ganze gute Geschichte auf den Kopf.


Lange ehe es eine Fortunymode gab mit sprühenden Farben und konfettierten Reflexen, machte er seine Mainzer Hochaltäre mit den glitzernden Chorstühlen und den leuchtenden Fenstern, und sein Ballsouper, in dem die Wogen der Gesellschaft rauschen und blaue, gelbe, grüne Kleider- und Schmucklichter phosphoreszieren. Lange ehe Japan für Europa Parole wurde, malte er in seinem Kinderalbum die nächtigen Storchnester, die schillernden Vogelkäfige, die surimonohaften Kasuars, die kapriziösen Naturschnitte. Seine auf die Fläche gestimmten Wald-

landschaften entstanden, ehe noch von Schottland verkündet wurde, daß man aus einem Stück Natur ein Ornament der Wand machen kann. Noch waren die Probleme der Innen- und Außenbeleuchtung unaufgerollt, und er zaubert ein goldenes Abendlicht über das Flötenkonzert und ein silbernes Tageslicht über die Tafelrunde. Man sprach noch nicht von Freilicht, und er malte sein Weidenbild mit der ganzen hingebenden Treue gegen grüne und rote, in der Luft erweichte Töne. Er beherrschte die warme tonige Ölmalerei, ehe der große belgische Strom über Deutschland kam, um den angeblich abgestorbenen Kolorismus aufzufrischen. Er stilisierte die fridericianischen Schmuckstücke in einer so phantasievollen, delikaten Manier, daß sie unser Kulturgefühl heut noch beschämen mögen. Er fand dekorative Linien und Formeln, die die Engländer voraus nahmen. Er skizzierte Augenblicksdinge, Herren auf einer Bank, die lesen, Damen mit einer Mantille, die nähen, Zigarrenrauchende auf Korbstühlen, Operngläsdrehende, mit einer effektvollen Geschwindigkeit in Gouachelichtern, in der ihn kein weltberühmter Franzose übertraf. Die weiße Reifrockdame auf dem roten Sopha beim Flötenkonzert ist an Geschmackszartheit von keinem unserer Stilisten altgemacht worden. Und das schwere, rauchende Eisenwalzwerk kam, als niemand glaubte, daß Fabriken ein Gegenstand der Malerei sein könnten. Alles kam, ehe die Mode kam. Aber es machte nicht diese Mode, es tauchte auf und unter, ohne Lehrer, ohne Schüler, ein Bild der Möglichkeiten, keine Historie. Einmal leuchtete in dem Laboratorium dieses unheimlichen Zwerges die Idee der Malerei auf, die Allstofflichkeit, die Alltechnik, die Allform, die Idee, die dann in der gewöhnlichen Arbeit der Menschen in viele Missionen und Schulen zerfällt. Ihr gesamtes Werk wird in unserer irdischen Sprache als Fleiß verstanden — und in einer höheren als Genie? Fragt die seligen Götter, fragt die Riesen auf der Erde Rücken, fragt die Schwarzalben im Nebelheim — und ihr werdet je nachdem eure Antwort erhalten.





Das Erwachen Rußlands/ von Alexander Ular



ie Krankheitsgeschichte der Zarendynastie mit ihren moralischen Begleiterscheinungen bei Kaisern und Großfürsten, und die von Alexander II. verständnislos durchgeführte „demokratische Reform“ hat allmählich zur Übergabe der Regierungsgewalt aus den Händen der Selbstherrscher an eine korrupte Beamtenkaste geführt, deren Führer seit dem Regierungsantritt Alexanders III. in bewußter Weise und mit vollem Erfolge an der Errichtung einer wirklichen, unumschränkten, aber staatsrechtlich unverantwortlichen Oligarchie gearbeitet haben. Die innere und äußere Politik der Oligarchie mit ihren wirtschaftlichen und moralischen Folgen hat, durch ihren unerhörten Druck auf alle Gesellschaftsklassen, in jeder von diesen eine Gegenbewegung hervorgerufen. Der Erfolg der russischen Revolution hängt vom engen Zusammenschluß dieser Volksströmungen ab.

Die Beamtenoligarchie hätte niemals ihre unumschränkte Machtstellung erreicht, wenn sie den Widerstand wohl organisierter gegnerischer Kräfte vorgefunden hätte. Die kurze Periode trügerischer Wohlfahrt unter Wittes Verwaltung, die allmählich zwei bis dahin unbekannte Kräfte, die Bourgeoisie und das Industrieproletariat, geschaffen hatte, war für sie eine neue Gefahr, die die allgemeine Unzufriedenheit, Produkt des Elends, aber Keim des Volksbewußtseins, noch verstärkte. Die Oligarchie konnte daher nicht anders, als jeglichen wirtschaftlichen und moralischen Fortschritt bekämpfen. Zu diesem Zweck mußte sie sich zu einem festen Block zusammenschließen, dem gegenüber alle Untertanen des Zaren eine formlose Heerde bildeten, in welcher alle sozialen, moralischen, religiösen, wirtschaftlichen und insbesondere alle nationalen Unterschiede zu verschwimmen hatten. Diese vor allen anderen, denn jede der zahlreichen durch Krieg oder Vertragsbruch unter das Joch des Zaren gekommenen Nationalitäten, konnte unmittelbar als organisierte Macht auftreten und die Fesseln der großrussischen Herrschaft zu brechen versuchen.

Keine einzige der nicht großrussischen Nationalitäten hat sich nämlich mit ihrem Schicksal abgefunden; Jahrhunderte lange Knechtschaft hat den Haß der einen nicht erfolgreicher gelöscht, als wenige Jahre verstärkten Drucks den Selbstbestimmungswillen der anderen, eine Erscheinung, die das Absorptionsvermögen des Zarentums endgültig richtet. Die Beamtenoligarchie hat sich in richtiger Erkenntnis dieser Sachlage von Beginn ihrer Macht an zum unerbittlichen Verfechter der „Reinigung“, das heißt der Russifizierung des ganzen Reiches gemacht. Mit dem Sturz der Adelsoligarchie (seit den sechziger Reformen) war die „Gefahr“ der Fremden gewachsen. Der Adel hatte mittels Liebenswürdigkeiten und fetten Pfründen ans Zarentum gefesselt werden können; aber er hatte nun seinen

Einfluß auf die Massen verloren und genügte folglich nicht mehr, um dem Zarentum Ruhe vor dem erwachenden Volkswillen zu bewahren. Und da es unmöglich war, die „fremden Völker", seien es nun die Ostseedeutschen, Litauer, Polen, Ruthenen, Tartaren, Georgier, Armenier, Finnländer oder Juden, ebenso zu verführen, wie ihren Adel, so blieb tatsächlich nur ein Weg offen: ihre Vernichtung, ihre Russifizierung mit Gewalt.

Alexander III., der beschränkteste Zar des letzten Jahrhunderts, faßte sofort die ganze moralische Größe eines solchen Planes. Er hatte niemals auch nur das Geringste an der Geschichte seiner eigenen Dynastie begreifen können und hielt sich tatsächlich noch einfach für den Zaren des slavo-mongolischen Großrussenstammes, der zugleich Papst der orthodoxen Kirche ist. Sein historisches Wissen blieb vor Peter dem Großen stehen, und seine Politik entwickelte sich um so üppiger auf dem Dünger der alten großrussischen Traditionen, als die fürchterliche Oligarchie, die ihn umgab, dabei ausgezeichnet auf ihre Rechnung kam. Seine Theorie mußte, in die Praxis übertragen, zur Verfolgung und Verdrängung aller nicht großrussischen Nationalitäten und aller nicht staatlich-orthodoxen Konfessionen führen. Der verblendete Kaiser glaubte aufrichtig, auf solche Weise zugleich seine Macht im russischen Reiche und sein Ansehen im Auslande auf eine festere Grundlage zu stellen.

Die Methode war einfach und für die Oligarchie ungemein einträglich, da sie unzählige Gelegenheiten zu Erpressungen lieferte, deren Opfer die vermögenden Mitglieder der verfolgten Gruppen waren. Die Russifikatoren sahen aber nicht ein, daß alle ihre Zwangsmittel die Nationalitäten und Religionen nicht unterdrücken, sondern höchstens reizen konnten. Was konnten sie denn auch tun? Zunächst einmal ihnen die historischen Rechte oder Vorrechte wieder nehmen, die die Zaren selbst ihnen zur Zeit der Unterwerfung verbrieft hatten. Nichts war leichter als das; der Zar brauchte ja nur einige kleine Eidbrüche zu begehen. Für einige Nationalitäten war dies schon längst geschehen. Das Königreich Polen war in einen russischen „Distrikt" umgewandelt worden, Ruthenien, vom moskowitischen Eroberer in „Kleinrußland" umgetauft, war unter Vertragsbruch annektiert und seine nationale Zivilisation auf das klägliche Niveau der großrussischen herabgedrückt, Georgien hatte ein ähnliches Schicksal erfahren. Vertragsbruch und Treubruch waren kostbare Präzedenzfälle, die man ohne weiteres auf die Finnländer und Armenier anwenden konnte. Aber es war nur zu klar, daß diese staatsrechtliche Russifizierung im besten Falle nur die Erbitterung der Opfer steigern konnte und folglich ihrem eigenen Ziel zuwider arbeitete.

Um das nationale Leben tiefer an der Wurzel zu treffen, blieben höchstens noch drei Mittel: das Verbot der Nationalsprachen und die gewaltsame Einführung der russischen, die Verhinderung der zur Verteidigung des nationalen Lebens bestimmten Anhäufung von Kapitalien oder Gründung von Verbänden, und schließlich die Bekehrung der Andersgläubigen zur Staatskirche mittels besonderer Ausnahme-Gesetze, die sie rechtlich und wirtschaftlich benachteiligen. Diese Mittel wurden überall mit unerhörter Rücksichtslosigkeit bis zur äußersten Grenze des

Möglichen entwickelt. Das Ergebnis war aber auch hier das Erwachen des Nationalbewußtseins. In einer Zeit, wo die ganze Welt sich unter dem Einfluß des in Frankreich wohl zuerst formulierten „Nationalprinzips" umgestaltete, in einer Zeit, wo dieses Prinzip Italien und Deutschland schuf und Österreich und die Türkei zerriß, verfolgte das Zarentum den Wahn, dieses Prinzip bei seinen Opfern mit denselben Mitteln auszurotten, die es überall sonst zum Blühen gebracht haben! So schuf es — immanente Gerechtigkeit — Bedingungen, die es schließlich selbst bei den Großrussen in die gefährlichste Lage bringen sollten.

Übrigens war die Beamtenoligarchie im Grunde garnicht auf falscher Fährte, wenn sie das Nationalbewußtsein der unterworfenen Völkerschaften mit dem revolutionären Geist im allgemeinen identifizierte: beide nämlich entspringen derselben Quelle, beide auch zeigen sich oft unter gleichen äußeren Formen. Der Unterschied liegt nur darin, daß das Nationalbewußtsein und seine Erscheinungsform, der Aufstand, meistens alle sozialen Klassen umfaßt, während der revolutionäre Geist nur die Unglücklichsten und Fortgeschrittensten belebt. Da das russische Beamtentum das Dasein verschiedener Klassen sich gegenüber nicht anerkennt, mußte es einfach alles, was sich ihm widersetzte, als revolutionär bezeichnen. Diese eigentümliche Begriffsverwechslung hat das Beamtentum schließlich so weit gebracht, daß es tatsächlich in jeder politischen oder moralischen Fortschrittsbestrebung das Werk der Feinde des Großrussentums sieht, also des „Auslands". Und seine gesamte gewaltsame Unterdrückungstätigkeit stützt sich bis zum heutigen Tage auf diese lächerliche Idee. Es ist nützlich, festzustellen, daß die Oligarchie es selbst sagt. Am 18. Juli 1904 (unmittelbar nach dem Tode des finnländischen Statthalters Bobrikoff) hat es Plehwe selbst in folgendem Passus einer Unterredung erklärt, zu der er mich hatte einladen lassen.

„Diesen scheußlichen Mord können Sie auf die Liste aller der anderen setzen, die Sie im Ausland mit Ihrer Presse und Ihrer revolutionären Propaganda angezettelt haben."

„Exzellenz werden mir gestatten, genau der entgegengesetzten Ansicht zu sein und zu protestieren. Die auswärtige Presse fühlt sich durchaus unschuldig. Bei uns gibt es überhaupt keine Terroristen, weil der Terrorismus gar kein Objekt hat."

„Ich habe den Beweis, daß alle Verschwörungen im Auslande angezettelt werden."

„Ganz recht. Aber nicht von Ausländern. Es wäre überhaupt unmöglich, vom Auslande aus bloß durch Propaganda eine irgendwie beachtenswerte Bewegung hier in Szene zu setzen. Die Wurzeln des Übels sind viel tiefer; sie sind örtlich; sie wachsen von selbst. Nicht wir sind schuld daran, sondern der Boden, in dem sie keimen."

„Sie wissen aber sehr wohl, daß dieser Boden ein fremder Boden ist. Bloß Fremde sind revolutionär in Rußland: die Schweden in Finnland; einige Polen, Armenier usw., und vor allen Dingen die Juden."

„Man kann sich tatsächlich wundern, daß diese alle in ihrem eigenen Lande Fremde geblieben sind. Sollte das nicht an politischen Mißhelligkeiten liegen?"

„Die Frage ist nicht politischer sondern nationaler Natur. Zum Beweis führe ich nur den gegenseitigen Haß zwischen Russen und Juden an, der oft in wirkliche blutige Kämpfe ausartet. Der Kampf ist national. Man muß mit oder gegen Rußland sein..."

Das Prinzip findet sich in diesen Worten mit aller wünschenswerten Klarheit ausgesprochen. Seine Anwendung ist so meisterhaft durchgeführt worden, daß das Beamtentum durch bloßes Verratgeschrei bei jeder zu befürchtenden fortschrittlichen Regung sogar bis nach Frankreich hinein ehrliches Mitgefühl hat erschwindeln können. Schließlich (Ende 1904) als durchaus nicht mehr die „fremden" Nationalitäten sondern die Großrussen selbst anfingen, gegen die Beamtenoligarchie Sturm zu laufen, konnte diese sogar Großrussen selbst als „Verräter" vor der erstaunten Welt brandmarken. Sie fand den Mut, im offiziellen Blatt des Generalstabs die beiden folgenden Depeschen zu veröffentlichen:

„Der Generalstab hat aus Paris die folgende Depesche erhalten: „Die Londoner Agenten berichten, daß die Unruhen im Petersburger, Libauer und Sebastopoler Arsenal, sowie auf den westfälischen Zechen von anglo-japanischen Spitzeln ins Leben gerufen sind um die Abreise der Geschwader des Schwarzen Meeres und der Ostsee zu verhindern. Kolossale Summen werden für die Agitation in Rußland ausgegeben." Erklären Sie dem russischen Volke die Wahrheit. Jede Sympathie mit den Unruhen ist ein Verbrechen und ein Verrat. In Paris rühmen sich die Japaner öffentlich, die Unruhen hervorgerufen zu haben."

„Das Kriegsministerium hat aus Paris die folgende Depesche erhalten: „Unser Londoner Korrespondent kabelt, daß die japanische Regierung achtzehn Millionen Rubel an die Revolutionäre, die Liberalen und die russischen Arbeiter verteilt hat, zur Organisation der Unruhen in Rußland. Man hatte die Absicht, die Flottenarsenale zu zerstören, die Abreise der Geschwader des Schwarzen Meeres und der Ostsee zu verhindern, das Heer Kuropatkins durch Hunger zu Grunde zu richten, und die Regierung zum Abschluß des Friedens zu zwingen, den Japan am Vorabend seines Bankerotts durchaus nötig hat."

Selbstverständlich ist eine derartige Verwechslung der Revolution mit dem „Feinde" nicht mehr unbewußt, sondern bloß ein politisches Manöver, das im letzten Augenblick die dümmsten unter den Großrussen noch einmal an die Fahne der Oligarchie fesseln sollte. Aber sie ist als solches recht interessant, und überdies als Probe der polizeilichen Tätigkeit der Beamtenherrschaft. Die erwähnten Depeschen stammten nämlich aus einer höchst zweideutigen Offizin, die die russische Polizei unter dem Namen Agence latine in Paris eingerichtet hat, und deren Gewährsmann der frühere Knabenlieferant des Großfürsten Sergius ist, ein gewißer Tscherep-Spiridowitsch, der der Erpressung, der Hochstaplerei und auch des Mordes überführt ist, und dessenungeachtet in Paris in der feinen Gesellschaft als Präsident einer „kelto-slavischen Liga" eines unbegreiflichen Ansehens genießt. Unter seiner Leitung ist die Oligarchie in der Ausschlachtung des Nationalprinzips denn doch zu weit gegangen, und Graf Lamsdorff, der einzige Überlebende der nicht zu ihr gehörigen Beamten, konnte ihr in der folgenden Form den verdienten offiziellen Denkzettel verabreichen:

„Die Agence latine, die kürzlich zu einer traurigen Berühmtheit gelangt ist, hat schon wieder eine Probe ihres unglaublichen Verleumdungsvermögens geliefert. Sie hat die Unverschämtheit gehabt, die Nachricht zu verbreiten, als sei der Präsident des Ministerkomitees Witte der Urheber der letzten Unruhen und habe sich infolgedessen schleunigst ins Ausland begeben. Durch eine derartige Nachricht, die ihren Urheber dem Fluche der Lächerlichkeit preisgibt, hat die Agence latine sich selbst gerichtet. Es wäre unter der Würde jedes anständigen Nachrichtenbureaus, noch irgend eine aus derselben Quelle stammende Nachricht zu dementieren."

Die bloße Möglichkeit solcher Zwischenfälle zeigt, wie der großrussische Nationalismus die Nationalitätenfrage zu seiner eigenen Verteidigung benutzen konnte, aber auch bis zu welchem Grade schließlich der Haß des Beamtentums gegen die von Plehwe als Urheber der Umsturzbewegung gebrandmarkten „Ausländer" gestiegen ist. Sind nun die nicht großrussischen russischen Untertanen wirklich die Anstifter dieser Bewegung?

Die autonomistischen Bestrebungen der Finnländer, Polen, Georgier, Armenier, Tataren usw. können hier füglich übergangen werden, da ihre rein nationalen Ziele sie genügend als wesentliche Mitarbeiter am Sturz des Zarentums charakterisieren. Zwei Völkerschaften jedoch, die in der eigentlich russischen Revolution eine große Rolle zu spielen haben, die Ruthenen und die Juden, nehmen in dieser Hinsicht einen besonderen Platz ein.

Die Ruthenen

Die Ruthenen, das zahlreichste und doch am wenigsten bekannte nichtgroßrussische Volk, sitzen im südlichen, dem fruchtbarsten, reichsten und gewerkfleißigsten Teile Rußlands. Man hat sie totschweigen wollen. In Europa weiß man kaum, daß die frühere Ukraine nicht von waschechten Russen bewohnt wird. Die Ruthenen sind mindestens fünfundzwanzig Millionen Köpfe stark. Ihre Lage, obwohl weniger bekannt als die der Finnländer oder Armenier, ist nicht weniger jämmerlich, als die der anderen verrussifizierten Nationalitäten. Ihre Leidensgeschichte hat gerade vor drittehalb Jahrhunderten begonnen unter dem Zaren, dessen Namen der schwächliche Erbe Nicolas II. trägt. Unter Alexis schloß der durchaus demokratische Staat der Ruthenen, die sich Saporoger oder Kosaken nannten (nicht mit den tatarischen unzivilisierten Reiterhorden gleichen Namens zu verwechseln), mit dem Moskauer Zaren zum Zweck des gemeinsamen Schutzes gegen polnische und türkische Übergriffe einen Vertrag, der in gewissem Maße dem österreichisch-ungarischen Kompromiß ähnelt. Er sollte es bald bereuen. Seine Selbständigkeit überlebte den Abschluß des Bundes nicht lange. Die Zaren warteten nur gerade so lange, wie sie zur Vorbereitung des Gewaltstreiches brauchten. Der zum Fabelheld gewordene Verbündete Karls' XII. von Schweden, Masepa, der die verbrieften Rechte seines Landes mit Gewalt gegen den Gewaltherrn Peter den Großen zu verteidigen trachtete, war der letzte unabhängige Regent der Ruthenen. Die Schlacht bei

Poltava machte dem Ruthenenstaate ein Ende. Katharina II. annektierte kurzerhand das ganze Land, und führte an Stelle der zu wenig unterwürfigen früheren freien republikanischen Bauerngemeinde die schändliche großrussische Leibeigenschaft ein; die einen behaupten, um ihre deutsche Herkunft bei den russischen Grundherren vergessen zu machen; andere meinen, um auf handgreifliche Weise die Überlegenheit der Moskauer Kultur zu zeigen.

Aber das war noch nicht alles. Die Ruthenen sind nämlich unter den Osteuropäern, was die Franzosen im Westen sind, ein höchst lebhaftes, intelligentes, zu fortschrittlichen Neuerungen geneigtes, kunstsinniges und zu Kunst und Wissenschaft ungemein begabtes Volk. Sie sind die eigentlichen Träger der europäischen Kultur im Osten. Der Russe — der ihnen, wie kürzliche Forschungen ergeben haben — ihren Namen gestohlen hat, verdankt ihnen den Anflug europäischer Kultur, und vor allen Dingen die Erhebung über ihr mittelalterliches slavo-mongolisches Kultur- oder vielmehr Barbareiniveau. Das hat er ihnen offenbar nie verzeihen können, und er hat sich seit einem Jahrhundert keine Mühe gespart, um die ruthenische Nationalkultur nunmehr der russischen anzupassen. Es hat nicht viel genützt. Die ruthenische Sprache, die durchaus kein „russischer Dialekt" ist, wie die Zaren, die sie nicht kennen, es glauben, hat nicht die geringste Schuld an die russische abzutragen. Die ruthenische Literatur ist wundervoll; und wenn einige der größten Künstler, wie Gogol, Glinka oder Korolenko sich des Russischen bedient haben, so erklärt sich das aus der Unmöglichkeit, ruthenische Werke in Rußland zu veröffentlichen.

Alexander II., der sogenannte Befreier, der die politische Leibeigenschaft durch die wirtschaftliche ersetzte, hob zwar Katharinas Gesetz auf, aber er hatte eine derartige Furcht vor der Möglichkeit einer großartigen Entwicklung moderner Anschauungen bei diesem hochbegabten Volke, daß er im Jahre 1876 einen wahnwitzigen Ukas erließ, der einen Dschinghis, Timur oder Attila beschämt hätte. Er verbot einfach jeden Gebrauch der ruthenischen Sprache im öffentlichen Verkehr und in der Literatur, und verurteilte so — zur Krönung seines Befreiungswerkes — die gescheiteste Nation in seinem Reich zur absoluten Taubstummheit.

Fünfundzwanzig Millionen Menschen können seit neunzehn Jahren keine Zeitung und kein Buch in ihrer Muttersprache lesen. Sie können in der einzigen Sprache, die ihnen geläufig ist, weder Reden halten, noch öffentlich singen, noch mit den Behörden verkehren. Wer ruthenische Schriften einführt (z. B. aus Galizien, wo zwei Millionen der ihrigen unter dem Joch der polnischen Schlachta elend dahinvegetieren) hat die Verschickung nach Sibirien (ohne gesetzmäßige Verurteilung natürlich) zu gewärtigen.

Die paar „wohlgesinnten" Ruthenen, die es noch gab, wurden schließlich 1904 noch durch eine verschärfende Bestätigung des Taubstummenukases zur äußersten Erbitterung gereizt. Der kleine Zäsarewitsch wurde zum „Hetman" (dem bei den alten Saporogen g e w ä h l t e n Oberhaupt) ernannt. Und zur Ergänzung dieser Liebenswürdigkeit erließ der heilige Synod am selben Tage ein Edikt, das die von

einigen ruthenischen Gelehrten befürwortete Autorisation einer ruthenischen Bibelübersetzung verweigerte; die Bibel, die in Rußland in siebenunddreißig einheimischen Sprachen verbreitet ist, vom lappischen zum armenischen, vom türkischen zum jakutischen! Nur eine Sprache ist keines Interesses würdig, diejenige der fünfundzwanzig Millionen, die unter den Slaven die rassenreinsten und lebendigsten sind.

Wenn diese ebenso alberne wie empörende Behandlung dem Zarentum die Sympathien des gesamten ruthenischen Volkes auch entfremdet hat; wenn infolgedessen auch in der Ukraine das Volksbewußtsein schneller und vollständiger, (selbst bei den gedankenlosen Bauern) geweckt worden ist als anderwärts; wenn auch die von bäuerlichen Troubadours wiederbelebte Volkslyrik überall in die Massen gedrungen ist, und ihnen ihre frühere Rolle, ihre Geschichte, und damit auch das Unerträgliche ihrer jetzigen Lage zu Gemüte geführt hat, so halten sie sich trotzdem jetzt für einen integrierenden Bestandteil der russischen Nation; und sie verlangen in keiner Weise die Wiederherstellung ihrer Selbständigkeit wie in früheren Zeiten. Sie wollen Russen bleiben, aber Bürger eines Reiches, das nicht die natürlichen Rechte seiner Mitglieder mit Füßen tritt. Sie wollen ein Rußland, wo, gleich ihnen, jeder seine Sprache reden und seine Interessen vertreten kann. Sie wollen die Dezentralisation, die Befreiung von der Beamtenherrschaft, und die Abschaffung der wirtschaftlichen Sklaverei, die auf ihnen vielleicht noch schwerer lastet, als auf ihren Leidensgenossen.

Sie stellen demgemäß im Grunde genommen eine riesige revolutionäre Gruppe dar, die nicht für, sondern mittels ihrer nationalen Eigentümlichkeiten arbeitet. Bei ihnen sind die ersten Bauernaufstände ausgebrochen; bei ihnen haben die modernen Wirtschaftsformen, die Großindustrie, und damit das Proletariat und der bewußte Sozialismus die höchste Entwicklung erreicht. Bei ihnen haben die ersten großen politischen Ausstände stattgefunden. Und sie haben schließlich sogar bei den Großrussen, dank ihrer Lebhaftigkeit, ihrer Tatkraft, ihrer Klugheit, die Leitung der politischen Bewegung übernommen (auch der revolutionäre Priester Gapon ist Ruthene), diese Bewegung, deren kein Mensch die Großrussen allein mit ihrem aus fünfhundertjähriger Knechtschaft erklärlichen Mangel an Initiative, mit ihrer durch stupiden Aberglauben, alberne Religionsformen und absolute Unwissenheit herangezüchteten Unfähigkeit zur Tat (Tolstoïsmus, Skoptsimus), für fähig gehalten hätte . . . . .

Ähnlich haben sich schließlich alle rings um Mittelrußland herum wohnenden, ihrer sogenannten „natürlichen Rechte" beraubten Völker, fast ein Drittel der Untertanen des Moskauer Zaren vom absoluten Kaisertume abgewandt, und zwar nicht teilweise je nach sozialen Schichten, sondern ganz als nationale Gruppen, die Individuen jeden Ranges einschließen. Diese Völker stellen mit ihren Bestrebungen die Frage, welche die Staatsmänner des Zaren als die „politische" zu bezeichnen pflegen, und deren radikale Lösung die gänzliche Umgestaltung der inneren Struktur des Reiches verlangen würde.

Unter allen diesen Völkern befindet sich eines, das infolge seiner großen

wirtschaftlichen und geistigen Kraft nicht nur zum Führer aller gegen den fälschlich als Panslavismus bezeichneten Panmoskowitismus zu Felde ziehenden Nationalitäten geworden ist, sondern sich sogar an die Spitze der gegen die Beamtenherrschaft laufenden Großrussen hat stellen können, um so das Band zwischen allen Unzufriedenen zu bilden und die Einheitlichkeit der allgemeinen antizaristischen Bewegung zu sichern. Das sind die Juden.

Die Juden


enn der Panmoskowitismus, der nur allzu gewinnbringende Nationalismus der Beamtenoligarchie früher nicht vorhanden gewesene nationale Gegenbewegungen ins Leben gerufen hat; wenn seine einsichtslosen und gewalttätigen Maßnahmen den politischen Freisinn und vor allem den Sozialismus sogar dort aus dem Boden gestampft haben, wo die wirtschaftlichen und intellektuellen Bedingungen für die natürliche Keimung derartiger Theorien noch jetzt in keiner Weise gegeben sind; wenn er, kurz, einen offenbar politischen Widerstand bei einer Bevölkerung groß gezüchtet, die im Grunde kaum noch die Wichtigkeit der Staatsform für die materielle Wohlfahrt des Volkes begreift (wie z. B. bei den Weißrussen, den ruthenischen Bauern, den großrussischen Arbeitern, die eigentlich bloß zeitweilig vom Ackerbau ferngehaltene Bauern sind), so hat das Zarentum dies in erster Linie seiner antisemitischen Politik zuzuschreiben.

Die Juden sind ja in Rußland nicht dasselbe, was sie in andern Ländern darstellen, eine vollständig, zum mindesten äußerlich, an ihr Milieu assimilierte Rasse. Wenn im russischen Reich eine ganz geringe Minderheit durch glückliche Zufälle trotz aller listigen Hindernisse den Weg hat zurücklegen können, dessen Ziel die europäischen Juden schon seit einem Jahrhundert erreicht haben, so bildet die ungeheure Mehrzahl, mindestens fünf Millionen Köpfe stark, noch immer eine festgeschlossene Nationalität, die sich von ihrer Umgebung scharf abhebt. Sie hält mit Inbrunst an ihrer Religion und ihrem äußeren Kult fest, der sie von Stunde zu Stunde zu den Sitten ihrer Umgebung in Gegensatz stellt. Ihre alltäglichen Gewohnheiten, ihre Weltanschauung, ihre Kleidung, ihre aus deutsch, hebräisch und russisch zusammengesetzte, mit hebräischen Zeichen geschriebene Sprache, und schließlich auch ihre eigentümliche Rührigkeit, die sie überall, wo sie nicht wie Vieh vom Zarentum zusammengesperrt sind, zu den wirtschaftlichen Herren der energielosen Russen macht: alles stempelt sie zu einem Volk im Volk. Aber der wesentliche, fast der einzige Wunsch dieses Volkes ist gerade, mit seiner Umgebung zu verschmelzen und sich rechtlich unter Bedingungen gestellt zu sehen, die seine Auflösung in dem es umschließenden Völkermeer erleichtern.

Das Zarentum hat die Entwicklung in dieser Richtung durch Gewaltmaßregeln aufgehalten. Man versteht wohl, warum. Einerseits hätten nämlich die Juden bei absoluter Bewegungsfreiheit ihre wirtschaftliche Überlegenheit über die Slaven weidlich ausgenutzt, andrerseits aber, und das war der Hauptgrund, wären ihre durch

den Verkehr mit ausländischen Religionsgenossen schon längst ziemlich „europäisch" gewordenen Gedankengänge ohne Zweifel in alle Milieus gedrungen, mit denen sie sich in Verbindung gesetzt haben würden, um ihnen natürlich sofort den Druck, die Willkür, die Gewaltherrschaft der Beamtenoligarchie unerträglich zu machen.

Allerdings haben die Juden schon vor der Ära der Beamtenoligarchie (bis auf Alexander II.) in Rußland durchaus nicht das einhellige Wohlwollen der Slavenbevölkerung genossen. Aber das hatte keine politische oder wirtschaftliche, sondern lediglich eine religiöse Ursache; der orthodoxe Klerus hat sie nämlich von jeher als die „Mörder Christi" hingestellt, nicht ohne den Abscheu des gänzlich unwissenden, lese- und schreibunkundigen und über die Maßen leichtgläubigen Bauernvolkes noch mit den unglaublichsten Schauergeschichten (Ritualmord, Bluttrinken, Abendmahlsparodie usw.) aufzustacheln, die vor Jahrhunderten auch in Westeuropa in Umlauf gewesen sind. Der Klerus hat aber diese lächerliche Verhetzung durchaus nicht, wie man es nur zu oft in andern Ländern sieht, aus wirtschaftlichen Gründen ins Werk gesetzt, sondern bloß aus religiösem Fanatismus. Er ist nämlich selbst viel zu arm und vor allem viel zu sehr vom Volke verachtet, als daß er irgend einen andern als religiösen Einfluß auszuüben in der Lage wäre. Er wird im Grunde von den Bauern nur als ein besonderer Handwerkerstand angesehen, der gegen Bezahlung die Manipulationen vornimmt, welche zwischen dem Menschen und dem lieben Gott eine Art Fernsprechverbindung herstellen; der Pope wird als solcher gerade wie irgend ein Geschäftsagent bezahlt. Sein moralischer oder wirtschaftlicher Einfluß ist folglich gleich oder vielmehr meistens unter Null, und er wäre nie auf den Gedanken gekommen, gegen die Juden wirtschaftliche Argumente ins Treffen zu führen.

In manchen Gegenden wäre dies allerdings möglich gewesen, und da ist denn auch die Polizei für den Klerus eingesprungen. Die Juden sind ja in Rußland infolge einer eigentümlichen volkswirtschaftlichen Konjunktur (die freie Bauerngemeinde mit Kollektivgrundbesitz früher bei Ruthenen und Großrussen, jetzt noch bei diesen) vom Ackerbau gänzlich ausgeschlossen geblieben, da niemand in die Gemeinden ein- oder austreten kann. So blieb ihnen nur das Handwerk (später auch die Industriearbeit) und der Handel; der Kleinhandel natürlich. Wo sie nicht ganz unter sich sind und sich gegenseitig Konkurrenz machen, haben sie es ziemlich schnell fast zur Monopolisation des Handels auf dem Lande und in den kleinen Städten gebracht. Sie hatten dann einerseits die Feststellung des Verkaufspreises ihrer Waren fast vollständig in der Hand, während sie andrerseits, auf den Dörfern zum wenigsten, meistens die einzigen Leute waren, die über einiges Bargeld verfügten. So haben sie natürlicherweise einen starken wirtschaftlichen Druck ausgeübt und sind überdies ausnahmslos die Wucherer des fortwährend bis über die Ohren verschuldeten Bauernvolkes geworden.

Der Neid, den ihnen die Slaven dieserhalb ganz unbegründeterweise bezeugten — er war ja doch nur die Folge ihrer eigenen wirtschaftlichen Unfähigkeit — hätte jedoch niemals gegen sie einen wirklichen Rassenhaß heraufbeschwören

können. Überall nämlich, auch wo Juden sind, erscheint als der fürchterlichste Typus des Blutsaugers, als der wahre Vampyr des Volkes, der russische Wucherer, der sogenannte Kulak, die „große Faust", der über etwas Bargeld verfügende Bauer, der, wenn ihm Juden in den Weg kommen, diesen unlauteren Wettbewerb vorwirft und gegen sie den religiösen Fanatismus ins Treffen führt, während er selbst, dem mit derartigen Gründen (Rassengründe existieren nicht) nichts anzuhaben ist, solche auch nicht zu fürchten hat, und mit ungleich schändlicherer Roheit seine unglücklichen Opfer ausschlachten kann. Im allgemeinen war das Verhältnis zwischen den jüdischen Händlern und dem slavischen Kleinbürger und Bauern wenn nicht freundschaftlich so doch anständig.

Es waren auch keine wirtschaftlichen, sondern bloß politische Gründe, nämlich die Angst, die Pfeiler des Zarentums, die Großrussen, von den Juden in intellektueller Hinsicht „ungünstig" beeinflußt zu sehen, die die Regierung noch vor der Beamtenära in eine Art mittelalterlichen Antisemitismus gejagt hat: die Juden wurden in Gettos, den sogenannten Rayons, isoliert, die in Wirklichkeit weite Zonen (immer außerhalb des alten Moskauer Reiches), ja, ganze Länder waren, aus denen sie sich auf längere Zeit nur dann fortbegeben durften, wenn ihre Tätigkeit einen fürs Reich auffallend nützlichen Charakter trug (Gelehrte, Großhändler usw., die sich dann meistens taufen ließen). Recht bezeichnend ist es, daß eine der stets durchaus „judenreinen" Zonen einen 50 Kilometer breiten Landstreifen an der Westgrenze darstellte, welches beweist, daß damals schon die Zaren die zu enge Berührung zwischen dem „fremden" Juden und dem jüdischen Fremden fürchteten; der Vorwand jener Maßregel war der Verdacht des Schmuggels, der wahre Grund aber die Angst vor der „Zivilisation des Westens", wie Pobiedonoszeff sie ganz nach Pekinger Muster bezeichnet. Im Südwesten (Podolien, Bessarabien), sowie im Westen (Polen) und Nordwesten (Litauen, Weißrußland) waren die Rayons von dieser fruchtbaren Rasse schon fast übervölkert; die Konkurrenz war scharf und das Elend groß. Aber da innerhalb dieser Zonen wenigstens eine gewisse Bewegungsfreiheit bestand und überdies gewisse Gewerbe die Zulassung in Rußland leicht möglich machten, so war die Lage der Juden, wenn auch unwürdig, nicht viel schrecklicher als die ihrer Leidensgenossen unter dem Zarenjoch.

An die Stelle dieses altmodischen Antisemitismus setzte die Beamtenoligarchie den offenen Rassenkampf. Sie fürchtete nämlich noch mehr als das frühere aristokratische Zarentum, die jüdische Intelligenz. Und vor allem hatte sie einen Sündenbock für ihre eigenen Missetaten nötig, insbesondere für die ungeheuerliche Ausbeutung des Steuerzahlers. Sie hatte demnach einerseits die wirtschaftliche und intellektuelle Kraft der Juden zu Grunde zu richten und sie andrerseits den Slaven gegenüber als wirkliche Feinde zu verdächtigen. Die Sache wurde nach dem Tode Alexanders II., als der Nihilismus am stärksten tobte, ins Werk gesetzt. Der künstlich gefütterte Judenhaß sollte den Haß gegen die Regierung vergessen machen. Die ersten Judengemetzel wurden von dem damals als Polizeichef fungierenden Plehwe mittels unglaublicher Intrigen in Südwestrußland ins Leben

gerufen. Dieser entsetzliche Mensch hat bis zum Augenblick der Explosion, die endlich Rußland von seiner Gegenwart befreite, mit einer geradezu teuflischen Hinterlist zweiundzwanzig Jahre lang einen großen Teil des russischen Volkes zu überzeugen vermocht, daß die Juden selbst ihre eigenen Gemetzel anstiften.

Schon 1882 brachte er unter dem Vorwande der „Sicherheit des Staates" die berüchtigten „provisorischen" antisemitischen Dekrete ans Licht, die, wie er später einmal selbst gesagt hat, „die Juden mit drei Mitteln aus dem Wege räumen sollten; ein Drittel sollte bekehrt werden, ein Drittel auswandern, und der Rest .... krepieren." Diese Dekrete, die noch heute provisorisch sind, beschränkten die Rayons, warfen dort fast alle bis dahin anderweitig beschäftigten Juden zusammen und verboten das Wohnen auf dem Lande. Es war eine regelrechte Verfolgung; Alexander III. ahmte Diokletian in allen Stücken nach. Zehntausende von Juden verloren ihren Verdienst und vermehrten die Zahl der schon in den Rayons überzähligen Arbeitslosen. Durch die Natur ihrer unfreiwilligen Aufenthaltsorte auf eine ganz beschränkte Zahl von Berufen angewiesen, sahen sie sich bald einem beispiellosen Elend gegenüber. Die Rayons wurden ein Höllenpfuhl. Nie hat Indien ähnliches Entsetzen aus Hunger erlebt. Der Hungertod war ein alltäglicher Unfall. Üppige Epidemien feierten in den in Schmutz und Unterernährung verkommenen Leibern Orgien, die Plehwes Herz hüpfen machten. Zwei Drittel — die Ziffer ist offiziell — aller Familien gerieten in derartige Not, daß — offizielle Worte — „die Ernährung sie nicht zu ständiger Arbeit tauglich zu machen genügt". Trotzdem arbeiteten sie — oder starben. Die Glücklicheren wanderten aus. Aber die große Mehrzahl leerte den Kelch bis zur Neige. Welche fürchterlichen Zwischenfälle haben da nicht die Henkersknechte des Zaren mit dem ewigen Mal der Schande gebrandmarkt! Sogar Swiatopolk-Mirski, der so „liberale" Herr, hat einen direkten Massenmord begangen, indem er auf Grund der Plehweschen Dekrete einer ganzen jüdischen Bevölkerung von 4000 Seelen, deren Flecken abgebrannt war, verbot, sich auf die umliegenden zu flüchten (im Bezirk Wilna); es war im Winter 1903 bei entsetzlicher Kälte; die Unglücklichen blieben ohne Dach, fast ohne Kleidung, ohne Nahrung, drei Tage und drei Nächte im Schnee; nach zwei Monaten waren sechshundert gestorben.

Aber Plehwes Ausrottungstheorie war falsch angewandt.

Während nämlich seine 1882er Dekrete die ganze Judenrasse vom russischen Erdboden vertilgen sollten, mußte ihr die zu gleicher Zeit ins Werk gesetzte Finanz- und Wirtschaftspolitik einen ganz unerhörten Machtzuwachs bringen. Diese Politik war nämlich nur mit Hilfe jüdischen Geldes durchzuführen. Das jüdische Kapital spielte plötzlich eine Rolle, die für die Oligarchie um so unangenehmer war, als sich die der Rasse eigentümliche Solidarität sofort in der ausgiebigsten Unterstützung des Proletariats, das schließlich fast allein unter der Verfolgung schwer zu leiden hatte, Bahn brach. Es handelte sich da nicht nur ums Großkapital, welches bei den Juden noch seltener war, als bei den Russen. Diese hatten einfach nicht die genügende Tatkraft, um in der neuen Periode, die unter dem Zeichen

fieberhafter wirtschaftlicher Tätigkeit stand, die führende Rolle zu übernehmen. Die Juden fanden diese Tatkraft um so leichter, als für sie alles auf dem Spiele stand. Groß und klein machten sich aus der tollen Witteschen Gründerperiode ein Mittel zu materiellem und moralischem Aufschwung. Alles jüdische Geld schwoll an. Sogar die ganz kleinen Juden, die Dorfhändler, zogen großartigen Nutzen aus dem schwunghaften Handel, der ihnen alles von den zur Arbeit bei Eisenbahn- und Fabrikanlagen zeitweilig ausgewanderten Bauern schnell verdiente Geld ebenso schnell zuführte. Das jüdische Proletariat fand in den neuen Industrien einen unerhofften Erwerbszweig; die jüdischen Arbeitgeber nahmen gern jüdische Arbeiter. Die Zahl der mächtigen Juden wuchs schnell; man konnte sie nicht mehr als Parias behandeln. Die geschicktesten zogen als Herren und Meister ein, wo man sie wie Ungeziefer verjagt hatte. Das Arbeiterproletariat, ungemein rührig und solidarisch, machte in intellektueller Hinsicht erstaunliche Fortschritte und schloß sich heimlich zu festen Verbänden zusammen. Und wenn das Elend noch entsetzlich war, so war wenigstens die Hoffnung auf Besserung, und mit ihr die Lust an der Tätigkeit wiedergeboren. Aber das alles war erst eine Seite von dem Verhängnis, das sich das Zarentum mit dem Antisemitismus heraufbeschworen hatte. Die Russen selbst, zu deren Heile doch angeblich die Ausrottungsmethode gegen die Juden einzig und allein ins Werk gesetzt wurde, zogen aus ihr nicht den geringsten Nutzen. Im Gegenteil, die Abwesenheit jüdischer Elemente trat überall als wirtschaftlicher Rückgang in die Erscheinung, der Handel stockte, die Preise stiegen, die Zahlungsfähigkeit der Massen nahm ab.

Außerdem sah sich das Beamtentum mit all seiner Brutalität in den Rayons alsbald einer Kriegsmaschine gegenüber, der es auf der ganzen Linie jämmerlich unterliegen mußte: man entwaffnete es höchst listiger Weise durch die zum System erhobene Bestechung. Die Rayons wurden eine wahre Brutanstalt von Beamten, die sich öffentliche Ämter ohne Diebstahl, Erpressung, Bestechung, Betrug und Fälschung gar nicht mehr vorstellen konnten, und die natürlich die in der Judenzone gewöhnlichen „Verwaltungsprinzipien" mit Wonne im ganzen Reiche verbreiteten. Sie trugen das Bakterium der rettungslosen Fäulnis in dem ganzen, dieser Infektion nur zu leicht zugänglichen Staatsorganismus herum, und beschleunigten so den Zersetzungsprozeß, an dem das Zarentum zu Grunde geht.

Nichts war übrigens natürlicher als diese innere Zerstörung des Beamtentums durch die Juden. Einerseits waren diese ja noch immer rechtlos der Beamtenwillkür preisgegeben; und da sie offiziell als virtuell revolutionär gebrandmarkt waren, konnte jedes nur mögliche Verbrechen gegen sie von Beamten unter dem Schutze von Individuen wie Plehwe, Sergius, Popiedonoszeff usw. ungestraft begangen werden; tatsächlich sind Erpressungen, ungesetzliche Gelderhebungen und selbst charakterisierte Diebstähle stets durchaus zulässig gewesen, wie es vielfache Prozesse ans Licht gebracht haben. Andrerseits aber waren die vermögenden Juden, denen durch unzählige Schikanen das Geschäfts- und sogar das Familienleben zur Hölle gemacht werden konnte, durchaus geneigt, die zweifelhafte Ruhe, in der die

Beamten sie zu lassen versprachen, bar zu eskomptieren. Das Zusammenwirken dieser zwei Elemente (Rechtlosigkeit der Juden und Geldgier der Beamten) hat nicht nur alle Schrecken des ultramodernen Antisemitismus, sondern auch die geradezu großartige zynische Unverschämtheit des Durchschnittsbeamten zur Folge gehabt.

Es ist wohl kaum nötig, an die haarsträubenden Einzelheiten der Gemetzel in Kischineff und Homel zu erinnern, bei denen außer der Plünderung und Erpressung, auch noch eine politische Ablenkung gegen die revolutionäre Bewegung im Spiele war. Die späteren Prozesse haben ja bewiesen, daß die Regierung selbst nicht nur die Organisation dieser Massenmorde vorbereitet, sondern auch ein gewisses Kapital (zur Zahlung von Druckkosten für aufreizende Plakate und ähnliches) in das Unternehmen gesteckt hat, während die Beamten (Gouverneure, Offiziere, Polizisten usw.) im Gegenteil Kapital daraus geschlagen haben, indem sie sich einen Teil der Beute persönlich aneigneten (Fall Mendel Rudi).

Seine schönsten Triumphe feierte der offizielle Antisemitismus mit Mord und Plünderung erst bei Ausbruch des Kriegs gegen Japan. Wie eine Pest verbreitete sich sofort das entsetzlichste Erpressungswesen. Juden, die gar nichts mit dem Heere zu tun hatten, wurden mit der Einziehung bedroht, von der sie sich mit horrenden Summen loskaufen mußten. Alle außerhalb der Rayons zugelassenen Juden wurden von Polizisten und Beamten unter dem Vorwande „freiwilliger Beiträge" für verschiedene Kriegszwecke in skandalöser Weise geschröpft. Die mit diesen Sammlungen beauftragten Beamten ließen sich außer den „Beiträgen" noch privatim ansehnliche Beträge zahlen „damit man ihre Zugehörigkeit zu einer mißliebigen Klasse verschweige", was eine unmittelbare Androhung der Ausweisung bedeutete. Alle offiziell und privatim so zusammengeraubten Gelder haben niemals den Weg zu den sie dringend erwartenden Kassen gefunden.

Zugleich hatte sich Plehwe durch einen kleinen Staatsstreich mit persönlicher Erlaubnis des Zaren die mißbräuchlichsten Eingriffe in die Kriegsverwaltung erlaubt. Er revidierte die Listen der unter die Fahnen zu berufenden Reservemannschaften! Der Prozentsatz der daraufhin einberufenen Juden stieg alsbald ins ungeheuerliche, bis er gerade zehnmal zu hoch wurde. Aus Petersburg wurden zur selben Zeit sämtliche jüdische Ärzte hinausmobilisiert. Von 180 zwischen dem 1. und 10. März 1904 eingezogenen Ärzten waren 110 Juden. Es ist zu bemerken, daß diese Maßnahmen, nach dem Zeugnis eines anderen Ministers, vom Ministerium des Innern über den Kopf des Kriegsministers hinweg genommen wurden, und zwar aus zwei Gründen. Einmal nämlich waren die jüdischen Ärzte sämtlich als freisinnig verdächtig, und ihre Anwesenheit in Petersburg in einer kritischen Zeit schien nicht wünschenswert. Andererseits machten sich höchst widerwärtige Einflüsse seitens gewisser christlicher Ärzte geltend, die keine Opfer scheuten, um sich einiger gefährlicher Konkurrenten zu entledigen; zwei hohe Beamte im Ministerium des Innern, von denen einer inzwischen einen Gouverneurposten erhalten hat, sind von diesen patriotischen Doktoren um je 15000 Rubel bereichert worden.

Die Familien der eingezogenen Ärzte und Mannschaften hatten unter der

Rücksichtslosigkeit der antisemitischen Regierung zu leiden. Mit der dem Tschinownik eigenen Ritterlichkeit wurden sie während der Abwesenheit der Familienväter in die Rayons ausgewiesen, und zwar „im Interesse der skrupulösen Gesetzesanwendung". Es bestand nämlich noch immer das Dekret, welches besagt, daß „jüdische Familien, deren Oberhaupt nicht imstande ist, sie zu unterhalten, ohne weiteres in die Rayons zu verschicken sind". Die Frauen mußten folglich, um dem Fluche, die die patriotischen Opfer ihrer Männer über sie brachten, zu entgehen, das „widergesetzliche Wohlwollen" der Beamten — das Wort stammt aus einem Gerichtsbeschluß — zu teueren, zu wahren Kriegspreisen erkaufen. Und sogar, als nach zwei besonders peinlichen Vorkommnissen der Zar das Dekret außer Kraft gesetzt hatte, ging dieser schmähliche Handel, wie spätere Prozesse bewiesen haben, ruhig weiter.

Schließlich waren an allen Sammelplätzen der eingezogenen Reservisten die Juden dem Gemetzel und der Plünderung ausgesetzt. Es ist nur zu klar, weswegen gerade die Juden immer unter der Mobilisation zu leiden hatten. Das Beamtentum fand im blutigen Rassenkampf den schönsten materiellen und politischen Profit. Da nun schon einmal infolge der Unterschlagung der zum Unterhalt der eingezogenen Mannschaften benötigten Gelder Unruhen unvermeidlich waren, so kanalisierte man sie gegen die Juden. In Dünaburg z. B. ließ der Polizeimeister Anschläge an die Laternenpfähle heften, in denen die Juden unter der Androhung der Ausplünderung angewiesen wurden, jede Preissteigerung zu vermeiden. Im Gouvernement Minsk zirkulierte sogar ein Rundschreiben der Regierung an die Polizeimeister, welches sie anwies, ähnliche Drohungen dem Publikum zur Kenntnis zu bringen. In Mohileff hielt der Polizeimeister, ein gewisser Radionoff, noch am 15. Oktober 1904 an jüdische Arbeiter eine Ansprache, die in den Worten gipfelte: „Wenn hier Mobilisation ist, werden euch die revolutionären Ideen schon ausgetrieben werden. Euer Blut wird in allen Straßen fließen." Was acht Tage später tatsächlich eintrat. Früher schon hatte dasselbe Subjekt die Juden mit „Metzeleien wie in Kischineff" bedroht; aber damals hatte er sich mit fünfhundert ihm schleunigst zugesteckten Rubeln beruhigt.

Die Unruhen sind für alle diese Herrschaften eine so ausgezeichnete Einnahmequelle, daß sie immer wieder neue hervorzurufen trachten müssen. Aber sie hätten es nie gekonnt, wenn ihnen das Zarentum nicht die Juden fix und fertig geknebelt ausgeliefert hätte. Sie haben also eine schöne Entschuldigung, ganz dieselbe, die die Juden, wenn sie sich ihrer umstürzlerischen Gesinnung schämten, anführen würden: das ganze Regierungssystem ist an allem schuld.

So war denn das Hauptergebnis der jüdischen Ausnahmegesetze lediglich die immer entsetzlichere moralische Fäulnis des Beamtentums geworden. Aber das Echo seiner gewissenlosen Schreckensherrschaft bei den Juden selbst sollte für das ganze autokratische System noch weit gefährlicher werden. Das jüdische Großkapital mit einem Teil der von ihm abhängigen „Intelligenz" hätte sich wie überall sonst auf die Seite der herrschenden Kaste schlagen können, um, unter dem Vorwande der Verteidigung gegen die Ansprüche des Proletariats, sogar das Zaren-

regime zu unterstützen. Aber die von den Beamten und der Regierung so schmählich drangsalierte, ausgebeutete, geknebelte jüdische Bourgeoisie sah nun oben einen viel schrecklicheren Feind als unten. Und so machte sie sich denn durchaus bewußter Weise zum Kern, zum Schwerpunkt, zum unerschütterlichen Stützpunkt der ungeheuren Bewegung, die nun bald alle Gegner der Selbstherrschaft in ihren Strudel zog. Da, außer Recht und Gesetz fand jüdische Tatkraft, jüdisches Gemeingefühl, jüdische Klugheit ein wundervolles Arbeitsfeld. Und der Vorhang der Weltbühne ging vor einer paradoxen Tragödie in die Höhe, in der die Russen, zu deren Heil man die Juden geknechtet, sich mit den Juden zum großartigen Sturmlauf gegen die freche Selbstherrschaft des tausendköpfigen Tschins zusammenschlossen.

Nicht ein einziger der großen politischen Verbände im Reiche könnte ohne die Führung oder den Einfluß des jüdischen Elementes handeln. Sogar die Liberalen, die Konstitutionalisten, die sich in den höchsten Gesellschaftsklassen und sogar bei den wenigen noch nicht ganz verdorbenen Beamten rekrutieren, können nicht ohne die Juden auskommen. Und wenn der freisinnige Hochadel, der die sogenannte Semstwobewegung ins Werk gesetzt hat, seine Verbindung mit ihnen hat verheimlichen können, so liegt dies nur an seiner rein defensiven Taktik; da er alte Rechte zu verteidigen hat, braucht er nicht neue offen auf seine Fahne zu schreiben: aber auch er hat in seiner politischen Fehde mit der jüdischen Revolution zusammengearbeitet. Alle anderen Verbände werden offen von Juden geleitet. Die marxistischen Sozialdemokraten, die terroristischen Sozialrevolutionäre, die Polnischen Sozialisten, und vor allem — vielleicht die am besten organisierte aller dieser geheimen Gesellschaften — der jüdische Arbeiterverband, der „Bund", sind in den Händen der Juden, und werden unmittelbar vom jüdischen Freisinn im Auslande beeinflußt.

So muß man im Grunde denn Plehwe und seinen Helfershelfern Recht geben, wenn sie behaupten, die politische Frage und die Judenfrage seien ein und dieselbe. Aber man muß hinzufügen, daß sie und ihre einsichtslose Politik daran schuld sind.

Wenn sie nun aber Recht haben, so verträgt diese Frage gar keine andere Lösung, als den Zerfall des um den Moskauer Zaren mit Blut, Eisen und . . . Gold zusammengeschweißten Reiches. Denn die Polen, Armenier, Deutschen, Letten, Litauer, Ruthenen, Georgier, Tataren und Finnländer, die sich jetzt hinter der Judenfrage verstecken, würden im Augenblicke eines radikalen Lösungsversuches sofort wieder das Gespenst des Bürgerkrieges heraufbeschwören, den sie schon jetzt vorbereiten. Das russische Reich würde in seiner jetzigen Form nicht weiterleben können, sondern sich zu einem Föderativstaate im Sinne Deutschlands oder Österreichs umgestalten müssen. Diese offenbar höchst schwerwiegende Notwendigkeit hat das Zarentum und sogar seine ehrlichsten und vernünftigsten Diener in eine absolut ablehnende Haltung gegenüber den rein politischen Reformen gedrängt. Denn auch nur das geringste Zeichen der Schwäche würde die Auflösung des großrussischen Staates in logischer Entwicklung der Ereignisse nach sich ziehen.

Die Frage hingegen, mit der sich das Zarentum selbst beschäftigt, ist eine ganz andere. Es gibt vor, die nun einmal nicht wegzuleugnende revolutionäre Bewegung

sei nicht politischer Natur — höchstens eine Million Großrussen faßten sie als solche auf — sondern entwickle sich aus zwei ganz anderen Ursachen, die sogar das unwissende Bauernvolk zu beeinflussen geeignet sind. Diese Ursachen, die Rechtlosigkeit und das Elend — beide vom Beamtentum künstlich gezüchtet —, haben, weit tiefer im Volke wurzelnd, als die politische Unzufriedenheit, zwei wirkliche Krisen geschaffen, eine moralische und eine soziale.

Die moralische Krisis



Diese eigentümliche, von der Beamtenoligarchie in die Welt gesetzte Theorie deckt alle Triebfedern der Revolution mit jeder nur wünschenswerten Klarheit auf. Sie stützt sich auf die sicherlich höchst bezeichnende Erscheinung, daß alle die tiefen nationalen und sozialen Unterschiede, welche die unter dem Zarentum lebenden Kasten und Völker trennen, zauberhaft verschwunden sind, um einer einzigen gemeinsamen, machtvollen Idee Platz zu machen: der Zerstörung der Beamtenherrschaft. Die Erklärung dieses Phänomens liegt ausschließlich in einer psychologischen Tatsache: es ist lediglich die Rückwirkung der Rücksichtslosigkeit, mit der die Beamten jeden beliebigen Untertanen des Zaren ohne Ausnahme behandeln. Niemand, ob reich oder arm, Adliger oder Bauer, Bürger, Gelehrter oder Arbeiter, hat irgend eine Möglichkeit, der Willkür irgend eines Beamten, der sich in seine Privatangelegenheiten einmischt oder in den größten gerichtlichen oder politischen Angelegenheiten nur seinen persönlichen Interessen nachgeht, irgend welchen Widerstand entgegenzusetzen. Und diese unerträgliche Lage eines ganzen Volkes einer gewissenlosen herrschenden Kaste gegenüber ist umso ungeheuerlicher, als die soeben, nach europäischen Anschauungen als „willkürlich" bezeichneten Amtshandlungen, nach dem sogenannten russischen Recht ganz in der Ordnung sind. In den allermeisten Fällen gehorchen nämlich diese willkürlichen Entscheidungen wenn nicht dem — abwesenden — Geist, so doch dem Buchstaben der fälschlich als Gesetze bezeichneten bureaukratischen Erlasse, die von unwissenden Zaren einsichtslos gutgeheißen und dann von denselben Leuten, die sie zu ihrem eigenen Vorteil ausgeheckt haben, als neuer „Rechtszuwachs" ironisch ratifiziert werden. Es ist wirklich diese Rechtsسklaverei, die Einführung des Unrechts in den Rechtskörper, der offiziell organisierte Rechtsbruch, der den stärksten Kitt der von so verschiedenen Hoffnungen beseelten umstürzlerischen Gruppen bildet. Unter dem Druck der Verhältnisse hat das die Beamtenoligarchie selbst zugeben müssen, und zwar nicht nur ihre vernünftigen Vertreter wie Witte und Mirski, sondern auch ihre allerverblendetsten Führer wie Murawieff, Pobiedonoszeff und die Großfürsten. Unter diesen Umständen hegen alle diese Machthaber nun zweifellos den Wunsch, diesen „moralischen Kitt" der Revolution aufzulösen, dem Volke eine gesetzmäßige Rechtsprechung zu gewährleisten, und die „Willkür", die fortwährende Rechtsbeugung aus der Welt zu schaffen. Aber ohne an sich politischen und vor allen Dingen pekuniären Selbstmord zu begehen, können diese Leute unmöglich eingestehen, daß

das Recht, so wie es in Rußland unter dem ironischen Namen Gesetz in Erscheinung tritt, selbst schon das Prinzip des Rechtsbruchs einführt, indem es unverantwortlichen Beamten diskretionäre Vollmachten erteilt, die ihnen erlauben, die sie oft sogar geradezu zwingen, im Namen des Gesetzes die größten Gesetzwidrigkeiten zu begehen. Die Abschaffung der Rechtlosigkeit, die „Reform des Rechts" wäre demnach nur möglich, wenn zunächst das ganze bestehende Gesetzesgebäude eingerissen würde. Denn — und dies ist der Angelpunkt der ganzen revolutionären Bewegung — die bloße Existenz der vom Gesetz sanktionierten rechtmäßigen Beamtenwillkür auf allen Gebieten des Staatslebens macht die Staatsverwaltung, die Rechtsprechung, das Regierungssystem von den allerpersönlichsten Gedankengängen des simplen Beamten abhängig.

So existiert z. B. ein „Gesetz", das dem Leiter der Zensur absolute Vollmacht erteilt, über die Zulassung von Druckschriften zur Veröffentlichung zu entscheiden. Nicht ein Wort bestimmt die Grenzen der Zulässigkeit. Man kann sich die hierdurch geschaffene Sachlage lebhaft ausmalen, wenn man sich vorstellt, die Zensur wäre an Stelle Swiereffs, einer Kreatur der Fanatiker Sergius und Pobiedonoszeff, seit den zehn Jahren höchster Machtfülle der Oligarchie etwa von Tolstoi oder Gorki geleitet worden. Der Sinn des Gesetzes wäre unter jedem offenbar ein ganz neuer geworden. (Ein Mensch wie Swiereff bildete sich sogar ein, er könne der ausländischen Presse den Mund stopfen; er richtete ein besonderes „Bureau der ausländischen Korrespondenten" ein, wo diese „die einzigen wahrheitsgetreuen und vom Telegraphen zensurfrei angenommenen Nachrichten kostenlos zur Verfügung gestellt" erhielten; natürlich haben sich bloß französische Berichterstatter dort ihre Aufgabe erleichtern lassen.)

Ein anderes „Gesetz" erteilt dem Chef der politischen Polizei, einer Einrichtung, die an und für sich schon der Idee des Gesetzes Hohn spricht, das Recht, die Korrespondenz „verdächtiger Personen" zu überwachen. Wer ist verdächtig? Die schlauesten halten jeden für verdächtig, der vermögend genug ist, um gelegentlich auf einen Erpressungsversuch gebührend reagieren zu können. Andere sehen ihre eigenen Minister als besonders gefährlich an. Plehwe öffnete, kopierte .... und benutzte die Briefe aller seiner Kollegen und Vorgesetzten, und sogar die des Zaren; er stürzte Loris Melikoff, Makoff, Ignatieff, Tolstoi, Giers, Witte und andere auf Grund gestohlener Dokumente, und wollte schließlich den Briefverkehr der ganzen Welt unter seine Argusaugen nehmen. Im Februar 1904 noch erließ er das folgende prächtige Dekret: „Die aus dem Auslande kommenden geschlossenen Briefe dürfen keine russischen Drucksachen enthalten. Sendungen, die dieser Bestimmung nicht entsprechen, werden beschlagnahmt."

Wie machte Plehwe in geschlossenen Umschlägen russische Drucksachen ausfindig? Er verordnete mittels Rundschreibens an die Verwaltung eine im größten Maßstabe betriebene Verletzung des Briefgeheimnisses. Dieses Vergehen ist also in Rußland gesetzlich, wenn es von Beamten begangen wird.

Derartige Tatsachen beweisen, daß alle Versprechungen und Reformen, die die

„Anwendung des Gesetzes" gewährleisten sollen, wertlos sind. „Das Recht für alle Untertanen", wie der Zar so schön sagt, „Gerechtigkeit dem Gesetze gemäß zu erlangen", ist eine ganz gewöhnliche contradictio in adjecto. Trotzdem hat die Oligarchie die Frage sehr geschickt aufgeworfen.

Die „moralische Frage" ist ihrer Ansicht nach bloß durch „das Erwachen der menschlichen Würde" im Volke gegeben; es handelt sich nur um das Vertrauen des Volkes zum bestehenden Gesetz; und kann diese Vertrauensfrage nicht ebenso bequem ohne wesentliche Änderungen an der politischen Struktur des Reiches gelöst werden? Es ist ja gar keine politische Frage! Es ist ja bloß, wie Witte einmal gesagt hat, „ein unglückliches Zusammentreffen von hundertdreißig Millionen persönlichen Fragen". Wenn jeder einzelne Untertan von jedem einzelnen Beamten gerecht behandelt würde, verschwände ja das ganze Problem von der Bildfläche. Wenn jeder Bureaukrat die bestehenden Gesetze nicht wie Plehwe, zu seinem persönlichen Nutzen ausschlachtete, sondern ehrlich zum Besten des Volkes und des Reiches, dann würde das Beamtentum keinem Haß und keinem Trotz mehr begegnen. Eine revolutionäre Bewegung wäre dann ganz undenkbar. Bloß die paar „Fremden", die ihr Gehirn mit europäischen Ideen vergiftet haben, würden noch Teilnahme an der Regierungstätigkeit verlangen. Denn wozu will man eigentlich das Zarentum über den Haufen werfen? Wozu will man eine Verfassung erzwingen? Bloß um eine Kontrolle, eine Garantie gegen die Beamtenwillkür in der Hand zu haben! So wird denn die moralische Frage einfach zu einer „Frage des administrativen Taktes", und die kann das Beamtentum natürlich selbst aus der Welt schaffen; es braucht sich ja bloß anständig zu benehmen. Und dann würde es nicht nur seine ebenso unumschränkte wie gewinnbringende Macht behalten, sondern noch die Liebe des Volkes hinzugewinnen.

Diese eigentümliche bureaukratische Beweisführung ist im Grunde weniger falsch, als man auf den ersten Blick glauben sollte. Sie stützt sich nämlich auf den tatsächlichen Geisteszustand weiter, von Europens Bildung noch nicht übertünchter Volksmassen, die von der Wichtigkeit der Staatsform gar keine Vorstellung haben, aber sich von Fall zu Fall in dumpfer Wut gegen den brutalen Einbruch der Behörden in ihre Lebensführung auflehnen. Man könnte sogar vermeinen, solange diese blöden Massen noch nicht eingesehen haben, daß ein anständig behandelter Sklave eben doch noch ein Sklave ist, dürfte der „administrative Takt" wirklich die Revolution einzuhalten imstande sein — wenn nur leider nicht Verwaltung und Takt feindliche Pole wären.

Mehr noch! Wenn sogar die moralische Reform durchgeführt werden könnte, wenn jeder einzelne Beamte für seine Amtshandlungen vor Gericht verantwortlich gemacht würde (die dahingehende Wittesche Vorlage ist im Ministerkomitee durch einen heftigen Ausfall des Großfürsten Wladimir, der die absolute Straflosigkeit der Mitglieder der kaiserlichen Familie forderte, elend zu Fall gekommen), so wäre damit doch noch nichts gebessert. Denn die Beamtenoligarchie kann nach Gutdünken Gesetze einführen, ändern, abschaffen, auf ihren eigenen Leib zuschneiden, ohne daß der Volkswille oder selbst der bloß theoretische Gesetzgeber, der falsch unterrichtete

Zar, sich nützliches Gehör verschaffen könnte. Die Beamtenoligarchie würde einfach weiterhin die Gesetze derartig umgestalten, daß sie jede ihren Interessen nützliche Willkür als gesetzmäßig decken.

Es wären Bände nötig, um bloß die Liste dieser Gesetzgeberei ad usum bureaucratiae aufzustellen. Es gibt wohl heute kaum noch ein einziges Gesetz, eine einzige Verordnung aus der vorbureaukratischen Epoche, die nicht geändert worden wäre, um dem Beamtentum Willkürhandlungen rechtmäßig möglich zu machen. Aber das Volk sieht in dieser Rechtsanarchie gerade den politischen Grund, den die Oligarchie wegleugnen möchte. Wie kann die Entwicklung der Beamtenwillkür ohne Volksaufsicht gehemmt werden? Und wie kann eine solche Aufsicht ohne Verfassung, ohne parlamentarische Gesetzgebung durchgeführt werden?

Plehwe und Murawieff sind die Hauptunternehmer der Gesetzesverfälschung gewesen; und sie haben sich im Laufe der Jahre, sobald das Volksbewußtsein etwas stärker wurde, immer noch selbst wieder an Kühnheit und Unverfrorenheit übertroffen. Plehwe hat Murawieff zum Justizminister ernennen lassen, weil kein anderer die einzige unabhängige Gerichtsbarkeit, die Friedensgerichte abschaffen wollte. Murawieff debütierte glänzend, indem er alle früher von diesen erst unter Alexander II. eingeführten Gerichten behandelten Sachen, ohne Prozeß, ohne Möglichkeit ordentlicher Verteidigung, einfach von der Polizei entscheiden ließ. Das war sein erster großer Schlag gegen das allgemeine Recht.

Er überschwemmte dann die Gerichte mit „Rundschreiben", die eigentlich Dekrete darstellen, in denen man Sätze wie die folgenden vorfindet: „Die Richter sind Beamte wie alle anderen; ihre erste Pflicht ist die Disziplin und der Gehorsam vor jedem Befehl ihrer Vorgesetzten." „Ich empfehle also den Vorsitzenden und Staatsanwälten, vor der Urteilssprechung in diesen Sachen (politische) die Ansicht des Ministers einzuholen, um unangenehme Folgen zu vermeiden." „Die Richter haben als Beamte des Kaiserlichen Herrschers in dieser delikaten Funktion (Untersuchung gegen „Verdächtige") lediglich das Staatsinteresse im Auge zu behalten, und eher ihre Strenge in dieser Hinsicht zu übertreiben, als durch falsch aufgefaßte Nachsicht gegen dies Interesse zu handeln." Mit anderen Worten, er führte die Verurteilung auf Befehl ein.

Berühmte Beispiele davon sind in den Prozessen gegen die Judenmörder in Kischineff und Homel ans Licht gekommen; bei einem (Homel 1904) hat man es sogar fertig gebracht, keinen Schuldigen zu finden, aber den Opfern im Urteil die schwersten Vorwürfe zu machen. Der Prozeß gegen die streikenden Arbeiter in Taganrog (1903) hat klipp und klar bewiesen, daß der Justizminister (Murawieff) mit der Unterstützung des Ministers des Inneren (Plehwe) nicht nur Beamte zum Meineid, sondern auch andere Zeugen zu wissentlich lügnerischen Aussagen verleiten, und schließlich sogar den Urteilsspruch selbst dem Gerichte aufzwingen kann. Bei diesem Prozeß zeugten fünfzehn Geheimpolizisten gegen mehr als zwanzig Angeklagte und warfen diesen revolutionäre Phrasen vor, die mit Fremdwörtern gespickt waren, die die Angeklagten nicht einmal nachsprechen, geschweige denn

verstehen konnten. Damit die Polizisten nicht in ihren Aussagen bei der Verhandlung alle möglichen Schandtaten anderen Angeklagten zuschrieben als bei der Voruntersuchung, hatte das Gericht die Plätze der Angeklagten mit riesigen Nummern versehen, die denjenigen der Akten entsprachen. Als auf Verlangen der Verteidiger diese Nummern entfernt waren, erkannte kein einziger Zeuge mehr die Angeklagten, die er eben noch fürchterlich belastete. Ähnlich ging es mit den Zivilzeugen; sechs von ihnen waren zur Zeit des Streiks überhaupt von der Stadt abwesend gewesen, und gestanden schließlich, daß sie nicht nur vom Staatsanwalt vorher eingedrillt waren, sondern auch viel zu hohe Zeugengebühren bekamen. Die Lage war so peinlich, daß das Gericht nicht zu entscheiden wagte und die Verhandlungen fünf Stunden lang mit einer Formfrage hinzog, um dann plötzlich fast ohne Übergang die unglaublichsten Verurteilungen auszusprechen, ohne daß die Verteidigung gebührend zu Wort gekommen wäre. Die unvermeidliche Indiskretion hat dann einen Wechsel chiffrierter Depeschen mit dem Justizminister ans Licht geführt, deren letzte ganz einfach das den Angeklagten aufzuerlegende Strafmaß enthielt! Ein typischer, bewiesener Fall für tausend andere.

Wenigstens hatte man aber hier doch äußerlich das bestehende Gesetz beobachtet, wie falsch es auch angewandt wurde; ein Schein ordentlicher Rechtspflege blieb bestehen. Noch ärger als mit dieser Gesetzesverzerrung wurde es jedoch mit der Ersetzung der Gesetze durch neue, die den letzten Rest des Vertrauens in die Gesetzsprechung zu zerstören geeignet waren. Unter Murawieff sind nicht weniger als siebenhundertundsechs Gesetze zur Beschränkung der Kompetenz der Schwurgerichte eingeführt worden, die der Senat und der Reichsrat nicht mit einem Schlage abzuschaffen gewagt hatten. Neben zahllosen anderen Monstrositäten, hat man es denn tatsächlich auch dahin gebracht, daß alle Angelegenheiten, die dem Beamtentum unangenehm werden können, vom „Schwurgericht ohne Geschworene" gerichtet werden. Die Herren Kameraden arrangieren diese kleinen Geschichten ganz unter sich.

Aber es sollte noch besser kommen. Die Öffentlichkeit der Schwurgerichtsverhandlungen, besonders in politischen Angelegenheiten, war dem Kaiser Alexander III. und seinen Herren und Meistern, Pobiedonoszeff, Plehwe, Wladimir usw. ein Dorn im Auge. Man suchte eine geschicktere Prozedur. Man fand keine. Da kamen Plehwe und Murawieff auf den Gedanken, die politischen Verbrechen überhaupt nie mehr vor die Schwurgerichte zu bringen. Sie erweiterten zu diesem Zweck die „provisorischen Dekrete", die seit 1871 die Deportation nach Sibirien in gewissen seltenen Fällen ohne vorherigen Prozeß gestatteten. Dazu brauchte man kein Gesetz, ja nicht einmal ein Dekret; ein paar Rundschreiben reichten aus — sowie die schweigende Zustimmung Seiner Majestät. Der Senat und der Reichsrat waren umgangen. Trotz ihrer leisen Proteste wurde das juristische Raubritterwesen ein neues Recht. Vier Mann hoch, Plehwe, Murawieff, Pobiedonoszeff und Alexander, eigneten sie sich das unglaubliche Vorrecht an, auf einfachen Polizeibericht hin, Strafen zu verhängen, die bis zu fünf Jahren Zwangsarbeit mit darauffolgender lebenslänglicher Deportation nach Sibirien gingen, eine der schwersten Strafen,

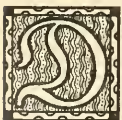
die in dem tatsächlich zu Gunsten der vier Verschwörer abgeschafften Strafgesetzbuch zu finden sind. Auf Grund dieses Geheimgesetzes wurden tausende der besten Russen, jedenfalls die mutigsten, aber deswegen auch die verdächtigsten, lebendig in Sibirien begraben oder gefangen gesetzt, oft lediglich auf die Denunziation eines nicht genügend mit Trinkgeldern gefütterten Portiers hin (diese werden in Rußland von der Polizei ernannt). Welche Reform hat nun die Beamtenschaft zur Regelung dieses außergesetzlichen Zustandes vorgeschlagen? Ein neues Gesetz, ein gesetzmäßiges Gesetz, das dieselben Mißbräuche öffentlich als Recht stempelt und noch obendrein verschärft! Nach diesem Gesetz können der Justizminister und der Minister des Innern auf gemeinsamen Beschluß jeden beliebigen politischen Fall „aus der gewöhnlichen Prozeßordnung ausschalten und auf administrativem Wege zu Ende führen"; überdies, wenn trotz aller Vorsichtsmaßregeln doch etwas Politisches vor Gericht kommt, setzt der Justizminister fest, welcher Gattung von Verbrechen der Angeklagte zu überführen ist, und wenn der Beweis nicht zu erbringen ist, kann das Gericht „nur drei Stufen in der Rangordnung der Verbrechen heruntergehen"; mit anderen Worten, die Freisprechung ist gänzlich verboten!

Dieses prachtvolle Beispiel von „Justizreform" hat hohen symptomatischen Wert. Es zeigt, daß die Beamtenschaft Gesetze zum persönlichen Vorteil der hohen Beamten einführen kann. Wären Plehwe und Murawieff am politischen Leben geblieben, so hätten sie mit diesem Gesetz nicht nur ihre sämtlichen persönlichen und politischen Feinde aus dem Wege räumen, sondern auch noch großartige Erpressungen ausführen können. Auf ähnliche Weise ist mit der Zeit auf allen Gebieten des Staatslebens die absolute Willkür der Ortstyrannen durch Gesetze gedeckt worden.

Fabelhafte Skandalaffären, die alles was die Dreyfustragödie ans Licht gebracht hat, weit hinter sich lassen, so insbesondere die Fälle Barantsewitsch und Lubarski, haben schließlich bewiesen, daß außer der unumschränkten Gewaltherrschaft die Gesetzesfälschung und -verzerrung auch noch Geldgeschäfte zum Zweck hat.

„Die moralische Krisis ist keine politische Krisis!" Aber diese Skandale, in denen jedermann, vom Minister abwärts, für Geld Unschuldige zu verurteilen sich bemüht hat, haben dem Volke zum mindesten bewiesen, daß der Beamtendespotismus seine recht ernsthafte wirtschaftliche Seite hat.

Korruption und Verrat



Die vom Gesetz geheiligte Beamtenwillkür ist nämlich nicht nur ein Ausfluß des Willens zur Macht. Ihr Hauptzweck ist, den Inhalt öffentlicher oder privater Geldschränke in die Taschen der Machthaber überzuleiten. Von oben bis unten ist die Korruption das A und das O des tsaristischen Evangeliums. Die Entwicklung dieses höchst eigenartigen Sportes geht parallel mit der Entwicklung der allgemeinen Verelendung. Zufall, oder Ursache und Wirkung? Wenn man bedenkt, daß nach der Durchschnittsberechnung eines früheren Finanzministers allein schon die unterschlagenen öffentlichen Gelder jährlich mindestens dreihundert Millionen Mark

darstellen (die der Steuerzahler an den Staat liefert), während die „Privatgeschäfte" der Herrn Tschinownik sicher noch umfangreicher sind, so kann man füglich annehmen, daß der jährliche Raub von sechs bis siebenhundert Millionen bei einem Volke, das pro Jahr und Kopf höchstens vierzig Mark verdient, wohl geeignet sein möchte, einige unangenehme Spuren in der durchschnittlichen Lebensführung zu hinterlassen.

Am schönsten arbeitet es sich natürlich in der Kriegs-, Marine- und Wegeverwaltung, weil dort einerseits die in die Verwaltungsmaschine gestopften Summen ungeheuer groß sind, während andererseits die Generals- oder Admiralsuniform eine Art Ehrenzertifikat darstellt, das dem großen Publikum genügenden Respekt einflößt, um jeden Verdacht im Keime zu ersticken. Diese Herren sollten sich eigentlich nicht mit dem stillen Augezudrücken des Zaren, oder dem allergnädigsten großfürstlichen Beispiel entschuldigen, denn sie sind staatsrechtlich bloß die bezahlten Verwalter der Güter, über die jene unter dem Vorwande der Selbstherrschaft frei zu verfügen sich erdreisten. Ihr großangelegtes Ausbeutungssystem ist trotzdem beachtenswert, weil es vielleicht noch mehr als das großfürstliche zur Erbitterung des Volkes beigetragen hat. Die asiatische Weltpolitik hat es zur schönsten Reife gebracht. Schon vor Beginn des Krieges haben Alexejeff und Besobrasoff sechshundertfünfzig Millionen Mark Gold zum Zweck der „Organisation der Mandschurei" erhoben. Wo die Bahn sie hingetragen, ja das weiß kein Mensch zu sagen.

Die Ingenieure haben sich auch recht rührig gezeigt. So haben sie z. B. am Baikalsee kostspielige Piers für die unbrauchbaren Fährbote ganz genau an den einzigen Stellen der elfhundert Kilometer langen Küste gebaut, wo erstens kein Steingrund ist, und zweitens die Frühjahrsstürme jedes Jahr alles kurz und klein schlagen; sie bauen sie jedes Jahr so billig wie möglich wieder hin und geben dafür alljährlich die für einen definitiven Bau nötigen Summen aus: ihr Einkommen aus dieser Quelle beläuft sich jährlich auf etwa zwei Millionen Mark. In Dalni, dem „eisfreien" Stiefbruder Port Arthurs haben die Ingenieure zur Abwehr des dort sehr starken Wellenschlages zum Preise von vierzig Millionen Mark einen prächtigen Damm mitten ins Meer hineinbauen wollen; es waren kaum sechzehn Millionen verausgabt worden, als man merkte, daß der Wellenschlag zwar aufhörte, aber daß sich das nunmehr ruhige Wasser mit Eifer an die Erfüllung seiner physikalischen Obliegenheiten machte, indem es fünf Monate lang meterdick zusammenfror. Die noch übrigen vierundzwanzig Millionen verschwanden selbstverständlich, und der Hafen war zerstört.

Die Baikalbahn hat sich auch köstlich bewährt. Das Wostotschnoje Obosrenije sang ihren Hymnus mit folgenden Sätzen: „Die ersten Züge verließen Kultusk am 17. September. Sie brauchten drei Tage, um die 115 Kilometer der Linie zurückzulegen. Der zehnte Tunnel ist ein absolutes Hindernis für den Personenverkehr. Man hat sich in der Höhe dieses Tunnels geirrt, und Personenwagen können nicht hindurch. Ein Zug hat es riskiert; aber alle Ventilatoren und Schornsteine wurden heruntergerissen. Derselbe Zug ist zehnmal entgleist. Die Linie hat 35 Millionen Mark gekostet; bloß muß man noch ... 40 Millionen

hinzurechnen „zur Beschleunigung des Baues". Und das Ergebnis! Die Linie ist total unbrauchbar und während des Winters muß der See wieder wie bisher mittels Schlitten übers Eis gekreuzt werden."

Wer weiß, wie die sämtlichen asiatischen Bahnen gebaut wurden, kann sich über derartige Einzelheiten nicht wundern. Seit 1900 sind noch bedeutende Fortschritte gemacht worden. Damals gaben die Ingenieure noch einige tausend Rubel aus, um die schlimmsten Strecken der mandschurischen Bahn von Chunchusen zerstören zu lassen, und so die Entsendung einer schon ernannten Untersuchungskommission in des Wortes eigenster Bedeutung gegenstandslos zu machen. Später stellten sie ihre Heldentaten offen zur Schau; und der alte ehrliche, aber kurzsichtige Chilkoff, mit Witte, Jermoloff und Lamsdorff der einzige anständige Minister seit 25 Jahren Oligarchie, rühmte neidlos die Erfolge seiner technischen Meisterschüler.

Im Heer- und Flottenwesen sind diese Art Verbrechen noch viel verwerflicher, da sie sich leicht, besonders in Kriegszeiten, zum wirklichen Hochverrat auswachsen. Trotzdem könnten Bibliotheken mit ihrer Darstellung gefüllt werden. So hat z. B. der Oberfeldherr Kuropatkin durch einfache Preisdifferenzen auf Materiallieferungen auf im Börsenverkehr als ziemlich anständig angesehene Weise während des Krieges ein kleines Vermögen von etwa dreizehn Millionen Mark zinsbar anlegen können, was ihn natürlich nicht gehindert hat, am 26. Dezember 1904 an den Zaren eine Depesche zu schicken, in der die völlige Hilflosigkeit der Truppen, der gänzliche Mangel (nach vier Monaten Winter) an warmer Kleidung, die skandalöse Minderwertigkeit und Unterbilanz der Vorräte, sowie die schneckenhafte Transportverwaltung in dumpfen Molltonarten besungen wurde, während ein kräftiger Durakkord sie beschloß.

„Solange die Intendanz nicht von oben bis unten organisiert wird, muß ich mich notwendig ruhig verhalten, und ich will sogar keine neuen Truppenverstärkungen mehr empfangen, da diese, weil sie nicht ordentlich unterhalten werden können, doch nur ein totes Gewicht darstellen würden."

Die Generäle und Stabsoffiziere haben geradezu unglaubliche Prozentsätze der ihnen anvertrauten Truppenverpflegungsgelder unterschlagen. Die Mobilisationsfonds der Bezirke Minsk und Mohileff sind überhaupt ganz gestohlen worden; an allen anderen Plätzen wenigstens zum großen Teil, sodaß die eingezogenen Reservisten, die geradezu vor Hunger umkamen, blutige Revolten in Szene setzten, um dann selbstverständlich dem revolutionären Geist anheimzufallen. (Die Folge war, daß vor der lächerlichen Schlacht bei San-te-pu Kuropatkin, dem der Befehl zum Angriff aus Petersburg telegraphiert war, zurückdepeschierte, daß die ganze Bilderlingsche Armee, die ungewöhnlich viel Reserven enthielt, nicht den Kampf, sondern den Frieden wünschte, und gar keine Lust zum Angriff zeigte — worauf dann schleunigst sibirische Regimenter herbeigeschafft wurden, die die Güte hatten, sich von der kaiserlichen Depesche in den nutzlosen Tod jagen zu lassen.) In Rußland brachten die Generäle und Gouverneure, die mit dem Roten Kreuz zu tun hatten, Millionen auf die Seite. Der allzuberühmte Kiewer Generalgouverneur Suchom-

linoff z. B. hat, wie eine offiziöse Untersuchung es bereits erwiesen, durch Fälschung der Buchführung und durch offen verlangte Übersendung der milden Gaben an die Privatadresse seiner Frau, 480000 Mark „kanalisieren" können. Jedermann weiß, daß der Großfürst Sergius die vom Millionär Morosoff gespendeten Winterkleider im Werte von zwei Millionen Mark für eine halbe Million an die Moskauer Althändler verkauft hat und deswegen vom Moskauer Generalgouverneurposten abberufen werden mußte. Der Großfürst Wladimir „bezahlte" nicht existierende Lokomotiven, Stiefel, Pferde, Medikamente, Geschosse und vieles andere noch aus dem Kriegsfonds. Der Oberverwalter des Roten Kreuzes, Alexandrowski, ein äußerst intimer Freund der Kaiserin-Mutter, der schon 1899 die zur Linderung der Hungersnot gestifteten Gelder „anderweitig" angelegt hat, feierte goldene Orgien. Und der Großfürst Alexis stellte seine schöne Freundin aus Paris mit „für die Vermehrung der Flotte" vom Publikum gespendeten ... Perlen und Rubinen im Theater aus.

In der Marine war es noch schlimmer. Da erhob man nicht bloß — wie überall — zehn Prozent Kommission auf alle Lieferungen; sondern man nahm auch kräftige Trinkgelder, um gewisse Bestellungen nicht zu machen. Als es sich z. B. darum handelte, südamerikanische Kriegsschiffe zu kaufen, deren plötzlicher Eingriff von unberechenbaren Folgen hätte sein können, wurden alle ernsthaften Angebote von den Admirälen Roschestvenski und Wirenius ausgeschlagen, weil sie das Geschäft nur mit einer gewissen großen amerikanischen Firma abschließen wollten, die ihnen ganz enorme Kommissionen auf diese Hundertmillionenangelegenheit versprochen hatte. Man ging sogar so weit, den anderen Bewerbern 160000 Mark anzubieten, damit sie sich zurückzögen. Sie taten es nicht, und die ganze Sache ist fast ein Jahr lang in der Schwebe geblieben. Die berüchtigten Tschemulpoer Kohlenlager, deren Beschützung Rußland den „Wariag" und den „Korejetz" gekostet hat, und die fast fünfzehn Millionen verschlungen haben, existierten überhaupt gar nicht.

Wirenius ist im Januar 1904 mit einem Geschwader ohne Kanonen abgefahren, da die zu ihrem Ankauf bestimmten Gelder unter Makaroffs Verwaltung verschwunden waren; man schickte ihm per Bahn einige nach ... Wladiwostock, wo er bekanntlich nie hingelangt ist. Überhaupt waren alle Arsenale fast leer. Der Skandal war derartig, daß der Marineminister Awellan energisch einschreiten mußte: er tat es leider nicht gegen sich selbst und seine hochstehenden Kameraden, sondern gegen die Odessaer Intendanten, die dummer Weise sofort belegen konnten, daß sie die für ihr Arsenal bestimmten Gelder nie mit leiblichen Augen gesehen haben.

Die höchst eigenartige Grimm'sche Hochverratsgeschichte zeigt in nuce gleichsam den Geisteszustand der ganzen Beamtenschaft. Dieser Oberst hatte an zwei Mächte, die es unschicklich wäre in Deutschland zu nennen, alle polnischen Festungspläne, den großen Mobilisationsplan, sowie selbst die in Rußland bekannten französischen Geheimakten verkauft. Die durch seine Hände gegangenen Summen beliefen sich auf über vier Millionen Mark. Bei seiner Verhaftung war Grimm aber durchaus nicht reich. Ein allzu eifriger Polizist hatte mittels Verletzung des Briefgeheimnisses die höchst fatale Sache ans Licht gezogen. Ein Prozeß war

unvermeidlich. Grimm zeigte erhebende Gemütsruhe. „Ja, meine Herren", sagte er auf Befragen, „gewiß bekenne ich mich schuldig, aber drei Viertel von Ihnen sollten doch eigentlich hier neben mir sitzen". Er wies die Mithelferschaft des Generalgouverneurs Tschertkoff, des Generalstabschefs Pusyrewski, des kommandierenden Generals Herschelmann und zahlloser Stabsoffiziere durch Briefe und Daten nach. Schließlich, als man ihm die „Interessen der Landesverteidigung" vorhielt, erwiderte er ruhig: „Ja, wenn das Heer zum Krieg tauglich sein soll, dann müssen zunächst einmal alle Generäle eingesperrt werden." Der Zar war ganz geknickt. Aber bald erreichte ihn die Freudenbotschaft: natürlich hatten alle Generäle Verrat getrieben, aber bloß ... mit falschen Dokumenten, um den Feind anzuführen. Der Zar strahlte und Grimm kam mit ein paar Jahren Verschickung davon.

Der Krieg hat gezeigt, daß Grimm sehr wohl wußte, was er sagte. Im Juni 1904 schon konnte mir einer der höchsten russischen Würdenträger resigniert auseinandersetzen, daß von sechs und einer halben Million, die damals der Krieg täglich kostete, ein Fünftel als in den Taschen der Beamten verschwunden angesehen würde...

Der Krieg — und das ist seine einzige gute Seite — hat dem ganzen Volke zum Bewußtsein gebracht, wie unerhört, wie nutzlos und zu welchem Zweck es ausgebeutet, dem entsetzlichsten Elend überlassen, und an jedem selbständigen Versuch zur Besserung seiner Lage verhindert wird. Die Korruption ist durch ihre eigene Übertreibung von einem moralischen zu einem sozialen Schaden geworden. Und wenn natürlich auch die wirtschaftliche Krisis unabhängig von der moralischen besteht, so hat aber doch ihre Verschmelzung in der Korruption dem Volke den politischen Zusammenhang aufgedeckt, der seine Leiden zu einem wirklichen System zusammenschweißt, und es in eine politische, eine revolutionäre Stellung gedrängt.

Die soziale Krisis



Die Zerstörung des Rechts zum Nutzen einer mit der Regierungsgewalt betrauten Verbrechergesellschaft, der jede Gedanken-, Glaubens- und Handelnsfreiheit vernichtende großrussische Druck, und schließlich das unter dem wirtschaftlichen Größenwahn der Ära Witte fortwährend wachsende Elend brachten durch ihren gleichzeitigen Einfluß auf den Gedankengang der Volksmassen eine tiefe Veränderung im russischen Gesellschaftsbau zustande. Die formlose Untertanenherde differenzierte sich, je tiefer das klare Bewußtsein der Ursachen, aus denen alles Unglück quoll, von den gebildeten Klassen aus ins Volk drang. Und jeder neue zum Bewußtsein erwachte Bruchteil des Volkes trat alsbald in heftigstem Widerstande dem Zarentume entgegen.

Wie zu erwarten, waren die Intellektuellen, die Kenner Europas, die ersten Feinde des Selbstherrschertums; mehr noch aus Literatur, aus Theorie, als aus Erbitterung. Bei ihnen allein kultivierte man den „Nihilismus" und später den Terrorismus. Sie sind auch die wahren Vorkämpfer der dunklen Massen geblieben, und haben sie, oft gegen ihren Willen, zum politischen Leben erweckt.

Der Bürgerstand, der Handel, die Industrie, kurz die nichtadlige kapitalistische

Klasse, die sich in der ganzen Welt als die furchtsamste zeigt, gesellte sich jenen nicht aus moralischen, sondern aus materiellen Gründen erst dann zu, als die wirtschaftlichen Schwierigkeiten ihre ganze Existenz bedrohten, und das Zarentum ihr zugleich die Selbsthilfe unmöglich machte. Ihr Zorn blieb übrigens ebenso gemäßigt wie ihre Wünsche, da die Angst vor späteren Kämpfen mit dem Proletariat ihr eine jedenfalls starke und in wirtschaftlicher Hinsicht etwas reaktionäre Regierung wünschenswert erscheinen ließ. Die Bürger wurden „konstitutionell", aber mit der geheimen Hoffnung, an die Stelle der Beamtenherrschaft die weniger unmoralische, aber oft ebenso drückende reine Kapitalsherrschaft zu setzen. Sie unterstützte gelegentlich sogar das Zarentum, um sich den Weg zu der hohen Verwaltung offenzuhalten, legte einen beträchtlichen Geschäftspatriotismus an den Tag, und schloß sich erst im allerletzten Augenblicke der wirklichen Revolution an, als ihr kein Zweifel mehr bleiben konnte, daß sie selbst von der Beamtenoligarchie nicht anders bekämpft wird wie die Sozialisten, die Terroristen und die zum Äußersten getriebenen Bauern.

Diese beiden Elemente, Intellektuelle und Bürger, wären natürlich ohne Stütze von unten zur völligen Ohnmacht verdammt geblieben. Die bedrückten Volksmassen mit geringer geistiger Kultur begreifen nun aber, ganz im allgemeinen, den Sinn ihrer materiellen und moralischen Lage bloß unter dem Einfluß der fortschreitenden Proletarisierung, die stets von heftigen, sprungweisen, intellektuellen Entwicklungsbewegungen begleitet ist. Die Ära Witte hat diese parallele innere und äußere Entwicklung am mächtigsten gefördert. Die von Witte mit den zehn in Frankreich geborgten Milliarden in Szene gesetzte Gründerperiode hatte hunderttausende verhungernder Bauern vom Lande fort in ihre Strudel gezogen. Die großartigen Fabrik- und Bahnanlagen hatten Geld ins Volk gebracht. Die Industrie schien die Quelle eines unerschöpflichen Goldstromes zu werden. Aber als es nicht mehr darauf ankam, die Verkehrs- und Produktionsmittel anzulegen, sondern die einen zu benutzen, und die Erzeugnisse der anderen zu konsumieren, brach eine fürchterliche Katastrophe herein. Die künstlich geschaffene Industrie stürzte in sich selbst zusammen. Die Steuerpolitik der egoistischen und am weltpolitischen Größenwahn leidenden Beamtenolichargie hatte die Kaufkraft der Bauern, die über neun Zehntel der Bevölkerung ausmachen, wie man sehen wird, gänzlich zerstört. Die Industrie war gegenstandslos geworden. Und sie litt überdies unter den äußeren Bedingungen, die sich aus der allgemeinen Staatslage ergeben hatten. Was waren die Industriearbeiter unter diesen Verhältnissen? Entwurzelte Bauern. Noch heute fühlt sich der russische Arbeiter als ein auf unnatürliche Wege geratener Bauer. Er arbeitet bloß in Erwartung der Zeit, wo er wieder seiner natürlichen Bestimmung nach als Ackerbauer leben kann. Er ist im höchsten Grade unstät, und lernt daher fast nie ordentlich, d. h. professionistisch, arbeiten. Überall wo noch Industrie vegetiert, verlassen im Frühjahr zahllose Arbeiter die Fabriken, um Feldarbeit zu verrichten. Die Industriellen setzen neue Lehrlinge an ihre Stelle, die es später nicht anders machen. Allemal, wenn die Ernte gut

ausfällt, gibt es keine Arbeiter mehr, und die Löhne steigen in unglaublichem Maße. Es ist vorgekommen, daß große Fabriken ganze Sommer lang nicht haben arbeiten können. Der Rückschlag dieser Verhältnisse ist kläglich. Die guten Erntejahre steigern die Kaufkraft der Massen. Und gerade in diesen Jahren ist die Industrie unfehlbar desorganisiert, sodaß die ausländische Einfuhr einsetzen muß, und die ungeheuerliche Preiserhöhung der Produkte nicht der heimischen Industrie, nicht dem Arbeiter, sondern unmittelbar, als Zoll, der Staatskasse zu gute kommt! So mußte die Industrie zu Grunde gehen, und die zu ihr geflüchteten Bauern, die Arbeiter, hatten zwar ihren früheren Erwerbszweig verlassen, aber schließlich nur einen höchst unzuverlässigen neuen gefunden. Die Arbeiter waren daher nicht nur Proletarier im westeuropäischen Sinne des Worts, sondern recht eigentlich proletarisierte Bauern, Leute, die einen kostbaren Besitz verloren, und nicht einmal unter der Lohnsklaverei den kärglichsten Lebensunterhalt sich erkämpfen konnten: sie waren resignierte oder erbitterte Hungerleider geworden. Ihre Löhne (mit einem Höchstwert von 2,50 Mark) waren lächerlich niedrig bei der wachsenden Teuerung aller Produkte. Ihre äußeren Lebensbedingungen waren geradezu fürchterlich (Unterernährung, zwölf- bis achtzehnstündiger Arbeitstag, Abwesenheit der Fabrikhygiene, Wohnungen mit im Durchschnitt vier Mietern samt Familie in einer Stube, Epidemien, polizeiliche Schikanen).

Aber das größere Elend hätte wohl kaum genügt, die lange Erfahrung der europäischen Arbeiter in der Organisation des Proletariats zu ersetzen. Jahrhunderte alte, rein russische soziale Sitten erfüllten sehr wohl diese Aufgabe. Einerseits ließ der „Mir", die großrussische Dorfgemeinde mit Kollektivgrundbesitz den Bauern, die ihn verließen, einen starken Sinn für organisierten Zusammenschluß. Andererseits hatte der „Artell", die Kooperativgenossenschaft der Handwerker, die Arbeiter mit einem staunenswerten Organisationstalent begabt, und, was viel wichtiger ist, sofort beim Erstehen der Großindustrie dem Proletariat den Gedanken der Möglichkeit einer solchen auf Grund des Kooperativsystems nahegelegt, mit anderen Worten den Grundgedanken des Sozialismus. Der Artell und der Mir waren in ihren Grundzügen bloß auf das industrielle Leben anzuwenden, um der Arbeiterschaft Tendenzen einzuflößen, die praktisch so ziemlich auf den Marxismus herauskommen. Bloß die politische Idee, die den Gipfelpunkt dieses Systems bildet, fehlte noch. Sie ward von der „Intelligenz", der Theoretikerklasse, auf die schon bestehenden Anschauungen gepfropft. Der unverlöschliche Bauerncharakter der Arbeiter, mit ihrem Stumpfsinn, ihrem Aberglauben, ihrer albernen Kirche, die im Zaren das Fleisch gewordene Prinzip der göttlichen Autorität sieht, machte den politischen Gärtnern ihre Veredelungsarbeit ungeheuer schwer. Aber schließlich kamen ihnen die immer offenkundigeren Missetaten der Beamtenherrlichkeit zu Hilfe. Der uralte patriarchialische Sozialismus der primitiven Slaven gab so dem politischen Sozialismus mit seinen umstürzlerischen Zielen das Leben. Er wurde bewußt, und schuf sich in großen Verbänden starke Mittel zur Macht. Zuerst schoß die Sozialdemokratie allerdings mit ihrer

Theoretikerleitung weit übers Ziel hinaus. Man errichtete das Dogma der „spontanen wirtschaftlichen Entwicklung durch die Konzentration der Industrie", und sah Leute, die sich um andere als die Industriearbeiter kümmerten, oder gar die politische Revolution verlangten, über die Achsel an. Erst seit 1900 brachten die letzten Übergriffe von Individuen wie Plehwe diese Wissenschaftler aus dem Konzept. Sie merkten plötzlich, daß sie mit ihrer sozialen Revolution noch einige Jahrhundertchen würden zu warten haben, wenn man nicht zuvor dem Selbstherrschertum an und für sich zu Leibe ging. Sie sahen sogar ein, daß eine bessere, wenn auch nicht kollektivistische Regierungsform die notwendige Vorbedingung zur nützlichen sozialen Arbeit war.

Das jüdische, polnische und russische, marxistische Industrieproletariat näherte sich auf diese Weise mit großer Geschwindigkeit den Bürgern, dem unzufriedenen Adel, und vor allem der revolutionären Intelligenz, die sämtlich rein politische, die Regierungsform betreffende Ziele verfolgten. Während bis dahin diese Gruppen sozusagen das Monopol der politischen Ideen gehabt hatten, trat nun das ganze Industrieproletariat in die Bewegung ein. Übrigens hatten die „Revolutionären", die eigentlich nur eine junge Schicht auf den Resten des alten Nihilismus, der Volkswillenspartei, der „Narodnaja Wolia" darstellen, ihrerseits auf den Grundlagen des direkten politischen Umsturzes großartig gearbeitet. Unter dem Namen des „revolutionären Sozialismus" hatten sie eine Geheimpartei ins Leben gerufen, die weniger an Zahl, als durch die intellektuelle und moralische Überlegenheit ihrer Mitglieder, zu einer Riesenmacht anwuchs. Die leitende Gruppe in dieser Partei ist durchaus terroristisch. In Erwartung der späteren politischen und sozialen Revolution, die nur von der augenblicklich noch durch eine äußerst zweckdienliche Propaganda zu erziehenden Volksmasse durchgeführt werden kann, hat diese mysteriöse Gruppe, die „Bojewaja Organisazia", den Umsturz des Zarentums vermittelst der gewaltsamen Unterdrückung der unheilvollsten Leiter der Beamten-oligarchie sich zum Ziel gesetzt. Alle seit 1900 ausgeführten großen politischen Attentate sind ihr Werk. Und während Wahl und Obolenski ihr Leben bloß dem Ungeschick ihrer Angreifer verdanken, so hat ihre Verwundung doch einen fast ebenso starken Einfluß auf die Entwicklung der Lage gehabt als der Tod Bogoliepoffs, Sipiagins, Bogdanowitsch', Plehwes und Sergius'. Tatsächlich ist diese Gruppe seit Plehwes Vernichtung an die Spitze der Bewegung gelangt, und hat auch bei friedfertigen Bürgern immer mehr Sympathien gewonnen, je mehr es klar geworden ist, daß die bureaukratische Gewalt nur mit ebenso brutaler Gewalt bekämpft werden könne. Und da die Leitung dieser Gruppe selbst durch Verrat nicht ausfindig gemacht werden kann (da kein Mitglied mehr als zwei oder drei andere kennt), so ist ihre Tätigkeit gegen allerlei polizeiliche Unfälle besser gesichert als die der anderen Parteien.

Ihr Hauptwerk aber ist nicht der Terrorismus, sondern eine groß angelegte Erziehungsarbeit, die die definitive, die Bauernrevolution vorbereiten soll. Sie allein hat sich mit der so jammervoll zurückgebliebenen, verwahrlosten Bauernkaste abzugeben gewagt; sie allein hat dem Bauern, der trotz seiner entsetzlichen Lage

mit seiner Faulheit, Dummheit und Abergläubischkeit das innerste Bollwerk des Zarentums geblieben ist, eine Art soziales Bewußtsein angezüchtet und ihn zum Aufruhr reif gemacht. Sie hat die politischen Bestrebungen des Volkes gegen die Regierung auf die einzige feste Grundlage gestellt, auf den Willen der Bauern. Und ihre unermüdliche, gefahrreiche Arbeit ist schuld, wenn die Bauernfrage, die Grundfrage des Reichsbestandes, die Frage der Existenzbedingungen von neun Zehnteln des Volkes, von 110 Millionen Menschen, aus dem Rahmen des „Beamtentakts" gequollen und das allererste, schwierigste, das vom Zarentum nur durch Selbstmord zu lösende politische Problem geworden ist.

Die Bauern


enn die Bauern sich gegen das Zarentum erheben, so tun sie es hauptsächlich aus Hunger. Ihre entsetzliche wirtschaftliche Lage ist sprichwörtlich. Warum aber ist ihr Elend unaufhaltsam gestiegen? Einfach, weil der politische Größenwahn des Selbstherrschertums eine Fassade großartiger Macht und Pracht um den Höllenpfuhl der allgemeinen Verarmung errichtet hat. Und es ist merkwürdig, daß gerade die äußerlich segensreichste wirtschaftliche Reform, die Einführung der Goldwährung, im Grunde genommen mehr als irgend etwas anderes zur Steigerung der Not und der Verbitterung beigetragen hat. Die Aufrechterhaltung von genügenden Goldreserven in Rußland ist nämlich nur unter der Bedingung möglich, daß der Wert der Getreideausfuhr den Gesamtwert aller Einfuhr übersteigt. Die Getreideausfuhr ist demnach die einzige Grundlage des „Reichtums" der russischen Regierung. Die ausgeführten Massen erreichen einen derartigen Umfang, daß Rußland mit der Zeit einen Ausfuhrüberschuß von fast drei Milliarden Mark in Gold aufhäufen konnte, und überdies noch die Legende verbreitete, als sei Rußland ein fabelhaft getreidereiches Land, ein „Kornspeicher der Welt". Aber während das Gold Rußland zufließt, und sein Korn die Industrievölker zum Teil ernährt, sterben die russischen Bauern selbst vor Hunger dahin.

Jede Bauernfamilie bewirtschaftet nach offiziösen Ziffern durchschnittlich siebenmal mehr Boden als in Deutschland. Aber wie! Man erntet 380 Kilogramm Korn pro Hektar und in Deutschland fast 1300. Man muß ein Viertel der Ernte als Saatkorn zurückstellen, in Deutschland genügt ein Zwölftel. Die russischen „guten Mittelernten" müssen in der ganzen Welt sonst als Hungerernten bezeichnet werden. Noch schöner sieht es aus, wenn man die Magenfrage in Rechnung zieht. In Deutschland erntet man, schon unter Abzug des Saatkorns, etwa 400 Kilogramm Getreide pro Kopf der Bevölkerung, und man führt noch 50 dazu ein. In Rußland werden 330 geerntet; davon werden 80 als Saatkorn abgerechnet, 80 werden ausgeführt, und es bleiben 170 Kilogramm pro Jahr und Kopf übrig. Der Russe kann also nur ein Drittel von dem verzehren, was der Deutsche an Getreide ißt.

Diese Zahlen geben zunächst einmal eine Vorstellung von der wirtschaftlichen Lage des Volkes, wie sie sich gestalten würde, wenn es weder Steuern, noch Getreide-

ausfuhr gäbe: es wäre schon so die ewige Hungersnot, die Unterernährung, die körperliche und geistige Verwahrlosung, die Epidemien und tiefe Unwissenheit. Dann aber ersieht man aus ihnen auch den Einfluß des staatserhaltenden Goldes, das man leider nicht essen kann wie das ausgeführte Getreide. Seit zwanzig Jahren hat Rußland sich 170 Millionen Tonnen Getreide aus den Adern gezogen, im Werte von 18 Milliarden Mark; fast eine Milliarde jährlich! Und die medizinischen Geheimberichte, die mir zu meinem Entsetzen in die Hände gefallen sind, sagen ganz offen, wörtlich: „Der Brotkonsum bleibt im Durchschnitt dreißig Prozent unterhalb der Quantität, die zur Aufrechterhaltung der Kräfte eines Erwachsenen physiologisch notwendig sein würde." Und dazu kommt noch das Aussterben des Hausviehs, dessen Zahl sich seit zwanzig Jahren für die Pferde um 20 Prozent, für die Kälber um 40, für die Kühe um 50, für die Schafe um 71, für die Schweine gar um 87 Prozent vermindert hat.

Man könnte sich füglich mit Schrecken fragen, wie denn unter derartigen Umständen die Bauern sich dazu verstehen können, ihr Getreide zu verkaufen und hinterher zu verhungern. Die Erklärung ist einfach. Der Staat hat die Ausfuhr nötig, und er erzwingt sie mit wirtschaftlichen Gewaltmaßregeln. Er legt die Bauern unter die fiskalische Schnelldruckpresse und preßt ihnen das Korn heraus. Er verlangt vom Bauern die Zahlung der unzähligen und ungeheuerlichen direkten und indirekten Steuern, und zwar in Bargeld. Wenn der Staat noch wenigstens Naturalzahlungen annähme, so würde der Bauer, wenn er auch das zu seinem Leben dringend notwendige Getreide herausgeben müßte, doch immer noch wenigstens den Wucherprofit der Zwischenhändler sparen. Aber der Bauer kann diese Blutsauger nicht umgehen. Er versteht nichts vom Welthandel, er hat keine Transportmittel, er weiß nichts und muß glauben, was man ihm vorredet, er verkauft seine Ernte zu Preisen, die im selben Maße jammervoller werden, wie seine Wohnorte von den großen Verkehrsmittelpunkten entfernter liegen. Und er muß zu jedem angebotenen Preise verkaufen, um sich das Bargeld zur Steuerzahlung zu verschaffen; und zwar muß er die direkten und indirekten Steuern unweigerlich sich vom Munde absparen, einerseits um nicht von seinen mitverantwortlichen Gemeindegenossen allen Besitzes und seines Bodenanteils beraubt und überdies zur Prügelstrafe verurteilt zu werden, andererseits, da er einige wenige, sämtlich mit äußerst hohen Taxen belegte Waren kaufen muß. Wirklich ein tragischer circulus vitiosus. Der Bauernhunger stützt die Goldwährung; die Goldwährung stützt den Regierungskredit; der Regierungskredit schafft einige geborgte Summen herbei und man protzt mit schwindelhafter Weltmacht, Militärmacht, Eroberungen, Turkestan, Mandschurei. Und die Zinszahlungen auf die geliehenen Milliarden, und die neuen Milliarden, die der Größenwahn des verfallenden Zarentums in Asien verschleudert, legen sich noch wieder auf die Last, die den Bauern erdrückt.

Was machen nämlich die Bauern mit dem für ihr verkauftes Essen erworbenen Gelde? Wir haben da z. B. die offiziöse durchschnittliche „reiche Bauernfamilie" im Gouvernement Riasan. Sie hat (sieben Personen) im Jahre 400 Rubel

(850 Mark) zu verzehren, aber davon ist die Hälfte als der Wert des im Hausgebrauch zu verwendenden selbstgeernteten Getreides in Rechnung gesetzt. Von der anderen Hälfte kauft sie für 56 Mark Schnaps, für 58 Mark Zucker, für 50 Mark Thee, für 10 Mark Petroleum und für 5 Tabak. In diesen Beträgen finden sich die folgenden indirekten Steuern eingeschlossen: 49 Mark auf den Schnaps, 17 Mark auf den Zucker, 25 Mark auf den Tee, 2,50 Mark auf das Petroleum und 1 Mark auf den Tabak. Dazu kommen noch 48 Mark direkte Steuern, und 62 Mark Jahresraten zum Loskauf des bei der Aufhebung der Leibeigenschaft erhaltenen Ackerbodens. Man darf überdies nicht die Zölle vergessen, die den Preis aller Industrieprodukte mindestens verdoppeln. Und schließlich sind noch die von den Semstwos oder der Gemeinde bestimmten Ortsumlagen zu bestreiten (etwa 40 Mark). Diese „reiche" Bauernfamilie gibt also über die Hälfte des durch ihre Hände gehenden Geldes an den Staatssäckel ab!

Bei so unerhörter Ausbeutung bleibt dem Bauern natürlich gar keine Möglichkeit, irgend etwas zur Verbesserung seiner Ackerbauwirtschaft zu tun. Der Staat nimmt ihm nicht nur seine Nahrung weg, sondern hindert ihn außerdem noch daran, irgendwelche Maßregeln zu ergreifen, die ihm eine intensivere Wirtschaft gestatten würden. Das geht so weit, daß der Bauer z. B. bei einer sogenannten „mittelmäßigen Ernte" um seine Steuern zu bezahlen, häufig sogar sein Saatkorn mit verkaufen muß, um dann nachher die schlechtesten Sorten zu ungeheuren Preisen auf Kredit bei Wucherern aufzunehmen. So ist es im ganzen Norden Rußlands zu einer schon dreijährigen Hungersnot gekommen, die eine allweise Regierung also erklärt: „Das Korn jedes Vorjahres, dessen die Bauern sich zur Saat im neuen Jahre bedienten, war jedesmal nicht reif und entsprach recht schlecht dem ins Auge gefaßten Zweck!" In anderen Gegenden haben die Viehepidemien, die „Unmöglichkeit, Ackergeräte zu kaufen"(!), und hundert ähnliche Ursachen immer dieselbe Folge gehabt: Mißernte und Hungersnot, Hungersnot aber hauptsächlich, weil dieselbe Getreidemenge wie in den guten Jahren unter dem Staatsdruck zu verkaufen ist.

Vernachlässigt die Zarenregierung aber wirklich diese allerwichtigste Existenzfrage des Reiches, die ordentliche Ackerwirtschaft, deren Abwesenheit — und nicht etwa das vom lieben Gott geschickte schlechte Wetter — die einzige Ursache der Hungersnöte ist? Keineswegs. Wenn nur einmal erst in einem Gouvernement ein Viertel der Bevölkerung vor Schwäche oder durch Krankheit zu Grunde gegangen, das Vieh weggestorben und das Feld aus Mangel an Geräten, an gesunder Arbeitskraft und an Saatkorn brach liegen geblieben ist, dann schickt die Beamtenregierung zärtlichst einiges gutes Saatkorn und etwas Geld, das zunächst einmal in den Taschen der Tschinowniks auf die Hälfte reduziert wird, während man das Schuldenregister der Dörfer selbstredend mit dem ganzen Wert belastet. Da nun aber ja die Bauern gerade schon die Bodenbewirtschaftung vorher nicht auf der Höhe halten konnten, weil sie bereits ihre Schulden, Steuern, Geräte usw. nicht zu bezahlen in der Lage waren, so bringt ihnen die Wuchererzärtlichkeit

des Staates nur für eine Erntekampagne einige Erleichterung, während im folgenden Jahre ihr Elend nur noch größer wird.

Sollte man den Unglücklichen mit dem Bodenkredit aufhelfen können? Witte kam eines Tages auf diesen Gedanken, als nämlich seine Industrie gerade zusammenbrach und die Bauern wie Gespenster vor den Türen der Staatsspeicher, in denen ein paar hundert Millionen Kilogramm Korn lagen, herumlungerten. Er rief den staatlichen Bauernkredit ins Leben. Zu diesem Ende wurden erst einmal einige Tausende wohlbesoldeter Beamten angestellt. Sodann legte man sich die Frage vor, ob man denn überhaupt Leute für kreditfähig halten könne, die nicht nur bis über die Ohren verschuldet waren, sondern überdies eine derartige Unwissenheit an den Tag legten, daß sie nicht einmal eine rationelle Bewirtschaftung einzuführen vermöchten. Konnte dieser russische Ackerbau, einer der primitivsten, die man zwischen den Papuas und den Amerikanern findet, schnell genug umgestaltet werden, um auch nur sehr langfristige Darlehen gegen gänzlichen Verlust zu sichern? Vorsicht war am Platze! Im Laufe von fünf Jahren wurden dreitausend Beamte bezahlt, um .... 281 Darlehen von zusammen zwei und einer halben Million auszuarbeiten bei einer Zahl von über zehn Millionen bedürftiger Familien! Die dem Bauernkredit zur Verfügung gestellten Staatsmittel waren so sinnreich berechnet, daß jeder Hunger leidende Bauer ganz genau hätte ein Darlehen von .... 5 Pfennig erhalten können.

Die himmelschreiende Vernachlässigung des Bauernstandes zeigte sich bald an ihren Folgen. Die allgemeine Verschuldung, der Mangel an Geräten, der Steuerdruck sind zu einem derartigen Grade gewachsen, daß es jetzt ganz gleichgültig ist, ob die Ernte gut oder schlecht ausfällt. In den schlechten Jahren schnürt man den Bauchriemen etwas fester zu; in den besseren kann man ihn nicht wieder weiter machen, weil der Fiskus und andere Gläubiger alles wegholen, um die aus den schlechten Jahren gebliebenen Rückstände zu decken. Wie weit es damit in den allerreichsten Gegenden kommt, geht mit herrlicher Klarheit aus dem Schicksal des Bezirks Balascheff im Ssaratowschen Gouvernement hervor, welches kürzlich in einem vertraulichen Semstwo-Bericht dem Zaren auseinandergesetzt ist. Dort war 1903 die Ernte sehr gut.

Bei gewöhnlichen „guten" Ernten fehlt dem Gouvernement schon der Betrag von 216 Millionen Kilogramm Getreide bloß um den Hausverbrauch und die Steuern zu decken, von Wohnung, Kleidung und anderen raffinierten Wünschen ganz zu schweigen. Um den Mindererertrag zu decken, treibt die Bevölkerung Handel und Fischfang, verschuldet aber trotzdem mit reißender Geschwindigkeit. Nun aber verfügt der Distrikt Balascheff mitten in diesem Elend über einen jährlichen Getreideüberschuß von 192 Kilogramm pro Kopf. Die Brutto-Einnahme des Ackerertrages für den Bezirk beläuft sich auf 5120000 Rubel; das macht pro Kopf genau 40 Mk. pro Jahr.

Wo kommt dieses für Rußland großartige Einkommen hin? Im Distrikt sind 415000 Rubel Gemeindeumlagen zu bezahlen; dazu kommen noch 197000 Rubel

verschiedene Pacht- und ähnliche Zahlungen an Großfürsten und Andere. Vom Rest, 4608000 Rubel sind die Staatssteuern abzuziehen, und zwar 522000 Rubel direkte (Grundsteuer, Rückkauf) und 1565000 Rubel indirekte (Zölle, Branntwein, Tabak, Streichhölzer, Petroleum, Zucker usw.) Steuern, im ganzen 2087000 Rubel. So bleiben von dem Brutto-Einkommen des Distrikts nur noch 2421000 Rubel übrig. Er bezahlt 53 Prozent des Bruttowertes an Steuern! Der Bewohner behält im Durchschnitt 8 Rubel 55 Kopeken Jahreseinnahmen oder 17 Mark 65 Pfennige! Davon muß alles andere als das Brot bezahlt werden, Kleidung, Schuhe, Wohnung, Haushalt, Geräte, Viehfutter, Schulden, Zinsen und geistige Nahrung.

Es wäre grausam, dieses Bild des reichsten Bezirks eines der reichsten Gouvernements noch weiter auszumalen. Jedenfalls bringt es den unwiderleglichen Beweis, daß die eigentliche Ursache des Elends der haarsträubende Steuerdruck seitens der Zarenregierung ist. Und es erregt zugleich die ehrliche Bewunderung vor dem Genie Wittes, der auf einem solchen Grunde das stolze Gebäude russischen Reichtums und russischer Macht aufzuführen unternahm....

Schließlich, ganz am Ende, ist es dem großen Manne allerdings vor dieser Pracht selbst angst und bange geworden, und er hat sich dann auch mit einer zweifellos großartigen Kraft gegen den von ihm losgelassenen Strom gestürzt: er wollte endlich das tun, womit er hätte anfangen müssen, die Lage des Bauernstandes verbessern und die Reichspolitik auf die Bedingungen des Bauernstandes zuschneiden. Natürlich war es dazu zu spät. Seit 1901 wurde in unzähligen Kommissionen eine große Bauernreform ausgearbeitet, über die man aber Witte ohne weiteres zu Fall brachte, da ihre Durchführung den Bauern das Bewußtsein ihres Elends gegeben und somit den Sturz des Beamtendespotismus nach sich gezogen hätte. Diese Kommissionsberatungen haben aber doch das Gute gehabt, ein für allemal festzustellen, daß außer dem wirtschaftlichen Elend noch zwei andere Ursachen den Bauernstand, den letzten Wall des Zarentums, zersetzen, zwei „nicht politische" Ursachen, nämlich die Lokalverwaltung und der Analphabetismus.

Die Mängel der ersteren können in den beiden Worten Semstwo und Mir zusammengefaßt werden. Das Semstwo, das gewählte Organ der Selbstverwaltung, entspricht im Grunde den europäischen analogen Einrichtungen. Es wurde nach der Aufhebung der Leibeigenschaft von Alexander II. eingeführt und sollte offenbar alle die früher von den Grundherren mit fast unumschränkter Machtvollkommenheit ausgeführten Verwaltungsarbeiten übernehmen, wie z. B. das Volksschulwesen, das Gesundheitswesen, den Straßenbau und ähnliches; zu diesem Zwecke erheben die Semstwos besondere Steuern. Aber von Anfang an war ihre Tätigkeit durch verhängnisvolle Beschränkungen unfruchtbar gemacht worden.

Einmal nämlich sind alle ihre Beschlüsse dem absoluten Veto der Regierung ausgesetzt. Zweitens hatte der großrussische Nationalismus den größten Teil des Reiches überhaupt von der Reform ganz ausgeschlossen. Nur 34 Gouvernements bekamen Semstwos, während rings um Zentralrußland herum bloß die Beamten

wie kleine Zaren die Ortsverwaltung regierten. Schließlich setzten sich die Semstwos in beiden Instanzen (Bezirks- und Gouvernements-Semstwos) aus drei Vertreterklassen zusammen, die alle nicht grundbesitzenden Bürger überhaupt nicht zum Worte kommen lassen. Die erste dieser Klassen, der adelige Grundbesitz, die zahlreichste, wird überhaupt nicht gewählt, sondern sitzt „lebenslänglich" im Semstwo, sie hat schon ganz allein die Majorität und ihr Obmann ist gesetzmäßiger Vorsitzender. Die zweite Klasse stellt die bürgerlichen Grund- und Hausbesitzer dar. Die dritte endlich, welche die Bauerngemeinden vertritt, wird indirekt gewählt. Die Gemeinde, in der allgemeines Wahlrecht besteht, entsendet zunächst Abgeordnete in die Wolost-Versammlung (der Wolost ist einfach eine Territorialgröße und umfaßt alle Dörfer, die auf dieser gelegen sind) und diese erst wählt die Semstwomitglieder.

Die Semstwos sind eben wegen ihrer meist gewissenhaften Regelung der Lokalinteressen dem Beamtentum stets ein Dorn im Auge gewesen, umsomehr, als die von ihnen oft wesentlich gebesserten Unterrichts- und Gesundheitsverhältnisse die Bauern ja zu Menschen machen konnten. Als dann unter Plehwe die Beamtenoligarchie die absolute Herrschergewalt an sich riß, führte sie einfach neue Gesetze ein, die Alexanders II. Reform ganz zu Grunde richteten und die Semstwos praktisch zur Untätigkeit verdammten. Unter dem Vorwande „demokratischer Dezentralisation" wurden die Gouvernementschefs an Stelle des allzu weit entfernten Ministers mit der „Aufsicht" der Semstwoverhandlungen betraut, und ihre direkten Vertreter in den kleinen Städten und auf dem Lande, die Semskie Natschalniki, zu deutsch Dorfzaren, nahmen die wirkliche Verwaltung nach den bewährten Grundsätzen der Beamtenoligarchie in die Hand: Polizeigewalt und Bestechung regierten. Die Herren setzten die Lokalbudgets nach Belieben, d. h. je nach Bezahlung der Interessenten fest, richteten den Gesundheitsdienst und die Schulen zugrunde und wachten mit Eifer darüber, daß nur ja kein materieller oder geistiger Fortschritt zum äußersten Skandal des vom Himmel gekommenen Zarentums in die Erscheinung träte. Ärzte, die von den Semstwos angestellt und bezahlt waren, wurden abgesetzt und bestraft, weil sie „unter dem Vorwande der Schulhygiene Schulen auf staatsfeindlicher Grundlage zu errichten trachteten." Schulmeister, die den Kindern „Geschichte und anderes gefährliches Zeug" lehrten, wurden fortgeschickt und in Dutzenden bewiesener Fälle durch lesensunkundige Popen ersetzt! Mit einem Wort, das Volk, der von Alexander II. mit Semstwos beschenkte Teil des Volkes, sah sich von neuem jedes Mittels der Selbsthilfe gegen den ihm selbst immer mehr zum Bewußtsein gekommenen Niedergang seiner wirtschaftlichen und moralischen Lebensführung beraubt. Der Kampf zwischen den Semstwos und dem Beamtentum ward immer schärfer. Die früher ganz friedfertigen Versammlungen gingen über ihre gesetzlichen „Rechte" hinaus und kritisierten die Lokalverhältnisse als bloße Detailerscheinung der Reichsverhältnisse. Sie wurden politische Versammlungen. Die einen streikten und ließen die Lokalverwaltung mit Willen vollständig darniederliegen, sodaß bald haarsträubende Zustände eintraten, die ihrer-

seits wieder Tausende gegen das Zarentum erbitterten. Andere widersetzten sich offen und wurden mit richtigen kleinen Staatsstreichen vom Militär auseinandergejagt. Alle verlangten böswillig nach den „gesetzlich von Alexander II. gewährleisteten Rechten." Sie bekamen sie nicht, und da sahen sie plötzlich ein, daß nur der Sturz der Gewaltherrschaft und die Errichtung eines Verfassungssystems etwas an der Lage ändern könnte. Sie schlugen sich auf die Seite der Revolution.

Während so unter dem Einfluß des Lokaldespotismus dem wirtschaftlichen Leben ganz im allgemeinen der Nerv unterbunden wurde, lagen im größten Teile des Landes die Bauern noch überdies unter dem Joche des Mir, jenem sonderbaren Kollektivgrundbesitz, der in der Theorie fast als eine prächtige Lösung der sozialen Frage erscheint, und in diesem Sinne auch weidlich ausgebeutet worden ist, während er in der Praxis mehr als alles andere zur Verelendung, zur Verdummung, zur Hilflosigkeit der Landbevölkerung beigetragen hat.

Der heutige Mir ist durchaus keine uralte, unmittelbar aus dem primitiven Wirtschaftssystem der Naturvölker hervorgegangene Erscheinung. Er ist in seiner modernen Gestalt lediglich eine nach der Aufhebung der Leibeigenschaft mehr oder weniger notwendig gewordene, jedenfalls ungemein bequeme Verwaltungsform. Unter der Leibeigenschaft hatten die Hörigen in Gruppen je nach den Bestimmungen der Herren zusammengewohnt. Diesen Gruppen, diesen Gemeinden wurde nun einfach das Eigentum des den Herren abgenommenen Bodens übertragen. Zugleich wurde die Gemeinhaftbarkeit für die Steuerzahlung eingeführt. Diese beiden Maßregeln haben aber niemals den gehofften Erfolg gehabt. Allerdings wird das Gemeindeland meistens alle drei Jahre von der Generalversammlung der Dorfmitglieder neu verteilt. Allerdings haften auch alle gemeinschaftlich für die Zahlung der Steuern und der öffentlichen Arbeiten. Aber wohin haben diese Prinzipien geführt?

Noch nie ist das Gemeinwohl, sind die Interessen des Mir als solchen Gegenstand der Aufmerksamkeit seiner Mitglieder gewesen. Sogar die vom Gesetz genau vorgeschriebenen Pflichten, die Alters-, Kranken-, Krüppelverpflegung und ähnliches werden von der Gemeinde gröblich vernachlässigt. Im Grunde bleibt jeder seinem Schicksal überlassen, die Gemeinde als solche kommt niemandem zu Hilfe. Sie läßt die Unfähigen und die vom Unglück Verfolgten in aller Ruhe zugrunde gehen. Sogar die Bodenverteilung an und für sich versetzt fast alle Bauern in eine Lage, die ihnen eine ordentliche, erfolgreiche Bewirtschaftung geradezu unmöglich macht. Kein Mensch weiß, ob er im nächsten Jahre noch dasselbe Feld wird zu pflegen haben; deshalb verbessert er nicht die Ertragsbedingungen, sondern schlachtet es aus, erschöpft es, entwertet es und gibt es, wenn er später ein anderes zugeteilt erhält, in kläglichem Zustande an den Mir zurück. Die einzelnen Parzellen sind gewöhnlich so klein, daß sie mit modernen Geräten gar nicht würden bewirtschaftet werden können. Und dabei hat oft jeder Bauer eine ganze Anzahl solcher kleinen Feldstücke, die voneinander meilenweit entfernt liegen.

Wenn ihn nun schließlich vor seiner unfruchtbaren Arbeit, deren wesentlichen Ertrag ihm der Fiskus abnimmt, Ekel ergreift, kann er sich nicht einmal ein anderes

Schicksal suchen. Er ist an die Scholle gefesselt. Dem Rechte nach ist und bleibt er sein Leben lang ein gewisser Soundso, Mitglied, Eigentum seines Mir. Er kann die Bande, die ihn an sein Dorf, an seine Kollektivhaftbarkeit fesseln, nicht lösen. Er kann wohl auf einige Zeit fortgehen, auswandern, Arbeiter, Vagabund oder Verbrecher werden. Aber er kann nur fort, wenn er sich vorher die Erlaubnis des Mir, der Generalversammlung einholt, auf deren Entscheidung hin die Polizei ihm den nötigen Paß ausstellt. Er gibt dem Polizisten ein Trinkgeld; er verspricht dem Mir, ihm einen Teil seines außerhalb erworbenen Verdienstes zum Loskauf seiner Haftbarkeit zu übersenden. Dann geht er vielleicht in einer Stadt Arbeit suchen. Wenn er Glück hat, verdient er vielleicht drei Mark täglich. Aber der Mir verlangt, wenn er es erfährt, von ihm eine monatliche Sendung von zwanzig Mark, unter der Androhung der Zurückziehung des Passes. Vielleicht zahlt er dies Lösegeld, gerät aber dadurch in Elend, hat keine Lust mehr, für die anderen zu arbeiten und kehrt als mißmutiger, verbitterter Mann auf sein Dorf zurück. Er hat seine alte Bauernarbeit verlernt. Oder sie gefällt ihm nicht mehr. Arbeitskräfte sind so wie so schon im Überfluß vorhanden. Wie soll er bei der Landverteilung sich ein gutes Feld verschaffen? Er hat ja kein Geld, um einige einflußreiche Mitglieder der Versammlung zu bestechen. Er wird ein Faulenzer, eine Last für die Gemeinde, denn wie ein Geheimbericht es so schön sagt, „die Dörfer sind voll von jungen Leuten, die keine Arbeitsgelegenheit finden, oder zur Bodenbewirtschaftung unfähig geworden, und die demgemäß zur totalen Untätigkeit verurteilt sind und das Bauernproletariat vermehren."

Oder der Arbeiter gewordene Bauer bleibt hartnäckig und zahlt nicht. Dann entzieht die Gemeinde ihm seinen Paß, der alle sechs Monate erneuert werden muß. Die Polizei schleppt ihn auf sein Dorf zurück; und das schließliche Ergebnis ist dasselbe.

Oder der Bauer bleibt bei seinem Ackerbau. Selbst dort wo Arbeitskräfte nicht im Überschuß sind, wird er faul und leichtsinnig und „wurstelt fort", denn energische Arbeit bringt ihn ja doch nicht weiter. Acht Monate von zwölfen bleibt er auf seinem Ofen liegen „um nichts auszugeben." Nirgends wird die nötige Arbeit gehörig in Angriff genommen. Jeder spekuliert auf den schließlichen Zusammenbruch eines Nachbarn, um dann auf Gemeindebeschluß sein Feld hinzuzubekommen. Die schlauesten werden „Kulak", Landwucherer, und treiben durch fortgesetzte Vorschüsse ihre staatlich mit ihnen zu einer solidarischen Gruppe vereinigten Kameraden in die Enge, bis diese schließlich von ihrem Ernteertrage nicht einmal mehr die Zinsen bezahlen können, und „freiwillig" das Feld aufgeben, für das sie vierzig Jahre lang an den Staat die ominösen Rückkaufssummen mitbezahlt haben, um Tagelöhner bei ihren Blutsaugern zu werden.

Schlimmer noch als die Folgen des Gemeindebesitzers, sind die der Gemeindehaftbarkeit geworden. In den Händen einer wirklichen Oligarchie der „Reichen" hat sie sich zu einer furchtbaren Waffe gegen die Armen ausgewachsen. Jeder weiß, daß, wenn sein Nachbar seinen Anteil an den Steuern nicht bezahlen kann, er für ihn mitbezahlen muß. Deswegen geht der Mir bei der Steuereinstreichung mit unerhörter, seinem Grundgesetz der Solidarität schreiend Hohn sprechender

Grausamkeit vor. Während es Staatsgesetze gibt, die ganz genau feststellen, was für Objekte von einem Gläubiger gepfändet werden dürfen, und welche nicht, gibt es „kein Gesetz“, sagt ein Geheimbericht, „das zu Gunsten des Schuldners Grenzen zieht, sobald der Mir als Pfandvollstrecker auftritt.“ Um nicht für den durch Unglück, Dummheit, oder Leichtsinn in Not geratenen Kameraden mitzubezahlen, nimmt der Mir ihm alles fort, sein Haus, seine Möbel, seine Kuh, sein Korn, seine Saaten, und schließlich sogar das ihm zugesprochene Feld, dessen Pacht einfach versteigert wird. Alles geht natürlich zu unglaublich niedrigen Preisen ab; man hat den ganzen Besitz von zehnköpfigen Familien für 30 Mark verkaufen sehen und der mit dem Landkommunismus beglückte, theoretisch vor allem Elend geschützte Bauer verhungert auf der Straße. Die Zahl der „landlosen Landbesitzer“ wird mit rasender Geschwindigkeit größer, und die Verelendung des Bauernstandes wächst in dem Maße wie der Bodenkollektivismus sich natürlich weiter entwickelt ...

Ebenso jammervoll sieht es mit den öffentlichen Arbeiten in der Gemeinde aus. Niemand will zahlen; man beschließt also gar nichts; man baut weder Straßen noch Brücken, sodaß manchmal der Getreidetransport materiell unmöglich wird. Die Dorfstraßen sind im Frühling und Herbst Sümpfe, in denen man wirklich ertrinken kann, während im Sommer metertiefer Staub Pferde und Wagen im Flugsand verschlingt. Die Gemeindereservoirs, die als Schwemme und bei Feuersbrunst als Löschquelle dienen sollen, sind stets leer. Und dann brennen die Dörfer auch beim geringsten Anlaß regelmäßig vollständig nieder, obwohl der Pope Heiligenlichter an die Flammen hält, und der Bauer schwarze Katzen in die brennenden Häuser wirft.

Was soll man schließlich über die Häuser und ihre, bei Abwesenheit jeglicher Versicherung periodisch völlig „abgebrannten“ Bewohner sagen? Die Hütten, die Isbas, enthalten nur einen Raum, der zu einem Viertel vom Backofen eingenommen wird. Rings an der Wand ist eine breite Bank, und das ist ungefähr alles. Die Hütten halten meistens ungefähr 35 Kubikmeter, bei sechs bis acht Bewohnern. Fünf Kubikmeter für ein Lungenpaar, während die Hygiene ein Minimum von zwanzig verlangt. Meistens wohnen mehrere verschwägerte Familien in diesen Höhlen zusammen mit einigen Lämmern, Hühnern oder Schweinen, in einem entsetzlichen Simmelsammelsurium, in Dreck und Gestank, ohne Lüftung, sodaß der Europäer, der die Sache nicht kennt, meistens an der Tür in des Wortes eigentlichster Bedeutung zurückprallt. Gestampfter Lehm bildet den Boden; auf einem großen Tische wird gegessen und jede, auch die schmutzigste Arbeit verrichtet. An den Wänden hängen an einigen Nägeln, ein paar Zwiebeln, schmieriges Schuhwerk, und stinkende Schafpelze. Ein Paradies für Ungeziefer, dessen Gekrabbel man nur zu oft als raffinierten Genuß empfindet (so zwar daß es in gewissen Gegenden neben dem Gemeindedampfbad Gemeindewanzenräume gibt, in denen man sich mit Wonne durchstechen läßt). Schlafen legt man sich durcheinander, irgendwo auf den Boden, auf die Rundbank, die Ältesten auf den Ofen. Männer, Frauen, Kinder, Mädchen, junge Männer, Onkel, Tanten,

Nichten, Neffen, Schwäger, Schwiegertöchter: alles zusammen. Glücklicherweise ist es Sitte, daß jedes zur Welt kommende Kind seinem gesetzmäßig regelrechten Vater zugeschrieben wird. Man ißt Schwarzbrod: das klietschigste ist das Beste, denn „man fühlt es im Bauche"; man ißt auch Buchweizen, Kartoffeln, Kohl — oder Brot aus Baumrindenmehl — oder gar nichts. Fleisch findet wenige Liebhaber; erstens kennt man es kaum, zweitens „fühlt man es nicht ordentlich im Bauch"; auch übersteigt die Kindersterblichkeit vielfach fünfzig Prozent (die Krisis, an der die Kinder zu Grunde gehen, tritt, wenn nicht Epidemien herrschen, immer bei der Entwöhnung ein, wo die Muttermilch plötzlich durch das Brot ersetzt wird, welches am besten ist, wenn es „an die Wand geworfen, daran kleben bleibt.") Man trinkt Wasser, Kwas oder Tee; letzterer ist aber ein Zeichen großer Üppigkeit. Schnaps wird nicht regelmäßig gebraucht: aber an Sonn- und kirchlichen Feiertagen, deren es hunderte gibt, wird er literweise vertrunken, was regelmäßig das Haushaltungsbudget vollständig aus dem Gleichgewicht bringt.

Die Bodenbewirtschaftung ist bei alledem geradezu jammervoll. Alle nur etwas vom Dorfe entfernten Felder werden von ihren Benefizianten meistens überhaupt nicht bestellt. Die nicht zur Verteilung gebrachten, häufig riesigen Bodenstrecken bleiben ganz wild. Die Gemeindewaldungen werden wütend abgeholzt und verschwinden mit verhängnisvoller Eile. Niemals ordnet man den Bau neuer Wohnungen etwas außerhalb des Dorfes an: kein Mensch würde sie haben wollen. Die Häuser sitzen aufeinander, wie im Zentrum uralter Großstädte; man erntet zu wenig und einige Kilometer weiter liegen halbe Quadratmeilen brach...

So sieht es im sozialen Mir aus. Wie steht es mit seiner politischen Seite? Ganz anders, fürchterlich fürs Zarentum, ausgezeichnet für die Revolution. Um diese unvermutete Wahrheit zu zeigen, kann man nichts besseres tun, als den schon erwähnten bureaukratischen Geheimbericht anführen — ohne natürlich der Oligarchenlogik in ihre ängstlichen Gedankengänge zu folgen.

„Der moralische Einfluß des Mir ist entsetzlich. Von jeher ist der Bauer an eine energische Leitung gewöhnt gewesen. Als er mit der Aufhebung der Leibeigenschaft in eine neue Lage kam, lag seine politische und soziale Erziehung noch in den Windeln. Während bis dahin der Wille seines Herrn sein einziges Steuer gewesen war, sah er sich nun plötzlich auf sich selbst angewiesen, und zwar nicht nur um sein eigenes Geschick zu leiten, sondern um überdies noch als Mitglied des Mir das Leben der ganzen Gemeinde zu führen. Ein Mitglied, das gestern noch gar nichts war, keinerlei Achtung genoß, von niemanden um Rat angegangen wurde, stellte sich mit einem Male, dank der neuen Ordnung der Dinge, als eine große Persönlichkeit dar, als eine wahre Autorität, die sich unter dem Vorwande des Grundbesitzes in die Beratungen des Mir einzumischen hatte. Da die früheren Gewohnheiten die älteren Gemeindemitglieder sich nicht mehr in die neuen Verhältnisse hineinleben ließen, kümmerten sie sich immer weniger um die Beratungen, an denen schließlich die Jungen, die allen modernen Ideen zugänglich sind, allein teilnahmen. So ist der Respekt vorm Alter, der früher die Grundlage des

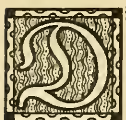
Bauernlebens war, mit der Zeit in die Brüche gegangen, um endlich ganz zu verschwinden. Der Greis zählt nicht mehr mit, weder im Mir, noch in der Familie, die ihr patriarchialisches Gepräge vollständig verloren hat. Nicht der Vater befiehlt mehr dem Sohne, sondern der Sohn zwingt seinen Willen dem Vater auf. Und wenn dieser sich endlich einmal auflehnt und seinem ungeratenen Sohne den Standpunkt klarmachen will, so beklagt jener sich beim Mir, der dann zur „Verhütung sündhaften Streites" die Teilung des Besitzes verfügt. Natürlich kommt hierbei stets der Vater zu kurz.

Die Kirche wird nur noch von alten Leuten besucht: die jungen haben keine Zeit, geben vor, zu arbeiten! Die Geistlichkeit findet weder Achtung noch Unterstützung. Die kindliche Liebe, der Respekt vorm Alter, der Glaube, alles ist der auflösenden Wirkung des Gemeindebesitzes unterlegen. Dies alles wäre vielleicht noch nicht so schlimm, aber es kommt noch etwas viel Verhängnisvolleres hinzu. Der Gemeindebesitz hat beim Bauern den Glauben an die Allmacht des Mir großgezüchtet. Für den Bauern gibt es nichts Höheres als den Mir; tatsächlich kann ja auch niemand etwas gegen ihn tun. Dieses Gefühl der Überhebung aber ist ein unvergleichliches Zuchtterrain für sozialistische Ideen. Wir sind überzeugt, daß, wenn einmal Rußland eine jener vom Aufstand der Volksmassen entfesselten Umwälzungen durchzumachen haben könnte, die Bewegung, im Gegensatz zu den in Westeuropa gemachten Erfahrungen, bei uns vom Lande ausgehen würde. So wie die Gemeinde aus ihrem Schoße das Proletariat geboren hat, so wird sie auch diesem anderen sündhaften Übel das Leben geben: dem Sozialismus."

Man braucht zu diesem Prachtgemälde, das die Beamtenoligarchie selbst von ihrem letzten Bollwerk, der Bauerndummheit, entwirft, keinen einzigen Strich hinzuzufügen. Es füllt den Rahmen der sozialen Krise vollständig aus. Das zwiefache Geständnis, daß der Bauer einerseits der fortschreitenden Verelendung anheimgefallen, und andererseits der immer eifrigere Adept der respektlosen „modernen Ideen" geworden ist, genügt, um den prärevolutionären Zustand von neun Zehnteln des russischen Volkes zu kennzeichnen. Es ist ein nicht nur sozial, sondern vor allem politisch kritischer Zustand.

Allerdings ist diesen aufgerührten Massen vor dem Eingriff der Intellektuellen kaum irgend eine politische Vorstellung klar vor Augen getreten. Aber jedenfalls hassen sie gründlich die jetzige bureaukratische Zarenpolitik. Sie wissen sozusagen, was sie nicht mehr wollen; aber sie wissen noch nicht ordentlich, was sie wollen. Und wenn ihnen der kirchliche Aberglaube und die Gewohnheit zum Teil noch ein Reich ohne Zaren als ein Unding erscheinen läßt, so begreifen sie dem gegenüber sehr wohl die Ungerechtigkeit des Großgrundbesitzes, den Verbrecherprofit des Beamtentums, und vor allem das wichtigste: einen ungeheuren Mir, eine Riesengemeinde, die das ganze Land umfaßt, die nationale Selbstregierung.

Und doch sind sie alle in geistiger Hinsicht zur Anwendung solcher politischen Formen durchaus nicht reif.



ie geistige Verfassung der Untertanen des Zaren ist derart, daß wenn auch der „Beamtentakt" auf reformatorischem Wege die wirtschaftliche, moralische und politische Krise aus der Welt schaffen könnte; wenn auch jedermann völlige Bewegungsfreiheit, Denkfreiheit, Arbeitsfreiheit, und überdies gesetzliche Handhaben zur Verteidigung gegen behördliche Übergriffe erhielte, immer noch nichts an der Lage des russischen Volkes geändert wäre. Denn die neun Zehntel des Volkes wären gänzlich außer Stande, aus solchen Änderungen irgend welchen Nutzen zu ziehen. Sie sind unwissende Analphabeten, die noch nicht zum Bewußtsein ihrer menschlichen Würde durchgedrungen sind, und nur langsam zum Bewußtsein ihrer neuen Rechte gelangen könnten. Hier ist der Punkt, an dem die Reform mit „Beamtentakt" scheitern muß. Hier ist folglich auch der Keimpunkt der Revolution.

Es scheint ein Widerspruch hierin zu liegen. Wie! wenn das Volk zu unentwickelt ist, um an der Stelle des jetzigen ein freieres Regierungssystem begreifen und mit Nutzen anwenden zu können, und wenn zugleich die Unmöglichkeit einer Fortdauer des jetzigen Zarentums mit oder ohne Takt offenbar ist, dann läuft ja Rußland in den Abgrund der Anarchie, der gänzlichen Verwilderung!

Das Argument ist elegant und höchst salonfähig; die feine Gesellschaft schmiedet aus ihm eine Märtyrerkrone ums Haupt des blutigen Friedeszaren. Bloß ist es falsch. Es läßt das Dasein einer zahlreichen geistigen Auslese außer acht, einer Klasse, der nur die Stützfläche der breiten Masse fehlt, um die Staatsleitung an sich zu reißen. Die unwissende, regierungsunfähige Masse hat zunächst nur als solche Stützfläche eine politische Rolle zu spielen. Sie ist denn doch nicht so unwissend, daß sie nicht gefühlt hätte, bloß eine große Umwälzung könnte ihren Leiden ein Ende setzen. Und gerade ihre Unfähigkeit, die großen Probleme, die bei dieser Umwälzung in die Erscheinung treten müssen, in ihrer ganzen Weite zu überblicken, muß einer rein intellektuellen Oligarchie zugute kommen. Eine solche allein kann Rußland in den ersten Jahren nach dem Sturze des Zarentums regieren.

Die Beamtenoligarchie hat darin so richtig gesehen, daß sie sich seit Jahren bemüht, alle Mittel ausfindig zu machen, die ihr im letzten Augenblick etwa gestatten könnten, Zwietracht zwischen die Intellektuellen und die unwissenden Massen zu säen. Und sie hat zu diesem Zweck mit aller nur möglichen Genauigkeit festzustellen gesucht, wie weit sie noch auf die von ihr zärtlich kultivierte absolute Dummheit der Volksmasse bauen kann. Sie hat recht zufriedenstellende Ziffern gefunden, aber schließlich doch falsch gerechnet. Die Untersuchung hat nämlich zuerst haarscharf bewiesen, „daß es ganz unmöglich ist, dem Volke ausgedehntere Rechte zu geben."

Herrlich! In 42 Gouvernements, 33 russischen, 5 polnischen, 2 kaukasischen und 2 sibirischen, hat man nur eins gefunden, wo schon die Hälfte der Bevölkerung so verderbt ist, daß sie ihren Namen schreiben kann, nämlich Petersburg mit nur noch 45 Analphabeten auf 100 Bewohner. Kars mit 91 Analphabeten auf 100 Seelen ist hingegen eine zarentreue Gegend (wo nichtsdestoweniger die Beamten

dutzendweise totgeschlagen werden). In sechs Gouvernements beträgt die Zahl der Analphabeten $^{2}/_{3}$, in fünfzehn anderen $^{3}/_{4}$, in fünf weiteren $^{4}/_{5}$ und in den übrigen 14 nicht weniger als $^{9}/_{10}$ der Bevölkerung. Glücklicherweise sind die Frauen bedeutend weniger von der Buchstabenseuche befallen. In Petersburg können bloß $^{2}/_{5}$ ihren Namen lesen, in den meisten anderen Städten etwa $^{1}/_{16}$, und auf dem Lande kommt erst auf 25 Frauen eine, die irgend etwas zusammenbuchstabieren kann.

Was die gesellschaftlichen Klassen anlangt, so ist leider die Geistlichkeit die verderbteste. Auf je hundert Popen kommen bloß noch 28, die nicht lesen und schreiben können. Beim Adel stehts etwas besser: 30 Herren von hundert können ihren Namen nicht zu Papier bringen. Die Bürger, dazu gehören hier alle noch nicht geadelten Beamten (vom „Staatsrat" an ist man eo ipso geadelt), die sogenannten „Ehrenbürger", die Kleinbürger, und die nicht als Mirmitglieder unter die Bauern zu rechnenden Arbeiter, zählen 60 Analphabeten vom Hundert. Die Bauern schlagen den Rekord der alten und neuen Welt mit 89 Prozent gänzlich lesensunkundiger männlicher Individuen.

Die größte Freude aber erwartete die Untersuchungskommission bei der Feststellung der besonders gefährlichen Subjekte beider Geschlechter, die einen „höheren" (im russischen Sinne) Unterricht genossen haben, d. h. die außer dem Katechismus und dem Schreiben (Rechnen tut jederman mit dem Rechenbrett) auch einige Tatsachen kennen. Man hat sie in den 36 gebildetsten Gouvernements ausfindig machen können. Dort hat man auf 59819125 Seelen ganz genau 690361, also 1,1 Prozent solcher Staatsverbrecher gefunden. Man muß sich Deutschland mit 650000 Leuten vorstellen, die einmal gehört haben, daß irgendwo ein England existiert, und daß irgendwann einmal ein gewisser Friedrich der Große sein Unwesen getrieben hat, um sich die geistige Bilanz Rußlands vor Augen zu führen.

Die Beamtenoligarchie ist nicht nur mit dieser mühsam von ihr zurecht geschneiderten Sachlage äußerst zufrieden, sondern weiht den dummen Bauern auch noch ihre höchst gnädige Verachtung. Sie hat das Volk in dieser Haustierverfassung gelassen, damit es sich nicht wehren kann. Man hat mir in höchsten Kreisen einmal die zahlreichen Fälle, in denen der Fiskus ganze Dörfer wegen ausgebliebener Steuerzahlung gepfändet hat, nicht weil man nicht zahlen konnte, sondern weil meilenweit kein Mensch zu finden war, der die Steuerrolle hätte lesen können, geradezu als schlagenden Beweis dafür angeführt, daß eine „derartige Bande" doch wahrhaftig keine Reformen zu verlangen hat. Tatsächlich ist es bei der systematischen Hinderung der natürlichen Entwicklung des Unterrichtswesens noch ein Wunder, daß überhaupt Leute aus dem Volke noch lesen lernen.

Der Volksschulunterricht hat nicht einmal eine einheitliche offizielle Leitung. Er soll auch nicht belehren, sondern zum Gehorsam pressen. Das ironischerweise „Volksaufklärungsministerium" genannte Unterrichtsministerium verwaltet noch nicht einmal die Hälfte der Volksschulen. Der heilige Synod allein hat schon mehr. Andere gehören, kein Mensch weiß warum, zum Eisenbahn-, Hof-, Finanz-, Kriegs- und Marineministerium. Schließlich, die besten, werden von den Semstwos unter-

halten, aber in ihrer Tätigkeit von den Lokalzaren fortwährend gehindert. Es gibt im Reiche (1902) 84 544 Volksschulen, mit 172 494 Lehrern; die Zahl der Schüler und Schülerinnen beläuft sich auf 4 580 827. Das Reich hat über 130 Millionen Einwohner! Das Unterrichtsministerium leitet nur 40 000 Schulen; der Synod dagegen 42 000. Aber es ist recht interessant zu beobachten, wie das Volk schon gegen die Popenwirtschaft mißtrauisch geworden ist. Der Synod hat nämlich nur 1 600 000 Schüler und das Ministerium 2 800 000. Jede staatliche Schule hat durchschnittlich 71 Schüler, jede kirchliche bloß 38.

Die Zahl der Schüler wächst jährlich um 375 000; die Bevölkerung über zwanzigmal stärker! Fast alle Volksschulen sind einklassig. Wenn man die Ausdehnung des Reiches — ohne Mandschurei — mit 18 764 785 offiziell beglaubigten Quadratwerst als richtig und die Bevölkerung zu 133 Millionen ansetzt, dann kommt eine Schule auf 1600 Einwohner und auf 225 Quadratkilometer. Aber wenn man nur die zwei- oder dreiklassigen Anstalten inbetracht zieht, findet man eine erst auf 36 000 Einwohner und auf 5100 Quadratkilometer. Die Gouvernements, die die meisten Schulen haben, sind Moskau und Tula (1 auf 16 Quadratkilometer), Podolien (1 auf 17), Warschau und Kieff (1 auf 20). Petersburg hat eine Schule auf 24 Quadratkilometer. Selbst in den am besten gestellten Gegenden ist es also materiell unmöglich mehr als eine ganz geringe Minderheit der Kinder zur Schule zu schicken. Was soll man aber zu den schulenreinsten Bezirken sagen? In Turgaisk kommt eine Schule auf 2700 Quadratkilometer, in Samarkand 1 auf 2900, im Amurgebiet 1 auf 3600; in Ferghana 1 auf 6500; am Jenissei 1 auf 7800; in Transkaspien 1 auf 12000 und in Jakutsk 1 auf 50000 Quadratkilometer. Die Mädchen sind natürlich überall benachteiligt, bloß 1 200 000 lernen etwas, gegen 3 300 000 Knaben. 84 Prozent sind Bauernkinder, der Rest lebt in Städten. Was die „vervollkommneten" Schulen, nämlich die dreiklassigen, anlangt, so besuchen sie von ungefähr 20 Millionen Kindern genau ... 173 538!

Man versteht aber auch schön zu sparen, was sehr nötig ist, da der Hof Hunderte von Millionen verschlingt, und das Heerwesen, dem der Zar seine prächtigen Erfolge der inneren und äußeren Politik verdankt, überhaupt nur noch mit Milliarden arbeitet. Die Unterrichtskosten belaufen sich in den verschwenderischen Städten Moskau und Petersburg auf fast 3 Mark pro Jahr und Seele. Der Ministerialbericht, dem ich diese Ziffern entnehme, weist triumphierend darauf hin, daß derart üppige Orgien denn doch sonst nirgends gefeiert werden. Das im europäischen Rußland am vernünftigsten rechnende Gouvernement ist Kowno, wo die Volksaufklärung 32 Pfennig pro Jahr und Kopf kostet. In Asien spart man noch erfolgreicher; in Semiretschensk gibt man nur 16 Pfennig aus, in Samarkand 8 und in Ferghana 4. Der Berichterstatter zählt mit gebührendem inneren Stolze 31 Gouvernements auf, in denen keine Schule eine wenn auch nur dreibändige Bibliothek besitzt. Da die Bauern selbst nie und unter keinen Umständen Bücher kaufen können, dürfte es unter diesen Umständen jedem dringend abzuraten sein, sich als Schulbuchverleger unter dem Schatten des Zaren anzusiedeln ...

Der „höhere", der von den Schülern wohlhabender Eltern bezahlte Unterricht mußte auf andere Weise „unschädlich" gemacht werden, da man ihn nicht wohl abschaffen konnte, nämlich durch eine eiserne geistige Disziplin, die die jungen Gehirne mit Gewalt in die fix und fertige Form einer „staatserhaltenden Weltanschauung" preßt. Es ist bei der unerhörten pädagogischen Rücksichtslosigkeit in diesen geistigen Zuchthäusern ein wahres Wunder, daß überhaupt noch einige junge Leute ihre menschliche Seele aus der Uniformisierungsfolter retten. Die meisten gehen rettungslos in dem schmutzigen Wasser der Beamtenmoral zugrunde. Aber die wenigen, die sie selbst bleiben, sind umso mehr als wahre Gehirnathleten anzusehen. Sie sind vielleicht nicht alle hervorragend gescheit. Aber daß sie allein schon mit einer Persönlichkeit aus der Presse gekommen sind, ist ein schöner Ruhmestitel. Sie fallen dann ohne weiteres aus dem intellektuellen in den politischen Heroismus, jeder ist ein Prophet in seiner Art, meistens ein „kühler Enthusiast", der zwischen dem Werte seines Lebens und dem einer lebensgefährlichen Unternehmung mit Mathematikerschärfe Gleichungen zu ziehen weiß. Diese Gleichungen stimmen meistens: Sasonoff und seine Freunde haben aber auch zwei Jahre gebraucht, um ihre auszurechnen. Jedenfalls sind Leute mit solchen Anlagen natürlich nicht nur zu Terroristen, sondern auch strategischen Führern vorausbestimmt, die aus dem Chaos des bunten Heeres der Revolution gefechtsbereite Angriffskolonnen zielbewußt hervormarschieren zu lassen verstehen.

Die Beamtenoligarchie hat mit all ihrer Polizistenschlauheit dieser Rasse nicht entgegenarbeiten können. Aber sie hat getan, was sie vermochte. Sie hat bis zuletzt nicht nur das Volksbewußtsein schlafen lassen, sondern es noch mit den kräftigsten Giften betäubt. Sie hat auf den Jahrhunderte alten kirchlichen Aberglauben noch die schändlichsten Lügen unter dem Gewande göttlicher Wahrheit zu pfropfen gewagt, um dem Volke im voraus die paar Mutigen, die ihm etwas Wissen und Hoffnung bringen wollten, als Abgesandte des Teufels zu verdächtigen. Fein gedacht! Schließlich glaubte das Zarentum, auf diese Weise seine Verteidigung gegen den Volkswillen eben auf die Unwissenheit derer stützen zu können, die nach Freiheit riefen. Es war seine letzte starke Karte; sie wurde gestochen.

Der hilflose Zar erlaubte der ihn umringenden Oligarchie, das Dogma seines Gottesgnadentums mit dem Dogma der Beamtenwillkür vor dem Volke offen zu identifizieren, und die Bauern zum Kreuzzug gegen den modernen Geist aufzurufen unter der Devise: „Wer gegen den Zaren ist, ist gegen Gott". Wenn aber dieses Dogma sich kraftlos erwies, mußte das letzte Bollwerk des Beamtentums, des Zarentums, und mit ihm der Zar selbst dem unabänderlichen Sturz entgegengehen.

Die Probe hat stattgefunden. Im Dezember 1904 sandte Pobjedonoszeff das folgende „äußerst geheime" Rundschreiben an die orthodoxen Bischöfe:

„Der Böse greift wieder das Heilige Kreuz des Rechten Glaubens an. Ein ruchloser Anfruhr stürmt gegen unseren Allergnädigsten Kaiserlichen Herrn. Unter dem Einfluß des Bösen haben sich alle Mächte der Finsternis zusammengerottet, um den Rechten Glauben zu vernichten. Sie haben sich der Heiligen Person des

Hauptes der Kirche, unseres Kaiserlichen Herrn zu nähern gewagt. Sie wollen, Er solle den Allerheiligsten Eid brechen, den Er zur Zeit der Thronbesteigung als der Gesalbte des Herrn in der Himmelfahrtskirche gesprochen und in welchem Er gelobte, gegen jedweden Angriff den Rechten Glauben und die Grundsätze zu verteidigen, nach denen Seine Ahnen das Heilige Rußland regierten. Die Macht des Bösen ist groß, aber rechter Glaube kann sie zermalmen, und in diesen trüben Zeitläuften müssen sich alle Frommen einen, um von Religion und Reich äußerstes Unheil abzuwenden. Also befehlen wir allen Bischöfen, den Priestern ihrer Diözesen den folgenden Befehl zu übermitteln: Sie mögen das Volk zur Kirche rufen und häufig zu Gott und seiner Allerheiligsten Mutter beten, auf daß Sie unserem Kaiserlichen Herrn die Seelenkraft und die Sinnesstärke verleihen, damit Er dem Einfluß des Bösen widerstehen, den Eidbruch vermeiden und im Sinne des Rechten Glaubens und des Willens seiner Väter fortfahren könne zu herrschen."

Zum Entsetzen der den schon wankenden Selbstherrscherthron stützenden Prätorianerschar ward dieser allerletzte Hilfeschrei eine Waffe gegen sie selbst. Die Bauern kamen nicht zur Kirche, und beteten nicht. Aus echtem alten Russenglauben! Sie fühlten aus diesem tragischen und kindischen Aufruf gleichsam heraus, daß der Zar sich im Unrecht fühlt, und zugleich ihre Macht als bestimmend anerkennt. Ihre Mystik, die den Zaren näher bei Gott sieht als sie selbst, kann nicht fassen, ein Zar solle weiter von Gott sein als sie. Wenn der Zar fühlt und ruft, der Bauer müsse für ihn vor Gottes Thron Fürsprache einlegen, dann hat Gott ihn eben verlassen, dann ist er nicht auf der rechten Bahn, dann ist er nicht mehr der Vertreter Gottes in Rußland, dann ist er nicht mehr der unfehlbare Zar ....

Dieser Gedankengang, millionenmal wiederholt, bringt das Zarentum langsam aber endgültig zu Falle. Die „ausgleichende Gerechtigkeit", an die einige glauben, hat gewollt, daß die Unwissenheit und der Aberglaube, auf dem das Zarentum unerschütterlich feststand, nun gerade die letzten Pfeiler des gewaltherrschenden Thrones zernagt. Der Haß gegen die, welche aus wütiger Selbstsucht eines der größten Völker unter das Joch unsagbaren inneren und äußeren Elends gezwängt haben, wird jetzt in seinem wildem Strom nicht mehr am Stauwerk der Gottähnlichkeit des Zaren aufgehalten. Er stürmt über den Herrscher hinweg. Gott hat das Zarentum verurteilt ....

Der Bauer erhebt sich; er verlangt; er nimmt, plündert, tötet. Er ist verwandelt; er zeigt den Willen zum bewußten Leben, den Willen auch zum Kampf für ein bewußtes Leben. Er war in der bunten Herde bedrückter Völker und Stände der Letzte, der Wichtigste, der nicht reif war. Sein Eintritt in den revolutionären Kampf bedeutet das klare Erwachen des Volksbewußtseins. Er bedeutet aber auch die „Götzendämmerung — oder wie man mit der Bombe philosophiert".

Die Dynastie Dschinghis-Khans, die großartigste, die die Welt gesehen, stürzte hilflos, fast ohne Widerstand, unter der Revolution plötzlich zu menschlicher Würde erwachter chinesischer Bauern.



Michael/ Roman von Herman Bang

(Schluß)



Der Meister lag seit acht Tagen und acht Nächten im Bett. Er erwachte und verlangte Wein, er schlummerte und trank wieder. Schleim trat ihm aus der stöhnenden Brust auf die geöffneten Lippen und der rinnende Schweiß lag unter ihm wie ein See. Der Majordomus saß an seinem Bett. Wenn der Meister erwachte, brachte er ihm Speise, die der Meister verschlang, gierig und rasch, als hätte er den Gebrauch von Messer und Gabel vergessen. Dann legte er sich wieder nieder. Der ergrauende Bart lag ungekämmt auf den befleckten Kissen, und die weitgeöffneten Augen in dem geschwollenen Gesicht schienen von Glas, hinter dem alles Licht erloschen war. Wenn der Majordomus zu ihm sprach, antwortete der Meister nicht, und in seine Augen kam kein Licht — bis er wieder einschlief. Kein Mensch kam und ging auf den öden Treppen. Jules erhob sich im Vestibul von seinem Stuhl und mit den Worten: „Der Meister ist verreist" nahm er die Karten der Besucher entgegen.

Und wieder wurde es still im Hause, in dem der Majordomus alle Türen geschlossen hielt. Nur Charles Switt ging unbehindert durch das Vestibul. Der Majordomus kam ins Wohnzimmer, nachdem er alle Türen von Zimmer zu Zimmer geschlossen hatte: „Wie geht es?" fragte Charles Switt. Der Majordomus antwortete: „Ebenso." Charles Switt fragte, während seine Lippen sich kräuselten vor Ekel über ein Laster, das seine Rasse nicht kennt: „Wie lange kann es noch dauern?" „Das ist schwer zu wissen," antwortete der Majordomus. Charles Switt betrachtete plötzlich Jacques unbewegliches Gesicht: „Aber wodurch kam es?" fragte er. Der Majordomus verzog keine Miene: „Der Meister war wohl müde," sagte er. Aber indem er sich zum Gehen wandte, sagte Charles Switt, als wollte er Jacques überrumpeln: „Wo ist Michael?" Der Majordomus antwortete wie vorhin: „Herr Michael ist auf dem Lande." „Hm," sagte Switt, und ging.

Der Majordomus kehrte vorsichtig durch alle Türen zurück. Der Meister stöhnte im Schlaf, während der Schweiß ihm von der Stirn und über die Wangen hinabrann. Nachts erwachte Jacques. Der Meister wälzte sich in seinem Bett: „Jacques." „Ja, Meister." „Jacques, ich kann nicht schlafen." „Meister, Sie haben so viel geschlafen," sagte Jacques. Claude Zoret antwortete nicht. Kurz darauf aber sagte er: „Leg' dich jetzt nieder — er nahm des Majordomus Hand —: du hast wohl viel gewacht." Ein Augenblick verging. Dann sagte er: „Welcher Tag ist heut?" „Sonnabend, Meister." Ein Beben ging über das verschwollene, maskenartige Gesicht des Meisters, aber er sagte nur: „Schlafe

jetzt nur." Unbeweglich in seinem Bett ausgestreckt, hörte er bis zum hellen Morgen die tiefen Atemzüge des Majordomus.

Um neun Uhr klingelte er mit einer Glocke, die neben seinem Bett stand, um Jacques zu wecken. Der Diener fuhr aus dem Schlaf auf und sagte erschreckt, während sein Blick die Gläser auf des Meisters Tisch streifte: „Es ist spät geworden, Meister." „Du solltest ausschlafen," sagte der Meister und rührte sich nicht. Jacques ging, und kam mit den Zeitungen wieder und Claude Zoret faltete sie auseinander. Er versuchte zu lesen. Aber es war, als ob seine Gedanken die Buchstaben nicht zusammenhalten konnten oder als ob seine Augen ihre Sehkraft verloren hätten. „Hilf mir beim Aufstehen," sagte er. Jacques half ihm einige Kleidungsstücke anziehen und mit zitternden Knien, die ihn kaum zu tragen vermochten, ging der Meister ins Ankleidezimmer. Er betrachtete sein geschwollenes Gesicht im Spiegel, die Säcke unter den erloschenen Augen, und er wusch sich, doch nur die Hände. Noch scheute er Reinigung und Wasser. Er ging hinaus und wanderte ruhelos durch das ganze Haus. Die Kleider, die viel zu weit schienen, schlotterten um seinen zusammengefallenen Körper. Er wurde von Durst geplagt und jede Stelle seines Körpers schmerzte ihn. „Ich will zu Bett," sagte er und der Majordomus entkleidete ihn, und er hüllte sich vor Kälte zitternd in die Decken.

Den ganzen langen Tag hindurch ging er zu Bett, stand auf, legte sich von neuem nieder und stand wieder auf. Vier Tage und vier Nächte hindurch schloß er kein Auge. Er starrte, auf dem Rücken liegend, schlafverlassen zum Baldachin des Bettes hinauf, während seine Gedanken langsam zurückkehrten und das Gehirn langsam seine Denkkraft zurückerlangte. Als Jacques ihm am fünften Abend den Schlafsaft reichte, griffen die Hände des Meisters zitternd um das Glas: „Jetzt, Jacques," sagte er „bete zu deinen Heiligen, denn wenn ich heut Nacht nicht schlafe, verliert Herr Zoret seinen Verstand." In dieser Nacht schlief er einen qualvollen Schlaf von zwölf Stunden. Sein Körper war wie zerschlagen, als er erwachte, aber sein Verstand war klar. „Mach' mir das Bad zurecht," und während der Majordomus das Bad bereitete, las er die Zeitungen, aufrecht im Bett sitzend. Er ging ins Badezimmer und legte sich ins Bassin. Als er wieder aufgestanden war, setzte er sich vor den Spiegel und mit müden Händen, von einem brennenden Schmerz erfüllt, begann er noch einmal wieder Claude Zorets Maske herzustellen.

Er kam fertig angezogen heraus und ging in sein Atelier hinauf. Er blätterte in alten Kupferstichen, während die Stunden verstrichen. Beim Mittagessen fragte er: „Ist Charles Switt heut nicht hiergewesen?" „Ja," antwortete der Majordomus. „Weshalb ließest du ihn nicht herein?" Der Majordomus antwortete nicht. „Hm," sagte der Meister: „es ist vielleicht besser so. Was er nicht gesehen hat, kann er nicht niederschreiben."

Nachts schlief er nur wenig. Er lag bis zum Morgen wach, mit strahlenden Augen. Wie Kampfwagen rückten die Gedanken wieder in sein mächtiges Gehirn ein. Er klingelte frühzeitig: „Ich will malen," sagte er und ging zum Bade. Jacques war ihm behilflich. Plötzlich schlug der Meister ihm leuchtenden

Anges auf die Schulter: „Jacques," sagte er, „vielleicht werde ich doch noch ein Maler." „Das sind Sie doch schon, Meister." „Nein, alter Jacques, noch nicht." Claude Zoret wollte gehen. Aber plötzlich wandte er sich um und ergriff die Hände des Majordomus: „Danke," mein Freund, sagte er und ging. Und hochaufgerichtet, so elastisch wie nur je einer seiner Bauernvorfahren an einem Märztage zur ersten Feldarbeit geschritten war, ging er durch sein Haus und in seine Werkstatt. Auf der untersten Stufe der Treppe stehend, hörte der lauschende Majordomus, daß der Meister bereits seine Leinwand spannte. Zur Mittagszeit kam er herunter. Er sprach nicht, während Jules die Gerichte auftrug. „Mach' im Bibliothekzimmer Licht," sagte er, als er den Stuhl zurückschob. Der Majordomus sah ihn in der großen Bibel lesen. Bis in die Nacht hinein saß er im Bibliothekzimmer und las dort. Sein mächtiger Bart fiel über die Blätter des Buches Jesaias.

Am Morgen fragte Jacques: „Soll jemand vorgelassen werden?" „Nein, niemand. Ich will Ruhe haben," antwortete der Meister. Der Majordomus öffnete die Lippen zu einer Frage. Aber er schloß sie wieder. Der Meister wandte den Kopf und fragte unvermittelt: „Ist Michael auf dem Lande?" Es war zum ersten Mal, daß er seinen Namen nannte. Der Majordomus antwortete leise: „Ich weiß es nicht." Der Meister ging zur Tür. „Für Herrn Michael soll gedeckt werden," sagte er und ging in seine Werkstatt.

Die Tage vergingen und wurden zu Wochen. Der Meister kam und ging zu seinen einsamen Mahlzeiten. Sein Antlitz trug Furchen wie ein Acker, aber seine Schultern waren straff. Die Schiebetüren des Ateliers waren geschlossen, und niemand durfte sie öffnen. Der Majordomus schlich sich bis zur höchsten Stufe der Treppe hinauf. Des Meisters Schritte ertönten drinnen. Und jetzt sprach er — sprach laut. Der Majordomus ging leise die letzte Stufe hinauf. Ja, er sprach, schrie laut. Angstvoll beugte Jacqes sein Ohr auf die Spalte der Schiebetür herab, so daß er hören konnte: Jetzt schwieg er. Jetzt ging er drinnen auf und ab. Jetzt sprach er wieder: „O, daß du doch in der Unterwelt mich verwahrtest, mich bergen wolltest, bis dein Zorn sich gelegt, eine Frist mir setztest und dann meiner wieder gedächtest." Des Majordomus Kopf sank gegen die Tür, ohne daß er es merkte, während die Stimme des Meisters drinnen von neuem erklang: „Verloren sei der Tag, an dem ich geboren bin, und die Nacht, da es hieß: es ist ein Knabe zur Welt gekommen! Jener Tag sei finster; Gott von oben frage nicht nach ihm, und kein Glanz scheine über ihm. Siehe, jene Nacht sei lautlos stille, und kein Jubel ertöne darin! Die Sterne ihrer Dämmerung seien dunkel." Der Meister sprach lauter und lauter, als wolle er seine Hand und seine Sehkraft und sein Gehirn unter die gewaltigen Klagen der Bibel zwingen und seine Seele und das Gewebe seiner Nerven und sein Wesen mit dem Jammer des Testamentes füllen, so daß er sie sah, die letzte Verzweiflung mit seinen eigenen Augen sah: „Warum starb ich nicht schon bei der Geburt? Warum erstand ich zum Leben und wurde von Brüsten gesäugt? So läge ich nun und wäre stille, schliefe und hätte Ruhe." Der Majordomus griff nach dem Geländer der Treppe, um sich zu halten. Und während

er die Treppe hinunterstieg und dabei gleichsam zweimal in die Knie sank, hörte er noch immer des Meisters Stimme, die laut durch die verschlossene Tür drang: „Warum ist doch das Licht gegeben dem Mühseligen und das Leben den betrübten Herzen, die auf den Tod warten? Was ich gefürchtet habe, ist über mich gekommen, und wovor mir graute, das hat mich betroffen."

Der Majordomus lauschte noch, gegen das Geländer gestützt, auf der untersten Stufe. Plötzlich aber lief er, lief durch das Wohnzimmer und zur Tür hinaus, ins Vestibül hinunter, wo Jules saß. „Was ist los, Alter?" fragte Jules, der sich erhob. Der Majordomus antwortete nicht. Er biß die falschen Zahnreihen aufeinander, während er zitternd in einen Stuhl sank. Es klingelte an der Haustür. Es war Charles Switt, und der Majordomus erhob sich, als er ins Vestibül trat. „Wie geht es?" fragte er. „Der Meister arbeitet," antwortete Jacques mit zitternder Stimme. „Was?" fragte Switt. „Ich weiß es nicht." Switt bedachte sich einen Augenblick. „Weshalb sehen Sie des Morgens nicht nach?" „Die Tür zum Atelier ist verschlossen," antwortete Jacques, und während er zu zittern anfing — aus Angst vor dem, was er fürchtete und was er nicht zu sagen wagte — fügte er hinzu: „Aber er spricht — immerfort." „Spricht?" sagte Switt: „Was spricht er?" „Ich weiß nicht," antwortete Jacques: „Aber . . aber (und er sagte es ganz leise) ich glaube, es ist aus der Bibel." Über Charles Switt's Gesicht glitt ein Schimmer. „Das ist möglich," sagte er und plötzlich fügte er hinzu: „Lassen Sie uns hinaufgehen."

Sie gingen die Treppe hinauf, unwillkürlich so leise, als schliefe jemand, der nicht geweckt werden dürfe. Und der Majordomus öffnete die Wohnstubentür: „Hören Sie," sagte er. „Ja." „Er spricht wieder," flüsterte Jacques, der auf der Schwelle stehen geblieben war, während sein runzeliges Gesicht aussah, als wäre es von Kalk übergossen. Die Schiebetüren standen offen und nur die Portiere deckte den Eingang zum Atelier, wo die Stimme, des Meisters Stimme, beständig dieselben Worte wiederholend, herausdrang: „Verloren sei der Tag, an dem ich geboren bin, und die Nacht, da es hieß: es ist ein Knabe zur Welt gekommen. Die Sterne ihrer Dämmerung seien dunkel; sie harren auf das Licht, und es komme nicht; sie müssen nicht erblicken die Wimpern der Morgenröte ..." „Was liest er?" flüsterte Jacques, gegen den Rahmen der Tür gestützt. Charles Switt antwortete nicht. Schweißtropfen rannen ihm über die Stirn, als wäre er selbst es, der sich der Anstrengung des Meisters unterwerfe. „Was liest er?" flüsterte Jacques wieder und streckte seine gespreizten Hände nach Switt aus. Der Meister sprach von neuem, aber es war, als preßten sich die Worte nur mit Mühe aus seiner angestrengten Brust hervor: „So läge ich nun und wäre stille, schliefe und hätte Ruhe." Charles Switt rührte sich nicht. Der Meister schwieg und sie hörten nur das Geräusch seiner hin- und hergehenden Schritte und des Wassers, das langsam in den Bassins plätscherte.

Plötzlich schlug Claude Zoret die Portiere zur Seite und stand auf der Schwelle. Über seine Wangen liefen Furchen, wie mit dem Messer geschnitzt. „Bist du hier?"

sagte er zu Charles Swift, und als ob er ihn schon wieder vergessen hätte, sagte er, zum Majordomus gewandt, und zeigte auf die Bassins: „Stell' das Wasser ab." Der Majordomus ging durch das Zimmer und stellte die Springbrunnen mit seinen zitternden Händen ab. „Und laß vorspannen," sagte der Meister. „Ich will ausfahren." Claude Zoret kehrte in seine Werkstatt zurück. Herr Switt folgte dem Majordomus. „Jetzt soll er Ruhe haben," sagte Charles Switt und Jacques erkannte seine Stimme fast nicht wieder.

Als Herr Switt die Treppen zum Vestibül herabstieg, kam Herr Adelsskjold ihm entgegen. Er sah seltsam aus, als ob sein blonder Bart ihm lose im Gesicht säße. Charles Switt sah ihn an: „Sind Sie es?" sagte er: „Wo sind Sie denn so lange gewesen?" „In Finnland," antwortete Adelsskjold, der unausgesetzt mit demselben flackernden Blick vor sich hinstarrte. „So weit?" sagte Switt. „Und Frau Adelsskjold befindet sich wohl?" Adelsskjold sah hastig auf: „Frau Adelsskjold ist ja in der Normandie." Und wie ein Mann, der den einzigen Gedanken aussprechen m u ß, um den sein Gehirn beständig kreist, fügte er hinzu: „Sie ist bei der Herzogin-Witwe von Monthieu zu Besuch." Charles Switt ließ vielleicht eine halbe Minute vergehen, bevor er antwortete: „Das ist ja wahr, davon hab ich gehört." Er wippte einen Augenblick mit seinem Stock: „Zoret empfängt nicht," sagte er dann, „er arbeitet." Adelsskjold, der, wenn er angeredet wurde, zusammenfuhr, wie ein Mann, der eine Fliege von seiner Stirn verjagt, sagte: „Ich will nur meine Karte abgeben." Und sie schieden. Herr Adelsskjold ging ins Vestibül und gab Jules seine Visitenkarte. „Vielleicht kann ich hier einen Augenblick sitzen," sagte er: „ich bin etwas müde." Und er setzte sich mechanisch in einen der großen Stühle, ins Leere starrend, unbeweglich, wie ein Mensch, für den die Welt stille steht.

Der Meister hatte sein Gesicht gebadet und sich umgezogen. Jetzt schritt er rasch durch die Vorhalle. „Was? Sind Sie da?" sagte er, als er Adelsskjold sah, der sich erhob. Und sehr mild fügte er hinzu: „Wollen Sie mit ausfahren? Frische Luft tut gut." Adelsskjold erfaßte des Meisters Hand: „Danke," sagte er. „Aber sprechen kann ich nicht," sagte Claude Zoret, als sie in den Wagen stiegen: „ich arbeite." Die Lider bebten über Adelsskjolds trockenen Augen: „Sie arbeiten?" sagte er. „Ja," antwortete der Meister, „und meine Gedanken wollen nicht zur Ruhe kommen." Adelsskjold starrte mit demselben Blick wie vorhin im Vestibül vor sich hin. „Nein," sagte er, „die Gedanken wollen nicht zur Ruhe kommen." Die beiden Männer fuhren zusammen über den Boulevard, Seite an Seite. Ab und zu bewegten sich die Lippen des Meisters, als flüstere er unhörbare Worte. Adelsskjold sank auf dem Sitz zusammen und richtete sich wieder auf. Keiner von ihnen sprach — nicht ein Wort. „Leb wohl, mein Freund," sagte der Meister, als sie wieder schieden. Der Tonfall der Worte drang Adelsskjold ins Bewußtsein, und es ging ein Zittern über sein vergrämtes Gesicht: „Danke, Claude Zoret," sagte er. Und er ging. Claude Zoret blieb einen Augenblick in der Halle stehen. Seine Mundwinkel waren herabgezogen vor Müdigkeit oder vielleicht vor Schmerz ...



ls der Meister zur Mittagszeit ins Eßzimmer trat, kam Michael durch die gegenüberliegende Tür herein — vielleicht hatte er draußen gewartet — und er ging, mit einem „Gutentag", das lustig klingen sollte, aber ihm kaum über die Lippe wollte, an seinen gewohnten Platz. Seine Augen glänzten, als hätte er erst vor kurzem einen rasch wirkenden Likör genossen. Der Meister hatte mit der linken Hand nach seinem Rücken gegriffen, als fühle er einen Stich unter dem Schulterblatt. Aber er begann trotzdem munter von Wind und Wetter zu reden und zu fragen, wer in Trouville gewesen sei, wo Michael, wie er sagte, herkam. Wir nehmen eine Flasche Burgunder, sagte er zum Majordomus gewandt, und wie um Michael die Herbeibringung des seltenen Weines zu erklären, fügte er hinzu: „Ich arbeite so viel in dieser Zeit." „Was arbeitest du?" fragte Michael, der die Lippen nur sehr wenig öffnete. „Man glaubt wohl stets, daß man das Größte schafft," sagte der Meister, der Michaels Tonfall überhört zu haben schien. Michael antwortete im selben Tone, aber der Schweiß stand ihm auf der Stirn: „Es muß herrlich sein, wenn man das glauben kann." Ein Funken blitzte in des Meisters Auge: „Ja," sagte er und stemmte die Hand gegen den Tisch. Der Majordomus kam mit dem Wein. „Bringen Sie die englischen Gläser," sagte der Meister.

Der Majordomus blieb stehen, wartend, und eine Sekunde verging, bevor Michael stotternd sagte: „Ich habe sie geliehen."

Es lauerte wie Freude in des Meisters Augen — als empfände er eine gewisse Lust zu sehen und zu messen, wie weit Michael zu gehen wagte: „Das nenn' ich vernünftig," sagte er und lachte: „Dann nehmen wir andere." Der Majordomus schenkte in die herbeigebrachten Gläser und ging. Michael fragte, während seine Stimme ein wenig zitterte: „Malst Du ohne Modell?" „Ja," sagte der Meister und fügte hinzu, merkwürdig langsam: „Diesmal male ich nach dem Gedächtnis." Er trank sein Glas aus: „Aber für die Luft habe ich die Studien aus Algier verwendet." Michael hob den Kopf: „Ja, die sind gut," sagte er hastig. Er verharrte eine Weile nachdenklich, als wäre er plötzlich von einem Gedanken ergriffen, den er weiter verfolgte. „Die sind gut," wiederholte er unwillkürlich, wie ein Auktionator, der einen Preis festsetzt. Der Meister sprach wieder munter von Jacques Gicht und von all dem Jux, den er des Abends läse, um sich zu betäuben, so munter, als hätte Michael erst gestern auf seinem gewohnten Platz gesessen oder als hätte er — ihn nie gesehen. „Aber," sagte er plötzlich, „ich habe doch das Verlangen, bald fertig zu werden und ein bißchen fortzukommen." Michael hob den Kopf: „Ja," sagte er und er sprach in dem Ton, der noch aus dem Prager Gäßchen stammte und den Claude Zoret nur ein einziges Mal gehört hatte, damals als sie im Atelier von dem „Germanen" sprachen: „hier ist es auch alles andere als amüsant." Der Meister schwieg einen Augenblick. Dann sagte er mit einem Lächeln: „Darum suchst du deine Freuden ja auch außerhalb des Hauses."

Michael warf den Kopf zurück, so daß das schwarze Haar sich wie ein Eisen-

kamm über seiner leichenweißen Stirn erhob: „Glaubst du vielleicht" und die Worte drängten sich über seine zitternden Lippen „daß es angenehm für mich ist, hierher zu kommen, wenn du mit mir sprichst, wie du mit Herrn Leblanc zu sprechen pflegst, wenn du ihm deinen Hohn wie Peitschenhiebe in sein Krämergesicht schlägst ...?" — „Michael ..." — „Jawohl, ich kenne dich" — fuhr Michael fort, während seine Augen ganz grün waren und seine Worte wie Schläge wirkten — „ich kenne dich, dich und deine Munterkeit, in die du dich wie in einen Schlafrock einhüllst, weil es dir nicht einmal der Mühe lohnt, dem anderen deine Verachtung zu zeigen. Und doch wären Peitschenhiebe — das weißt du — nicht so grausam wie deine Munterkeit es ist. Weißt du, wem du ähnelst, wenn du lachst? einem Granitgott, der uns andere, uns Erbärmliche verhöhnt. Und ich muß es ertragen, denn du hast ja ein Recht mich zu verachten. Ohne zu fragen, ohne zu sprechen, ohne zu verstehen, ohne den Versuch zu machen zu verstehen, verachtest du von der Höhe deines Genies herab."

Der Meister sagte und bewegte kaum seine Lippen: „Wen verachte ich?"

Michael lachte: „Steig auf deine Höhe hinauf und sieh zu, wen du nicht verachtest. Ich kenne dich, dich und deine Freundschaft. Du nimmst dir das Recht zu beleidigen, bei jedem Wort, was du sagst. Und beleidigt ein Freund dich nur mit einem Blick, dann treibst du ihn aus deinem Leben heraus ohne ein Wort, ohne eine Miene zu verziehen, treibst ihn wie einen Lumpen auf die Straße hinaus. Er hat die Ehre gehabt, eine Figur in deinem Leben gewesen zu sein. Er ist es nicht mehr. Er kann gehen. Für dich reißt kein Band, denn es hat nie eines bestanden. Aber was sind es auch für Freunde, die dir geblieben sind? Adelsskjold, den du verachtest wie einen Ochsen auf dem Felde, und Switt, Herr Charles Switt, mit dem du sprichst, als wenn du in den Phonographen der Ewigkeit hineinsprächest, der deine unsterblichen Worte auf seinen Walzen aufbewahren soll. Ja, wenn du einmal sterben sollst, wirst du ihm deinen letzten Willen diktieren und du wirst ihm die Hand drücken und ihm keinen einzigen Gedanken schenken, sondern nur den einen Gedanken haben, wie Claude Zoret stirbt. Das ist deine Freundschaft — und das sind deine Freunde."

Der Meister hatte seine Augen geschlossen: „Hast du das alles schon lange gewußt?" sagte er und seine Worte waren kaum zu verstehen.

„Ja," rief Michael: „ob ich das lange gewußt habe! Ich kenne dich, Claude Zoret, dich und dein Herz. Herrn Claude Zorets Herz (es war, als ob ein unhörbares Schluchzen Michaels ganzen Körper erbeben machte). Du könntest mich totschlagen ... und du kannst totschlagen, Körper und Seele mit nur einem Wort — du könntest mich totschlagen und du würdest mir keinen Gedanken schenken, sondern nur den Deckel über eine neue Leiche zuschlagen. Und du würdest weiterschreiten und liebenswürdig sein, weil es das Bequemste ist, und würdest aus Gleichgültigkeit mitleidig sein und das große Herz der Kunst genannt werden, weil du alle fünf Jahre eines deiner berühmten Gemälde zu gunsten der Armen verlosen läßt. Ich bin nie etwas anderes für dich gewesen als ein Gegenstand, der sich zum Malen eignete."

Claude Zoret öffnete die Augen. Seine Hände, die weiß geworden waren, als wären sie kalt, umfaßten die Kante des Tisches: „Glaubst du?" sagte er und Michael schlug die Augen nieder vor seinem Blick. Kurz darauf aber fügte er hinzu: „Ich werde dir hierauf nie etwas erwidern, Michael."

Der Majordomus brachte den Nachtisch herein, und die beiden aßen vor Jacques Augen, der doch alles wußte, so ruhig, als säßen sie in einem Restaurant neben der Oper, das voll von Bekannten war. Sie sprachen nicht, während sie den Kaffee in der großen Wohnstube tranken. Michael erhob sich: „Adieu," sagte er. „Auf Wiedersehen," antwortete der Meister und blieb in seinem großen Stuhl sitzen.

Als der Majordomus hereinkam, um die Tassen zu holen, sah er den Meister umhergehen und alle Uhren zum Stehen bringen: „Jetzt muß es hier still sein," sagte er, „denn jetzt soll hier gearbeitet werden." Er nahm am Tische vor der aufgeschlagenen Bibel Platz und plötzlich sah er zu Jacques auf und sagte, während der Majordomus ihn ansah, ohne zu verstehen: „Vielleicht war auch dieses noch nötig." Er senkte den Kopf von neuem und las im Buche Hiob: „Da ging der Satan weg von dem Herrn und schlug Hiob mit bösen Geschwüren von der Fußsohle bis zum Scheitel. Und Hiob nahm eine Scherbe, schabte sich und saß in der Asche."

Um elf Uhr klingelte der Meister und ging in sein Schlafgemach. Der Majordomus kam und half ihm. „Jetzt habe ich ihn gesehen," sagte der Meister. „Wen, Meister?" fragte Jacques. „Hiob," antwortete der Meister und der Majordomus verstand ihn nicht.



Drei Monate waren vergangen. Der Meister arbeitete rastlos. Nachmittags kam Adelsskjold und wartete in der Halle, wie ein Hund, der vor einer Tür wartet. Der Meister kam hinunter und sie fuhren Seite an Seite über die winterlichen Boulevards, beide schweigend, aber doch zusammen. „Adieu, Zoret," sagte Adelsskjold, wenn er ausstieg und vornübergebeugt, wie er jetzt immer zu gehen pflegte, davonschritt.

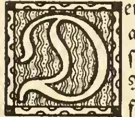
Der Meister nahm die Mahlzeiten in seinem Atelier ein. Er fragte: „Ist Herr Michael da?" „Ja, Meister," antwortete der Majordomus. „Grüß ihn," sagte der Meister. „Meister, Sie essen nicht genug," sagte Jacques. Claude Zoret antwortete: „Ich kann nicht, ich muß arbeiten." Und der Majordomus trug die Speisen hinaus.

Charles Switt kam hin und wieder. Er ging in die stille Wohnstube hinauf und er wanderte dort auf und ab, bis er wieder fortging. Eines Tages, als er wieder da war, öffnete der Meister die Tür zum Atelier: „Bist du es?" sagte er und blieb auf der Schwelle stehen: „Jetzt ist es vollbracht, du kannst es sehen." Wie eine weißliche Flamme schlug eine Blässe über Charles Switts Antlitz: „Danke," sagte er. Und er ging die Stufen hinauf, ins Atelier hinein, und blieb vor drei Gemälden stehen. „Das ist Hiob," sagte der Meister. Und Charles Switt sah auf einem graugelben Felde, unter einem graugelben Himmel ein zerschmettertes

Etwas, ähnlich einer zertrümmerten Lehmkruke von einem Tuch bedeckt, ein totes Etwas, das dennoch lebte. „Das ist Jesaias," sagte der Meister und er zeigte auf das nächste Bild. Charles Switt blieb bleich wie vorhin vor dem Propheten stehen, der, allein, mit gekreuzten Armen, auf einer Klippe stehend, dem Volk den Fluch des Herrn verkündete, während die Ausdünstungen der Horden zu ihm heraufzusteigen schienen und seinen Mantel mit einer dunklen Wolke umhüllten. Der Meister aber zeigte auf das dritte Bild: „Und dies ist die Wahrheit," sagte er. Hoch und sieghaft führte ein Jüngling, dessen dunkles Haar den Kopf wie eine Krone schmückte, und dem eine lichte Frau unzertrennbar zur Seite stand, die Zügel eines goldenen Triumphwagens, der über Wolken dahinzog — Wolken, die Schleiern glichen, in denen die mächtigen Leiber gefesselter Giganten eingehüllt waren, dunkle Wolken und blutgerändert. Charles Switt sagte nichts. Er ließ nur lange den Blick von Bild zu Bild wandern, bleich aus Ehrfurcht vor dem Größten, oder vielleicht bleich vor Schmerz. Dann sagte er, während sein Gaumen trocken war: „Claude, nun hast du es erreicht." Der Meister antwortete nicht gleich. Dann sagte er: „Wer kann das wissen." Kurz darauf aber sagte er mit einer Stimme, die wie eine Saite sprang: „Nun hab' ich aber wenigstens gelebt, Charles." Und er kehrte sich ab.

Kurz darauf aber wandte er wieder den Kopf: „Diese Bilder will ich ausstellen," sagte er. „Ausstellen? Wo?" „Hier," antwortete der Meister: „hier in Paris."

Und sie gingen zusammen die Treppe hinunter und schieden ohne ein Wort.



Der Meister zögerte einen Augenblick auf dem Trittbrett des Koupés, als suche er jemand in dem Gewimmel auf dem Perron. Dann senkte er aber die Augen und stieg herab, während der wartende Majordomus sein Antlitz betrachtete: ja, des Meisters Gesichtsfarbe war noch immer gelb. Herr Adelsskjold hatte nach ihm das Koupé verlassen und vor dem Bahnhofsgebäude bestiegen sie den Wagen. Sie waren eine Weile gefahren, als Adelsskjold sagte: „Diese drei Wochen in Versailles haben Ihnen doch gut getan". Der Meister nickte. „Jetzt kommt es nur darauf an, sich einige Tage ruhig zu Hause zu halten. Und dann den Stoß entgegennehmen." „Ja," antwortete Adelsskjold wie jemand, der bereits vergessen hat, wovon die Rede war. Der Meister sah ihn an. „Sie aber hätten sich mehr als drei Tage gönnen sollen." Adelsskjold antwortete nicht. Starr ruhte sein Blick auf der Menschenmenge, die sich auf den Fußsteigen des Boulevards drängte. „Adelsskjold," entfuhr es dem Meister, fast so laut, als riefe er ihn an. Dann aber brach er jäh ab und rief dem Mojordomus zu: „Erst zu Adelsskjolds."

Es war, als erwache Adelsskjold durch die Wendung, die der Kutscher dem Wagen gab. „Wo wollen Sie hinfahren?" fragte er. „Ich will Sie erst nach Hause fahren," antwortete der Meister. „Danke," sagte Adelsskjold. Seine müde Zunge fand selten ein anderes Wort als „Danke." Aber Claude Zoret, der ihn unterhalten wollte, reckte sich im Wagen und sagte; „Wie ist die Luft heut milde.

Man sollte glauben, wir wären im April. Man kann schon merken, wie die Hecken duften." „Es ist ja März," sagte Adelsskjold, der nur den Namen des Monats in Claude Zorets Worten aufgefangen hatte.

Sie fuhren auf den Triumphbogen zu, der seine mächtige Pforte vor ihren Augen auftat. Claude Zoret betrachtete den Bogen und auf einmal begann er zu lachen. „Man hat seltsame Ideen," sagte er, „wenn man jung ist. Als ich fünfundzwanzig Jahre alt war, ging ich jeden Abend oder jede Nacht hierher, den ganzen Weg vom Quartier Latin, und wanderte dreimal um diese Steine herum, bis ich wieder nach Hause trabte und ins Bett kroch." Adelsskjolds Antlitz leuchtete plötzlich auf und er hob den Kopf. „Dies war auch die erste Stelle, die wir aufsuchten, Alice und ich, als wir hierherkamen," sagte er. Er schwieg einen Augenblick und fügte dann im selben Ton hinzu: „Das war im Mai". Und wie immer in den letzten Monaten, begann er von alten Erinnerungen zu erzählen, Erlebnissen aus den ersten Jahren ihrer Ehe. „Das war damals, als wir uns unseren Hausstand zusammenkauften," sagte er. „Wie Alice billig zu kaufen verstand, sie, die doch so reich gewesen war!"

Der Meister hatte wohl nicht gehört, was Adelsskjold erzählte, denn er sagte plötzlich — es ging übrigens beiden oft so, daß sie mit ihren Gedanken ganz irgendwo anders waren. „Aber es ist ein schlechtes Zeichen, wenn das Frühjahr erst anfängt uns Schmerz zu bereiten." Adelsskjold wandte ihm sein Antlitz zu. „Ja," sagte er und sie schwiegen wieder.

Sie bogen in eine Seitenallee ein, wo Adelsskjolds Haus lag und Adelsskjold rückte unruhig auf seinem Platz hin und her und nahm seine Reisetasche auf den Schoß. Er sprang aus dem Wagen, fast ehe er hielt. „Zu Hause ist es doch am besten," sagte er und ergriff hastig des Meisters Hand. „Adieu." „Ich warte," sagte der Meister, „um zu hören, wie es Ihrer Frau geht." Adelsskjold ging durch den kleinen Garten, am Haupteingang vorbei, um das Haus herum — und stieg die Treppe zur Veranda hinauf. Die englischen Fenster waren hinaufgeschoben und nur die Läden deckten die Fensteröffnungen, so daß er jemand drinnen sprechen hören konnte — ja, es wurde drinnen gesprochen ... Es war Monthieu, der sprach ... Monthieu sprach, und Alice antwortete. Monthieu redete sie mit „du" an und Alice ... Alice antwortete ihm mit „du" ...

Adelsskjold schwankte und griff gegen die Fensterläden. Die Sprossen schlugen klappernd zusammen und klemmten seine Finger wie Schrauben, ohne daß er es merkte; dann taumelte er zurück gegen eine Säule der Veranda und schwankte die vier Stufen hinunter, wie ein Betrunkener, der aus dem Wirtshaus kommt. Er gelangte durch den Garten und starrte auf den Wagen des Meisters, und sich mit Mühe entsinnend, wer es sei, sagte er leise: „Es geht ihr gut". Des Meisters Hand aber packte Adelsskjolds Arm wie eine Kralle und er sagte: „Adelsskjold, fahren Sie mit mir nach Hause". Aber wie ein angeschossenes Tier riß Adelsskjold sich los. „Was wollen Sie von mir, Mensch — fahren Sie zu." „Adelsskjold, Adelsskjold," sagte der Meister. Aber plötzlich hielt er inne — der

Majordomus hatte seinen Kopf gewandt. „Vorwärts,“ rief er und der Wagen rollte davon.


delsskjold blieb stehen, gegen sein eigenes Gitter gestützt. Dann fing er an zu gehen und wußte selbst nicht wohin. Als er aber plötzlich des Triumphbogens ansichtig wurde, ging er über den Platz und setzte sich auf einen der Steine, an denen die Ketten befestigt sind, und mit seinem verstörten Gesicht — seinen Hut hatte er neben sich auf die Erde gestellt — glich er einem kläglichen Bettler, der um ein Almosen bittet. Plötzlich aber erhob er sich und wie ein Mensch, der geradeaus geht, auf einen eingerammten Pfahl zu, ging er nach Hause. Er klingelte, und rot im Gesicht und dann wieder blaß vor den Blicken seines eigenen Dieners, fragte er: „Ist Frau Adelsskjold zu Hause“? „Ja, gnädiger Herr,“ sagte der Diener, der keine Miene verzog, „die Gnädige Frau ist im Wohnzimmer.“ Adelsskjold ging durch das Vorzimmer, aber vor der Wohnstubentür blieb er stehen. Er wagte es nicht, sie zu öffnen. Aber dann öffnete er sie und er sah Alice, die am Fenster stand, den Rücken ihm zugewandt, und sie drehte sich nicht um und sie grüßte ihn nicht. Und auch über seine Lippen kam kein Laut — bis er in Tränen ausbrach.

Er begann im Zimmer auf und ab zu gehen, immer auf demselben kleinen Fleck, auf und ab, bis er ihr plötzlich zurief, ihr, die sich nicht gerührt und sich nicht umgewandt hatte, ganz sinnlos und nur von seinem Schmerz übermannt, der keinen Ausweg fand: „Setz' dich doch“. Und Alice setzte sich, ohne ein Wort, mit schlaffen Händen, weiß im Gesicht, weiß wie vor Entsetzen. Adelsskjold aber fuhr fort zu wandern, hin und her, bis er plötzlich vor ihr stehen blieb, dicht vor ihren Knien und mit bebender Stimme sagte: „Sprich doch“. Und von der schrecklichen Eifersucht des Leibes in der Nähe ihres Körpers ergriffen, rief er wieder, während seine Hände zitterten: „Sag doch etwas“. Und er entfernte sich wieder, aus Furcht vor dem, was seine Hände verüben könnten. Frau Aliee rührte sich nicht. „Was soll ich sagen?“ fragte sie. Und noch leiser fügte sie hinzu: „Was könnte ich Dir jetzt sagen ... ohne daß es Dir weh tun würde?“ Adelsskjold war beim Klang ihrer Stimme stehen geblieben. Auf einen Stuhl, der hinter zwei Palmen verborgen war, warf er sich nieder und schluchzte wie jemand, der alles weiß und es doch nicht fassen kann. Plötzlich aber erhob er sich, und es war, als ob das Soldatenblut seiner Rasse ihn aufrichtete, oder ihm doch wenigstens die Fähigkeit des Denkens zurückgab. Nur der Anblick ihres Körpers schmerzte ihn, so daß er ins Leere blickte, als er sagte: „Ich werde fortreisen“. Er blieb stehen, seine heimlichen Gedanken fortsetzend, alles ordnend, wie es sich für ihn als Soldatenkind von selbst verstand, bis er wieder sagte: „Und Du empfängst morgen wie gewöhnlich“. Er atmete mit Beschwer, als ob die Luft in seinen Lungen stocke. „Und Freitag gehst Du zu Claude Zorets Ausstellung und entschuldigst mich mit Kranksein.“

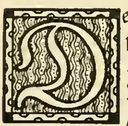
Frau Adelsskjold saß im Sofa, die Hände gegen den Rand gestützt, als wolle sie ihren schlanken Körper stützen. Mit ihren geschlossenen Augen glich sie einer

aufrechtsitzenden Toten. Adelsskjold sagte im selben Ton wie vorher: „Entschuldigst mich bei allen". Frau Adelsskjold öffnete die Lippen und während sie plötzlich die gefalteten Hände vor ihrer Brust auf- und niederbewegte, nannte sie Adelsskjolds Namen zweimal. „Alexander, Alexander!" Ohne Klang, fast ohne Laut. Aber Adelsskjold, dessen Gehirn nur für den einen Gedanken Raum hatte, den er nicht loslassen durfte, ging auf die Tür zu, die sich gleichsam seinem Blick entrückte — und war hinausgegangen.



ls der Meister die Halle betrat, fragte er und strich sich mit der Hand über die Stirn: „Ist Herr Michael hier gewesen?" „Ja," antwortete der Majordomus, „jeden Tag." Claude Zoret machte einige Schritte. „War er oben im Atelier?" fragte er. „Ja, Meister."

Und mit abgewandtem Kopf, während ihm eine Röte ins Gesicht stieg, sagte Claude Zoret: „Hat er etwas über meine Bilder gesagt?" Des Majordomus Lippen zitterten. „Herr Michael spricht nie mehr mit uns." Und der Meister ging.



er Meister, der am Fuße der Treppe des Wohnzimmers stand und jedem seiner Gäste die Hand gab, ging mit zwei Schritten der Herzogin-Witwe von Monthieu entgegen und bot ihr den Arm. Indem sie ihren Arm in Claude Zorets legte, sagte sie hastig: — „Haben Sie meinen Sohn gesehen?" Und der Meister antwortete, indem dieselbe Unruhe durch seine Stimme zu klingen schien: „Nein, noch nicht." Im nächsten Augenblick fügte er hinzu: — „Aber er wird wohl gleich kommen."

Sie konnten nur langsam die Treppe hinaufkommen, auf der die Seidenschleppen der Damen wie ein bunter Strom ineinanderglitten, und auf der die Herren, indem sie stehen blieben um Platz zu machen, das Gedränge noch verschlimmerten. Alles sprach, oben und unten, nickte und grüßte; die französische Sprache übertönte wie eine hohe Woge singend alle anderen Mundarten und ein brausendes Summen schwoll ihnen aus der Tür des Ateliers, fast wie das Brausen einer Hymne entgegen. Charles Switt kam ihnen auf der Treppe entgegen, weiß im Gesicht, mit geblähten Nasenflügeln, aufgeregt wie an seinen eigenen Vorlesungstagen in der Sorbonne und er sagte, indem er sich an den anderen vorbeidrängte und die Herzogin ganz vergaß: „Claude, Claude, es ist erreicht," und er preßte des Meisters Arm mit seiner linken Hand wie in einem Schraubstock. Frau Morgenstjerne, die immer einen Ton lauter sprach als alle anderen, rief mitten auf der Treppe einem Sekretär von der österreichischen Gesandtschaft zu: „Können Sie begreifen, wo Toll bleibt? Er sollte mich doch Punkt zwei Uhr im Vestibül erwarten." Und indem sie plötzlich Claude Zorets ansichtig wurde, der seinen Kopf gewandt hatte, sagte sie und es platzte ihr nur so heraus: „Da ist der Meister."

Aller Blicke richteten sich auf Claude Zoret und alles drückte sich zusammen, so daß ein Weg für ihn und die Herzogin zur Tür des Ateliers frei wurde, in deren

Rahmen zwei Amerikanerinnen, die bereits am Vormittage Brillanten trugen, sich plötzlich vordrängten und den Eingang sperrten, indem sie Claude Zoret und die Herzogin mit ihren kleinen Apparaten, die sie unter den Spitzen ihrer Taillen verborgen hielten, photographierten. Der Meister hatte die Schwelle seiner Werkstatt erreicht und während er sich vor der Herzogin von Monthieu verneigte, und alles sich reckte und streckte um zu sehen, wurde es eine Sekunde ganz still im Raum, bis sich aus dreihundert Kehlen ein einziger, schwellender Vivatruf erhob, wie das Anwachsen von Claude Zorets Triumph. Der Meister hatte sein Haupt gebeugt, so wenig, daß man es kaum sah. Nur sein Herz hämmerte in seiner Brust, unregelmäßig und heftig.

Der Vivatruf erhob sich von neuem, während der Schwarm wieder zur Tribüne hindrängte, von wo die Bilder gesehen werden sollten, und zwei Reporter, die ihre Notizbücher gegen die Bretter der Estrade hielten, notierten sich Namen. Herr Leblanc, der mit einem Ausdruck von fast bestürzter Untertänigkeit umherlief, stolperte beinahe über die Herren von der Presse und sagte: „Nicht wahr, nicht wahr, das ist eine Überraschung. Eine ungeheure Überraschung." „Aber," sagte er, „Herr Claude Zoret wird uns noch mehr Überraschungen bereiten, bis —" und sein Gesichtsausdruck veränderte sich plötzlich — „bis er eines Tages verrückt wird."

Claude Zoret ging an den beiden belgischen Malern vorbei, die in die Betrachtung von „Hiob" versunken waren, als starrten sie auf einen Altar. Und den nicht erkennend, der ihn gemalt hatte, wiederholten sie unablässig: „Wo hat er das Graugelb her, wo hat er nur dieses Graugelb her, womit er ihn gemalt hat?"

Die Herzogin von Monthieu war vor dem österreichischen Minister stehen geblieben und nach einem Gruß fragte sie, während ihre Augen beständig durch den Saal schweiften: „Haben Sie meinen Sohn nicht gesehen? Ich kann gar nicht begreifen, wo er bleibt." „Nein, ich habe ihn nicht gesehen," sagte der Minister und verneigte sich vor Frau de Monthieu, wie er sich vor einer Frau verneigt haben würde, die über Frankreich herrscht. Und indem er sich zu den Bildern des Meisters wandte, fügte der Minister hinzu: „Herzogin, Frankreichs Genie ist doch unüberwindlich." Frau de Monthieu richtete ihre Augen auf Hiob, der sich unter seinem Tuch zu bewegen schien, und sie sagte, als ob die Stimme ihr den Dienst versagte: „Ja, Windischgrätz, es ist entsetzlich." Der Minister, der mit eigenen Augen sein Geschlecht hatte hinsterben sehen, fuhr fort das Bild zu betrachten: „Dieses Tuch," sagte er, „bedeckt einen Mann, der alles verloren hat." Frau de Monthieu durchschauerte es eiskalt: „Ja," sagte sie fast unhörbar und sie blieb neben dem Minister stehen, die Augen zu „Hiob" erhoben, während ihr Witwenschleier sie fast wie ein Mantel umhüllte.

Alles rings umher sprach und alle Sprachen flossen ineinander. Zwei Ungarn, die vor Jesaias standen, gestikulierten mit den Händen und sprachen von Munkaczy und von seinem „Christus vor Pilatus", während einige Damen, die bis an die Balustrade gelangt waren, mit halbgeöffneten Lippen hinter den paillettenbesetzten

Schleiern, die herrlichen Formen der „Wahrheit" betrachteten. Skandinavier standen mitten im Saale und die Norweger sprachen am lautesten, den Raum mit ihren schallenden Stimmen anfüllend, während Frau Morgenstjerne, die in ihrer goldgestickten Taille fast alle Herren überragte, lachte und sagte: „Ja, Kinder, wir anderen können alle einpacken." Und ein Däne, dessen dünner Bart ausgerissenen Nervenfäden glich, sagte, während er seine Hände zusammenpreßte, die kalt waren vor Ergriffenheit: „Dieser Mann hat sich jetzt selbst übertroffen." Frau Morgenstjerne hatte ihren Kopf gewandt und ihr Blick fiel auf Frau Adelsskjold, die am Arm des österreichischen Gesandtschaftssekretärs durch die Tür trat. „Da ist Frau Adelsskjold," sagte sie und ging ihr ein paar Schritte entgegen.

Frau Adelsskjold grüßte die Herren aus dem Norden, indem sie den Kopf auf eine seltsam automatenhafte Weise neigte, wie wenn königliche Herrschaften aus ihrem Wagen grüßen, während Frau Morgenstjerne sie fragte: „Haben Sie Graf Toll nicht gesehen?" „Nein, ich habe ihn nicht gesehen," antwortete Frau Adelsskjold und reichte Frau Morgenstjerne ihre Hand, die kalt war wie Eis, bevor sie am Arm des Österreichers weiterschritt. Als sie fort war, sagte ein kleiner Däne, der sich immerfort den Mund leckte: „Wo ist Adelsskjold denn heute?" „Ja, zum Teufel, wo ist Adelsskold?" sagten einige andere und riefen seinen Namen ganz laut. „Schreien Sie doch nicht so," sagte Frau Morgenstjerne und faßte den einen am Arm. In derselben Sekunde durchzuckte sie der Gedanke: Gestern war er auch nicht zu Hause — gestern am Empfangstage war er auch nicht da. Und sie machte einige Schritte, als wolle sie Frau Alice folgen, und — blieb wieder stehen, indem sie mit ganz abwesendem Blick zu dem jungen Bergenser sagte: „Ja, hier können Sie ganz Paris kennen lernen." Frau Adelsskjold war auf die Prinzessin von Sagan zugegangen, die, ihre Unterhaltung mit dem Gesandtschaftssekretär unterbrechend, plötzlich zu Frau Adelsskjold sagte, mit einem Lächeln, das ihre Lippen kaum streifte: „Wo ist denn Herr de Monthieu? Seine Mutter hat eben nach ihm gefragt." Die Prinzessin fuhr fort, Frau Adelsskjold zu fixieren, während Frau Adelsskjold mit einem Lächeln sagte: „Ist die Herzogin wirklich von Versailles hereingekommen? Damit hat sie dem Meister gewiß eine große Freude gemacht." Und indem sie den Kopf wandte und „Hiob" mit Augen betrachtete, die nicht mehr sahen, als die eines Blinden, sagte sie: „Was für wundervolle Farben!"

Charles Switt kam auf sie zu, nach rechts und nach links grüßend, Hände schüttelnd, atemlos von dem Triumph, als wäre es sein eigener Sieg: „Wollen Sie nicht auf die Tribüne hinauf?" sagte er und führte die Damen durch das Gedränge. Frau Morgenstjerne stand unbeweglich inmitten der Gruppe von Skandinaviern, ohne ihren Blick von Frau Adelsskjolds Nacken abzuwenden. Das Gedränge nahm zu, während alle Mundarten der Welt sich in der heißen Luft des Ateliers kreuzten. Zwei Spanier küßten mitten im Zimmer den Meister auf beide Wangen, während sie sagten: „Benlliure y Gil ist überwunden, Ulpiano Checa ist tot," und sie küßten Claude Zoret wieder, während sie von der „Wettfahrt in Rom" sprachen.

Charles Switt konnte auf der Tribüne nicht vorwärts kommen, wo alles sich zusammstaute und alle sehen wollten. Drei Amerikanerinnen sperrten den Aufgang zur Treppe, während ein Zeichner aus Chicago hinter ihrem Rücken eine Skizze für seine Zeitung stahl. Endlich war es Herrn Switt geglückt durch die Menge zu dringen, und vorn, gerade in der Mitte der Tribüne blieb er stehen und sagte: „Ja, von hier aus muß man sie sehen.“ Und gegen das Geländer gelehnt, sagte Frau Adelsskjold, die beständig auf dieselbe Weise lächelte, als wenn sie nicht imstande wäre, ihr eigenes Lächeln zu verwischen: „Ja, von hier aus muß man sie sehen“; die Worte wiederholend, die ihr kaum ins Bewußtsein gedrungen waren. Charles Switt hatte den Kopf bei dem seltsamen Klang ihrer Stimme gewandt: „Kommen Sie, gnädige Frau,“ sagte er, „hier ist es nicht zum aushalten.“ Frau Adelsskjold blieb stehen. Ihre Hände griffen nach dem Geländer. Unten im Saal, mitten im Gedränge sah sie die Herzogin von Monthieu, deren Augen noch immer vergeblich und angstvoll durch den Raum spähten. „Kommen Sie?“ wiederholte Switt. Und Frau Adelskjold setzte ihre Füße in Bewegung.

Charles Switt blickte auf die Hunderte hinab, die im Saal versammelt waren, und zwischen denen Claude Zoret hervorragte, unbeweglich mit dem weißen Bart auf der gewaltigen Brust. Eine junge Dame, die seinem Blick gefolgt war, legte unwillkürlich ihre Hand auf seinen Arm: „Wie muß er glücklich sein, wie muß er glücklich sein,“ sagte sie und schlug ihre Hände gegeneinander, als applaudiere sie. „Frankreich muß glücklich sein,“ antwortete Switt. „Ja, das ist wahr,“ sagte das junge Mädchen mit weitgeöffneten Augen. Eine junge Engländerin war an den Meister herangetreten, und indem sie sich auf die Zehenspitzen erhob, küßte sie mit blitzartiger Geschwindigkeit einen goldenen Lorbeerzweig und heftete ihn dem Meister an die Brust: „Seht, seht nur,“ riefen die, die es von der Tribüne aus gesehen hatten, und Bravorufe schallten durch den Saal. Charles Switt aber wandte sich wieder zu Frau Adelsskjold, und als sie die Treppe der Estrade hinabgelangt waren, sagte er und sah sie an: „Wissen Sie, Frau Adelsskjold, ich kann nie an Sie denken, ohne mich Ihrer Angst vor dem Tode zu erinnern.“ Frau Adelsskjold öffnete die Lippen und fand nicht gleich Worte oder Laute: „Denken Sie soviel an mich?“ sagte sie dann; und sie wandte sich einem russischen Diplomaten zu, der gerade aus Wien zurückgekehrt war und sie von ihrem Vetter, dem Fürst-Bischof von Prag grüßen sollte, viele tausendmal. „Ja,“ sagte Frau Adelsskjold, deren Mundwinkel bebten: „wir haben als Kinder oft zusammen gespielt.“ „Er ist einer der ersten Prälaten Österreichs geworden,“ sagte der russische Abgesandte. „Ja, er hat Trost im Glauben gefunden,“ antwortete Frau Adelsskjold, die eine Sekunde ihren Blick senkte.

Plötzlich aber hatten sie beide den Kopf gewandt: alle Gäste huldigten dem Meister, indem sie ihre Rufe wie zu einem gewaltigen Windstoß vereinigten, in dem das Eljen sich mit Evviva, Hoch und Cheers und Hurrah verwischte. Charles Switt lief, indem er sich durch die Schleppen der Damen hindurchwand, und die Herren mit dem Ellbogen stieß, auf Claude Zoret zu und seine Hand ergreifend

sagte er: „Claude, Claude." Mehr wollte ihm nicht über die Lippen. Der Meister aber hob den Blick vom Boden, während die Huldigungsrufe, von der Decke und den Wänden zurückgeworfen wurden: „Wo ist Michael?" fragte er kurz und senkte den Blick wieder zur Erde. Charles Switt ließ seine Hand fallen, während ein langer Engländer, im grauen Anzug, vor den Meister hintrat und mit einer trockenen Stimme sagte, indem er sich verneigte: „Mr. Claude Zoret, heute schämen wir uns, daß Mr. Pinero ein Engländer ist." Claude Zorets Gesicht verzog sich, als fühle er einen körperlichen Schmerz, und als er Frau Adelsskjold sah, die im selben Augenblick auf ihn zukam, sagte er mit einem Ausdruck, der plötzlich erkennen ließ, wen er als Jesaias gemalt hatte: „Sie hier, Madame?" Eine Blutwelle schoß Frau Adelsskjold ins Gesicht. Aber indem sie den Nacken beugte, wie die Prinzessin von Rohan ihn auf einem Ball in der Hofburg vor dem Monarchen gebeugt haben würde, antwortete sie ruhig und nur ihre Hände bebten: „Ja, Herr Zoret, um Ihnen Grüße von meinem Mann zu überbringen."

Frau Morgenstjerne, die Frau Adelsskjold die ganze Zeit nicht aus dem Auge gelassen hatte, drängte sich plötzlich vor und nahm ihren Arm: „Du", sagte sie, — und zum erstenmal nannte sie Alice Adelsskjold „du" — „laß uns beide zusammen bleiben."

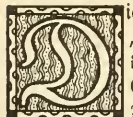
Auf einmal drängte der Majordomus sich bis zum Meister durch, breit, mit der Hauskette über der Brust, und flüsterte ihm etwas zu. Und der Meister folgte ihm, mit unbeweglichem Gesicht, aufrecht durch die Menge schreitend, bis zur Tür, wo Seine kaiserliche Hoheit bereits an der Türschwelle wartete. Der Meister grüßte, indem er die Augenlider senkte, und der junge Großfürst sagte mit einem Lächeln, das fast die Wehmut seiner Züge verbarg: „Erlauben Sie mir, Meister, daß ich näher trete, auch ohne eingeladen zu sein? Der Herr Minister — und er zeigte auf den Kultusminister der Republik — war so gütig zu glauben, daß es gestattet sein würde." Claude Zoret senkte von neuem seine Augenlider vor dem jungen Manne und sagte: „Es gereicht mir zur Freude, Hoheit, wenn meine Bilder von denen gesehen werden, die sie verstehen." Und während sich alle, grüßend und sich verneigend, zusammendrängten, so daß ein schmaler Weg frei wurde, führte Claude Zoret den jungen Mann und den Minister auf die Erhöhung hinauf — während langsam jedes Sprechen verstummte, langsam verstummte. Der junge Fürst ließ seine dunkelblauen Augen lange von Hiob zu Jesaias und zum goldenen Triumphwagen der Wahrheit wandern, während seine weißen Zähne unwillkürlich in die tiefrote Lippe bissen. Dann sagte er, sehr leise: „Meister, gestatten Sie mir zu schweigen?" Und durch etwas in des jungen Mannes Stimme gerührt, ergriff Claude Zoret seine Hand und sagte: „Ja." Und plötzlich, während aller Köpfe auf ihn gerichtet waren, ergossen sich wie ein einziger Jubelschrei alle Hurrahs der Welt zum Meister hinauf, brachen sich an den Wänden, überfluteten sein Werk — während Jesaias' verkündender Mund in der vibrierenden Luft Leben erhielt und der goldene Wagen der Wahrheit aus der Leinwand heraus und über die Köpfe der huldigenden Masse hinwegzusprengen schien ... und Hiob seinen Aussatz verhüllte.

Plötzlich von dem alleinigen Gedanken ergriffen, daß Michael, der Sohn, seinen

Sieg teilen sollte, beugte der Meister sich zu Charles Switt herab, der am Fuße der Tribüne stand, und flüsterte: „Hol' Michael." Charles Switt rief durch den Lärm zu dem jungen Montequiou hinüber: „Hol' Michael." Und während die Hurrahrufe schwollen und sich wieder senkten, riefen die Freunde des Hauses durch den Saal, die Treppe hinunter, laut und immer lauter: „Michael, Michael", so daß der rufende Laut durch den Jubel schnitt, wie ein Messer schneidet, das hastig geführt, eine Leinwand zerfetzt. Der Meister hielt seine Augen auf die Tür geheftet. Dann beugte er zum Gruß seinen Körper so tief, daß niemand sein Antlitz sehen konnte.

Im wogenden Gedränge des Saales stand Frau Adelsskjold, die sich auf Frau Morgenstjernes Arm stützte, plötzlich vor der Herzogin von Monthieu. Die Herzogin berührte leicht Frau Adelsskjolds Hand: „Wissen Sie nicht", sagte sie, und sie sprach wie ein Mütterchen, „wo mein Sohn ist?" Frau Adelsskjold schwieg eine Sekunde, und hinter ihrem hohen Spitzenkragen schien ihr Hals sich zu bewegen, als wenn sie schlucke. Dann sagte sie und schlug die Augen nieder: „Ich weiß es nicht". Und während die Hurrahrufe hinstarben, standen sie Aug' in Auge, inmitten der Menge wie zwei Säulen.

Der junge Großfürst war in den Saal hinuntergegangen. Zur Seite des Ministers schreitend, sprach er mit einem Mitglied der Akademie. Und mit einem Lächeln, wie jemand, der allzu jung schon allzu viel gesehen hat, sagte er: „Heut hat die Welt den Maler der Schmerzen gekrönt."



ie Gäste waren fort. Der Meister stieg in den Wagen — allein. „Nach den Champs Elysées", sagte er. Unter den Bogen der Rue de Rivoli wurden die Lichter angezündet. Auf dem Place de la Concorde standen Frankreichs Städte wie große Schatten in der Dämmerung. Der Wagen rollte weiter, nach den Champs Elysées. Zu beiden Seiten wurden die Laternen des Trottoirs entzündet, eine nach der anderen, als eilten Fackelträger hastig dem rollenden Wagen voraus. Der Meister saß aufrecht im Wagen. Nie war ihm Herz und Gemüt so leer gewesen. Die Abendröte flammte wie ein glühendes Feuermeer hinter dem Triumphbogen und breitete ihre blutig-goldenen Fluten hinter dessen Tor. Des Meisters Auge starrte in die goldenen Farben und sah sie nicht. Da wurde er durch seinen eigenen Namen geweckt: „Claude Zoret — der Maler der Schmerzen — Claude Zoret, Frankreichs Ruhm .... Le Petit Parisien — Maler der Schmerzen — Claude Zoret, Frankreichs Ruhm." Es waren die Zeitungsjungen, die die dichtbelebten Trottoire entlangliefen, seinen Namen rufend, ihn der Menge zurufend, lauter und lauter, einander überbietend: „Claude Zoret — Frankreichs Ruhm — Claude Zoret, Maler der Schmerzen ..." An der Ecke der Avenue kamen noch mehr hinzu, schreiend, während sie die Zeitungen in den hochgehobenen Armen schwenkten: Les Débats — Claude Zoret — Les Débats das Urteil der Welt .... Es zuckte im Gesicht des Majordomus, und Denis faßte unwillkürlich die Zügel der Pferde fester. Les Débats, Claude Zoret .... Das Ausrufen der Zeitungsjungen klang wie ein einziger Schrei, in dem alle Tonarten sich vereinigten. Le Journal, Claude

Zoret, Frankreichs Genie, Claude Zoret .... Die Herren kauften die Zeitungen und lasen sie unter den elektrischen Ständern, und die Damen sahen, gegen ihre Schultern gelehnt, mit hinein. Le petit Parisien — Der Maler der Schmerzen — Claude Zoret ... Oben auf den schwankenden Omnibussen hatten die Passagiere die Zeitungen auf ihren Knien ausgebreitet oder hielten sie in den erhobenen Händen. Claude Zoret, Frankreichs Ruhm ..... Die Verkäufer schwenkten die Zeitungen wie Flaggen über der wandernden Menge auf den Trottoirs: Claude Zoret ... Der Meister hatte die Augen geschlossen. Sein blutloses Gesicht war während seiner Siegesfahrt noch tiefer erblaßt, als Cäsars bei dem Schrei der Legionen hätte erbleichen können. Le Journal, Claude Zoret, Frankreichs Genie, Claude Zoret. Der Meister erhob sich im Wagen: „Nach Hause", rief er seinem Kutscher laut zu.

Während der Wagen wendete und ein Zeitungsjunge ihm ein Blatt wie eine Fahne entgegenschwenkte: Les Débats — Claude Zoret ... sah er in dem Restaurant eines Eckhauses hinter der großen Fensterscheibe Michael, der Frau de Zamikof an einem Tische gegenübersaß. Sein Antlitz blieb unbeweglich und der Wagen war weitergerollt. Aber rings umher auf den Fußwegen, auf allen Straßen klang es wieder und wieder, den Lärm der Wagen übertönend, weit über das Gewimmel der Menge hinweg: Claude Zoret, Frankreichs Ruhm. Claude Zoret — Maler der Schmerzen — —

Michael hatte von seinem Platz hinter dem Fenster des Restaurants den Meister gesehen. „Das war er," sagte er. „Wer," fragte Frau de Zamikof. „Claude Zoret," antwortete Michael. Sie schwiegen einen Augenblick, während sie unausgesetzt die Rufe der Zeitungsjungen hörten. Dann sagte Frau de Zamikof: „Was wird er wohl dazu sagen, daß du heut nicht dagewesen bist?" Michael schob die Lippen vor: „Er sagt gar nichts. Er vernichtet am besten, wenn er schweigt." Sie saßen sich wieder eine Weile schweigend gegenüber, während die Rufe der Zeitungsjungen unablässig erklangen.

„Lassen Sie mir eine Zeitung holen," sagte Michael zum Kellner. Der Maler der Schmerzen, Claude Zoret, Claude Zoret, Maler der Schmerzen. Michaels Antlitz war fast verzerrt, ohne daß er selbst es wußte. Die Prinzessin aber beobachtete unverwandt die Furchen, die sich in seine Wangen gruben. Der Kellner brachte die Zeitung und Michael entfaltete „Les Débats".

Er begann zu lesen — und eine rote Flamme schlug ihm plötzlich ins Gesicht. „Endlich ein Tag des Sieges", stand da: „Wäre Claude Zoret wirklich tot gewesen, heut' ist er wieder auferstanden." Frau de Zamikof betrachtete ihn unausgesetzt: „Was steht da?" fragte sie. „Du kannst es selbst lesen," sagte Michael und schob ihr die Zeitung hin, ohne aufzusehen. Die Prinzessin las eine Weile. Dann sagte sie: „Ich verstehe nicht, wie du auf den Mann neidisch sein kannst?" Michael sah hastig zu ihr hinüber: „Neidisch. Was fällt dir ein?" sagte er: „Weshalb sollte ich neidisch sein, ich, der ich nicht einmal den Versuch mache, etwas zu leisten." Die Prinzessin sah an ihm vorbei: „Und doch bist du neidisch," sagte sie langsam. Draußen riefen die Jungen noch immer: „Claude Zoret, Frankreichs Ruhm ..."

Plötzlich legte Frau de Zamikof ihre Hände auf die aufgeschlagene Zeitung: „Weißt du", sagte sie und lachte leise: „daß es eine Zeit gegeben hat, in der ich die Absicht hatte, ihn zu heiraten?" Michael wandte den Kopf mit einem Ruck: „Wen?" fragte er. Lucia antwortete so leichthin, als spräche sie vom Wetter: „Claude Zoret." Michael antwortete nicht gleich. Nur eine Ader schwoll quer auf seiner Stirn: „So", sagte er. Frau de Zamikof fuhr im selben Tone fort: „Gleich zu Anfang, als ich gemalt wurde. Der erste Krach stand ja gerade bevor. Und ich dachte, die ganze Geschichte könne vielleicht noch ins Geleise kommen, wenn ich mich mit Claude Zoret verheiraten würde." „So," sagte Michael wieder. Und Lucia fragte, während sie lachte: „Glaubst du, daß er gar kein bißchen in mich verliebt war?" Michael antwortete nicht. Kurz darauf sagte er ebenso gleichgültig wie sie, aber die schwarzen, weitgeöffneten Augen fest auf ihr Antlitz gerichtet: „Hast du andere Liebhaber gehabt, seit wir uns kennen?" Frau de Zamikof schwieg einen Augenblick. Dann antwortete sie: „Ja, einen — zu Anfang." Und einen Augenblick nachher fügte sie hinzu, und noch immer, als spräche sie von etwas Gleichgültigem: „Damals liebten wir uns ja noch nicht." Michael rührte sich nicht. „Und später?" fragte er. Der Gesichtsausdruck der Fürstin veränderte sich: „Das weißt du ja sehr gut," sagte sie, und indem sie ihre Hand auf die seine legte, sagte sie sehr weich: „Oder weißt du es nicht? Ich lüge nicht mehr, Michael. Das hast du mich gelehrt."

Michael antwortete nicht. Seine noch immer weitgeöffneten Augen sahen ins Leere. „Claude Zoret, Maler der Schmerzen — Claude Zoret, Frankreichs Ruhm . . ." Frau de Zamikof saß eine Weile nachdenklich, bis sie sagte: „Aber die Menschen wissen so wenig von der Liebe, und wir geben so vielen Gefühlen denselben Namen." Sie hob plötzlich ihr leuchtendes Antlitz zu ihm auf: „Die Liebe," sagte sie und lächelte: „ist der große Goldwäscher." Michael hatte seinen Kopf über die aufgeschlagene Zeitung gebeugt, so daß sein schwarzes Haar wie eine schützende Wolke über seine Stirn fiel. Seine ganze Verwirrung, seine heimliche Reue und all sein brünstiger Haß gegen die, die sie vor ihm und mit ihm besessen — brachen sich in einer ganz unsinnigen Wut Bahn gegen den Meister, gegen ihn „den Wiedererstandenen", ihn, das Genie, seinen „Wohltäter", den „Maler der Schmerzen", gegen ihn, dem Lucia sich angeboten hatte — gegen den Meister, den Meister, Claude Zoret.

Er sagte nichts. Er wußte selbst nicht, daß er von neuem in der aufgeschlagenen Zeitung las, deren Buchstaben so groß wurden, wie bei denjenigen, die durch Tränen lesen: „Vielleicht ist, technisch gesehen, nichts so bewunderungswürdig wie die Luft auf dem Gemälde „Hiob". Kein Landschaftsmaler hat darin je Höheres erreicht." Michael las halb in Gedanken weiter, las all die Namen der aufgezählten Gäste: Ja, es fehlte keiner — Herzöge und Gesandte der Großmächte — — und Herr Leblanc...

Frau de Zamikof hatte eine Weile geschwiegen, während Michael las. Dann sagte sie vor sich hinblickend: „Jetzt wissen wir, daß der Kaiser uns nicht hilft." Michael hob den Kopf — er dachte: er hat die Studien aus Algier für die Luft auf dem Bild von „Hiob" verwendet — und geistesabwesend antwortete er: „So,

hilft er nicht?" Und er wiederholte: „Hilft der Kaiser nicht?" „Nein," sagte Lucia: „ich hatte heut' morgen Brief aus St. Petersburg."

Sie saß eine Weile nachdenklich: „Dann gibt's also (und sie lachte) keinen anderen Ausweg, als sich mit Claude Zoret zu verheiraten." Wie eine Flamme schlug es aus Michaels Augen: „Wir müssen gehen," sagte er.

Sie ließen sich ihre Garderobe geben und draußen auf der Straße pfiff Michael einem Wagen. Aber drinnen in der Dunkelheit des Wagens bedeckte Michael Lucia mit wilden Küssen, wie derjenige küßt, der unlösbar gebunden ist. Plötzlich hob er den Kopf und sagte: „Ich will zum Mittagessen zu ihm gehen." „Weshalb?" „Doch," antwortete Michael und sein Antlitz leuchtete durch die Dunkelheit des Wagens. Claude Zoret, Maler der Schmerzen — Le Petit Parisien — Claude Zoret ... klang es noch immer um den Wagen herum, während sie fuhren.



Der Meister war nach Hause gekommen. Der Majordomus folgte ihm mit den Augen, während er schweren Schrittes mühsam die hohe Treppe hinaufstieg. Claude Zoret war schon bei der Suppe, als Michael kam. „Guten Tag," sagte er und gab Michael die Hand, und eine Weile aßen sie schweigend, bis der Meister sagte: „Du bist heut nicht hier gewesen?" „Nein, sagte Michael, ich war auf dem Lande." Und kurz darauf fügte er in dem gleichen Ton von unterdrückter Erbitterung, der vielleicht nur seine Verwirrung verbergen sollte, hinzu: „Und deine Bilder kannte ich ja schon." „Ja," antwortete der Meister. „Aber die Zeitungen hab ich gelesen," sagte Michael. noch immer im selben Ton. „Ich nicht," sagte der Meister.

Sie schwiegen wieder eine Weile, bis Claude Zoret — es war, als wolle er Michael nicht verletzen oder sein Unrecht nicht größer machen, oder vielleicht war es ihm auch selbst ein Bedürfnis seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben — bis er mit einem plötzlichen Übergang von Reisen, fremden Ländern und Gegenden zu sprechen begann, die sie zusammen bereist hatten: von den Brücken in London und von Westminster, wo er einmal Studien gemacht hatte und von den beiden Wintern in Rom: „Während des ersten Winters in Rom," sagte der Meister und lachte, „kamst du des abends nie nach Hause, sondern saßest die langen Nächte hindurch im Kolosseum, bis du Fieber bekamst von der Kälte auf den Steinbänken."

Michael begann mit einzustimmen: „Aber erinnerst du dich noch Norwegens," sagte er, „wo du krank wurdest, weil du acht Stunden auf dem Eis des Fjords gestanden und gemalt hattest und deine Beine waren doch in dicke weiße Socken eingepackt gewesen." Der Meister lachte: „Gott bewahre, was man dort zu essen bekam." Und nach einer Weile fügte er hinzu: „Da war es doch besser sich seine Kost selbst zu bereiten — wie in Algier, erinnerst du dich noch, wenn wir unser Fleisch am Spieß brieten". — — Der Meister schwieg wieder, bis er sagte und dabei vor sich hinblickte: „Es ist doch nichts so schön wie die Wüste." „Nein," sagte Michael, dessen Gesichtsausdruck sich auf einmal verändert hatte. Der Meister sah plötzlich, während er von Algier und Ägypten sprach, daß der kleine Lorbeerzweig von Gold noch in seinem Knopfloch steckte, und er zog ihn heraus und reichte ihm Michael.

„Willst du ihn haben?" fragte er. Michael aber, der von neuem vor sich nieder auf das Tischtuch starrte, sagte: „Was soll ich damit? Der ist ja für dich bestimmt." „Ja, das ist wahr," sagte der Meister und der goldene Lorbeerzweig mit seinen Perlen entglitt seiner Hand und fiel lautlos auf das Tischtuch.

Jacques brachte den Kaffee. „Stell' meinen Kaffee beim Kamin hin," sagte der Meister: „mich friert an den Füßen." „Entschuldige," sagte er zu Michael, der sich noch eine Frucht schälte, und er erhob sich von seinem Platz, um sich ans Feuer zu setzen. „Meister, Sie sollten Ihre Stiefel ausziehen, dann hole ich Ihre Pantoffeln." „Danke," sagte Claude Zoret und der Majordomus brachte ihm seine Pantoffeln und half ihm. Auch Michael hatte sich erhoben. Gegen die Platte des Kamins gelehnt, ließ er die Blicke durch das Zimmer schweifen, bis seine Augen auf dem Meister haften blieben. Sein Antlitz erschien so fahl im Licht der Kandelaber, während er am Kamin saß, die Füße gegen den Rost gestützt. Und plötzlich sagte Michael — als wäre er im Laufe von Minuten allen möglichen Stimmungen unterworfen —: „Laß mich deine Füße wärmen." Und er beugte sich nieder und, auf dem Fußboden knieend, „rollte" er des Meisters Füße zwischen seinen Händen, wie er es früher so oft getan: „Danke," mein Freund, sagte der Meister. „Das wärmt," sagte Michael, und fuhr fort damit. „Ja," antwortete der Meister, und kurz darauf fügte er hinzu: „Wenn ich jetzt den Sand der Wüste unter meinen Sohlen hätte." „Ja," sagte Michael und ließ plötzlich des Meisters Fuß fallen. „Ich will etwas ruhen," sagte der Meister: „Ich glaube, ich bin übermüdet." Und zum Majordomus gewandt, sagte er: „Zünde im Bibliothekzimmer Licht an." „Adieu, mein Freund," und er folgte dem Majordomus.

Michael stand noch im Eßzimmer, als der Majordomus zurückkam. „Von wem ist dieser Lorbeerzweig?" fragte Michael. „Ich glaube von einer Engländerin." Eine hastige Röte überflog Michaels Gesicht: „Hm," sagte er: „Ja, schön ist er nicht." Er ging ins Wohnzimmer.

Er durchmaß das Zimmer hastiger und hastiger: Nein, es half nichts. Geld mußte geschafft werden. Jetzt, wo alle Welt erfahren würde, daß der Kaiser nicht half. Und was schadete es auch — oder wem? Claude kümmerte sich nie um seine gebrauchten Studien. Und die Studien aus Algier waren kostbar jetzt — ungeheuer kostbar. Das wußte Herr Leblanc. Auf seine eigenen Augen und Ohren würde der Mensch sich schon verlassen und er war ja heute während des „Jubels" hier gewesen. Und Leblanc war schlau. Leblanc machte keine Dummheiten. Leblanc würde mit einem Verkauf warten, und sei es auch bis zu Claudes Tod — bis zu seinem Tode. Michael war plötzlich wie angewurzelt unter dem elektrischen Kronleuchter stehen geblieben: Ja, wenn Claude stürbe — — Michael lief die Treppe hinauf. Mit einem Druck entzündete er alle Lampen des Ateliers.

Richtig, da waren die Studien. Da lag die Mappe. Und sie waren vollzählig darin. Er zählte sie und zählte sie doch nicht mit Bewußtsein ... denn, wie immer, wenn er ihr etwas gab oder ihr half, durchglühte das Begehren nach Lucia ihn wie ein Brand. Dann schlug er die Mappe zu und ging.

Eine Stunde später kam Charles Switt. „Wie geht es?“ fragte er den Majordomus im Vestibül. „Der Meister ruht,“ antwortete Jacques. „Aber ich werde Sie melden.“ Charles Switt ging ins Wohnzimmer und Claude Zoret trat herein. „Ich wollte dich heut gern noch einmal sehen,“ sagte Switt und nahm seine Hand. „Und du bist ganz allein?“ sagte er und setzte sich. „Ja,“ sagte der Meister und entzündete das Licht in dem ganzen Raum: „ich bin allein. Wer sollte wohl bei mir sein?“ Charles Switt strich sich mit der Hand übers Gesicht: „Du bist wohl müde?“ sagte er. Und dann begann er vom heutigen Tage zu sprechen, was dieser gesagt habe und jener und wer alles dagewesen sei. Es fehlte ja keiner, kein einziger, sagte er, ganz Paris war da. „Aber wo ist Adelsskjold?“ fragte er plötzlich. „Ich weiß es nicht“ antwortete der Meister. „Und die Engländer, fuhr Charles Switt fort, waren am begeistertsten von allen. Sie waren ganz außer sich, sage ich dir, geradezu wild.“

Charles Switt hielt einen Augenblick inne, während seine Gedanken weiter arbeiteten: „Technisch, glaube ich, hast du nie etwas Herrlicheres geschaffen als die Luft auf dem Gemälde „Hiob.“ „Ich habe meine Studien aus Algier dazu verwendet,“ sagte der Meister. „Ja, das sagtest du schon. Die Luft ist ganz prachtvoll. Wo sind diese Studien? Ich habe sie nie gesehen.“ „Wir können sie ja hersuchen,“ sagte der Meister.

Und sie gingen ins Atelier hinauf. „Hier ist Licht!“ sagte der Meister. Alle elektrischen Flammen brannten noch. „Hier müssen sie liegen,“ sagte er und ging auf ein Bort zu, wo er zwischen einigen Mappen suchte, während Charles Switt ihm gefolgt war. „Nein sie sind nicht da,“ sagte Claude Zoret, der noch immer suchte: „Und hier auch nicht . . .“ „Nein, auch nicht . . .“ Des Meisters Hände fingen plötzlich an zu zittern, während er Mappe nach Mappe ergriff. „Und hier auch nicht,“ sagte er, während seine Hände plötzlich die Mappe, die er hielt, fallen ließen. „Aber sie müssen doch da sein,“ sagte Charles Switt, der ebenso wie der Meister suchte.

Aber Claude Zoret rührte sich nicht. Dann sagte er und er sprach, als wolle seine Zunge ihm nicht recht gehorchen: „Ich will Jacques fragen.“ Und er ging hinunter. Jules erschien auf sein Klingeln. Der Meister fragte: „Wann ist Herr Michael fortgegangen?“ „Die Uhr mag wohl neun gewesen sein,“ sagte Jules, und er fügte hinzu: „Herr Michael ist mit einer großen Mappe fortgegangen.“ Der Meister stützte die Hand auf den Rücken eines Stuhles: „Es ist gut,“ sagte er, und Jules ging. „Sie sind nicht da, Claude,“ sagte Switt, der die Treppe hinunter kam.

Der Meister stand noch auf derselben Stelle: „Ich werde Jacques danach suchen lassen,“ sagte er. „Aber jetzt will ich gehen,“ sagte Switt, „du bist müde.“ „Ja,“ sagte der Meister, der ins Licht starrte: „jetzt bin ich müde.“ Charles Switt ergriff seine Hand. „Leb wohl,“ sagte er. „Wie kalt deine Hände sind.“ „Das sind sie oft,“ sagte der Meister: „Leb wohl.“ Als Charles Switt gegangen war, kehrte der Meister in sein Atelier zurück and löschte alle Lichter.

er Majordomus wollte gerade das Licht im Vestibül löschen, als an der Haustür geklingelt wurde und der Pförtner öffnete. Es war Herr Adelsskjold, der draußen stand. Er hatte einen wunderlichen, dicken Mantel um, dessen Kragen hochgeschlagen war, so daß er wie ein seltsamer Sack darin aussah, dem ein hoher Hut aufgestülpt ist. „Ich bin es," sagte er, und stützte sich gegen das Tor. Drinnen im Vestibül sagte er wieder mit einer Stimme, als schlüge seine Zunge gegen die Zähne: „Ich bin es," und setzte sich auf einen Stuhl. Der Majordomus sah ihm ganz erschreckt ins Gesicht, das aus dem hochgeschlagenen Kragen hervorsah: „Sind Sie krank, Herr Adelsskjold?" fragte er. Aber Adelsskjold sagte nur wie vorhin: „Sagen Sie, daß ich es bin." Und er blieb sitzen.

Als der Majordomus ins Wohnzimmer kam, saß der Meister am Tisch. Es war, als würde er aus dem Schlaf geweckt, und hatte doch nicht geschlafen. „Was willst du?" sagte er und wandte jäh den Kopf. „Herr Adelsskjold ist da," sagte der Majordomus, der zitterte, ohne zu wissen weshalb. Der Meister war aufgestanden: „Adelsskjold," sagte er: „führe ihn herauf." Der Meister blieb stehen, die Augen auf die Tür geheftet, bis er Adelsskjold sah, der wie ein schwankendes Bündel hereinkam, und beide Arme hochhob und wie einer, dessen Beine ihn nicht mehr tragen wollen, auf einer Ruhebank zusammenbrach und schluchzte — schluchzte, als schluchze sein ganzer Körper mit, seine ganze Seele und sein ganzer Körper. „Was ist geschehen," sagte der Meister. „Mensch, was ist geschehen," sagte der Meister. Als Antwort bekam er nur dasselbe Schluchzen (als wenn einem Tiere die Fähigkeit zu weinen gegeben wäre), das den ganzen Raum bis in alle Ecken hinein mit seinem trostlosen Klang erfüllte. „Aber Mensch." „Aber Mensch," sagte der Meister und fügte hastig hinzu: „Adelsskjold, Adelsskjold, legen Sie Ihren Mantel ab." Und Claude Zoret rüttelte ihn und es gelang ihm, ihn halb aufzurichten und er knöpfte seinen Mantel auf, als entkleide er ein kleines Kind. Adelsskjolds Schluchzen hörte nach und nach auf oder es wurde lautlos, und er saß auf der Kante der Ruhebank, den Kopf sonderbar bewegend, wie ein Tier, dessen Gehirn von der Sonne versengt wird. Der Meister sprach mit ihm und wußte selbst nicht, was er sagte. Plötzlich fragte er und seine Stimme klang heiser: „Wer war dabei?" Er wollte ein anderes Wort gebraucht haben, aber er sagte „dabei." Adelsskjold sah ihn zum erstenmal an: „Toll," sagte er, „Toll und Ehrenswärd." „Aber wenn Sie ihn gesehen hätten," sagte er, und es war, als verwirre sich sein Gesichtsausdruck von neuem: „Wenn Sie ihn gesehen hätten."

Plötzlich hielt er den Kopf still und heftete die Augen auf den Meister: „Er ließ die Arme sinken — verstehen Sie — er ließ die Arme sinken — so (und Adelsskjold machte die Bewegung nach) so, bevor ich schoß ... bevor ich schoß, verstehen Sie — — und ich schoß ... Ich hatte es gesehen und schoß — wie nach einer Scheibe ... gerade auf seine Brust."

Der Meister starrte in eine Lampe. Einen Moment war es, als flimmere deren Licht vor seinen Augen. „Mitten durch seine Brust," wiederholte Adelsskjold. Und

auf schwedisch, auf deutsch, auf französisch, alle Sprachen der Länder, die er bereist hatte, durcheinanderwerfend, begann er wieder zu erzählen, wieder zu zeigen, so, so hätte er geschossen und so sei Monthieu gefallen „ja, der Länge nach, platt auf die Erde, mit dem Gesicht so, platt nieder, das Gesicht nach unten, mit dem Gesicht zur Erde — Mit dem Gesicht platt zur Erde — zur Erde, verstehen Sie, auf die gefrorene Erde." Und er wiederholte ins Unendliche, wieder und wieder: „Verstehen Sie — auf die gefrorene Erde, verstehen Sie, die hartgefrorene Erde."

Der Meister aber, der seinen Gedanken eine andere Richtung geben wollte, als wolle er einen Nagel aus einer Mauer reißen, sagte: „Wo ist Frau Adelsskjold?" Es war, als stutze Adelsskjold. „Zu Hause," sagte er. Plötzlich erhob er sich und stellte sich vor dem Meister hin. „Und was nützt es schließlich," sagte er, „sagen Sie mir bitte, was nützt es schließlich?" Die Tränen liefen ihm die Wangen hinab, während er vor dem Meister stand.

Nach und nach wurde er ruhiger. Er setzte sich ins Sofa. Hin und wieder ging ein Zittern durch seinen Körper. Der Meister saß unbeweglich und schweigend. Wenn Adelsskjold wieder zu schluchzen begann, ging ein Zittern über Claude Zorets Antlitz. Das Wasser plätscherte sachte in den Bassins. Dann sagte Adelsskjold leise, wie man von etwas Verlorenem spricht: „Ich habe sie besessen und werde sie nie mehr besitzen."

Der Meister sagte nichts. Plötzlich aber fragte Adelsskjold und sah über den Tisch zu Claude Zoret hinüber: „Haben Sie jemals einen Menschen verloren, der Ihnen alles war?" Der Meister antwortete nicht. Seine schweren Augenlider hielt er gesenkt. „Denn sonst," setzte Adelsskjold fort und griff sich an die Stirn: „glaube ich nicht, daß man erfassen kann, was das heißt." Kurz darauf sagte er: „Wenn ich etwas frische Luft bekommen könnte. Wollen wir nicht zum Balkon hinaufgehen?" „Ja, kommen Sie," sagte der Meister.

Sie gingen Seite an Seite die Treppe hinauf und der Meister öffnete die Balkontür. „Es ist nebelig geworden," sagte er. „Ja, es ist nebelig geworden," wiederholte Adelsskjold im selben Ton. Und sie standen beide gegen das Geländer gelehnt. Der Meister starrte durch den Nebel. Die Lichter des Platzes warfen einen matten Schein durch die Nacht und das Geräusch der Straße schwand dahin, als vergehe es in der schweren Luft.

Dann sagte Adelsskjold und seine Stimme klang, als glitte sie ineinander mit dem Nebel: „Claude," sagte er: „Und wenn alles vorbei ist, dann kommt das Schlimmste." „Was denn?" fragte der Meister. „Dann fragt man sich selbst" und Adelsskjolds Stimme brach, „ob man sie auch wirklich geliebt hat ... Oder ob sie einem nur notwendig gewesen ist?" „Notwendig?" Claude Zoret hatte nach dem Geländer gegriffen. „Ja," flüsterte Adelsskjold durch den Nebel. Der Meister hatte seine Augen geöffnet, weit — als sähe er entsetzt beim Schein eines einzigen Blitzstrahles sein ganzes Leben. „Notwendig — notwendig." Adelsskjold aber sagte wieder: „Wenn man in sich selbst hineinsieht ..." „Ja," antwortete der Meister und seine Gedanken wiederholten: „Notwendig, nur notwendig" ...

„Wenn man tief in sich selbst hineinsieht," sagte Adelsskjold, der in den Nebel starrte. „Ja," antwortete der Meister und rührte sich nicht, während seine Gedanken sagten: „Notwendig — nur notwendig." „Notwendig, das war es — notwendig ... die Gattin seiner Jugend, die Frau von Montreuil, sie war ihm notwendig gewesen — nur notwendig, um ihm die Zeit des Unglücks tragen zu helfen" ... Adelsskjold sprach nicht mehr, während der Meister gleich einer Säule im Nebel stand.

Und Michael — — ja, auch Michael ... Ein Beben ging durch Claude Zorets Körper. „Ja, auch er war ihm notwendig gewesen, als alles vorbei war und nichts mehr ihn sättigte, notwendig in seiner Zelle und in seinem Gefängnis — notwendig, damit er ihm die Ketten seiner Berühmtheit tragen helfen konnte. Notwendig, ja, auch Michael ... nur notwendig. Ihm notwendig."

Adelsskjold rührte sich nicht. Sein Körper wurde von einem letzten Schluchzen geschüttelt. Der Meister aber sagte in den Nebel hinein: „Und wenn man sich selbst gesehen hat ..." „Ja" — und Adelsskjold wandte ihm sein zuckendes Antlitz zu — „ja, Meister, ja, was dann?" Der Meister antwortete nicht. Sein Steinantlitz starrte in den Nebel. „Kommen Sie, lassen Sie uns hineingehen," sagte er. „Die Nacht ist kalt." Und sie stiegen hinab.

Der Meister war in seinem Schlafzimmer. Jacques war ihm behilflich: „Heut," sagte Jacques, „ist doch des Meisters größter Tag gewesen." Der Meister betrachtete des Majordomus Gesicht: „Du magst Recht haben," sagte er. Und die Ellenbogen auf die Knie gestützt und die Hände in dem weißen Bart vergraben, blieb er auf dem Rande seines Bettes sitzen. „Meister, es friert Sie", sagte der Majordomus, der sah, wie seine Glieder zitterten. „Ja," antwortete der Meister. „Gute Nacht." Claude Zoret mußte sich wieder im Bett aufrichten. Atemnot überkam ihn. Es war, als wolle sein Herz aufhören zu schlagen, während seine geöffneten Lippen nach Luft rangen.


er Majordomus öffnete den drei Ärzten, die aus dem Schlafzimmer kamen, die Tür zum Wohnzimmer, während Charles Switt seine Blicke auf ihr Antlitz richtete. Die drei Herren sprachen in einer Ecke des Zimmers hastig und leise miteinander. Schlank, in ihren schwarzen Röcken, mit den glatten Gesichtern, glichen sie drei Geschworenen in einem Gerichtssaal. Als zwei von ihnen gegangen waren, trat Charles Switt auf den dritten zu und fragte ihn: „Wie steht es?" Der Arzt antwortete: „Ebenso." Und etwas leiser fügte er hinzu: „Ebenso, das heißt — das Ende." Eine Sekunde war es ganz still, und die beiden Männer waren gleich blaß. Dann sagte Charles Switt, der sich gegen den Tisch stützte, an dem er stand, und seine Stimme war fast tonlos: „Wird es schwer werden?" Herr Brouart sah ihn nicht an. „Wir wissen es nicht", sagte er, „aber Claude Zoret ist stark." Und in etwas leiserem Ton fragte er: „Wann kommt der Notar?" „Er muß jeden Augenblick kommen." „Das ist gut." Und etwas lauter oder etwas härter fragte der Arzt: „Und wo ist Herr Michael? Der Meister fragt nach ihm. Es macht ihn unruhig." Charles Switt antwortete, die Augen auf den Boden

geheftet: „Es ist ein Bote nach ihm ausgeschickt worden — wieder.“ Herrn Brouarts Antlitz verzog sich: „In zwei Stunden komme ich wieder,“ sagte er und ging. Als der Arzt ins Vestibül kam, klingelte das Telephon von neuem mit einem schrillen Ton durch das Haus, das so still war, als sei es unbewohnt. „Sorgen Sie für absolute Ruhe“, sagte er zum Majordomus, der ihm Hut und Mantel reichte. „Ja, Herr Doktor,“ sagte der Majordomus. „Aber die Zeitungen fragen unablässig durchs Telephon an, wie es geht ...“ „Welche Zeitung?“ fragte der Arzt den Majordomus, der ans Telephon getreten war. „Le Temps,“ antwortete der Majordomus. Und Herr Brouart, dessen Gesicht einen anderen, einen gleichsam geschäftlichen Ausdruck bekommen hatte, ging, als er den Namen der Zeitung gehört hatte, selbst ans Telephon und sprach in den Apparat hinein, lange und ausführlich, als hielte er einen Vortrag in der Fakultät — während der Majordomus, der seine Worte hörte, plötzlich seine Lippen zu bewegen begann, als murmele er ein ganz mechanisches Gebet.

Der Arzt sprach noch immer am Telephon: „Ja, es scheint eine plötzliche Lähmung der Herzklappen eingetreten zu sein. Ich wurde um zwei Uhr gerufen. Ich hatte die Katastrophe vorausgesehen und darum vor Aufregungen gewarnt.“ „Adieu,“ Dr. Brouart klingelte ab. „In zwei Stunden bin ich wieder hier,“ sagte er und stieg vor der Haustür in seinen Wagen.

Denis kam ins Vestibül, vorsichtig die Treppen hinaufschleichend: „Wie geht's?“ fragte er und sah den Majordomus an. Seine Kutschermaske war gleichsam von ihm abgefallen und er hatte durch die Angst sein Bauerngesicht wiederbekommen. „Wie gehts?“ wiederholte er, als der Majordomus nicht antwortete. „Was hat er gesagt?“ Der Majordomus antwortete noch immer nicht. Er stand mit gefalteten Händen mitten in der Halle. Und Denis setzte sich, ohne weiter zu fragen, auf eine Stufe der Treppe nieder, seltsam fröstelnd, in einer wunderlichen Stellung, als säße er vor einem Feuer, das ausgegangen war — bis er schließlich zum Majordomus aufsah, der sich in einen Stuhl gesetzt hatte, mit unablässig murmelnden Lippen, und sagte: „Die Pferde wollen nicht fressen,“ worauf er wieder in seine frühere Stellung zurückfiel.

Es wurde heftig an der Haustür geklingelt. Es war Jules, der angestürzt kam. „Herr Michael war nicht zu Hause,“ sagte er. Der Majordomus hatte sich plötzlich erhoben. Man sah einen Augenblick, welch ein Riesenkerl er war. „Melde es,“ sagte er. Und ohne es selbst zu wissen, hatte er den gotischen Stuhl in seinen Armen hochgehoben und ihn wieder fallen gelassen. Jules stieg die Treppe hinauf und ging dorthin, wo Charles Switt vor der Schlafstubentür einsam und zusammengesunken auf einem Stuhl saß. Charles Switt hatte seinen Kopf gehoben. Jules hätte sein Antlitz kaum wiedererkannt. „Es ist gut,“ sagte Switt. Als Jules auf die Treppe hinauskam, traf er den jüngsten Koch, der in seinem weißen Anzug aus dem großen Speisesaal kam. „Wie steht es?“ flüsterte der junge Mann, dessen Gesicht bleich war, unter dem in die Stirn gekämmten Haar. „Seine letzte Stunde hat wohl bald geschlagen,“ flüsterte Jules, dessen Augen vor Angst

blank waren. Und sie blieben dicht aneinandergedrängt auf dem dunklen Absatz stehen, während das Telephon unten von neuem klingelte.

Charles Switt hatte sich erhoben und öffnete leise die Tür zum Schlafzimmer. Dr. Brouarts Assistenzarzt erhob sich von seinem Platz im Schatten des großen Bettes. „Der Meister schlummert," flüsterte er. Charles Switt sagte nichts. Sie saßen sich schweigend gegenüber und lauschten den stoßweisen Atemzügen des Meisters. Plötzlich öffnete der Meister die Augen und wollte den Kopf wenden: „Wer ist hier?" fragte er. „Ich bin es," sagte Switt, der sich erhoben hatte. Der Kranke bewegte seinen Kopf. „Danke," sagte er und schloß seine Augen wieder. Wieder war alles still. Dann flüsterte der Assistenzarzt: „Der Meister wartet." Switt beugte den Kopf. „Der Notar wird wohl bald kommen," sagte der Assistenzarzt wieder. Charles Switt war aufgestanden und stand am Fußende des Bettes, den Blick auf des Meisters Brust geheftet.

Das Geräusch einer auf- und zugehenden Tür klang durch die Stille und der Meister hob jäh den Kopf: „Wer kam?" sagte er und starrte Charles Switt an. „Niemand." „Niemand," sagte der Meister und sein Kopf fiel zurück. Nur seine langen Augenwimpern zitterten auf den gelben Wangen. Plötzlich aber schlug er wieder die Augen auf, und furchtsam oder als ob der Laut ihn schmerze sagte er: „Kommt Michael?" „Ja, er kommt." „Danke." Schritte tönten durch das Haus, viele Schritte auf allen Treppen. „Claude", sagte Switt, als wolle er ihn rufen. „Claude. Der Notar." „Gut," flüsterte der Meister. Er wollte sich aufrichten, aber sein Antlitz verzog sich vor Schmerz. „Laß Jaques kommen," sagte er. Der Majordomus legte die Kissen zurecht, damit der Meister halb aufgerichtet sitzen konnte. „Danke," sagte er, „mach' Licht." Der Majordomus entzündete alle elektrischen Flammen. „Führt sie herein," sagte der Meister.

Herr Roux trat herein. Ihm folgten noch zwei andere Herren. Der Meister beugte den Kopf und alle betrachteten ihn, wie er weiß unter dem dunkelroten Betthimmel, in dem starken Licht dalag. „Bringen Sie das Dokument?" fragte er und seine Stimme war ganz klar. „Ja, Meister," antwortete der junge Advokat, der das Notariat von seinem Vater geerbt hatte, und ganz bleich war unter seinem frisierten Haar. Und er fragte, während seine Stimme leicht zitterte: „Soll ich es Ihnen vorlesen, Meister?" „Nein," antwortete der Meister, „ich will es selbst lesen." Die Finger des jungen Mannes konnten kaum das Schloß der Mappe öffnen. „Hier, Meister," sagte er und reichte Claude Zoret das Schriftstück. Der Meister nahm es und plötzlich richtete er sich höher im Bett auf und gerade sitzend — entweder weil diese Stellung ihn weniger schmerzte oder aus Ehrfurcht des Bauern vor einer gerichtlichen Handlung — las er die Worte des Testamentes. Alle hatten die Häupter geneigt. Nur Charles Switt betrachtete ihn unverwandt. „Ich, Claude Zoret, dessen Gattin verstorben und der auf der Welt vereinsamt ist, verfüge hierdurch als meinen wohlüberlegten und letzten Willen, daß bei meinem Tode alles was ich hinterlasse ..." Die Stimme des Meisters wurde deutlicher, als wäre ein jedes Wort eine Schraube, die er in einen Stein bohre, während die Notare

gesenkten Hauptes warteten und Charles Switt so weiß war, wie das weiße Bettuch, das er unbewußt umkrampfte. Der Meister aber fuhr fort zu lesen: „Meine ganze bewegliche und unbewegliche Habe, sowie Effekten aller Art, meinem Pflegesohn Eugène Michael, geboren zu Prag den 8. Februar 1880 zu Recht und Eigentum zufallen sollen; so daß der genannte Eugène Michael meine ganze Hinterlassenschaft antreten soll..." Der Meister hielt eine Sekunde inne, und Charles Switt hielt den Blick starr auf ihn gerichtet. „Als mein alleiniger Erbe." Der Meister hielt inne — alle schwiegen. „Ja," sagte der Meister: „So ist es richtig." Und zum Majordomus gewandt sagte er: „Reich' mir die Feder." Der Majordomus gab sie ihm und, das Dokument gegen die Mappe des Notars gestützt, während die beiden roten Siegel wie zwei leuchtende Blutflecke auf der Decke lagen, schrieb Claude Zoret seinen Namenszug — während die Notare erhobenen Hauptes dabei standen. „Gut," sagte der Meister: „Nun Sie." Und seine Augen folgten einem jeden, der als Zeuge unterschrieb, mit den Blicken des Bauern, der bis zum Letzten mißtraut. „Jetzt kann nichts mehr daran geändert werden?" fragte er und stützte sich plötzlich auf den Bettrand. „Nein, Meister." „Danke," sagte der Meister. Und er verabschiedete die Herren, indem er die Hand hob. Der Majordomus begleitete die Herren hinaus, während Charles Switt neben dem Bett stehen blieb. Die Augen des Meisters ruhten auf dem Bettuch.

„Jetzt steht es geschrieben," sagte er und plötzlich lösten sich zwei Tränen aus seinen Augen, die im Leben so selten weinen konnten. Er sank in seine Kissen zurück. Seine Augenlider waren geschlossen. Er atmete mühsam. Nur wenn eine Tür ging oder Schritte ertönten, zuckte es über sein Antlitz, wie bei jemand, der lauscht und wartet. Plötzlich richtete er sich halb im Bett auf. „Lösch' das Licht," flüsterte er und fiel wieder zurück. Charles Switt löschte das elektrische Licht und der Meister lag im Dunkeln. Als die Notare hinunter kamen, war das Vestibül voll von Menschen, einige zwanzig Leute, die laut durcheinander sprachen, und abwechselnd ans Telephon gingen. Zwei Herren, mit offenstehenden Überziehern gingen auf Herrn Roux zu und sagten: „Endlich kann man doch mal 'was zu wissen bekommen. Hier ist ja keine Seele, die den Zeitungen Aufklärungen geben kann." Drei Herren, die aus einem Theater kamen und im Frack waren, interviewten Herrn Brouarts Assistenzarzt, der eine Zigarette rauchte und fortwährend wiederholte: „Ein sehr interessanter Fall ... Die Herzklappen versagen den Dienst. Wir wurden um zwei Uhr zwanzig gerufen". Und indem der Assistenzarzt sich zu einem anderen Herrn von der Presse wandte, sagte er: „Mein Name ist Fabre, Fabre", wiederholte er und fuhr fort: „Wir wurden um zwei Uhr zwanzig gerufen. Aber Herr Zoret war schon heut Nacht krank geworden. Ein Zeichner von Le Matin hielt Jules in einer Ecke fest und fragte das eine Mal über das andere: „Wo steht das Bett, wo im Zimmer steht das Bett?" Und zu einem Kollegen gewandt, sagte er: „Wir ätzen unsere Klichees im Laufe von zwei Stunden." Wieder wurde an der Haustür geklingelt. Es war ein Korrespondent des „New York Herald". Er war so dünn wie ein Rosenstock und sagte zu seinem Kollegen: „Das

Kabel wartet bis Mitternacht." Der Majordomus hatte Herrn Roux zu seinem Wagen geleitet. Der Wagen des Notars konnte wegen der Fahrzeuge der Journalisten kaum vorwärts kommen.

Als Jacques zurückkam, fragte ein Herr von Le Temps ihn, ob Herr Charles Switt nicht anwesend sei. Der Zeichner von Le Temps lachte, daß es laut durch den Raum schallte: „Ja, fragen Sie den nur. Da bekommen Sie sicher was zu wissen. Der wird sich hüten, seine eigenen „Erinnerungen" zu plündern." Der Majordomus hatte nicht geantwortet. Als aber einer der Befrackten, dicht bei der Treppe, mit dem Telephonhörer am Ohr stand, ergriff der Majordomus den Hörer, so daß der Herr ihn loslassen mußte.

aques ging weiter, indem er alle Türen so fest hinter sich zuzog, als wolle er sie verriegeln. Der Meister drehte mühsam den Kopf, als er eintrat. „Wer ist es?" fragte er leise. „Ich bin es nur, Meister," antwortete Jacques. „Du?" Der Meister biß sich auf die Lippe. „Hilf mich aufrichten," sagte er plötzlich. Die Atemnot kam wieder. Switt und Jacques hoben den stöhnenden Körper, während des Meisters gelbes Gesicht blau wurde. „Der Doktor, der Doktor," rief Switt. Jacques rannte vom Bett fort und rief durch die Zimmer: „Doktor, Doktor . . ." „Ja, ja," antwortete der Arzt unten. „Doktor, Doktor . . ." „Ja."

Der Arzt war die Treppe hinaufgeeilt. Der Ruf aber tönte noch immer angstvoll durch die Türen, die Treppen hinunter, wo die Journalisten sich drängten, während der Herr vom „Herald" bedächtig ans Telephon ging, um der erste Mann mit dem Recht des Besitzers zu sein. Der Anfall war vorüber. Der Doktor stand am Bett des Meisters als er seine Augen öffnete. „Macht auf," flüsterte er. „Macht auf — — macht die Tür zum Badezimmer auf." „Ja, Meister." „Schafft mehr Luft. Mehr Luft." „Ja, Meister." Der Majordomus öffnete die Tür zum Badezimmer, und der Meister blickte wieder zum Arzt auf. „Wer ist hier?" fragte er. „Wir," antwortete der Arzt. Claude Zorets Lippen preßten sich aufeinander. „Wo ist Switt?" sagte er. „Ich bin hier," sagte Switt, der gegen das Bett gelehnt stand. Der Meister richtete seine Augen auf ihn: „Setz Dich hierher," sagte er. „Und heiß' die andern gehen."

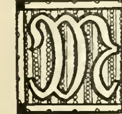
Der Arzt und der Majordomus gingen hinaus, während Charles Switt sich auf den Bettrand setzte. So in der nächsten Nähe des Meisters, fühlte er dessen Körper unter der Decke beben. Der Meister hatte seine Blicke gewandt und sprach langsam. Sein Antlitz leuchtete durch das Halbdunkel. „Charles," sagte er, „willst Du mir das Versprechen geben, daß Du mich daheim begraben läßt, wenn ich tot bin, daheim bei den „Quellen", woher ich stamme? Dort inmitten der Äcker will ich ruhen, dort, wo die Saat keimt und das Gras grünt. Dort will ich einsam ruhen. Und bald wird niemand mehr wissen, wo das verborgen liegt, was sich einst Claude Zoret nannte." Der Meister hatte die Augen geschlossen. Im Badezimmer hörte man einen vereinzelten Tropfen langsam fallen. „Versprichst Du es mir?" sagte der Meister. „Ja, Claude, ich verspreche es Dir." Der Meister

blickte ihm fest ins Gesicht, als wolle er ihm einen Eid abnehmen. „Und Ihr werdet mich an einem Morgen begraben, wenn die Sonne aufgeht und niemand soll den Ort kennen, wo ich begraben ward". „Ich verspreche es Dir." „Und niemand soll einen Stein mit meinem Namen setzen, so lange Dein Wort etwas gilt — versprichst Du mir das?" „Ich verspreche es Dir." Ein Schluchzen drängte sich über Charles Switts zusammengepreßte Lippen. Der Meister aber sagte ruhig: „Denn Menschen sollen nicht Gedenksteine errichten für jemand, den sie nicht kannten." Charles Switt hatte sein Antlitz mit den Händen bedeckt, aber die Tränen, die seinen Augen entströmten, quollen zwischen den Fingern hervor. „Claude, Du weißt doch, wer Du warst?" Der Meister aber öffnete seine zuckenden Lippen und sagte: „Ich war nichts. Wer zählt, Charles? Keiner von uns." Und während ein furchtbarer Ruck seinen Riesenkörper zum Zittern brachte, sagte er: „Mein Leben waren einige Bilder... die ich mit dem Blut einiger Herzen gemalt habe."

Die Tür wurde geöffnet und der Meister wandte hastig den Kopf. „Wer ist da?" fragte er. „Ich bin es nur," sagte Jacques. „So, du," flüsterte der Meister und schloß die Augen. Fassungslos, vom Schmerz zerrissen, der sein ganzes Antlitz verzerrte, hatte Charles Switt sich vom Bettrand erhoben und ging hinaus. Auf dem Tisch des Wohnzimmers ergriff er ein Stück Papier und mit Bleistift schrieb er, mit einer Schrift, die kaum zu lesen war: „Claude Zoret liegt im Sterben. Charles Switt." Er steckte es in ein Kouvert und schrieb die Adresse, bevor er klingelte. „Für Herrn Michael," sagte er zu Jules, der hereinkam. „Aber sofort."

Als Charles Switt hinausgegangen war, hatte der Meister den Kopf gehoben. „Jacques," rief er. „Ja, Meister." „Komm hierher." Der Majordomus trat ans Bett. „Hier bin ich, Meister," sagte er. Plötzlich warf Claude Zoret seine Arme um den Hals des Majordomus. „Jacques," sagte er und starrte seinem Diener ins Gesicht, als wolle er dessen Mund die allerletzte Wahrheit entringen. „Ist nach Michael geschickt worden?" „Ja, Meister." Die Arme fielen schlaff herab und der Meister sank in die Kissen zurück.

„Bist Du es, Charles?" fragte er, als Switt wieder hereinkam. „Ja, Claude." Der Meister lag eine Weile mit geschlossenen Augen. Dann sagte er: „Wo ist meine Uhr?" Switt nahm sie. „Hier ist sie," sagte er. „Häng' sie dorthin," sagte der Meister, „dort, wo ich sie sehen kann." „Ja," Charles Switt hängte sie an die bezeichnete Stelle. „Danke," sagte der Meister. Er sprach nicht mehr. Seine Augen folgten unverwandt dem vorwärtsschreitenden Zeiger der Uhr. Charles Switt hatte seine Hand um die Kante des Stuhles gepreßt. Er las des Meisters Gedanken.

ichaels Wagen fuhr bei dem Gartengitter vor, und Michael sprang hinaus, um Frau de Zamikof beim Aussteigen behilflich zu sein. Der junge Diener öffnete die Tür und sagte: „Es ist ein Bote von Herrn Claude Zoret dagewesen und Jules hat einen Brief abgegeben." Michael machte eine ungeduldige Bewegung. „Wo ist er?" fragte er. „Ich habe ihn oben hingelegt," sagte der Diener mit einer Verbeugung. Frau de Zamikof und Michael gingen hinauf. Der Brief lag auf dem Toiletten-

tisch. „Er ist von Switt," sagte Michael, nachdem er die Aufschrift gelesen hatte. Und vielleicht aus Furcht oder von einem plötzlichen Unwillen ergriffen, sagte er zu Lucia: „Öffne du ihn!" ... und er öffnete ihn trotzdem selbst und las ihn und stand starr, während der Schweiß ihm in Perlen auf die Stirn trat.

„Was ist?" fragte Lucia und schob hastig ihren Nacken zwischen Michaels Gesicht und den Brief, den er in der Hand hielt. Und angesichts des Todes oder vielleicht vom Tode getrieben, drückte Michael seine Lippen unter Lucias hochgekämmtes Haar. Aber indem er von neuem vor sich hinstarrte und sich selbst belog — denn seine Furcht galt etwas anderem — sagte Michael: „Lucia, ich habe noch niemand sterben sehen." Lucia hatte schon ihren Mantel geöffnet. „Soll ich dich begleiten?" sagte sie und nestelte die Spange wieder zu: „Ich kann mir einen Wagen in der Rue de Rivoli nehmen und zurückfahren."

Sie war schon einige Schritte vorangegangen und Michael folgte ihr. Sie gingen die Treppen hinunter und traten in den Garten hinaus, dicht aneinandergeschmiegt. „Wie die Veilchen duften," sagte Lucia. „Ja." „So früh im Jahr." „Ja." Sie gingen längs des Kais, über die Brücke. „Sieh, es ist Vollmond," sagte Lucia. „Ja," sagte Michael, der sein Antlitz erhoben hatte: „Er stirbt bei Vollmond." Sie traten in die Dunkelheit des Louvre-Tores, als Michael plötzlich fragte: „Lucia, wie denkst du eigentlich über den Tod?" Lucia wandte ihm rasch ihr leuchtendes Antlitz zu: „Daß wir leben," sagte sie.

Und wie berauscht vom Siegesschein des Glückes in ihrem Antlitz, von dem Klang ihrer Stimme und von dem Zittern ihrer Schultern, das er durch ihren Mantel hindurch spürte, beugte Michael sich über sie, und flüsterte ihren Namen: „Lucia, Lucia, Lucia" ohne Aufhören. Sie kamen in den Hof der Tuilerien. Der ganze mächtige Platz, auf dem die Statuen sich erhoben, lag im weißen Mondenlicht. Kein Mensch weit und breit. Die zwei waren allein. Kein Laut war zu hören. Sie waren ganz allein. „Wie ist es schön hier," flüsterte Lucia. „Ja, es ist schön," antwortete Michael flüsternd wie sie. Sie waren stehen geblieben. Die goldenen Spitzen des Gitters leuchteten im Mondschein wie hunderte von Festlichtern und die goldenen Kugeln der Säulen schienen wie neue Weltkörper durch die nächtliche Luft zu gleiten. „Lucia, Lucia, Geliebte."

Und mitten im Licht des Mondes, während die Gitter wie Flammen leuchteten, umschlang Michael Lucia mit seinen Armen: „Lucia, Lucia," rief er. „Bin ich jetzt dein Gatte?" „Ja, Geliebter." „Bin ich dir alles?" „Ja, Geliebter." „Der einzige Mann, der für dich existiert?" „Du Geliebter." „Der einzige Mann auf der ganzen Welt?" „Ja — so lange ich dich liebe." „Du, du," flüsterte Michael ihr unter dem Regen seiner Küsse zu. Und wie in einem Jubel, der sein ganzes Wesen sprengen wollte, stürmte er über den Platz hin, rief ihren Namen, schleuderte ihren herrlichen Namen heraus, Mauern, Steinmassen, Dächer in den Klang ihres geliebten Namens einfangend: „Lucia, Lucia."

Und plötzlich hob er die Arme im Licht des Mondes in die Höhe — und es war, als hielte er ein flammendes Schwert in der Hand: „Lucia, Lucia, sieh ..." Er

zeigte auf die Mauer des Louvre. „Sieh, wie die Steinmänner ihre Augen aufreißen — „Lucia," und er lief zurück und bedeckte ihr Antlitz mit Küssen. „Sie haben noch nie — noch niemals zwei Menschen gesehen, die lieben."

Eine Sekunde standen sie fest umschlungen. Dann fuhr ein Wagen über den Platz. Und alles vergessend, alle die lebten, und alle die, die sterben sollten — riefen sie den Wagen an und sprangen hinein. „Nach Hause," rief Michael: „nach Hause."

Der Meister hatte nicht gesprochen. Der Majordomus, der hereinkam, öffnete die Schlafstubentür. Der Meister aber rührte sich nicht. Unverwandt betrachtete er den vorwärtsschreitenden Zeiger der Uhr, während Switt an seinem Bett saß. Sie hörten lange das Fallen der Tropfen und das Ticken der Uhr, während des Meisters Brust schwach atmete. Plötzlich wollte Claude Zoret seinen Kopf wenden. Aber er vermochte es nicht mehr. — „Was willst du, Claude?" flüsterte Switt und beugte sich über den Meister. „Nimm die Uhr fort," sagte der Meister. „Ich kann sie nicht mehr erkennen." Charles Switt erhob sich und wollte die Uhr nehmen. Aber sie entglitt ihm und fiel auf die Bettdecke. „Wo ist sie?" fragte der Meister und Charles legte die Uhr in Claude Zorets eiskalte Hand. „Sie soll dein sein," sagte der Meister und drückte die Uhr in des Freundes Hand.

Es verging eine Weile. Dann sagte er: „Jacques, wo bist du?" „Ich bin hier, Meister," antwortete der Majordomus, der ans Bett trat. Er konnte seinen großen Körper kaum aufrecht halten. „Dank, mein Freund, Dank für alles," sagte der Meister und tappte nach seiner Hand, während es sich wie ein leises und letztes Schluchzen aus seiner Kehle rang: „Und vergiß mich nicht." Die Tränen rannen dem Majordomus über die Backen und fielen auf des Meisters Hand. „Jacques, mein Freund," sagte der Meister, „um mich sollst du nicht weinen. Ich gehe dorthin, wo das Herz Ruhe hat." Er lag mit halb gebrochenen, aber noch immer offenen Augen. Weiß und unbeweglich, glich er einer Steinfigur auf einem Sarkophag. Plötzlich glitt ein Lächeln über sein Antlitz, ein Lächeln von Wehmut oder von mildem Schmerz. „Weshalb lächelst du, Claude?" fragte Switt leise. Der Meister sagte und sprach ganz deutlich: „Charles, jetzt kann ich ruhig sterben, denn ich habe eine große Liebe gesehen."

Charles Switts Haupt sank auf seine Brust herab. Der Meister aber hatte seine Augen geschlossen und sprach nicht mehr. Die Tür wurde geöffnet. Es war Brouart. Am Bette stehend, betrachtete er des Meisters Antlitz. Er fühlte den Puls. Er war nicht mehr zu spüren. „Den Spiegel", sagte er und wandte sich zum Assistenzarzt. Der junge Mann reichte ihm den Spiegel, und der Arzt hielt ihn vor die Lippen des Sterbenden. Der Majordomus war in einer Ecke des Zimmers niedergesunken und betete stumm. Charles Switt hatte sich erhoben. Ausdruckslos starrten seine Augen ins Leere. Der Arzt hob den Spiegel. Mit einem seidenen Tuche wischte er den Hauch ab, der ihn bedeckte, und hielt ihn von neuem vor des Meisters Lippen. Keine Bewegung war mehr an dem stillen Körper zu spüren. Jacques hatte sich erhoben, und Charles Switt drehte

plötzlich den Kopf, als der Arzt den Spiegel von neuem hob. Die Fläche zeigte nicht den geringsten Hauch. „Es ist vorbei," sagte der Arzt leise und legte den Spiegel fort. Der Majordomus schluchzte laut, während Charles Switt, weiß, mit zusammengepreßten Händen, zu Füßen des Toten stehen blieb. Der Assistenzarzt aber war, mit der Uhr in der Hand bereits hinuntergegangen, um die Herren Journalisten zu benachrichtigen.

ls Charles Switt hinunterkam, war das Vestibül leer. Nur einige vergessene Abendzeitungen und Zigarettenstummel lagen umher. Als Charles Switt aber auf die Straße hinauskam, hielt eine Droschke vor der Tür und ein Herr sprang aus dem Wagen: „Lieber Herr Kollege", sagte er und reichte Switt seine Visitkarte, „es ist selbstverständlich, daß ein Gentleman Sie nicht in Ihrem Schmerz stören will, in Ihrem tiefen Schmerz .... Aber eine Frage werden Sie mir erlauben: Wer, mein Herr, wird die Totenmaske nehmen?" Charles Switts Gesicht bebte: „Mein Herr, jetzt soll hier endlich Ruhe sein," sagte er und hob die Hand wie zum Schlage. Der pelzgekleidete Herr von der Presse erschrak und zog sich einige Schritte zurück. Er sprang in seinen Wagen. Sein Gesicht war ganz verzerrt vor Wut. Er wollte es ihm gedenken, diesem Reklameheld, diesem Herrn Charles Switt. Als ob das Publikum nicht ein Recht hätte, unterrichtet zu werden.

Als der Journalist über den Place de la Comedie fuhr, streckte er plötzlich den Kopf aus dem Fenster. Er hatte Herrn Leblanc über den Platz stürzen sehen und er rief den Kunsthändler an. Herr Leblanc kam mit ganz verstörtem Gesicht auf den Wagen zugelaufen: „Wissen Sie es schon, Verehrtester," sagte er: „Wissen Sie es schon ..." „Ja," antwortete der Herr von der Presse. „Komme eben daher. Er starb um zwölf Uhr." Herr Leblanc war mit in den Wagen gestiegen: „Um zwölf Uhr," wiederholte er ganz verwirrt. Der Herr von der Presse aber sagte, wie einer, der seinen Vorteil an der Börse wahrt: „Haben Sie etwas von ihm an der Hand?" Herrn Leblanc schwindelte es: „Aber Bester", sagte er, „aber Bester, ich habe ja gerade heut alle seine Studien aus Algier erworben." Der Journalist sah ihn an. „Das bedeutet ein Vermögen," sagte er. Und indem er in Gedanken eiligst drei Reklame-Artikel für seine Zeitungen zusammenstellte, fügte er hinzu, wie jemand, der bereits seinen Anteil an einem Unternehmen einstreicht: „Auf mich können Sie sich ganz verlassen."

Charles Switt ging durch den Hof des Louvre, über die Brücke, am Kai entlang, in Michaels Garten hinein. Alles war dunkel. Einen Augenblick stand Switt vor dem schweigenden Hause. Dann rief er zum Balkon hinauf: „Herr Michael, der Meister ist tot." Es klang wie ein Steinwurf gegen die geschlossenen Fenster. Dann ging er wieder fort. Michael hatte sich im Bette aufgerichtet. Er zitterte am ganzen Körper. Lucia aber umschlang ihn mit ihren Armen.

„Sei ruhig," flüsterte sie und drückte seinen Kopf in die Kissen zurück.

„Sei still. Ich bin bei dir."





Von den großen Philistern/ von J. J. David



Wir haben uns auf vieles besonnen, abgetan von uns, darein wir uns einmal sehr gefielen und womit wir heftig und hoffärtig einherstolzierten.

Mancher Braus ist in uns verklungen. Man ist wieder bescheidener worden, je mehr diejenigen, die einmal im Kampf um das Neue voranschritten, die Jahre hinter sich ließen, da man sich „grenzenlos erdreustet."

Der Jugend verzeiht man das Vorurteil, ja es steht ihr nicht einmal übel zu Gesicht. Denn lebhafter, als spätere Jahre, empfindet sie diese Fülle der Erscheinungen; heftiger drängt die Außenwelt sich unverbrauchten, ja hungrigen Sinnen samt der Notwendigkeit entgegen, Stellung zu ihr zu nehmen und zwar entschieden, ja, so meint man, abschließend.

Aller Reichtum um uns erscheint nur die notwendige Ergänzung des in uns. Noch fehlt aber die Erfahrung, die ordnen und sichten kann. Nach Raum und Zeit fühlt man sich bedrängt durch heranflutende Erlebnisse und, weil man nach allem Neuen begierig ist, so macht man gern hinter dem kaum Erworbenen schon den entscheidenden Schlußpunkt, um ganz Frisches aufnehmen zu können. Hernach kommt bedächtig die Zeit, die geduldige und freilich etwas langweilige Lehrerin, und setzt gelassen das richtige Satzzeichen an den gehörigen Ort, daß wir, blättern wir wieder einmal in uns, erstaunen, wie wunderlich sich das Konzept verschoben hat, das wir einmal ungeduldig und überschwänglich hingewühlt.

Eine Revision folgt der andern: bis zum letzten Ende bei strebenden und ehrlich um ihre Entwicklung bemühten Menschen. Sie erkennen, wie alles im Fluß ist: Gesinnung, Empfänglichkeit gegenüber den Eindrücken der Außenwelt. Im Bemühen, ins Gleichgewicht zu kommen, schätzen zu lernen, verrinnt das Leben bei manchen und nicht einmal immer bei den Unbegabtesten. Jederzeit hat es Naturen gegeben, die so tief empfanden, daß sie darüber zu keiner Darstellung gelangen konnten, was sie eigentlich so heftig und innig bewegt hat; nur in Andeutungen, nur Gleichgesinnten vermögen sie sich zu offenbaren. Das ist dann wie im Märchen: der versunkene Hort ihrer Seelen glüht und lockt; die Schicksalsstunde aber schlägt, das Losungswort wird aber niemals ausgesprochen, das ihn ins Lichte hebe. Was tut's? Die so geartet sind, denen ist auch immer die Fähigkeit mitgegeben worden, sich zu bescheiden. Zu teuer, zu schmerzlich erkauft sind ihnen ihre Heimlichkeiten, als daß sie sie wohlfeil dahingäben. Um welchen Preis immer: Bewunderung und Verwunderung, die Worte klingen nicht umsonst ähnlich.

Eine geraume Zeit hat man sich nun wieder nicht genug tun können in der Verhöhnung des „Philistertumes." Das war beinahe so wie in den Tagen von

„Sturm und Drang," da eine heißblütige Jugend dem Verrotteten, Abgelebten und dennoch Beharrenden sich und ihre Rechte abtrotzen wollte.

Es ist diesmal ziemlich viel Gemachtes in der ganzen Bewegung gewesen, die denn auch nach mancherlei, nicht eben sehr geglückten Versuchen, Theorie und Praxis in eines zu setzen, rasch genug verflaute und abstarb. Noch zuckt sie manchmal da und dort auf. Um wirken zu können, war sie denn doch zu sehr von außen in unser deutsches Leben hineingetragen worden. Es sei gleich hier erwähnt: der Deutsche verniedlicht gerne. St. Michael mit dem Flammenschwert wird der brave deutsche Michel, dem man endlich gar die Zipfelmütze über Augen und Ohren zog. Bezeichnend genug: das Sturm- und Spottlied der Jüngsten war entlehnt. Sie sangen, das höchste Vergnügen sei den Spießer zu uzen; Wort und Weise aber stammte aus dem Französischen, kam also aus einem Lande, das uns gerade diesmal an literarischen Anregungen sonst wenig zu bieten hatte. Die es am lautesten angestimmt, die schämen sich heute wohl schon damit. Das läßt sich nur nicht leicht konstatieren; denn die Scham schweigt.

Aus der Studentensprache stammt der Begriff des Philistertums. Sicherlich aus einer Periode, da die der Gottesgelahrtheit Beflissenen das große Wort führten, sich lauter und wehrhafter geberdeten, als gute Sitte und Herkommen ihnen nun gestatten. Sie waren das Volk Gottes: die anderen aber hatte der HERR nicht lieb und ewiglich verworfen. Was sie besaßen, ihre Habe und ganz besonders ihre Weiber und Töchter, dies war den Auserwählten zur freien Nutznießung dahingegeben.

Der Gegensatz zwischen den Unbehausten und den Seßhaften, denen, die im Sprung ihr Heil versuchen und den bedacht ihres unabänderlichen Weges gehenden, die dem Glück vertrauen und die an der Krippe stehen und also mehr oder minder Wiederkäuer- oder doch Stalltiergewohnheiten angenommen haben, war so in eine ganz klassische Formel gebracht. Das hinderte freilich nicht, daß sich immer wieder die Philister nicht nur als die Mehreren, auch als die Stärkeren und somit auch im Sinn der modernsten Philosophie als die Lebenskräftigeren erwiesen. Manch einer, der sich stark genug und zu jedem dreisten Spuk und Streich berechtigt fühlte, hat das schmerzlich erkannt und ist mit dem uralten Schmerzensschrei: „Philister über dir, Simson!" ihren Händen mit knapper Not, nach Verlust seiner frechen Locken recht als ein armer Kalmäuser entronnen, selbst ohne daß die Dalila, das unsterbliche, niederträchtige Frauenzimmer im Spiel war.

Nun ist der Gegensatz zwischen Jugend und Alter höchst merkwürdig und in der Natur selber bedingt.

Es ist nicht nur der Kampf zwischen Winter und Lenz, der als notwendig so sehr in die Phantasie der Menschen gedrungen ist, daß sie sich ihn allenthalben in Volksspielen vorführen.

Intuition, die meint, aus sich selber alles ergründen zu können, und Empirie, die nach guten Erfahrungen diese Möglichkeit bezweifelt, befehden einander. Nachdem aber die beiden Heerlager einander immerdar an Zahl ziemlich gleich bleiben werden, die Herren Söhne das Neue bekennen, das ihnen hernach, zu Vätern

geworden, an ihrem Nachwuchs mißfällt, so daß ein ewiges Überläufertum sich begibt, so ist eine Entscheidung oder ein Ende dieses Zwistes so wenig möglich, wie zu wünschen. Durch ihn allein vollzieht sich überhaupt ein Fortschritt, der sich in der Menschheit ohnedies so stockend und mühselig bekundet, daß man an ihm oft irre werden oder verzweifeln möchte.

Mit anderen Augen, aus einer ganz anderen Perspektive sieht die Jugend nach dem Alter, das Alter umgekehrt nach der Jugend. Den Schweifenden, der sich noch nirgends fixiert hat, der noch sucht, sich versucht, den erfaßt ein gewisser Schauder angesichts der Begrenztheit, in der sich das spätere Leben vollzieht und abspielt. Der innerlich ganz Glut ist, der versteht nicht, daß man sacht auskühlt. Aber unsere allernährende Mutter Erde selber mußte erkalten, ehe sie bewohnbar ward.

Je weniger er's denken kann, er könnte jemals ganz so werden, wie die um sich, desto besser für ihn und alle. Denn er rettet sich alsdann mindestens ein Teilchen jener Lohe, an dem dann andere ihr Lichtstümpfchen entzünden können, das wiederum ein Weilchen leuchtet und vorhält und ohne das das Leben so gar arm und ängstlich und dunkel wäre.

Die Jugend sieht ins Dunkle, Ungewisse. Das erfordert Augen, die auf Feinheiten eingestellt sind, die ahnen und erraten können. Das eben ist nun nicht ihre Sache, die große Umrisse liebt. Das Alter aber schaut zurück ins Lichte, das es nun vielleicht schon blendet, dem es aber nimmer gram werden kann. Denn keiner kann der Zeiten vergessen, da es ihm selber geflammt hatte und es zieht ihn mit geheimer Gewalt nach ihnen.

Noch eines wäre zu vermerken. Für den Gegensatz von Philister haben wir kein eigenes Wort. Bummler erschöpft den Begriff nicht; flotter Bruder oder Bruder Studio haben doch einen anderen Sinn, deuten auf etwas Vorübergehendes. Wir müssen uns immer noch mit dem Lehnwort Bohemien behelfen, das auch in der Übertragung Kunstzigeuner um nichts deutscher wirkt. Auch das ist nachdenklich. Eine andere Rolle spielt nämlich die Phantasie beim Romanen und beim Deutschen. Es ist oft vermerkt worden, sie sei beim Südländer üppiger und seine Erfindungsgabe wuchere reicher. Reicher? Ich meine anders. Sie ist bei ihm eine Gewalt, die mit dem Leben selber nichts zu tun hat; die neben ihm schreitet, vielleicht mit ihm, deren Tun und Walten man genau beobachten kann, wie das spielender Kinder, die niemals um einen Einfall verlegen sind, daran man sich beschauend ergötzt, daraus man sich das Hübscheste und Merkwürdigste verzeichnet, ohne selber Teil daran zu haben oder sich sonderlich aufzuregen.

Ins Leben selber, in seine Kreise tritt sie nie. Nur einem Romanen konnte darum die sinnreiche und unsterbliche Figur des edlen Junkers aus der Mancha auffallen und glücken. Bei uns zu Land gibt es deren zu viele, die in diesem oder jenem Sinn dem edlen Don gleichen: die an den Sparren, den sie haben, sich und ihre ganze Existenz henken möchten und sich verwundern, sich hernach in freier Luft schwebend, also ziemlich unbehaglich zu finden. Hat ein Deutscher überhaupt Einbildungskraft, dann wirkt sie aus dem innersten Grunde seines Wesens und ge-

winnt leicht eine gefährliche Gewalt über ihn. Dann verrücken sich die Grenzen von Traumwelt und Erlebnis leicht so sehr, daß er sich im Wirklichen hernach nicht mehr zurechtfindet und daran scheitert. Man erinnere sich des Kreises um E. T. A. Hoffmann, der in dieses immer noch so nüchterne Berlin den tollsten Spuk zu locken wußte, mit einer solchen Gewalt, daß sogar denen die Haut schauderte, die ihn doch selber mit ihren Mittelchen beschworen. Sie haben freilich nach gut deutschem Brauch ihren Spiritus gern allzutief unter Alkohol gesetzt. Aber — Deutschland ist das klassische Land der Phantasten und jener Sagen, die unentrinnlich sind und bleiben.

Auch da regt sich eben der tief gründende Genius deutscher Nation; der nicht rastet, eh' er nicht das scheinbar Willkürliche, das Vereinzelte, die Ausnahme in geordnete Zusammenhänge, ins System gebracht hat. Allenthalben hat er gerade in der Methodik der Wissenschaften seine schönsten und dauerndsten Leistungen vollbracht; da konnte alle Welt von uns profitieren und hats denn auch getan. Die Anregungen kamen oftmals von außen; wie sie aber zu nutzen und auszubauen seien, ihre ganze Tragweite hat man häufig erst hier begriffen und denen ins Bewußtsein gebracht, von denen sie ausgegangen waren. Geistige Epidemien, man erinnere sich des Geißler-Unwesens, haften hier darum so lange und so unbesieglich. Oder — man hat in aller Welt an Hexen geglaubt und sie gelegentlich einmal verfolgt. Das System aber, wie sie zu erkennen, zu überführen, endlich zu strafen seien, das ist erst auf deutschem Boden ausgeheckt, ordnungsmäßig in Haupt- und Unterteilungen gebracht worden. Der Hexenhammer ist in seiner Art und Richtung nicht minder ein Werk deutschesten Geistes, wie etwa der Faust oder wie gewisse Untersuchungen von Helmholtz, an denen ganze Folgen von Schülern mittun mußten, gläubig den Weisungen des großen Meisters hingegeben und ohne Ahnung, warum und zu welchem Ende er sie gerade in dieser Richtung dirigiere, oder wie der Riesenbau deutscher Sprachwissenschaften, neben dem selbst unsere Münster Unternehmungen waren, die zwischen zweien Dämmerungen gewagt und ausgeführt werden. Der klassische Berg der Walpurgisnacht hat denn auch sein eigen Gespenst; man weiß, wie es entsteht, und muß denn doch ein ganz feines Gruseln empfinden, begegnet man ihm auf dem Brocken. Wölkt sich dieser Himmel einmal, dann dauert es lange, eh' es sich wiederum ausheitert und er schattet tief.



Der Aphorismus ist die Kunstform des Unsteten. Ob er nun wirklich der Schlußsatz einer langen und mühevollen Gedankenwanderung, ob er nur ein plötzlicher, blendender Einfall ist, bestimmt, das Dunkel in uns zu erhellen, Antwort auf Fragen in uns zu erteilen. Er sucht die allgemein giltige Formel für das, was ursprünglich einem Einzelnen wichtig war; das ihn beschäftigt, das er in sich beobachtet hat. Er ist der Lyrik verwandt. So beweist ein geglücktes Lied, einige Aphorismen, und seien sie noch so geistreich, beweisen gar nichts für die Berufung dessen, dem sie gerieten. Daher die Freude der Jugend am Aphorismus, am Epigramm. Da wird rund und faßlich ausgesprochen, was einem wichtig erscheint.

Man empfängt ein Stück Gedankengold, das man mit sich führen und zu gebotener Gelegenheit verwerten kann. Wenn der Sinn schielt, so ist es kein Unheil; man ist noch nicht gewohnt, Begriffe zu prüfen, weiß auch die Werkzeuge des Scheidekünstlers noch nicht anzuwenden. Goldklang und -farbe genügen und verbürgen, neben dem Prägestempel, Gewicht und Hältigkeit.

Gerade umgekehrt ist die Entstehung der Gnome. Unseren größten Gnomikern Goethe und Grillparzer, haben wir im Grund den einzigen Nietzsche als ebenbürtigen Aphoristen entgegenzustellen. In ihm allein war jene unsägliche Fülle, die dem suchenden Aug' ewig Neues darstellt; jener Reichtum, der unerschöpflich erscheinen konnte; das Wogen von Gedanken, in unerhörter Überhitzung des Geistes im steten Fluß erhalten. Es war hernach freilich eine erschütternde Überraschung, als man erkannte, was man für Lustfeuerwerk gehalten, das ein genialer Mensch sich zur Feier, anderen aber zur festlichen Erhellung ihres Weges abbrannte, das war Zeichen eines tiefen, unseligen Brandes, der eine mächtige Natur zerstörte.

Nun hat die Freude am Aphorismus ihr Bedenkliches. Er setzt die geschliffenste, die ins Knappeste gezogene Form voraus; wer an ihm zu naschen gewohnt ist, dem mundet nicht leicht was anderes, der erkennt neben ihm kaum mehr etwas als berechtigt an. Er wünscht und fordert Extasen, die allein den großen Aphoristen machen, auch dort, wo sie gar nichts zu suchen haben, wo ihr Stil ein direktes Unheil stiften müßte, wo ruhigere Betrachtung am Werk war und begriffen wie gewürdigt sein will. Ich mag nicht einmal von jenen nur zu häufigen platten Gesellen reden, die sich mit diesen Sprüchen versehen und sie wie Müsterchen mit sich herumtragen, die man bei jeder passenden oder nicht passenden Gelegenheit vorweist, ohne Ahnung, von welcher Art Stoff sie abgeschnitten wurden, und daß sie nur der zu würdigen weiß, der Webart und Farbenspiel des Ganzen sich vorzustellen klug und sachkundig genug ist.

Die über die Erde dahinfahren, die machen mehr Aufsehen, verändern aber ihr Angesicht und ihr Aussehen für die Dauer weniger, als die sie unablässig bauen und an ihr haften.

Der großen Leuchten, die alles Leben wirken und bedingen, sind wir gewohnt, Meteore aber glühen auf; wir staunen ihnen nach, brausen sie durch den Luftraum, und sehen sie wiederum verziehen. Es läßt sich getrost behaupten, daß mindestens in deutschen Landen und für unser Geistesleben noch niemand etwas Dauerndes vollbracht hat, der nicht ein Philister war oder der das Organ für das Philistertum nicht mindestens unverkümmert in sich verwahrt hatte.

Man erinnere sich der Minnesänger. Das hört sich ganz wundersam an, wie sie die Gunst der Großen und der schönen Frauen gewannen; von Hof zu Hof zogen, überall willkommen. Nur darf man sich nicht daran erinnern, wie wenig wohl ihnen selber dabei war, wie sehr sie sich sehnten, irgendwo seßhaft zu werden.

Man muß der Klagen ihres Größten, Herrn Walthers, über seine Unstäte vergessen; seines Jubels, da ihn ein kleiner, eigener Besitz des Wanderns enthob; der höchst ärgerlichen, aber geistreichen und tiefen Bemerkung Wilhelm Scherers,

er hätt' in den Jahren seiner besten Kraft im Grund journalistisch wirken müssen. Da kommt die Zunft der Zeitungsschreiber zu einem Schutzpatron, mit dem sie sich was wissen darf.

Im allgemeinen: die besten Singvögel sind bei uns zu Land die Zugvögel. Das heißt: sie wechseln allerdings ihren Sitz — aber, wer würde nicht gern alljährlich seinen Flug dem Süden zu nehmen, ginge das ebenso leicht und einfach? Aber, mit einer ganz philisterhaften Pünktlichkeit halten sie ihre Abfahrts- und Ankunftszeiten, trotz der schlimmsten Erfahrungen zum Exempel in Italien, da man sie im wörtlichen Sinne rupft, ihre Straße und ihre Ziele ein.

Wir haben zwei Reihen großer, dichterischer Talente, die im bestimmtesten Gegensatz zum Alltag und zum Philistertum stehen. Da sind zunächst die Sänger der Carmina Burana, die Goliarden, Kleriker, die aus der Kutte gesprungen waren und hernach schwer einen Rückweg in die Gesellschaft fanden. Wer weiß was von ihnen? Wer kennt die liebestollen Weisen, die sie erhuben, wer die zornigen Rügereden wider die Kirchenverderbnis, die sie anstimmten? Versuche, ihr Werk zu beleben, hatten kaum Erfolg; eine flüchtige Notiz im Cäsarius von Heisterbach ist alles, was wir über den Ausgang ihres Begabtesten, des Archipoeta wissen, der des Rothbarts Taten in Italien singen sollte, der Verse für Tausend machte und für Tausend zechen konnte. In einer trink- und sangesfrohen Zeit eine schöne Leistung und ein Ruhmestitel, den man für währender halten sollte.

Alsdann die Romantiker. Eine große Fülle allgemeiner und giltiger Begabungen unter ihnen. Hier war bewußte Flucht aus den Verhältnissen, von denen die Goliarden ausgeschlossen waren; bewußter Kampf gegen alles Philistertum und jegliches Behagen daran. Und dennoch haben sie mehr durch das, was sie wußten gewirkt, als durch das, was sie konnten; sie haben mehr Wege gewiesen, als gebahnt. Ihre reinste und bleibendste Wirkung liegt in der Lyrik. Ob die vielfältigen und ehrlichen Bemühungen, die eben jetzt gemacht werden, die Häupter und die feinsten Köpfe der Schule mindestens den Gebildeten wieder näher zu bringen, von Frucht und Erfolg sein werden, muß man wohl erst abwarten.



inen Begriff zum Worte Philister trägt wohl jeder in sich und seine Merkmale sind unerfreulich, aber auch unklar genug. Das macht, es ist Schimpf über Schimpf auf ihn gehäuft worden. Oftmals mit einer solchen Beeiferung und mit so viel Nachdruck, daß man eines gewissen Argwohns nicht frei werden kann, als würde gescholten, damit der Verdacht nicht erwache, der Schmähende trüge selber in der Seele, wogegen er sich so heftig erzürnt. Man darf vielleicht sagen: Philister ist derjenige, der äußerlich die bestehenden Verhältnisse anerkennt und sich ihnen innerlich unterwirft. In beiden Hinsichten hat es eine Menge Grade und Abstufungen, wie es denn im Philistertum eine unerhörte Mannigfaltigkeit der Gesinnungen gibt, die man voreilig und unbedacht in einen Topf zusammenrühren möchte.

Die unterste Stufe hüten wohl jene unverrückbar und unentwegt, denen das Bestehende an sich für heilig und von Gott gegeben gilt. Die sich am Gegen-

wärtigen genügen lassen ohne Gedanken darüber, wie es entstanden sei, wohin es sich entwickeln möge oder woher die Vollmacht und die Autorität derjenigen stamme, die zu seiner Hut bestellt sind.

Das sind die Spießer, in der Tat das unleidlichste Volk, das zu erdenken ist. Denn sie dünkeln sich verteufelt klug und aus dem Gefühl ihrer dickhäutigen Seßhaftigkeit heraus berechtigt, die Andringenden, Stürmenden, Fragenden zu verachten, oder, welches noch kränkender ist, wohl gar mit einem wundernden Kopfschütteln zu bemitleiden. Mit ihnen ist so wenig etwas Neues zu beginnen, wie ohne die Philister zu vollstrecken.

Es gibt gewisse Dinge, die denjenigen unwiderruflich zum Philister machen, der sie vollbringt oder auf sich nimmt aus welchem Grund immer. Zum Beispiel eine giltige Ehe. Die, bei vollem Bewußtsein geschlossen, bedeutet doch nichts anderes, als: der sie eingeht unterwirft sich für sich, für eine zweite Person und mindestens auch noch für seine nächste und unmittelbare Nachkommenschaft der bestehenden Gesellschaftsordnung.

Mehr als nur das: er ist verpflichtet, sie zu stützen. Denn er verbreitert das Fundament, auf dem sie ruht, und macht es also widerstandsfähiger. Er muß sich darüber noch nicht klar gewesen sein, als er diesen nach Folgen schwersten und immer, auch bei der Möglichkeit einer Scheidung, nie mehr völlig auszutilgenden Schritt vollzog. Jeder Tag aber mit seinen Pflichten muß ihm das mehr und mehr zur Erkenntnis bringen. Es gibt fortab nur noch Eines: sich unterwerfen oder heucheln, welches die widerwärtigste, die meist philisterhafte Art der Unterwerfung ist. Eines Freien ist sie sicherlich unwürdig. Der trägt seine Taten oder ihre Verantwortung, die bei einer ernsteren Natur endlich auch ihr Gewicht hat.

Der die Menge in Bewegung setzen will, die nun einmal unschlüssig und schwerfällig ist, die, einmal im Zug, allein mächtig genug ist, für immer niederzutreten, das neuer Entwicklung und neuen Bildungen hinderlich ist, der muß sie locken können in einer Sprache, die sie versteht, und zu Zielen, die ihr begreiflich sind. Die großen Vollstrecker des Volkswillens, also die Bereiter der größten Begebenheiten der Weltgeschichte spürten aus, fanden vielmehr in sich, wohin zu führen die Vielen augenblicklich möglich sei, wohin zu kommen sie verlangten. Sie wußten aber auch immer, wie ungeheuere Anstrengung jeder eigentliche Schritt, in welche Richtung immer vollbracht, die Menge koste, und wie groß und andauernd ihr Ruhebedürfnis hernach sein müsse. Denn er bedeutet neue Lebensbedingungen, auf die man sich erst wieder einzurichten hat.

Ein Beispiel: ein rüstiger Fußgänger legt leicht und ohne sonderliche Anstrengung sogar in einem Tage ein Mehrfaches jener Strecke zurück, die ein Armeekorps bei aller Klugheit der Marschdispositionen und auf den besten Wegen hinter sich bringt; empfindet Hindernisse kaum, die bei Massenbewegung schon besondere Umsicht und Maßnahmen erfordern; könnte also belächeln, was einem Kenner der Verhältnisse und der Leistungen schon die höchste Achtung abgewinnt. Die größten Heereshaufen aber, die der moderne Krieg in Bewegung setzt, sind doch verschwindend neben

den Mengen, die so mobilisiert und vorgeschoben werden sollen; verhalten sich mit all ihrem Geschütz und ihrem Troßwesen zur Gesamtheit wenig anders, rechnet man wie billig alle Schwierigkeiten dazu, wie sich der muntere Wanderer zu ihnen verhält. Wer dies rechtschaffen beachtet, der wird die Langsamkeit alles Fortschrittes begreifen und nicht gleich bei jeder Stockung verzagen.

Man wende nicht die Arbeiter ein. Hier ist in der Tat eine starke und eine zielbewußte Bewegung: dem Philisterium zu, das ihnen, sicherlich der Überzahl darunter, höchst lockend und des Erstrebens wert vor Augen steht. Sie rücken zum guten Teil in Positionen ein, die man in der sicheren Erkenntnis aufgab, sie seien doch nicht mehr zu halten. Das geht rasch genug und sie sind überdies mit dem fatalen Gepäck von Lebensgewohnheiten und von Überlieferungen weit minder beschwert, denn wir. Es wird schon noch eine Zeit brauchen, ehe man über diesen Massenmarsch, wiederum nur ein allerdings ansehnliches Fragment der Gesamtbewegung, auch nur mit einigem Fug wird abschließend urteilen können. Zu große Erwartungen müßte Eines herabstimmen. Wir haben denn doch schon einige Erfahrungen, ganz besonders in Frankreich mit seiner Unzahl kleiner Rentner, die aus dem besser gestellten Arbeiterstand hervorgegangen sind. Die stellen doch so ziemlich die konservativste, engherzigste, kulturfeindlichste und harthändigste Schichte der Bevölkerung dar.

Das ist die uralte Geschichte: Revolutionen glücken nur, wenn sie sich gegen unmittelbar Faßbares bewegen. Siegreiche Revolutionäre aber halten die Umwälzung für abschließend, die sie hoch getragen hat, und bezweifeln so lang die Möglichkeit eines Neuen, bis sie von ihr immer wieder sich überrascht sehen.

Und der Augenblick kommt, darin auch der freieste Geist die Herrschaft des Haufens, der sonst an seinen Fersen gehangen, und sein Recht anerkennen muß, das er vordem in glücklicheren Stunden oftmals nach seinen kühneren Gesinnungen gemodelt und gebogen. Perikles, der vor den Athenern bitten muß, sie möchten seinen Kindern das Grab in Heimaterde gestatten, auf das sie eigentlich keinen Anspruch hatten, gehört für mich in dieser Hinsicht zu den merkwürdigsten, tragischen Erscheinungen aller Zeiten. Der Olympier, der flehen lernt, weil er die Schranken nicht ganz sprengen kann, die er ausgeweitet.

lle schildernde Kunst, zunächst alle Kunst des Milieu also, der wir mit das Beste danken, was wir besitzen, in der wir es nun so herrlich weit gebracht haben, handelt zunächst vom Philister und geht ihn zunächst an. Er beharrt in seinen Zuständen, daß man sie genau und gewissenhaft genug beobachten und vermerken kann: er allein gestaltet sie mit jener Liebe und Sorgfalt aus, die im Darstellenden die gleichen Empfindungen — vielleicht ihm selber unbewußt — weckt. Der Philister ist im Geschäft immer ein durchaus ernsthaftes Geschöpf; daraus allein ergibt sich die Möglichkeit, ihn also humoristisch in seinem Tun und Treiben zu betrachten und zu beleuchten, daß sich daraus die hübschesten Wirkungen ergeben. Sie befreien uns; denn wir merken im Augenblick nicht, daß wir im Grund an

uns dasselbe belächeln, worüber wir bei denen lachen. Denn unser, die wir uns über ihnen dünken, Tun mag ihnen genau so unsinnig erscheinen, Mittel und Zweck genau so außer allem Verhältnis, wie uns ihre Vielgeschäftigkeit.

Endlich, die ganz wenigen, die Gunst des Zufalles dieser Sorge enthoben hat, abgerechnet, will doch jeder sein Futter auf der gemeinsamen Weide finden. Späterhin, wenn die Kräfte nachlassen, so daß ihm das schweifende Leben nicht mehr behagt oder bekömmt, möcht' er sich seinen Platz im allgemeinen Unterkunftshaus sichern, natürlich, wenn möglich, seinem Rang und seinen besonderen Würden gemäß und merkt nicht, daß mindestens das Dach, und sei es noch so so himmelhoch gefügt, ihnen allen gemein ist. Man muß unwillig oder gerne, zusammenrücken oder sich vertragen. Die sich noch nicht unterworfen haben oder sich nicht darein finden können, die machen allerdings Effekt, nur zu oft aber von einer ganz anderen Sorte, als den sie sich wünschen. Man sehe einmal einen putzigen Köter, der hastig aufkläffend in einen Stall läuft; für ein Weilchen ist Unruhe unter all den friedlichen Geschöpfen, die da ernsthaft und würdig ihr Leben verbringen, selbstverständlich nicht ohne geregelte Ausflüge nach der grünen Weide, die der Gesundheit so bekömmlich und der Verdauung so sehr zuträglich sind: Einige heben wohl die Köpfe und brummen dumpf und unwillig. Hernach sinken sie sämtlich wieder zur Krippe und ein eifriges Wiederkäuen hebt von neuem an. Ganz wenigen ist die Macht verliehen, den Ruf der Freiheit, der annoch ungebändigt und ungebrochen in ihren Seelen schläft, mit einer solchen Gewalt anzuheben, daß diese Gezähmten alle sich davon durchschauert fühlen und eine gleiche Sehnsucht in ihnen erwacht. Sie mag für den Augenblick zwecklos erscheinen, für die Dauer wirkt sie schon und sei es nur ein Fenster, durch das neues Licht kommt und die Dämmerung mildert, in der alle Mast und Gedankenlosigkeit so glücklich vorschreitet. Andere wieder verirren sich im Leben, wie in einem Wald mit dichtem und dornichten Unterholz. Alle Stacheln zielen nach ihnen; allenthalben tun sie sich weh und wissen nicht zu entrinnen, bis sie hilflos verbluten oder sich wo immer niederkauern und stumpf gepeinigt abwarten, was sich fürder mit ihnen begebe. An ihnen geht mit das kostbarste, das feinfühligste Material zugrunde. Zu helfen ist ihnen aber nicht, die vor einem der Widersprüche verzagen, von denen dieses Leben nun ganz erfüllt ist. Sie sind zu weich geraten, um sich behaupten, um das jemals aussprechen zu können, was sie bewegt und verzehrt. Das tiefste Mitleid gebührt ihnen sicherlich und vor allen.

Es hat große Künstler gegeben, die sorgfältig vermieden, irgend etwas zu tun, das sie von der Menge unterscheide, anders zu erscheinen, als die anderen. Die ihr Leben spannen wie Kunz und Hannes.

Die Stunden aber kamen, da ihre Seele erwachte und der Geist Gottes sprach aus ihnen und erfüllte sie ganz und so wundersam, daß auch der Stumpfe sich verwunderte und der Gleichgiltige aufhorchte und erkennen mußte, in ihnen, die er sonst gern sich als Genossen betrachtet, rege sich das Unbegreifliche und gewinne Wort aus ihnen.

Man erinnere sich des Thomas-Kantors, an dessen künstlerischem Vermächtnis nun so lange schon gezehrt wird, ohne daß es bis nun auch nur völlig angetreten, geschweige denn ausgeschöpft sei. Im Lärmen einer unzähligen Kinderschar, in einem Leben, so spießbürgerlich umgrenzt, daß der mäßigste Tastendrescher heute mißbilligend und verächtlich die Mähne dazu schütteln darf, verbrachte Johann Sebastian Bach seine Tage und wirkte seine Wunder.

Oder jenes anderen und größeren Albertus Magnus Dürers. Gab's jemals einen Künstler, dem die lauterste Wahrhaftigkeit Lebensbedürfnis gewesen, der sich nichts verlangte, als eine unendliche Fülle und Mannigfaltigkeit der Erscheinungen aufzufassen, wie sie sein helles und unbefangenes Auge sah und seine sichere Hand halten konnte, der, nach seiner eigenen Forderung, „innewendig voller Figur war", so müssen wir ihn beim teueren Namen des Nürembergers nennen und berufen, der ein Kind gewesen, dessen Güte und Gläubigkeit jeder mißbrauchen konnte — und ein großer Philister.

Er sieht die freiere und reichere Lebensführung seines italienischen Kollegen. Ohne Neid, wie man etwas beschaut, das einem der Natur der Dinge nach vorenthalten bleibt und für das man vielleicht garnicht einmal organisiert wäre. „Wie wird's mich nach der Sonne frieren!" — er trennt sich schwer genug von Welschland, dem farbigen Leben, das ihn da bunt und prächtig umblühte und davon er nach seiner deutschen Gewissenhaftigkeit und Schwerlebigkeit wenig genug genoß. Aber — er entsetzt sich auch über die Leichtfertigkeit der anderen, er mißbilligt sie; philisterhaft kann er garnicht begreifen, daß sie sich Freiheiten zurecht gemacht haben, die ihm zu beanspruchen nicht beikommt, daß sie nach anderen Sittengesetzen leben, als die er anerkennt und die ihn verbinden und also alle Welt verpflichten müßten.

Oder der Gottesmann Martinus, der uns die wahrhaftige Schrift und das wahrhaftige Wort gegeben. Wenn er sich gegen die rebellischen Bauern ereifert und mit seiner ganzen, gewichtigen Persönlichkeit für die von Gott gestiftete Obrigkeit eifert, gegen die sich auflehnen wahnwitziges Verbrechen sei, dies zu einer Zeit tut, in der selbst minderen schon Ahnungen einer möglichen und gerechteren Neuordnung aufgegangen waren, so ist das unbedingt Beschränktheit eines Philisters.

Was ein wirklich Bedeutender vollbracht hat, das nimmt man nämlich nur zu gern selbstverständlich hin, um, einem tiefen Bedürfnis der Menschennatur gemäß ihm gegenüber undankbar zu sein und sich das Nachdenken sparen zu können, wie ihm wohl solches zu vollbringen möglich gewesen sei. Und man begreift nicht, daß ein solcher, die allerglücklichsten ausgenommen, einseitig organisiert sein und vieles übersehen muß, das eben nicht den Aufgaben dient, für die er sich erwählt fühlt. Es muß mit beiden Füßen auf dem Boden stehen, der andere mit kräftigen Armen heben will.

Es ist Kant nicht zu vergessen. Und Otto Bismarck nicht, den eben erst Lenbach in Äußerungen gegenüber dem getreuen Wyl, — es hat eben jeder seinen Eckermann — von allem Verdacht des Philisteriums zu reinigen suchte. Dies ist ver-

tanes Tun. Nicht etwa wegen der Freude des Gewaltigen an allem häuslichen Behagen und an allen guten Dingen dieser Welt. Warum soll nicht nach seiner Art genießen können, der der so zu arbeiten wußte? Sich der Erderschütterer nicht eben im umgrenzten und windfreien Port des eigenen Heims behagen, da er wirklich Wind und Wetter machen und nicht nur wie sonst nutzen kann? Aber, da ist die Geschichte mit Pauline Lucca und der Photographie, die den Kanzler und die Sängerin eint; und die Antwort Bismarcks an jenen übereifrigen Pastor, der um das Seelenheil des Reichsschmiedes zitterte. Verdächtigungen seiner Sittenreinheit, wenn er sie als Verdächtigungen empfand, abzulehnen, war Bismarcks gutes Recht: dies aber mit so viel Pathos, wie hier, abzuweisen, war geschmacklos und das Pflichtgefühl des evangelischen Christen aufzurufen, der eine Ehe heilig zu halten wisse, ist doch ganz unbedingt in diesem Fall philisterhaft. Dieser Nachtrag würzt das Bildchen noch pikanter, als es sich ohnedies schon durch den Gegensatz der Person und des reizenden Persönchens darstellt. Man wird hier auch die Freude vermerken müssen, die Bismarck an den Buchholz-Bänden, der gutlaunigen Darstellung berlinischen Philistertums empfand.



Wir lieben überhaupt den Dunstkreis des Menschen. Es atmet sich leichter in Stuben, die der Hauch seines Wesens erfüllt, als in Räumen, die lange unbewohnt gewesen, oder gar in Kirchen, durch die Weihrauch dampft, manchmal ein klingend Glöckchen zur Andacht ruft, von hohen und ungedeckten Mauern her feierliche Kühlung weht. Die betritt man und verläßt sie wieder, nachdem man eine Sehnsucht nach dem Unirdischen gestillt; selbst die Frömmigkeit derer ist uns verdächtig, die einen zu großen Teil ihres Tages hier verknieen. Eigentlich heimelig kann es uns da nicht werden: es webt erkältend um Olympier, wie um firne Gipfel, zu denen man nicht unvorbereitet aufsteigen, deren Atmosphäre nicht jeder gewöhnen kann. Goethen hat man allzuviel also dargestellt: vielleicht darum kann der vollkommenste, also auch menschlichste Mensch, der je gelebt, so vielen nicht nahe gebracht werden, denkt man mehr mit Sehnen seiner, denn mit jener herzlichen Liebe, die immer Frucht bringt.

Und dabei übersieht man, wie groß die Philisterelemente in ihm sind. Da ist einmal seine Freude an allem Sammlerwesen, das dem Sohn der Götter, der's in sich trägt und also nicht um sich zu haben braucht, gar nicht gut ansteht, das eine methodische Vielgeschäftigkeit bedingt. Dann das famose, reinliche Schema, das eine fast körperliche Besitzergreifung des Stoffes darstellt, der ihn in der Phantasie beschäftigt. Die Freude an Amt und Würden, die oft genug befremdend wirkt: der Respekt vor hoher Geburt, selbst in Aufzeichnungen vermerkt, die nicht zur Veröffentlichung bestimmt waren. Es hat etwas Komisches, wenn es Goethe als Ehre verzeichnet, zu irgend einem Duodez-Fürstchen von Reuß etwa, seinem „stets wohlgeneigten Herrn" befohlen worden zu sein, und daß er ihm habe aufwarten dürfen. Das ist die Anerkennung des Bestehenden in aller Form, die ein Hauptmerkzeichen des Philistertums ist. Endlich auch sein methodisches Arbeiten, daß er

mindestens versuchte, täglich sein Pensum vor sich zu bringen, und sich nicht wenig wußte damit, wie hübsch eine solche Methode fördere.

Alles jugendliche Schaffen hat etwas Fragmentarisches an sich. Denn es fließt im Grunde aus Impulsen, die unentrinnlich heftig sich melden und immer entweder nach Stärke oder nach Richtung sich ändern. Dazu kommt die Meinung, man werde ein andermal wieder zum Begonnenen zurückkehren, den Kommentar dazu geben können, das man vorläufig runenhaft, bestimmt, Gleichgesinnte und Gleichgestimmte mit Ahnungen zu bewegen, vor sich hingesummt und für sich aufgezeichnet. Das Unvollendete, das Angedeutete überwiegt: jeder hofft, das Leben selber werde ihm über eine Zeit die Bruchstücke der großen Konfession in eines ründen.

Nun aber verpflichten schon der erste Erfolg und die erste Anerkennung. Man will, mindestens nach seiner Art und nach seinen Gaben, bestimmter werden. So rückt man ins Engere, das man mit seiner Eigenwärme leichter durchzuglühen und erfüllen zu können meint, bis man erkennt, wie unsägliche Schwierigkeiten sich auch hier jedem Vollbringen entgegenstellen, wie nur die gesammelte Kraft einige Vollendung erreicht. Seiner Kunst gegenüber muß der ehrlich Schaffende desto bescheidener werden, je länger und je hingegebener er sie treibt, so genau er erkennt und vielleicht, welches ihm immer übelgenommen wird, gar sagt, was er in dem Sonderwinkelchen kann, dahin er sich zurückgezogen.

Er hat den Kreis der Magier um sich gezirkelt. Was er außerhalb desselben erfährt, das ist nur wichtig, damit er es dahin zurücktragen, es dort nach seiner Weise verarbeiten könne. Was er dorten treibt, erscheint den Toren töricht und den Unverständigen wunderlich. Er aber weiß, wie ihn dieser zauberische Strich allein vor den ungestüm andrängenden, feindlichen Gewalten des Lebens schützt, die er so meistern kann und die ihn anders niederrennen und vergewaltigen würden. Neben ihm hat da niemand Raum: keinem kann er offenbaren, was ihm da von Erregungen aller Arten, von Stürmen und Erhebungen verhängt ist. Die annoch schwärmen, die mögen aber sein Tun und sein angespanntes Horchen nach den rufenden Stimmen, die ihm allein vernehmlich werden, eigenwillig und philisterhaft heißen.

ch habe Goethes gedacht, und man frage sich einmal, ob zwei seiner höchlichsten und überdies meistgenannten Schöpfungen nicht die Freude zum Philistertum in der innigsten Weise bekennen. Beide sind auch noch immer als höchst persönlich angesprochen worden. Ich meine „Die Geschwister" und „Hans Sachsens poetische Sendung". Auch nach seiner liebsten Frauengestalt kann man wohl schließen, wie tief mindestens das Verständnis fürs Philistertum in ihm war.

Und überdies ist diese Frauenfigur, die uns so unmittelbar ans Herz greift, wie sonst keine, schon in seiner ersten brausenden Jugend empfangen und so gut wie die allerliebste Philisterin Lotte in allem Wesentlichen ausgeführt worden.

Wodurch erschüttert uns Gretchens Geschick so viel stärker, als Opheliens verwandtes Los? Denn versinkt die süße Dänin im Wasser, das sich so lange weigert,

solche Holdseligkeit zu überrieseln, so ist eben nur ein letztes Lichtchen verglommen, das dem Hamlet ein Endchen Weges hätte leuchten können. Vor Gretchen im Turm aber faßt uns wirklich „der Menschheit ganzer Jammer" mit furchtbarem Griff an.

Es ist nicht allein der Unterschied in der Ausführung, daß Ophelia aus gutem Grunde mehr schattenhaft und nicht so blutwarm gehalten ist, daß wir ihre Anmut mehr aus dem Spiegelbilde, aus der Art erkennen, wie sie auf die Mitspielenden wirkt, während wir Gretchen unmittelbar erleben und empfinden, der die Wirkung dieser beiden dem Grad wie der Art nach voneinander trennt. Opheliens mag man vergessen; wem aber entschwände Gretchen, wen verfolgte nicht die Blocksbergshalluzination wie einen Mitschuldigen sein Leben lang?

Und nun ist gerade Gretchen durchaus und die echteste Philisterin, die man sich zu denken vermag, nur freilich so ganz in Liebenswürdigkeit gehüllt und vom schönen Goldlicht der Jugend umflossen, daß es nie und nirgends störend ins Bewußtsein kommt.

Sie ist aus einer guten Familie und sie weiß sich etwas damit. Sie haben Vermögen und sie hat ihre Freude daran. Sie ist fromm und wünscht auch den Geliebten im guten Einvernehmen mit der Religion, ihr selber unklar, vielleicht doch nicht zuletzt aus jenen Gründen, die der Zyniker Mephisto richtiger empfindet als Faust.

Sie hat ihren Spaß an Schmuck; sie tratscht ganz gern. Sie war vordem selbstgerecht und sah gern auf andere herab. Eben darum liegt ihr, die niemals vermeint, sich vergessen zu können, der eigene Fall hernach so furchtbar und niederdrückend schwer auf der Seele, daß der Gedanke daran sie zerstören müßte, auch ohne die Schrecken, die Goethe mit des Bruders und der Mutter Tod daran gehäuft.

Verdient eine volles Glück und taugt eine durchaus zu beglücken, so wär' es diese, muß man sich denken. Alle ihre Gedanken und Wünsche sind auf den engsten Kreis gestellt und bezogen, den sie zu füllen und mit holdem Leben zu verschönern wüßte. Es ist eine echte Mütterlichkeit in ihr, die nicht einmal der Wahnsinn zu zerstören vermag. Die Liebe, die dem toten Schwesterchen so reichlich dargebracht worden war, die glühte dem eigenen Kinde nicht minder entgegen, das sie gemordet, davon sie ihre Gedanken nicht kehren kann.

Alle Schwächen, die wir an unseren Liebsten gewohnt sind, belächeln, ohne daß sie uns mißfallen, so erhaben wir uns darüber vermeinen mögen, alle Tugenden und Reize hat sie, die wir ihnen herzlich wünschen möchten, nach denen es uns verlangt. Und Schritt vor Schritt müssen wir ihren traurigen Pfad verfolgen bis vor den Turm aller Schrecken. Und so haben wir denn immer noch Stimmung und gelassenen Mut genug, Hamlets Geschick sich vollenden zu sehen, auch nachdem die gestillte Flut sich über Ophelien geschlossen, auch nachdem wir ihrer Grablegung beigewohnt. Mit Gretchens Ausgang aber muß alles zu Ende sein; wir ertrügen einfach ohne eine lange und beruhigende Pause nichts weiteres mehr.

Der die beiden Teile Faust, auch von allem anderen abgesehen, in einem genießen kann, den mag man um seine starken Nerven immer bestaunen. Beneiden muß man ihn nicht: ihm ist niemals klar, was das Grab in der Armensünderecke

alles in sich schließen soll; wie Köstliches und wie Unersetzliches; wie notwendig es ist, sich daran ein Weilchen in stummen Gedanken, die einem Gebet gleich wirken, zu säumen. Der hat aber auch nie begriffen, warum der Dichter Gretchen noch über die Bajadere hinaus, über den leichter zugänglichen Himmel der Heiden gehoben hat, ziemlich zur höchsten Höhe, die nach Danteschen Begriffen überhaupt zugänglich ist, warum der Götterjüngling die Inderin in flammenden Armen tragen muß, während die Deutsche den nicht minder Unsterblichen, Faustum, den Weg zu höheren Sphären weist. Da spricht der Unterschied zwischen der Erfreuenden, aber Unfruchtbaren, und der Mutter mit, die endlich allein die Fortdauer alles Lebens begründet wie verbürgt.

Man spricht immer wieder von Volkskraft, die man sich gerne als das Geheime denkt, das sich nur zu recken braucht, um zu zertrümmern, was ihr entgegensteht, und vom Volksinstinkt, der untrüglich sei und von der richtigen und genügend starken Hand gelenkt, stets das Notwenige finde und vollbringe.

In allen schlimmen Verwirrungen ruft man die zwei Gewaltigen an und strebt sie zu wecken; auch die stockende Literatur oder Kunst beschwört sich gerne diese stärksten Nothelfer. Die in der Fremde ins Irre gegangen ist und sich verloren hat, die meint man, werde sich in der Heimat wieder zurecht finden, wohl gar sich bewurzeln.

Darauf aber kommt es für Dauerhaftigkeit und nachhaltige Wirkung endlich allein an. Was einmal Wurzel gefaßt hat und mit dem nährenden Boden verwachsen ist, das ist schwer zu entfernen und muß ausgerodet werden. Das kostet Mühe, die nur dann aufgewendet wird, wenn man es direkt als ein Schädliches empfindet. In der Regel aber wirds gedeihen nach den Möglichkeiten, die von Anbeginn in ihm gelegen waren, und, dem es einmal schattet, der empfindet schon seinen Wert und seine Erquickung und rühmt sie anderen, also daß sich hier versammeln, so viele da eben Raum finden oder innere Neigung herführt.


an macht ein großes Wesen von der freien Kunst und es ist eigentlich nichts vollbracht worden, als daß der Künstler unzählige Herren hat, auf die er horchen muß, statt des einen, der ihm vordem mit aller wünschenswerten Bestimmtheit, nach einer mehr oder minder gereinigten und löblichen Kunsteinsicht seine Aufträge übermittelte. Mann zu Mann gibt es immer die Möglichkeit einer Auseinandersetzung und vielleicht einer Verständigung. Wie die Dinge gegenwärtig stehen, heißt es, sich dem Philister, der denn doch den größten Teil des Publikums ausmacht, unterwerfen, oder hoffen, daß man ihn unterjochte. Das ist ein verzehrender Kampf, der manch ein tüchtig Leben verschlungen hat. Und weil ein Gelingen überschwänglichen Lohn, reicheren denn je verheißt, so ist ein Element des Glückspiels, das nur zu gern unehrlich getrieben wird und zu Durchstechereien mit Helfern verlockt, in allen Kunstbetrieb gekommen. Wir sehen manch einen am Werk. Was er tut, ist durchaus darnach, um Anteil zu gewinnen. Er gehts tüchtig und gewissenhaft und mit einer genügenden Begabung an, die ja immer relativ, immer an den Mitstrebenden gemessen werden sollte. Die ewigen Muster und Meister aus jedem Anlaß bemühen, ist, abgesehen von der Ungerechtigkeit, auch respektlos.

Nun alles Mühen des Strebenden scheint verloren und wir verwundern uns baß. Und plötzlich glückts ihm und der Erfolg bleibt ihm fortan treu — er hat entdeckt, meist wohl zufällig, was auf den Philister wirkt. Oder die wunderliche Unschlüssigkeit manch eines, der sein Lebenswerk getan hat, die sich oftmals bis zum Tragischen steigert. Er ist mit festen und nicht zu beirrenden Schritten dahin gegangen. Nichts hat ihn abgelenkt. Am Ziele aber überkommt ihn, bei jedem Schritt, den er noch tun sollte, eine lähmende Verzagtheit. Er fühlt nicht mehr das Gefolge hinter sich, das er in seinen Stapfen gespürt, ohne jemals den Kopf darnach gewendet zu haben. Seine Füße halten in der Einsamkeit.

Es ist in den alten Sankt Lucas-Gilden, die uns nun verzopft und philisterhaft anmuten, trotz der Wunderlichkeiten der Aufdingung um nichts minder künstlerisch gearbeitet worden, als nun in unseren Vereinigungen von Malern und Bildhauern. Wir erkennen mehr und deutlicher, wie notwendig Vereinigung und Organisation, die immer nach Zunftwesen schmecken müssen, auch für die Schaffenden wären. Man besehe sich nur einmal studentisches Treiben, das sich so gern bewußt allem Philistertum entgegenstellt. In den Verbindungen ist es zur eigentlichen Blüte gekommen. Da haben wir Aufdingung, Lehrlingszeit, in der man sich manchen Puff und derben Schabernack gefallen lassen muß, endlich den Freispruch, der erst alle Rechte verleiht, verbrämt mit einem possenhaften, nun ernst gemeinten Rituale, oftmals ausgestaltet bis zu einem Geheimbund, der auch für das spätere Leben, das eigentliche Philisterium, seine fördernde Wirkung übt und leitet.

Der das Philistertum schmäht, der darf das Volk nicht rühmen, das davon in allem Wesentlichen immer bedingt war und sein wird. Man sehe sich die Bücher der stärksten Erfolge, die wirkendsten Zeitschriften darauf, auf die Philistermomente in ihnen an.

Man wird erstaunen, wie sie sich immer wieder durchsetzen; wie schwer eine Abweichung von ihnen verstanden oder verziehen wird. Wir meinten das Genre, das Erzählende in der bildenden Kunst überstanden zu haben. Es kündigt sich wiederum sehr nachdrücklich an.

Und man muß sich endlich entschließen: will man diese Tatsache mißbilligen, so verschlägt das nichts und nimmt ihr nicht ein Titelchen ihrer Bedeutsamkeit. Aber dann predige man nicht mehr Rückkehr zum Volk, das Besinnen auf seine Traditionen, die im letzten Kern nicht anders als philisterhaft sein können, als das Heil und die Wahrheit.

Ohnedies: in allen fließt Philisterblut. Die wir die Vererblichkeit bekennen, wir dürfen nicht meinen, das lasse sich jemals zum Saft sublimieren, der durch die Adern der homerischen Götter rinnt.

Und wir freuen uns überdies, wenn der Stammbaum eines Tüchtigen und Ragenden recht tief ins Volk führt, in ihm fest bewurzelt und vor allem Sturmanfall geborgen ist. Die gleichen Lebensströme durchrieseln das Ganze, nur anders wirken sie im Stamm, Laub und Blüte. Die das Vergänglichste scheint, der fällt die entscheidende Rolle bei Erhaltung und Veredlung der Art selber zu.

Aus dem Dumpfen, aus der Ahnung ist noch jede Erkenntnis aufgewachsen.

Hernach war sie Geheimlehre, die ein Wissender dem anderen zuraunte. Das erste Licht liegt immer auf den Wipfeln: die Bewegung, die kaum sich erhoben, läßt sie schon schwingen und in schönem Spiel erzittern. Wird sie allgemeiner begriffen, dann mag sich schon etwas neues in den Höhen bereiten, das wieder den leichen, unsäglich langsamen Weg gehen muß, eh es ins allgemeine Bewußtsein dringen kann.

Auch die Natur konzipiert. Was sich in ihr vorfindet, das ist mindestens für unseren endlichen Verstand ewig und unzerstörlich. Und nun bringt die große und stille Werkmeisterin, die es niemals eilig hat, vorhandenes, Elemente, die uns vertraut, ja wohl gar schon ziemlich abgebraucht erscheinen, mit neuem in Verbindung.

Was so entsteht, das mag uns oftmals recht wunderlich berühren. Dann war es eben erst ein Versuch, dessen letzte Absicht wir noch nicht erkennen. Oder es war auch die Vollendung einer Reihe und zugleich auch schon der Beginn einer anderen, an deren Eingang wir zweifelnd stehen, ungewiß, wohin sie führe. Denn der ewige Fluß, von dem der dunkle Heraklit raunt, trägt, umspült uns verwirrend und schwemmt uns endlich an jenes Gestade, da zu landen oder zu stranden uns vorbestimmt war.

Ob wir ihn zu meistern, zu ergründen suchen, ob wir philisterhaft hingegeben seinem geheimnisvollen und unentrinnlichen Zug folgen, dies ändert vielleicht für uns selber nichts am Ausgang. Für die Gesamtheit aber mag es von Wichtigkeit sein; und endlich — es bestimmt allein und unwiderruflich unseren Rang und unseren Wert. Der Philister selber ist ewig. Nicht zu lösen ist der Zusammenhang mit ihm — Gicht von Urväterzeit her, Gicht der Seele, die den Stärksten mit ihm verbindet, ihn insgeheim durchzuckt, lähmt, wenn er sich zu seinem kühnsten und freiesten Sprung bereitet.

Unbegrenzt ist auch seine Fähigkeit, immer wieder aus sich heraus den zu erzeugen, der in einer höheren Vorstellung darstelle, verkündige, daß die ganze Entwicklung doch zum Gesteigerten geht; unbegrenzt seine Anziehungskraft auf denjenigen, der sein Tageswerk vollbracht. Man erinnere sich dessen, was die Legende über den Ausgang William Shakespeares zu Stratford am Avon zu berichten weiß.

Freuden und Schmerzen sind allen gleich, die diese Sonne bescheint. Nur anders werden sie empfunden, je nach der Persönlichkeit, die sie durchleuchten oder verschatten. Und ganz besonders die Wirksamkeit und die Empfänglichkeit fürs Leid, für fremdes wie eigenes, bestimmt den Unterschied zwischen dem Philister, der nur Philister ist, und dem, der wohl seinen Zoll ans Allgemeine, ans Philisterium entrichten muß, und dennoch ein starker und eigener Mensch blieb.

Die Schranken und die Beschränkungen hab ich aufzeigen wollen, denen auch die Mächtigsten unter den Schaffenden notwendig hingegeben sind und sich bewüßt oder wider Willen fügten und unterwarfen. Daß in ihnen trotzdem der Geist Gottes mächtig ist, dies ist nur ein Wunder mehr zu den vielen, die uns bei der Betrachtung aller dieser Fragen begegnen, und daran zu deuten oder zu zweifeln wäre schlimmer denn philisterhaft — es wäre spießerisch im übelsten Sinn des Wortes.





Detlev v. Liliencron / Das letzte Geleit

Menschheit ist ein sehnsuchtstrübes Rühricht,
überspannt von einem Regenbogen.
Darauf steht die schillernde Inschrift:
hier wird schauderhaft gelogen!
Richard Dehmel.

Nein Vater, unser Leben ist nicht schön;
Mag sich der Optimist auch überschlagen
Vor Freude nach den „himmlischen, seligen Höhn",
Es ist bitter durchtränkt von Leid und Plagen.
Natur und Kreatur: ein wild Gestöhn.
Laut oder heimlich: seufzen und entsagen.
Stirb! rülpst der Tod; es fegt dich weg mein Besen,
Die Erde gähnt dich ein, du bist gewesen.

Gibt es ein Widersehen? ein Weltgericht?
Nur deine tiefe Sehnsucht wirkt den Glauben,
Daß einst du schweben wirst im heiligen Licht,
Wo deine Lieben leben, Wolkentauben.
Ist dieses „Wiedersehn" nicht nur Gedicht?
Ein Hoffnungskanaan mit seligen Lauben?
Gott ist das Mitleid, das wir alle haben
Mit uns selbst — und es wird mit uns begraben?

Die Wimpern zu für immer, Hadessäume:
Das ist nach aller Unruhe das beste.
Der „Sünde" frei, es fielen alle Zäume,
Wir schlafen eine ewige Sieste.
Der heiße Tag und seine dunstigen Träume
Entließen uns aus ihrem stickigen Neste.
Doch möcht ich wohl, ich wär ein liebes Plärrlamm:
In Domino salutem sempiternam.

Die Sünde in Gedanken, die der Tat
Sind gleich, ich wüßte keinen Unterschied.
Doch halt, da trenn ich eine feine Naht:
Die Sünde in Gedanken ist timid,
Auf gut Deutsch: feige, die versteckte Saat.
Doch die der Tat singt uns ein andres Lied:

Die hat (ich sag es immerhin) den Mut,
Selbst wenn ihr Dolch heimtückisch stößt ins Blut.

Die Sünde heißt das eine Wort, (das zweite
Heißt die Moral,) womit ihr stets uns quält.
Bleibt mir damit vom Hals, sonst macht ihr Pleite,
Blamiert euch, wenn ihr mir davon erzählt.
Ich halt nicht still; scheert euch mit dem Gespreite
Von Gottweißwasundwem, womit ihr schmält!
Für mich ist euer Mumpitz wie ein Toter,
Ein Haufe Stank und Staub und de cent d'autres.

Na, und Moral? Die hat für sich ein jeder
Im Innern, grade wie es ihm just paßt.
Nach außen aber glänzt und gleißt sein Leder
Gefirnißt und gelackt, ein Enthusiast.
Er trägt an seinem Hut Tartüffens Feder,
Und strebert hübsch, ein heilloser Hansquast.
„Hierorts" bläst mancher Streber die Schalmei,
Den Himmel gar beschleicht die Streberei.

Wer lange lebt, denkt schließlich wie Tiber,
Als er vor Ekel sich zurückgezogen.
Gekrallte Finger sind des Menschen Wehr
Nach außen, in des wütenden Kampfes Wogen.
Im Frieden hält er flugs die Hohlhand her
Zum Trinkgeldnehmen lieblich eingebogen.
Und nun versteh ich auch Lord Chesterfield,
Der seinem Sprößling laxe Lehren hielt:

Belüge und betrüge, wo du kannst,
Betrogen und belogen wirst du immer.
Beschütze gut, was du dir schwer gewannst,
Mit jedem Tage wird der Ansturm schlimmer;
Und wenn du eben einen übermannst,
Ein neuer Gegner stürmt, vielleicht noch grimmer.
Schwing gut den Zweifäustler, schwing auch die Axt!
Und reiß das Herz heraus dem, den du packst.

Für meine Feinde schmied ich eine Stanze:
Ersauft, erfriert, verbrennt, ihr Lieben, Guten!
Stickt euch ins Grab an einer Pommeranze,

Ich steh dabei und will Halali tuten!
Krepiert, wenn ihr das vorzieht, am Veits-Tanze,
An einem unstillbaren Nasenbluten!
    Ein Jauchefaß schütt ich auf eure Wiesen,
    Meintwegen mögt ihr euch zu Tode niesen.

Der Haß ist Luzifer-Dianens Sohn.
Der Haß, der Schwester Liebe hoher Bruder,
Schreit wild mit mir auf breitem Feuerthron:
Ich hasse, hasse dich, verfluchtes Luder.
Und gondeln du, mein Feind, und ich, plumps, schon
Im Styx, dich schlüg ich noch mit Charons Ruder.
    Nur müssen wir ihn leider! oft verbergen
    Und seine Riesenkraft schmählich verzwergen.

Der Haß ist herrlich, wenn er seine Pfeile
Wie Blitze durch die faulen Wasser zischt,
Und wenn das Feld durch seine Donnerkeile
Von ihm verwüstet daliegt und erfrischt.
Doch „Klugheit" fordert oft, daß seine Beile
Stumpf werden und sein letztes Flämmchen lischt.
    Ich liebe Bismarcks Wort, das nie verblaßt:
    Ich habe diese ganze Nacht gehaßt.

Des Hasses andre Schwester heißt die Rache,
Die eher nicht das Schwert der Scheide gibt,
Als bis in ihres Feindes breiiger Lache
Haus, Hof und Herrn ein Ende sie beliebt.
Dann spielt sie Fangball in der Hallenwache
Mit seinem Haupt. Es tröpfelt und es stiebt
    Das Blut des Hauptes auf die Marmorstufen.
    Jetzt hält sies hoch, und jetzt gehörts den Hufen.

Dein heißes Herz sollst du in Eisen schnüren,
In kaltes Eisen. Weißt du auch, warum?
Wenn du sie öffnest, deine Herzenstüren,
Dann halten alle dich für maßlos dumm —
Und haben recht und werden dich nasführen
Und ausrufen: Dreht mal dies Vieh rundum!
    Und gibt das Glück dir stumm ein Stelldichein:
    Laß nicht und nie die Außenwelt herein.

Verzweiflung müßte jeden Menschen quälen,
Wüßt er, daß nichts ihm hilft der stärkste Wille.
Nie kann er sich aus seiner Hülle schälen,
Liest er auch Tag für Tag die Trostpostille.
Und würd er mit der Schöpfung sich vermählen,
Umsonst, nichts wird ihm als die schwarze Stille.
Er geht, entsetzt von all der Nacht und Not,
Mit ausgespannten Armen in den Tod.

Den Onde lyne mig! Wegda die Flausen!
Hinaus! Und nimm die Freude untern Arm!
Hyänen mögen bei Hyänen hausen,
Und gib zum Fraß den Wölfen deinen Harm.
Du mußt vergnügt die Welt am Ohre zausen,
Dann wird das Herz dir wieder wohl und warm:
Die Zweifel sollen am Montblanc zerschellen,
Strömt über mich von neuem, Menschenwellen.

Der schönste Sommermorgen hat geflaggt,
Die Sonne soff den Tau schon zentnerweis.
Was sich auf Erden abmarackt und plackt,
Soll heut mal bremsen seinen Fleiß und Schweiß.
Längst bin ich unterwegs, und unbefrackt,
Doch auch nicht nackt, auf Sirupmans Geheiß,
Und sing, aus welchem Grund, ich weiß nit wie,
Hortensens Lied: Partant pour la Syrie.

In Stormarn bin ich; Poggfred liegt nicht fern,
Nicht allzufern der Grafschaft. Viel zuhauf
Gibts da der „Stürmenden". Der helle Stern
Des edeln Hauses Wedel ging hier auf.
In braven Heidenzeiten war es Kern
Der Priesterkaste und des Volkes Knauf.
Noch immer heißt der Gau der Wedel-Gau,
Wo dieser Clan einst saß im Waldverhau.

Das Wappen Stormarns ist der wilde Schwan,
Der den gezackten Halsring trägt als Zier.
Die Hauptstadt Stormarns, Hamburg, ging voran:
Auf ihrer Alster zieht das stolze Tier
Seit Urzeiten die blanke Wasserbahn,
Gleichsam der Hansa schwimmendes Panier.

Die Stormarn schwuren auf den Schwan den Eid,
Und den Walküren war der Schwan geweiht.

Was hör ich da für einen losen Sang?
Ein Tingeltangellied, nicht ganz „solid“:
Sehn Sie, das ist ein Geschäft,
Und das bringt noch was ein.
Ein jeder aber kann es nicht,
Es muß verstanden sein.
Wer kommt frischweg? Ein junger Jägersmann.
Hast recht, sing zu, du lustiger Kumpan!

Was klingt herüber jetzt aus sanfter Weite?
Das Sanctus aus der h-moll-Messe? Horch.
Sanctus, Sanctus, Sanctus,
Dominus Deus Sabaoth!
Pleni sunt coeli et terra gloria ejus.
Osanna in excelsis.
Das klingt, als jauchzt es her vom Weltendach.
Gott kröne dich, Johann Sebastian Bach!

Auf meinem Gang stehn Blumen viel und Gras,
Blüht Teufelsabbiß, Gottesgnadenkraut,
Wolfsfuß, der seltne, den ich mir erlas.
Und wie das Kukuksblümchen schämig schaut.
Der gelbe Färberginster. Leider saß
Der Ackersenf im Hafer, höchst vertraut.
Das Weidenröschen und der Weiderich:
Das süße Röschen und Hans Liederlich.

Kornähren fand ich krumm in Knicks und Hecken,
Von durchgefahrnen schweren Erntewagen.
Der Roggen war schon „ein“. Vielleicht auch stecken
Noch einige drin aus frühern Sommertagen.
Will wiedrum mich Musik aus Träumen wecken?
Ein Trauermarsch mit seinen Totenklagen.
Ein Leichenzug fährt langsam auf mich zu;
Da hat ein Mensch mal wieder seine Ruh.

Und wie der Sarg mir immer näher rückt,
Erkenn ich eine Reihe Veteranen,
Mit Orden, mit dem Eisernen Kreuz geschmückt.

Es kam von selbst: ich folgte ihren Fahnen,
Den alten Kriegern, die schon kopfgebückt.
Und Goethes Ausspruch hört ich leise mahnen:
Der Mensch erfährt, er sei auch wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag.

Hat ers verlangt? Schlachtmärsche wechseln ab,
Des heimgegangnen Helden letzter Wille.
Er muß noch einmal, kurz vor seinem Grab,
Die Märsche hören vor der Kirchhofsstille.
Im Leben waren sie sein Haltestab,
Bis ihm, aus ists, verglaste die Pupille.
Zwei Märsche folgen auf einander immer,
Die sind voll Kraft und Schliff wie Bronzeschimmer.

(Der Torgauer Marsch:)
Der Sturm mißlang. Zurück. Und Finsternis.
Der Teufel schimpft! Bleibt stehn! Der König vorn!
Der Mond bricht matt durch einen Wolkenriß.
Noch einmal vorwärts! Zorn und Dorn und Sporn!
Der König, der sich in den Fels verbiß.
Vergebens! Wer trabt an im Winterkorn?
Der alte Zieten zeigt den Reiherbusch.
Viktoria! Blechmützen und Cartouche!

(Finnländischer Reitermarsch:)
Finnländische Reiter: Oberst Falkenskjold.
Bei Lützen. Schritt. Der Oberst vor der Mitte.
Ein Schuß hätt ihn vom Sattel fast gerollt.
Noch immer zieht das Regiment im Schritte.
Ein zweiter Schuß trifft ihn durchs Schnallengold.
Sein Säbel winkt ins Feld zum Ährenschnitte.
Attacke! Falkenskjold und Pappenheim.
Der Tod macht sich aus beiden einen Reim.

Drei Salven. Amen. Erde. Hin ist hin.
Ich wandre wieder in den Einsamkeiten;
Die Redder wissens, wo ich gerne bin.
Und wie sich die Gedanken dann verbreiten:
Das Netz hat fein, das Netz hat grob Gespinn
Und dehnt sich in die Enge, in die Weiten.
Gab plötzlich mir der schöne Tag den Kuß,
Daß ich an unsern Mörike denken muß?

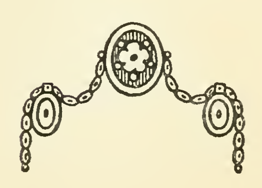
Wer kennt dich denn, Poet? Wer mag dich kennen?
Dein Vaterland? Da will ich lieber schweigen.
Nur wenige Menschen könnt ich immer nennen,
Die sich, gleich mir, vor deiner Anmut neigen.
Nichts soll uns, diese wenigen, von dir trennen,
Wir wollen deinen Kranz den Sternen zeigen.
Ihr Deutschen, kommt und hört sein Saitenspiel.
Seid dankbar, wenns in eure Herzen fiel:

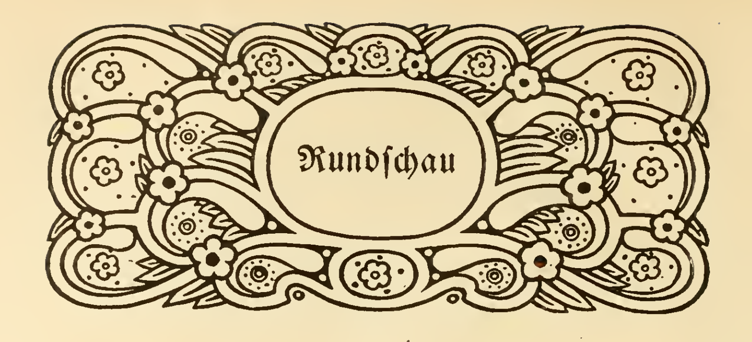
Denk es, o Seele.

Ein Tännlein grünet wo,
Wer weiß, im Walde.
Ein Rosenstrauch, wer sagt,
In welchem Garten?
Sie sind erlesen schon,
Denk es, o Seele,
Auf deinem Grab zu wurzeln
Und zu wachsen.

Zwei schwarze Rößlein weiden
Auf der Wiese,
Sie kehren heim zur Stadt
In muntern Sprüngen.
Sie werden schrittweis gehn
Mit deiner Leiche;
Vielleicht, vielleicht noch eh
An ihren Hufen
Das Eisen los wird,
Das ich blitzen sehe!

(Sechsundzwanzigster Poggfredcantus)





Fontanebriefe

In das „imaginäre Porträt" des behaglich still-vergnügten Lebenszuschauers, das mit ruhevollen abgeklärten Augen aus den Fontane-Geschichten, vor allem aus der letzten vom Stechlin uns anblickt, kommt jetzt durch die Briefe* ein herberer Zug, und schwerer drücken die Erdenreste und peinlicher stechen die Lebenstücken. Die gelassene Beschaulichkeit, vom lästigen Menschenwesen unbeirrt, war Fontanes große Sehnsucht, sie verdichtete er mit seiner Kunst in seinen Lieblingsgestalten. Von solchem Schaffen gilt aber das Gegenteil der Genesis-Worte: der Dichter schafft nicht Gestalten, die ihm gleichen, er schafft Gestalten, denen er gleich sein möchte. Fontane der Mensch kam selbst nicht zur ganzen Erfüllung, er blieb immer in den Fesseln des Lebens: untertan und unterworfen, ein Erwerbender, der immer rechnen mußte, und immer fremde Bedingungen über sich mächtig fühlte.

Seine Wesensrichtung geht auf Unabhängigkeit, — „Independenz über alles", — auf eine breite ungestörte Freiheit des Tun und Lassens nach eigener Wahl; er hat die besondere Neigung für den Charme, für das anmutig „Schönbildliche" der Existenz, für das ästhetisch Wohltuende freihändigen Wirtschaftens, und er muß sich fügen und schicken in knappe und brüskierende Formen, in hetzende Unruhe des Zeitungsbetriebes, den er haßte und der sein Feingefühl so oft durch die Reibung mit gröber gearteten Naturen beleidigte, in enge häusliche Verhältnisse, die er allein still ertragen, die ihm aber vor den Seinen durch seine Verantwortungs-Sensibilität und durch die schwebende Vorwurfs-Atmosphäre peinigend waren. Keine energische Natur voll Initiative, die dreinfährt und sich durchsetzt, sondern immer scheu nach innen flüchtend, häufte er in sich manchen Unmut auf. Er ward kein Zürner, aber ein Schmoller und Schmähler, er haderte in sich und würgte an dem Zuwideren. Und wie Grillparzer seinen Grämlichkeiten in heimlichen Epigrammen Luft machte, so reagierte Fontane seine Bitterkeiten in seinen Briefen ab.

Es ist wichtig diesen Zug zu betonen, er bedeutet keine Verkleinerung des uns lieben Fontanebildes, sondern eine menschliche Vervollständigung. Und er mußte in dieser etwas schroffen Einseitigkeit hier zunächst dargestellt werden; man mußte diesen Störenfried im inneren Haushalt des Fontane-Wesens fixieren, um dann zu beobachten, wie Fontane sich mit ihm einrichtet, wie die Grundtendenzen seines Charakters ihn verarbeiten und versuchen, seiner Schädlichkeit heilsam zu begegnen.

Eine dieser Grundtendenzen, die sich in der Korrespondenz reich und fruchtbringend betätigen, ist ein weisheitsvoller Proportions-Sinn, der voraussetzungslos an alle Erscheinungen herantritt und aus jeder heraus sich das Maß zu ihrer Beurteilung gewinnt, ein Sinn für

* Zwei Bände Familienbriefe. Berlin. F. Fontane & Co.

die Relativität der Dinge, ein Begreifen des Vielfältigen und Widerspruchsvollen. Und aus diesem Sinn erwächst ein scharfes und sicheres Gefühl für das „was paßt und nicht paßt", ein Takt- und Stilgefühl, das einerseits weiteste Toleranz üben kann, andererseits aber auch rege Empfindlichkeit für das Schiefe und Unechte entwickelt.

Fontane spricht selbst von seinem „Billigkeitsgefühl bis zur Schwäche", und bei Abwägung einer strittigen Situation zwischen zwei Parteien kommt er immer zu dem Resultat, daß beide von ihrem Standpunkte aus Recht haben. Solche Lebensbilanzen bemüht er sich nun auch für seine eigene Existenz zu gewinnen und sie damit innerlich zu befestigen und gegen Verdrußattacken zu panzern. Handelt es sich um ihn allein, um seine eigensten inneren Angelegenheiten dabei, so gelingt es ihm meistens; es wird um so schwerer, wenn es sich um Komplikationen dreht, und jene Verantwortlichkeiten als „Gatte und Vater" eintreten.

Dieser Proportionssinn ließ ihn, nachdem er das Ausland kennen gelernt hatte, sich auf kleine bescheidene Reisen beschränken. Er weckte ihm eine Anspruchslosigkeit, die nicht auf Bescheidenheit oder Demut beruhte, sondern durchaus auf künstlerisch-ästhetischer Überlegung, auf Stilgefühl. Er wollte Situationen haben, denen er gewachsen war, die ihn nicht bedrückten. Nur nichts Schiefes, nur nichts Halbes. Er sagte einmal, daß er bei reichen freien Umständen „dem formal nahezu Vollendeten" nachgeeifert hätte. Da das für ihn ausgeschlossen, läßt er ganz davon, er will nicht Zaungast sein: „Man paßt mehr zum Wirtshaus zum alten Zieten als zum Clarndon-Hotel in London".

Eine sehr feine Witterung für das Richtige ist in Fontane rege. Sie bestimmt seine Abneigung gegen die Feierlichkeit, gegen Ehrpussligkeit und Heulhuberei. Und daraus kam eine Freiheit von allem Eingeschworensein, von allen Unbedingtheiten. Er wollte jeden Tag neu zur Welt kommen und nicht durch gebundene Marschrouten und Parolen sich in seinen Zickzackwegen mit ihren mannigfachen weiteren Ausblicken hemmen lassen.

In seiner produktiven und kritischen Kunst ist das vorherrschend und bestimmend. Er sträubt sich stets, selbst gegen die, die ihm nahe standen, als „Mitkämpfer" aufgerufen zu werden, als Parteigänger, er will nicht in Reih und Glied marschieren, sondern höchstens bei einer guten Partei à la suire geführt werden. Wie er als Kritiker sich so die innere Freiheit wahrte, das liest man in dem Sammelbuch der theatralischen Causerien°. Frei vom Gesetz, nur Verlaß auf das Gefühl — das gibt ihnen ihr Wesen. In klarer Erkenntnis wahrte er sich gegen alle Richtungs-Schablonen und in einer Zeit der Entweder-Oder-Schlagworte war er gefühleins mit Romantikern und Realisten, sofern sie nur echt.

„Gefühllosigkeiten in der Kunst sind besser als falsche Gefühle" sagte er, und er grüßte jene neue hart und unerbittlich ohne geschminkte Sentiments den Alltag spiegelnde Kunst. Aber sie war ihm nicht allein seligmachend, sie war ihm wertvoll als Reinigerin des falschen romantischen „Quincailleriemarktes", mit seinen von den „ledernsten Menschen" benutzten Requisiten der „Marterkammern und eisernen Jungfrauen, der Templer und Jüdinnen, der Söller und Kemenaten". Er wußte wohl, daß jenseits von Alltag und Umwelt noch manche Phantasie-Reiche für den Gläubigen in dämmernden Weiten glänzen. Und er selbst sah sie als ein schauendes Sonntagskind.

Scherzhaft sagte er, er wolle lieber sein Leben durch eine Fee, als durch einen Kommerzienrat bestimmt wissen. Und ärgerlich war es ihm, wenn er nur nach seinen berliner Romanen („Sie sind so interessant, man kennt alle Straßen," sagte ihm schmeichelnd eine schöngeistige Dame) klassifiziert wurde. Es verdroß ihn, als ein sonst Kundiger ihn verwundert fragte, woher er denn so manches in „Unwiederbringlich" habe, jener Novelle hinter Nebelschleiern und voll Volksliederton. Und er schrieb an seinen Sohn Theo von seiner Absicht, mit einem „ganz balladesken" Roman, der um 1400 spielt abzuschließen. Er sollte den Titel die Ligedeler führen und Klaus Störtebecker und Godeke Michel zum Helden haben: „Die Leute mögen dann sehen, daß ich auf Zoologischen Garten und Hankels Ablage nicht eingeschworen bin und daß ich imstande bin,

° Ebenda. Zugleich neue Ges.-Ausg.

meine Personen ebensogut eine Simplizitäts-sprache wie die Bummel- oder Geistreichigkeits-sprache der Berliner Salons sprechen zu lassen."

Viel des Unmuts und der Verbitterung, die in das Fontanebild herbe Züge zeichnen, kam aus dem, was er selbst in schlechten Stunden mürrisch das „Metier" nannte. Der Metier-Ekel spielt hier eine große Rolle, eng hängt er mit seiner Familiensituation zusammen. Wie lange hat es gedauert, ehe seine Arbeit Öffentlichkeitskurs gewann, und erst damit wurde sie in seinem Kreise respektiert. Den trüben Schein verfehlter Existenz und brotlosen Berufes schleppte Fontane lange mit sich herum, und was ihn, wäre er allein gewesen, nicht angefochten hätte, ward ihm quälend, als er es „auf dem engen Notfloß seines Lebens" auf Schritt und Tritt im Spiegel vorgehalten sah. Stachlige Worte kommen hier vor, mißtönendes Echo von der „Jammerpartie" und „dem berühmten Bruder, den niemand kennt".

Fontanes Feingefühl litt schwer, aber hier setzte jener Proportionssinn ein, und immer wieder, so oft ihm auch Widerstrebendes auf die Nerven fiel, versuchte er, oft mehr oft weniger erfolgreich, sich verständnisvoll begreifend abzufinden.

Er nimmt sich mit gefaßter Sachlichkeit seinen Prozeß mit dem Leben vor und wägt Gewicht und Gegengewicht. Er präzisiert sich seine Art und bewertet sie objektiv, ohne Verkleinerung und Überhebung. Er erkennt, daß er eine dichterische Natur ist, aber doch „keine große und reiche" Dichternatur. „Es drippelt nur so." Arbeiten anderer, poetischen Versuchen von Dilettanten wird er übergerecht und oft sagt er sich nachdenklich, daß er es kaum besser machen würde.

Rückblickend kommt er dann zu einer Art „dankbaren Staunens", daß er bei seiner für Lebens-Reibungen und Lebens-Erwerb so ungeeigneten Art überhaupt soweit gelangt sei, und nachträglich erschrickt er über seine Wagehalsigkeit, in seinem spärlichen und unsicheren Berufe eine Familie gegründet zu haben. Und wieder ist es Proportionssinn, ein vielfältiges Ansehen der Dinge, das ihn nun seinen Verwandten und seiner Frau recht geben läßt wegen ihres Mißtrauens und ihres Mangels an Zuversicht zu seiner Existenzfähigkeit. Hier kommt auch etwas von jenem strengen, herben Ordnungssinn, der in den Fontaneschen Mischungen mit vertreten war, heraus. Mit Ibsen und Menzel teilt er das, und aus solchem Gedankenkreis stammt das Wort: „Man muß den Künstlern gegenüber, wenn es wirkliche Künstler sind, Verzeihung üben und fünfe gerade sein lassen, aber ihre Mischung von Blödsinn, Sittenfrechheit und Arroganz auch noch zu feiern, ist mir widerwärtig."

Und von seinem eigenen Fall sagte er außerordentlich „sec": Menschen wie er, „ohne Vermögen, Wissen, Stellung, ohne starke Nerven, das Leben zu zwingen, solche Menschen sind überhaupt keine richtigen Menschen und wenn sie mit ihrem Talent und ihrem eingewickelten Fünfzigpfennigstück ihres Weges ziehen wollen (und das muß man ihnen schließlich gestatten), so sollten sie sich wenigstens nicht verheiraten."

Immer sieht man hier ein Hin- und Herwenden der Dinge und eine entschiedene Abneigung gegen endgültige Abstempelung. Neue Beleuchtungen, neue Einstellungen geben wechselnde Gesichter und neues vielseitiges Erfahren ist besser als sich Meinungskonserven einzukapseln. Eine besondere oft gedrehte „Lebenssache" ist Fontanes Verhältnis zum Adel, zum Preußentum und zu den Juden. Diese Dreiheit gehört in diesem Zusammenhange eng zu einander. Fontane hat aus Wesen und Anlage heraus eine wurzelhafte Liebe zu Adel und Preußentum und eine Abneigung gegen die Juden. Nun kamen Erfahrungen und der unbestochene sachlich urteilende Proportionssinn verschob ihm jene Liebe und jene Abneigung. Die Liebe läßt sich zwar nicht ausrotten, („Wer den Adel abschaffen wollte, schaffte den letzten Rest von Poesie aus der Welt"), aber sie wird verschämt, sie bekommt einen bitteren gekränkten Zug, wenn es z. B. heißt: „dieser Provinzadel schlägt immer einen Ton an, als ob man ein alter Hauslehrer wäre", und das lapidare Schlußwort ist: „Kommen Sie Cohn" . . . .

So korrigiert' er auch gewissenhaft an seiner berlinischen und märkischen Schwäche herum. Die versteckte Liebe blieb im Grunde, aber er versuchte sich selbst vor seiner Verstellung zu salvieren und er sagte: „so dumm war ich nicht für Mark und Märker zu schwärmen", und in den Theater-Aphorismen wird er sehr

scharf gegen den „märkischen Radaupatriotismus", und mahnend sagte er 1888: „es können Zeiten kommen, und sehr bald, da das regierende märkisch-berlinische Wesen der Sympathien Alldeutschlands dringend bedürftig wird. Und Bismarck ist alt und Moltke noch älter".

Dies Fontane-Archiv wäre unvollständig, wenn das fehlte, was wir uns gewöhnt haben „das Fontanesche" zu nennen, jene graziös humorhafte Ornamentierung des Lebens, jene Menzel-Randeinfälle, kraus und kunterbunt, die dem „Unbedeutenden" spielende Bedeutung geben, jene plauderhafte Garnierung der Alltagsdinge, jenes „talent épistolaire", das daran offenbar wird, daß es „bei Nichtstoff besser schreibt als bei Stoff". Es tummelt sich hier wie in den „Causerien" in unvergleichlicher Fülle, vor allem in den Reiseblättern. So blühen hier alle Farben vom trüben Grau bis zum neckischen Zeisiggrün. Die Bücher des Anmuts werden zu Büchern der Weisheit und zwischen Resignation und Erkenntnis sprießen Idyllen und Humore.

F. P.

Ibsenbriefe

Die Ibsenbriefe, die in sehr geschmackvoller und gediegener Redaktion mit Einleitung und Anmerkungen von Julius Elias und Halvdan Koth bei Fischer herausgekommen sind, hinterlassen in der Summe kein unmittelbares, ungebrochenes Gefühl. Es sind kristallne Ausdrücke für Empfindungen des Hasses, der Ironie, auch der Liebenswürdigkeit darin, die etwas Klassisches haben; andere wieder, in denen dem Temperament kein Zaum angelegt ist; das Ganze klappt man ohne starke Ergriffenheit zu. Es hinterläßt jene duftend würzige Trauer nicht, mit der man von manchem kleineren Menschenleben und auch von manchem größeren (Goethe) nach erledigter letzter Seite Abschied nimmt. Es hinterläßt Gedanken. Gedanken, die webetun, mit denen man sich herumschlägt, in denen man Widersprüche wittert; von leisem Mißtrauen und dem banalen Schmerz eines gewissen Disharmonie-Gefühls bleibt man nicht unberührt.

Mehr als einmal nennt Ibsen sich selber einen schlechten Briefeschreiber, und er ist es in einem bestimmten Sinn; er ist ein publizistischer Briefeschreiber. Er legt den Literaten nicht ab, und mag er noch so intim sein wollen, von einer offiziellen Form, die ihn bis ins Innerste beherrscht, macht er sich doch nicht frei. Die Schwäche eines Vorzugs liegt darin. Ibsen steht früh als fertiger, mehr als das, als ebenso glänzend geschulter Publizist wie dramatischer Techniker da. Er schreibt in seinen Kritiken, Polemiken und Satiren eine unendlich saubere objektive Gedankenprosa. Was er sagt, flimmert nicht, sondern steht fest; logisch, nicht lyrisch ist es gesagt; und vor allem, der politischen Rüstkammer ist im Ausdruck auffallend vieles entnommen. Das färbt nicht nur auf seine Briefe ab, sondern das färbt sie ganz und gar. Es sind komponierte Briefe.

Zu einem eigenartigen Zwiespalt führt diese scheinbare Formalität. Denn schon der junge Ibsen, das erfährt man von neuem aus den biographischen Anmerkungen des Bandes, hat das Ideal eines ironischen Zweiflers mit geistiger Lust in sich aufgenommen; lieber die Jasager und die Neinsager verhöhnen als sich selbst für eines von beiden entscheiden, gehört schon zu den Merkmalen seiner ersten dichterischen Periode; solch allgemeiner Skepsis und „Doppelanschauung" („Tvisyn") wären in den Briefen mit sprudelndem Geist hingeschriebene Stimmungsbekenntnisse angemessen gewesen. Aber da erschlägt der Publizist, der erst nach dreifacher innerer Überlegung die Feder zur Korrespondenz ansetzt, den Bekenner. Der Briefschreiber Ibsen zwingt sich zu einem strikten Ja oder Nein. Man merkt die Jatgeir-Moral als eine Art logischer Selbstzucht in ihm; an „seinem eigenen Zweifel" darf man nicht zweifeln wollen, und auch deshalb muß bei schamhaften Skalden, wenn sie Briefe schreiben, alles klar, präzis, kalt gesagt sein, damit der Empfänger des Briefes nicht den unordentlichen Anblick eines Geistes ohne Toilette erhalte ... Überdies ist die Zeit, die dazu gehört, eine Stimmung voll ausströmen zu lassen, größer als die zum Ausfeilen gedanklicher Argumente; und das dramatische Arbeitsgenie Ibsen ist im Briefeschreiben so zeitkarg! Geprägte Sätze statt leichtherziger Bekenntnisse: das ist ihm eine Art Schriftstellerregel.

Eine Ausnahme fällt auf. Am 29. Sep-

tember 1884 schreibt Ibsen aus Gossensaß an Björnson nach Schwaz, nachdem er in zwanzig Jahren ein einziges Mal in der Heimat zu Besuch gewesen: „Als ich den Fjord hinauffuhr, da fühlte ich, wie sich mir die Brust in Beklemmung und Unbehagen buchstäblich zusammenschnürte ... Ich war nicht mehr ich selbst unter all diesen norwegischen kalten und verständnislosen Augen, die aus den Fenstern und auf den Bürgersteigen blickten". Dieses eine Wort ist Stimmung. Dieses eine Wort ist nicht ein publizistisches, sondern ein Herzensurteil; nicht komponiert, sondern einfach wahr; nicht zu irgend einem Zweck aufgesetzt wie sonst so oft bei dem überlegen-diplomatischen Ibsen, sondern aus der Feder entquollen. Der Haß gegen die Heimat ist hier sinnlich fühlbar, begreifbar gemacht.

Dieser aus dem Blut entsprossene intime Haß, der einen Menschen aus einem Verwandtenkreis, einer Stadt, einem Land zu entführen vermag, ist das Zentrum, um das Ibsens Briefe an die skandinavische Heimat, die überwiegende Mehrzahl im Buche, kreisen. In einem Zwiespalt gipfelt auch dies. Ibsen bleibt, nachdem er sich an seinem satirischen Wochenblatt übersättigt und übermüdet hat, auch in der Ferne noch der Politiker wider Willen. Er verhöhnt die Politik und entgegnet ihr doch mit ihren eigenen Waffen. Außerhalb der Parteien will er mit seinem Peer Gynt stehen — und doch: zumindest polemisiert er mit den Parteien. Da er in der norwegischen „Linken" aufgewachsen ist, werden ihm deren Lächerlichkeiten am raschesten klar, und der Wunsch, ein Antidemokrat, ein Antirepublikaner, ein Antinationaler zu sein, wird als erster in ihm zur Flamme. Freiheit unter der Fuchtel eines Kirchturmspatriotismus und eines anspruchsvoll-beschränkten Volkstums — wie häßlich, wie muffig, wie quälend! Weg von der melancholischen Westküste: das ist Ibsens frühester Leitstern. Was heißt Patriotismus? Verbissner Eigennutz von Menschen, die kein Eigenleben, kein Ich kennen; falscher Idealismus mit unsaubern Instinkten; weg damit! Weg mit den Sprachstreblern, den Kleinstädtern, dem Bauernideal! Zur Großstadt und zu den Kulturländern gravitiert Ibsen. Davon ist die erste Hälfte seiner Briefe beherrscht. Ein einziges Land und eine einzige Stadt im Norden läßt er gelten: Dänemark und Kopenhagen; dort könnte man (so schreibt er der Schwiegermutter Magdalene Thoresen) allenfalls leben, wenn man nicht gerade wie er in der „einzigen friedsamen Stätte in Europa", in Rom, wohnte; den „zusammengelogenen" Skandinavismus verabscheut er nicht zum mindesten deshalb, weil Skandinavien das überrumpelte Dänemark, diesen zierlichen und zivilisierten kleinen Bruder, so schnöde im Stiche gelassen hat. „Wie es möglich sein wird, in Christiania zu leben, das ist mir einfach unfaßbar!" meint er vier Jahre nach dem Fall Düppels. Mit einem Vaterland, das ein schwieriges, kraftloses Problem (wie Österreich), ein Wetterwinkel (wie der Balkan) ist, möchte er am liebsten reinen Tisch machen; weg damit! Wie gut verstehen wir das.

Wie der Weise nach Buddhas Lehre aus dem brennenden Zirkus „Leben" flieht, in dem nichts zu gewinnen, viel zu verlieren ist, flieht Ibsen aus dem Vaterland, aus der Politik. Und der Widerspruch: Er kommt von beiden nicht los! Auch vom Vaterland nicht. Künstlerisch ist das einer der wundervollsten und vorbildlichsten Züge an ihm. Er, der sein gepreßtes Herz nicht so weit zu öffnen sich entschließt, um ungezwungen, ohne geschäftlichen oder gesellschaftlichen Anlaß einen Brief in die Heimat zu entlassen, schickt doch jedes zweite Jahr eine Dichtung, die „dort oben" spielt und nur dort spielen kann, wie ein treuer Sohn der Mutter Erde zum Gruß. Das ist künstlerische Feinfühligkeit. Von der Forderung des heimatlich gebundenen Seelen-Milieus, die in ihm als Erstem zur Blüte kommt, läßt er nichts nach. Aber auch das Menschliche spricht mit, und dies hängt mit einer neuen Disharmonie zusammen. Der Fremde gegenüber bleibt Ibsen Norweger. Eifersüchtig fühlt er mit seinem Land, das er selbst, aber kein anderer hassen darf. Deutlich verschiebt sich etwas zwischen der ersten und der zweiten Hälfte seiner Briefe. Der Glanz der Kulturländer blendet ihn nicht mehr: Rom wird, da der Kirchenstaat vernichtet ist, von politischem Lärm erfüllt, und in Dresden fühlt man nach dem Siebziger-Krieg die Nähe des Preußentums, das man keineswegs lieben kann. „Womit ist Preußens Stärke als Staat erkauft? Mit dem Aufgehen

der Individuen in dem politischen und geographischen Begriff" schreibt Ibsen im Februar 71 an Brandes, und das ist wie ein Reuebekenntnis. Er, der den Staat aufs schärfste verneint, kommt auf dem Umweg über die Fremde zur Erkenntnis: Kraftlos ist die Obrigkeit mir lieber als brutal. Er geht vornächst nach München und bekennt (sehr bezeichnend), daß ihm die Katholiken in Deutschland sympathischer sind als die Protestanten. Schließlich paktiert der Unerbittliche mit der Heimat. Nicht im Frieden, aber verzichtend. Dem Sohn zuliebe und den Huldigungen des Vaterlands folgend, dessen Dichtergage und Stipendien er Jahrzehnte hindurch genossen hat, geht er für immer nach Christiania zurück...

Die Briefe an Brandes sind der ausführlichste Teil in diesem Buch. Ein wundervolles Schauspiel ist die Zuneigung, mit der der Dichter seinem verständnisvollen, feinen, feinsten Kritiker schreibt; aber von der Diplomatie des Mannes, der mit verschlossenem Herzen liebenswürdig und bei nicht zu großem Zeitverlust doch nicht zu kurz sein möchte, ist er auch hier nicht ganz frei. Manchmal unterläuft eine verstimmende Absicht. Wo Ibsen sich über Preußen lustig macht, nennt er im Gegensatz dazu das Volk ohne Land, die Juden, den Adel des Menschengeschlechts: ein hübsches Wort. Aber es ist an Brandes gerichtet. Am stärksten ist die Zahl der Briefe an den Verleger Frederik Hegel, und fast hat man die Empfindung: Hier, wo keine tieferen Bekenntnisse verlangt werden, ist der Briefschreiber Ibsen am meisten zu Hause. Eine ganz eigen geprägte Form des vornehmen Geschäftsbriefes kehrt als regelmäßiger Typus wieder, und die Bitte um Vorschuß, die fast ausnahmslos sich einstellt, wie nach dem Stollen der kürzere Abgesang, gibt dieser Korrespondenz (in der der Historiker nach den genauen Entstehungsdaten der Stücke suchen wird), das allgemein Menschliche. Die Briefe an Björnson sind nicht allzu zahlreich; die lange Zeit, in der er und Ibsen miteinander böse waren, schiebt sich als trennende Pause ein; daß ihn von seinem dichterischen Zwillingsbruder, dem Mann mit der „wahrhaft königlichen Seele", Mißverständnisse trennen mußten, davon strömt ein bewegter Schmerzenshauch doch auch leise über dieses Buch.

Ein Schmerz, ein Hauch. Nachdenklich blickt man auf das Ganze zurück. Wie denn, muß es nicht trotz allem ein Lebensbuch sein? Ja, ein Lebensbuch! „Ibsen, Ibsen, que fais tu de la vie?" Mit entschlossenem Schaffensegoismus weist der Dichter die Frage, der wir alle nicht entgehen, von sich. Hundert und mehr kalte Rechenschaftsberichte schickt er an seine Geschäftsfreunde; nicht ein einziges Mal schreibt er an die Eltern. Aber er hat eine Schwester in der Heimat, die lebt in bescheidener Ehe, und der schickt er nach dem Tode der Mutter im Herbst 69 einen halb tröstenden, halb vertröstenden Brief. Einen kurzen Brief, der in der Menge verschwindet. Und doch, um seinetwillen wird man sich entschließen können, den Band zu lieben.

A. G.

Bülowbriefe

Alle Bülows ehrlich. Familiendevise

Die Bülowbriefe sind eine der aufregendsten Briefveröffentlichungen der letzten Zeit. Aber es scheint, sie werden nicht genügend beachtet, sie fallen in einen Zwischenraum, der zwischen dem Musiker und dem Menschen liegt, und das schadet ihnen vielleicht äußerlich, obwohl es ihnen innerlich so sehr nützt. Die Musiker wollen vielleicht mehr Geschichte und Beziehungen zu zeitgenössischen Erscheinungen, die Menschen aber verstehen wieder zu wenig von Musik. Darum sei nachdrücklich auf diese hohe Quelle reinster Seelenkenntnis hingewiesen. Hans v. Bülow war ein Prachtexemplar, ein deutscher Kerl mit einem französischen Schuß von 1830, wie er nicht sobald wieder kommt, innerlich von einer geradezu unbegreiflichen Noblesse, äußerlich von ehrlicher Grobheit, ein Idealist durch und durch, und dennoch ohne Pathos und Selbstbespiegelung, und mit der genügenden Ironie allen weltlichen Notwendigkeiten gegenüber. Liszt hatte die große Güte, Wagner den hohen Glauben an sich, Bülow aber übertrifft sie beide an Verzweigtheit des Innenlebens und scharfem Blick für alle ähnlichen Verzweigtheiten dieses Daseins. Er ist unser Mann, er ist von unserem Geschlecht. Lest die Briefe, ihr werdet in einen Spiegel sehen.

Die Meisterwitwe als Herausgeberin hat eine vorzügliche Anordnung getroffen. Der letzterschienene fünfte Band behandelt die Zeit von 1872—1880. Sie zerlegte ihn in Epochen: Kreuz- und Querzüge, Amerika, Tiefstand, Hannover. Sie fügte nach Bedarf Antworten, Kritiken, Zitate oder Programme ein (die schottischen von 1877 sind ihrer enzyklopädischen Anlage nach besonders interessant), so daß sich das Ganze mit belletristischen Reizen liest, auf und absteigend, spannend und stofflich füllend, ein Stück künstlerischer Selbstbiographie in Briefen, ein kleiner Roman ohne moralisches und intellektuelles Feigenblatt von den aufgedeckten Abgründen eines blutenden Herzens bis zu den Selbstvergessenheiten vor dem flutenden Orchester, diesem „Nervencoitus", den der Künstler mit allen dynamischen Feinheiten Schnitzlerscher „Reigen" genießt.

Menschenschicksale spielen sich in diesem Buche vor weiten Kulturhorizonten ab. Es ziehen sich großartige Pläne im Hintergrunde, Nationaltheater in Mannheim, Regeneration des Konzertwesens, Ausdünstung der Opernverhältnisse, der wunderbare Freundschaftsvertrag mit Bronsart, an dessen hannoverscher Oper Bülow durch ein Netz von Widerwärtigkeiten den eigensinnigen Kopf stößt, die erste Freude und die letzte Not der amerikanischen Tournee, Mühen und Enttäuschungen der Konzerte, die sich schließlich durch den Verlust eines kleinen Vermögens belohnt sehn, dazwischen das Idyll des freundlichen Meininger Hofes, das ferne Rollen der Bayreuther Ereignisse, die unserm Bülow nicht eine Spur von seiner inneren Noblesse rauben können, der bunte Kreis der Freunde bis hinüber nach Florenz zum musikfeindlichen, aber Bülowknorrigen und -knurrigen Hillebrand und als Lichtpunkt in diesem unruhigen vielfältigen Gewirr von Menschen und Dingen seine entzückende amerikanische Liebe—er brennt in jenem reizenden Johannisfeuer, das so viel kultivierter wärmt, als das wilde Lenzfeuer, weil es mit einer gewissen Intelligenz des Genusses einen Genuß der Intelligenz verbindet, den Gegenstand der Illusion bewußt weit über das wirkliche Maß hebt und dennoch allen bindenden Standesamtlichkeiten mit einer eleganten Erfahrung aus dem Wege geht. Delikat, wie er dieser schönen Baronin D. einen Liebesbrief schreibt, während hinter ihm zwei „Pianoteachers" stehn und sich um das Tempo einer Sonate streiten. Er sagt ihnen: ich muß gerade an einen Musikverleger schreiben, und gibt bald dem einen recht, bald dem anderen — während er sie beide am liebsten an den Ohren aufhängen würde. Und er schreibt dies der schönen Baronin D., der er sein Leben zu Füßen legt, die er um Mitleid anfleht, der er Beethoven ganz allein vorspielen will, auch dumme Salonmusik, wenn sie es wünschen sollte....

Aut Caesar aut nihil stand auf Bülows Petschaft, das das Relief Cesare Borgias hatte. „Wäre Borgia nicht möglich gewesen, so hätte ich um Berlioz' Kopf gebeten. Der siegelte mit Beethovens Kopf — ich dürfte es mit seinem. Der Buchstabe B ist der meinige." In sinnvolle Beziehungen mit Buchstaben und Worten, in barocke Neubildungen und Vernietungen der Sprache drängt sich sein gewundener Geist. Er schmiedet sich die Form zurecht. Sein Hieb geht daneben, wenn er urteilt und gar Wagners Nibelungen über Hebbels stellt. Aber es geht gut, wenn er schimpft: die hannoverschen Schimpfer flitzen nur so auf dem Amboß. O ja, man muß sich ausschimpfen, Meister. Wir sehnen uns mit dir nach Bismarckscher Wurschtigkeit, aber er hatte sie nicht ganz, du hast sie nicht, wir haben sie noch nicht. Wir machen uns gern in weisen Briefen die Theorie zurecht: Immer vorwärts, nie rückwärts — oder: immer die Idee, nie die Person. Aber leben tun wir davon nicht. Wir empfehlen dringlich die kühle Weisheit von Wilhelm Meisters Wanderjahren und atmen auf in der „Sabbat-Abend-Scheuerluft" — aber es wird wieder Montag und die Krallen wachsen von neuem. So windet man sich eben so gut es geht hindurch und glaubt das als erster zu erleben, was unsere Brüder vor uns ebenso glaubten, bis wir es in ihren Briefen lesen. Leichtigkeit des Geistes, Elastizität der Schwingungen ist die Medizin dieser Lektüre. Du liebst nicht das Rubensweib, schriebst du an die schöne Baronin D., das Weib muß mobile sein, portative wie eine Feder im Winde. Les nuances c'est tout — en musique comme en amour.

O. B.

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin W 35.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.



Die Entfaltung der Seele durch Lebenskunst / von Ellen Key



Schon Heraklit fragte, was es den Menschen nützte, Augen und Ohren zu haben, solange sie Barbarenseelen hätten? Und bei seinem Volke finden wir schon die volle Erkenntnis des Wertes der Lebenskunst. Sowohl die Staatsregierung wie die Erziehung der Jugend wurde von den höchststehenden Hellenen als schaffende Kunst aufgefaßt, und ihre eigene Lebensführung meißelt ihre Persönlichkeiten nach dem Ideal der „schönen Güte" aus. Dieses hellenische Ideal schloß die Ausbildung aller wertvollen Kräfte zu voller Tüchtigkeit ein, vereint mit dem anmutvollen Ebenmaß, der würdigen Zurückhaltung, die die Jünger Sophrosynes auszeichnete. Und das hellenische Ideal der Lebenskunst — sowie der bildenden Kunst — war in der Renaissance wie später für Goethe lebendige Wirklichkeit. Aber wie alles andere Gute wurde dieses Ideal von der Schulmeisterei als Zwangsmacht im Leben und in der Kunst gebraucht, und es war hohe Zeit, daß Nietzsche und Burckhardt das Dogma von dem unveränderlich klaren, frohen, harmonischen, maßvollen Hellas zertrümmerten, um eine tiefere Bewegtheit, eine reichere Mannigfaltigkeit in der hellenischen Volksseele nachzuweisen. Aber dies hindert nicht, daß der leitende Gedanke bei dem Platoniker wie bei dem Stoiker und Epikuräer ein strahlendes Machtgefühl war, die Überzeugung der Menschenseele, sich selbst befreien zu können, indem sie sich zum Herrn über ihre äußeren Bedingungen machte, über ihren Schmerz wie über ihren Genuß; ihr Leben nach ihren eigenen, höchsten Idealen gestalten zu können; in all ihrem Tun und Lassen ihr Innerstes so auszudrücken, wie der Künstler sich in seinem Werk ausdrückt. Dieser Gedanke der Antike wird mit der ganzen übrigen Renaissance wiedergeboren. Da erwachte in erster Linie die antike Anschauung wieder, daß die Menschennatur ein Stoff ist, der geformt werden soll, und diese Anschauung wurde dem Glauben des Mittelalters an eine Menschen-

natur entgegengestellt, die erst erlöst werden muß. Dem Begriff der Heiligung der sündigen Menschennatur durch die Gnade stellte die Renaissance wieder die Selbstentwicklung der Menschennatur durch Kultur der vervollkomnungsfähigen Eigenart entgegen. Die feinsten und vielseitigsten Künstler der Renaissance waren von diesem Gedanken beseelt. Namentlich trat er bei Leonardo hervor, noch mehr vielleicht bei Alberti, ihm, der in einer sonnengoldenen Morgenstunde an einer klaren Quelle unter der tiefgrünen Wölbung der Buchen zu der „platonischen Akademie" von der Bedeutung des kontemplativen Lebens spricht; der die Erziehung, die Arbeit, den Verkehr, die Freundschaft, die Natur aus dem Gesichtspunkt der Seelengestaltung betrachtet, sowie er aus dieser den Vorzug der Ruhe des Landlebens und der Sitten der Väter beweist. Seine künstlerische, einheitliche Lebensempfindung vermittelt ihm Schönheitseindrücke durch das Gute sowie Eindrücke des Guten durch das Schöne; und die verschiedenen Eindrücke verschmelzen bei ihm wie bei dem seelenfeinen, modernen Menschen. Der Dom von Florenz bewegt ihn wie Musik, während die Musik ihm eine Andacht ist, wo sinnliche Süßigkeit und religiöses Unendlichkeitsgefühl im Verein ihm die Wollust der Tränen bereitet. Bei ihm wie bei Leonardo und bei Goethe entspringt diese künstlerische Einheitsempfindung aus dem Pantheismus, der Gott in der Menschenseele wie im Stern, in den Schöpfungen der Natur wie in denen der Kunst empfindet. Aber die Größten der Renaissance hatten jene Tiefe der Seele, die das Christentum geschaffen hat, und die sie über die Antike stellte. Giordano Bruno ist von jener Mystik erfüllt, die die unserer Zeit ist, das Versinken der befreiten Seele in das Allsein, ohne das Bedürfnis nach einem Mittler zwischen sich und diesem. Mit der Renaissance „wird der Mensch geistig zum Individuum und sieht sich selbst als solches ein" (Burckhardt); der Begriff des antiken Idealmenschen wird vertieft. Und in ihrem Streben, durch Lehre und Umgang schöne Menschen zu bilden, stand die Renaissance im Einklang mit dem Grundgedanken der platonischen Philosophie, daß die Seele, dadurch, daß sie schön und gut wird, Gottesgemeinschaft erlangt, denn das Wesen des Seins ist Güte und Schönheit. Sie war von der antiken Überzeugung von dem Werte des Menschen und von dem Wert des Lebens durchdrungen, von der Gewißheit, daß das Leben nicht nur etwas ist, was man durchmachen, worin man wirken und wovon man erlöst werden muß, sondern etwas, woraus man formen und woraus man schaffen kann. Sowie der Monismus und Humanismus der Gegenwart sich in dem Willen zu einer Gesellschaftskunst wie zu einer Lebenskunst äußern, so traten auch in der Renaissance die von Platos Staat abgeleiteten Begriffe der Gesellschaftskunst hervor. Morus' „Utopia" oder Campanella's „Sonnenstaat" sind Blüten derselben Leidenschaft für eine im Leben verwirklichte Schönheit wie z. B. Morris' „News from nowhere". Denn mit der Glut einer Schönheitsvision wird der „Sonnenstaat" geschildert, wo die Gebildetsten regieren, wo alles Privateigentum abgeschafft ist, wo alle arbeiten und alle die für sie geeignetste Arbeit erhalten, wo diese reichlich Zeit für Freiluftleben, Lektüre und andere Lebensfreuden läßt; wo

die Überlegung und nicht der Zufall die Produktion und den Austausch der Werte regelt, wo Einsicht in die Gesetze der Natur das Entstehen des neuen Geschlechts bestimmt, das sich so zu immer höherer Vollkommenheit erhebt. Und welchem Lebenskünstler begegnet man nicht am Ende der Renaissance in Montaigne! Er ordnet nicht nur sein eigenes Leben, beobachtet seine Eigenart und veredelt seine Seelenanlagen um all dem das Möglichste abzugewinnen, nein, er „zähmt" sogar die Todesfurcht, damit diese den Genuß des Lebens nicht trübe, sondern nur steigere. Und er erfindet auch eine wirkliche Gymnastik für die Seele, eine Gesundheits- und Schönheitslehre für die Selbsterziehung wie für die Kindererziehung. Die feinsten „Moralisten" und Lebenskünstler, die Frankreich im 17. und 18. Jahrhundert aufzuweisen hatte, stammen in gerade absteigender Linie von seinem reichen Blut ab, das sich allerdings in dem Maße, in dem es „blauer" wird, immer mehr verdünnt. Und in beiden Fällen ruhen seine Lehren auf der Überzeugung von der Selbstvervollkommungsmacht der Menschennatur, derselben Überzeugung, die Sokrates und Epiktet, Seneca und Marc Aurel leitete, wenn sie die Veredlung der Seele durch vergrößernde und stärkende Gedanken und Gefühle anempfahlen, aber die Ausrottung aller die Seele verringenden und schwächenden Einflüsse. Mit tiefer Wahrheit hat unser seelenvollster, moderner Denker es einen welthistorischen Augenblick genannt, wenn Plato in Gorgias die erste Umwertung aller Werte vornimmt, die, durch welche der Mensch durch den reinen Willen zum Wahren und Rechten sich hoch über den Machtmenschen erhebt, während dieser, der sich für den Überlegenen hält, seine ganze Armseligkeit verrät. Und wenn die Menschen einmal die Geschichte um ihrer Seele willen studieren, dann wird wohl die Geschichte eine Astronomie werden, die ihnen mitteilt, wie die großen Gedanken, die großen Gefühle zuerst als Nebulosen auftraten, sich dann zu Sonnen verdichteten oder zu Monden erkalteten.

Aber aus der Weisheit anderer kann man nur den Wein in seinen eigenen Becher schöpfen, und wenn ein solcher fehlt, geht die Weisheit verloren. Darum folgten weder die Menschen der Antike noch die der Renaissance im großen Ganzen ihren Weisheitslehrern. Nicht diese wurden die Seelenführer der Völker, sondern das Christentum, zuerst in seiner ursprünglichen, dann in seiner durch die Reformation erneuerten Gestalt. Nicht weil es in höherem Grade die Wahrheit innehatte, sondern weil es mehr wirksame Einflüsse für die Menge barg.

Wenn die Religionen einerseits das menschliche Denken nicht um eines Haares Breite der Wahrheit nähergebracht haben, so sind sie andererseits mehr als irgend ein Einfluß für die Vertiefung der Gefühle, die Bereicherung der Lebensführung, die Verfeinerung des Gewissens, die Vergeistigung des Daseins wirksam gewesen. Äußerst langsam im Hinblick auf das große Ganze, wo es Jahrhunderte bedurfte, um eine kleine Erhöhung der Seelenlage zu erzielen; mit Erdbebengeschwindigkeit in großen Seelen, die imstande waren, auch über das reiche Stimmungsleben der „Bekehrungszeit" hinaus die Leidenschaft der Heiligung zu bewahren. Die Mehrzahl jedoch erreicht in der Zeit ihrer Bekehrung und ihrer Verliebtheit den höchsten

Grad von Beseeltheit. Aber dieser Zustand ist bei dem jetzigen, geringen Wirklichkeitsgehalt der Seele eine Überspannung, von der besonders die Männer bald wieder in den seelenlosen Kultus des Kulinarischen, des Mammons und der Macht verfallen, während die Frauen häufiger Seele genug haben, um damit sowohl die Liebe wie den Glauben lebendig zu erhalten. Die große, christliche Persönlichkeit ist hingegen nicht nur aus demselben seelischen Stoff geschaffen wie die große heidnische, nein, wenn die erstere es weit in der Heiligkeit gebracht hat, so ist dies teilweise durch denselben Gebrauch der Lebenskunst geschehen wie bei der letzteren. Die eine wie die andere formt sich selbst. Aber die christliche hat ihre gegebenen Muster, ihre festgestellte Grundform und ob sich diese nun für den Stoff ihrer Natur eignet oder nicht, muß die Gestaltung sich doch in dieser Richtung bewegen. So müssen gewisse Seelenzustände immer unterdrückt, andere immer kultiviert, gewisse Stimmungen und Lebensformen immer gebilligt, andere immer verworfen werden. Dabei hat man jedoch in der christlichen Kirche wie im Buddhismus tiefe psychologische Beobachtungen über die unzähligen, zusammengesetzten Zustände der Menschenseele gemacht, über die Mittel, einen geistigen Inhalt zu gewinnen und zu bewahren; dabei haben Christen wie der heilige Franciscus oder Fénelon die Kunst des Lebens in ihrer Weise ebensowohl ausgeübt wie ein Leonardo oder Goethe die ihre, und mit derselben Folge: eine im höchsten Grad gesteigerte seelische Macht. Ja, wenn man tief genug in die Persönlichkeit des heiligen Franciscus blickt, so findet man, daß lieben und beten für ihn ein und dieselbe Bewegung war, daß das Feuer seiner Liebe weniger durch die Lehrsätze des Christentums als durch die fromme Empfindung des Allebens genährt wurde, das innige geschwisterliche Gefühl mit der ganzen Natur. Aber auch bei den großen Christen, bei denen dies nicht der Fall gewesen, sondern wo der Brennstoff, der das Feuer unterhalten hat, unverkennbar das Einleben in den Inhalt des christlichen Glaubens war, ist die Flamme kraft des zielbewußten Strebens emporgestiegen, die Daseinsform der Seele zu erhöhen. Ja man kann sagen, daß das religiöse Bedürfnis in seiner freiesten und feinsten Form nur das Bedürfnis nach Luft für die Glut der Seele ist, auf daß sie zur Flamme auflodern möge.

Denn dies ist das einzige, was not tut. Ob der Brennstoff dann Getsemanes Olive ist, oder Indiens Banane, Dionysos' Pinie oder Apollos Lorbeer, gleichviel; gleichviel auch, ob das Feuer von einem Altar, einem Herde oder einem Arbeitszimmer leuchtet. Was hingegen nicht gleich viel gilt, das ist, ob Kraft dadurch erspart werden kann, daß die Feuer, die derselbe Mensch auf verschiedenen Seiten unterhält, zu einem einzigen vereint werden. Und eine solche Kraftsammlung bewirkt die Lebenskunst im eigentlichen Sinn. Diese Kraftsammlung war der große Gedanke der Romantik, denn ihr Ausgangspunkt war ihre mit Goethe gemeinsame Empfindung der Einheit zwischen Gott und der Natur, dem Leben und der Kunst und ihre mehr als bei Goethe lebendige Empfindung der inneren Einheit der Seelen. Wenn man von den Romantikern gesagt hat, daß alle ihre Tätigkeiten mit dem Präfix „syn" bezeichnet werden könnten — denn sie sym-

pathisieren, symphilosophieren, synexistieren und symvegetieren — so ist in diesem Scherz auch ihre Bedeutung für die Entwicklung der Seele ausgedrückt, nämlich ihre tiefe Ahnung von einem schließlichen, so innigen Verschmelzen der Seelen, daß die Menschheit wie „ein Herz und eine Seele" denken, fühlen und handeln können wird. Sie fühlten, daß die Liebe — sobald sie sich zur höchsten Sympathie erhoben hat — die höchste Steigerung der Seele ist; und wenn sie für die Befreiung der Frau wie für die Befreiung der Liebe kämpften, so geschah es in der Überzeugung, daß nur so die Liebe ihre ganze, seelensteigernde Macht ausüben kann, die Liebe in so großem Sinn gefaßt, daß Novalis sie „das Endziel der Weltgeschichte, das Amen des Weltalls" nennt. Er träumt wie unser Almquist von der Verschmelzung aller Weltgegensätze durch die Liebe, vor allem die zwischen Mannes- und Frauenwesen, und für ihn wie für die deutsche Romantik war die erste Bedingung dafür dasselbe Recht auf eigene Bildung, eigene Lebensgestaltung, eigenen Gesellschaftseinfluß für die Frau wie für den Mann, weil nur zwei jedes für sich selbst entwickelte Menschenwesen zusammen eine höhere Einheit bilden können. Daß das Mittelalter der Romantik teuer war, kam in erster Linie daher, daß die Seelen damals in großen Gefühlen erglühen konnten, die alle denselben Herd hatten. Das Gefühl des Mönchs für die Muttergottes war erotische Religion, das des Ritters für seine Dame religiöse Erotik, das des Künstlers für sein Madonnenbild beides. Wenn die Liebe, die Kunst, das Vaterland, das Volksgemüt für die Romantik heilig sind, so sind sie es unmittelbar an und für sich selbst, nicht — wie im Mittelalter — durch die Religion geheiligt; sind es durch das pantheistische Allgefühl und die Lebensanbetung, die die erste Periode der Romantik auszeichnen, die Periode, wo sie Goethe nahestand und in ihm ihren großen Meister sah, so wie er noch heute der jedes Lebenskünstlers ist. Sein Wirklichkeitssinn war dann die Ursache zu einer immer tieferen Unvereinbarkeit zwischen seiner nach innen und vorwärtsblickenden Mystik und der immer mehr hinauf und zurückblickenden der Romantiker. Dem Pantheismus der Romantiker fehlte die Tragkraft für das Leben, da kein Gefühl stärkere Kraft hat als denen eigen ist, die es hegen. Aber ehe die Romantik in Phantastik, Reaktion und Obskurantismus verfiel, hatte sie doch der neuen Zeit ihr eigenes, tiefstes Gefühl hinterlassen: ihre brennende Sehnsucht nach einem Dasein in verwirklichter Schönheit, in dem „dritten Reich", wo Liebe und Schönheit Andacht geworden sind, wo der heilige Geist — des Menschen Geist — allein die Macht, den Ruhm und die Herrlichkeit haben wird, und wo der Verstand wieder zum Diener geworden ist, ein Diener, den die Romantiker leider ganz entbehren zu können glaubten. Die Romantik setzte in Deutschland die Bewegung fort, die von Klopstock zu Goethe — und dann von Goethe zu Nietzsche — eine dem Philistertum todfeindliche gewesen ist; und es war vor allem die Romantik auf der einen, die französische Revolution auf der andern Seite, die für immer den abergläubischen Glauben des 18. Jahrhunderts an die Vernunft als genügende Triebkraft des Fortschritts gestürzt hat; glaubte man doch, daß man nur aufgeklärte Gedanken in den Mühlen-

trichter der „Nützlichkeit" zu schütten brauchte, damit blendendweiße „Tugenden" als tägliches Brot zum Vorschein kämen!

Mit dem schließlichen Sieg des dritten Standes durch die Julirevolution wurde die Herrschaft des Verstandes in gewissem Maße wieder hergestellt. Die menschliche Intelligenz wuchs wie nie zuvor, aber lebte und lebt noch immer auf Kosten der Seele. Teils so, daß die Phantasie, das Gefühl und die Stimmung nur schwer in der Luft emporsprießen, wo die Intelligenz überwiegt, teils so, daß die Stärke der Phantasie, des Gefühls und der Stimmung da schwindet, wo die Verstandesmäßigkeit das Dasein entscheidet, so wie die Flugkraft des Vogels in einem harten Griff schwinden muß, endlich so, daß die Seelenvollen in dem „äußeren" Kampf ums Dasein, wo ihre besondere Stärke sich noch als Schwäche darstellt, besiegt werden.

Die Lebenskunst hatte jedoch immer ihre Vertreter; aber nicht von den Romantikern, sondern von Goethe empfangen diese jetzt ihre Eingebung. Wenn er seine Lebensweisheit in die Mahnung „memento vivere" preßte, war es in der Gewißheit, daß dieses Erdenleben sein eigener Selbstzweck ist. Aber er faßte das Leben nie als bloßes Dasein allein auf, sondern als ein Leben, während dessen der Weltverlauf unbewußt und der Menschengeist zielbewußt eine immer höhere Steigerung erreicht. Der Begriff der Lebenskunst liegt über allen Werken Goethes und über seinem ganzen Wesen wie der Duft des Pflanzenwachstums über einer Frühlingslandschaft. Eine mehr theoretische Form findet er in Schillers Entwicklung des Begriffes des ethisch-ästhetischen Handelns. Denn was verkündet er anderes als eine vollendete Lebenskunst, wenn er zeigt, daß das moralische Handeln nicht gezwungen, unfrei und gequält sein darf, sondern schön und anmutvoll; wenn er gegen Kant den Einwand erhebt, daß dieser seine Sittenlehre für Knechte, nicht für die eigenen Kinder des Hauses geschaffen, die natürlich Guten, für die das Gute Lebensbedürfnis und dessen Ausübung daher Glück ist. Eine vollendete Menschheit hat erst die schöne Seele, die von unmittelbaren Gefühlen geleitet, mit der Leichtigkeit des Instinktes ausführt, was andere peinvolle Pflicht und schwere Opfer nennen. Die Sittlichkeit eines solchen Menschen zeigt sich nicht, wie Kant meint, bei Konflikten, bei den Anlässen, „wo die Pflicht mit Abscheu getan wird", auch nicht in einzelnen Handlungen. Nein, sie liegt in der ganzen Gemütsart und bei einer schönen Natur ist es Verdienst genug, daß sie überhaupt da ist. Vernunft und Sinnlichkeit, Pflicht und Neigung sind in ihr eins geworden, und der äußere Ausdruck der inneren Harmonie ist die Anmut. Schiller betont, daß das Gleichgewicht, das der Hellene zwischen Geist und Natur, Gedanken und Phantasie, dem Weltall und dem Einzelnen empfand, durch die Arbeitsverteilung der Kultur aufgehoben worden ist. Staat, Kirche; Gesetz, Sitte, Arbeit, Genuß sind jetzt Gegensätze und werden stückweise gebraucht. Die Vervollkommnung der Kultur wird ihre Harmonie wiederherstellen. Wie Goethe und Spinoza sieht er ein, daß weder Vernunftgründe noch Pflichtgebote diese Vervollkommnung herbeiführen können, weil nur höhere Triebe niedrigere Triebe zu besiegen vermögen;

daß es eine unvollkommene Persönlichkeitsentwicklung beweist, wenn der sittliche Charakter nur durch Aufopferung des Natürlichen behauptet werden kann, wenn Einheit und Zusammenhang auf Kosten von Mannigfaltigkeit und Fülle erreicht werden. Nur durch die ästhetische Erziehung läßt sich die verlorene Harmonie wiedergewinnen. Indem man die freien Stunden des Menschen heranzieht, indem man ihn mit Schönheitseindrücken umgibt, mit den Sinnbildern der Harmonie, die die Kunst geschaffen hat, wird man seine Roheit schließlich umwandeln, nicht nur unterdrücken. Auf jedem Gebiet die Fülle des natürlichen Lebens mit der Freiheit des sittlichen Lebens zu vereinigen, dies ist das Ziel aller Erziehung. Das Spiel des Kindes, das Schaffen des Künstlers, die Körperbewegungen — vor allem der Tanz — wo die mühsame Einübung zu einer zweiten Natur, einer spielenden lusterfüllten Leichtigkeit wird, sie alle sind Vorbilder dieser schließlichen Einheit. Erst mit dem Spiel beginnt der Mensch, und er ist immer am meisten Mensch, wenn er spielt oder künstlerisch schafft. Denn da wirken alle seine Fähigkeiten als ein ganzes, ein in sich abgegrenztes, nicht auf andere Ziele gerichtetes Sein, mit einem Wort: als Selbstzweck. Der schließliche, harmonische Zustand wird darum der ästhetische sein, wo alle menschlichen Kräfte frei und harmonisch wirken, ohne daß eine vorherrschend ist oder durch den Zwang der äußeren Bedürfnisse in Bewegung gesetzt wird. Dieses freie, gemeinsame Spiel aller Kräfte ist, wo es auch hervortreten mag, das höchste Mittel, eine vollkommene Kultur zu fördern, und eine solche Kultur ist das höchste Ziel für die Menschheit.

Schiller spricht hier ebensosehr in Goethes wie in seinem eigenen Geist. In demselben Geiste suchte Otto Ludwig dann in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts das Bewußtsein dafür zu erwecken, daß man die Schule, die Gesellschaft und die Kunst alle so behandelte, daß sie nicht ein Werkzeug für die Einheit der Persönlichkeit, sondern für ihre Zerstückelung werden. Er wies nach, daß nichts anderes helfen könne, als wenn man in der Erziehung wie im Gesellschaftsleben und in der Kunst einzusehen anfange, daß Einheitlichkeit des Menschenwesens das Ziel ist. Soll der Mensch sich mit dem Leben versöhnen können, so tut eine ganz neue Weise, es zu leben not, ein Leben, wo die Schönheit eine ebenso unbedingte Voraussetzung für das Atmen der Seele ist, wie die Luft für das des Körpers, und nicht nur Schönheit im äußeren Sinn, sondern im inneren organischen, in der ganzen Lebensgestaltung. Eine solche Schönheit muß auf allen Gebieten sowohl Erziehungsmittel wie Ziel für die Menschheit werden, nur so kann sie schließlich als ein in sich harmonisches Ganzes auferbaut dastehen. Für Malwida von Meysenbug, die große Ausüberin der Lebenskunst in eben dem Stil, den Goethe geprägt, und in dem Otto Ludwig den Begriff gebraucht hat, waren schon in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts diese Gedanken lebengestaltend. Ihr Freund Wagner, sowie ihr Freund Nietzsche, ebenso wie der früh verstorbene H. von Stein (Hauslehrer bei Wagner); Hebbel und noch andere ältere und jüngere deutsche Dichter-Denker, haben den Begriff der Lebenskunst in ähnlicher Weise aufgefaßt. Und sehr zutreffend hat Lamprecht dargelegt, daß das

Humanitätsideal Lessings und der natürlichen Religion, Leibniz' „Selbstvervollkommnungsgedanke", Goethes „Selbstkultur", Schleiermachers „Selbstdarstellung", Nietzsches „Übermensch" nur verschiedene Worte für den größten Einsatz des germanischen Geistes in die Weltkultur sind: Die Persönlichkeitsempfindung, der Individualismus, endlich als ethisch-ästhetische Selbstschöpfung aufgefaßt.

Während die Wiedererweckung der Seele, die sich in der Literatur Englands im 18. Jahrhundert vollzogen hat, tief auf Goethe einwirkte, ergriff wieder durch ihn und die Romantik der Begriff der Lebenskunst anglo-amerikanische Geister. Shelley und Landor setzten den Begriff in ihren Träumen einer Gesellschaftsvervollkommnung um, ebenso wie dies später Ruskin und W. Morris taten. Aber keiner verlor dabei den Seelenzustand aus dem Auge, ja, Landors schönste Werke sind gerade Schilderungen von Menschenseelen in verschiedenen Schönheitszuständen, und eines von Shelleys wunderbarsten Gedichten ist der Gesang an die seelische Schönheit. Später erhält Ruskins Verkündigung ihre Leidenschaft aus seinem flammenden Glauben an die Möglichkeit der Schönheitsvervollkommnung des Ganzen, dadurch, daß jeder einzelne zuerst seine eigene Seele vervollkommne, denn ohne das ist alle gesellschaftliche Umgestaltung fruchtlos. Ruskin gab freilich nicht den endgültigen Bauplan für die Gesellschaft — und wer könnte dies? — aber seine Flammenzunge brannte der Mitwelt das zwiefache Bewußtsein ein: so wie die Steine und die Baupläne sind, so wird das Gebäude; mit unehrlichem Material oder schlechtem Grundplan für ein Werk oder ein Leben kann nicht einmal das Genie einen echten Schönheitswert schaffen. Nur wenn jeder Stein tadellos ist, wenn Zielbewußtheit das Schaffen unseres Werkes, unserer Gesellschaft leitet, dann können wir Zustände erreichen, in denen „die dann Lebenden die weitestgehenden Utopien der Gegenwart als veraltete Wirklichkeiten betrachten werden".

Carlyle hatte von Goethe soviel aufgenommen, als seine herbe und wilde schottische Seele von der apollinischen Lichtflut aufnehmen konnte. Mit Goethe teilte er Spinozas Überzeugung, daß es die erste Pflicht des Menschen ist, die innerste Eigenart seines persönlichen Lebens, sein Ursprüngliches und einzig Dastehendes zu bewahren. Mit Goethe fühlte er, daß unser Unbewußtes, der dunkle Urgrund aller großen Kräfte Quell ist. Hier fällt beider Anschauung mit der der Romantik zusammen, und jemand hat treffend gesagt, daß dieselbe Liebe, die die Romantik auf Grund dessen den problematischen Naturen entgegenbringt, Carlyle dem Helden entgegenbrachte, der für ihn die vollste Offenbarung der aus diesem dunkeln Grunde quellenden Energie war. Die geniale Eingebung, die „Wiedergeburt", all das wunderbare, unerklärte, scheinbar grundlose, das unbewußte, geheimnisvolle Werk der Natur selbst, war für ihn das Schaffende, das Göttliche im Dasein. Darum mußte man den Helden und den Genius anbeten; darum mußten nur sie Führer werden, denn nur sie können es sein, nur sie können für die übrigen das Leben zum Märchen und zur Poesie machen. Doch er traute nicht nur dem Helden diese „Magie der Handlung" zu; nein, die Macht des Mutes und des Willens, die Wagefreudigkeit des Herzens könnte aus jedem Tage und unter allen Verhält-

nissen etwas Großes machen, wenn jeder fühlte, daß das Erdenleben heute ist. Nicht also nur die Ausnahmsnatur, sondern alle Persönlichkeit war für Carlyle eine unsichtbare, unerschöpfliche, „unvernünftige" Wirklichkeit, die die Klugheit der sogenannten „wirklichen Welt" zu Torheit macht, ja, der es nicht selten gelingt, einen Teil dieser Torheit in Weisheit umzuwandeln. In gesteigertem Grade besaß Nietzsche dieselbe Liebe zu dem großen Naturschauspiel, das der starke Mensch, der schaffende Geist bietet durch seine Macht und seine Lust, „seine Hand auf Jahrhunderte wie auf Wachs zu drücken". Wie Carlyle wird er nicht von dem Gesetzmäßigen ergriffen, sondern von seiner scheinbaren Aufhebung, dem Durchbruch, wo der große Mensch — anscheinend unabhängig von seiner Zeit und seinem Volke — als Leiter, Vorbild, Schöpfer hervortritt. Aber nur durch seinen Blick für die veredelte Elternschaft zeigt Nietzsche, daß er weiß, daß mehr als der Wille zum Übermenschen notwendig ist, damit dieser Wirklichkeit werde. In diesem Falle tiefer als Nietzsche verkündet Carlyle, daß der Held nur das leistet, was die vielen auszuführen oder zu erreichen wünschen; daß er die verborgenen Gedanken der Zeit und des Daseins findet, sie in Worten und Handlungen verkündet und so das Menschengeschlecht weiterführt; daß es wünschenswert ist, daß alle Helden werden, denn „auch die Helden erreichen mit Schwachen nichts; und nur, wer in seiner eigenen Natur einen Zug der Größe hat, kann große Menschen anbeten oder von ihnen lernen . . . ."

Auch für Carlyles Freund, Emerson, war die Frage aller Fragen die Vergrößerung der Seele, die Machtausübung der Seele. In noch höherem Grad als Carlyle wurde Emerson ein unmittelbarer Lehrer der Mittel, durch die dies erreicht werden kann, mit einem Wort ein Lehrer der Lebensweisheit. Ja, man kann sagen, daß Emerson einer der Kirchenväter der Religion ist, deren Stifter Goethe war. Er hat in dieser Hinsicht mehr als einen bedeutenden Schüler in seinem eignen Volke gefunden, z. B. Thoreau, der dadurch, daß er die Lebensvereinfachung als einen wichtigen Teil der Lebenskunst betonte, eine besondere Bedeutung gewonnen hat. Whitman ist der Verkünder der Lebensfülle, der Lebensberauschung, und damit auch ein Typus einer wesentlichen Seite der Lebenskunst. Ein in Emersons Geist wirkender war Canning, dessen kleine Schrift über „Selfculture" in leichter zugänglicher Form als Emersons Essays ähnliche Ratschläge für die Selbstentwicklung gibt. Beide sehen diese als einen Teil der Notwendigkeit. Denn es ist ein Gesetz der Seele, daß die Seele „sich auf sich selbst wenden kann, sich ihrer Handlungen erinnern, ihre augenblicklichen Lebensäußerungen beobachten, ihre verschiedenen Anlagen und Neigungen bewerten", und geleitet von ihrer Erkenntnis, was sie ist, den Weg zu dem, was sie werden will, wählen und finden kann. Dieser Wille ist auch für sie wie für Ruskin und Carlyle die schaffende Macht. Die Wirkung der Selbstkultur ist eine steigende Entwicklung, mit anderen Worten ein gesteigertes Leben, ein gesünderes, größeres, wahreres Leben, durch ein wachsendes Gefühl der Einheit mit dem Dasein und durch die Gesamtanschauung desselben. Denn Selbstkultur bedeutet nicht nur Entwicklung gewisser unserer

Kräfte. Es bedeutet, daß alle großen Lebensmöglichkeiten gleichzeitig befreit werden und wachsen, eine Befreiung und ein Wachstum, das zugleich die Lebensfülle des Denkens, des Fühlens und des Wollens erhöht. Jeder ist sein eigenes Ziel und hat daher die Pflicht, das größte Maß von so gesteigertem Leben, mit anderen Worten, das Glück, zu erstreben.

Wer es lernt, die Schönheit zu sehen, die überall vorhanden ist, der besitzt Erde, Meere und Himmel, während der Nichtsehende in Blindheit oder Gefangenschaft lebt. Wer sich nur von einem einzigen großen Gedanken oder Geist stark ergreifen läßt, hat dadurch den Funken empfangen, der seine Seele zur Flamme machen wird. Denn ein kräftiger Geist wird von einigen lebenskräftigen Gedanken gebildet, nicht durch eine Mannigfaltigkeit von Kenntnissen. Wer sich stets aufmerksam für Beobachtung, empfänglich für Erfahrung erhält, wird mit derselben Notwendigkeit seine niedrigen Begriffe auflösen und sich höhere bilden müssen, mit der eine chemische Kraft die Vereinigungen der Stoffe auflöst und neue bildet. Wer von großen Gedanken ergriffen worden ist, hat damit einen Meißel empfangen, mit dem sein Wille seine Persönlichkeit bearbeiten kann. Eine solche veredelnde Wirkung hat auch jede gut gemachte Arbeit, und mit jeder solchen steigt die Unlust über das Fahrlässige, die Lust durch das Vervollkommnete. Mit anderen Worten: in demselben Maße, in dem die Seele mit der Hand zusammenarbeitet, steigt das Arbeitsglück, und der glücklichste Arbeiter wird folglich auch der wertvollste sein. Wer seine Lebenssteigerung als Selbstzweck ansieht, kann in jeder Lage wachsen, aber bekämpft doch jeden Zustand, wo ein Übermaß an Arbeit oder an Genuß die Schönheit der Lebenshaltung verringert. Denn der entwickelte, seelenvolle, d. h. einheitlich empfindende Mensch fühlt, wie in seiner eigenen Seele alle Seelen leben, weil alles Leben im Innersten zusammenfließt. Er weiß, daß die größten Denker ihm nur das erklären konnten, was schon in der Tiefe seiner eigenen Seele war, ebenso wie er weiß, daß die Tat des Verbrechers ihn selbst nicht ganz unberührt lassen kann. Aber weiß er sich unauflöslich von dem Ganzen abhängig, so weiß er sich auch im Besitz einer unmittelbaren Kraft — mag er sie nun Wille oder Gewissen oder Instinkt oder Intuition nennen — durch die er seinem eigenen Leben und dem Leben um sich immer mehr Sinn geben und stolz und stark als „ein ewiges Ja durch die Welt" gehen kann.

Dies ist Ruskins wie Carlyles, Emersons wie Cannings Anschauung über die Möglichkeit und die Mittel der Selbstkultur. Gemäß der besonderen Form, die das angelsächsische — wie das nordische — Naturell dem Individualismus gegeben hat, betonen sie die schaffende Macht des Willens und Handelns am stärksten. Die Deutschen hingegen — bei denen das Allgefühl, die Erotik, die Naturversunkenheit, das Stimmungsleben, das Einsamkeitsbedürfnis, das Gemüt, stärker hervortritt — fühlen auch stärker die Bedeutung dieser Elemente für die Evolution der Seele. Und viel näher den Deutschen als den Angelsachsen steht in dieser Beziehung der flammende Poet der Seelenvollheit — Rousseau. Wie bei Nietzsche werden auch Rousseaus Gedanken aus der Hingerissenheit oder dem Groll

geboren; wie für Goethe ist für Rousseau die Ursprungstiefe — die Natur — aller Kräfte Quell. Und die Bestimmung, die Höffding von Rousseaus Meinung über die Kultur gibt: „daß alle Kultur, die sich in einem harmonischen Verhältnis zu den Bedürfnissen und Anlagen des Menschen entwickelt — und darum mit Selbstständigkeit und durch Selbsttätigkeit — gesund ist", deckt sich auch mit Goethes Kulturbegriff. Aber während Rousseau in seinem eigenen Leben stets der Romantiker verblieb, der abenteuersuchende und zu Fuß wandernde Naturanbeter, der unberechenbare, von plötzlichen Eingebungen geleitete Allesversucher, der leidenschaftliche Liebhaber der Freiheit — aber einer Freiheit, die nur Ungebundenheit, nicht Selbstbefreiung bedeutet — wurde sein größter Schüler das große Vorbild in der Kunst der Selbstbefreiung, mit anderen Worten: des Lebens. Und der Zug, der schon als die Größe der Romantik hervorgehoben wurde — die Lebensberauschung, die Lebensandacht, der Lebensglaube, der unerschöpfliche Quell der Sympathie und Begeisterung, die Tiefe des Stimmungslebens, die Wärme der Innigkeit, dieser ganze Seelenzustand, den man mit einem einzigen Wort Religiosität nennen kann und der die Religionen schafft — während die Theologen meinen, daß er von den Religionen geschaffen wird — mit einem Worte der Zustand der Seelenvollheit war im höchsten Grade der Rousseaus. Daß sein Quell weder bei ihm noch bei den Romantikern für eine persönliche Lebenskunst ausgenützt wurde, kam nicht daher, daß sie die Bedeutung einer solchen nicht erkannt hätten. Nein, man kann die ganze schriftstellerische Produktion Rousseaus eine einzige Verkündigung derselben nennen, denn er hebt immer hervor, daß die große ungeteilte Kraft des Lebens — die er bald Instinkt, bald Gefühl, Genie, Naivetät, Natur, die schöne Seele nennt — der große Wert ist, den es zu bewahren gilt, während die Kultur, die durch soziale und psychologische Arbeitsteilung diese Einheit zersplittert, die große Lebensgefahr für die Seele ist. Und nichts ist wahrer, als daß Rousseau, als er das unmittelbare Lebensgefühl, die Glückseligkeit im Augenblick, die Ganzheitsempfindung, die die Natur mitteilt, wieder entdeckte, die Mystik verweltlichte, die das Mittelalter in der Klosterzelle hegte und sie als den Quell der Erneuerung in allen Verhältnissen des Lebens bewies. Dieser Quell hat sich von Rousseau an bis zu dem großen, fruchtbarkeitsbringenden Flußsystem in dem Seelenleben des modernen Europas verzweigt. Er wie Spinoza wußte, daß der Grundtrieb der Natur der ist, daß jeder sich selbst bewahren und behaupten, sich selbst nach seinen Möglichkeiten voll und ganz ausleben will. Und so wurde er der Verkünder des Individualismus in Beziehung auf die Liebe, die Erziehung, die Gesellschaftsgestaltung, weil er wußte, daß nur auf diesem Wege eine im großen und ganzen verwirklichte Lebensharmonie möglich wird. Seine eigenen tiefsten Leiden kamen von dem krassen Gegensatz zwischen dem Bilde, das seine flammende Einbildungskraft sich von einer Welt in verwirklichter Schönheit geschaffen, und der lügnerischen Oberfläche der ihn umgebenden Verhältnisse. Das Erdbeben, das seine innere Glut hervorrief, riß in dieser Oberfläche die Furche auf, durch die dann die ewige Qual der Jugend geströmt ist, als Dichtungen in

Worten oder als Dichtungen in Taten: die Qual machtlos mit seinen Idealen in einer Welt zu stehen, in der das ganze Volk Ehrfurcht vor den Idealen heuchelt, die es täglich begräbt. Nach Rousseau kamen andere französische Denker, bei denen der Begriff der Lebenskunst sich mehr auf den sozialen als den individualistischen Gesichtspunkt stützt. Von St. Simon und seinem Schüler Conet bis Guyeau ist die Soziologie — das von Comte geschaffene Wort für den Begriff, den Guyeau den bezeichnendsten unserer Zeit nennt — von Frankreichs größten Geistern mehr oder weniger bewußt als eine auf das Gesellschaftsleben angewandte Kunst aufgefaßt worden. George Sand, Viktor Hugo, Renan und viele andere, alle hatten sie die strahlende Hoffnung auf eine schließlich verwirklichte Lebensharmonie, eine schöne und gesunde Gesellschaftsordnung, die eine gesunde und schöne Sittlichkeit ermöglichen soll. Zolas Glut ist von derselben Hoffnung genährt, sein ganzer „Utilitarismus" ist im Innersten Schönheitsleidenschaft, sowie Anatole France durch die Schönheitsleidenschaft für die Bedeutung der Gesellschaftsfragen erweckt wurde, während Maeterlinck und Laforgue ebenso wie Pater und Jefferies, der Amerikaner W. James und andere jüngere Franzosen, Engländer und Deutsche vor allem die Vergrößerung und Verfeinerung der eigenen Seele betonen. Und was war Mazzini wenn nicht ein von der Idee der Gesellschaftsschönheit Berauschter? Worin besteht seine fortlebende Macht, wenn nicht darin, daß er in dieser Beziehung mit dem Besten in der italienischen Volksseele zusammenklingt? Die Menschheit kann weder den germanisch-individualistischen, noch den romanisch-sozialen Standpunkt missen, wenn die Lebenskunst des einzelnen und die Gesellschaftskunst im ganzen eine wirkliche Steigerung der Seele herbeiführen sollen. Ebensowenig können die Offenbarungen der russischen Dichter entbehrt werden, Offenbarungen wunderbarer, neuer, großer Seelenzustände. Aber man muß an dem Wegkreuz vorübergehen, das dorthin weist, wo Tolstoi die Lösung der Lebenskunst gefunden: das Armenhaus!

Hier wie überall, wo sie echt ist, ist die Lebenskunst Religion geworden. Und das ist ihr Endziel. Seelenvollheit ist nur ein anderer Name für Religiosität.



Diese kurze Übersicht, aus der so viel ausgeschlossen werden mußte, bringt doch genug, um zu zeigen, wie lange schon Weitblickende die Notwendigkeit einer Gesellschafts- und Lebenskunst empfunden haben. Was in unserer Zeit diese Fragen unserem Bewußtsein nähergebracht hat, ist, daß man anfängt, die Techniken dieser Künste zu vervollkommnen oder neu zu gestalten; daß Soziologie und Psychologie vollkommen erneuerte Begriffe geworden sind; daß eine Gesellschaftskunst wie eine Lebenskunst uns nicht mehr als entfernte Möglichkeiten vorschweben, sondern daß man im Gegenteil rings in der Welt anfängt, Mittel zu ihrer Verwirklichung zu finden. Nur flüchtig anzudeuten, was auf diesem Gebiete geschehen ist und geschieht, würde ein Buch für sich erfordern. Im folgenden wird daher nur eine kurze Zusammenfassung der seelischen Gesundheitslehre der Dänen Fejlberg und Lambek gegeben, eine vollkommen freie und unsystematische Zusammenfassung, bei der der theoretische Beweis ganz bei Seite gelassen wird.

Indem sie die Grundgesetze des physischen Lebens auf das Seelenleben anwenden, stellen sie fest, daß freie oder gehemmte Bewegung, reiche oder dürftige Nahrung auf das Wachstum und die Gesundheit der Seele dieselbe Wirkung hat, wie auf die des Körpers; daß es folglich ebenso möglich wie notwendig ist, daß auch die Seele ihre Prophylaxe und Hygiene erhalte. Ebenso wie die Lebensvollheit des Körpers von seiner eigenen organischen Energieproduktion und seinem Verbrauch abhängt, so auch die der Seele; für beide ist die Selbstproduktion die Bedingung des Lebens, und das erste Gebot der Seelenlehre lautet darum: „Du sollst leben." So wie unsere Vernunft keine unmittelbare Wirkung auf den Lebensverlauf des Körpers hat, sondern nur dahin wirken kann, Hindernisse der Bewegung zu beheben und Nahrung zuzuführen, so hat die Vernunft auch für das Leben der Seele nur eine ordnende Aufgabe, während dieses Leben selbst in und mit der ursprünglichen instinktiven, vegetativen Seelenarbeit vor sich geht. Nur wenn die Seele offen, empfänglich, beweglich erhalten wird, wenn sie die Energie, die sie selbst hervorbringt, in klare Gedanken, in volle Gefühle umsetzt, lebt und wächst sie. Das menschliche Seelenleben wird von dem Trieb zu einer immer größeren und größeren Energieentwicklung, oder besser ausgedrückt: zu seelischer Fülle, beherrscht und geformt. Die Menschen in ihrem geistigen Energieverbrauch zu leiten ist die einzige wirkliche Aufgabe der Seelenkultur; alles andere kann zu ungesunder Selbstbetrachtung führen, aber die Selbstbeobachtung, die auf die Energieverschiedenheiten gerichtet ist, kann unmittelbar in Leben umgesetzt werden. Das ganze Dasein ist jetzt auf die Zerstörung der Bedingungen für das Eigenleben der Seele gerichtet. Die Bedingungen sind Ruhe und Offenheit. Ruhe, in dem unabgeschlossenen, stimmungsreichen Zustand zu bleiben, in dem alle ihre Möglichkeitswerte wachsen können; Offenheit für alle die Eindrücke und Seelenbewegungen, durch die die geistige Nahrung erhalten wird, und Raum, sich bis zur äußersten Grenze dieser Möglichkeiten zu erstrecken. So bekommen alle Seelenbewegungen Fülle und Schwung, Stärke und Spannkraft. Man lebt ein Eigenleben. Ein solches Leben hat das Tier im Walde, das Kind im Spiele. Sie sammeln sich um ihre Wesentlichkeit, sie leben voll und ganz das Leben des Augenblicks. Dann wird das Kind von der Schule ergriffen, und für ein Eigenleben ist weder Ruhe noch Offenheit mehr da; das Kind und der junge Mensch werden mit dem vollgestopft, was sie brauchen, um ein halbes Jahr vor einem andern einen Broterwerb zu ergattern. So werden schon die Jugendjahre ein Sichrackern um Stellen und Geld, denn daß das Leben vor allem gelebt werden sollte — das sagt ihnen weder der Laie noch der Gelehrte. Die Gelehrsamkeit weiß nichts davon, daß das Leben gelebt werden muß und wird in der Regel der intelligente Tod für die Seele. Vor allem ist dies auf den höchsten Gebieten der Fall, den Gebieten des Denkens und der Religion. Die in logische Bahnen geleiteten Gedankensysteme werden bettelarm und kurzlebig; die von theologischen Fakultäten, der Staatskirche und der Schule unterhaltene „Religion" ist religionsparodistisch. Denn die Offenheit der Seele, ihr fließender Zustand, nicht ihre Ver-

stopfung mit gewissen Begriffen, ihr Erstarren in gewissen Lehren ist die Lebensbedingung der Religiosität.

Ein Gedanke, ein Gefühl, eine Stimmung, eine Handlung wird immer nur in dem Maße reich, in dem wir uns ihnen mit unmittelbarer Hingebung geben; schon der Gedanke „Ich denke" lähmt das Denken, nur der unabsichtlich kommende Gedanke hat Erdreich für seine Wurzel. Eine ähnliche Wirkung übt die Bewußtheit auf die Lebenskraft des Gefühls, der Stimmung und der Handlung aus. Frisch und fein wird die Seele nur durch die vollständige Hingabe an die Spannung des Augenblicks, an seine schaffende Stärke; durch diese Hingabe entstehen die feinen Schwingungen der Stimmung, der freie Strom der Seelenbewegung, die innerliche Sachlichkeit, die das Charakteristische des Eigenlebens im Werk und in der Ruhe ist. So setzt das innere Ich immer mehr Kern an. Die Seele bewahrt sich lebend, d. h. wachsend durch ihre Regungen. Nur diese halten ihre Kräfte aufrecht. Aber nicht die bewußten, absichtlichen Bewegungen: alles wessen man sich „befleißt", die Gedanken, Gefühle, Stimmungen, Schönheitseindrücke, die man absichtlich hervorbringen will, werden mager; die Lebenskunst, die sich darauf richtet, verbleibt stets unfruchtbar. Die Frage der Persönlichkeit ist ein seelisches Wachstumproblem. Die seelische Organisation des Menschen birgt mindestens ebenso viele Möglichkeiten verschiedener Gestaltungen, wie die körperliche. Doch nur, wenn ein Mensch sich ausleben kann, wachsen Kräfte und Anlagen. Die Jugend zwischen fünfzehn und fünfundzwanzig Jahren sollte auf Versuch leben, ihre Lebensproben machen, alle Arten von Erfahrungen sammeln dürfen. Jetzt sieht man nur eine verkümmerte Individualitätsentwicklung, mit anderen Worten: ein dürftiges Seelenleben, weil die Jugend in diesem einzigen Notwendigen behindert wird. Für niemanden, am allerwenigsten für die Jugend, ist Friede der Lebenszweck. Nur wer wandern kann und will, wer stets geistige Frische zum Handeln, zur Beobachtung oder zum Denken hat, wird in alle Unendlichkeit neuen Stoff schöpfen, sein geistiges Erdreich umgraben und so seine eigene Seele in jedem Alter lebendig bewahren können.

Die Arbeit — wenn sie nicht zu schwer oder zu einförmig ist — ist eine der Lebensquellen der Seele, die Amtsmäßigkeit hingegen ihre häufigste Todesursache. Unsere ganze Gesellschaftsordnung schafft die „bürgerliche Kühle", die amtliche Strammheit, den Alltagskreislauf, der der Gegensatz zum nichteingestellten, dem offenen und fruchtbaren, von Möglichkeitswerten überquellenden Seelenzustand ist. Auf dem Gebiet der Arbeit hält man an gewissen, alles Neue ausschließenden Mitteln und Methoden fest; was entsteht, das sind nur Fleißwerte; alles was geschieht, geschieht auf Kommando. Überall herrscht die Halbbildung; deren ausgesprochenstes Zeichen das Fehlen der geistigen Geschmeidigkeit ist, das Zeichen, das sie mit dem Wahnsinnigen und dem Selbstmörder gemein hat, während der seelische Reichtum und die Kultur stets im umgekehrten Verhältnis zu dieser geistigen Verknöcherung stehen. Und was ist die Amtsmäßigkeit anderes als eine Form von Wahnsinn und Selbstmord, ein seelisch abgeschlossener Zustand, ohne

weitere Möglichkeitswerte? Der Gelehrsamkeits- oder Amts- oder Berufsmensch ist nicht mehr wach und weit, harrend und empfangend. In der Jugend war er es noch, aber er hat „Persönlichkeit" errungen, nicht durch Lebensversuche, sondern durch Fleiß, Pflichttreue und bürgerliche Tüchtigkeit. Er ahnt nicht, was die Jugend sieht: daß er es auf Kosten von allem getan hat, was seiner Seele Leben und Wachstum gab. Daß er sich alles angelegen sein ließ, außer dem einzigen, was not tut: seine Seelenkraft zu bewahren, um immer mehr Seelenkraft in Form von Ideen, Eingebungen, Eindrücken, Innigkeit auszulösen — alles dies, was allein Seelenleben ist und rings um sich Seelenleben hervorruft. Und dies wird sich Generation für Generation wiederholen, bis man einsieht, daß das ganze Leben auf das eine Notwendige gerichtet werden muß: gelebt zu werden. Lahme Motive, verkrüppelte Bewegungen, erstarrte Gedanken, versumpfte Gefühle, mit einem Wort: ein halbes Leben herrscht auf allen Gebieten. Uneigentlichkeit, Unwesentlichkeit, Unwirklichkeit treten uns überall entgegen. So sieht z. B. der Gebildete ein, daß Gesellschaftslärm und Treiben schlechte geistige Haushaltung ist, nicht aber, daß alles Gesellschaftsleben in den meisten Fällen darauf herauskommt. Gewiß können Gespräche die Bewegungskraft der Seele befreien und bereichern, aber in der Regel zwingen sie nur unreife Augenblicksmeinungen hervor, die unfähig sind, im Leben zur Verwirklichung zu führen. Oder man bekommt nach gegebenen Mustern gebildete Meinungen und Vorurteile, die in der Seele den wirklichen Meinungen den Platz wegnehmen. Diese wachsen — unter täglichem stillen Nachdenken — aus dem Kern der Persönlichkeit. Nur die Gedanken, die so aus der Tiefe unseres Wesens gekommen sind, haben Wirklichkeitsbetonung und sind daran zu erkennen, daß sie sich in Wirklichkeit umsetzen. Sie sind berauschend wie Liebesgedanken; ihr Wesen ist Wille; sie sind lebendig und beweglich und geben all dem in der Seele Raum, das schwellendes Wachstum, Vorwärtsschreiten, Werden ist. Durch den Umgang mit anderen und „die Arbeit für andere" töten die Menschen unserer Zeit mit Gewissensruhe ihre Seele. Dieser ganze Wettlauf nach Gesellschaftsfunktionen ist ein gekünsteltes Kraftaufgebot, eine Rastlosigkeit, die zeigt, daß es der Seele an Sammlung und Zusammenhang gebricht; der Eifer, an allem teilzunehmen, bewirkt Überfüllung und ist der Gegensatz zu der Offenheit, durch die die Seele wächst. Die Lebenskunst oder die seelische Gesundheitslehre mündet in die Frage von den seelischen Raumverhältnissen. Je mehr Raum in der Seele für Gedanken, Gefühle, Eindrücke, Stimmungen — und für deren Regungen — ist, desto mehr Leben. Aber Raum wird nur durch Konzentration gewonnen. Alle echte Wissenschaft und echte Kunst arbeitet für die größte Geistesfülle, für einen solchen Aufbau von Eindrücken, Gedanken, Gefühlen und Stimmungen, daß sie so wenig Raum als möglich einnehmen.

Je mehr unklare Gedanken, leichtfertige Meinungen, schlaffe Eindrücke, seichte Gefühle in einer Seele sind, desto weniger Platz ist da, desto weniger Ruhe und Offenheit, mit anderen Worten: desto schwächeres Leben.

Durch die Übung seines ordnenden Gedankens, seiner Aufmerksamkeitsstärke kann jeder immer mehr seelischen Platz für das Wesentliche schaffen, das Abgeschlossene beiseite räumen, sich ganz auf das Gegenwärtige konzentrieren. Nur die ganz bei dem sind, wobei sie eben sind — denken, was sie denken, fühlen was sie fühlen, sehen, was sie sehen — mit einem Wort: die sowohl zu Dingen wie Gedanken in ein unmittelbares Verhältnis treten, die in jedem Augenblick voll gegenwärtig sind, nur bei diesen wird Denken wie Fühlen, Wille wie Stimmung, gesättigt und mächtig. Nur wenn die Sinne die Ruhe und das Recht haben, ihre Beobachtungen zu genießen, wird diese stimmungskräftig und geordnet. Die Ruhe ist nicht nur die Hälfte allen Genusses und allen Glückes, sondern auch aller Stärke und Größe. Und während der moderne Mensch, dieser Grundgesetze uneingedenk, als Weltverbesserer herumläuft, sinkt er täglich selbst an Wert, nur weil er niemals in dem Seienden verweilt, um es wirklich zu erleben. Und doch ist das Wirklichkeitsbetonte der einzige große Reichtum des Lebens. Wenn eine gehörte oder gelesene Wahrheit zum erstenmal lebendig, d. h. erlebt wird, steigt die Bedeutung des Lebens in so hohem Grad, daß der junge Mensch es nie vergißt, wann er sich zum erstenmal sagte: Dies ist also der „Schmerz" oder die „Liebe", von denen die Erfahrenen gesprochen haben, und von denen wir jetzt wissen, daß wir nichts wußten. Aber die meisten finden nie eine erhöhte Wirklichkeit, nur eine erhöhte Wirksamkeit, sie erfahren nichts, denn sie fahren an allem mit dem Eilzug vorüber. Die Augenblicke, in denen nichts Gemeinnütziges geschieht, sehen sie als verloren an; das eigene Glück soll in der Arbeit für Andere gesucht, der Augenblick für die Zukunft, das Ich für das Ganze geopfert werden — das ist die Form des Wahnsinns und Selbstmords, die jetzt rast. Daß das Gefühls- und Stimmungsleben die allergrößten Werte birgt, daß darin nicht nur das eigene Glück eingeschlossen liegt, sondern die seelische Fülle, die stärkende Ruhe, die schöne Unmittelbarkeit — mit einem Worte: alles, was uns wirklich zu geistigen Reichtümern für andere macht, — dies ahnen diese Atemlosen der Gemeinnützigkeit nicht, die trotz ihrer beständigen Bewegung ebenso geistig eingefroren und unbeweglich sind, wie die Massen, die sie in Bewegung zu setzen suchen. Bei Führern wie Geführten sind mit einem Wort die Fortschrittsgedanken nicht von Seelenleben erfüllt. Darum haben sie auch nicht die Kraft des Wachstums, die die einzige wirkliche Sprengkraft gegenüber dem Bestehenden ist. Die jetzige Verarmung des Seelenlebens zeigt das vollständige Fehlen einer seelischen Ökonomie. Eine solche ahnt man jetzt nur im Zusammenhang mit dem Christentum, das freilich Rat für kranke und arme Seelen gewußt hat, aber nur einen und denselben Rat, wo man doch vieler bedürfte. In der Überzeugung, in der Religion hinreichende seelische Nahrung zu haben, hat man in der tiefsten Unkenntnis der Naturgesetze der Seele gelebt; in der Gewißheit, daß die Seele „ein ewiges und unvergängliches Wesen" sei, hat man sein eigenes Seelenleben zerstört und das seiner Kinder dem Untergange nahe gebracht. Die Menschheit ist in ihrer eigentlichsten Lebensfrage — der Seelenlebensfrage — unwissender als

in Bezug auf Viehzucht, und der Tierschutz ist ausgezeichnet verglichen mit dem Seelenschutz.

Erst wenn die Psychophysik die Grundlage wird, auf der Ethik wie Soziologie, die Lebensgestaltung des einzelnen und die Gesellschaftsgestaltung sich aufbauen, kann die Menschheit anfangen, vorwärts zu schreiten, anstatt daß jede Generation — wie jetzt — den Kreislauf auf einer etwas höheren Stufe vollzieht. Mitten in all ihrer „Kultur" sind die Menschen in ihrer vollkommenen Unwissenheit über die seelische Naturlehre wie über die praktische Lebenslehre, die sich auf der ersteren aufbauen muß, geistige Kannibalen geblieben. Man ahnt noch nicht einmal das Grundgesetz des Lebens der Seele, das Gesetz, das man doch auf dem Gebiet des Physischen einsieht: daß ohne Ausgaben an Seele keine Einkünfte an Seele gewonnen werden können; daß, je kräftiger der Verbrauch ist, desto mehr Energie geschaffen wird; daß auch in der Seele ein Kampf um die Nahrung entsteht, und daß die starke, volle, klare lustbetonte Seelenbewegung, die schwachen, unklaren, mageren, unlustigen Seelenbewegungen besiegen kann, denen man jetzt gestattet, den Platz der ersteren einzunehmen. Wenn wir seelisch so kultiviert sind, daß wir z. B. alle Unbedeutendheiten vornehm behandeln, eine Menge äußerer Dinge — z. B. die politische Arbeit — die im jetzigen Zustand die Seele mit Unwesentlichkeiten und Sorgen um Nichtigkeiten erfüllt, rasch abtun, wenn wir einsehen, daß antipathische Gefühle schlechter seelischer Haushalt sind, weil sie die Kräfte zersplittern und die Lebensquellen austrocknen, während das Glück die Seele gut, weit und lebendig macht; dann erkennen wir auch, daß das Geheimnis des Glückes wie das der Lebenskunst ganz einfach darin besteht, unseren Seelenkräften so viel Auswege als möglich zu schaffen, und bei Zeiten eine Kraftproduktion der Seele zu verhindern, die nur unvollständigen Ausfluß gewinnt. Denn die Seele voll ausstrecken zu können, das ist die gesunde und die glückliche Seelenlage, und die Leiden, die dies mit sich bringen kann, sind ihren Preis wert. Der Mangel an Wirklichkeitsvertrauen ist bei jedem einzelnen das Hindernis für das Wachstum der Seele, in der Gesellschaft entstehen die Hindernisse durch jene Blindheit gegen die Seelenwerte, die sich sowohl in der Erziehung wie in Staats- und Gesellschaftsleben zeigt. Das Rechtsgefühl muß umgestaltet werden, so daß wir das Verbrecherische all der lebenshemmenden Einflüsse erkennen, durch die Menschen von den ersten Kindheitsjahren an gegenseitig ihr geistiges Wachstum vernichten oder hemmen, z. B. Lebenszweifel in eine Seele streuen, ist schlimmer als wenn wir das Haus dieses Menschen anzünden; ihn zum Hasse zu zwingen schlimmer als seine Kasse zu bestehlen. Mit einem Worte: alles Eigenleben, alle Schaffenskraft, alle Arbeitsfreude bewahren solange ihre Frische, als der einzelne die Ruhe und Offenheit bewahrt, die die Seelenkraft erneuert. Keine Einförmigkeit des Lebens kann dann die Lebensquellen austrocknen oder die Energieproduktion hemmen. Die Erlebnisse, die tief sind, die ihre volle Farbe vom Augenblicke bekommen haben, können sich immer wieder von neuem wiederholen; ohne ihre Frische einzubüßen. Und das Mittel, damit die Seele ihre Weite

und Wärme bewahre, besteht darin, sich nahe den Ursprungstiefen zu halten, aus denen ewig neue Kräfte quellen: die Natur, die Arbeit, die Liebe, die große Kunst, die Dichtung, die Kinder und die Tiere — mit einem Wort: all das in sich Wirkliche, Wesentliche, Zweckgemäße, was voll sein innerstes Wesen offenbart; was Ernst und Notwendigkeit in allem, was es ist und tut, hat. Die lebende Seele — wo man ihr auch begegnet, bei Kindern oder Greisen, bei den Genies oder den Stillen im Lande — vereinigt fruchtbare Tätigkeit mit fruchtbarer Ruhe, Nachdenken mit Unmittelbarkeit. Ihr Ernst und ihre Notwendigkeit ist der Gegensatz zu dem sich Befleißen, da ist von Absichtlichkeit nur das, was nötig ist, um der Seele ihren Nahrungsstoff zu verschaffen, und Hindernisse für ihre Bewegung zu beseitigen. Sie besitzt die Beweglichkeit, die die Wärme gibt, ohne die Zusammenhangslosigkeit, die oft eine Folge der Beweglichkeit ist, denn sie hat ihre Festigkeit nicht durch Gefrieren, sondern durch Organisation gewonnen.

Unzählige Male, schon von ihrer Kindheit an, hat sich die hier Schreibende in ihrem Innern gefragt: was nützt es den Menschen, Gottesglauben und Unsterblichkeitshoffnung zu haben, wenn sie keine Seele haben? Oder eigentlicher gesagt: wenn sie außerhalb ihrer Seele leben, durch ihre Triebe oder ihren Verstand, ihren Willen oder ihr Gefühl, aber niemals durch ihre Seele leben? Seelenvollheit ist Zusammhang zwischen unseren verschiedenen Fähigkeiten — ganz so wie in einer Wasserkunst das Wasser in verschiedenen Strahlen emporsteigt, die aber alle in dasselbe Becken niederfallen. Überall, wo eine Eigenschaft herrscht, ist weniger Seelenvollheit. Besonders gefährlich für diese ist jedoch das Übergewicht der Vernunft, denn da es ihre Eigenart ist, zu unterscheiden und zu trennen, bringt sie den Dualismus mit sich, die Zersplitterung, die mehr als irgend etwas anderes der Seelenvollheit entgegengesetzt ist.

Denn seelenvoll ist nur der Mensch, bei dem freilich eine der Grundeigenschaften des geistigen Lebens überwiegen kann, aber nicht mehr als daß nicht alle übrigen in einem Grad und in einer Weise vorhanden sind, die es ermöglicht, sich gegenseitig zu vergrößern, zu verstärken, zu vertiefen, indem sie sich untereinander zu einem neuen, höheren Zustand verbinden, einer Einheit, in der Gedanke, Wille und Einbildungskraft auch Gefühle werden, die Gefühle wieder Gedanken, Wille und Einbildungskraft. Die Wechselwirkung zwischen ihnen vollzieht sich durch eine Eigenart, die sich nicht bestimmen läßt. Man könnte sie Wärme nennen, denn sie weitet alle Kräfte und macht sie beweglich. Aber sie ist mehr. Jeder Versuch, sie zu begreifen, heißt nur, sie begrenzen. Diese Eigenart ist unzugänglich und man muß bei der einfachen Behauptung Halt machen: daß sie das Fluidum ist, das die Fähigkeiten vereinigt, so wie das Serum die roten Blutkörperchen.

Es gibt geniale Menschen ebenso wie beschränkte Menschen, denen dieses Element in dem gleichen Maße fehlt. Keine Lebenskunst kann sie seelenvoll machen; sie bleiben trotz aller Kultur unfähig der Synthese, die die Voraussetzung der Seelenvollheit ist.

Neben der einheitlichen Eigenart ist die Voraussetzung der Seelenvollheit, daß die Seele Lebenswillen hat; daß sie im Kampf um ihr Dasein mit genügender Stärke ausgerüstet ist, um sich ihren Lebensunterhalt zu schaffen und ihre Lebensbedingungen zu steigern. Wer klagt, daß seine Seele aus Mangel an etwas, wovon sie leben kann, stirbt, zeigt, daß seine seelische Macht gering ist. Und da dies noch bei den meisten Menschen der Fall ist, sieht man sie — nach der Jugendzeit — in seelenlose Genuß- oder Gewinnsucht, Ehr- oder Arbeitsucht, Nützlichkeits- oder Pflichteifer verloren. Und doch sind es dieselben Menschen, die einmal in ihres Lebens Maienzeit, in der Zeit der großen Gefühle, wie weißblühende Verheißungen eines lebendigen Lebens dastanden. Diese Menschen haben vielleicht die ganze Welt gewonnen, vielleicht sie auch verloren: aber auf jeden Fall fiel die Entscheidung außerhalb ihrer Seele. Diese wurde immer mehr vernachlässigt, je mehr der Erfolg oder Mißerfolg sich steigerte, ja sie mußte verfallen, wie der Garten verfällt, den kein Auge liebt und keine Hand pflegt; wo holprige Wege und verdorrtes Gestrüpp, bemooste Bäume und verwildertes Gras und verkümmerte Blumen von Verwahrlosung sprechen.

Jeder Mensch, dem die Natur eine Seele gegeben hat, muß wohl irgend einmal vor dem Worte stillgestanden sein: Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele? Aber er hat den Gedanken in dem beschränkten Sinn aufgefaßt, in dem er noch verkündet wird; und durch die Bewahrung seines Glaubensverhältnisses zum Christentum glaubte er auch seine Seele zu bewahren. Hinter dieser Schutzwehr gegen die „Welt" ist die Seele jedoch ebenso vertrocknet oder verwildert, wie die Seelen, die ohne diese Schutzwehr gegen die Welt zu offen lagen. Den Einfluß, den die geoffenbarten Religionen auf die Evolution der Seele gehabt haben, hat die Menschheit mit der für die Seele verhängnisvollsten aller Täuschungen bezahlt: daß der Glaubenszustand den Seelenzustand entscheidet. Solange ein Schimmer dieses Aberglaubens besteht, daß eine Seele durch Gnade und Glauben erlöst wird, ist der Ernst des Wortes, Schaden an seiner Seele nehmen, den Menschen noch nicht einmal aufgedämmert! Durch die Millionen von Jahren der Evolution ist die Seele das geworden, was sie jetzt ist, durch eine fortgesetzte Evolution wird unsere Seelenmacht sich über unser Heute erheben, so wie unser Heute über der Seelenmacht des einzelligen Tieres steht, und der einzelne wie das Menschengeschlecht nimmt Schaden an seiner Seele, wenn diese Entwickelung gehemmt wird. In „Die Evolution der Seele" hat die hier Schreibende vor mehreren Jahren dargelegt, daß der tiefste Zug der Zeit ihr wachsender Wille zu größerer Seelenmacht sei. Dieser Wille richtet sich vor allem darauf, die Kräfte der Natur so zu gebrauchen, daß diese allmählich die Seele von der schwersten Last der körperlichen Arbeit und der körperlichen Bedürfnisse befreien werden, während der jetzige Gebrauch der Naturkräfte beinahe nur neue Hindernisse für das Wachstum der Seele auftürmt. Indem man die körperlichen Erfordernisse zugleich vollkommener und einfacher als jetzt befriedigt, indem man so die seelenhemmende Einwirkung

der Not wie des Überflusses, der Krankheit wie des Alterns besiegt, wird die Seele eine Bewegungsfreiheit und zugleich eine Ruhe erhalten, ohne die sie weder an Schaffensmacht noch an Liebesmacht noch an einer auf die Tiefe des Daseins — anstatt wie jetzt auf seine Oberfläche — gerichteten Gedanken- und Willenskraft wachsen kann. Die Begriffe der Seele über Gott und die Unsterblichkeit mögen die „idealistischsten" sein — hat die Seele selbst geringe Spannkraft, ist ihr Gefühl dürftig, ihre Regungen unschön, dann stehen diese Begriffe nur wie Maurergerüste um ein eingestürztes Gebäude.

Im großen ganzen geht unablässig ein langsames, ja der Mehrzahl unmerkbares Aufbauen der Seele vor sich, durch die vereinigten Einflüsse des häuslichen Lebens wie des Arbeitslebens, des Gesellschaftslebens und des Glaubenslebens, der Wissenschaft und der Kunst. Aber nicht nur ein Aufbauen, sondern auch ein Niederreißen früherer Teile des Gebäudes. Wie viel feines Seelenleben ist nicht z. B. durch den Verkehr, den Sport, das Außenleben der Gegenwart niedergerissen worden, während es auf der anderen Seite neue Seelenzustände ebenso wie neue Verkehrsgewohnheiten und neue Krankheiten geschaffen hat. Diese auf- und niedergehende Bewegung bewirkt es, daß mancher — bei einem Rückblick — zu finden glaubt, daß die Menschenseele innerhalb der Grenzen gewisser, gegebener Möglichkeiten stillesteht. Ja, sie lächeln über den Gedanken, daß vor dieser Seele eine Entwickelung liegt, die im ganzen eine steigende werden muß, wenn auch mit jener gelegentlich auf- und niedergehenden Bewegung, die allen Lebensverläufen eigen ist.

Diese überlegen Lächelnden sind die Menschen der Gegenwart, die immer die Menschen der Zukunft lächerlich oder gefährlich finden und darum ihren Hohn oder Haß gegen die Anfänge richten, in denen die Zukunft aufkeimt. Dies geschieht immer zuerst in der Dichtung, in der Kunst und in der Frauenseele. Es ist bezeichnend, daß es eine Frau, Eleonora Duse war, die reicher als irgend ein Künstler vor ihr die Seligkeit der Seelenvollheit und ihre Qual geoffenbart hat. Noch vor allem ihre Qual. Dieser Stimme brechender Klang, diese Bewegungen von der Weichheit müder Wellen, dieses schmerzlich milde Lächeln, diese tiefschwarze Trauer der Blicke, all dies ist mehr als die Qual eines Menschenschicksals: es ist die Qual der neuen Seele, wenn sie nackt in eiskalte Luft tritt, in eine Welt, in der sie noch heimatlos ist, wo sie sich bei jeder Bewegung an Unwirklichkeiten verwundet. Die große Frage für die Menschen unserer Zeit ist nicht mehr das Recht des einzelnen Individuums dem Rechte aller anderen gegenüber. Das Problem ist jetzt ein feineres: wird die einsame neue Seele unter diesen Bedingungen überhaupt leben können?

Daß erhöhter Reichtum an Seele durch die Kultur der Seele selbst errungen werden kann, daß die Seele wie die Erde Bedingungen für ihre Fruchtbarkeit hat, Bedingungen, die man übersehen oder benutzen kann, um diese Fruchtbarkeit zu steigern, dies ist — wie schon oben dargelegt wurde — für die meisten ein dunkles und schwer verständliches Wort. Und doch muß die Evolution der Seele diesen Weg der langsamen Urbarmachung und der sorgfältigen Kultur nehmen, nicht

nur bei jedem einzelnen, sondern bei der Menschheit in ihrer Gesamtheit. Es gibt freilich den einen oder anderen geborenen Lebenskünstler. Aber diese sind noch äußerst selten, und diejenigen, die Lebenskunst verkörpern, tun dies gewöhnlich erst in jenem Lebensabschnitt, der am besten mit dem Namen der Babylonier für den Sabbat bezeichnet wird: „des Herzens Ruhetag". Und so wie es in unseren Zeiten um die äußere Sabbatruhe schlecht bestellt ist, so auch um die innere. In einem Dasein, das auf den Märkten verstreicht, gibt es keinen Nährboden, und auch wenn es einen gäbe, so wächst nichts in einer Erde, die täglich geharkt wird. Oft wird das Erdreich schon in der Kindheit zerstört. Denn was ist noch so unbekannt und so vernachlässigt wie die Kinderseele?

Aber abgesehen von Zeitgeist und Erziehung werden die Menschen mit verschiedener Möglichkeit der Seelensteigerung geboren. Der Erfolg der Kultur der Seele hängt ebenso wie der der Erde von dem ursprünglichen Erdreich und dem umgebenden Luftstrich ab. Man findet oft einen reichen Seelengrund bei den „Konservativen", ein Resultat edler Geschlechtssitte oder christlicher Lebensgestaltung. Doch diese verstehen hingegen den Begriff der Lebenskunst nicht, sondern glauben, daß er Verkünstelung des Lebens und Verherrlichung des Ichs bedeutet. Sie meinen ihre Seele zu veredeln, wenn sie sie nach den Kulturplänen der guten Gesellschaftssitte und der religiösen Frömmigkeit gebrauchen. Denen hinwiederum, die den Begriff verstehen, fehlt oft ein wertvoller Stoff, um daraus zu schaffen.

Gewiß ist, daß es bei Alten wie bei Jungen einen Stoff für die Seelenvollheit geben muß, wenn die Kultur des Seelenlebens neue, höhere Seeleneigenschaften, neue verfeinerte Seelenzustände hervorrufen soll; eine größere Feinhörigkeit für die eigensten Instinkte, einen stolzeren Mut, sie zu befriedigen, eine wachsende Erkenntnis, was man dem Leben abzwingen und was man sich vom Leben unterwerfen muß, was man erstreben, worauf man verzichten, was man von Fehlern wie von Vorzügen kultivieren, was unberührt lassen soll. Denn es gibt Fehler, die ebenso unverlierbar sind wie Verdienste, und Vollkommenheit bedeutet vom Gesichtspunkt der Persönlichkeit — Richtigkeit. Der Christ mißt die Vollkommenheit nach der Annäherung an die Christusähnlichkeit. Der Lebenskünstler gebraucht das Wort in dem Sinn, daß jede Seele ihre eigenen Möglichkeiten zu Wirklichkeiten vervollkommnen und so mit der ganzen Macht leben können soll, die man jetzt nur der Welt des Genies und oder des Märchens zuerkennt. Aber es ist eine schwere Aufgabe, seine eigene höchste Möglichkeit und seine eigenen besten Mittel zu finden. Erst wenn sich die Erzieher zielbewußt der Seelenlehre bedienen, um den Seelenstoff zu entdecken, wenn sie die physiologischen und psychologischen Bedingungen für die Gesundheit der Seele einschärfen, so wie sie jetzt die für die Erlösung der Seele einschärfen — wobei der Religionslehrer nur ausnahmsweise ein wirklicher Kenner der Krankheits- und Gesundheitslehre der Seele ist — erst wenn die seelischen Bedürfnisse die wichtigsten Schulfragen sind, erst dann wird die Jugend eine wirkliche Hilfe bei der Aufgabe der Selbstentdeckung erhalten,

dieser Entdeckung, die bei ihr der Ausformung des Seelenstoffes vorangehen muß. Mit demselben Eifer, mit dem man sie jetzt im Christentum konfirmiert, wird man ihr dann zu einem eigenen Erlösungsplane verhelfen. Mit demselben Eifer, mit dem man sie jetzt an den Köder des Amtes fesselt, wird man ihr dann Ruhe und Recht zu den Versuchen geben, durch die sie ihren eigenen Lebensweg finden soll. Nichts ist bezeichnender für die Art, wie man noch Worte und Wirklichkeiten verwechselt, als daß man — während man ringsum in unserem Lande das Vaterlandsgefühl zu wecken sucht, zugleich das Schuljahr bis in den Juni hinein verlängern will! Mit anderen Worten, man will der heranwachsenden Jugend die schönste Zeit des Jahres rauben, die Heimkehr zu den tausend Heimen, in den Wochen der Flieder- und Maiglöckchenblüte, die Zeit, die mehr als irgend eine andere wirklich das Heimats- und Vaterlandsgefühl in der Seele vertieft. Es könnten noch mehrere Beweise angeführt werden, und die Folge dieser Erziehung durch Worte anstatt durch Wirklichkeiten ist, daß die meisten Menschen beinahe ihr Leben beschließen, ehe sie zu ahnen beginnen, was sie daraus hätten machen können.

Von Heraklit bis Nietzsche haben die Seelenvollen eingesehen, daß das Menschengeschlecht in sich Herren- und Sklavensinne, Hirten und Herden, Zukunftsgestalter und Gegenwartsnützliche, Träumer und Tagewerker, Hellenen und Barbaren einschließt.

Wie sie diese Einsicht angewendet haben, das unterscheidet auch in diesem Fall die Seelenvollen in Dualisten und Monisten, solche, die an die Ewigkeit des erwähnten Gegensatzes glauben, und solche, die an die Möglichkeit glauben, daß die Seele einmal alles in allen wird. Nur die letzteren können sich bei der Evolution der Seele der Lebenskunst bedienen. Der Dualist ahnt, daß die ewige und unsterbliche Seele — in erster Linie das Genie — kraft ihres transzendenten Ursprungs ist; daß ihr Zustand und Dasein durch diesen Ursprung bestimmt wird; daß die Seele im ganzen unabhängig von der Zeit, dem Raum und den übrigen Verhältnissen ist, in denen sie sich offenbart, folglich auch von denen der Erblichkeit und der Lebensführung! Der Dualist wird darum in der Regel gleichgiltig gegen die äußeren Zustände der Gesellschaft wie der einzelnen. Der Monist meint, daß die Seele so wie sie sich irdisch darstellt, in der Entwickelung entstanden ist; daß sie noch immer durch Vererbung und unzählige andere unbewußte Einflüsse — sowie durch eine selbstbestimmte Entwickelung oder das Versäumnis einer solchen — steigen oder sinken kann. Während der Dualist es oft für genügend ansieht, große Gedanken über Gott und die Ewigkeit zu denken, aber dann seine Gedanken auf Kosten seiner Seele leben läßt und so allmählich seine Seele aufzehrt, trägt der Monist seine Seele in seinen Händen, und ist sich bewußt, daß es von ihm selbst abhängt, ob sie nach und nach erlöschen oder sich mit anderen Funken zu einer größeren Flamme vereinigen soll. Die Art, wie einer der schwedischen Vertreter des Idealismus den Begriff der Kulturveredelung und der Lebenskunst — vereint mit dem Begriff Glück — aufgefaßt hat, zeigt, daß dieser Idealist nicht einmal die Gedanken ahnt, denen er entgegenzutreten glaubte. Für diese Art Idealismus bedeutet

Lebenskunst, daß man das Glück zum Produkt der Arbeitsgeschicklichkeit und einer richtigen Berechnung der Genußsummen werden läßt. Und diese Deutung veranlaßt die Erinnerung daran, „daß die Begierden in der Luft der Absichtlichkeit erkalten; daß das Glück keine Analyse verträgt, sondern in der Dunkelheit lebt" — und mehrere ähnliche Sätze, die in ihrer Unanwendbarkeit auf die Gedanken, denen „entgegengetreten" wird, das Bild bekräftigen, das ein Linguist von der Sprache gebraucht: „Ein Netz für eine einzige Fischart, so daß die kleineren aus den Maschen gleiten, die größeren sie zerreißen."

Auch Gebildete sprechen bei uns noch von Lebenskunst wie Bauern vor hundert Jahren von Wechselverkehr, Feuerversicherung und Doktoren: ein Eingriff in Gottes Vorsehung! Oder sie glauben, daß ein Des Esseintes, der Sensationssucher gleichbedeutend mit der Lebenskünstler ist, obgleich der erstere sich zum letzteren verhält wie das Monokle zum lebenden Auge! Wann wird man bei uns einsehen, daß der Unterschied zwischen Lebenskunst und unserer noch gebräuchlichen Art zu leben — ebenso wie zwischen Gesellschaftskunst und unserer jetzt gebräuchlichen Art, materielle und geistige Werte zu schaffen, umzusetzen und auszunützen — derselbe ist, wie zwischen der umgestülpten Steinladung und dem künstlerisch errichteten Gebäude? Daß alles, was man jetzt Lebensgewohnheiten, Gesellschaftsfreude, Arbeitsbedingungen, Liebe, Erziehung, Gerechtigkeit nennt, nur Hervorbringung des Rohstoffes ist? Daß die Lebenskunst im selben Verhältnis zu den Gesellschaftssitten steht wie die Kulturveredlung zur Kultur: das Baumaterial muß da sein, bevor man auch nur das Gerüst des Gebäudes beginnen kann. Um soviel mehr, bevor man daran denkt, die Spitze aufzurichten oder den Schmuck vorzunehmen!

Den Begriff des Lebenskünstlers mißbräuchlich auf die Lebensgenießer anzuwenden, die die Erneuerung und Verfeinerung genußreicher Sensationen suchen, das ist, als wollte man den Pyrotechniker, der die Flammenlinien des Feuerwerksschlosses in die Luft zeichnet, einen Architekten nennen! Teils muß dieses Unverständnis unserem Volkscharakter zugeschrieben werden, teils auch dem üblichen Mißbrauch des Begriffes der Lebenskunst, einen kalten Genußwillen zu beschönigen. Unendlich mehr echte Lebenskunst wird von einem echten Christen geübt, als von einem solchen sogenannten Lebenskünstler, der nicht danach strebt, Disharmonien zu versöhnen, sondern nur ihnen zu entfliehen.

Die Seele der Menschheit befindet sich noch im embryonalen Stadium und so wie der Körper-Fötus Spuren niedriger Daseinsformen aufweist, ist auch die Seele noch weit von ihrer endgültigen menschlichen Gestalt entfernt. Und es gibt Seelenforscher, die meinen, daß man all dies „allzu Menschliche" niemals überwinden können wird; daß die Irrenanstalten und Gefängnisse das im Menschen offenbaren, was zeigt, daß alle Bestrebungen für die Verbesserung der Menschheit Irrwahn sind; aller Meliorismus eine Halbheit; daß nur die großen folgerichtigen Pessimisten recht haben und daß der freiwillige Tod die einzige ganz folgerichtige Handlung wäre; daß die großen Menschen, die für die Menschheit lebten, durch

all ihre eigenen ungeheuren Leiden fürs Ganze so wenig errungen haben, daß man gerne auf ihre Werke verzichten wollte, wenn man sich dadurch von der Gewißheit ihrer Qual befreien könnte.

Und die Seelenforschung unserer Zeit gibt dieser düsteren Anschauung scheinbar recht. Der Einblick in das eigene, unterbewußte Seelenleben, in die Tiefe unseres Wesens, aus dem Eingebungen, Leidenschaften und Willensäußerungen plötzlich auftauchen, von deren Dasein wir bisher ebensowenig eine Ahnung hatten wie von den verborgenen körperlichen Krankheitsanlagen oder Kraftmöglichkeiten, die wir in uns tragen, all dies verneint anscheinend die Möglichkeit, selbst nur unsere eigene Persönlichkeit und unseren eigenen Lebensplan zielbewußt zu formen, um so mehr dann die Möglichkeit der Bildbarkeit eines ganzen Geschlechtes.

Aber selbst bei kurzem Nachdenken ist es uns bald klar, daß gerade in der neuen Anschauung des Seelenlebens als eines werdenden anstatt eines seienden, die Wahrheit — und mit der Wahrheit der schließliche Sieg — liegt.

Sowohl die tiefe wie die oberflächliche Anschauung der Unmöglichkeit einer Evolution der Seele beruht auf der Begrenzung des Menschen auf seine armselige kleine „historische Erfahrung". So wie die Menschen jetzt sind, so waren sie immer; folglich werden sie so bleiben, wie sie gewesen sind — mit dieser Lebensweisheit der Eintagsfliege beurteilt die Menschheit ihre Geschichte! Und man fährt fort, zu beweisen, daß alle scheinbare Veränderung nur Umstellung ist; daß wir die uralten Leidenschaften an neuen Stellen wiederfinden; daß dieselbe Handlungsweise stets vor sich geht, nur mit neuen Werkzeugen; daß große Seelen vor tausend Jahren dieselben Maßstäbe hatten wie heute; daß die großen Gefühle sich wiederholen, daß folglich in seelischem Sinn nichts unter der Sonne neu ist oder sein wird und daß darum alle „Reformen" sich als imaginär erweisen werden, da die Menschennatur in jeder neuen Gesellschaftsordnung aufs neue ihre Leidenschaften entfesseln wird. Und doch hat diese Sonne die Entdeckung von ganz neuen Seelenlandschaften gesehen; hat gesehen, wie vollkommen ungeahnte Stimmungslichter sich über der schon bekannten Landschaft ausbreiteten: ist Zeuge der Eroberung sittlicher Bestimmungsmächte, Schönheitsgenüsse, Glückswerte gewesen, denen ein früherer Seelenzustand ebenso fremd war, wie der unsrige jetzt den heutigen Wilden ist.

Wir brauchen nur zu den höchsten literarischen Denkmälern der Antike zu gehen, um zu sehen, wie die erotische Liebe, der Menschlichkeitssinn, das Naturgefühl zu ganz neuen Seelenzuständen geworden sind! Ja haben wir jetzt Lebenden nicht selbst die Steigerung der Seele in dem edleren Vaterlandsgefühl, in dem feineren Freiheitssinn, in dem duldsameren Religionsgefühl, in dem persönlicheren Stolz, in dem wachsenden solidarischen Verantwortlichkeitsgefühl und dem internationalen Gemeingefühl verfolgen können? Haben wir nicht gesehen, wie die der elterlichen Gewalt entstammenden Gefühle — die vor nicht so langer Zeit ebenso tief waren wie einmal die der Blutrache — dem steigenden Persönlichkeitsgefühl Platz gemacht haben? Und wie viele andere mächtige Gefühle

haben sich nicht unmerklich verflüchtigt? Wie sind nicht nur Gesetze und Sitten, nein, auch Gefühle durch die Befreiung der Frau umgestaltet worden? Wie hat nicht die Zunahme des sozialen Gerechtigkeitsgefühls im Verlauf des letzten Jahrzehnts den Stand der sozialen Frage geändert?

Nur weil es so wenig Sehende gibt — ein Sehender ist stets ein Seher — können die Menschen umhin, zu sehen, daß die Festigkeit der Seelenzustände ein Irrtum ist, ihre Bildbarkeit hingegen Tatsache.

Aber daraus folgt, daß wenn das Seelenleben so empfänglich für die umgestaltende Macht des Zeitgeistes ist, es ebenso empfänglich für den bewußten Schöpferwillen des Menschen sein muß, der aus dem Grundstoffe seiner Seele einen höheren Wert schaffen will. Daß es Grenzen gibt, wissen alle, die wissen, daß die Freiheit des Willens nicht gegeben ist, daß auch er — wie die übrigen Kräfte der Seele — freigemacht werden muß und ebenso wie diese übrigen Kräfte nie über die Begrenzung hinauskann, in der alle menschliche Freiheit eingeschlossen ist. Unser Wille ist ebensowenig frei wie unser Gedanke, unser Gefühl, unsere Phantasie. Unser Gedanke schlägt sich vergebens an den Grenzen der Zeit, des Raumes, des „Ichs" blutig; unser Gefühl kommt in seiner Sympathie, seinem Schmerz, seiner Seligkeit nie über ein gewisses Maß von Spannkraft von Stärke hinaus; unsere Phantasie hat noch nie andere Süßigkeit als die aus irdischen Kräutern geholte zu ihrem Bienenkorbe getragen; unser Grundwesen ist noch nie von den Bestimmungen der Erblichkeit abgewichen, und von ihnen hängt es im letzten Grunde ab, welches Maß von Kraft der Wille für seine eigene Befreiung einzusetzen hat. Überall gibt es Grenzen, über die hinaus keine „Freiheit" führt, Gesetze, von denen jedes „Ich will" abprallen muß, wie die Brandung von Bergfelsen!

Aber über unserem, durch die Grundbedingungen des Daseins bestimmten und vom Willen unbeeinflußbaren, unbewußten Sein liegt unser bewußtes. Dieses verhält sich zu unserem unbewußten Ich so wie die Erdoberfläche sich zum Erdinnern verhält. Und die Oberfläche der Erde hängt ja nicht nur vom Innern der Erde ab, sondern auch von der umgebenden Luftschichte, der in der seelischen Welt der Einfluß des Zeitgeistes, der Gesellschaftsordnung, des Volkscharakters entspricht, dieser Einfluß, dem nicht einmal der stärkste Wille sich entziehen kann.

Wir können freilich zuweilen einen kurzen Einblick in die Tiefe tun und auch in gewissem Maße die umgebende Atmosphäre beeinflußen. Aber doch ist nur die Oberfläche der Erde für uns das Gebiet der Freiheit; sie allein ist unserer Machtausübung zugänglich. Bis zu einem gewissen Grade können wir unsere Gedanken, unsere Gefühle, unsere Phantasie bereichern, vertiefen und vergrößern. Und dies nicht, weil der Wille frei ist, sondern weil er es nicht ist, weil er, wie das ganze Seelenleben, Gesetzen gehorcht; weil gewisse Ursachen gewisse Folgen haben, mit einem Worte: weil die Kette des Seelengewebes festgestellt ist, während wir über den Einschlag Macht haben. Kein Studium kann mich z. B. zum Genie machen, wohl aber mir erhöhte Gedankenklarheit bringen. Keine Mühe, keine Anstrengung kann mir Flügel leihen, aber gewisse Anstrengungen geben mir erhöhte Muskel-

stärke. Keine Gartenkunst kann mir Trauben von Dornen bringen, aber sie veredelt die Dornen zu Rosen. Keine Sorgfalt kann es auch verhindern, daß ein Sturm die Rosen knickt, aber Hecken können zum Schutz gegen die Stürme angelegt werden. All dies läßt sich auf das gegenseitige Verhältnis des Willens und der Lebenskunst übertragen und anwenden.

Für die einzelnen in jeder Zeit gibt es mit einem Wort nur eine begrenzte Möglichkeit, ihr Seelenleben zu steigern; und das einzige, was bis auf weiteres in tiefgehender Weise die Menge beeinflußt, ist der überaus langsame Einfluß, der von Gesellschaft und Zeitgeist ausgeht, da wenn die Seele im Ganzen steigt, sie auch unbewußt in den Teilen steigen muß. Aber die einzelnen, die Einsicht in die für die Entwickelung der Seele angewandte Lebenskunst haben, können der Gesellschaft weit voraus sein, die — wie sie auch sein mag — stets unzählige Hindernisse für eine im ganzen Dasein verwirklichte Schönheit mit sich schleppt. Und jeder einzelne hat die Macht, in seinem Maße diesen Einfluß der Gesellschaftsordnung und des Zeitgeistes auf das Ganze zu vertiefen, in dem Maße, in dem er in seiner Selbsterziehung und in aller Art von Erziehung, an der er teilnimmt, bewußt seinen Willen auf das Wachstum des Seelenlebens — an Tiefe und Breite und Höhe — als auf das einzig Wesentliche richtet. Eine Erziehung, die die Leidenschaften zum Winde für die Flamme der Seele umwandelt, anstatt zum Rauche, der sie erstickt; eine Erziehung, die die Denk- und Urteilskraft stärkt, aber zugleich gegen die seelenverzehrende Wirkung des rein Verstandesmäßigen schützt; die das Gefühlsleben verinnerlicht, die Phantasie veredelt; die sinnlichen Empfindungen beseelt, die Eigenart vertieft und zu ganzen Handlungen aus hohen Beweggründen vereint. Und auch, wenn dieser einzelne nicht unmittelbar an der wissenschaftlichen und sozialen Arbeit für die Hebung des menschlichen Daseins teilnimmt, wird doch seine Gewöhnung sich auf dem kleinen Machtgebiet, das seine eigene Seele ist, von Ideen, nicht von Interessen leiten zu lassen, mittelbar auf weitere Kreise wirken.

Seelenzustände sind die einzigen, wirklichen, die einzigen überall existierenden Werte; Seelenmacht die einzige, wirklich umgestaltende Macht. Daß das Dasein sich noch als ein dunkles Chaos darstellt, kommt daher, daß die Macht der Seele nur in einer sehr geringen Anzahl von Seelen zur Wirklichkeit geworden ist. Es kommt ja schon selten vor, daß die Seele der Genies wirklich ist, ja es geschieht nicht selten, daß das Genie auf Kosten der Seele groß geworden ist.

Aber rings in der Welt zerstreut lebt schon ein besonderes Volk. Das hat es freilich immer gegeben, aber seine Angehörigen finden einander jetzt leichter als früher und sie werden auch von Jahr zu Jahr zahlreicher. An ihrer Sprache erkennen sie sich überall, aber sie liegen so offen vor einander, daß sie sich gleichsam ineinander bewegen, so daß die Worte zwischen ihnen seltener werden können als zwischen anderen Menschen. Und die Worte, die sie gebrauchen, sind schwerwiegender, und behutsamer und innerlicher, so wie sie es zwischen Brustkranken werden, die zum Flüstern gezwungen sind oder bei den von Schriftzeichen gebun-

denen Gesprächen mit einem Tauben. Und wenn auch die Seelen zuweilen nur durch Fenster ineinander blicken können, so sind diese doch so zahlreich und so durchsichtig, daß sie einander nicht mehr belügen können. Diese Feinheit der Empfindung kann, wenn sie allgemein wird, unzählige Häßlichkeiten des Lebens verschwinden lassen. Sie wird es ermöglichen, das Glück bis in die feinsten Schattierungen zu behüten und das Glück da unmöglich machen, wo die Gefühle erloschen sind, die seine Voraussetzung bilden. So wie die Natur, die Kunst, die Musik den Menschen unserer Tage eine Unzahl feiner Empfindungen und tiefer Seelenregungen geschenkt hat, die die Menschen früherer Zeiten nicht ahnten, so haben jetzt die neuen Seelen Geheimnisse der Innigkeit des Zusammenschlusses, der Feinheit der Fernempfindung, von denen frühere Zeiten sich ebensowenig träumen ließen. Und nichts ist gewisser, als daß eine Seele für unsere Seele ebenso unerschöpflich werden kann wie die Küstenlandschaft für unser Auge oder Beethoven für unser Ohr. Für diese neuen Menschen gibt es keine anderen Eroberungen als Seelenverhältnisse oder Seelenzustände von immer feinerer Art. Es gibt für sie im eigentlichen Sinne kein Schicksal, denn sie wissen, „nicht wie unser Schicksal ist, sondern wie wir es aufnehmen, das ist das Wesentliche". [W. v. Humboldt.] Es gibt für sie auch keine Armut im eigentlichen Sinne, denn sie wissen mit Goethe, daß die Genüsse, die nichts kosten, die wir in uns selbst haben, die höchsten sind. Sie sind bereit zu jeder Begegnung mit dem Leben in Schmerz wie in Freude, wenn ihnen das Leben nur bei dieser Begegnung etwas zu sagen hat, während sie sich aus all ihren Kräften in beiden Fällen gegen das Nichtssagende sträuben. Und was die Dichtung jetzt sucht, durch die bloße Klangfarbe der Worte Stimmung zu erwecken; was die Gestalt jetzt durch den Tanz an seelischer Ausdrucksfähigkeit wieder zu erlangen beginnt; die Empfindungsfeinheit, zu der Auge und Gefühl jetzt erzogen zu werden beginnen — all dies ist nur ein Zeichen, daß die Seelen schließlich ungeahnte Wege zu einander finden werden, Wege um so viel stiller als der der Sprache, als der Waldpfad stiller ist als die Großstadtgasse. Diesen Menschen der Seele stehen ihre ewigen Feinde gegenüber, die Menschen des Verstandes, die idealistischen wie die materialistischen „Kulturdiener", die sich selbst und andere bei der Hervorbringung von Kulturwerten verbrauchen, ohne sich um die Seelenzustände zu kümmern, in die die Werte eingepaßt werden; die nicht ahnen, daß der Kulturwert, den sie vor allem hervorbringen sollten, ihre eigene Seele wäre. Worum sie sich bekümmern, das sind die Denkweisen. Der Idealist geht blind an der reinsten Seele vorüber, wenn sie „gottlos" ist; der Materialist geht ebenso blind an einer ebenso strahlenden Seele vorüber, wenn sie „gläubig" ist. Auch die Menschen der Seele schaffen — während sie sich selbst schaffen — andere Kulturwerte. Die Neuromantik unserer Zeit sieht die Gefahr des einseitig berücksichtigten Gefühllebens ein; sie weiß, daß die tatenlose Gefühlsschwelgerei die Schmarotzerpflanze war, die den Stämmen in den Waldestiefen der älteren Romantik die Lebenskraft aussaugte. Mit Goethe erkennen die neuen Seelen, daß die Tüchtigkeit allein der Persönlich-

keit Wurzeln in der Erde gibt, Wurzeln, die dann das ganze übrige Seelenleben nähren; daß die wohlgetane und liebgewordene Arbeit ein hohes, die Seele weitendes Glücksgefühl mitteilt. Keine seelische Beobachtung ist wahrer als die Nietzsches: daß die Stärke der Seele durch jede ernste Arbeit einen Stoff zu durchdringen und zu formen wächst; „die Arbeit wird ein Stein, der in die Seele fällt, ein Stein, um den sich immer weitere Ringe bilden". Jeder kann unmittelbar an sich selbst dieselbe Erfahrung machen, wenn er sich nur in ein ernstes Buch vertieft. Während der Mühe, das Schwerverständliche zu durchdringen und den Gedankengang zusammenzuhalten, fühlt man, wie die Fähigkeit zu ergründen, zu erinnern und selbst zu denken, wächst.

Aber was die Seelenvollen von den nur Tüchtigen tief unterscheidet, ist, daß diese letzteren sich selbst als Mittel der Kultur betrachten und ihre Kulturarbeit als das Ziel, anstatt von der Gewißheit geleitet zu werden, selbst die Endziele zu sein, für deren steigende Seelenkultur die ganze übrige Kultur da ist.

Unter anderen Zeichen einer steigenden, organischen Entwicklung erwähnt man eine erhöhte Plastizität — oder Vermögen der Formveränderung ohne Auflösung; und eine erhöhte Elastizität — oder Vermögen, seine ursprüngliche Form wiedereinzunehmen, wenn ihr Gleichgewicht erschüttert worden ist. Und diese Zeichen gelten auch für die Entwicklung der Seele. Ein Mensch, der geistig wächst, kann Anlage für Anlage bearbeiten, Erfahrung für Erfahrung verarbeiten, Einfluß für Einfluß einarbeiten, ohne daß dies seine besondere Form auflöst, sein eigenes Wesen sprengt. Bei dem Kulturdiener ist das Gegenteil der Fall. Sein „Dienen" wird zum Hobel, der aus seinem Seelenstoff bald die eine bald die andere Nützlichkeit hervorbringt und im übrigen — Späne!

Das nennt man „selbstvergessene" Pflichterfüllung, jene Pflichterfüllung, die Gewissensruhe unter dem Rocke verleiht und mit der Zeit Orden darauf!

Die meisten Menschen sind jedoch nicht reine Verstandes- oder Nützlichkeitsmenschen. Sie beginnen damit, mit einer lebenden Seele zu leben. Aber sie merken nicht, wann der Alltag anfängt, seinen Sand über ihr Wachstum zu streuen. Oder sie lassen eine niedrige Leidenschaft wie einen Brand über sie hinziehen. Oder andere Menschen rufen in ihnen einen Druck oder eine Überspannung, eine Kälte oder eine Schwüle hervor, in der ihre Seele hinsiecht. Solche Seelenmorde geschehen in den meisten Leben, aber werden noch nicht zu den Verbrechen gegen die Gesellschaft gezählt.

Wer kann diese erlöschenden Seelen verurteilen? Nicht der, welcher weiß, welche Kraft die Menschen noch in dem Kampf um das rein äußere Dasein einsetzen müssen und wie wenig Kraft ihnen übrig bleibt, um mit den harten Seelenplündererhänden des Alltags zu ringen. Nicht der, der weiß, was es kostet, den Glauben an den Wert des Lebens zu bewahren, wenn die höchsten Lebenswerte in unserem eigenen Wesen unbenutzt bleiben oder gekränkt werden; die Hoffnung auf die Siegesmacht der Seele hoch über alle Unwirklichkeiten zu erheben, auch wenn es unserer eigenen Seele nicht einmal gelungen ist, das Böse durch ihr

Gutes zu besiegen; die Liebe zu den Menschen zu steigern, wenn die Menschen blutarm an alledem sind, was sie der Liebe wert macht. Aber was vor allem die Menschen der Seele auszeichnet, ist, daß die Zukunft für sie die ganze Wirklichkeit der Gegenwart hat, ohne daß sie doch die Gegenwart zum Mittel für die Zukunft erniedrigen. Sie sehen ein, daß die „Weltereignisse", die jetzt geologisch — blind — Weltherrschaften und Gesellschaftsordnungen aufbauen, zerbröckeln und erschüttern, nur „un peu de bruit autour de notre âme" sind; daß das einzige, was in allem was sich begab, wirklich geschah, die Erfahrungen waren, durch deren Ablagerung der Grund der Seele sich um eine Linie erhob, oder die Umstellungen, durch die die Seele einen erweiterten Raum für ihre Regungen gewinnt.



Jeder wird wohl jetzt einsehen, daß der Gegensatz zwischen Seele und Nichtseele derselbe Gegensatz ist, den die Romantik so stark zwischen ihrer eigenen und der „Philisterart", das Dasein zu empfinden, fühlte. Niemand hat dem eine schärfere Zuspitzung gegeben als Almquist durch Ahriman und Ormuzd, den unvergänglichen Urbildern der Ursprünglichkeit (Spontaneität) und der Gesellschaftsmacht (Autorität).

Aber jetzt erst wird es möglich sein, diesen Gegensatz endgültig zu lösen, seit man angefangen hat, einzusehen, daß sein Schwerpunkt nicht das Individuum im Gegensatz zur Gesellschaft ist, sondern der Lebenszustand der Seele im Gegensatz zu ihrem Todeszustand, und daß man wirkliche wissenschaftliche Einsicht in die Wachstums- und Lebensbedingungen der Seele erringen kann. Mancher meint, daß man dazu nicht die neuen Worte „Seelenevolution" und „Lebenskunst" benötigt, wenn man die alten Worte „heiligen" und „bilden" hat, um damit den lebendigen Zustand der Seele zu bezeichnen. Aber diese beiden Worte sind abgegriffen. Und abgegriffene Worte verlieren wie abgegriffene Münzen ihr ehemals klares Gepräge. Außerdem hat das erstere stets eine begrenzte Bedeutung gehabt, das letztere die Macht verloren, den Eindruck eines Rohstoffes mitzuteilen, der künstlerisch gestaltet wird. Ja, es bedeutet jetzt oft den Gegensatz seines ursprünglichen Sinnes, seit man auch Maschinenarbeit Bildung nennt. Und selbst, wenn dies nicht der Fall ist, werden die Mittel mit dem Ziele verwechselt. Die meisten Gebildeten gleichen Kunstausstellungen, in denen man Staffeleien und Paletten anstatt Statuen und Bilder vorzeigen würde. Wir brauchen schon als Weckung die neuen Worte Seelenevolution und Lebenskunst. Aber wir brauchen sie vor allem, weil sie vertiefte Begriffe einschließen, wenn wir uns davor hüten, daß diese Worte — wie es mit dem Übermenschen der Fall war — auf dem Markt ihren Glanz und ihr Gepräge verlieren, ehe man auch nur ahnt, welche Werte sie verschaffen können.

Im folgenden wird das Wort Lebenskunst in eingeschränkterem Sinne gebraucht werden, nachdem es in seinem umfassenderen — dem der Entwicklung und des Kultus des Seelenlebens selbst — hier oben angedeutet wurde. Denn der theoretische Teil dieser Lebenskunst hat auch einen praktischen, die Formung des täglichen Lebens, so daß es dem Wachstum des Seelenlebens diene.

Alles Lebende wird von drei großen Bedürfnissen in Bewegung gesetzt: sein eigenes Leben zu bewahren, es in der Gattung fortzusetzen, sein eigenes Dasein und das der Gattung zu steigern. Eine immer vollkommenere Befriedigung dieser Bedürfnisse durch eine immer reichere und seelenvollere Kraftentwicklung, das ist es, was die angewandte Lebenskunst bezwecken muß. Die erste Bedingung — die hier nicht ausgelegt werden muß, da sie zum Selbstverständlichen gehört — ist die Vervollkommnung all der äußeren Mittel für die Befriedigung der Bedürfnisse, da sich das Leben aus körperlichen Dingen aufbaut und in erster Linie durch sie gesteigert oder gehemmt wird.

Aber schon hier muß die Lebenskunst eingreifen, um die äußeren und inneren Lebensbedingungen so zusammenzustimmen, daß die ersteren weder durch Mangel noch durch Übermaß die letzteren hemmen, ganz so wie der bildende Künstler sich ein erstes Bild von seinem Werke macht und dann für das beste Material für dasselbe sorgt. In der Kunst des Lebens ist es demnächst ebenso wichtig wie für den bildenden Künstler, daß der Schaffende den natürlichen Mittelpunkt findet, auf den sich alles richten muß; das richtige Verhältnis der Über- und Unterordnung der Teile; daß er diese zu dem Gesamtheitseindrucke zusammenwirken läßt; daß er es versteht, das auszuwählen, was diesen Eindruck erhöht, das auszuscheiden, was ihn stört; daß er weder Einheit auf Kosten des Reichtums und der Bewegung erzielt, noch diese auf Kosten der Einheit, sondern daß die schaffende Macht jeden Teil, jede Einzelheit durchdringt und sich doch dem Ganzen unterordnet, so daß die Nebensache niemals die Hauptsache verdrängt. Mit einem Worte: bewußt oder unbewußt folgt der Lebenskünstler denselben Gesetzen, wie der bildende Künstler. Die natürliche Genialität zeigt sich in beiden Fällen in der Macht der Inspiration, die Bewußtheit zu entbehren und doch dieselben Wirkungen zu erzielen. Je mehr ein Leben oder ein Werk den Eindruck der Notwendigkeit macht, den Eindruck, daß es gerade so sein muß und nicht anders, desto mehr teilen beide das Ewigkeitsgefühl der Schönheit mit. Die tiefliegende, aber ganz sichtbar gewordene Zweckmäßigkeit gibt in beiden Fällen dem Schönheitseindruck Stil, der nach Julius Langes unübertrefflicher Definition „das Aufgehen aller Einzelheiten in der Gesamtheit" ist. Aber das Stilvolle wird erreicht, indem man das Wesentliche des Stoffes, des Platzes und des Gegenstandes, den man behandelt, betont, das Störende entfernt. Es gibt wohl kaum eines unter den großen Grundgesetzen Ehrensvärds für die bildende Kunst, das man nicht auf die Kunst des Lebens anwenden könnte. Auch in der Lebenskunst ist die Gefahr eines mageren oder schwülstigen, eines armseligen oder prunkhaften Stiles vorhanden. Und wenn ein Leben oder ein Werk uns ausgetüftelt erscheint, ergreift es uns nicht. Die gesunde Natur gibt auch in diesem Falle der Kunst den besten Leitfaden. Im Leben wie in der Kunst gibt es eine verschiedene Linienführung, und es ist nicht allen gegeben, im selben Grade die feste, vornehme Linie oder den Reichtum der Farbe oder die Magie des Clairobscur zu haben. Aber jeder kann die Vervollkommnung seiner Möglichkeiten erstreben.

Der von Natur vollkommen Seelenvolle ist auch der vollkommene Lebenskünstler. Er ist vielleicht nicht unterrichtet, aber bis in jede geringste Regung gebildet, d. h. jede seiner Regungen hat die „Dionysische Ausdrucksfülle"; zwischen all seinen Kräften, seinem inneren und äußeren Ich herrscht die vollste Harmonie, die innigste Wechselwirkung. Seine Empfindung, daß alles lebt, macht seine leichteste Berührung eines Dinges so seelenvoll, daß das Ding geadelt wird; seine Anschauung des ganzen Lebens, vor allem der Menschen, ist so zärtlichkeitserfüllt, daß der Strom von Güte, der von ihm ausgeht, auch rings um ihn Güte freimacht. Und so wie er selbst ein „verklärtes" Antlitz hat, — denn die Seele strahlt durch jede Bewegung, jeden Zug, ja durch die Haut selbst aus — so werden auch andere in seiner Nähe so verklärt, daß ihre besten Möglichkeiten offenbar werden. Lüge wird unmöglich, weil er alles durchschaut und unbeirrt gerade auf die Wesentlichkeit der andern wie auf seine eigene zusteuert. Was war und was ist, das Ferne wie das Nahe wird alles für seine Feinfühligkeit gegenwärtig; wo immer Seelen leben und gelebt haben, empfindet er sie in und durch seine eigene. In seiner Welt herrscht eine stete Septemberklarheit, die Klarheit, in der jeder Gegenstand freier und feiner als sonst dasteht. Aber neben diesem sonneschenkenden Willen der Liebe, diesem unmittelbaren Lebensgefühl, dieser kindergleichen Hingebung an den Augenblick, ist auch der sichere Instinkt da, der ebenso still und unerschütterlich abweist und abgrenzt, wie er umfaßt und ausstrahlt, der seine eigenen Forderungen erkennt und sie mit der Sicherheit des Tieres in seinem vollen Rechte zu sein erfüllt. Die Lebenskunst ist, wenn sie einmal Überlegung war, mit einem Wort bei diesem Menschen zur zweiten Natur geworden, die ohne Nachdenken und ohne Mühe dem Grunde des Wesens entströmt, wie das Licht seiner Quelle. Durch einen solchen Menschen und eine solche Kunst wird der Schönheitssinn ganz befriedigt, denn alle Bedingungen der Kunst sind erfüllt, aber anscheinend einzig und allein durch spontane Eingebung.

Es gibt eine Eigenschaft, die mit Seelenvollheit verwechselt wird, nämlich Lebensvollheit. Bei dem Lebensvollen ist freilich eine Beweglichkeit der Seele vorhanden, durch die ihr Inhalt rasch den Platz wechselt, wie bei hohem Wellengang. Aber er wird nicht wie von der ordnenden Hand eines Künstlers auf seinen richtigen Platz gestellt. Ist es folglich übereilt, aus Lebensvollheit schon auf Seelenvollheit zu schließen, so ist es doch gewiß, daß das untrügliche Zeichen dieser eine Lebensvollheit von höherer Art ist, eine Lebensvollheit, die sich meistens mit stillen Gebärden begnügt, aber die das ganze Wesen durchdringt, sodaß es darin keine „toten Punkte" gibt, so daß man aus jedem Winkel der Gefilde der Seele „hören kann, wie es wächst"; sodaß man nie einen Augenblick bezweifelt, daß dieser Mensch die „rote Blume" besitzt, wie Kiplings Tiere das Feuer nennen. Während die Wärme bei den aufs Geratewohl Lebenden selten und unberechenbar ist, brennt sie bei den Menschen, wie die eben Geschilderten reichlich und sicher. Diese Menschen handeln nicht gegen ihre innersten Instinkte; sie gleiten nicht in Verhältnisse, die ihrer

Seele fremd sind, zersplittern sich nicht an Aufgaben, die ihrer Eigenart fern liegen, vergeuden sich nicht an die Urbarmachung unfruchtbarer Felder. Sie haben die leichte Hand, die Gelegenheiten schaffen und Irrtümer beizeiten berichtigen kann; den klaren Blick, der im vorhinein Konfliktmöglichkeiten erkennt und sie beseitigt, sodaß keine Kräfte daran vergeudet werden müssen. Ausgeübte Lebenskunst ist undenkbar ohne den Mut, sich dem Verkehr zu entziehen, den man nicht will; nicht die Geständnisse, Aufträge oder Dienste anzunehmen, die man nicht wünscht; nicht einen Austausch zu vertiefen, in dem man nichts erhält; nicht Anlaß zu Forderungen zu geben, die man dann nicht erfüllen will. Mut schließlich, die Leiden zuzufügen, die notwendig sind. Wenn man einmal dahingekommen ist, daß man den Menschenwert nach dem Grade des seelischen Lebens eines Menschen beurteilt, dann wird man auch die Gesetz- oder Gelöbnisbrüche, die unabweisliche Bedingung für die Steigerung einer Seele waren, anders als heute beurteilen; und das Zutrauen zwischen Menschen wird sich dann auf die innere Folgerichtigkeit der Persönlichkeit gründen, die so oft äußere Widersprüche hervorzwingt. Und wählt die Seele Unterwerfung, so wird sie nicht von der Art sein, die sich vom Leben abwendet; sondern von der, die das Leben vertieft, sodaß neue Quellen springen, auch nachdem der Born, der unseren Lebensdurst am vollsten löschte, versiegt ist und wir nicht mehr nachdenken können, was das Leben uns zu geben hat, sondern nur demütig fragen, was wir dem Leben an Leben zu geben haben?

Rings um uns sehen wir Bewegung, selten jedoch vernehmen wir Leben im ebenerwähnten Sinn. Die Menschen sind wohl da, aber als kunstreiche Maschinen. Sie werden von außen in Gang gesetzt, sie arbeiten für äußere Zwecke. Das Einzige, was dem Dasein jedes Menschen einen Sinn gibt — die Lebenssteigerung dieses Menschen — ist selten auch nur unbewußte noch weniger bewußte Triebkraft bei all dieser Bewegung. Brennend eilig haben es alle, aber wozu? Bedeutungslosigkeit und Haltlosigkeit, ein sorgloses Sichgehenlassen, ein gedankenloses mit dem Strom Schwimmen, das zeigen die modernen Kilometerfresser und Telephonsprecher. Denn sehr wenige, außer den wenigen, für die das Christentum eine lebende Kraft geworden ist, stellen sich selbst die Frage nach dem Sinn und dem Ziel ihres Daseins. Die Heiligung, die diese Christen erstreben, gibt ihrer Lebensführung Haltung, ihrer unbedeutenden Aufgabe Bedeutung, Größe, Sammlung, Stil, Einheit; den Stunden des Alltags Inhalt, weil all ihr zeitliches Streben im Zusammenhang mit als ewig angesehenen Werten steht. Aber das Christentum gibt dem Dasein des Menschen nur unter Bedingungen Leben, die für das menschliche Denken, Fühlen und Wollen immer unannehmbarer sind. Es wird so für immer wenigere die Lebenskraft für ein organisches, geistiges Wachstum. Und darum sieht man immer mehr Menschen mit den Jahren zu surrenden Maschinen werden. Gleichviel ob sie dann Waren oder Wissenschaft, Politik oder Poesie hervorbringen, auf jeden Fall haben sie die Ahnung ihrer Jugend vergessen, daß der einzige Sinn des Lebens der ist, daß jeder sein Leben zu der höchsten möglichen Fülle und Kraftentwicklung steigert. Nie haben sie innegehalten und sich gefragt,

ob sie nach einem von ihrem innersten Ich gutgeheißenen Plan für ihre täglichen Gewohnheiten, ihre Arbeit, ihren Verkehr, ihre Vergnügungen, ihre Ausgaben leben. Umsoweniger sind sie einem Plane gefolgt, der dem Stoff, den die Natur ihnen gegeben, die edelste Gestaltung verliehen hat. Der eine hat sich unbewußt ziehen, der andere unbewußt gleiten lassen. Der dritte ist in alle möglichen, ihm im Innersten fremden Verhältnisse gerollt. Von dem Persönlichkeitsmaterial, das die Natur ihnen gegeben, machen sie nicht ein Kunstwerk, sondern eine Annoncensäule!

Wie kann dies anders werden? Nur durch eine Zunahme der Lebensfrömmigkeit, die uns lehrt, unsere Lebensempfindungen und Lebensäußerungen zu vergrößern und zu verschönern, und durch die schon geschilderte Lebenskunst, die uns lehrt, in unserem eigenen Dasein einen Stoff zu sehen, den wir zu einem höheren Werte gestalten können, so wie der Künstler den Ton oder die Leinwand gestaltet.

Allen jungen — und folglich zarten — Begriffen begegnet im Anfange grobes Mißverstehen. Die Mehrzahl nennt stets jene Gedanken „Phrasen", die noch nicht in die Alltagsbegriffe eingestampft sind; und wenn die Lebenskunst nicht Phrase genannt wird, so meint man wie gesagt, daß diese Kunst in ästhetischen Vergnügungsanordnungen nach Neros Muster oder in seelischen Vivisektionsversuchen an sich selbst und anderen besteht! Aber nur kalte und unfruchtbare Seelen suchen dem Leben die eigenartigen oder vorübergehenden Empfindungen abzupressen oder abzulisten. Der Lebenskünstler ist etwas ganz anderes als der Dilettant oder der Untersucher auf dem Gebiet des Lebens. Die schaffende Macht zeigt sich auf jedem Gebiet der Kunst — folglich auch auf dem des Lebens — dadurch als könnend, daß sie das Alltägliche erneut und das allgemein Menschliche vertieft, ebenso wie sie das Ungeahnte offenbart. So wie der Stein Bildsäule oder die Steine Gebäude werden und dabei Leben, Ausdrucksfülle, Seele gewinnen, so werden seine Handlungen, auch die des Alltags, immer reicher an Leben, Ausdrucksfülle, Seele. Und so wie die Erwerbung der Technik bei jeder anderen künstlerischen Fertigkeit anfangs bewußt und mühsam ist, aber allmählich immer unbewußter und natürlicher wird — ja in gewissen Fällen reine Reflexbewegung — so geht es auch mit der Technik der Lebenskunst. Man gewinnt eine immer instinktivere Fertigkeit, seine eigenen Lebensbedürfnisse zu erkennen, seine eigenen Lebensmöglichkeiten zu gebrauchen, alles zu finden und zu verwerten, was diesen Bedürfnissen und Möglichkeiten entspricht, aber alles zu vermeiden, was ihnen entgegenwirkt. Die hingegen, die diese Kunst nicht üben, bleiben stets in irgend einem Teile ihres Wesens roh. Der Gelehrte kann z. B. ein großer Wahrheitssucher sein und doch die Gefühle anderer verletzen; die Krankenpflegerin kann im hohen Maße opferwillig sein, aber gleichzeitig den Schönheitssinn durch jede Bewegung quälen. Und der Künstler kann andere auf das tiefste kränken, indem er sowohl gegen die Forderungen der Wahrheit wie gegen die der Güte gleichgiltig ist. Denn wie schon im Anfange hervorgehoben wurde: die echte Lebenskunst, die Bildung, die Seelenvollheit zeigt sich stets darin, daß alle Seelenkräfte zusammenwirken, um einander zu steigern. Überall wo Rohstoffe durch die Kunst veredelt werden — sei es, daß

ein Erdreich Acker, ein Stein Statue, ein Leben Schönheit werden soll — gibt es zuerst gewisse Grobarbeiten, die erledigt werden müssen, bevor das eigentlich Wertvolle hervorkommt. Die Menschen, z. B. die nur Zeitungen lesen, und ihr Urteil nach ihnen bilden, die nicht einsehen, daß das „wir" einer Zeitung nichts anderes bedeutet als im besten Fall die Meinung einiger weniger Personen, denen jede Befugnis fehlt, die meine zu entscheiden; oder die ohne eine Ahnung von dem Reichtum der Wissensmöglichkeiten und Schönheitseindrücke, der Anregungen und der Ruhe umhergehen, die die Natur birgt; die sich mit anderer Leute Handlungen beschäftigen, anstatt nach ihren Seelen zu suchen, diese müssen ja zu allererst lernen, sich überhaupt eigne Meinungen zu bilden, überhaupt mit eigenen Augen zu sehen, überhaupt die Werte in der Natur, in der Kunst, in Menschenseelen zu entdecken, bevor sie anfangen können, zwischen ihnen zu unterscheiden. Die Frau z. B., die ihr Heim mit unechtem und sinnlosem Kram anfüllt, der in keiner Hinsicht eine wahre Befriedigung gesunder Bedürfnisse fördert, sondern nur ihre eigene Kaufkraft zeigt; die für Gesellschaften die Einkünfte verbraucht, die sie benötigen würde, um täglich den Ihren nahrhafte Kost zu bieten; die ihre Kinder so herausputzt, daß die Kleider ein Hindernis für das freie Spiel werden, das sie geistig und körperlich entwickeln könnte; die ihre Tage in Nichtigkeiten zersplittert, aber keine Stunde für ein wertvolles Buch, eine Wanderung in der Natur, findet — mit einer solchen Frau, die mit einem Wort „nie Zeit" oder „nie Mittel" für das Wesentliche hat, kann man noch nicht einmal von Lebenskunst sprechen. Denn sie ist noch nicht einmal der Rohstoff für einen gebildeten Menschen, wie hoch sie auch in der Gesellschaft stehen mag. Sie befindet sich noch auf demselben Standpunkt wie der Bauer, der sein Sitzzimmer mit vier Pianinos schmückte. Oder der Arbeitende z. B., der nicht einsieht, daß die Arbeit ein Bildungsmittel werden kann, daß das Ehrgefühl sie adelt, daß aus der Liebe zur Arbeit weise Gedanken auch für andere Gebiete des Lebens quellen, ein ruhiges Machtgefühl, das der Haltung Würde gibt und dem ganzen Menschen Stil verleiht, mit einem solchen Arbeiter lohnt es sich ebenfalls nicht von Lebenskunst zu sprechen. Ebensowenig mit den Gemeinnützigen, die ihr Leben in Versammlungen, Vereinen, Zusammenkünften verbringen, wo sie mit jedem Tage etwas von ihrer Persönlichkeit verlieren; oder mit den Christen, die nicht einsehen, daß die Religion nicht nur „Seligkeitsmittel" sondern Bildungsmittel ist; daß der Einsame, der in seiner Bibel lebt, sowohl Vertiefung des Gedankens als Verfeinerung des Gefühls erlangt, während sie selbst bei all ihren Gottesdiensten und Gebetzusammenkünften immer leerer werden. Alle diese sind noch seelisch roh. Sie ahnen nicht, daß es unzählige Dinge gibt, die nicht unter den Begriff der Pflichterfüllung fallen, aber ebenso gewiß das Dasein verringern wie versäumte Pflichten. Mit einem Wort: von Lebenskunst soll man nicht mit jenen Menschen sprechen, die sich noch von dem Massendruck formen lassen, wobei die Bewegungen nicht von innen bestimmt werden und darum der eigene seelische Stoff immer ungebildet bleibt. Denn die Änderung der Form, die er durchmacht, ist nur das Eckenabschleifen, das die Wellen an den Steinen vornehmen.

Bevor ein Mensch sich in der Lebenskunst ausbilden kann, muß er es folglich erst in der Bildung soweit gebracht haben, daß er sich Wesentlichkeiten anstatt Unwesentlichkeiten zugewendet hat. Dann wird er lernen, nicht nur zweckmäßig zu handeln, sondern auch in schöner Weise die Zwecke zu veranschaulichen, für die er handelt; nicht nur das wertvolle in jedem besonderen Dinge zu suchen, sondern auch die verschiedenen Werte miteinander zu verbinden. Die erste Bedingung einer solchen Lebensführung ist Pflichterfüllung. Ohne diese wird man ebensowenig Lebenskünstler als man ohne Formensinn bildender Künstler wird. Aber andrerseits wird der niemals Lebenskünstler, der seine Muster nach der Schablone ausführt, oder mit anderen Worten, wer Pflichterfüllung auf jedem Platz, auf den man gestellt worden ist, und Unterwerfung unter jedes Schicksal, das einem zuteil geworden, als das höchste Ziel der Sittlichkeit betrachtet. Ob diese Gebote aus dem großen Gesichtspunkt des echten Christentums verkündet werden, oder aus dem stumpfen des Gewohnheitschristentums, oder aus dem kleinlich schlauen der Weltklugheit, immer sind sie gleich lebensfeindlich. Lebensfördernd ist es hingegen, unseren ganzen Willen dafür einzusetzen, unser Schicksal umzugestalten. D. h. unser Dasein nach unseren wesentlichen Lebensbedürfnissen und unseren wertvollsten Lebensmöglichkeiten zu ordnen und unsere Lebensverhältnisse darnach einzurichten. Für die Resignation ist immer genug — und übergenug — Raum gegenüber den unerbittlichen Schickungen des Schicksals, unseren eigenen unverbesserlichen Lebensirrtümern und den unerschütterlichen Grenzen unserer eigenen Natur.

Durch den unfruchtbaren Begriff, seine Pflicht dort zu tun, wohin man gestellt worden ist, sind die Menschen dazu gebracht worden, den fruchtbaren Begriff der Pflicht, seinen Platz zu wählen, zu übersehen. Die meisten lassen darum das Leben bei unbefriedigender Arbeit und unter ungedeihlichen Umständen verstreichen, ohne sich zu fragen, ob sich nicht das eine oder das andere oder beides ändern ließe; sie lassen sich in schiefe Verhältnisse und kraftaufzehrende Unternehmungen hineinziehen, die für sie wertlos sind, und verausgaben täglich Kraftsummen an Selbstbeherrschung für Unannehmlichkeiten, die sie durch ruhige Festigkeit und klare Offenheit ganz aus dem Felde räumen könnten. Zersplitterte Kraft, haltlose Lebensführung, kraft- und saftloser gesellschaftlicher Verkehr und Freudlosigkeit im ganzen, das ist die Folge. Denn nur der Kraftverbrauch, der wirkliche Bedürfnisse befriedigt, gibt Freude; nur die Ruhe, die Kraft wiederherstellt, bringt Genuß. Wer fragt sich vor einer Ausgabe — seiner Zeit, seines Geldes oder seiner Person — ob man geistig ebenso wie ökonomisch die Mittel dazu hat; ob man für diese geistige oder materielle Ausgabe wirklich etwas im Austausch erhält?

Zu versuchen — soweit als möglich — auf unseren eigenen richtigen Arbeitsplatz zu kommen, die für unser Arbeitsvermögen und unsere Arbeitsfreude günstigsten Bedingungen zu erhalten, dies ist soweit davon entfernt, unberechtigte Selbstsucht zu sein, daß es im Gegenteil unsere erste Pflicht gegen das Ganze ist, da wir ihm nur so mit unseren besten Kräften dienen können.

Das Bestmögliche aus den Verhältnissen zu machen, wenn sie sich nicht ändern lassen; Bagatellen nicht zu Kränkungen zu vergrößern, dies ist gewiß ein wesentlicher Teil der Lebenskunst. Aber wichtiger ist doch der, die Verhältnisse von vornherein bewußt so zu gestalten, daß unsere Wahl der Arbeit, der täglichen Gewohnheiten, der Wohnung, des Verkehrs, der Vergnügungen, lebensfördernd anstatt lebenshemmend werden. Was sieht man dafür jetzt bei vielen, im übrigen Hochgebildeten? Die „Unterhaltung" die alle besuchen, besucht man, auch wenn sie einen nicht unterhält; die Zieraten, die andere haben, schafft man sich an, auch wenn man weder Raum noch Geschmack für sie hat; das Kleid, das andre tragen, trägt man, auch wenn man sich darin nicht wohl fühlt; die Bewirtung, die andere bieten, bietet man, auch wenn man weiß, daß die Eingeladenen oder die eigene Kasse schlecht dabei fährt. Das ganze Lebensgebäude ist vom Grundstein bis zum Dache stillos, weil es nicht mich selbst sondern andere ausdrückt!

In ein persönliches Verhältnis zu seinem Broterwerb zu kommen, ist das Glück, das ein junger Mensch vor allem suchen soll. Freilich gilt es da für die Jugend, die plötzliche Leidenschaft nicht für den Ausdruck ihrer tiefsten Instinkte zu halten. Jetzt läßt man das Wesentliche an sich vorbeigehen, und sich vom Unwesentlichen Sand in die Augen streuen.

Aber selbst wenn ein Mensch ein Sehender ist, kann seine Lebenswahl in dem einen oder andern Fall mißlingen. Und dann gibt es eine unfruchtbare ebenso wie eine fruchtbare Unzufriedenheit mit dem Dasein. Die erstere ist mikroskopisch ausgerüstet, um überall Fehler und Häßlichkeiten zu finden. Die letztere verfügt über die Werkzeuge, mit denen Fehler und Häßlichkeiten beseitigt werden.

Jetzt schätzen die Menschen über alles andere die Regsamkeit, Unternehmungslust und Ausdauer, durch die Reichtümer geschaffen, Einkünfte vergrößert werden. Aber wenn sie es in der Kunst des Lebens weiter gebracht haben werden, dann wird man all dies als Verlust rechnen, wenn es nicht ein Mittel war, unseren Lebensreichtum zu vergrößern, unsere großen Lebenseinkünfte zu steigern! Schon jetzt ist es jedem, in viel höherem Grade als man glaubt, möglich, diese seine wesentlichen Einkünfte zu vergrößern. Dazu ist nur nötig — anstatt wie ein Stock auf dem Platz liegen zu bleiben, auf dem das Leben einen abgeladen, oder wie ein Haustier in der Hürde stillzustehen, in die die Erziehung einen gedrängt hat — in sich den Lebenswillen des wachsenden Baumes, des wilden Tieres zu wecken, diesen Willen, der auf den wunderbarsten Wegen zu den wesentlichen Lebensbedingungen dringt. Aber darum sind auch beinahe alle großen Lebenskünstler — sowie beinahe alle großen Tatenmenschen und Geistesmenschen — in ihrer Jugend aufrührerisch gewesen, weil sie noch die Kraft der Natur in sich hatten, sich selbst ihre eigenen Formen zu schaffen und ihre eigenen Gesetze zu geben.

Um dies zu können, muß der Mensch sich den so unendlich viel verlangenden und doch so leicht zufriedenen, den so unermüdlich arbeitenden und doch so ganz ruhenden Kindersinn bewahrt oder wiedererobert haben.

Dieser ist in jeder echten Künstlerseele herangewachsen und darum auch in der Seele jedes echten Lebenskünstlers.

Noch immer gilt das Wort, daß wenn ihr nicht werdet wie die Kindlein, könnet ihr nicht in Gottes Reich eingehen — was hier die Welt der Lebenden bedeutet.

Je mehr wir dieser angehören, desto gewisser wachsen unsere Sorgen und Mühen, ebenso wie unsere Freude und unsere Ruhe. Aber Schmerzen wie Freuden, Mühe wie Ruhe, alles wird dann zu Zellen im Baum, zu Steinen im Tempel. Oder — um ein schönes altes Wort anzuwenden, das erst der Lebenskünstler das Recht hat im vollsten Sinne zu gebrauchen — alles wird uns dann zur Erbauung dienen!

Der so in der allseitigen Bedeutung des Wortes erbaute Mensch ist der eigentliche Mensch. Körper und Seele, Haltung und Wesen, Reden und Schweigen, Träne und Lächeln, alles zeigt das ganz Durchgeführte, das man ja auch Stil nennen kann, den schönen Überfluß, der Seelenvollheit ist.

ichts ist einseitiger als die Behauptung, daß die äußeren Bedingungen nichts für das Wachstum der Seele bedeuten. Denn wenn sie auch in der Armut oder in anderen Bedrängnissen in der Tiefe wachsen kann, wenn sie auch unter politischer Unfreiheit und bürgerlicher Rechtlosigkeit im inneren Sinn frei bleiben kann, ja weit und wachsend, unabhängig und unerschöpflich, wie sich z. B. die russische Seele oft erwiesen hat, so gilt dies nur von den Auserwählten. Sie können nie herabgezogen oder erniedrigt werden; besiegt verbleiben sie Sieger, und auch als Empfänger von Verzeihung teilen sie Gnaden aus. Aber für die Mehrzahl ist nichts gewisser, als daß der, der Macht über den Lebensunterhalt und die Rechtssicherheit eines Menschen hat, auch die Macht hat, seine Seele zu verringern, die dann in einem oder anderen Sinne gebeugt oder gebrochen werden wird; daß, wo die Armut Unsicherheit der Befriedigung der einfachsten Lebensbedürfnisse mit sich bringt, seelische Verfeinerung beinahe ein Ding der Unmöglichkeit wird. Wo der Tätigkeitswille sich nicht frei bewegen darf, verursacht er Lebenshemmungen, nicht nur in der Gesellschaft, sondern in den Seelen selbst; und wo der einzelne in der Familie oder der Gesellschaft der Willkür unterworfen ist, bewirkt dies die geistige Versumpfung der Unverantwortlichkeit.

Aber es ist andrerseits ebenso oberflächlich — und in diese Oberflächlichkeit ist die Gegenwart verfallen — an das Wachstum der Seele nur durch bessere Arbeitsbedingungen und bessere Gesellschaftsordnung, größere Rechte und größere Aufgaben, zu glauben. Denn freilich erhebt all dies die Menschen, aber äußerst langsam. Wie wenig von den Freiheits-, Gleichheits- und Brüderlichkeitsträumen der französischen Revolution ist in den Gesellschaftsgestaltungen des neunzehnten Jahrhunderts Wirklichkeit geworden? Wie geringe Wirkungen hat nicht bis auf weiteres die Befreiung der Frau gehabt! Wie wenig haben bessere Gesetze und höhere Grundsätze die innerste Gesellschaftswirklichkeit umgewandelt; wie haben nicht Parlamente und Parteien die Summe lebendiger Kraft bei den einzelnen

heruntergesetzt; wie verdummen nicht die Zusammenwirkenden einander; wie viel geringer, wenn auch umfangreicher ist nicht das Massenwirken im Verhältnis zu dem Werk, wo ein einzelner Mensch Selbstherrscher sein durfte, in das er seine Wirklichkeit niederlegen konnte! Die Steigerung des Verstandes und der Fähigkeiten, des sozialen Gefühls und der Tatenlust, die die neuen Verhältnisse mit sich gebracht haben, haben den modernen Menschen nicht gehindert, die alten Ungerechtigkeiten unter neuen Namen zu dulden. Und wenn man von einem modernen Menschen hört, daß er „in seiner Arbeit lebt", bedeutet das in den meisten Fällen, daß seine Seele daran stirbt, oder wenigstens daß alle Halbheiten und Unwesentlichkeiten des öffentlichen Lebens jeden Tag Wasser in den Wein der Seele gießen! Die neuen Verhältnisse haben es nicht gehindert, daß die Seelen falsch und feige oder trübe und trocken, oder lahm und leer geworden sind. Ja sie haben oft reiche Seelen dazu gebracht, an Saft und Kraft, an Tiefe und Eigenart zu verlieren. Dies ist z. B. bei den Frauen in ihrem Befreiungskampfe der Fall gewesen. Sie haben es versäumt, in dem Grade, in dem sie es gekonnt hätten, Rücksicht auf die Arbeitswahl, die Bildungspläne zu nehmen, die das Leben wertvoller für sie selbst und sie selbst wertvoller für das Leben gemacht hätten. Denn wo ein Mensch die reichste Kraftentwicklung findet, da erfährt er die tiefsten Seelenbewegungen; wo er die tiefsten Seelenbewegungen erfährt, empfindet er das vollste Glück; wo er das vollste Glück empfindet, erlangt er die höchste Seelensteigerung und fördert die höchste Lebenssteigerung für das Ganze. Hier ist und hier bleibt der Zentralpunkt der Frauenfrage. Alle ehelichen Rechte sind für das Ausbauen des Lebens zu höheren Formen einzig und allein Rechte im Gesetzbuch, nicht im Leben, wenn nicht die Seelen des Mannes und der Frau immer inniger verschmelzen, so daß einer durch den anderen eine höhere Menschlichkeit erreicht. Die ehelichen wie die gesellschaftlichen Ideale der Frau können sich nur in dem Maße verwirklichen, in dem auch der Mann ihnen huldigt, und umgekehrt. Aber eine solche Einheit wird nur durch steigende Seelenvollheit erreicht, in der die männliche wie die weibliche Einseitigkeit aufgehoben ist. Was von der Ehe und von der Gesellschaft gilt, gilt auch von den Kindern. Das größere Recht der Mutter über sie wird nichts bedeuten, solange die Mütter nicht eine größere Seelenmacht haben, auf ihre Seelen einzuwirken, ein Heim zu schaffen, wo die Kinder das Leben reicher empfinden als anderswo; sie für Ideale zu entflammen, die sie verwirklichen wollen. Aber ohne Zweifel wird die neue Frau die Lebenskunst, die die Frauen früherer Zeiten in ihrem engen Kreise auszuüben verstanden, veredelt wiedergewinnen und in freiere Formen umsetzen. Und dann wird es sich zeigen, daß die größere Begabung der Frauen für die künstlerische Gestaltung des Lebens auch für die Gesellschaftskunst von tiefer Bedeutung werden wird. Die Frau hat, wie an anderer Stelle dargelegt wurde, größere Anlagen als der Mann auch aus Lebensfragmenten ein schönes Mosaik schaffen zu können. Und ihre Behandlung der unmittelbaren Lebensaufgabe war stets glücklicher als die des Mannes, der so leicht maßlos wird, wenn er groß, kühl, wenn er klug,

roh, wenn er stark ist. Durch unendliche Summen unbewußter Lebenskunst haben die Frauen Geschlecht für Geschlecht, Gesellschaftsschichte für Gesellschaftsschichte die Seelen erhoben von unseren kleinen, roten Hüttchen, wo sie an der Wiege singend, am Herde Märchen erzählend oder Psalmbuch lesend, alltagswirkend und feiertagsschmückend, Faden für Faden die Zärtlichkeit gesponnen, Tropfen für Tropfen den Born der Phantasie gefüllt, Stein für Stein den Grund zu Arbeitslust, Gerechtigkeitsgefühl, Heimliebe gelegt haben. Und erwacht die Frau einmal zur Einsicht, daß es ihre größte Aufgabe ist, das Leben zu beseelen, dann wird die Macht, die sie durch ihre Befreiung erhalten hat, auch eine Bedeutung erlangen, die jetzt nur die Weitblickenden ahnen. Die beseelende Macht ist und verbleibt die Liebe, die Liebe, die einigt, wo die Vernunft trennt. Und nicht als Caritas allein, sondern als Eros. Denn überall, wo die Liebe wesenvergrößernd und wesenverschmelzend wird, trägt sie Eros Züge. Mag sich die Liebe auf den Urgrund des Lebens richten oder auf die Seele, die eins mit unserer eigenen ward, oder auf das Wesen, das unser Blut weiterträgt, oder mag sie unserem Werk, unserem Land oder der Welt der Schönheit angehören — das Gefühl selbst ist immer, sofern es groß ist, eine mystische Religion mit der seelensteigernden Macht, die nur die Erotik und die Religion besitzen. Die Überzeugung, daß die erotische Liebe die große Lebensfrage der Seele ist, weil sie die Seele beseelt, alle ihre Gefühle veredelt, unser Wesen verdoppelt und uns über uns selbst hinaushebt, dies war Rousseaus große Offenbarung. Einige vor ihm, viele nach ihm, haben erfahren, daß, wer aus ganzer Seele liebt, sich stark genug fühlt, einen Erdball auf seiner Hand zu tragen, groß genug, Güte für das geringste Wesen zu hegen. Denn ob der Gegenstand der großen Liebe ein Wesen oder ein Werk ist, stets zeigt das Gefühl selbst seine Eigenart durch die Macht, alle Kräfte auch nach allen anderen Richtungen zusammenströmen und steigen zu lassen. Jede niedrige Liebe hingegen — und niedrig ist, die in der einen oder der anderen Form Gewinn sucht — verringert alle Seelenkräfte, die sie nicht für ihre eigenen Ziele braucht. Alle Niedrigkeiten, die unter dem Namen der Liebe auf der Erde herumkriechen, tragen Schuld daran, daß die Menschen noch niedrig von jedem denken, der die Liebe unter allen Werten des Lebens am höchsten stellt. Für die Menschen der Seele gibt es nur ein Glück: das der Seelensteigerung. Darum sind sie willig, sich wieder und wieder dem Leiden auszusetzen, denn sie wissen, daß die Seele sich nur durch ihre Macht, beglückt zu werden, und ihre Macht zu leiden, lebendig zeigt. In dem Maße, in dem die Seele stirbt, fühlt der Mensch weder tiefes Glück, noch tiefes Leid, nur Leidenschaften. Darum verehren die Menschen, die in einem stets höheren Leben den Sinn des Daseins sehen, in Eros den höchsten Gott, weil er — wenn wir die Seelensteigerung als höchsten Wertmesser annehmen — die höchsten Wirkungen für die Seele hat; weil er sie in Wahrheit vergöttlicht, dadurch, daß er ihre Macht zu der höchstmöglichen steigert, und die Liebe wird so das höchste, entscheidendste Schicksal, von dem eine Seele bestimmt wird. Mit derselben Notwendigkeit, mit der die Wärme den Körper ausdehnt, weitet Eros die Seele.

Oder wann ist sie so weit und offen, so tief und innig, so still und gesammelt — wann erfüllt sie mit einem Wort so vollkommen alle Bedingungen der Seelenvollheit — als wenn sie liebt? Aber darum wird auch die Sünde gegen die Liebe Sünde gegen den heiligen Geist, dem das dritte Reich — das Reich der Seele — angehört. Die Steigerung der Liebesmacht der Menschheit ist darum der Königsweg zu ihrer Größe. Noch können nur wenige Menschen selbst die Liebe, die man — in eingeschränkterem Sinne, als das Wort hier gebraucht wird — die erotische nennt, in dieser großen Weise empfinden. Die männliche Genialität zeigt sich meistens durch die Macht in dieser großen Weise ein Werk zu lieben; die weibliche hingegen auf diese Weise ein Wesen zu lieben. In beiden Fällen ist jedoch die Summe von Seelenmacht, die erreicht wird, bis auf weiteres die höchste Verwirklichung unseres Menschenwesens. Und die Wirklichkeit dieser Seele ist von demselben Wert für die Menschheit, ob sie sich nun als weibliche oder als männliche Genialität äußert. Das gemeinsame Gedanken- und Willensleben, Gefühls- und Phantasieleben der Menschheit kann ebensowenig ohne die weibliche Art der Genialität als ohne die männliche steigen. Daß eine Frau so wie die wirkliche Heloise geliebt hat, war für die Evolution der Seele ebenso bedeutungsvoll, wie daß ein Mann die „neue Heloise" gedichtet hat. Die Summe geistiger Kraft, die aus einer großen weiblichen Seele zu einem Kind ausströmt, ist der Summe der geistigen Kraft ebenbürtig, die aus einer männlichen Seele in ein Werk strömt. Und jede Berauschung echter Zärtlichkeit gibt dieselbe Unendlichkeitsahnung wie der Rausch des Gedankens vor einer großen Wahrheit.

Weil die Frau der Erneuerung des Lebens näher steht als der Mann, hat sie auch einen unmittelbareren Willen zum Leben. Und dieser Wille ist der tiefste Quell der Liebe, sowie er auch der Quell der Evolution der Seele und der Kunst des Lebens ist. Nur die reinsten männlichen Seelen haben wie Frauen und Kinder noch die Süßigkeit der Muttermilch des Lebens auf ihren Lippen. Und diese Männer wissen, daß aus der Mütterlichkeit — nicht vom Genie, nicht vom Helden — nur aus den Genies und Heldinnen der Mütterlichkeit die wirkliche Erlösung des Menschengeschlechtes kommen kann. So wie schon jetzt der einzelne Mann oft von einer Mutter oder Schwester, einer Gattin oder Tochter aus der Welt der Seelenlosigkeit zu der des Lebens erlöst worden ist. Es ist ein uralter Irrtum, daß die Gedanken die Welt steigern. Die tiefere Seelenkunde der Gegenwart zaudert nicht in der Meinung, daß es die Gefühle sind, die sie steigern. Alle Gedanken, die nicht von dem Nährboden der Gefühle aufgenommen werden, können wohl grün aufsprießen, wie die Grassamen, die man auf Pappe säet, aber sie gehen auch demselben raschen Verwelken entgegen. Die ewige, einfache Urkraft, die in Meer und Erde, im Blute und in der Milch ist, ist auch im Frauenherzen. Weil ihr Wesen einheitlicher ist, wird ihr Gefühlsleben nahrungsreicher. Weil es den Männern nicht gelungen ist, ihre großen Gedanken bei einander oder bei den Frauen zu Gefühlen zu machen — weil diese nicht von ihnen ergriffen werden konnten, bevor sie sie zu verstehen vermochten — haben die männlichen Gedanken

so wenig vermocht. Erst wenn sie in vertieften Frauenseelen ein Erdenreich finden, können sie allmählich zu Wirklichkeiten werden.

Ebensowenig, wie die besondere Genialität des Mannes Gemeingut seines ganzen Geschlechtes ist, ist die besondere Genialität der Frau Gemeingut ihres Geschlechtes. Ebensowenig, wie die Männer die männlichen Genies können die Frauen die im Gefühlsleben genialen Frauen als Beweis für die Überlegenheit eines der beiden Geschlechter ins Feld führen. Der „Mann" existiert nicht, die „Frau" existiert nicht, und am allerwenigsten existiert ihr typisches Wesen bei den Ausnahmenaturen. Diese typisch zu machen, heißt die Pyramide auf ihre Spitze stellen. Das männliche Genie muß also bei seite gelassen werden. Es ist dann doppelt wahr, daß das indische Weisheitswort, daß der Mensch Mensch ist, wenn er liebt, leidet und betet, sich auch an den Männern bewahrheitet. Und ist jede große Schöpfung Anbetung, so ist andrerseits jedes große Leiden Liebe, in der einen oder anderen Form. Die Männer, bei denen die Seele anfängt, wirklich zu werden, sind sich mehr und mehr bewußt, daß ihr Werk eine Gefahr für die Macht ihrer Seele, zu lieben und zu leiden, bedeuten kann, ebenso daß die Liebe, wenn sie nach der Lebensanschauung des Dualismus zuerst die Ursache des Sündenfalls gewesen ist, im Zeichen der Einheit die Erlösung der Seele werden kann. Und mag man auch einsehen, daß der Dualismus eine Ursache zu der größeren Spannungsweite in der Seele des Mannes war — die Spannung zwischen dem Himmel und dem Abgrund, so hindert diese Einsicht nicht, daß das Leben — das für alle Einseitigkeiten der „Torpedo unter der Arche" ist — nicht länger den prinzipienlosen Eroskult aufrecht erhalten wird, durch den der Dualismus die Erde mit Unreinheit erfüllt hat. Daß die eine Großmacht des Lebens, die Frau — und mit ihr immer mehr und mehr Männer — fühlen, daß die erotische Einheit der höhere Zustand ist, den sie erstreben und daß die große Erosanbetung eine Steigerung der Spannkraft der Seele bis ins Unendliche bedeutet.

So wie man in der Zeit der alten Geschäftsehre sich seines Bankerotts schämte, beginnen seelenvolle Menschen sich jetzt ihres Unterganges durch die Liebe oder des Unterganges ihrer Liebe zu schämen. Denn sie wissen, daß diese Ruine in den meisten Fällen bedeutet, daß ihr Werk und ihr Wesen getrennte Wege gegangen sind, daß sie in ihrem Werk wesentlicher waren als sie in ihrem Wesen sind, daß sie mit einem Wort nicht im tiefsten Sinn wirklich gewesen sind. Ein ganzes Leben lang das Glückslächeln eines Weibes bewahrt zu haben, wird einmal als ebenso groß angesehen werden, wie jetzt eine männliche Heldentat, und die männliche Heldentat, die unter einem solchen Lächeln vollbracht wird, wird eine vollreifere Frucht sein, als sie sonst geworden wäre. Der Wille, zu beglücken, läßt eine Seele der weitverzweigten Kastanie gleichen, wenn sie in einer Sommernacht mit tausend entzündeten Blumenkerzen dasteht. Der Wille zur Einsamkeit macht sie hingegen zur Zypresse, die in dunkler Zusammengeschlossenheit sich nach oben verschmälert, um auf ihrer Spitze einen Stern zu fangen. Die Menschheit hat große Männer von beider Art gehabt, und eine graduelle Bewertung in zurück-

blickender Richtung wäre schwierig. Gewiß ist nur, daß das für die neuen Menschen Bezeichnende der Wille ist, daß ihre Seelen durch die Liebe wachsen sollen. Daß sie so Paar um Paar beginnen, die goldene Treppe zu einer höheren Menschheit emporzusteigen.

Weil die Frau eine vollere Einheit zwischen Seele und Sinnen erreicht hat, als der Mann, steht sie schon eine Stufe näher der Verwirklichung als er, der in dem Leiden durch den Dualismus seine Stärke und seine Schwäche gehabt hat. Darum braucht jetzt der Mann die Hilfe der Frau, so wie sie die seine, um die Welt der Seelenvollheit zu erreichen. Die vergangenen Jahrtausende haben dem Manne gehört. Soweit Stärke und Genie die Menschheit im Zeichen des Dualismus führen konnten, hat er sie geführt. Erst das neunzehnte Jahrhundert wurde Zeuge des Durchbruchs der Frauenseele. Wenn das zwanzigste im Ernst das des Kindes wird, wird das darauffolgende das des Menschen werden — das, wo die Menschenseele anfängt, sich ihrer Wirklichkeit zu nähern!

Die zentrale Sonne, um die die Menschheit sich dann bewegen wird, wird wohl kaum den Namen eines der alten Götter tragen, nicht einmal den Eros', sondern wird — Psyche heißen.

So wie die Geschlechtsgegensätze in der Welt der Seele immer weniger bedeutungsvoll werden, so auch die Altersgegensätze. Die Erwachsenen haben angefangen, den großen Weltteil zu entdecken, der die Kinderseele heißt, denn wo das Kind eine Seele ahnt, schickt es ihr seine eigene entgegen. Nicht nach Zeitmaßen, sondern nach Seelenmacht werden immer mehr die Jahre gezählt, und die Alten, die ihre Seele lebend bewahrt haben, die Jungen, bei denen sie früh erwacht ist, fühlen sich gleichalterig, wenn es auch in ihrer Seelenvollheit gewisse Nuancen gibt. So sind auch im Bienenkorb Nuancen zwischen dem süßigkeitserfüllten Ahornhonig des Frühlings, dem duftreichen Lindenhonig des Hochsommers und schließlich dem Honig des Klees und der Heide. Der letztere hat nicht soviel Süßigkeit und Duft gewonnen, wie die ersteren, aber hat dafür näher der Erde aus härteren Bedingungen einen im ganzen kräftigeren Saft geholt.

Den neuen Menschen, Männern wie Frauen, Jungen wie Alten, Vereinten wie Einsamen gemeinsam ist, daß das, was sie vom Leben wollen, nur ist, daß sein Saitenspiel einen immer tieferen, reineren, volleren Ton gewinne — selbst wenn dieser aus einer Violine singt, die aus Splittern zusammengefügt wurde.

Wenn diese Menschen eine Karte ihres Landes, oder vielleicht ihres Weltteils, ja, vielleicht sogar des ganzen Erdballs ansehen, so werden diese Karten für sie zu einem Sternenhimmel von leuchtenden Punkten. Jeder solche bezeichnet eine andere lebendige Seele oder zwei solche, die gemeinsam die Luft um sich voller von Leben, von Wirklichkeit machen, eine Luft, wo das leichteste Wort tief an Untertönen wird, die flüchtigsten Blicke übervoll an Inhalt.

Diese Menschen, bei denen die Seele eine Wirklichkeit ist, sind „gezeichnet"; sie erkennen sich — als Angehörige eines vornehmen Geschlechts — an gewissen gemeinsamen Zügen; doch das bedeutet nicht, daß sie allgemein verstanden werden.

So wie das körperliche Auge nicht den ultravioletten Streifen des Spektrums wahr-nimmt, so nimmt der Intellekt gewisse geistige Wirklichkeiten nicht wahr. Der Intellekt, der für einen Sieg oder für eine Stellung kämpft, sieht auf jene herab, die nur für ihren Zustand kämpfen und für die die Stellung nur in dem Maße bedeutungsvoll wird, in dem sie auf den Zustand einwirkt. Ja, die Menschen der Seele fühlen sich den Tieren näher als den Verstandesmenschen, weil sie bei den ersteren finden, was sie bei den letzteren vermissen. Worin dies bestand, wußte Carlyle, wenn er seinen Hund „ein kleines unbedeutendes, weißes Fleckchen von Liebe, Leben, Treue und Gefühl, das in dem Dunkel der ewigen Nacht aufschimmert" nannte.

Daß man anfängt, der Frau, dem Kinde und dem Tiere, nachdem man sie als Dinge angesehen hatte, jetzt Seelen zuzuerkennen, und daß auch bei den Männern die Macht der Seele wieder zu steigen beginnt, während die des Verstandes im Abnehmen begriffen ist, das kommt daher, daß im Zusammenhang mit dem Evolutionismus der Monismus und der Humanismus wieder anfangen, bestimmend zu werden. Für die Gefühle in erster Linie, aber auch für das Denken. Die Ahnung von der Einheit des Alls, der Glaube an die Macht der Menschheit zur Selbstverwirklichung, die Gewißheit, daß der Zweck des Lebens das Leben selbst ist, hat dahin gewirkt, daß je voller und reiner ein Mensch mit Seele und Sinnen lebt, desto inniger er seinen Zusammenhang mit dem Ganzen, mit dem Allsein und mit allem Sein fühlt. Er weiß, daß die Andacht, die von diesem Gefühle genährt wird, begriffsmäßig unausgesprochen bleiben muß, weil sie unaussprechlich ist; daß das Suchen nach Wahrheit ein Kinderspiel ist gegen den ungeheuren Ernst für jede Seele, selbst eine Wahrheit zu werden. Denn dies bedeutet, etwas von dem Dunkel um das Dasein zu zerstreuen, indem man nach seinem Maße und seiner Macht, selbst einen Lichtring in dieser Dunkelheit bildet.

Während für den Theologen die Seele ein Gegenstand der Erlösung ist, für den Philosophen ein Ewigkeitsbegriff, für den Psychologen ein Forschungsgebiet, ist die Seele für die künstlerisch-einheitliche Empfindung des Daseins etwas von alledem, aber all dies in ganz neuer Weise. Die Seele soll aus ihrer eigenen Unwirklichkeit erlöst, soll als Ewigkeit erfaßt, in ihrer Mannigfaltigkeit durchforscht werden. Aber die alten Mittel reichen nicht zu. Mit ihnen hat man sich freilich dem Ziele genähert, aber äußerst langsam. Erst wenn jeder Mensch zum Bewußtsein seiner Macht über seine eigene Seele erweckt wird, wird ein Tagesschimmer über dem „dritten Reich" leuchten. In diesem Zusammenhang erhalten die Begriffe Gesellschaftskunst und Lebenskunst ihre richtige Betonung. Sie werden dann Andachtsübungen in der Religion, die in unserer Zeit der uralten pantheistischen Empfindung des Daseins neuen Ausdruck gibt und immer bewußter das Streben birgt, individuelle und soziale, ethische und ästhetische Lebenswerte in einer immer höheren Einheit zusammenzuschließen, wenn dieses Streben auch zu verschiedenen Zeiten sehr verschiedene Formen angenommen hat.

In dem Jahrtausend des Mannes — und des Dualismus — haben die

Menschen einander als Dinge behandelt, als nützliche oder schädliche Dinge, Dinge, die man gehütet oder vernichtet hat. Die Seele dieser Dinge hat man jetzt erst durch die Sympathie zu entdecken angefangen. Sie hat uns gelehrt, daß die Menschen nicht nur zusammenwirken, sondern zusammenfühlen können. Ja, daß dieses Zusammenfühlen und Zusammenwirken schließlich eine „Vorsehung" werden kann, der jeder vertrauen kann; ein Allvater, an den jeder sich schmiegen können wird.

Schon jetzt fühlen wir in großen Momenten, wie wir von den unzähligen Seelen getragen werden, die uns mit dem Blute des Geschlechts auch etwas von ihrem göttlichen Funken vererbt haben; noch mehr, wie wir von den großen Seelen aller Zeiten getragen werden, die wir liebend zu einem Teil unserer eigenen gemacht haben. Schon jetzt ahnen wir, wie diese vereinigten Einflüsse gesteigert werden können, wenn eine immer einheitlichere und auswahlsfeinere Erotik die Fortdauer der Menschheit bestimmt, eine immer einheitlichere und auswahlsfeinere Lebenskunst die Steigerung der Seele. Schon jetzt erscheint uns das Genie als das Übernatürliche, als das Wunder, weil wir nicht verfolgen können, wie sich die Funken durch Jahrtausende gesammelt haben, wie die eine Seele ihr großes Glück, die zweite ihr großes Leid, die dritte ihre himmelstürmende Sehnsucht, die vierte ihren kühnen Wagemut gegeben hat, und so in Unendlichkeit weiter, bis alle diese Funken schließlich in einer großen Flamme auflodern — der Verlauf, dem Michelangelo in all den, den Messias bereitenden und seiner harrenden Geschlechtern in der Sixtinischen Kapelle den höchsten Ausdruck gegeben hat, den die Erde besitzt.

Aber die heutige Empfindung, daß jede einzelne Seele, ebenso wie jeder große Geist durch die Menschheit empor- und weitergetragen wird, wird einmal in ebenso hohem Grade gesteigert werden können, als der heute höchste, menschliche Ausdruck des Zusammenfühlens und Zusammenwirkens dieselben Äußerungen im Leben der Tiere übertrifft.


as oben Gesagte dürfte zeigen, daß der Traum des Sozialismus wie des Anarchismus und der Neuromantik vom dritten Reiche im Innersten eins mit dem Gedanken einer verwirklichten Lebenskunst ist, wo Seelenfreiheit und Selbsterziehung die „schöne Güte" erzielt haben, die es dem Ich ermöglichen wird, sich selbst aufrecht zu erhalten, ohne die Stütze jener Gesellschaftsmacht und Gesellschaftsmeinung, die jetzt an sich gute Menschen zwingt, als Gesellschaftsmitglieder und Staatsdiener einander zu unterdrücken und zu vernichten; die zuerst sie selbst zu Opfern dieses „Systems" macht, ehe sie verhärtet oder abgestumpft andere ihm opfern.

Erst wenn die Seele Herr im Hause des Lebens geworden ist, wird das seelenlose Ungeheuer, das wir jetzt „Gesellschaftsordnung" nennen, gleich dem Drachen zu Füßen des heiligen Georg hinsinken, des St. Georg, den Vittorio Pisano von Siegesgrauen erfüllt gemalt hat: mit qualverzerrten Lippen, bleich in dem Bewußtsein, wie teuer der Sieg war.

Denn das innerste Ziel der Seele ist Harmonie. Und diese hat unzählige Male

den seelenvollen Menschen zu einem Flüchtling von den Schlachtfeldern gemacht, wo die Siege für das Ganze errungen werden. Er hat sein Gewissen mit der halben Wahrheit beschwichtigt: daß der Mensch nur das, was er in sich selbst trägt, wirklich besitzt; daß alles was außerhalb von ihm ist, der Bedeutung entbehrt; daß je mehr jeder seine in sich selbst geschlossene Persönlichkeit vervollkommnet, desto mehr alle von dem sittlichen Irrtum befreit werden, der sie jetzt zu blinden Teilen der Gesellschaftsmaschinerie macht, in der alle entweder zermalmen oder zermalmt werden. Dieser halben Wahrheit Gehör zu schenken, ist die große Versuchung, Jesu Wüstenversuchung. Denn verhältnismäßig leicht ist es, diesen Zustand für sein eigen Teil zu erreichen, wenn man die anderen hinter sich zurücklassen will.

Niemand darf einen solchen Fliehenden verurteilen, denn jeder kennt nur die Grenzen seiner eigenen Stärke. Aber das wissen wir, hätte es nicht Seelen gegeben, die gabenmild mit ihrer Seele waren, ihre Weizenkörner auch in den Wind säend, ihre Perlen selbst vor die Schweine streuend — dann wäre die Seele der Menschheit noch viel weiter von ihrer Verwirklichung entfernt als sie es heute ist!

Nietzsche vernahm das Trampeln der nahenden Schweineherde. Und sein grenzenloser Ekel nahm die Form jener Herdenmenschentheorie an, die seine Gold-Elfenbein-Statue des Übermenschen auf tönerne Füße stellte.

Aber dies hindert nicht, daß die Statue selbst eine Schöpfung des Sehergeistes und der Dichtkunst ist. So wie der Gedanke der ewigen Wiederkunft ist er eine Äußerung der höchsten Anschauung der Lebenskunst, die je irgend jemand besessen hat. Das Leben so groß und stark zu leben, daß man es stets wiederzuerleben wünscht, so wie man stets ein großes Kunstwerk wiedererleben will, von dem man jeden Teil als notwendig und ewig empfindet, weil er ist; durch Geschlechtsveredlung ein immer feineres und reicheres Menschenmaterial für die zielbewußte, künstlerische Selbstgestaltung herzustellen — dies ist der inhaltsschwere und zukunftswichtige Teil von Nietzsches Verkündigung vom Übermenschen so wie seine „Offenbarung" von der ewigen Wiederkunft ihr nächstes Gegenstück in Goethes Gewißheit hat, daß

Keine Welt und keine Zeit zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt;

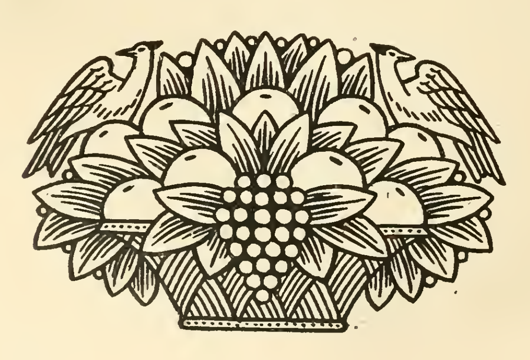
daß der, der seinem eigenen Wesen die ewige Notwendigkeit des großen Kunstwerkes gegeben hat — die noch den meisten Leben fehlt — so selbst eine ewige Notwendigkeit und ein in irgend einer Form ewig Seiender wird.

Das früher Gesagte hat nur den uns zunächst liegenden Teil der Lebenskunst oder die Mittel berührt, durch die ein Mensch den äußeren Umständen oder dem seelischen Stoff, den er schon besitzt, das Möglichste abgewinnen kann. Die große Tiefe öffnet sich erst, wenn man zu den Gebieten gelangt ist, wo die Seele ihre heute nur geahnten Möglichkeitswerte hat. In unseren Tagen hat ja die Theosophie, die auch eine Form der Lebenskunst ist, den sicheren Glauben, die

Seelenmacht zu einer bisher ungeahnten Höhe steigern zu können. Und die Selbstentwicklung, zu der die Theosophie dabei Anlaß gibt, wird ganz gewiß zur Evolution der Seele mit beitragen, wenn auch vielleicht anders, als ihre Verkünder erwarten. Denn kein großes Aufgebot an Seelenkraft war oder ist je vergebens, wenn auch seine Folgen in der Entwicklung oft sehr von den Zielen abweichen, für die das Aufgebot geschah. In verschiedenen Formen wiederholt es sich nämlich wieder und wieder, daß die Bedeutung der Kreuzzüge nicht die Eroberung des heiligen Grabes, sondern die Erschließung neuer Wege für das Leben ist.

Die Menschen, deren Seele schon jetzt überströmt, haben eine Fernwirkung aufeinander, eine Feinheit der Empfindung für einander, eine gemeinsame Vibration miteinander, die den meisten wunderbar erscheinen würde, wenn sie nicht zugleich als natürlich empfunden würde. Aber dies eröffnet unzählige Möglichkeiten, nicht nur für den einzelnen sondern für die Menschheit. Denn diese Eigenschaften können einmal allgemein werden, weil sie durch Ausübung, Auswahl und Vererbung zu einer bisher ungeahnten Machtvollkommenheit gesteigert werden können. Je höher eine Seele schon jetzt steht, desto länger kann sie sich selbst auf der Höhe einer Seelenbewegung erhalten. Aber es gibt keinen Grund, warum nicht die Seelensteigerung, die jetzt in weniger als drei Stunden ihren Höhepunkt erreicht und ihren unwiderruflichen Rückgang findet, sich nicht über lange Zeiträume erstrecken könnte; warum nicht die Anzahl unserer Sinne sich vermehren, warum nicht jetzt unbekannte Seelenkräfte entdeckt werden könnten und all dies in allen Richtungen die Macht des Menschen über das Dasein vertiefen und vergrößern könnte.

Auf dem Wege dieser Seelensteigerung muß unser Menschengeschlecht endlich das Ziel erreichen: sein eigenes höheres Wesen zu schaffen, dieses Wesen, das sich wie in einem dunklen Glase in den Dichtungen gespiegelt hat, die die Religion Gottes- und Unsterblichkeitsbegriffe nannte.





Eine Kinderseele/ Novelle von Stijn Streuvels



Früh morgens, wenn ihre Schwesterchen noch ruhig im Bette lagen und schliefen, war Alientje schon auf und an der Arbeit. Sie half Mutter bei der Hausarbeit, besorgte die Kaninchen und mußte im Garten oder sonst wo tätig sein. Sie arbeitete immer eifrig drauf los und doch war es nie genug, was sie tat, nie gut genug getan; Mutter rief und schalt, daß es flinker gehen müsse und besser gemacht werden müsse, sodaß Alientje immer hastiger und gejagter bei der Arbeit wurde, aus Furcht vor Strafe und Schlägen.

Wenn Karlientje und Annetje aufstanden, standen ihre Schuhe blank geputzt da, ihre sauberen Kleidchen lagen bereit, Mutter kämmte ihnen das Haar und flocht es in Zöpfchen und hernach stand für jede von ihnen eine Tasse Milch auf dem Tisch, und daneben lagen weiße Brötchen mit Butter; dann bekamen sie noch jede ein paar Brötchen und ein Stückchen Zucker in ihr Körbchen, und damit machten sie sich wohlgemut auf den Weg nach der Schule. Nach der großen Schwester sahen sie sich nicht weiter um.

Alientje jätete dann Unkraut im Gemüsegarten oder zog mit ihrem Korb und ihrer Sichel aus, um Futter für die Tiere zu holen. Sie mußte das Futter heimlich an den Wegen und Graskanten schneiden. Dazu brauchte sie keine hübschen Kleider, sie waren doch immer schmutzig von dem Liegen auf der Erde, und deshalb war es auch nur altes, vertragenes Zeug von ihren Schwestern, das sie bekam, ein altes, ausgewachsenes Röckchen, eine Schürze mit Rissen und Löchern darin. „Das ist für dich bei deiner schmutzigen Arbeit gut genug," sagte Mutter. Schuhe trug sie niemals, sie lief meistens barfuß und immer barhäuptig.

Und bei alledem, war es dem Mädchen nie in den Sinn gekommen, daß sie schlechter behandelt würde als Annetje und Karlientje und daß ihr Unrecht geschähe. Sie frug nicht, warum Mutter ihren Ärger immer nur an ihr ausließ und warum sie ihre Freundlichkeit für die beiden andern aufsparte. Sie hatte es nie anders gekannt, es mußte also wohl so sein; denn sie war die Älteste und Mutter hatte es so schwer mit all ihrer Arbeit, und „wenn Mutter mich schlägt oder schilt, so werd ich es auch wohl verdienen, wenn ich es auch nicht mit Willen getan habe," dachte Alientje. Es waren aber auch noch andre Gründe da, warum das Mädchen sich nicht klar wurde über das Unrecht, das ihr geschah. Annetje und Karlientje waren wohl besser angezogen, sie bekamen von allem das Beste und wurden nie gescholten und sie durften auf Mutters Schoß sitzen, aber Tag ein, Tag aus mußten sie in die Schule und lernen und sich mit den langweiligen Stricknadeln quälen, während Alientje frei herumlaufen durfte, im offenen Feld

im Sonnenschein. Da saß sie dann bis an die Kniee im Gras, die Vögel zwitscherten und sie selbst durfte singen und jubeln nach Herzenslust.

Die Bäume und die Blumen, die Vögel und die Fliegen waren ihre Freunde, sie erzählte ihnen halblaut ihre eigenen Gedanken oder Geschichten, die sie sich ausdachte und herausbrachte wie sie ihr gerade durch den Kopf schossen. Sie rief den Schwalben nach, die vorüberflogen, sie schnitt wieder ein paar Hände voll Gras, schwatzte ernsthaft mit den Ameisen, die aus dem Nest krochen, fing sich ein Herrgottskäferchen und ließ es auf ihren Finger hinaufklettern, dann lachte sie hell wie ein Glöckchen, wenn das Tierchen herunterpurzelte, lachte so laut und solange, bis das Tierchen auf der Spitze ihres Fingers zu surren anfing, die roten Flügeldeckchen aufklappte und davonflog; dann guckte sie ihm nach solange sie es sehen konnte und arbeitete emsig weiter. Sie richtete sich auch wohl plötzlich auf, als sei ihr ein Einfall gekommen und schüttelte die Haare zur Seite, die ihr über die Augen gefallen waren, so blieb sie dann sitzen und sah nach dem Kirchturm und den Häusern in der Tiefe oder nach einem Baum, aber von alledem sah sie nichts und es sagte ihr nichts, weil sie so gewohnt daran war es zu sehen und weil es immer dasselbe war..... aber die Lerche, die trillernd emporstieg, die sah sie, und sie verwandte keinen Blick von ihr, bis sie in ihr Nest im Kornfeld zurückgekehrt war. Dann bückte sie sich hastig und rupfte vor ihren Füßen ein Blättchen Sauerampfer ab, steckte es in den Mund und muffelte es mit eingezogenen Lippen auf, wie die Kaninchen es machen. Sie lachte weil es so sauer und herbe im Munde war und weil ihr der grüne Saft über das Kinn herabtropfte.

Alientje wußte nichts davon, aber sie war ein flachsblondes, pausbäckiges, frisches und apfelrundes Dirnlein, gesund und guter Dinge wie die Blumen, in denen sie sich zuweilen wälzte, im sonnigen, grünen Gras eines vergessenen Winkelchens des totenstill und träumerisch daliegenden Dorfes.

Alientje traf nie ein einziges Mägdlein zum spielen und schwatzen, aber sie langweilte sich auch nicht in ihrer Einsamkeit, im Gegenteil, sie sehnte sich darnach, daß erst alle Kinder in der Schule und von der Straße fort waren, dann war es so gut und so ruhig, dann hatte sie das Dorf ganz für sich allein als ihr eigen, dann kamen die Vögel wieder herangeflogen und zwitscherten in der Runde. An den langen, stillen Vormittagen und den langen, stillen Nachmittagen war es besonders herrlich auf dem hohen Hügel hinter dem Kirchhof, da wuchs das saftige Gras so üppig! — Im Umsehen hatte man den Korb voll. Man konnte da hinaufklettern an dem schrägen Abhang bis hoch oben, wo die Buchenhecke stand und von dort aus gesehen lagen die Häuser vom Dorf wie in einer Grube, die roten und blauen Dächer von der Sonne überstrahlt, und der kleine Bach, die kleinen Gärtchen mit den schmalen Steigen darin. Es machte Spaß, hier oben zu sitzen und zu raten, wem die Häuschen gehörten und wer darin wohnte, denn von hier oben gesehen, hatten sie ein ganz andres Aussehen, als wenn man auf der Straße davor stand, und Alientje deutete mit dem Finger darauf hin und

zählte eins nach dem andern auf: da an der Brücke wohnte Bauer Veroken, drüben war das Haus von dem Schmied, weiter hinten wohnte der Schneider, und wo der Kaffee kochte, da wohnte Zeentje der Scherenschleifer, und dann die ganze Häuserreihe um den Markt herum! . . . aber die zu erkennen war schwieriger; ha ha, wie winzig klein waren die Häuser, sie mußte darüber lachen, und wie sie doch zu erkennen waren, das eine an dem Kaninchenstall, das andre an einem Wetterhahn, das dritte an einer Klappermühle, oder an einem Fliederstrauch oder sonstigen Verschiedenheiten der Form.

Und die Gemüsegärtchen sahen von hier oben aus wie zierliche hübsche, kleine Parks, zierlich abgeteilt und umfriedigt mit einem Pförtchen und mit Rabatten, die mit Gemüsen bepflanzt waren: Kartoffeln, Erbsen, türkische Bohnen, Spinat — hier und da ein Blumenbeet mit Malven, Sonnenblumen und Goldlack — und wie spaßig die Menschen aussahen, der Küster, Peetje, der Rentner, mit ihren Filzpantoffeln und ihren Schlafmützen; Virginie, die alte Schulfrau, der Schuhmacher in seiner Jacke und der Schneider in Hemdsärmeln, alle diese Menschen in ihren Gärtchen wandeln zu sehen oder wie sie bei der Feldarbeit in der Erde wühlten oder auf der Bank im Schatten saßen!

„Ha! ich seh euch und ihr seht mich nicht!" rief sie ausgelassen; manchmal rief sie es auch so laut sie konnte zwischen den Händen hindurch, weil der vermükerte kleine Küster dann so verblüfft auffsah und die Menschen sich wunderten, niemand zu sehen, denn daß Alientje dort oben stand, wußten sie nicht.

Kam eine Drehorgel oder ein herumziehender Hausierer mit seinem bunten Kram ins Dorf, so war Alientje gleich dabei, sie lief auf bloßen Füßen hinterdrein und starrte mit Mund und Augen weit aufgerissen auf all die wunderbaren Dinge. Bis zu Pachters Hofstelle an der Biegung des Weges lief sie mit. Dann kehrte sie zu ihrem Platz im Grase zurück, den Kopf voller Gedanken und lag da und dachte nach über alles, was sie gesehen und gehört hatte.

Aber ein Schmetterling, eine Fliege oder eine Hummel genügten, um sie alles vergessen zu lassen, dann war es verflogen, und das Lachen und Tollen fing wieder an.

Alientje wagte auch noch andre Dinge zu tun, weil es doch niemand sah noch wußte. Zuweilen wandelte sie die Lust an, es ihren Schwestern nachzumachen und auch einmal fein zu sein — das nannte sie „Frau Brauereibesitzer spielen". Das war die reichste Frau im Dorfe, sie war immer schön gekleidet und ging langsam, steif und stolz durch die Straßen. Alientje verstand es ganz gut, sie nachzuahmen.

Ohne daß sie darüber nachdachte, veränderte sich sobald sie zu spielen anfing der Ausdruck ihres Gesichtchens: um den lachenden Mund mit den runden Lippen kam ein ernsthafter Zug und in der Art wie sie den Hals drehte und den Kopf hob, lag ein gewisser hochmütiger Trotz. Sie begann ihre Toilette zu machen, grade wie ein Fräulein, das sich unbeachtet vor ihrem Spiegel weiß und sich nun mit aller Aufmerksamkeit und größtem Interesse der Sache hingibt. Sie setzte sich ins Gras und streckte die bloßen Beinchen vor sich aus, Miene und

Bewegungen drückten Unentschlossenheit aus, ob sie ihr hellseidenes Sommerkleid oder das blaue anziehen sollte. Sie befeuchtete ihre Händchen mit Speichel und rieb ihre flachsblonden Locken solange damit ein, bis sie in glatten Strähnen am Kopf klebten, dann flocht sie das Haar in zwei steif abstehende Zöpfchen und band sie mit Riedgras zu. Sie putzte den Staub und allen Schmutz von ihrem Anzug, der sich in ihrer Einbildung in ein hellseidenes Gewand oder ein Oberkleid von blauem Satin verwandelt hatte, wie ihre Laune es ihr grade eingab. Dann ging sie hin, pflückte sich große, weiße Maßliebchen mit langem Stil und flocht sich einen Kranz davon, den sie sich auf den Kopf setzte; sie tat noch ein paar feine Grashalme und ein paar Disteln hinzu und dann war ihre Kopfbedeckung fertig. Einen zweiten Kranz von Winden legte sie um Hals und Schultern und ließ die Enden lang herabhängen. Ihre blaue, geflickte Schürze machte sie los und knüpfte sie von hinten nach vorn, sodaß sie hinten lang herabfiel, das war dann „die Schleppe" von ihrem seidenen Gewand. Nun suchte sie sich die schönsten Schlüsselblümchen und Gänseblümchen und machte sich ein Armband davon und einen Strauß für die Hand. Damit war ihre Toilette beendet: mit übermütiger Gebärde und gemachter Würde besah sie sich von oben bis unten, ob auch nichts mehr fehlte und ob alles ordentlich saß, dann begann die gnädige Frau ihren Spaziergang auf dem Hügel ... sie spitzte das Mündchen und reckte Hals und Kopf, um ihre bloßen Füße nicht zu sehen. Sie bewegte, während sie würdig und bedächtig einherstolzierte, Hüften und Schultern, um das Rauschen von ihrer Schleppe hinter sich im Gras zu hören. Das Sträußchen hielt sie graziös mit den Fingerspitzen ausgestreckt und führte es von Zeit zu Zeit an die Nase, um den Duft einzuatmen. Sie machte eine Verbeugung vor dem Haselnußstrauch, lächelte fein und ließ den Blick geringschätzig zum Graben hinuntergleiten, wo ein Schmetterling flatterte, und mit einer zierlichen Armbewegung warf sie dem Buchfinken auf dem Baum eine Kußhand zu.

„Frau Brauereibesitzer!"

Sie fand, daß sie es recht gut machte und daß es ihr gut anstand, sodaß die Vögel, die Schmetterlinge, der Haselstrauch und der Buchenwald sich alle anführen ließen; sie nickten ihr zu und verbeugten sich höflich, jeder hatte Respekt vor der reichen Frau. Im stillen wußte Alientje recht gut, daß etwas daran fehlte, daß es alles nur Spiel und Scherz und Betrug war, aber das leugnete sie und sie hielt die Wahrheit hinter dem feinen, geringschätzigen Lächeln ihres spitzen Mündchens verborgen; ihre halb geschlossenen Augen und ihr Hals behielten die trotzige Spannung. Sie ging drei, viermal auf und ab und ließ sich dann im Grase nieder; sie ordnete ihr Kleid in sittigen Falten über den Beinchen und saß da wie ein Fräulein, das spazierengegangen ist und sich jetzt ein wenig ruhen möchte. Dann begann sie sich mit der gleichen gemächlichen Würde auszuziehen. Mit den Fingerspitzen, den kleinen Finger zierlich gehoben, nahm sie sich den Schmuck von Hals und Schultern, streifte die Ketten von den Armen und vom Hals und legte sie behutsam neben sich ins Gras, um sie nicht zu verderben.

Sie legte das schleppende Gewand und das blauseidene Leibchen ab. Erst wenn die Schürze wieder auf dem richtigen Platz saß, kam sie sich vor wie das gewöhnliche Alientje; sie saß dann einen Augenblick auf die Hände gestützt nachdenklich wartend da, und brach plötzlich in ein helles Gelächter über ihre eigene Torheit aus, wühlte in dem geschnittenen Gras und in den Blumen, streute sie auseinander und warf ganze Hände voll über ihren Kopf in die Luft, daß sie rundum herabregneten, dann legte sie sich platt ins Gras und kollerte den ganzen Abhang hinunter bis in den Graben hinein, sprang leichtfüßig den Hügel wieder hinauf und kullerte wieder hinunter, kullerte, kullerte, daß ihr die Röcke über den Kopf flogen und lachte und lachte, bis sie keine Luft mehr bekommen konnte und still liegen bleiben mußte, um auszuruhen. Aber nun mußte das Gras wieder in den Korb gesammelt werden und dann war es Zeit nach Hause zu gehen, denn die Sonne stand schon hinter der Kirche und brannte quer durch die Scheiben.

Das waren Alientjes stille, einsame Vormittage und die stillen, einsamen Nachmittage, die sie da oben verbrachte, ohne an das Dorf noch an die Häuser, noch an Mutter und die Schwesterchen zu denken. Es war alles, wie es immer gewesen war und immer bleiben würde und das Mädchen lebte in unbewußtem Genießen, in Glück und Sonnenschein dahin.

Aber außer dem Glück der gewöhnlichen Tage war noch etwas hinzugekommen und das ging über alles andre. Das waren die Kaninchen, Alientjes Kaninchen. Sie waren ihr eigen, denn sie allein mußte für ihr Futter sorgen und den Stall reinmachen. Sie lebte mit den Tieren, sie wußte, wann die Jungen geboren waren und wieviel in dem molligen Nest lagen. Und wenn Mutter es nicht sah, wagte sie die warmen, daunenweichen Tierchen in die Hand zu nehmen, mit ihrer Backe über das seidige Fell zu streicheln und sie auf das liebe, runde Schnäuzchen zu küssen. In dem Kaninchenstalle war Alientje lieber als zuhause, sie konnte mit den Tieren schwatzen und ihnen all ihren Kummer und all ihre Freude erzählen. Denn es kam zuweilen vor, wenn Mutter es gar zu arg machte, daß Alientje es nicht mehr hinunterschlucken konnte, daß ihr etwas in die Kehle schoß und das Lachen und die Lust verschmachteten, sodaß sie gegen ihren Willen weinen mußte, weil ihr alles so verkehrt und häßlich vorkam und sie sich so einsam und ängstlich fühlte. Das quälte sie meistens dann, wenn Annetje und Karlientje von der Schule zuhause waren und auf Mutters Schoß saßen, um sich streicheln und küssen zu lassen. Alientje fühlte dann solch Verlangen dabei, bei zu sein, bei Mutter zu sein, und ein Liedchen, das sie hatte singen wollen, verschmachtete ihr in der Kehle. Sie ging in den Kaninchenstall, um es nicht sehen zu müssen. Sie fühlte keinen Neid, es kam ihr nicht einmal der Gedanke, es anders zu wünschen, an Annetjes und Karlientes Stelle sein zu wollen — aber ein unsägliches Wehgefühl überströmte sie gegen ihren Willen und alles, was sie an Gefühl besaß, ließ sie an den Kaninchen aus. Sie streichelte ihnen den klebigen Pelz, aite die weichen Ohren und flüsterte allerhand schöne Namen. Lange Zeit blieb sie nachdenklich bei den Tierchen stehen und sah ihnen zu, wie sie dasaßen und die Hängeohren schüttelten

und mit der bebenden Schnauze schnubberten. Es war ihr alles so vertraut in dem halbdunklen Stall, Alientje wußte ganz genau Bescheid in diesem Rummel von Brettern, Kisten und Verschlägen, wußte genau, wer dahinter oder darinnen wohnte. Sie hob die Bretter da in die Höhe wo Futter oder Streu hineingeworfen werden mußte. Hier hinter dem Verschlage wohnte das schöne große blaugraue Weibchen mit seinen acht Jungen. Dort auf dem Brett saß der fettgemästete Erzvater und muffelte an seinem Kohl. Dann hockte da ein schwarzes Tierchen, das sollte fett werden bis gegen Ende des Sommers, zum Festtagsschmaus bei Vaters Heimkehr aus Frankreich. In einem geräumigen Verschlag saßen sechs halbausgewachsene Kaninchen, die konnten nie genug zu fressen kriegen und spielten den ganzen Tag; gewöhnlich saßen sie auf den Hinterpfoten und schnubberten und stießen gegen den Deckel ihres Stalles, um ihn los zu bekommen. Hinter eisernen Trallen wohnte das andre Weibchen, welches in der kommenden Woche Junge haben sollte. Aber in der großen Kiste saßen die drei schönsten Tierchen: ein weißes, ein buntes und ein schwarzes. Das waren Alientjes Lieblinge; für die sorgte sie am besten, sie bekamen täglich frische Streu und des Nachts träumte das Mädchen von ihnen. Aber das war kein Wunder, denn die drei Kaninchen gehörten ihr zu eigen. Jede von ihnen hatte eins: das bunte gehörte Annetje, das weiße gehörte Karlientje und das glänzend schwarze gehörte Alientje. Mutter hatte sie ihnen im Ernst abgetreten: „wenn sie groß sind, trage ich sie auf den Markt und für das Geld kaufe ich jeder von Euch eine neue Schürze." Alientje hatte nur ein einziges Glück in ihrem Gedächtnis, und das war lange her — damals als Vater von der Ernte heimgekehrt war und ihr eine Puppe mitgebracht hatte. Sie wußte alle die kleinen Ereignisse von dem Tag noch ganz gut — der freudige Schreck, die Überraschung und die jubelnde Freude der nächstfolgenden Tage: sie hatte sie angezogen und ausgezogen, und alle die Jahre hindurch, als die Puppe für sie wie eine von ihren eigenen Sachen geworden war, mit ihr wuchs und alle die guten und schlechten Erlebnisse mit durchmachte, solange bis die Puppe alt und zerlumpt war, hatte sie sie in Ehren gehalten wie ein lebendes Ding, bis es zu einem Lumpenbündel geworden war, das sie nicht an den Tag zu holen wagte. Dann hatte sie die armseligen Überreste versteckt und war des Nachts aufgestanden, um sie zu begucken, bis Mutter dahinter gekommen war und das schmutzige Ding ins Feuer geworfen hatte. Dann blieb ihr nichts weiter übrig als die liebe Erinnerung. Und später, in ihrer ganzen Erinnerung an ihre Kindheit wußte sie auch keinen einzigen Tag, kein einziges Ding zu nennen, das ihr Freude gemacht hätte — es war der eintönige Verlauf der Werktage gewesen mit Schelten und Schlägen, aber auch mit der unbekümmerten Gedankenlosigkeit der Jugend, die kein Nachdenken und kein bewußtes Elend kennt.

Aber mit den drei Kaninchen war nun ein neues Ziel und neues Leben in Alientjes Dasein gekommen; Mutter mochte schelten und schlagen, das Essen mochte schlecht und karg sein, ein Gedanke an das schwarze Kaninchen genügte und aller Kummer war weg. Voller Befriedigung sah sie das Tierchen ihr halbes

Butterbrot verzehren. Die drei Kaninchen kamen ihr tagelang keinen Augenblick aus dem Sinn und sie wußten es, durch die vielen Liebkosungen waren sie zahm und sanft wie Schoßhündchen geworden. Alientje ließ sie auf ihre Schultern hinaufklettern und die Brotstückchen aus ihrem Mund nehmen.

„Meine Zuckermännchen!" koste das Mädchen und küßte sie überall und strich mit vorsichtiger Hand über ihr Fell, das weich wie Seide war.

Annetje und Karlientje hielten nicht so über die Maßen viel von ihren Kaninchen, sie wünschten mehr, daß sie bald verkauft würden, damit sie ihre Schürzen bekämen. Sie kamen wohl auch einmal und hoben den Deckel von dem Stall auf, aber es geschah nur um zu sehen, wie groß die Tierchen schon seien, und dann frugen sie Mutter:

„Wie lange dauert es nun noch, Mutter, wann bringst du sie zu Markt?"
„Nächste Woche," antwortete die Mutter stets, um die Kinder zu besänftigen.

In der Erwartung des großen Tages erzählten sie sich von dem Stoff und der Farbe und dem Muster ihrer Schürzchen. Annetje wollte eine rote mit blauen Blumen und Karlientje eine blaue mit roten Blumen.

Alientje wußte nicht recht, was sie haben wollte, aber die Schwestern regelten es für sie. Sie meinten, ein dunkler, schlichter Stoff würde ihr am besten stehen, er würde sich auch am besten gegen das Schmutzigwerden halten, denn Alientje schmierte sich ja nun mal so schrecklich ein, meinten sie.

Alientje schwatzte dann mit, aber im stillen wagte sie sich die Schürze nicht zu wünschen. Sie verlangte wohl darnach, denn so ein neues Schürzchen das war etwas ganz unbeschreiblich Schönes, etwas, womit man Staat machen konnte, etwas Festliches, etwas, das man von allen Seiten drehen und begucken konnte.... Aber es kam die Angst hinzu, denn dann waren die Kaninchen verkauft, und an den Verlust wagte Alientje nicht zu denken. Das Schwierige der Frage beschäftigte sie nun tagelang. Bei aller Arbeit, bei allem Denken, bei allem gedankenlosen Schlendrian, überall waren die drei Kaninchen und die neue Schürze dabei, und wenn sie zulange hintereinander daran dachte, wurde sie ängstlich und von großer Furcht überwältigt. Ohne zu wissen warum, fing sie inmitten ihrer Ausgelassenheit an zu weinen, und dann weinte sie über das, was sie verlieren sollte und über das, was sie bekommen sollte.



So gingen eine ganze Reihe von Tagen vorüber, bis die Tierchen endlich groß genug befunden wurden, und der langerwartete Tag anbrach, wo Mutter versprach, sich morgen mit den Kaninchen auf den Weg zu machen. Alientje ging schon in aller Herrgottsfrühe in den Stall, um die Tierchen zum letzten Mal zu sehen; dann wartete sie den weiteren Verlauf ruhig ab. Aber Mutter machte nicht viele Umstände, sie packte die Kaninchen eins nach dem andern bei den Ohren, befühlte sie an den Lenden und stopfte sie in den Korb. Sie trug Alientje die Hausarbeit auf und befahl den andern Mädchen brav zu sein in ihrer Abwesenheit. Annetje und Karlientje schärften Mutter nochmals genau ein, was sie haben wollten:

„Eine rote mit blauen Blumen!“

„Und für mich eine blaue mit roten Blumen!“

Alientje schwieg still, ihr Kinn bebte und sie versteckte die Hände auf dem Rücken.

„Und du?“ frug Karlientje. „Mutter muß es wissen, sonst bringt sie dir nichts mit.“

„Mir ist alles recht, Mutter,“ sagte sie leise und wandte ihr Gesicht ab, um zu weinen.

„Nun bekommt ihr eure Schürze, und wenn Vater nachhause kommt, kriegt ihr ein Paar neue Schuhe,“ versprach Mutter und ging fort. — Annetje und Karlientje gingen zur Schule und Alientje besorgte das Essen und die Hausarbeit. Mittags war Mutter noch nicht zurück, und nun wollten die beiden Schulmädchen zuhause warten, bis Mutter kam. Sie saßen und schwatzten von ihren Schürzen.

Inzwischen war Alientje bei den Kaninchen und niemand vermißte sie. Wunderbar, sie wünschte, daß Mutter mit der neuen Schürze käme und dann wünschte sie es doch wieder lieber nicht, sie mußte in einem fort denken: meine armen Kaninchen, wo sind sie nun? sie sah sie, das weiße, das bunte und das schwarze, sah sie, wie sie ängstlich dreinblickten mit ihren hellen, unschuldigen Augen, und sie bedauerte die armen Tierchen, die mit soviel Liebe groß gezogen waren und nun mit häßlichen, fremden Tieren zusammen in einem Käfig sitzen mußten. Es war tot und still in dem Stall, der alte Winkel war leer, und sie stand an dem Fleck, wo sie so oft gestanden und die Tierchen gestreichelt hatte, und nun, o Jammer, waren sie fort für immer!

Aber die Schürze blieb doch ein großer Trost. Sonntag würde sie sie umbinden, um zur Kirche zu gehen. Sie sah die Schürze vor sich, wußte, wie sie aussehen würde: ein grau getüpfelter, blanker Stoff mit kleinen Fältchen oben und einem getollten Volant unten, und langen, schwarzen Bändern zum zubinden. Wenn Alientje lange darüber nachdachte, bekam sie doch große Lust, auch sauber und nett angezogen zu gehen und wirklich fein zu sein wie die Schwestern. Sie würde das Wunderding sorglich weglegen, und hin und wieder, wenn es niemand sah, hingehen, um es zu besehen und zu betasten, und einmal — wenn es anging — wollte sie sich auch eine Schleppe davon machen. Sie ging ins Haus, um ihren Korb und ihre Sichel zu holen und Gras zu schneiden, aber da kam Mutter herein.

Mutter hatte einen Packen unter dem Arm und Annetje und Karlientje sprangen ihr stürmisch entgegen und riefen Mutter einen Willkommensgruß zu; Alientje guckte auch neugierig, aber sie blieb in der Ecke stehen.

„Ja, Kinder,“ sagte Mutter, „die Kaninchen sind gut verkauft, aber die Schürzen sind teuer!“ dabei machte sie mit viel Umsichtigkeit das Paket auf.

„Da ist die rote mit den blauen Blümchen, die kriege ich!“ jubelte Annetje.

„Und hier ist meine!“ schrie Karlientje und hielt die blaue Schürze mit den roten Blumen in der Hand. Sie besahen ihren Schatz und riefen einmal über das andre: o! o! o! sie paßten die Schürze an, knöpften sie zu und besahen sich das

Ding, wie es so funkelnagelneu und sauber über dem Kleidchen hing, sie hatten für nichts andres Auge und versicherten sich gegenseitig einmal über das andre, daß die eigene Schürze am hübschesten sei. Alientje sah dem Spiel zu und wartete noch immer.

„Und du," sagte Mutter, „deine alte Schürze ist für alltags wohl noch gut genug bei deinem Schmutzkram und Sonntags kannst du Karlientje ihre abgelegte umbinden, die wird auch bald genug verdreckt sein."

In dem Augenblick war es Alientje ganz gleichgültig; ohne Schrecken sah sie ihre große Hoffnung einstürzen, sie fand es nicht wunderbar und empfand in dem Augenblick keinen Kummer. Annetje und Karlientje achteten auch nicht auf sie, ihre eigene Freude machte sie blind und sie merkten es nicht einmal, daß ihre Schwester leer ausgegangen war. Sie marschierten im Zimmer auf und ab, warfen die Beinchen und streckten die Füßchen und bewunderten sich in ihrer eigenen Pracht. Sie steckten die Hände unter den glatten Stoff und brachten Falten hinein, sie ließen das helle Zeug tanzen und lachten dabei vor lauter Freude. Nun mußten sie wissen, was die Schürzen gekostet hatten, um es morgen den andern Kindern in der Schule erzählen zu können. Solch feine Schürze trug keins der andern Mädchen! nicht wahr Alientje? Alientje kam gutmütig näher. Sie durfte die Schürzen auch besehen; sie nahm ein Zipfelchen davon zwischen die Finger, um es nicht zu beschmutzen, streichelte den feinen Stoff und ließ ihn dann wieder fallen, um die Pracht von weitem zu betrachten.

„Meine ist doch am schönsten? nicht wahr?" frug Karlientje.

„Nein, meine ist schöner," rief Annetje.

„Sie sind alle beide schön," entschied Alientje, „die blaue ist die schönste, aber die rote ist auch sehr schön."

„Du verstehst nichts davon," rief Annetje erbost und lief davon.

Nun nahm Alientje ihren Korb und ihre Sichel und ging auf den Hügel hinter dem Kirchhof.

Ihr Gemüt wurde hart und störrisch. Sie wollte es sich selbst nicht zugeben, daß sie auf die Schürze gerechnet hatte; sie hielt ihren Willen angespannt und nahm sich fest vor, zu tun wie alle Tage, zu tun, als sei nichts Besondres passiert, als gäbe es gar keine Schürzen.... Sie wollte laufen und singen, sie wollte gnädige Frau spielen mit ihrer alten Schürze und so ihre Verzweiflung verbergen und ihr Gemüt besänftigen.

Sie fing an Gras zu schneiden und stopfte ganze Hände voll in ihren Korb. Sie fing ein Sonnenkäferchen im Fluge, ein hübsches Tierchen mit roten Flügeldecken und schwarzen Pünktchen. Sie setzte es auf die Spitze ihres Fingers und während das Tierchen die Flügel spreizte, um davon zu fliegen, sang sie:

> Zimzamzise
> Flieg über die Wiese,
> Flieg nicht zu toll
> Und sag mir, wo mein Seelchen
> Einst wohnen soll!

Sie verfolgte es soweit wie möglich. Dann blieb sie noch sitzen und guckte, wiewohl sie schon lange nichts mehr sah. Ihr Herzchen klopfte ... ach Gott, nun waren die Kaninchen doch fort! alle drei! Sie biß die Zähne auf einander, daß es knackte, ihr Kinn zitterte schon und die Kehle war ihr wie zugekniffen. Sie sah sich im Kreise um ... von dem grünen Grasabhang und über den Häusern war die Sonne verschwunden, der ganze Anblick war verändert; alles das, was sie ohne es anzugucken gesehen hatte, kam ihr jetzt so fremd vor. Achtlos pflückte sie sich ein Blättchen Sauerampfer und sabbelte daran, ohne etwas dabei zu denken. Sie sang nicht und lachte nicht und weinte nicht, weder die Schmetterlinge noch die Käfer konnten sie zum Laufen noch zum Kullern bringen. Aber als sie fühlte, wie ihr die Tränen über die Backen liefen und wie Regentropfen auf ihre Hände herabfielen, da kam sie langsam, Schritt für Schritt den Hügel herab, um sich in der Tiefe des Grabens zu verkriechen. Es wurde dunkel vor ihren Augen und plötzlich überfiel sie die ganze zurückgehaltene Verzweiflung. Sie ließ den Kopf über die Knie herabhängen und saß in sich zusammengekrümmt da, als brause ein Unwetter über sie hin, und sie weinte, weinte soviel sie konnte, lange und heftig, ihr ganzer kleiner Körper zitterte und bebte unter dem gewaltsamen Schluchzen. Es waren weder die Kaninchen noch die Schürze, aber es war das allgemeine Gefühl großer, tiefer Betrübnis, das nun schon solange in ihrem Herzen saß, und wovon sie den Grund nicht kannte. Sie suchte nach keinen Gründen, aber sie weinte um zu weinen, der ganze Kummer ihres Lebens brach plötzlich wie ein Strom los, den sie nicht mehr zurückhalten konnte; sie wollte an keine Worte denken, nur dem entlastenden Druck nachgeben. Alles was sie sah, war Finsternis und Verzweiflung, aus der nicht herauszukommen war. Sie wollte hier für immer sitzen bleiben oder fortlaufen in die Welt hinein, einerlei wohin, aber nie wieder nachhause — sie wollte niemand wiedersehen, den sie kannte.

Sie dachte sich aus, hier zu warten bis der dunkle Abend hereinbräche und dann ins Feld zu laufen und sich absichtlich zu verirren und dann am hellen Tage irgendwo in einem fremden Dorf herauszukommen — oder irgendwo in einen Bach zu fallen. Als ihre Augen ausgeweint und trocken waren, saß sie noch da mit glanzlosem Blick, trockener Kehle und matt vom Weinen und grübelte über ihr Vorhaben nach. Dann hörte sie jemand ein Liedchen flöten, hörte Schritte auf dem Wege, und als sie den Kopf über den Grabenrand emporreckte, sah sie, daß es Poelde war, der auf seinen lahmen Beinen angeschlurft kam.


oelde, das war ein bekannter Landstreicher von verdächtiger Herkunft, der in einer abgelegenen Ecke des Dorfes wohnte, in einer Hütte bei einem Weibe, das in schlechtem Rufe stand, und für die er Brot und Geld zusammenschnorrte oder stahl, wenn er es nicht anders kriegen konnte. Ein Trottel, mit dem überall herumgestoßen wurde, der nie eine Schule gesehen hatte, und der jetzt im fünfzehnten Jahr noch nicht zur Kirche oder in die Beichte kam. Die Leute im Dorf wußten nicht, ob er blöde oder vernünftig war, sie trauten ihm alles zu und ließen

ihn nicht an ihre Kinder hinan oder in ihr Haus kommen. Er lief von morgens bis abends bei Regen und Sonnenschein die Strecke ab; alle waren daran gewöhnt, ihn zu sehen, immer schludderig und schmutzig, immer träge dahinschlendernd, einen Korb auf der schiefen Hüfte schleppend. Seine lose baumelnden, dürren Gliedmaßen steckten in einer geflickten Jacke, die viel zu weit war und ihm bis über die Kniee hing, die Ärmel waren so lang, daß er seine Hände darin verstecken konnte. Um seine spirreldünnen Beine schlackerte eine Hose mit Löchern und Rissen, die an den Enkeln mit einem Tau festgebunden war. Seine Kehle blieb Winter und Sommer hindurch bloß, denn er trug weder Halstuch noch Hemd, und an den Füßen hatte er große, aufgekrempte Schuhe ohne Sohlen. Sein Gesicht war braun und schmutzig; sein Mund mit den dünnen, blutlosen Lippen glich einer schiefen Schnittlinie, die gewöhnlich fest geschlossen blieb, aber sobald er das Gesicht verzog, offen klappte, wie ein düsterer Schlund mit zwei Reihen ungleichen, schwarzen Zähnen. Seine schwarzen Augen guckten frech oder trübsinnig dumm aus den tiefen Höhlen mit den dichten, schwarzen Augbrauen darüber hervor. Von der schmalen Stirn bis zum Jackenkragen hinab, die Ohren ganz verdeckend, fielen glatte, glänzende Haarsträhnen, die seinen Kopf wie mit einem Helm bedeckten. An seinem Halse trug er bloß und schamlos eine rote, verknitterte Zickzacklinie, das Merkmal seines entarteten Blutes.

So kam er dahergeschlendert, pfeifend und vor sich hinmurmelnd, den Blick ins Weite gerichtet, bis er Alientje in dem Graben entdeckte. Da stand er still und verzog den Mund zu einem Grinsen, das soviel heißen sollte: nun hab ich dich, Dirn, nun entwischst du mir nicht!

Alientje hatte sich stets vor dem Gesellen gefürchtet, war oft vor ihm davongelaufen und hatte sich bekreuzigt, wenn sie ihn daherkommen sah, aber nun blieb sie ohnmächtig sitzen, was kümmerte es sie, wenn er ihr was zu leide tat.

„Du heulst,“ begann Poelde sie zu quälen und steckte vielwissend und spottend die Kinnbacken vor, „du heulst, und weiß ich auch, warum du heulst!“ und dabei lachte er wie ein altes Weib lachen kann, wenn sie an dem Unglück ihrer Feinde ihre Freude hat.

„Ich weiß warum, ich weiß es,“ wiederholte er, und dann wurde er plötzlich ernst und starrte dumm und zerstreut zur Seite.

„Du tust nur so, du weißt es nicht,“ sagte Alientje energisch.

„Ich weiß es,“ wiederholte Poelde trocken, und als das Mädchen neugierig und verwundert zu ihm aufsah, um zu sehen, ob er es wirklich wisse und wie das angehen könne, da schnatterte Poelde los:

„Du weinst, weil sie zuhause mit dir herumstoßen . . . weil sie deine Schwestern lieber mögen als dich . . . weil sie gestreichelt werden und du Prügel kriegst . . .“

Alientje starrte mit offenem Munde zu ihm auf — Poelde sagte da plötzlich das, was sie gefühlt und doch nicht richtig klar hatte ausdenken können.

„Und ich weiß, warum du Schläge kriegst,“ quälte Poelde sie weiter, er wollte das Mädchen neugierig machen, ihr alles erzählen, was er wußte, denn dann würde sie noch lauter weinen.

„Ich weiß recht gut, warum du Schläge kriegst."

„Warum?" fragte Alientje kurz.

„Warum?" und er lachte und setzte sich vor ihr in die Hucke, sein zudringliches Gesicht dem Mädchen nähernd. „Warum! ja, warum?" spottete er, „sie weiß nicht, he! he! weil du ein Bastard bist genau wie ich!"

„Ein Bastard?" wiederholte Alientje unwissend.

„Ja, die du für deine Mutter hältst, die ist gar nicht deine Mutter und Annetje und Karlientje sind nicht deine Schwestern, und dein Vater . . ."

„Du lügst! du lügst!" rief Alientje in plötzlich aufbrausendem Zorn und schlug nach dem Gesicht des widerlichen Burschen, aber Poelde war aufgesprungen und stand laut lachend vor ihr. Alientje blieb sitzen wie jemand, dem Unrecht geschehen ist und der ganz trotzig und entschlossen abwartet, was noch kommen wird. Sie verwandte kein Auge von Poelde, ihr Atem kam hastig aus ihrer Kehle. Poelde schwieg, denn er sah recht gut, daß Alientje ihm glaubte, und daß sie wieder anfangen würde zu weinen.

„Du lügst! du lügst!" rief sie wieder, aber das dritte Mal wollte das Wort nicht heraus und sie brach in Tränen aus.

Poelde ließ sich auf seinen Korb nieder und rührte sich nicht.

„Poelde, erzähl es mir," bat das Mädchen endlich. Und dann tat er es mit gemachter Wichtigkeit in seinen Worten:

„Deine Mutter war Mädchen bei dem Brauer und der Brauer ist dein Vater . . . und als du auf die Welt kamst, hat er deine Mutter weggejagt, und er hat seine gnädige Frau geheiratet und die durfte nichts davon wissen. Dich haben sie dann ausgetan zu Annetjes und Karlientjes Mutter und haben ihr Geld gegeben, damit sie für dich sorgen sollte . . ."

Alientje rührte kein Glied, bleich und still wie ein Bild saß sie da und sah Poelde grade in die Augen. Und der Bursche um sie zu trösten und zu überzeugen sagte:

„Mit Fietje von dem Schneider ist es ebenso . . . Ihre Mutter sollte Hanske Kuipers heiraten, aber sie hat ihn nicht gekriegt, denn er hat sie sitzen lassen, und sie ist weggelaufen, als sie Fietje gekauft hatte, und nachher hat sie den Schneider geheiratet und Fietje weiß da nichts von . . .

Und Marietje Pollet auch, der Schlachter ist ihr Vater und Pollet weiß es selbst nicht . . . und deinen Schwestern Annetje und Karlientje siehst du es doch wohl am Gesicht an, bist du ihnen ähnlich? sie sind alle beide schwarz und dein Haar ist weiß!"

Alientje hörte atemlos zu. Das war nun doch gar zu fremd und unglaublich, daß Kinder bei ihrem Vater und ihrer Mutter wohnten, und daß es gar nicht ihr Vater und ihre Mutter waren . . .

„Ich weiß es," fuhr Poelde fort, „meine Mutter kennt sie alle, sie weiß es besser als der Pastor, wenn Pliene kommt oder Zwarte Seis, dann krieche ich unter die Treppe, und dann erzählen sie sich alles, was im Kirchspiel passiert, und ich hör es alles mit an . . .

Das kommt davon, wenn sie Kinder kaufen, ehe sie verheiratet sind," fing er wieder an, „Netje von der Mühle hat es nun auch schon getan, und ihr Vater hat sie deshalb fortgejagt ... mit den Kindern wird dann herumgestoßen und sie werden geschlagen ... aber ich laß es mir nicht gefallen, mich dürfen sie nicht schlagen!" erklärte er. „Satt zu essen kriegst du auch wohl nicht?"

„Was würdest du dabei machen, Poelde?" fragte sie plötzlich.

„Was du dabei machen sollst? mach es wie ich: sorg für dich selbst."

Das Mädchen wußte sich keinen Rat, und Poelde sah sie nicht mehr an, er zog sich ein paar Grashalme, und flocht eine Schnur davon, mit der er spielte, er schien Alientje vergessen zu haben. Plötzlich stand das Mädchen auf und wandte sich zum Gehen.

„Wo gehst du hin?"

„Ich geh hin und suche meine richtige Mutter," sagte sie entschlossen.

„Geh nach dem Schloß und sag der gnädigen Frau, du wolltest bei ihr wohnen, dann kriegst du feine Kleider," lachte er.

„Poelde," bat sie, „sag, weißt du nicht, wo meine Mutter ist? ist es auch wirklich wahr?"

„Sie ist in die Stadt in Dienst gegangen."

„Kann ich sie finden, sag doch!"

Poelde nickte ernst, und nachdem er es sich ein Weilchen überlegt hatte, setzte er hinzu:

„Es ist weit von hier, aber vielleicht, wenn ich dir helfe, werden wir sie finden ... ich kenn den Weg ... aber ..."

„Wie?" rief Alientje hastig. Poelde war nun ihr Freund und Vertrauter geworden, sie war nicht mehr bange vor ihm, sie wollte nur die eine Sache, und alles, was ihr dazu verhelfen konnte, war gut.

„Du mußt erst nach Hause gehen," rief Poelde verständig. „Wir werden vielleicht lange suchen müssen, und bei dir zu Hause dürfen sie nichts davon merken." Die Gedanken kamen ihm nach und nach in den Sinn und während er neben ihr herging entwarf er seinen Plan.

„Weißt du was," flüsterte er mit gierigem Ausdruck im Gesicht, „wir müssen Geld haben, hast du Geld?"

Alientje schüttelte verneinend den Kopf.

„Dann mußt du was mopsen — weißt du, wo es liegt? in der Schublade oder unter dem Bett... Du mußt es suchen, ohne Geld geht es nicht. Und dann packst du all dein Zeug zusammen heute Abend und gehst um die gewöhnliche Zeit zu Bett, und wenn es dunkle Nacht ist, komm ich und hol dich, und huit! morgens sind wir auf und davon, auf dem Wege in die Stadt!"

Alientje war in tiefen Gedanken verloren: ihre eigene Mutter, eine Mutter, die sie streicheln würde und sie Alientje nennen würde, dann würde sie ja wie Annetje und Karlientje sein ... dann ... die Tränen traten ihr in die Augen.

Aber alles, was Poelde ihr da sagte war so fremd, war wie eine wunderbare

Geschichte, bei der sie Angst und Freude empfand. So allein in der dunklen Nacht davon zu laufen! was konnte ihnen da nichtallesbegegnen! aber das Geld? und wie sollte sie die Tür öffnen, ohne daß es jemand merkte?

Poeldes schwarze Augen hatten einen gierigen Blick, als hätte er eine Beute erwischt und sein Hals ragte wie ein bloßer Arm aus seinem Jackenkragen empor.

„Hm! ist es so gut? ich bringe einen ganzen Korb voll Essen mit, dann teilen wir unterwegs, aber wenn wir deine Mutter gefunden haben, mußt du mir auch etwas geben."

„Alles was du willst!" rief Alientje erregt. Sie waren an dem Hause angelangt und blieben stehen, um noch das Letzte zu verabreden. Poelde deutete auf ein kleines Fensterchen zu ebener Erde, dicht unter der Rinne des tief herabhängenden Daches: „Schläfst du da? soll ich da anklopfen?"

„Nein, klopf nicht, ich werde im Kaninchenstall sein und da auf dich warten."

Darnach hatten sie sich nichts mehr zu sagen. Er lehnte sich gegen das Fenster und machte sich an seinen Schuhen zu schaffen. Seine Unterlippe hing wieder herab wie bei einem Trottel, der taubstumm ist und nichts von der Welt kennt noch weiß.

Alientje hätte ihn gern noch weiter ausgefragt, aber sie war so verdutzt von dem, was sie gehört hatte, daß es ihr wie ein Mühlrad im Kopf herumging.

„Weiß die Frau von dem Brauer es nicht?" wagte sie zögernd und verlegen zu fragen.

„Gewiß, aber sie läßt es sich nicht merken. Fippe, der Knecht, hat es dem Brauer vorgeworfen, weil er ihn weggejagt hat, und da hat die gnädige Frau dabei gestanden! alles was er gemacht hat mit deiner Mutter und mit dir ... und auch seine Streiche mit den andern Mädchen."

Es sauste und drehte sich in Alientjes Kopf, es war ihr plötzlich als ständen die Häuser auf dem Kopf und als hätten sich die Gesichter von den Leuten verändert, der Schneider mit seinem trockenen Gesicht und Pollet und der Schlachter! ... Sie waren immer so still auf der Straße gegangen und hatten alles das verborgen gehalten!

Fietje hatte sie gestern weinen sehen, mit der wurde also auch wohl herumgestoßen; und Marietje Pollet wahr auch viel ärmlicher angezogen als ihre Schwestern ... es mußte also wohl wahr sein — aber warum war es so? Alientje fand den Faden nicht, und die plötzliche Offenbarung der Dinge war ihr unbegreiflicher als ihre vorherige Unwissenheit. Sie wollte es lieber gar nicht glauben, wenn nur jemand da gewesen wäre, der ihr sagte, daß alles das, was Poelde erzählt hatte, gelogen war; aber wer sollte ihr die Wahrheit beweisen?

Poelde war weggegangen, als er Geräusch an der Hintertür hörte; da ging er nun wie jemand, der sich nur ein wenig im Sonnenschein an der Hauswand ausgeruht hat und nun unbekümmert seine Straße weiterzieht.

„Was stehst du hier und gaffst?" fuhr Mutter plötzlich auf sie los. „Wo hast du so lange gesteckt?"

Alientje wurde aus ihrem Traume aufgeschreckt.

Drinnen war es wie es gestern und immer gewesen war, nur Alientje selbst war fremd und verändert. Sie wagte die Mutter und die Schwestern nicht anzusehen, weil es nicht ihre Mutter und ihre Schwestern waren.

Das was Poelde ihr erzählt hatte, drückte sie wie ein verübtes Unrecht, und sie fürchtete, daß man ihr, was sie getan und gesündigt hatte, von der Stirn ablesen könnte, das Unrecht, das sie bei sich behalten mußte, um den gefaßten Entschluß zu verbergen. Sie saß auf ihrem hölzernen Bänkchen und schälte Kartoffeln und so oft sie es wagte einen verstohlenen Blick auf die Schwestern zu werfen, wie sie mit gemachter Wichtigkeit die Lippen fest zusammenkniffen, wurde sie in ihrer Überzeugung bestärkt: Ihr seid nicht meine Schwestern! Die Mutter von Annetje und Karlientje war nun für sie ein häßliches Weib und ihre Schwestern waren ihr ein paar fremde Mädchen, wie die andern Kinder aus dem Dorf, und Alientje wunderte sich, daß sie es erst jetzt an ihrem Äußeren bemerkte. Es stieg ein störrischer Eigensinn in ihr auf wie bei einem Kinde, das unwillig eine Strafe über sich ergehen läßt, mit dem heimlichen Vorsatz, die Unart doch wieder zu begehen, wenn es von dem Zwang los ist.

„Ich bin hier das Dienstmädchen, das kleine Dienstmädchen, ich bin hier zuviel!" sagte sie sich im stillen, und sie malte sich aus, wie es hier sein würde, wenn sie fort wäre, weit fort.

„Würde noch jemand an sie denken, sich um sie ängstigen und nach ihr suchen?"

Die Gedanken rauschten, sie fühlte wie es in ihren Schläfen pochte, in ihren Pulsen, und sie mußte die Kartoffeln festhalten, damit sie ihr nicht aus den bebenden Händen fielen. Sie wollte weg, in die Welt hinaus, man sollte sie nie mehr sehen, nie wieder schlagen.... Sie wiederholte sich ihr Vorhaben immer wieder in Worten, um sich Mut einzuflößen, denn das Weglaufen stand ihr bevor als eine dunkle Unsicherheit, aus der sie keinen Ausweg wußte; den Weg nach der Stadt kannte sie nicht, und die Stadt selbst kam ihr vor als ein fremdes Ding mit großem Gewühl ... und was sonst noch alles dabei war und folgen würde, davon wußte sie auch nichts; aber sie wollte, sie mußte es tun, nun war es also abgemacht.

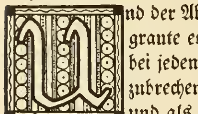
Hier im Hause war es so still und sonnig am Nachmittag. Mutter verrichtete ihre Arbeit ohne aufzusehen; Annetje und Karlientje hatten sich ausgeschwatzt über ihre Schürzen und saßen nun da und guckten mit niedergeschlagenen Augen auf die Buchstaben in ihrem Buch, die Sonnenstrahlen tanzten auf ihrem Gesicht und auf dem schwarzen, krausen Haar.

„Sie sind alle beide schwarz und dein Haar ist weiß," hatte Poelde gesagt, und ihr Gesicht ist anders, sie gleichen dir nicht. Alientje kannte nicht Grund und Ursache davon, es war aber ein Beweis mehr, daß es ihre Schwestern nicht waren.

Der Ofen und die Stühle, das sah alles so ebenmäßig und gewöhnlich wie immer aus; nun würde es wie jeden Abend allmählich Abend werden — und niemand wußte von irgend etwas Besonderem! nirgend eine Spur von Aufruhr,

Aufregung und Lärm! die ganze Begebenheit saß einzig und allein in Alientjes Kopf, sie allein mußte es tun, sie allein... Und die Ruhe der sie umgebenden Gegenstände empfand das Mädchen mit Verdruß und Unwillen darüber, daß sie so allein stand, außerhalb vom stillen Gang der Dinge, weil sie nicht hier bleiben sollte, weil es nicht war wie gestern, weil sie nun ihre Mutter und ihre Schwestern hassen mußte und ihnen fremd werden, weil schlechte Menschen im Dorf waren, weil sie nun das Unglücksseelchen war und es nicht helfen konnte.

Und sie fürchtete Poelde; Poelde war der Abend und die Nacht ihres Unglücks, er zwang sie mitzugehen, um die andere Mutter zu suchen, die sie nicht kannte.

nd der Abend kam. Aber je mehr die Dämmerung wuchs, desto mehr graute es Alientje, ihre Hände bebten, ihre Kniee knickten ein, und bei jedem Wort, das sie sprach, drohte der Kummer aus ihr hervorzubrechen. Sie aßen zusammen Abendbrot, sie sprachen das Gebet, und als sie im Begriff waren zu Bett zu gehen, hatte Alientje noch keinen Arm gerührt, noch keinen Schritt getan, nicht einmal daran gedacht, wie sie an das Geld für Poelde kommen könnte. Sie wagte es nicht, ihre Arme und Beine waren wie gelähmt, in ihrem Kopf rauschten die frischen Eindrücke, sie schwankte zwischen Wollen und Nichtwollen. Sie konnte es noch nicht glauben, es war nichts Greifbares, was sie mit Sicherheit festhalten konnte, und einen Augenblick war sie bereit, ihre Verzweiflung fahren zu lassen, an Mutters Hals zu fliegen und sie um Hilfe anzuflehen, ihr alles zu erzählen in ihrer qualvollen Ungewißheit. Man sollte sie davon überzeugen, daß es alles nicht wahr war, daß sie geträumt hatte, daß es Lügen waren, die Poelde sich ausgedacht hatte.

Auf diesen Augenblick der Schwäche folgte wieder ein plötzlicher Anfall von starrköpfigem, entschlossenen Eigensinn. Nein, von dem Weib wollte sie die Wahrheit nicht wissen! So schwieg sie und stand nun allein vor ihrem Bette und seufzte.

„Herr Gott, hilf mir!" und sie bat den lieben Gott um Hilfe, wie sie in geringeren Anlässen getan hatte.

Die Stille war schrecklich wie donnernder Lärm. Alientje lauschte bald auf das Ticken der Wanduhr unten, bald auf das Blaffen von des Bäckers Karo nebenan, das Ticken und das Bellen war wie etwas, das nie enden würde. Sie blieb zögernd und unentschlossen stehen und während sie es alles noch einmal durchdachte, kam es ihr vor, als sei die ganze Geschichte weit von hier und mit einem andern Mädchen passiert, es war etwas, was sie vor langer, langer Zeit hatte erzählen hören... Sie stand und blieb stehen, sie war noch angezogen und wartete bis der Hund still sein würde oder die Uhr unten zu ticken aufhören würde... dabei zitterte sie am ganzen Leibe.

Sie wußte, wie sie es nachher anfangen wollte, wie sie die Tür öffnen wollte, ohne daß sie quietschte, und sie roch schon die Luft des dunklen Kaninchenstalls, wo sie nun gleich auf Poelde warten sollte. Sie gönnte sich noch immer einen kleinen Aufschub, weil sie fürchtete, daß Mutter noch nicht schlafen möchte. „Wenn die Uhr

auf dem Kirchturm schlägt, muß ich gehen." Und als die Uhr geschlagen hatte, ging sie doch nicht, denn sie war so müde, fühlte sich so schwach, daß sie dem Verlangen nachgab, erst ein wenig auf ihrem Bett zu ruhen.

„Wir werden noch weit laufen müssen, da ist es besser ich schlafe erst ein bißchen," meinte sie.

Ihre Glieder waren bleischwer als sie zum Liegen kam, nie hatte sie so stark die Wohltat des Sichausstreckens empfunden. Ihre Augen fielen zu, aber innerlich ließ sie die Angst nicht los, zu spät zu kommen, daß Poelde kommen würde und warten, und daß die Nacht vorübergehen würde während sie hier lag und daß sie morgen wieder im hellen Tageslicht aufwachen würde.

Ihr Atem ging langsamer und das Sausen im Kopf ließ nach — der Sturm und das wühlende Wasser flossen in die große Ruhe der Nacht hinein, und draußen war nur noch der Mond wach und saß blinkend am klaren Himmel; kein Blättchen rauschte, nichts rührte und regte sich. Und was am Kaninchenstall geschah, hörte niemand, niemand wurde dadurch in seiner Ruhe gestört.

Als Alientje aufwachte, erschrak sie darüber, daß es völlig heller Tag war; sie stand einen Augenblick verdutzt und verwundert, daß sie in vollem Zeug geschlafen hatte, und dann kam das von gestern als etwas ganz Neues in ihr Gedächtnis zurück. Poelde war da gewesen und sie war liegen geblieben. O, sie war so froh, daß die schreckliche Nacht vorüber war und die Wände ihres Kämmerchens kamen ihr so freundlich und traulich vor; in dem Kaninchenstall mußte es schrecklich gewesen sein, wie in einem Gespenstertraum! und daß es nun Tag war und vorüber und alles geblieben war wie gestern, darüber war sie froh; niemand wußte etwas davon und nun sollte auch niemand davon wissen, ihr Plan war jetzt schon so weit von der Wirklichkeit entfernt und sie würde alles ertragen, um es nur so zu lassen wie gestern.

Es war noch ganz früh und der Sommermorgen war so licht, so sonnig und still; der ganze Garten und das Häuschen von dem Korbmacher drüben sahen so sonntäglich aus. Aber Alientje — sie stand da und dachte nach, ihre Augen hingen an den blau und weißen Würfeln ihrer Bettdecke, die bald eine glatte Fläche von blauen Kreuzchen bildeten, bald auseinander fielen zu weißen Querbalken, die kreuz und quer über die ganze Fläche liefen, eine mutlose Traurigkeit befiel sie im Gedanken an den kommenden Tag, an das Dorf mit den Menschen, jeder in seiner gewohnten Tätigkeit, und sie allein außerhalb stehend! Denn in ihrer Einbildung stand sie dazwischen, sie selbst und Fietje von dem Schneider und Marietje Pollet, drei armselige Mädchen in einem Kreis, einander bedrückt ansehend, drei Mädchen mit einer fremden Mutter, drei Ausgestoßene, die nicht wissen, was sie verbrochen haben, wo sie Hilfe finden sollen oder was noch mit ihnen geschehen wird. Sie sah in ihrer Einbildung wie die Leute über die halbe Tür hinweg ihnen nachsahen und über sie tuschelten, wenn sie vorübergingen.

Sie fühlte sich mutlos und schwach, wußte sich keinen Rat und konnte zu keinem Entschluß kommen und sie wartete bis Mutter sie rief hinauszukommen. In der

Geschäftigkeit des Morgens wurde es wieder besser, die tägliche Arbeit ging ihren gewohnten Gang, dabei plagten sie die Gedanken nicht so arg. Ihren Kummer konnte sie verbergen und an das, was sie in der kommenden Nacht tun wollte, wagte sie noch nicht zu denken. Sie fühlte sich so elend und schwach, so allein zwischen allem, was sie umgab, so fest mit der Gewohnheit verwachsen, und wie sie davon wieder loskommen sollte, wußte sie nicht.

Bei dem Gedanken, daß sie heute wieder hinaus mußte und daß Poelde sie finden würde, befiel sie eine neue Angst. Was sollte sie ihm sagen? denn sie wollte nicht weglaufen nach der Stadt, sie konnte nicht.


ls die Schwesterchen zur Schule waren, nahm sie ihren Korb und die Sichel und anstatt ihren gewohnten Weg einzuschlagen, ging sie die Dorfstraße hinab. Auf dem offenen Dorfplatz wuchs schönes Gras in Menge, aber dort würden die Türen und Fenster von allen Häusern sie bespähen, dort wagte sie sich nicht sehen zu lassen. Sie schlüpfte hinter den Häusern entlang, auf dem schmalen Pfad, der an den Anbauten der Häuser, Scheunen, Backhäusern, Ziegenställen und andern Rückgebäuden vorüberführte, die blau und gelb getüncht, im wirren Durcheinander dalagen.

An der andern Seite des Weges waren die Küchengärten, die eine Dornenhecke in gleichen Streifen teilte, und zu denen Türen und Pforten verschiedener Art den Zugang versperrten. Unten am Rande des Weges wuchs wohl Gras und wilder Flieder, aber Alientje dachte nicht daran, schon mit ihrer Arbeit zu beginnen; sie blieb oft stehen, guckte in jede offene Tür und in jedes offene Kammerfenster. Sie war hier so oft vorübergegangen, ohne auf die Dinge zu achten und nun erweckten all die Kämmerchen ihre Neugierde, das Innere der Häuschen, die noch nicht wieder aufgemachten Betten, in denen die Leute gelegen hatten, die Bildchen an den weiß gekalkten Wänden ...

Die Menschen selbst waren an der Arbeit und die Kinder in der Schule, die Stuben standen leer und lüfteten aus in der sonnigen Morgenluft.

Würde sie denn niemand finden, dem sie ihren Kummer erzählen konnte?

Sie suchte etwas oder jemand, der ihr helfen sollte, aber sie wußte nicht, wer das sein könnte... Sie sah niemand auf dem schmalen Wege, und sie, die sonst so unbekümmert die Straßen abklapperte, fürchtete sich nun jemand zu begegnen. Sollte sie hingehen und mit Fietje schwatzen oder sich bei Marietje Rat holen? Sie ging bis an das Hinterhaus von dem Schneider und spähte durch die Hecke, aber sobald die Schneidersfrau herauskam, lief sie davon. Dann ging sie bis an den Schuppen von dem Pantoffelmacher, betrachtete das Haus und all die Fenster mit demselben neugierigen Interesse und ging wieder die Straße hinauf. Sie seufzte, das Herz wurde ihr wieder so voll und die Einsamkeit drückte sie als ein bitterer Kummer. Ihr tat große Hülfe so nötig, und nun hatte sie alles abgesucht und niemand gefunden. Sie setzte sich endlich an den grasbewachsenen Abhang am Hinterhause des Pantoffelmachers nieder und in all ihrer Mutlosigkeit schnitt sie doch emsig und angstvoll Gras, um ihren Korb voll zu bekommen. Und

beim Arbeiten tropften ihr die Tränen auf die Hände herab, sie sah das Gras nicht mehr, es wurde wieder dunkel vor ihren Augen und sie fiel in sich zusammen, das Gesicht in den Händen verbergend, und so blieb sie liegen, um ihren grenzenlosen Jammer auszuweinen.

Ratlos, voller Verzweiflung und ohne Aussicht bei irgend jemand Rat und Hilfe zu finden, kam Alientje der Gedanke, hinzugehen und den lieben Gott oder Unsere liebe Frau zu bitten, daß sie ein Wunder geschehen lassen möchten und sagen, ob sie weglaufen sollte oder brav zu Hause bleiben und tun als sei nichts geschehen ... und sie sollten sagen, daß Poelde das alles gelogen hatte ... Sie stand wirklich mit neuem Mut auf, im voraus getröstet und gestärkt durch ihren guten Einfall; sie versteckte ihre Sichel und den Korb ganz tief im Graben und schlich auf dem schmalen Pfad zwischen den Buchenhecken, der zum Kirchhof führte, davon. Da entging sie einer großen Gefahr, die ihr Unglück hätte werden können: seitwärts von der Hecke entdeckte sie Poelde, der achtlos dahinschlenderte und den Weg hinaufging, wo sie gesessen hatte. Sie guckte ihm durch ein Loch in der Hecke nach, bis er weit genug entfernt war, dann trat sie in die Kirche ein.

Es war niemand darin, die Stühle standen in Reihen, so still wie die Pfeiler und nichts rührte noch regte sich. Nun würde es prächtig mit dem Beten gehen, und wenn sie ihre Gebete gut aufsagte, würde der liebe Gott sie sicher erhören und Unsre liebe Frau auch.

Alientje ging so leise auf ihren bloßen Füßen wie sie nur konnte. Sie ging bis ganz nach vorne, wo Sonntags bei der Hochmesse die reichen Gemeindemitglieder saßen, aber sie nahm keinen Kissen-Stuhl sondern kniete auf den Fußboden nieder, dicht vor dem großen Muttergottesbild, und hielt die Augen starr auf das schöne Bild gerichtet, während sie begann ihr Seigegrüßt aufzusagen. Die heilige Mutter lächelte das Kind auf ihrem Schoße lieblich an, und Alientje sah solange und so starr zu ihr auf, so bittend und voller Verlangen, daß sie jeden Augenblick meinte: nun wird die reiche Frau auch einmal den Kopf nach dem unglücklichen Mädchen wenden und mich anlächeln. Sie blieb bei dem „Seigegrüßt" in der Mitte stecken und kniete da mit offenem Munde, ganz in Bewunderung versunken. Die gewöhnlichen Gebete halfen hier nichts, der still schmeichelnde Gedanke und die Verzücktheit ihrer Augen hielten sie ganz und gar gefangen. Alientje wußte jetzt nicht mehr, wie sie beten sollte und um was sie eigentlich bitten wollte, so wohl tat es ihr, hier zu knieen und den freundlichen sanften Blick der guten Mutter mit dem Jesuskind zu sehen, daß sie all ihren Kummer darüber vergaß. Unsre liebe Frau wußte alles, was sie von ihr hatte erbitten wollen und sie konnte ihr helfen. Das Jesuskind würde es ihr versprechen, wenn sie nur darum bat. Und in plötzlich aufwallendem, heißen Verlangen streckte sie beide Ärmchen nach dem Bilde aus und flüsterte leise, aber laut genug, um von der Muttergottes gehört zu werden:

„Mutter Maria, mach es so, daß ich auch einmal auf Mutters Schoß sitzen darf, ein einziges Mal nur!"

Sie wartete auf Antwort, voller Vertrauen, daß das liebliche Wesen ein Weilchen nur den lachenden Blick von ihrem Kinde abwenden würde um ihr verheißungsvoll zuzunicken. Es geschah freilich nicht, aber das Mädchen fühlte sich wunderbar überzeugt von der bevorstehenden Hilfe und nun schon betete sie drei „Seigegrüßt", um Unser lieben Frau für den Trost zu danken.

„Wenn ich das nun jeden Tag wieder tue, so werde ich schließlich wohl kriegen, was ich mir wünsche," dachte Alientje, und schon jetzt empfand sie die Zusicherung, und Herzklopfen und Angst waren verschwunden. Jetzt hatte sie es gefunden, hier dürfte sie herkommen, wenn es ihr gar zu schlecht ging und sie zuviel Kummer hatte und sich keinen Rat mehr wußte.

Es war doch gar so herrlich, Unsre liebe Frau so sitzen zu sehen, und besonders nun, wo sie ganz nahe herankommen durfte und keine Menschen weiter in der Kirche waren: sie wollte es alle Tage tun.

Nun ging sie hin, um ihren Korb zu holen und dann stand sie plötzlich wieder ziellos da, unentschlossen, wohin sie sich wenden sollte. Dorthin, meinte sie, ohne zu wissen und sich zu fragen, was sie dorthin zog, und dabei ging sie an die obere Seite des Platzes, um einmal ganz von weitem nach dem Schloß der Brauerei hinüberzusehen. Dieser Plan hatte schon den ganzen Morgen in ihrem Kopf geschlummert, ohne daß sie es wußte, bisher hatte sie es nicht zu tun gewagt, aber jetzt wagte sie es schon. Sie schlenderte ganz von ungefähr wie ein Straßenjunge dahin, aber als sie das hohe Ziegeldach sich über den Bäumen erheben sah, begann ihr Herz wild zu klopfen.

Ein hohes eisernes Gitter schloß den Hof von der Straße ab, ganz im Hintergrund stand das Schloß mit einer breiten Treppe, die zur Haustür hinaufführte. Alientje schritt langsam über den gepflasterten Fußsteig, der dicht an dem Grundstück vorbeilief, und ließ ihre Finger über die Eisenstäbe des Gitters gleiten. Vor der großen Doppelpforte blieb sie stehen und ließ ihre Augen neugierig über die sieben Fenster des Erdgeschoßes und die zehn Fenster des ersten Stockwerks gleiten. Aber die schweren, dunklen Vorhänge verbargen alles, was da hinter den großen Scheiben vor sich ging, und in dem inneren Garten war keine Menschenseele zu sehen. Auch in dem äußeren Garten war es öde und still. Weiter hinten erhob sich die Brauerei; durch ein großes offen stehendes Tor konnte man die Stallungen und die Bierkeller sehen; Alientje sah die Knechte Fässer rollen und aufladen. Aber der Herr war nicht da. Sie hätte den Herrn so gern einmal gesehen, um ihn sich recht genau anzugucken.

Sie kehrte wieder mit ziellosem Verlangen nach dem Gitter zurück. Hinter einem Baumstamm verborgen spähte sie durch einen Spalt hindurch, der den Blick auf das Schloß und einen großen Teil des Gartens freigab. Sie wußte nicht, was es sie anging, aber das Haus interessierte sie, sie mußte es sehen; jedes Fenster, jeder Baum, jeder Weg war für sie etwas Neues, es war, als sähe sie das alles zum erstenmal . . . wenn ihre Mutter hier nicht weggejagt worden wäre und hier lebte statt der fremden Dame, dann würde dieses alles ihr gehören!

Alientje überließ sich ihren Gedanken, ohne viel darüber nachzugrübeln, wie diese fremden Dinge zusammenhingen, wie es kam, daß es nun alles so geworden war, immer noch zweifelnd und argwöhnend, daß so etwas wahr sein könnte. Es war ihr gleichgültig, sie dachte nicht einmal an die Möglichkeit, daß soviel Reichtum ihr gehören könnte. Es war eine wunderliche Geschichte, die sie sich im stillen selbst erzählte, sie handelte von einem Mädchen, das sie nie gekannt hatte, von einem Mädchen, das morgens lange schlief in einem feinen Bett mit Federkissen, von einer Magd, die dieses kleine Mädchen zur Schule brachte und einen Korb mit allerhand leckeren Zuckerwaren trug; und wenn dann die Schule aus war, brachte das kleine Mädchen all die Dorfkinder mit nach Hause auf das Schloß und spielte mit ihnen unter den hohen Bäumen im Garten. Sonntags ging das Mädchen ganz in weiß und trug Lackschuhe und einen Hut mit Blumen garniert, und dann saß sie neben ihrer Mama in der vordersten Stuhlreihe in der Kirche und las in einem Gebetbuch mit bunten Bildern... Und zu St. Nikolaus bekam das Mädchen viele Spielsachen, ganze Körbe voll, und manchmal durfte sie auch mit ihrem Papa in der Chaise spazierenfahren, und da saß sie dann mit ihrem eigenen kleinen Sonnenschirm, so recht wohlgemut... Und die Kirschen und Äpfel und Birnen waren alle für sie da, soviel sie nur mochte...

Alientje wußte selbst nicht, wo sie das alles herbekam und ablas um es so zu erzählen, denn der Brauer und seine Frau hatten kein solch kleines Mädchen und es spielten nie Kinder auf dem Hof.

Sie schrak aus ihren Gedanken auf, weil die gnädige Frau in eigener Person die Treppe herabkam und über den breiten Weg in den Garten ging. Sie war eine stattliche Frau und reich gekleidet, ihr Rock schleppte und sie trug einen weißen Sonnenschirm. Das Mädchen zitterte, das Blut stand ihr still, sie keuchte und hielt wieder den Atem an, um besser und länger hinzusehen. Die gnädige Frau verschwand hinter einem hohen Gebüsch von Rhododendron, gleich darnach erblickte Alientje sie auf der andern Seite wie sie das kleine Pförtchen öffnete um in den innern Garten einzutreten.

In aller Hast lief das Mädchen die Straße entlang, über einen schmalen Steig, der zwischen zwei Mauern hindurch führte und kroch unter dem Stacheldraht einer Umfriedigung in den Park hinein. Sie lief in der Richtung des Baumgartens und kam hinter der Brauerei heraus. Wirklich hier wanderte die gnädige Frau auf dem freien Platz unter den hohen Bäumen auf und ab. Alientje hielt sich unter den Stachelbeerbüschen verborgen und spähte durch das Blattwerk hindurch. Die Dame ging auf und ab und kam ganz nahe an dem Fleck vorbei, wo Alientje versteckt saß. Das Herz des Mädchens pochte von Erregung, Angst hatte sie nicht, aber es regte sie auf, die gnädige Frau nun so ganz in der Nähe zu sehen und in diesem Garten zu sitzen. Sie folgt jeder Bewegung mit den Augen, zuweilen wagte sie auch kecker hervorzuschauen, wenn die gnädige Frau ihr den Rücken kehrte und bis an die Trauerweide ging an der andern Seite des Platzes. Dann, schnell wieder unterduckend, ließ Alientje sie herankommen bis sie wieder vorüber

war, und so wiederholte das Mädchen immer wieder das Versteckspiel, da das Kommen und Gehen regelmäßig wiederkehrte. Nun kannte sie das Gesicht und die Kleidung von der gnädigen Frau ganz genau, wußte ganz genau wie sie aussah, aber das genügte ihr noch nicht, sie wollte noch etwas anderes. Sie dachte nicht mehr an zu Hause noch an irgend etwas. Seit gestern war soviel erschütternd Neues geschehen, ihr Unglück lastete ihr noch zu frisch auf dem Herzen, was sie erwartete war ein neues großes Ereignis, das Wunder, das sie dem lieben Gott abgeschmeichelt hatte, — ob es ein Glück oder ein Unglück sein würde, das wußte sie nicht, aber es würde ein andres Leben sein, Reichtum oder suchendes Umherschweifen in der Welt. In der Unsicherheit und Erwartung hatte das Mädchen all seine gewöhnliche Schüchternheit und Angst verloren; diese feste Entschlossenheit hatte sie von Poelde gelernt, der so frank und frei auf eine Sache losging und so trotzig entschlossen war. Einen Augenblick dachte sie daran, hinter den Stämmen hervorzuspringen, sich gradeswegs vor der gnädigen Frau aufzustellen, ihr von ihrem Unglück zu erzählen und sie zu fragen, ob es wirklich wahr sei. Sie würde es tun, sie wollte es tun, aber sie zögerte noch, noch mochte sie es nicht, aber gleich würde sie es wagen — jetzt wußte es noch niemand, aber dann würde es offen daliegen ... sie fürchtete sich auch ein bißchen vor dem, was sie zu hören bekommen würde.

Und dann hörte Alientje plötzlich etwas in den dürren Blättern rascheln, etwas das schnüffelnd herumsuchte. Sie hörte voller Angst, wie es näher kam, und als sie den großen Hund gewahrte, der knurrend auf sie zuschoß, stieß sie einen lauten Schrei aus und sprang, ohne sich zu besinnen, mitten auf den Weg, wo sie dicht vor den Füßen der gnädigen Frau in die Knie sank. Mit einer Handbewegung hatte die Dame den Hund verscheucht, aber nun stand sie voller Erstaunen neben dem Mädchen, das noch immer weinte.

„Wie kommst du hierher? was machst du hier?" fragte sie ziemlich barsch.

„Poelde hat mir was getan und da bin ich hierher gelaufen," rief Alientje und blickte kläglich zu der gnädigen Frau auf.

„Wer bist du? wie heißt du?"

„Alientje Samijn."

Alientje merkte es nicht, wie bei diesem Namen die Farbe aus den Wangen der gnädigen Frau wich und wie sie eine Weile sprachlos das Kind betrachtete.

„Poelde hat mir was getan, gnädige Frau! . ."

„Was hat er dir getan? ... warum? ..."

Nun wußte das Mädchen nicht, was sie antworten sollte, sie hatte das so ganz gedankenlos herausgestoßen, als eine Entschuldigung, einen Grund, der nächste, beste, der ihr einfiel. Und es war keine offenbare Lüge, sie hatte das in dem Augenblick so gefühlt: Poelde war Schuld daran, und sie hatte sich hierher geflüchtet in dem unbewußten Drange der Neugierde, und um Aufklärung über das zu bekommen, was Poelde gesagt hatte. Aber der gnädigen Frau konnte sie das nicht auseinandersetzen, denn nun kam sie sich plötzlich wieder so klein vor, ein armes,

kleines Mädchen, und all die Gedanken, die ihr groß erschienen waren, hatten nun der reichen Dame gegenüber ihre Wichtigkeit verloren; alles das, das sie sich vorgenommen hatte zu sagen, erschien ihr nun so unmöglich fern von hier, so unglaublich für das arme, elende, kleine Mädchen, das sich in den Straßen umhertrieb und zu Hause Schläge bekam ... Sie wußte nichts zu sagen und weinte und schluchzte und dachte nur, wie sie unversehrt hinauskommen könnte.

Die gnädige Frau konnte mit dem besten Willen nichts aus ihr herausbekommen.

„Guck, dein ganzes Kleid ist zerrissen, hat Poelde das getan?"

Alientje nickte und schüttelte zugleich den Kopf.

„Sieh hier, was ich hier für dich habe und wein' nicht mehr."

Dabei nahm die gnädige Frau ein großes Silberstück aus ihrer Börse und legte es Alientje in die Hand.

„Das ist für ein neues Kleidchen und ich will mir Poelde einmal vornehmen, er soll es nicht wieder tun. Sag deiner Mutter, sie sollte dir ein hübsches Kleid dafür kaufen und dann komm und zeig es mir. Komm nun hier entlang."

Sie führte das Kind über einen langen Weg durch die Seitenpforte hinaus.



lientje war eine Last vom Herzen genommen und sie lächelte unter Tränen. Sie hielt das Geldstück in der Hand, ohne daß sie gewagt hätte, es zu besehen. Sie lief um wegzukommen und allein zu sein, holte ihren Korb und streifte wieder querfeldein. Unter einer Weide setzte sie sich nieder, um Luft zu holen und nachzudenken.

Das erste, was in ihr hoch stieg, war die Freude über den Schatz, den sie in Händen hielt, und von dem niemand etwas wußte. Sie war reich! sie würde ein neues Kleid bekommen und eine neue Schürze, viel schöner noch als die von ihren Schwestern. Das war ihre sündige Genugtuung, daß Annetje und Karlientje neidisch auf sie sein würden und sie bewundern würden. Sonntags würde sie nun ebenso schön gekleidet gehen wie sie selbst! und was konnte sie nun alles erzählen von der reichen Dame und dem schönen Garten! ... Dann fiel es ihr plötzlich ein, daß sie nun Geld hatte — Geld um mit Poelde nachts wegzulaufen und ihre eigene Mutter zu suchen; aber das kam ihr nun so widersinnig vor, das lag plötzlich in so weiter Ferne, es war so schreckerregend und unmöglich. Die Bäume, die Früchte, die Häuser, das stand ihr alles so nah, wie es dalag in dem festen Sonnenschein, das Dorf sah so vertraut und gut aus ... Und hatte die Dame etwas davon gesagt? ... Sag deiner Mutter ... waren es nun nicht gewiß Lügen, was Poelde ihr erzählt hatte? Denn die Dame mußte es wissen, das hatte Poelde selbst gesagt.

Nun war Alientje plötzlich so froh, weil sie die Überzeugung besaß, und sie konnte nicht anders, sie mußte das andre auch alles verneinen. Sie wußte es ja, daß es unmöglich war, sicher waren es lauter Lügen, wie sollten große Menschen so etwas tun können und es verborgen halten?! Ihre Gedanken kehrten wieder nach Hause zurück, zur Mutter und zu Annetje und Karlientje und sie war so froh,

daß sie wieder gut Freund mit den Schwestern sein konnte ... sie wollte alles für sie tun und noch mehr arbeiten als sonst, und alles sollte bleiben wie es gewesen war.

Sie war so innig froh, daß sie die Lügen überwunden hatte; das Gebet vom Morgen fiel ihr ein und der ganze Vorgang in der stillen Kirche, und das liebliche Gesicht von Unsrer lieben Frau und dem kleinen Kindchen. Der Trost und die Seligkeit und ein inniges Gefühl allgemeiner, sonnenwarmer Weichheit überwältigten sie nach der finsteren Unruhe der vergangenen Nacht, es kribbelte in ihr vor Fröhlichkeit, die sie auslassen mußte. Sie wollte etwas tun, um jedermann so glücklich zu machen, wie sie selbst es jetzt war ...

Aber in all ihrer Aufregung hatte Alientje nicht an die Uhr gedacht. An dem aufsteigenden Hunger merkte sie, daß Mittag beinah vorüber sein müsse — und ihr Korb war noch halb leer. Sie wurde bedrückt, weil Mutter schelten würde, und nun wollte sie schnell zu dem hohen Abhang laufen, um das Versäumte nachzuholen. Und während sie da das Gras abriß und es händeweise in den Korb warf, entwarf sie den Plan zu einem neuen Vorhaben.

Es kam ihr als ein plötzlicher Einfall, zusammen mit dem Zweifel, ob sie es wirklich tun sollte; sie legte es sich im Kopf zurecht, was sie zu Hause erzählen wollte. Und bei ihrem Nachdenken kamen ihr immer neue Einfälle und in ihrer wachsenden Freude stand es fest in ihr, was sie in kindlicher Anhänglichkeit tun wollte, dieser selbstlose Vorsatz brachte ihr neue Freuden und die Entdeckung war ihr köstlicher als der Reichtum, den sie für sich selbst behalten durfte.

Ja, so wollte sie es machen! dann würde Mutter sich freuen und Annetje und Karlientje noch viel mehr. Sie würden sich freuen und sie vielleicht lieb haben wie eine rechte Schwester! daran war Alientje viel mehr gelegen als an einem neuen Sonntagskleid und einer besten Schürze für sich selbst.

Bei dem Gedanken an die Freude wurde Alientje immer froher, es überkam sie ein so ausgelassener Jubel, daß sie alles andre vergaß, ihr langes Fortbleiben und wie Mutter es aufnehmen würde.

Sie raffte das Gras zusammen und tat es in den Korb, und nun fing sie an zu laufen, weil sie es nicht abwarten konnte, nach Hause zu kommen und ihren Plan auszuführen. Sie setzte ihren Korb in den Stall ab und kam mit dem Geldstück in der ausgestreckten Hand ins Haus.

„Mutter!" rief sie, „das ist für Annetje und Karlientje für ein paar neue Schuhe!"

Mutter saß auf ihrem Platz am Fenster und blickte verblüfft auf. Die beiden Mädchen kamen herbei um zu sehen und zu hören. Mutter wollte fragen, wie es zusammenhing.

„Woher kommst du? wo hast du über Mittag gesteckt? was ist das?" Aber Alientje ließ sie nicht zu Wort kommen.

„Mutter, ich hab es von der gnädigen Frau von dem Brauer gekriegt, um .." um Karlientje und Annetje .. war sie im Begriff zu sagen, aber plötzlich fühlte

sie, daß sie es nicht herausbrachte, also: „um .. um .. mir ein neues Kleid dafür zu kaufen, aber sie kriegt es ja nicht zu wissen, wenn du Schuhe dafür kaufst .. da nimm es nur, es ist für Annetje und Karlientje . . ."

Und ehe Mutter noch böse oder froh sein konnte:

„Sie hat gesehen, daß mein Kleid zerrissen war und hat mir das Geld gegeben aber ich schenk es dir und sie braucht es nicht zu wissen .. aber Mutter, laß mich dann auch einmal dein liebes Kind sein, Mutter laß mich auf deinem Schoß sitzen, Mutter, ach laß mich nur einziges Mal auf deinem Schoß sitzen!"

Einen Augenblick zögerte sie noch, dann sprang das Kind auf den Schoß der Mutter und schlang beide Arme um ihren Hals und küßte sie auf den Mund und auf die Augen und über das ganze Gesicht und rief schluchzend:

„Mutter, streichel mich doch auch einmal! Mutter, sie sagen, daß du gar nicht meine Mutter bist, die bösen, scheußlichen Menschen sagen das, aber es ist nicht wahr, du bist meine Mutter, ganz gewiß! sag es, sag es doch, Mutter! sag, daß es alles gelogen ist! nicht wahr, Mutter, es ist gelogen?" Und das Kind mußte mitten in seinem Schluchzen innehalten, sie schämte sich so, daß sie hatte weg-laufen wollen, daß sie gar nicht daran denken mochte und nicht begriff, wie ihr der Gedanke in den Sinn gekommen war.

Mutter saß noch ganz verdutzt über diesen plötzlichen Ausbruch, sie wußte nicht, was sie sagen sollte und hielt das Kind von sich ab, um es zu betrachten, dann plötzlich packte sie das Mitleid, sie zog die Kleine in ihre Arme, drückte die flachs-blonden Locken an ihren Hals und küßte sie lange und innig wie ihr eigenes, bluteigenes, liebes Kind.

„Wer sagt das? wer untersteht sich so etwas zu sagen? natürlich bist du mein Kind, mein bestes, süßes Kind!"

Alientje lag sicher geborgen da, ihr Gesichtchen tief an Mutters warmer Brust versteckt, und unter Schluchzen flüsterte sie immer wieder:

„Mutter, Mutter, Mütterchen . . ."

Annetje und Karlientje standen dabei und guckten ganz verblüfft und dämlich drein; sie begriffen nichts davon, aber als sie sahen, daß das Flüstern und Streicheln und Schluchzen kein Ende nehmen wollte, fingen sie auch alle beide laut an zu weinen, ohne zu wissen, ob da ein Glück oder ein Unglück geschähe.





Die Politik Bülows / von H. v. Gerlach



Bald werden fünf Jahre vergangen sein, daß Graf Bülow vom Staatssekretär des Auswärtigen zum verantwortlichen Leiter unserer gesamten inneren und äußeren Politik avancierte. Der vierte Kanzler hatte es von vornherein leicht. Die fast absolute Passivität seines Vorgängers, des greisen Fürsten Hohenlohe, mußte selbst für verhältnismäßig geringfügige Aktionen des erst 51jährigen Grafen Bülow eine gute Folie abgeben. Wenn die besten Freunde eines Reichskanzlers von ihm nicht viel mehr zu rühmen wissen, als daß er manches Schlimme verhütet habe, so kann sein Nachfolger sich eigentlich beglückwünschen. Je schwerer die Bürde des zweiten Kanzlers war, um so leichter das Spiel des vierten.

Hoffend und vertrauend, mindestens jedoch völlig unvoreingenommen schaute die große Mehrheit des deutschen Volkes dem Aufstieg des neuen Mannes zu. Man hatte es allmählich als beinahe peinlich empfunden, daß, nominell wenigstens, an der Spitze der Reichsgeschäfte ein alter gebrechlicher Herr ohne jede politische Physiognomie stand, ein Mann, der infolge seiner rednerischen Unbehilflichkeit fast nur noch ein willkommenes Scherzobjekt für die Witzblätter war. Ich entsinne mich noch des rednerischen Debüts des neuen Kanzlers im Reichstag. Selbst auf der sehr skeptischen, man könnte beinahe sagen blasierten Journalistentribüne war man förmlich begeistert. Ein hervorragender oppositioneller Journalist flüsterte mir zu: „Gott sei dank, endlich ein Kanzler, der wenigstens reden kann! Ich werde ihn glänzend zensieren.“ In der Tat, er hatte „une bonne presse.“ Sein Auftreten war geschickt, ja geradezu sympathisch gewesen. Sein politisches Konto war noch nicht belastet. Was er sagte, klang gut. Von seiner Vergangenheit konnte man nur sagen, wie es in den polizeilichen Führungsattesten heißt: „Ungünstiges über ihn ist nicht bekannt geworden.“ Warum sollte man ihm also übelwollend entgegentreten?

Wenige Jahre haben genügt, um die Stimmung ihm gegenüber vom Grund aus zu ändern. Er hat fast alle enttäuscht, sowohl seine verhältnismäßig wenigen grundsätzlichen Gegner wie das Gros derer, die sich von seinem ersten Auftreten sympathisch berührt gefühlt hatten. Er hat weder die Gefahren heraufbeschworen, die die Sozialdemokratie von ihm befürchtet hatte, noch den frischen Zug in die deutsche Politik hineingebracht, den viele Kreise der bürgerlichen Opposition von ihm erhofft hatten. Ingrimmig und zugleich banger Sorge voll hatte ihn das sozialdemokratische Zentralorgan begrüßt:

„Die jäh dahinjagende Weltpolitik verträgt den Hemmschuh nicht mehr....

Dem mühselig beschwichtigenden Greise folgt der schmiegsame junge Mann, der mit der Gabe dürftiger Gemeinplätzigkeit an die großen Probleme der Geschichte herantritt und das Reich immer weiter in die Öde einer unfruchtbaren und aussichtslosen Allerweltspolitik treibt."

Halb so schlimm! wird jetzt vielleicht der Vorwärts selbst bereit sein, zuzugeben. Die resignierte Rede in Bremen, in der sich der Kaiser kürzlich gegen die „öde Weltpolitik" wandte, ist sicher im Einverständnis mit seinem Kanzler gehalten worden. Jedenfalls entspricht sie dem Geiste, in dem Graf Bülow all die Jahre hindurch die Geschäfte geführt hat. Von einer großen Weltpolitik mit ihrem allerdings unleugbaren Risiko ist nicht die Rede gewesen. Überhaupt von keiner großen Politik, weder nach außen, noch im Innern. Niemand wird im Ernste gegen den Grafen Bülow den Vorwurf erheben können, er habe eine gefahrvolle Politik gemacht. Aber andererseits ist auch das ausgeblieben, was so mancher von ihm erhofft hatte, eine Politik großen Stiles. Er hat sich auf das Fortwursteln beschränkt. Sollte man ihm eine Zensur ausstellen, so müßte sie etwa lauten:

Äußere Politik: 3 b, zur Not ausreichend.

Innere Politik: 4—5, wenig befriedigend bis ungenügend.

Für sein Versagen auf dem Gebiet der inneren Politik steht ihm wenigstens der mildernde Umstand zur Seite, daß er von ihr keine Ahnung hatte, als er sein hohes Amt antrat. Für die äußere Politik waren dagegen bei ihm alle äußeren Voraussetzungen vorhanden. Er ist sein ganzes Leben lang aus dem diplomatischen Milieu eigentlich nicht herausgekommen. Schon sein Vater war Diplomat, und zwar nicht bloß mecklenburgischer Gesandter in Berlin, was am Ende noch keine hohe Schule der Diplomatie bedeutet, sondern schließlich doch sogar Staatssekretär des Auswärtigen. Er selbst war von 1876 an im diplomatischen Dienst, und zwar in politischen Zentren wie Rom, Paris, Petersburg tätig, zuletzt wie sein Vater, Staatssekretär des Auswärtigen. Ohne Übertreibung wird man sagen können, daß er im Ausland besser Bescheid weiß als im Inland. Der Altmeister der Diplomatie, Bismarck, war sein Lehrmeister. Er nennt sich mit Stolz seinen Schüler. Er liebt es, seine Reden mit Brillanten aus den Bismarckischen Akten zu schmücken. Er lebt in den Gedankengängen Bismarcks. Was man lernen kann durch liebevolles Versenken in die Ideen eines Großen, das hat er von Bismarck gelernt. Er besitzt auch die diplomatische Routine fast bis zur Vollendung. Was ihm versagt ist, ist nur das Eine: Schöpferkraft. Er ist ein Epigone. Er zehrt von dem geistigen Kapital Bismarcks. Es zu mehren, fehlt es ihm an erfinderischem Sinn und an Wagemut.

Den Bismarckischen Traditionen getreu pflegt er den Dreibund, der unter ihm formell erneuert worden ist. Aber der Dreibund bedeutet heute noch weniger politische Kraft als zu Bismarcks Zeiten.

Italien hat seine dauernden finanziellen Sorgen dadurch etwas zu beschwichtigen versucht, daß es fast auf jede militärische Fortentwicklung verzichtet hat. Zwischen Deutschland und Italien gibt es politische Differenzen allerdings fast

gar nicht. Aber das Verhältnis zwischen Italien und Österreich-Ungarn ist im Laufe der Zeit nicht freundlicher geworden, eher das Gegenteil. Man erinnere sich nur an Vorgänge wie die in Innsbruck, die blitzartig den latenten Haß zwischen den Bewohnern beider Länder beleuchten. Die mächtige italienische Irredenta lebt fast ausschließlich von dem Kampf gegen den österreichischen „Verbündeten." Wirtschaftliche Interessengegensätze, wie sie bei dem Ringen um die Weinzollklausel zutage traten, verschlechtern noch das gegenseitige Verhältnis. Nicht außer acht zu lassen sind schließlich die starken frankophilen Strömungen in einem großen Teil der italienischen Bevölkerung. Sie wurden früher paralysiert durch die politischen Interessengegensätze in Nordafrika. Seitdem dort eine Art modus vivendi zwischen Frankreich und Italien hergestellt ist, können sie ungehindert wirken. Gewiß, noch ist die italienische Regierung dreibundfreundlich. Wenn sie einmal zu einem Abkommen mit Frankreich sich entschließt, so ist Graf Bülow mit Recht in der Lage, darüber mit der scherzhaften Wendung zur Tagesordnung überzugehen: „In einer glücklichen Ehe muß der Ehemann nicht gleich einen roten Kopf kriegen, wenn seine Frau einmal mit einem andern eine unschuldige Extratour tanzt." Die Hauptsache ist, daß sie ihm nicht durchgeht. Und sie wird, wie Bülow meinte, ihm nicht durchgehen, wenn sie es bei ihm am besten hat. Sehr richtig! Die Frage ist nur, wie lange Italien glaubt, am besten bei dem dreieckigen Verhältnis zu Deutschland und zu Österreich zu fahren. Italien ist ein konstitutionell regiertes Land. Die Parlamentsmehrheiten und damit die Ministerien wechseln. Und die Idee von einem „Lateinischen Bund" spukt in den Köpfen vieler Italiener, namentlich der radikal oder gar republikanisch gerichteten, die sich mehr zu Frankreich als zu dem stramm monarchischen Deutschland hingezogen fühlen.

Zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn ist ein enges Bündnis gewiß der gegebene Zustand. Aber mit der Solidität der österreich-ungarischen Zustände ist es bekanntlich so eine Sache. Einmal lockert sich das Band zwischen Ungarn und Österreich täglich mehr. Seit dem Siege der Unabhängigkeitspartei bei den letzten ungarischen Wahlen ist es nur noch eine Frage der Zeit, wie lange die Einheit des Zollgebiets und die Einheit der Armeesprache, d. h. der Armee, aufrecht zu erhalten ist. Lockerung des staatsrechtlichen Bandes zwischen den beiden Reichshälften bedeutet aber natürlich auch eine politische Entfremdung. Wird aus der Realunion eine bloße Personalunion, wie es die offenkundige Tendenz eines immer wachsenden Bruchteils der magyarischen Politiker ist, so schrumpft das Band zu einem Zwirnsfaden zusammen, der jeden Augenblick, z. B. bei einem Thronwechsel, zerrissen werden kann. Daß der künftige Kaiser von Österreich in Ungarn geradezu als Gegner angesehen wird, ist ja kein Geheimnis. Ein Auseinanderfallen von Österreich und Ungarn bedeutet aber natürlich eine kaum hoch genug einzuschätzende Verminderung ihres Bündniswertes. Umsomehr, als die Trennung beider die nationalen Gegensätze innerhalb beider Staaten zu hellen Flammen auflodern lassen würde. Denn ein selbständiges Ungarn würde eine ultrachauvinistische magyarische Politik im Gefolge haben, die die nichtmagyarische

Hälfte der Bevölkerung Ungarns in eine radikale Opposition hereintreiben müßte. Und in Österreich sind die partikularistischen Strömungen ohnehin schon so stark, daß ein auch nur geringfügiges Anschwellen zu einer vollständigen Lahmlegung des staatlichen Organismus führen muß. Aber selbst wem alle diese Befürchtungen als übertrieben erscheinen, der muß doch zugeben, daß die künftige Politik Österreich-Ungarns ein dunkler Punkt ist. Franz Joseph ist alt, regierungsmüde zudem, wie man sagt. Sein Nachfolger aber ist rettungslos klerikal und kein Deutschenfreund.

Der Wert des Dreibunds ist also eine imaginäre Größe. Das weiß natürlich Graf Bülow auch. Er hat, selbstverständlich mit einer andern Motivierung, aber doch beinahe zu offenherzig, es im Reichstag ausgesprochen, daß es ohne Dreibund ungefähr ebenso gut gehen würde wie mit ihm. Wenn er trotzdem den Dreibund fortsetzt, so ist das natürlich nicht zu tadeln. Besser ein gutes Verhältnis zu Italien und Österreich-Ungarn, so lange es irgend geht, als eine Entfremdung. Deutschland hat nicht genug Freunde in der Welt, um irgend einen ohne zwingenden Grund preisgeben zu können. Allein wenn man den Dreibund so bewertet, wie er bewertet werden muß, so wird seine Aufrechterhaltung nur als ein äußerst minimales Verdienst der deutschen Politik angesehen werden können. C'est si peu de chose!



Will Deutschland Weltpolitik treiben — und es muß sie treiben, wenn es nicht zum Mittelstaat zusammenschrumpfen soll, — so wird es andere Gewichte in die Wagschale werfen müssen als den Dreibund. Die Vereinigten Staaten, England und Rußland sind Weltreiche. Jedes von ihnen gebietet außer über sein Stammland noch über eine kolossale Interessensphäre. England mit seinen Kolonien in der ganzen Welt könnte, wenn es das für zweckmäßig hielte, ein geschlossenes Wirtschaftsgebiet darstellen, d. h. seine wirtschaftlichen Bedürfnisse innerhalb der Grenzen seines Imperiums befriedigen. Die Vereinigten Staaten sind nicht nur die anerkannte Vormacht von ganz Amerika, das sie sich durch konsequenten Ausbau der Monroedoktrin immer mehr zu Willen machen werden. Sie sind seit dem spanischen Kriege auch eine Kolonialmacht großen Stils geworden. Rußland bleibt, selbst wenn das äußerste Ostasien ihm ganz entschlüpfen sollte, der mächtigste asiatische Staat. Westasien ist ganz sein, und in Mittelasien steht ihm noch eine Politik fast unbegrenzter Möglichkeiten offen. Selbst Frankreich hätte in seinem Kolonialbesitz, in Indochina, in Madagaskar und namentlich in Nordafrika, die Basis für eine Weltpolitik. Wenn man ihm trotzdem keine sonderliche Expansivkraft zutrauen wird, so liegt das einfach daran, daß es ihm an Menschenmassen dafür fehlt. Es hat so gut wie keine Volksvermehrung und darum nicht die Möglichkeit, freilich auch nicht eigentlich das Bedürfnis, Weltpolitik zu treiben.

Deutschland aber hat die größte Volksvermehrung von allen Kulturnationen. Jahr um Jahr etwa 900000 Menschen mehr! Wohin mit dieser Überfülle des Segens, der die größte Zukunftshoffnung für uns darstellt, der unsere größte Sorge werden müßte, wenn wir kein rechtes Unterkommen dafür wüßten? Sie im Inlande mit der Produktion für das Inland beschäftigen, geht nicht an.

Selbst wenn wir nicht nur die Lüneburger Heide, sondern überhaupt jedes noch brachliegende Fleckchen deutscher Erde kultivierten, so würden wir nicht allzuviele Millionen mehr landwirtschaftlich ernähren können. In der Industrie können gewiß noch Riesenmassen von Menschen untergebracht werden, aber nur in der für den Export arbeitenden Industrie. Und mit ihrem Absatz ist es bei der von Deutschland leider am meisten geförderten Hochschutzzollströmung eine prekäre Sache. Man stelle sich nur vor, welche Katastrophe es für die deutsche Industrie bedeuten würde, wenn in England die imperialistische Idee Chamberlainscher Prägung siegte und aus England und seinen Kolonien ein geschlossenes Zollgebiet mit unübersteiglichen Mauern geschaffen würde! Unser bestes Absatzgebiet wäre verloren. Können wir dann nicht mehr genug Ware exportieren, so müssen wir Menschen exportieren. Um diese von Caprivi formulierte Alternative kommt man nun einmal nicht herum. Wir halten es für einen der größten Erfolge Caprivischer Wirtschaftspolitik, daß die deutsche Auswanderung, die zuzeiten 200000 Menschen im Jahre umfaßt hat, auf 20000 bis 30000 zurückgegangen ist. Sollen wir wieder, wie einst, wo wir die Vereinigten Staaten mit unserem besten Menschenmaterial fruchtbar gemacht haben, zum Kulturdünger für andere Staaten werden? Das wäre aber unrettbar unser Schicksal, wenn wir für unsere riesige Volksvermehrung nicht genügende Beschäftigung im Inlande, d. h. genügenden Absatz nach dem Auslande, oder Unterkunft in deutschen Kolonien fänden.

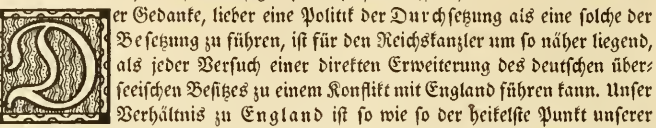
Daß mit dem, was wir bisher an Kolonien haben, nicht viel Staat zu machen ist, wird selbst der begeistertste Kolonialfreund zugeben müssen. Das, was noch am meisten Entwickelungschancen zu bieten schien, unsere chinesische „Pachtung", wird bei der neueren Konstellation in Ostasien — Japan Weltmacht, China konsolidiert — für die Zukunft keine große Hoffnung mehr rechtfertigen können. Ein wertvoller Stützpunkt für unsern Handel, aber weiter auch nichts. Von den anderen Kolonien ist keine, die wirklich bedeutende Aussichten eröffnen könnte. Wir behalten sie, weil wir sie nun einmal haben, manche eigentlich nur ehren- oder, wenn man will, schandenhalber — andere, weil sie später einmal das hineingesteckte Kapital gut verzinsen können. Eine große Politik kann sich auf keine unserer überseeischen Besitzungen gründen. Und daß dieser Kolonialbesitz in absehbarer Zeit eine wertvolle Ergänzung erfahren sollte, dafür ist nicht das geringste Anzeichen vorhanden.

Was also tun, wenn wir nicht mit all unserem herrlichen Kindersegen demnächst im eigenen Fett schmoren sollen? Nur zwei Wege stehen uns offen. Der eine ist der von den Alldeutschen empfohlene: Angliederung möglichst aller irgendwo kompakt in Europa zusammenwohnenden germanischen Bevölkerungsbestandteile an das Deutsche Reich. Insbesondere also staatsrechtliche Verbindung mit den Deutschen Österreichs. Graf Bülow hat sich gegen jedes derartige Streben genau so schroff ablehnend verhalten wie einst Bismarck. Er hat namentlich, solange noch der alldeutsche Führer Professor Hasse im Reichstag saß, jede Gelegenheit benutzt, um sich gegen die von ihm befürwortete „Offensive" mit Spott und bitterem Ernst zu

wenden. Wie mir scheint, mit vollem Recht. Ganz abgesehen von der Frage, ob diese Deutschen in der Mehrheit zu uns wollen, und ob sie durchweg eine wertvolle Verstärkung für uns bilden würden, so heißt dies Streben nach einer Vereinigung mit den nicht reichsdeutschen Germanen geradezu Spielen mit Dynamit. Der Weltbrand mit seinen für uns unberechenbaren Konsequenzen könnte, ja müßte beinahe die Folge davon sein. Ein gewissenhafter Staatsmann, und wäre er noch so kühn, wird sich auf so etwas nicht einlassen können, solange er noch irgend einen andern Weg sieht, auf den er sein Volk führen kann.

Dieser andere Weg ist der, den Kaiser Wilhelm II. mit seinen Reisen nach Konstantinopel und Palästina zuerst beschritt und der ihn in diesem Frühjahre nach Tanger geführt hat. Die mohammedanische Welt muß zur Interessensphäre Deutschlands werden. Wenn wir den kranken Mann im Jildiz-Kiosk auch nicht gesund machen können, so müssen wir doch in unserm eigensten Interesse versuchen, sein kostbares Leben so lange wie nur irgend möglich zu erhalten. Der deutsche Kaiser hat dadurch, daß er als erster Herrscher des Westens dem Sultan seine Reverenz erwies, auf die orientalische Phantasie einen unauslöschlichen Eindruck gemacht. Die deutsche Orientpolitik der letzten 15 Jahre in ihrer musterhaften Konsequenz hat in dem mißtrauischen Abdul Hamid die feste Überzeugung wachgerufen, daß er auf Deutschland bauen kann. Er sieht nicht nur im deutschen Herrscher seinen Freund, sondern in Deutschland die einzige Macht, die der Türkei eine uninteressierte Stütze darbietet. Von allen anderen Mächten, von Rußland wie von Österreich und England weiß er aus Erfahrung, daß sie auf ein möglichst großes Stück der orientalischen Erbschaft spekulieren. Von Deutschland nimmt er an, daß es nur das eine Interesse habe, die Türkei nicht zur Erbschaftsmasse werden zu lassen. Diesen Eindruck hat er von der deutschen Politik. Darum wird die wirtschaftliche Entwickelung Deutschlands in der Türkei von oben her nicht nur nicht gehemmt, sondern geradezu gefördert. Schon heute ist der wirtschaftliche Einfluß Deutschlands in der Türkei ein Machtfaktor ersten Ranges. Was sich da um die anatolischen Bahnen und um die Bagdadbahn herum gruppiert hat, das ist wahrhaftig das beste Stück deutscher Auslandspolitik: eine friedliche Eroberung, gleich segensreich für die Türken, die dadurch kulturell gehoben, wie für die Deutschen, die dadurch wirtschaftlich gestärkt werden. Natürlich hat auch diese Politik wie jede ihre zwei Seiten. Türkenfreundschaft bedeutet Ignorierung der Armeniermassakres, Garantie der Türkenherrschaft in Europa trotz aller mazedonischen Wirren, überhaupt Konservierung von Verhältnissen, gegen die sich ethisch und wirtschaftlich die größten Bedenken erheben lassen. Aber da für die auswärtige Politik, wie Graf Bülow stets mit Recht betont hat, ausschließlich nur das nationale Interesse maßgebend sein darf, so wird man in der Türkenfreundlichkeit der deutschen Auslandspolitik nichts Tadelnswertes, sondern etwas Anerkennenswertes erblicken. Bülow hat diese Politik nicht initiiert, aber er hat sie mit Bewußtsein und Erfolg fortgesetzt. Und wenn der Kaiser im Einverständnis mit seinem Kanzler nach Marokko fährt, so ist auch das als Glied

in der Kette einer Politik, die Deutschland als Freund, als Schützer, ja geradezu als Vormacht des Muhammedanismus erscheinen läßt, mit Genugtuung zu begrüßen. Man kann vielleicht sagen, von der ganzen Politik Bülows ist seine Pflege der türkischen Freundschaft der einzige Punkt, an dem man mit ungemischter Freude verweilen kann. Denn hier ist die Konsequenz vereinigt mit Weitblick, hier kann man wirklich von planmäßiger Zukunftspolitik sprechen.


er Gedanke, lieber eine Politik der *Durchsetzung* als eine solche der *Besetzung* zu führen, ist für den Reichskanzler um so näher liegend, als jeder Versuch einer direkten Erweiterung des deutschen überseeischen Besitzes zu einem Konflikt mit England führen kann. Unser Verhältnis zu *England* ist so wie so der heikelste Punkt unserer ganzen Auslandspolitik. Die Reibungsflächen sind groß, wie Bülow im Reichstag bekennen mußte. Hier handelt es sich nicht etwa in erster Linie um nationale Antipathien oder um dynastische Konflikte oder um politische Gegensätze. Der Widerstreit der *wirtschaftlichen* Interessen, das ist der springende Punkt. England erblickt in Deutschland seinen gefährlichsten Konkurrenten auf dem Weltmarkt. Einst fast Alleinherrscher auf diesem Gebiet, sieht es jetzt, wie ihm Deutschland in immer mehr Branchen und auf immer mehr Plätzen den Rang abläuft. Der Gedanke, den unbequemen Konkurrenten, dessen man im friedlichen Wettstreit des Handels nicht mehr Herr werden kann, mit Waffengewalt auf den zweiten Rang zurückzuwerfen, liegt leider nahe. Kein vernünftiger Deutscher wird an eine Offensive Deutschlands gegen Großbritannien denken. Recht viele Engländer aber kalkulieren so: „Noch ist England stärker. Seine Kriegsflotte würde nicht nur die deutsche Kriegsflotte vernichten, sondern auch die deutsche Handelsflotte so schwächen, den deutschen Handel so stören können, daß Deutschlands Konkurrenz auf Jahrzehnte nicht mehr zu fürchten wäre. Je eher England zuschlägt, um so günstiger sind seine Chancen."

Daß der Wunsch, gegen Deutschland einen vernichtenden Streich zu führen, in weiten und leider immer weiter werdenden Kreisen des englischen Volkes vorhanden ist, wird sich schwer bestreiten lassen. Noch schreckt die englische Regierung vor einem Kriege zurück, für den, wenn man ihn ernstlich wollte, sich jederzeit ein Vorwand finden ließe. Aber man stelle sich nur vor, daß das Wahlglück Chamberlain hold wäre und der ebenso ehrgeizige wie skrupellose Mann, gestützt auf eine chauvinistische Majorität, die Nachfolge des besonnenen Philosophen Balfour anträte! Wie leicht könnte er sich das Ziel setzen, dem Ruhm der Auslöschung der Burenrepubliken den noch größeren der Unschädlichmachung Deutschlands folgen zu lassen, um so das geträumte groß-britische Imperium mit Blut und Eisen zusammenzukitten und sich einen Platz als einer der ganz Großen in der Geschichte der englischen Staatsmänner zu sichern. Wer Chamberlain kennt, wird ihm solche Pläne sicherlich zutrauen.

Käme es aber zu einem Kriege zwischen England und uns, so befindet sich Deutschland nicht gerade in einer angenehmen Position. Seine Kolonien wären verloren, sein Handel unterbunden, seine Handelsschiffe gefährdet. Das gewaltige

Landheer ließe sich nicht verwenden, und die Kriegsflotte würde knapp genügen, um unsere Häfen zu schützen. Auf Bundesgenossen aber hätten wir nicht zu rechnen. Graf Bülow war kaum Kanzler geworden, da hielt er es für eine seiner ersten Aufgaben, dem deutschen Volke in der Beziehung jede Illusion zu rauben. Er erklärte im Reichstag am 12. Dezember 1900, als er über die Buren sprach, bei der Jamesondepesche, die der deutsche Kaiser 1896 an den Präsidenten Krüger schickte, habe sich ergeben, „daß wir im Falle eines Konfliktes mit England in Afrika auf unsere eigenen Kräfte, allein auf unsere eigenen Kräfte angewiesen sein würden". Er hätte weitergehen und erzählen können, daß Frankreich trotz der furchtbaren moralischen Schlappe, die ihm England in Faschoda beigebracht hatte, England wissen ließ, daß es bei einem Konflikt mit Deutschland auf seine Hilfe rechnen könne.

Diesem Ernst unserer Lage England gegenüber entspricht es durchaus, wenn Graf Bülow seine ganze Amtstätigkeit hindurch, vor wie hinter den Kulissen, aufs eifrigste bemüht war, jeden Stein des Anstoßes aus dem Wege zu räumen. Die Vereitelung des Empfanges Krügers durch den Kaiser, das Verlangen, daß die Burengenerale ihr Audienzgesuch durch den englischen Botschafter einreichen ließen, die Milde des Tones, mit der die Beschimpfung des deutschen Heeres durch Chamberlain zurückgewiesen wurde, die Stellungnahme gegen den „Burenrummel" und ein Dutzend ähnliche Maßnahmen sind alle demselben Gedanken entsprungen: ein Konflikt mit England muß auf alle Fälle vermieden werden.

Schade nur, daß Graf Bülow nicht die militärischen Konsequenzen dieser für Deutschland nicht gerade angenehmen, aber unbedingt notwendigen Politik zieht. „Es kann der Beste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt." Unsere Bemühung, den Frieden zu erhalten, bietet noch lange keine Friedensgarantie. Die einzige zuverlässige Friedensbürgschaft ist schließlich doch die Furcht des andern vor dem Krieg. Wir werden dauernd ohne Zusammenstoß mit England nur auskommen, wenn es Respekt vor unserer Flotte hat. Bauen wir unsere Flotte nur in dem bisherigen Umfange und dem bisherigen Tempo aus, so werden wir den Engländern nicht imponieren. Freilich, Landheer und Flotte zu verstärken, dazu reichen unsere finanziellen Mittel nicht aus. Man muß sich für das eine oder für das andere entscheiden. Daß sich Graf Bülow mit der Militärvorlage dieses Jahres für die Vermehrung der Kavallerie und Infanterie, wenn auch nicht in sehr erheblichem Maße, entschieden hat, muß als schwerer politischer Fehler erscheinen. In dem Augenblick, wo Rußland auf lange hinaus kalt gestellt ist, wo Frankreich sein Rekrutenkontingent beim besten Willen nicht mehr erhöhen kann, noch mehr Geld und Menschen in das Landheer stecken, das ist wirklich eine schier unbegreifliche Politik. Alles, was Deutschland finanziell noch prästieren kann, müßte vielmehr auf die Vervollkommnung unserer Seemacht verwandt werden. Eine gute Flottenpolitik, verbunden mit einer populären Reichsfinanzreform — direkte Reichssteuern! —, das ist es, was das deutsche Volk von seinem Kanzler verlangen müßte. Die englische Gefahr ist die größte, ja

die einzig ernsthafte, die uns überhaupt bedroht. Daß ihr gegenüber Graf Bülow nicht den richtigen Weg eingeschlagen, sondern sich gewissen kavalleristischen Wünschen allzu gefügig erwiesen hat, wird seiner Amtsführung nicht gerade zum Ruhme gereichen.

Freilich, Graf Bülow glaubte anders operieren zu können. Statt in dem Ausbau der eigenen Macht, sah er in der Freundschaft mit Rußland das einzige Mittel, England ein Paroli zu bieten. Es ist ja richtig, Rußland ist der geborene Feind Englands. Es gibt keine zwei Mächte der Erde, zwischen denen eine dauernde Harmonie so ausgeschlossen erscheint, wie zwischen ihnen. Rußland ist außerdem der einzige Staat, der England zu Lande — Indien! — gefährlich werden kann. Trotzdem war die Russenpolitik Bülows von Grund aus verkehrt.

Einmal baute sie sich auf einer falschen Psychologie auf. Sie suchte die Russen zu kaptivieren, nicht, ihnen zu imponieren. Die „vollkommen loyale" Neutralität, von der im Stenogramm der Etatsrede Bülows im Dezember 1904 die Rede ist, war in der Tat eine wohlwollende Neutralität gewesen, wie es im unkorrigierten Stenogramm hieß. Deutschland erschöpft sich Rußland gegenüber in Liebesdiensten.

Die große Mehrheit des Reichstages fordert die Kündigung des preußischen Auslieferungsvertrages mit Rußland. Dieser Vertrag spricht den Regeln des Völkerrechts und den Geboten der Kultur geradezu Hohn, indem er die Auslieferung auch wegen politischer Vergehen stipuliert. Trotzdem wagt es Graf Bülow nicht, ihn zu kündigen, aus Sorge, der Zar könne sich dadurch unangenehm berührt fühlen. Die preußische Auswanderungspolizei an der russischen Grenze kehrt ihre Spitze gegen die russischen Deserteure und politischen Flüchtlinge. Man schützt sanitäre Gründe vor. Aber die gesundheitlichen Bedenken existieren nicht bei Leuten, die mit einem Paß und einer Fahrkarte zweiter Klasse versehen sind. Mindestens ist der böse Schein vorhanden, daß sanitäre Vorschriften dazu dienen müssen, den Werkzeugen des Zarismus Personen auszuliefern, die sich nach gastlicheren Gestaden zu retten bemüht sind. Die Handhabung der Fremdenpolizei artet den Russen, namentlich den russischen Studenten, gegenüber zu einer Art Solidaritätserklärung mit der russischen Polizei aus. Man denke nur an den Fall der Janina Berson, wo die preußische Polizei noch russischer verfuhr, als selbst die russischen Behörden verlangten. Die Fünfhundertmillionenanleihe, die die deutsche Regierung den Russen mitten in der schlimmsten Finanznot des Krieges in Deutschland aufzulegen gestattete, war ein Liebesdienst wertvollster Art, nur leider auf Kosten des deutschen Kapitales, das sichere Werte gegen außerordentlich zweifelhafte Gegenwerte eintauschte. Der Gipfel der Liebedienerei aber wurde mit dem Königsberger Prozeß erklommen, der fast das schimpflichste Blatt in der ganzen Geschichte der preußisch-deutschen Justiz darstellt. Hier wurde man wahrhaftig an das alte Taciteische Wort vom ruere in servitium erinnert. Nur Graf Bülow schien kein Gefühl für die Schmach zu haben, die dieser Prozeß, seine Einleitung sowohl wie seine Durchführung, für Preußen-Deutschland in sich barg. Hat er doch nicht einmal der öffentlichen Meinung die kleine Genugtuung

gewährt, für die Entfernung des russischen Generalkonsuls in Königsberg zu sorgen, obwohl dieser Mann der tendenziösen Fälschung und damit der bewußten Irreführung deutscher Behörden, sowie der bewußten Schädigung der Angeklagten, d. h. deutscher Staatsbürger, überführt wurde.

Und all das, obwohl das offizielle Russentum der deutschen Regierung für ihre unendliche Zuvorkommenheit nicht einmal Dank weiß. Das ist ja gerade das Merkwürdige, daß Graf Bülow, der doch selbst als Diplomat in Petersburg tätig war, den russischen Charakter anscheinend ganz irrtümlich beurteilt. Mag sein, daß andere Nationen, z. B. die deutsche, sich durch Liebenswürdigkeiten berücken lassen. Die Russen fassen übertriebene Freundlichkeit als Zeichen von Schwäche auf. All das, was ihnen Deutschland Liebes getan hat, ruft in ihnen nicht etwa das Gefühl der Dankbarkeit wach, sondern nur das der Mißachtung. Selbst in diesen Zeiten, wo sie wahrhaftig auf Deutschlands Wohlwollen angewiesen sind, haben sie sich nicht gescheut, Deutschland wiederholt in der kränkendsten Form zu brüskieren. Als das Königsberger Gericht bei den russischen Behörden die Vernehmung des Hauptzeugen, der in einer russischen Strafanstalt interniert war, beantragte, da wurde die Vernehmung dieses Zeugen nicht nur mit absurden Vorschriften verquickt, sondern auch wie zum Hohn auf einen Termin nach Schluß des Prozesses anberaumt. Und als die Janina Berson Rußland zuliebe widerrechtlich in Berlin eingesperrt wurde, da wurde der preußischen Polizei von der russischen nur eine späte und spöttische Antwort negativer Art zu teil.

Je mehr wir uns eben Rußland an den Hals werfen, um so tiefer sinken wir in der Achtung der Russen. Natürlich lassen sie sich unsere Gefälligkeiten gern gefallen. Aber wer sich einbildet, daß Rußland auch nur einen Augenblick zögern würde, gegen uns Stellung zu nehmen, wenn es sich davon einen Nutzen versprechen könnte, der muß ein seltsamer Illusionist sein.

Die Bülowsche Kurmacherei gegenüber Rußland kann also niemals zu dem ersehnten Ziele führen. Sie ist aber nicht bloß zwecklos, sie diskreditiert uns nicht nur vor der gesamten Kulturwelt, sie ist nicht nur dazu angetan, uns die Abneigung der gesamten aufsteigenden Schichten des russischen Volkes einzutragen, sie muß vor allem zu einer Zeit als sinnwidrig erscheinen, wo der Zarismus seine Katastrophe erlebt. On ne s'allie pas à un cadavre. Rußland ist zwar noch kein Leichnam. Aber es ist auf lange Jahre hinaus durch die Blamage nach außen und die Zerrüttung im Innern lahmgelegt. Sein finanzieller Zusammenbruch ist nur eine Frage der Zeit, falls nicht eine Reform an Haupt und Gliedern einsetzt, wozu bei der Person des schwächlichen russischen Staatsoberhauptes wenig Aussicht vorhanden scheint. Der Staatsbankrott ist latent. Solange man noch mit trügerischen Budgets das Publikum irreführen und seine Zinsen mit neuen Anleihen bezahlen kann, solange wird ja die Bankrotterklärung hintangehalten. Aber wie lange kann das währen?

Selbst den günstigsten Verlauf der äußeren und inneren Angelegenheiten Rußlands vorausgesetzt, so ist es auf Jahre hin keine Macht, an der man eine Stütze

sucht, sondern die selber dringend Stützen braucht. Natürlich soll Deutschland nicht Rußland provozieren. Es hat in Rußland absolut nichts zu suchen. Aber statt die russische Freundschaft zu suchen, sollte es sich von Rußland suchen lassen. Das wäre nicht bloß würdiger. Das wäre vor allem auch klüger.


So muß man vom Standpunkt der auswärtigen Politik Deutschlands aus sprechen. Aber freilich, wenn Graf Bülow sich um Rußland so ängstlich bemüht, so ist der innere Grund dafür gar nicht in erster Linie die äußere Position Deutschlands, sondern die Rücksicht auf die eigene innere Politik. Als getreuer Bismarckschüler richtet er sich auch nach dem von dem Meister in seinen Gedanken und Erinnerungen folgendermaßen formulierten Satze: „Die Erhaltung eines Elements monarchischer Ordnung in Petersburg ist für uns in Deutschland eine Aufgabe, die mit der Erhaltung der staatlichen Ordnung bei uns selbst zusammenfällt". Die Überzeugung von der Solidarität der Interessen des konservativen Regimes in Preußen-Deutschland und des Zarismus ist das Hauptmotiv — Motive der äußeren Politik spielen natürlich mit — für die deutsche Russenpolitik. Der Staatsanwalt im Königsberger Prozeß, der von Rußland als dem Hort des Konservatismus in Europa sprach, plauderte damit etwas aus, was Graf Bülow gewiß nicht gern hörte. „So etwas tut man, aber so etwas sagt man nicht." Wenigstens nicht, solange man aktiver Staatsmann ist. Baut man als Emeritus irgendwo seinen Kohl und schreibt dabei seine Gedanken und Erinnerungen nieder, so kann man natürlich offenherziger sein.

Graf Bülow ist klug und gebildet genug, um zu wissen, welch ungeheurer Einfluß der Sieg einer geistigen oder politischen Strömung in einem mächtigen Reich auf die ganze Kulturwelt ausüben kann. Deutschland liegt da, eingeklemmt zwischen die parlamentarisch regierten Weltmächte — England, Frankreich, Italien, Belgien, Holland — und das autokratische Rußland, in seiner Regierungsform sozusagen die Verkörperung der „mittleren Linie." Bricht der Zarismus zusammen, so kann sich nach dem Westen gerade so gut ein reinigender Luftstrom ergießen, wie er 1789 von Frankreich gen Osten ging. Aller materialistischen Geschichtsauffassung zum Trotz läßt sich die Wirkung solcher geistigen Fluida nicht leugnen, vorausgesetzt natürlich, daß die materiellen Voraussetzungen vorhanden sind, um ihre Wirksamkeit zuzulassen. Jedenfalls erscheint es undenkbar, daß Deutschland, ein freies Rußland zur Rechten, lauter parlamentarisch regierte Länder zur Linken, auf die Dauer allein in seiner halbabsolutistischen Form verharren könnte.

Staatsrechtliche Umwälzungen, wie es der Übergang Deutschlands von einem halbabsolutistischen Staatswesen zu einem System des Parlamentarismus etwa nach belgischem Muster wäre, vollziehen sich aber erfahrungsgemäß nicht ohne Krisen. Und „vor allem keine inneren Krisen!" ist die, wenn vielleicht auch nicht ausgesprochene, so doch striktest befolgte Devise Bülows. Was er für den Zarismus tut, das tut er für das konservative Regime in Preußen-Deutschland.

Nicht aus spezieller Vorliebe für dies Regime. Graf Bülow ist weder ein ost-

elbischer Krautjunker noch überhaupt ein Reaktionär aus Überzeugung etwa wie der selige Puttkamer. Ein Mensch, der über den Durchschnitt begabt und gebildet ist und fast die Hälfte seines Lebens im Ausland zugebracht hat, kann niemals ein Reaktionär altpreußischer Prägung sein. Als er Kanzler wurde, munkelte man sogar, er sympathisiere mit dem Liberalismus. Leute, die mit ihm intim verkehren, wissen von allerlei Urteilen zu erzählen, die einen echten Konservativen geradezu schaudern machen müssen. Er ist durchaus vorurteilsfrei. Und da er weltmännisch gebildet ist, so ist es gar nicht unmöglich, daß er lieber eine liberale als eine reaktionäre Politik machen würde. Aus gelegentlichen Bemerkungen im Reichstag kann man ruhig folgern, daß er einen deutschen Millerand mit Vergnügen als Ministerkollegen an der Seite hätte. Er fände mindestens einen pikanten Reiz darin, wie ihn ihm ein echter Junker oder ein normaler preußischer Bureaukrat niemals bieten kann. Aber — über allen solchen persönlichen Liebhabereien steht ihm der eine Wunsch, möglichst lange an der Macht zu bleiben. Er ist kein „Kleber" in dem Sinne, wie sonst wohl mancher hohe Beamte. Ihn beglückt nur das Machtgefühl, der Gedanke, nächst dem Kaiser der mächtigste Mann in einem der mächtigsten Reiche zu sein. Wenn er trotz etwaiger liberalen Regungen reaktionär regiert, so ist das nicht etwa bewußte Unehrlichkeit. Es entspringt das vielmehr einem Gefühl der politischen „Wurstigkeit" oder, um es in seiner diplomatischen Sprache auszudrücken, einem weitgehenden Skeptizismus. Seine Vorurteilslosigkeit reicht soweit, daß er sich nicht nur mit jedem politischen Prinzip abfinden kann, sondern auch für seine Person überhaupt von keinem politischen Prinzip Gebrauch macht. Er denkt: anders ginge es vielleicht besser, aber — es geht auch so. Jedes Ding hat eben seine zwei Seiten. Parlamentarisches Regiment hat seine Vorzüge. Es hat auch seine Nachteile. Mit liebenswürdigem Lächeln erzählte er das im Reichstag als Ergebnis seiner Beobachtungen im Ausland. Die Schlußfolgerung, die er für seine amtliche Tätigkeit daraus zieht, ist die: ich akzeptiere die gegebenen Verhältnisse.

Gegebene Verhältnisse, das bedeutet, daß für ihn maßgebend sind:

1. für ihn als Reichskanzler die Mehrheit des Reichstages;
2. für ihn als preußischen Ministerpräsidenten die Mehrheit des preußischen Landtages;
3. für ihn in beiden Eigenschaften der Wille des Kaisers.

Er hat sich gelegentlich als konstitutioneller Minister bekannt. Das geschah, als er sich nach einem Beschluß des Landtages richtete, von dem anzunehmen war, daß er ihm selbst nicht gefiel. Hier proklamierte er das starre Majoritätsprinzip. Bei anderen Gelegenheiten handelt er anders. Da gibt er selbst den parlamentarischen Beschlüssen keine Folge, die ihm sympathisch sind. Nämlich dann nicht, wenn der Kaiser anders will. Der Gedanke, den Bismarck wohl ein dutzendmal in die Tat umgesetzt hat, daß man lieber seine Demission geben, als sich dem Willen des Monarchen fügen müsse, scheint ihm nicht zu kommen.

Die ganze neue deutsche Handelspolitik — wenn man eine Politik zur

Erschwerung des Handels so nennen darf — betrieb er aus Fügsamkeit gegen den Willen der Reichstagsmehrheit. Der Kaiser kam dabei nicht in Betracht. Er, der die Caprivische Handelspolitik mit seiner ganzen Wärme vertreten hatte, hat sich in die Hochschutzzöllnerei mit keinem Worte für oder wider eingemischt. Sie mochte ihm nicht gefallen, aber er dachte wohl: tolerari potest. Graf Bülow konnte deshalb in Gemeinschaft mit der Reichtagsmehrheit schalten und walten wie er wollte. Ihm selbst liegen diese nationalökonomischen Dinge so fern wie nur möglich. So tat er einfach, was die Mehrheit getan wissen wollte. Selbst den Rechtsbruch des Antrages Kardorff sanktionierte er mit Seelenruhe. Wenn die Mehrheit Unrecht an Stelle des Rechtes setzt, was gehts mich an, konstitutioneller Kanzler, der ich bin?

Als der Reichstag zum 20. Mal die Einführung der Diäten beschlossen hatte — ja, Bauer, das war ganz was anderes. Da handelt es sich zwar nicht bloß um den Willen einer gelegentlichen Reichstagsmehrheit. Da stand der Wille des Reichstags als Institution, jeder Reichstagsmehrheit seit Bestehen des Reiches, in Frage. Trotzdem erklärte Graf Bülow, er sei persönlich für die Diäten, aber...! Bülowsche Reichspolitik heißt eben: ich gehe mit der Mehrheit des Reichstags, wenn der Kaiser es gestattet. Wenn nicht, dann nicht.

Schwierigkeiten entstehen bei dieser Taktik nur dann, wenn bei einem Auseinandergehen von Mehrheits- und Kaiserwillen es sich nicht darum handelt, einem positiven Wunsche der Mehrheit, sondern einem solchen des Kaisers zur Erfüllung zu verhelfen. Denn die Mehrheit, namentlich die des Reichstages, läßt sich notorisch alles bieten. Aber der Kaiser hat mehr Temperament. Darum wurde die Situation sehr unbehaglich, als das preußische Abgeordnetenhaus zum zweiten Mal die Kanalvorlage zu Fall gebracht hatte. Der Kaiser bestand darauf. Das Abgeordnetenhaus auflösen, wie es wahrhaft konstitutionell gewesen wäre, daran dachte Graf Bülow nicht. Jede Auflösung bedeutet einen heftigen Kampf, Erregung der Leidenschaften, Risiko, kurz, eine Art Krisis. Und darauf läßt sich Graf Bülow nun einmal nicht ein. Also was tun? Zunächst wurde die Sache dilatorisch behandelt. Zeit gewonnen, alles gewonnen! Dann wurde bei den Landtagswahlen von 1903 dafür gesorgt, daß möglichst viele rabiate Konservative durch unbedingt regierungsfromme ersetzt würden. Und schließlich wurde der Kaiser davon überzeugt, daß man den Mittellandkanal dann am sichersten bauen könne, wenn man ihn stückweise bauen würde. Zunächst einmal den Abschnitt bis Hannover! Dieser Torso ist zwar unrentabel, ein wirtschaftlicher Unsinn. Aber gerade darum wird ihm die verkehrsfeindliche Mehrheit des Landtages am ersten zustimmen. Die Fortsetzung bis zur Elbe kommt später von selbst, unter dem Druck der wirtschaftlichen Notwendigkeit und des Bedürfnisses, aus einem kostspieligen toten Gebilde einen lebendigen rentierenden Organismus herzustellen.

Die Kalkulation glückte, in ihrem ersten Teil wenigstens. Sie war nicht mutig, aber schlau. Die Mehrheit fügte sich, und der Kaiser war zufrieden. Das ursprüngliche Kanalprojekt stellte allerdings ein großzügiges Wirtschafts- und Ver-

kehrsprogramm vor. Das, was schließlich zur Annahme gelangte, war dagegen noch nicht einmal eine halbe Maßregel, lediglich ein kostspieliger Notbehelf, um aus einer unbequemen politischen Situation herauszukommen.

Das ist aber gerade das Charakteristikum der inneren Politik Bülows, daß seine berühmte „mittlere Linie" nie als die Diagonale zwischen den wirtschaftlichen Notwendigkeiten und den parlamentarischen Machtverhältnissen, sondern stets nur als ein Kompromiß zwischen dem Willen der Parlamentsmehrheit und dem Willen des Monarchen erscheint. Ist ein solches Kompromiß nicht möglich, so ist in letzter Linie allein der Wille des Kaisers für ihn maßgebend. Das ist auch der Schlüssel zu der antisozialdemokratischen Politik des Kanzlers, die seinen beiden letzten Amtsjahren den Stempel aufdrückt.

Als die Sozialdemokratie am 16. Juni 1903 ihren Riesensieg erfocht, fast eine Million Stimmen und 25 Mandate gewann, da begannen sehr einflußreiche Kreise für eine Ausnahmegesetzgebung scharf zu machen. Graf Bülow ließ sich darauf nicht ein. Einmal dünkte ihn das Spiel zu gefährlich. Ein Ausnahmegesetz gegen eine Partei von 3 Millionen erwachsenen Männern, das bedeutet eine Krisis in Permanenz. Und dann geizt er nicht nach dem Ruhm, gerade als *βάρβαρος* auf die Nachwelt zu kommen. Er ist ein hinreichend moderner Mensch, um zu wissen, daß ein Staatsmann, der sich zu einem Polizeigesetz gegen die stärkste Bewegung unserer Zeit hergibt, sich damit selbst ein Stigma aufdrückt, das durch nichts wieder ausgelöscht werden könnte. Darum wies er jeden Gedanken an eine gesetzgeberische Bekämpfung der Sozialdemokratie zurück. Aber er gelobte sich — und einem anderen? — den unerbittlichen geistigen Kampf gegen sie.

Drei Jahre lang hatte Graf Bülow amtiert, ohne sich näher mit der Sozialdemokratie zu befassen. Seit den Wahlen von 1903 kann er kaum noch eine Rede halten, ohne sich eingehend mit ihr auseinanderzusetzen. Andere Parteien sind schon ordentlich neidisch auf die Beachtung geworden, die er der Sozialdemokratie zuteil werden läßt. Der Führer der Nationalliberalen beklagte sich offen im Reichstage darüber, daß Bebel nur zu reden brauche, um den Reichskanzler herauszulocken, während bürgerliche Abgeordnete sich, wie der Berliner sagt, „den Mund fusselig" reden könnten, ohne einer Antwort gewürdigt zu werden. Aber Graf Bülow ließ sich nicht irre machen. Er fuhr fort, in Bebel „seinen" Diskussionsredner zu erblicken. Wie im Kladderadatsch Müller ohne Schulze nicht vorzustellen ist, so im Reichstag Bebel nicht ohne Bülow.

Für seine Turniere mit der Sozialdemokratie hat sich der Reichskanzler ein eigenes System zurecht gemacht. Man tritt ihm wohl nicht zu nahe, wenn man annimmt, daß er das Kapital von Marx und überhaupt die großen wissenschaftlichen Werke des Sozialismus nicht kennt. Mit gutem Grunde hütet er sich deshalb, der Sozialdemokratie wissenschaftlich zu Leibe zu gehen, Weltanschauung gegen Weltanschauung zu entwickeln, die bestehende Gesellschaftsordnung grundsätzlich gegen das in Schutz zu nehmen, was der Sozialismus an ihre Stelle setzen will. Er ist klug genug, um diese terra incognita zu vermeiden. Er bleibt mit beiden

Füßen auf dem stehen, was für ihn terra firma ist, auf dem Gebiete der sozialdemokratischen Tagespolitik. Ein paar Agitationsbroschüren der Sozialdemokratie, ihre letzten Parteitagsprotokolle, eine Unmasse Zeitungsausschnitte, das ist das Material, das er handhabt, geschickt wie ein Jongleur. Keine Blöße der Sozialdemokratie entgeht ihm. Seine Waffen töten nicht. Sie verwunden nicht einmal ernstlich. Aber sie fügen Schmerzen zu, etwa wie ein mit Salz geladenes Gewehr. So hat er die Lacher meist auf seiner Seite, zumal die Sozialdemokratie ihm gegenüber noch nicht den rechten Ton gefunden hat. Dem entrüsteten Pathos Bebels gelingt es nicht, den Witz des Kanzlers zu entkräften. Dem befreienden Humor Auers wäre es wohl eher geglückt. Jedenfalls hat Graf Bülow mit seiner Taktik das erreicht, was er erreichen wollte: rednerische Erfolge, lebhafte Zustimmung der Mehrheit der bürgerlichen Parteien, vor allem Befriedigung bei der maßgebenden Stelle. Mehr aber will er nicht. Das langt zu — bis auf weiteres.

Es geht mit der Stellungnahme Bülows zur Sozialdemokratie wie mit seiner gesamten inneren Politik: sie ist für den Tag gemacht. In Österreich würde man das die Politik des Fortwurstelns nennen. Sie mag in Österreich entschuldbar, ja vielleicht die einzig mögliche sein. In einem Lande, wo die Besten nirgends einen Hoffnungsschimmer für die Zukunft erblicken, wo jede große innere Entscheidung zu einer Katastrophe führen kann, da kann es einem Staatsmann als höchste Aufgabe erscheinen, das Bestehende zu konservieren. Aber im Deutschen Reich, das noch wenig Vergangenheit, dafür um so mehr Zukunft hat, sollte ein leitender Staatsmann anders denken. Er sollte sich weniger nach den jeweiligen Parlamentsmehrheiten richten als danach, was die wirtschaftliche und politische Entwickelung der Mehrheit des Volkes erheischt. Statt die Platitude auszusprechen, Deutschland sei „Agrar- und Industriestaat", sollte er lieber die Konsequenz daraus ziehen, daß Deutschland mit Riesenschritten dem Industriestaat zueilt und seine riesenhaft wachsende Bevölkerung nur ernähren, eine Weltstellung nur einnehmen kann, wenn es eine dem Freihandel sich nähernde Politik treibt. Neueinteilung der Reichstagswahlkreise nach dem heutigen Stand der Bevölkerung — und die Möglichkeit einer freiheitlichen Handelspolitik ist gegeben. Statt sich in die reaktionäre Mehrheit des preußischen Abgeordnetenhauses wie in ein Fatum zu schicken, statt ihr zuliebe auf jeden Fortschritt für Preußen zu verzichten, müßte er versuchen, die politischen Verhältnisse Preußens denen des Reiches zu akkommodieren. Eine Wahlreform für Preußen nach süddeutschem Muster — und mit einem Schlage wäre für Preußen die Bahn zur Kultur frei.

Statt einer Politik gegen die Arbeiter eine Politik mit den Arbeitern — das ist die Aufgabe, für deren Lösung Deutschland reif ist.

Doch das wären ja Wagnisse. Und Graf Bülow wagt nichts. Ehe er sich auf ein Risiko einläßt, bescheidet er sich lieber damit, daß das Urteil der Geschichte etwa so über ihn lauten könnte:

Eine große Zeit fand einen schön redenden Staatsmann.







Gedanken, Meinungen und Überzeugungen drängen nach Äußerung, lange bevor wir noch wissen, welchen Ausdruck wir ihnen verleihen, in welche Form wir sie bringen können. Den einen treiben sie zur Gestaltung, zur Ausführung oder zur Tat, den minder glücklichen zwingen sie zur Schrift.

Leopardi nennt irgendwo die so verbreitete Meinung von der Seltenheit der Originale einen großen Irrtum, denn bei näherer Betrachtung erweise sich fast ein jeder als ein ganz einziges, noch nie dagewesenes Exemplar! Einem solchen Begriff der Originalität fehlt freilich jedes Prestige. Aber tatsächlich ist es mit den geistigen Physionomien der Menschen, wie mit den äußerlichen. Könnten wir jene mit den Augen sehen, wir würden da genau dieselbe Mannigfaltigkeit, aber auch dieselben Mißverhältnisse wahrnehmen, wie an den sichtbaren Gestalten; nur daß sich auf geistigem Gebiete der Wahn so bemerkbar macht, als sei hier eine Unterschiebung der eigenen Identität durch eine schönere oder bedeutendere leichter möglich, die Gesetze der Unveränderlichkeit leichter zu täuschen oder zu umgehen, als in der körperlichen Welt. Wie wenige sind denn wirklich schöne oder vollendete Typen! Und wie viele gleichen jenen Bruchstücken antiker Statuen, deren Wirkung durch einen ergänzten Kopf, eine fremde Bewegung verdorben oder gestört wird, statt daß sie bleiben, was sie sind, nämlich meist o h n e Kopf und Fuß, aber echt.

Marie stand mit fünf Jahren eines Morgens unter einem Baum, dessen Laub im Winde rauschte, und den blauen Himmel durchblicken ließ. „Das Leben ist schön!" dachte sie.

Da flog ein Blatt von den Zweigen herab in ihre Hand, und während sie seine groben Adern und Fasern langsam auseinanderriß, wurde sie unsäglich verstimmt. Nicht der froh bewegte Wipfel in der Höhe, das einzelne langweilige Ding in ihren Händen, war die Wirklichkeit! —

Der Grundakkord ihres Wesens schlug da zum ersten Mal an ihr Bewußtsein. Denn es gibt nichts Neues im Menschen. Das fin mot eines Ich's ist ein Motiv, und was hinzutritt, sind Amplifikationen.

chon ein Jahr darauf lernte Marie im Kloster die Langeweile kennen, zu der sie neigte, wie ein anderer zu Gichtschmerzen oder Rheumatismen, und die sie anwehen konnte, plötzlich, unvermittelt wie ein Wind, der um die Ecke fährt.

In ihrem Kloster blies sie durch das ganze Haus, um alle Mauern, und durch den ganzen Garten, die Stelle ausgenommen, an der eine reizende Brücke über den Wildbach bog, Libellen unklösterlich schwirrten, und die Bäume parkähnlich zusammenstanden. Aber alles andere war häßlich. Zwei hohe plumpe Berge versperrten wie Riesentore nach Norden hin die Welt, und die Monatsrosen standen meist verwelkt und verweht, um ein mächtiges Kreuz vor dem Haus. Alles, was sie sah, mußte sie zugleich empfinden, doch ohne auch nur entfernt die Fähigkeit zu haben, sich dies zum Bewußtsein zu führen. Wie schmerzlich schien ihr im Frühjahr das Licht, wenn die Furchen der Berge so rauh aus dem Schnee hervorstachen, und die grünenden Bäume im Scheine eines regnerischen Tages fröstelten. Ach wie öde der Ackergeruch im Winter, die Stoppeln und Maulwurfhügel auf dem Felde, der schwere, fette Flug der Raben.

Zu ihrer Unterhaltung verfiel sie da auf ein höchst seltsames Gedankenspiel: sie setzte sich abseits, stützte die Arme auf, schloß die Augen, und dachte mit immer beschleunigterem Tempo und eingezogenem Atem: „Ich bin Ich." An diesem Gedanken konnte sie nämlich, wie an einem Seil, immer dunklere Schlünde hinab gleiten, bis sie ein Schwindel erfaßte, und ihr Ich ihrem Bewußtsein entsank.

Wie sie das zusammenbrachte, wurde ihr später selbst ein Rätsel: ihr Geist hatte damals eine jongleurartige Geschwindigkeit, als sei er transparenter und zugleich schärfer gewesen, lösbarer von ihr? — sie wußte es nicht. Aber sie fand es „spannend" sich selbst zu jagen, bis zu einer Wurzel, die sie nicht mehr war. — „Ich bin gefangen!" dachte sie da wohl. „Auch nicht für eine Stunde kann ich jemals von mir fort, und wenn mir andere Menschen noch so sehr gefallen werden, kann ich sie nie sein!"

Aber einmal, als ihr diese geistige Rutschpartie besonders gut gelungen war, faßte sie ein Entsetzen, als hätte sie sich verloren, als hinge das Seil ihrer Identität in der Luft, — als harrten ihrer Gespenster in den Tiefen, in die sie geraten war, — und mühsam, wie ein Ertrinkender, so rang sie seufzend zur Oberfläche ihres Bewußtseins zurück.

Ein Instinkt riet ihr jedoch, dies unheimliche Spiel zu lassen, und die Fähigkeit verlor sich auf diese Weise sehr rasch. Dafür fingen andere Probleme, deren Lösung sie keinen Augenblick gewachsen war, an sie zu quälen.

Starb eine Klosterfrau, und wurde es den Zöglingen freigestellt, sie auf der Bahre noch einmal zu sehen, so ließ Marie alles liegen und stehen; und marschierte drei Schuhe hoch, allen voran. Dann starrte sie forschend in das fahle Gesicht

dem der Geist schon zu lange entschwunden war, und das ausdruckslos, ja sinnlos vor ihr lag. Und nichts schien ihr gerade auf das Klosterleben ein so trauriges Licht zu werfen, als der Tod.

Aber es kamen immer mehr Dinge, die ihr mißfielen.

Eines Sonntags fand sie in einem Bilderbuch eine Palmengruppe abgebildet, einen sprungbereiten Tiger, und ein Mädchen, das mit tödlich entsetzter Miene sich vor ihm zu verbergen suchte, aber vergebens, denn er hatte sie schon fast erreicht und mußte sie unfehlbar zerreißen.

Empört und außer sich, rannte Marie im Zimmer umher. Sie blickte zu den gemalten Inschriften auf, die an den Wänden hingen, und die ihr so gut gefielen: „Siehe, so sehr hat Gott die Welt geliebt ...." „Er aber liebt die Seinen bis in den Tod ..." „Kein Auge hat es gesehen, kein Ohr gehört ...." Über ihren Schrank breitete ein Pelikan seine Flügel aus mit einem ähnlichen gefühlvollen Spruch. Wie reimte sich dies? — Und sie verbiß sich von neuem in das schreckliche Bild. — Wie konnte Gott dies ertragen, wenn wir sein Ebenbild waren und seine Kinder?

Ein anderes Mal hatte die Feuerglocke wegen eines in der Nähe brennenden Anwesens wohl eine Stunde hindurch geläutet. Endlich kam, fliegenden Schrittes eine Klosterfrau den Gang heraufgeeilt, und sagte: „Gottlob Kinder, es ist kein Menschenleben zu Grunde gegangen: nur 16 Kühe sind verbrannt."

In der Nacht sah Marie die Tiere heulend durch die Flammen jagen und fuhr erschrocken aus ihren Träumen empor. Sie schlief nahe am Fenster, und der Wildbach rauschte mit düsterem Schwalle, ewig stöhnend, schwarze Klagen herauf. Was war dies für eine Welt, in der die Kinder ihre Eltern begruben, und der Herr der Schöpfung zur Beute eines niedrigen Tieres entehrt werden durfte? Schöne Menschen, die sie kannte oder gesehen hatte, und die schwerlich je in Kollision mit einem Tiger oder einer Boa constrictor kommen würden, schwebten ihr vor Augen. Allein gewisse Möglichkeiten genügten, um da ihren Weltschmerz zu einem unerhörten Fortissimo zu steigern. Es gab ja kein Entrinnen aus einer solchen Welt, keinen Tod, keine Bewußtlosigkeit mehr für unsre unsterblichen Seelen! „O wie ist das?" dachte sie mit großem Entsetzen: „Ich kann Gott nicht lieben!"

Am nächsten Morgen waren Geschenke für sie angekommen, und sie bezeigte eine solche Gier sie alsbald in Empfang zu nehmen, daß die Oberin sie zurechtwies: „Du genußsüchtiges Kind" sagte sie streng. Marie hörte dies Wort zum ersten Mal, und vernahm es mit Interesse. In der Tat: Warum haßte sie nichts so sehr auf der Welt, als den Schmerz? Warum ging sie stets mit abgewandtem Gesicht den unteren Gang entlang, wo die Apostel der Reihe nach in schlecht gemalten Bildern hingen, mit Kreuz, Nägeln und Stricken, all den furchtbaren Zutaten ihres Sterbens? Warum erfaßte sie jede Freude mit so peinvoller Hast, und entbehrte sie mit solcher Heftigkeit? und warum waren selbst ihre schwärzesten Stimmungen so seicht, wie Wolken, die ein leichter Windstoß wieder vertreibt?

Aber ihre Grübeleien brachten ihr nur Überdruß und sie war froh sich ihrer zu entschlagen. So fing sie mit acht Jahren an zu schwärmen, und wenn Orgelklänge und

Weihrauchdüfte die Kirche erfüllten, dachte sie nur mehr an Rosa Flatz, Paula Baselli, Irene Angermaier und Livia Gelmini.

Es gibt Wesen, die in früher, unwahrscheinlicher Vollendung ins Leben hineinleuchten, gleich jenen vereinzelten Tagen inmitten langer Regenzeiten, an denen das Licht so zärtlich, das Laub so golden, der feuchte Blick der Sonne so kristallen leuchtet! Aber tags darauf haben Regen und Wind ihre trüben Lieder wieder aufgenommen ... Flatz war von hohem Wuchs, hatte goldenes Haar und den Kopf einer Sirene. Da sie schon fast erwachsen war, wagte Marie nur im Winter, wenn die Zöglinge schweigend spazieren gehen mußten, sich zu ihr zu gesellen, ergriff ihre Hand und sah stillbeglückt von der Seite zu ihr auf. Kein Frost konnte die liebliche Röte dieser Wangen beeinträchtigen, so schön und blühend war ihr Flaum. Aber sie blühte so königlich. Wo sie ging, war kein Winter, heftige Rosensträuche blühten an allen Wegen, und an den Frühling gemahnte selbst ihr sicherer, zerstreuter Blick.

Baselli hatte einen zu tiefen Teint und ungeschmeidiges Haar. Aber der Schnitt war rein wie der eines Ägineten, und ihr stolzer Blick flammte in unbewußter oder in Zaum gehaltener Trauer. Marie hielt sich gern in ihrem Umkreis, um die edlen Augenhöhlen, die köstliche Zeichnung ihrer Lippen in der Nähe zu sehen, und wie über einen heiligen Wald schwärmte ihr inneres Auge über sie hin.

Aber Irene Angermaier war die schönste! mit braunem, weichfließendem Haar, ruhig und müd wie eine Nymphea im Mondlicht. Sie lehnte in ihrer harten Schulbank mit jener überlegenen Grazie, welche die Menge anjubelt, und vor der die Maler knieen. In prunkvoll ausgeschlagener Gondel, in Palästen hätte sie ruhen sollen; ein Antlitz für Perlen und unschätzbare Schleier, ein Wesen, zu schön um zu leben, zu leicht, um im Grabe zu ruhn.

Gelmini war aus Saluru, und melodisch wie ein Glockenspiel. Ihre Achseln schienen wie mit Blütenfäden an ihren Körper gefügt, und an der Art, wie sie den Arm nach der Stiegenrampe ausstreckte, und an ihrem Gang konnte Marie sich nimmer satt sehen. So schritt wohl Julia, als Romeo sie zum erstenmal erblickte. Und wenn Livia: „il gallo, la primavera, la catena" sagte, dann schwärmte Maries Herz, wie ein bunter Schmetterling in der Sonne. Mit Livien, die erst neun Jahre alt war, hätte sie verkehren können, aber sie gefiel ihr zu gut, und wo sie bewunderte, zerfloß sie in Verehrung. In Wirklichkeit wollte sie weder von Puppen, noch von Freundinnen etwas wissen, und mit Vertraulichkeiten war ihr nicht gedient. Sondern sie wollte höhere Wesen, die sie ihrer enthoben. Und angesichts jener vier reizvollen Gestalten, die sie so früh verlieren, und sterben oder scheiden sehen mußte, war sie vielmehr einem Zustand, als Gefühlen hingegeben. Sie sprach nie mit ihnen und suchte nie von ihnen beachtet zu werden, nur in der Nähe, im selben Zimmer mußten sie sein; sie mußte sie alle vier sehen können, wenn sie den Kopf wandte, dann war ihr Kloster ein gar schöner, gewählter und träumerischer Ort. Mit ihnen schwand alle Poesie aus Marie's klösterlichem Leben; sie stak von neuem in Grübeleien, wie in ödem, verwirrendem Sande,

langweilte sich und sehnte sich fort. Zudem wurden alle ihre Bücher, die sie gerne reglementswidrig in ihrer Schublade aufgeschlagen hielt, der Reihe nach konfisziert, und ehe sie sich versah, stand sie als Verkörperung der Insubordination von allen Zöglingen abseits. Alljährlich feierte man in ihrem Kloster das sogenannte „Königsfest", bei dem sich das ganze Pensionat in einen Hofstaat umwandelte, und jeder Zögling, von der Königin herab zu den Köchen und Kaminkehrern, je nach Verdienst, seine Charge erhielt. Die ersten Jahre stand Marie als Page, in Korkziehlocken und Goldreif, einen ganzen Tag hindurch voll Entzücken in der Königin Dienst. Es war Irene Angermaier, in Silbergaze und königlicher Krone. Aber später wurde ihr dies reizende Fest verleidet: In einem schief aufgesetzten, viel zu kleinen Schäferinnenhut und einem zu engen grünen Tarlatankleid (denn es hatte als ehemalige Balltoilette eine Taille, und sie noch lange nicht) spazierte sie als „königliche Lectrice" mit einem Riesenbuch, allein und tödlich verlegen, hinter den Landgräfinnen einher, und wenn im cortège die Reihe an sie kam, tanzte der „Bouffon" in seiner roten Schellenkappe vor ihr her und verkündete ihre Streiche. Nun pflog sie zwar über die Weltordnung allerlei Separatanschauungen, doch für das Maß ihrer eigenen Missetaten fehlte ihr jedes persönliche Gutdünken, und sie schämte sich über Gebühr.

Aber dafür war die freie, herrliche Welt der Tummelplatz aller Freiheiten, und ihr Herz schlug hoch, als die schweren Klosterriegel auf immer hinter ihr zufielen.



as Leben präludiert meist anders, als es verläuft. In der Tat: so unglaublich es ihr selber erschien: einen Monat später durchschwärmte sie, frei wie ein Waldestier, eine Mondnacht um die andere in den Bergen und kampierte am offenen Feuer, wie ein Zigeuner. Was hätte sie gesagt, die würdige Mère Supérieure, die ihre Uhr nach ihren Hühnern richtete? — Da hing Maries Disziplin, am hohen Klostergiebel, als leeres Fähnchen zurückgeblieben.

Folgendes müssen wir Maries eigenen Aufzeichnungen entnehmen:

„Es war zur Sommerszeit in den bayrischen Bergen, als uns vier Kinder die Wanderlust zum erstenmal ergriff. Aber der Tag ließ uns nicht weit genug gelangen; so rüsteten wir uns sorglich auf einen längeren Streifzug aus. Daß uns gerade nur soviel Geld bewilligt wurde, um 24 Stunden fern zu bleiben, kümmerte uns nicht.

Erst als der späte Nachmittag golden verglühte, traten wir vor. Bald rauschte dann im Mondlicht der Fluß uns zur Seite, und schneeweiß zog sich die Straße den schwarzen bewaldeten Felsen entlang. Jeder Stein, der im Flusse die Wellen zurückwarf, die Kiesel am Wegesrand, ja das zertretene Gras am Ufer schienen verklärt, und die Mulden der Berge in selige Schleier gehüllt. Und wenn sich in dem mondlichen Schweigen der Schrei eines Tieres entrang, durchzitterte ein ewiges Glück dies schimmernde Tal.

Immer leichter trugen uns unsere Schritte voran! Immer eifriger berieten wir

die Möglichkeiten einer einstigen großen Erbschaft, und in der großen Bergesstille schallte unser lautes Gelächter.

Als die Lichter der „Fall" vom anderen Ufer herüberleuchteten, hielten wir Rat: denn aller Spaß wäre zu Ende gewesen, hätte unserem Auftreten etwas von dem hohen Ansehen gefehlt, von dem wir selbst so sehr überzeugt blieben. So betraten wir, stets fremde Sprachen untereinander führend, das alte Gasthaus, bestellten ein wohl ausgeklügeltes, sehr zimperliches, aber sehr billiges Essen, gaben dann vor, einer Wette halber, die Nacht in keinem Hause verbringen zu dürfen, und griffen, mitten in der Nacht, mit großer Eile nach unseren Stöcken. Der Eindruck war nach Wunsch: die paar Reisenden und das Personal standen neugierig an der Türe, eine alte Dame protegierte, die Wirtin bewunderte uns, der Förster zog seine Pfeife weg, und wies uns den Weg, und von freundlichen Zurufen verfolgt, von der alten Dame gewarnt, drangen wir fröhlich in den Wald, und weiter hinein in die Riß. Den Tag verschliefen wir auf Almen oder Bergeshauben. Kamen Stürme, so äfften wir sie. Von den Felsen geschützt, apostrophierten wir das finster fliegende, grandiose Gewölk, und begrüßten die Donnerschläge mit dröhnendem Gelächter.

In der Folge dehnten wir unsere Touren immer stattlicher aus. An einem Herbsttag kamen wir vom Achensee und wollten über den Schildenstein zurück Die Alm war schon geschlossen. Da liefen wir in der Dämmerung den Kanten des Blauberges entlang, drangen durch das Fenster in eine leere Hütte und machten uns Feuer. Aber draußen lockte die Nacht, lockten die im Monde getauchten Tiefen des Achentales und der silberne See. Unbeweglich wie Berggeister, saßen wir, in unsere Mäntel gehüllt, vor unserer Alm. War es Ahnung oder Müdigkeit, die uns verstummen ließ? Die Welt mit ihrem Spiel riesiger Schatten, schimmernder Lüfte und frohlockender Höhen atmete Gesang, aber die Leier unserer Freuden schwebte zerrissen über uns.

Bald standen wir wie ein Häuflein, das ohne den Führer trübe zerfällt. Der große Zauber jener Wanderungen hing an einem romantischen, 19jährigen, höchst merkwürdigen Wesen, in dem kein Raum war für Pandorens Trug. Reinste Vernunft gebot hier jeder Unruhe, und die Erkenntnis überstrahlte den Wunsch. Aber nie vorher hatte sich so hohe Weisheit mit solcher Grazie umkleidet, und die Taue eines so unschuldigen Lebens gelockert. In dieser fast morbiden Erscheinung, mit dem unbeschreiblichen Relief ihrer bangen Umrisse, blieb alle Schwäche ausgeschieden, war alles Schönheitssinn und Stil. Zuletzt sind Linien, die uns fesseln, solche, an die wir uns nicht gewöhnen, und stete Neugier erregte diese schmale ernste Stirne mit den hochgezogenen Brauen, die fast leichtsinnige Anmut des kleinen Ovals, das eitel gesteckte Gold der Haare, und dabei die männliche Zurückhaltung in den durchdringenden Augen. So glich die Mischung ihrer psychischen Elemente der Stimmung eines herrlichen, aber zu zarten Instrumentes. Ihre Anforderungen an ein Leben, an das sie nicht glaubte, ließen sich nicht herabdrücken, und mit allen Fasern zog sie sich von ihm zurück.

„La mort est bête“ sagte Gambetta. Aber der Tod überblickt Zusammenhänge und das Leben ist befangen. In unserer Erscheinung wähnen wir unser Wesen erschöpft, währenddem die Grundlagen neuer Individualitäten schon in uns dämmern, neue Lebensformen unserer harren mögen.

Allein einzig ist der Mensch als Kunstwerk! und mit Grauen erfahren wir, daß es Wesen gibt, die, köstlichen Schalen gleich, einmal zerschlagen, der Natur nicht wieder gelingen.“

> Wie der Seekranke vom Schiff im ersten Morgengrauen nach der Küste späht, so sehnt man sich oft nach dem Tode — man weiß, daß man den Gang und die Richtung seines Schiffes nicht verändern kann. Nietzsche. Nachgelassene Werke.

> Ob wir wollen, oder nicht, wir werden am Ende alle katholisch. Moltke.



ls Marie heranwuchs, wurde ihr der Ernst so widerwärtig wie früher das Leiden. Von den beiden Philosophen, von welchen der eine die Welt ewig beweinenswert, der andere sie ewig komisch fand, hatte nur der letztere ihren Beifall. Denn wer sich über eine Welt, gegen die er nichts vermochte, Sorgen machte, der war in ihren Augen ein Narr. Man lebt nicht lange, also lebe man, ohne zu denken. Allein ihren Theorien zum Trotz, erhoben sich die Gedanken wie ein brennender Wüstenwind in ihrem kindlichen Gehirn. Da faßte sie eine tiefe Abneigung zu Menschen ihrer Art. Mädchen ihres Alters umging sie in weiten Bogen, aber das Zusammensein mit schönen verwöhnten Frauen, im Kreise weltgewandter Männer, wurde ihr Paradies. So geriet sie sehr früh in eine Clique welterfahrener, mächtiger und verfeinerter Leute, die sich täglich sahen, in deren Intimität, die keine war, das Herz fast keine Rolle spielte, sondern mehr das Behagen, und deren Denkprozeß bei oft interessanter Begabung ein geringer blieb. Aber gerade dies fand sie bezaubernd. Das Leben war es wohl wert, zur Kunst erhoben, erheitert zu werden, und die Sorglosen waren die Lieblinge, die Nachdenklichen nur die Frondiener der Götter.

Jene also waren die überlegeneren und vollkommeneren Menschen. Ach und das ferne, freundliche Mitgefühl, mit dem sie eine eben ereignete große Katastrophe, einen Brand, ein Eisenbahnunglück besprachen, vollends die Art, mit der sie dann das Thema wieder fallen ließen, entzückte, ja betäubte Marie. Und die Ironie, mit der sie gesprächsweise die Erbärmlichkeiten des Lebens streiften, — nur streiften! schien ihr das non plus ultra seelischer Eleganz.

Diese siegreichen Typen schieden in ihren Augen alle entwürdigenden Grausamkeiten, alle Häßlichkeiten aus, alles, was sie haßte, woran sie nicht erinnert werden wollte, und keine verzehrenden, keine erniedrigenden Schmerzen, gelangten je zu diesen lachenden Höhn.

Und es lag ihr so sehr am Leben! Es schien ihr so kostbar, so begehrenswert. Sie liebte, ja in dem höher potenzierten Menschen vergötterte sie es; aber die Freude war das Gesetz, nach dem er wandeln sollte.

Aber ach! die Freunde ihrer Wahl, in deren Oberflächlichkeit sie schwelgte, deren Lächeln sie beruhigte, an deren Leichtsinn sie ihr Gemüt sonnte, wie ein Kranker

am Mittagsscheine, sie hinderten ja nicht, daß ihre Gegensätze bestanden. Ihr Genuß löschte keine Qual, war nur ein Kontrast, — kein Ersatz, — nur ein Widerspruch mehr! Empfindungen von solcher Mannigfaltigkeit konnten sie da überwältigen, und der Andrang ihrer Gedanken im Verhältnis zu ihren noch kaum entwickelten Fähigkeiten sich so mächtig steigern, daß vor innerer Erregung ihre Zähne zusammenschlugen, und ein lauerndes Angstgefühl sie immer deutlicher beschlich.

Zu ihren Freunden hatte sie indeß eigentümlich Stellung genommen: zu jung um noch zu zählen, störte sie niemanden; die Frauen litten sie gern, ja die schönste von ihnen zog sie zu den Zusammenkünften, die täglich bei ihr stattfanden, und hielt sie wie eine Art von Pagen. In der Tat hatte Marie der Schönheit gegenüber eine huldigende Art, ein Gefühl des Ausgefülltseins und Verlorengehens, ein Stillstehen ihres Selbst zu einem Atom, das nicht mehr Schwärmerei war, sondern Glück.

Eines Tages hatte sie sich verspätet, die Besucher waren fort und ihre Freundin allein.

Durch das alte, gemalte Scheibenfenster umwob sie der goldene Staub der sinkenden Frühlingssonne. Sie lag, den Kopf zurückgeworfen, ausgestreckt, und rauchte eine Zigarette. Nichts dächte man, was in diesem Anblick klassische Erinnerungen weckte. Was hielt nun Marie vor einer der schönsten Gestalten ihrer Zeit, unbeweglich, wie geblendet, an der Schwelle zurück? Sie sah Helden verbluten, Troja in Schutt, und Hektor erschlagen, und wie von einem plötzlichen Scheine entrückt, faßte sie das ewige Relief dieses flüchtigen Lebens.

Aber der Mensch war ihr, was dem Künstler die Kunst, und ihr Wohlgefallen war ein Meer der Ruhe. Und dieser eine göttliche Funke in ihr schuf ihr Beziehungen, baute ihr Brücken, die luftig funkelten wie Regenbogen.

Allein nicht nur vergessen und sich verlieren wollte sie, sondern die Art ihrer Salon-Olympier sich aneignen und nachahmen. Stets schwärmend, haßte sie Exaltation, und Kälte des Herzens war in ihren Augen Weisheit.

Es ist ja eine Tatsache, daß nicht die Eigenschaften selbst, sondern ihr Reflex es ist, der uns besticht, und nicht der Wert, den man besitzt, sondern den man verausgabt. Hierin beruht der Reiz gewisser typischer Genußmenschen. Sie erwecken Illusionen, weil wir ihnen mehr zu gute halten, als sie veräußern, manchmal mit Recht, und manchmal nicht. Es sind die Reichen, die kein dunkler Stachel der Entbehrung hindert, ihre Empfindsamkeit ohne Rest auszuleben, und von denen geschrieben steht, daß sie das Himmelreich so schwer erlangen, denn „es leidet Gewalt."

Und doch konnte sie nicht umhin, das Leiden als einen Mißstand, die Entsagung nicht als eine Bestimmung des Menschen zu betrachten, und wenn sie glückliche Naturen so sehr liebte, so war es, weil sie ihre Berechtigung anerkannte. Dieser Glaube saß ihr im Blute, er wuchs und lebte, er zehrte an ihr. In ihrer eigenen Zerrissenheit erblickte sie einen untergeordneten Zustand, weil sie fühlte, wie dies

Übergreifen ihrer Individualität nichts anderes aus ihr schuf, als einen heiseren Mißton, der jede Saite erzittern ließ, der keinen Klang ausschied und keinen unvermischt behielt. Die Röte stieg ihr dann wohl auf, wenn sie der eigenen Maßlosigkeit gedachte, ihres übertriebenen Gebahrens, noch vor einer Stunde, als sie in Voltaires Geschichte Karls XII. von Peter dem Großen las, der seine Kosaken so unentwegt, nach Tausenden rädern ließ. Gleich einem scheugewordenen Tiere, war sie da mit dem Kopf gegen die Wand gestoßen, wie um eine solche Tatsache aus ihrem Bewußtsein zu löschen. Denn aller Jammer, der solche Gräuel deckt, war da vor ihren Blicken aufgestiegen, und ungestüme Todessehnsucht ergriff sie vor dem Bilde einer so schmerzbefleckten Welt.


Bei solcher Gemütsart mag es eigentümlich erscheinen, daß sie die Religion so ganz abseits ließ. Allein sie war ihr durch das Kloster zu sehr entfremdet worden. Das Breittreten erhabener Mysterien hatte nur ihren Widerwillen, später ihre Gleichgiltigkeit hervorgerufen, und weiter ging das Senkblei ihrer Messungen nicht. Es ging ihr wie so vielen. Daß wir einem Glauben, in dessen tiefste Geheimnisse wir als kleine Kinder eingeweiht werden, eines Tages ungeduldig den Rücken kehren, ist ja ungefähr das naheliegendste, was es gibt und erfordert spottwenig Geist. Und wie tief drang jener Rat Goethes in Wilhelm Meister, den Knaben die Mysterien des Neuen Testamentes bis zum Jünglingsalter vorzuenthalten, um der notwendigen Verstümmelung ihrer Eindrücke vorzubeugen? Christus wählte reife Männer zu seinen Zuhörern, und wie summarisch verstanden ihn selbst die! Mußten doch Jahrtausende die Blüte seiner Worte zeitigen und die winterliche Hülle von ihnen lösen!

Jene Verstümmelung ihrer Eindrücke nun hatte Marie erfahren. Christus war ihr ein furchtbares Rätsel geworden, eine unverständliche Gestalt, der Widersprüche voll, der Umrisse bar, zu der sie keine Fühlung gewinnen konnte und die sie bedrückte.

Und jene dunkle, unbestimmte Furcht umzingelte sie immer näher mit unruhigen, peinigenden Schatten. Bald mied, bald erforschte sie im Spiegel ihre scheuen, trostlosen Blicke. In den Dissonanzen ihres Innern sah sie keine Lösung, keine Lichtung für einen Strahl des Gleichgewichts, und wie der Sturm auf schwarzem Geball, so jagte das Gespenst des Wahnsinns auf dem Gestürme ihrer Gedanken und Empfindungen, die ungeschieden ineinander wogten; wie ein im Stimmen begriffenes Orchester, in dem Violinen, Hörner und Baßgeigen die unzusammenhängendsten Läufe und Motive wirr ineinandertönen. Nur indem sie stets zu den heiteren Seiten des Daseins flüchtete, glaubte sie Ruhe und Rettung zu finden, und glich so einem in Brand Gesteckten, der vor der Flamme davonläuft, und sie dadurch nur entfacht. Sie las grundsätzlich keine ernsten Bücher mehr, und ging nie in ein Konzert. Einzig französische Musik vermochte sie zu zerstreuen. Ihr entströmten, wie Wohlgerüche aus unnachahmlicher Phiole die Kundgebungen nationalster Grazie und Form, und sie schlürfte den Tau französischen Geistes, wie

durchsickert von seiner Vollendung. Denn sie liebte feste Umrisse, und der Zauber einer Rasse lag für sie in deren Geschlossenheit, aber das Feine gewährte ihr mehr Befriedigung als das Große, weil sich in ihm das Wohlgefallen ohne Stachel erschöpfte. So abhold sie jedoch dem Leben gegenüber jeder Gründlichkeit war, in der Kunst verletzte sie die Oberflächlichkeit, ja sie erschien ihr gemein. Und hierin allein mochte sie es nicht mit ihren Freunden halten, deren Stellungnahme gewissen Dingen gegenüber sie verdroß. Denn sie fühlte die gänzliche Bezugslosigkeit der Frivolität zu allen höheren Gebieten. Aber hier wie da, gelangten nur flüchtige und heftige Stimmungen bei ihr zu Atem und es lag etwas Chaotisches in der Gleichzeitigkeit ihrer oft ganz entgegengesetzten Empfindungen.

Übrigens mußte sie doch bald einsehen, daß ihr alles nichts half. Sie mochte ihre Freunde noch so sehr bewundern, die Ansichten des einen, den Tonfall und das blasierte Lachen eines anderen, die Persiflage eines dritten nachahmen, schwärmen und kopieren, kopieren und schwärmen, sie wurde ihnen nicht ähnlich. Zwar wollte auch sie zu denen gehören, welche ihre Herzen abrichten, ihre Eindrücke assimilieren, nicht ihnen nachhängen — ja, aber sie stürmte nicht, wie ihre Freunde in die weite Welt! Für sie segelte kein Schiff auf die herrlich freien, hohen Wogen des Lebens, sie stand am Gestade, und der Gedanke an ein ruhiges gleichförmiges Dasein erfüllte sie mit Verzweiflung.

Denn das Element, die Atmosphäre, in der ihre Seele lebte, war die Welt der Eindrücke; wo diese fehlten, stagnierte ihr Inneres wie ein Sumpf, und ihre Züge wurden stumpf und leblos vor den Augen derer, die entweder kein Gefühl oder kein Interesse in ihr erweckten.

in einziger in jener Gesellschaft, die ihr El Dorado war, hatte sie durchschaut. — Er trug seiner romantischen Erscheinung halber den Spitznamen Alfred de Musset. Sein Gesicht war en face gesehen schön und zauberhaft jung, das Profil niederträchtig, die Gestalt bei äußerlicher Eleganz von schlechter Rasse, die Hände unsympathisch. Seine Begabung, in ihrer Art ungewöhnlich, war à fleur de peau. Dabei gehörte er zu jenen Menschen, welche den Geist der anderen auf das lebhafteste anregen und in Schwung versetzen. In seiner Gegenwart beherrschte sich die schüchterne Marie vollkommen. Sie drückte sich frei und unbefangen aus, und die Worte standen ihr für alle ihre Einfälle zu Gebot. Dies erhöhte nur ihre Gereiztheit, denn genau so, wie sie sich im Zwiegespräch mit ihm zeigte, wäre sie gern vor ihren anderen Freunden erschienen, die nur beiläufig auf sie achteten und die ihr so gut gefielen. Sie glaubte sich an ihm rächen zu müssen, indem sie es ihm ins Gesicht sagte, und ihm alles vorwarf, was ihr an ihm mißfiel von seinem Profil, bis zu seinem dekadenten, mehr in die Tiefe als in die Breite gehenden Verstand. Er ließ sie reden, — ihr aber schien ihr eigenes merkwürdiges Verfahren höchst angebracht und loyal und indem sie ihm ihre Antipathie gestand, ja klagte glaubte sie den so anregenden Verkehr mit ihm aufrechthalten und nach Wunsch gestalten zu können.

Aber die Nachwirkung blieb stets dieselbe, der Abscheu vor ihm steigerte sich ins Unerträgliche, ja ins Ungeheuerliche, und genau so ehrlich, so akut, wie sich sehr junge Leute verlieben, war sie in ihn verhaßt.

Eines Tages brachte er ihr die schweren, verträumten Lieder Debussy's auf Gedichte Beaudelaire's, und von der Schönheit, der schwülen Atmosphäre dieser Musik halb gehoben, halb betäubt, sprach sie sich da so manche Last so leicht vom Herzen: ihre Scheu vor tiefen Problemen, und die heimliche Qual großer Musik. Und wie von fernem Ufer, sah sie ihn da aus der Tiefe ihrer Verlassenheit an, und lächelte ihm zu, weil er ihr vom Hauche des Frühlings umweht erschien wie ein blühender Zweig.

Er aber sagte ihr tröstliche, schmeichelhafte Dinge, für welche sie, aufatmend, naiv genug war, ihm zu danken; denn er wollte einen Einfluß über sie gewinnen, nicht aber sie erfreuen. In demselben Tone weiterredend, änderte er da auf der Stelle seine Taktik; ohne daß sie seine Absicht merkte, entstellte, verzerrte er das Bild, das er noch eben von ihr malte. Sie horchte entsetzt, und sah nicht, daß er es war, der sich nun rächte. Ihr war, als stürzten die Balken eines Gerüstes über sie zusammen, als hörte sie den endlichen Schlag einer lang lauernden, elenden Stunde, den Wehruf finsterer Vögel.

„Den Wahnsinn, dem Sie verfallen müssen, ahnen Sie ja längst," sagte er. — Aber ein mutigeres, stärkeres Wesen schien da plötzlich in ihr zu erstarken, sie von seinen Drohungen freizusprechen, zu beschützen. Dieselbe Fähigkeit aus dem Stegreif zu erfassen, zu überblicken, sich auszudrücken, verlieh er ihr auch jetzt; doch als er lächelnd, mit begütigenden Worten, Abschied von ihr nehmen wollte, hielt sie ihn schnell zurück: „dies Haus gaben Sie mir ein Recht Ihnen zu verbieten" flüsterte sie; und wie Liebende in ihrer ersten Umarmung, so war sie durch die definitive Trennung von ihm an das Ziel ihrer Wünsche gelangt, und Haß und Widerwille waren erloschen?

Es gibt Momente, in welchen der Mensch den Charakter seines Lebenslaufes so klar und nüchtern erschaut, daß, Maeterlinck's kühner Hypothese gemäß die Zukunft mit der Klarheit der Vergangenheit an ihn herantreten kann. Warum erkannte da Marie gerade jetzt, als sie dem Manne nachblickte, daß auf Jahre hinaus alles, was sich ihr bietet, sich verkehrt zu ihr stellen mußte, und daß sie alle Früchte verdorren sehen, oder zur Unzeit brechen würde?



ndessen stand das Haus, in dem alle Freuden ihres Lebens blühten, unversehens leer, ihre Freunde zogen fort, und ihr Zaubergarten versank. Ach, auf so winzige Veranlassungen hin, konnte dort die Schale ihres Glückes überströmen, denn mächtiger als in allen Mandelblüten des Südens, als in allen Fliederbüschen des Nordens rauschte der Frühling in ihrem Herzen. Sie sah nun zu den verödeten Fenstern empor, und litt umso mehr als sie nicht leiden wollte, nicht fliehen, an toter Stätte nicht vergessen konnte.

aß unser Leben zwar lange nicht so spannend, aber in seinem eigentümlichen Verlauf unwahrscheinlicher ist, als der kühnste Roman, diese Bemerkung ist ja nicht mehr neu. Aber was uns in unsere Bahn lenkt, tritt in der Regel nicht ominös, sondern leicht und mit nichtssagender Miene in unseren Weg. Die Wendepunkte des Lebens liegen im Tal, im aussichtslosen Dickicht und Gestrüpp. Maries Fingerzeig kam von New-York, in Gestalt eines jungen, reichen und verwöhnten Mädchens. Es war eine jener zu rasch erfolgten, atemlosen und überhitzten Kulturen, ohne Verweilen, ohne Gemütlichkeit. Ihr Geist war stärker als ihre Individualität. Sie kampierte auf einer weißen, großartigen Wolke, und schien mit ihrem stets in die Ferne gerichteten Blicke, über ideelle und allgemeine Interessen das Einzelne und Persönliche aus den Augen verloren zu haben. Dabei aber war dieser „spiralähnlichen" Begabung ein ausgesprochner Stich in's Erhabene zu eigen. Und wie sich sehr hervorragende psychische Veranlagungen oder Eigenschaften häufig in einer körperlichen Linie wiederspiegeln und nach sichtbarer Gestaltung drängen, so verriet sich die hohe Unterscheidungsgabe dieses zu farblosen und abstrakten Geistes in einer eigentümlichen Hoheit der Haltung und der Gestalt, in einer unvergleichlich edlen Kurve ihrer Achseln, und man lache nicht, in dem idealen Glanz ihrer träumerischen Flechten. Äußerlichkeiten waren es denn auch, die Marie mit ihr versöhnten.

In jeder Menschenseele wohnt das Bedürfnis, sich groß zu machen, und auch das Bedürfnis, sich klein zu machen. Marie, die Verherrlichungen ihrer eigenen Person mit fast kindischer Freude entgegennahm, trieb eine gewisse Bescheidenheit wiederum so weit, daß es ihr unmöglich wurde, ein ihr dargebrachtes Gefühl sich wirklich vorzustellen, noch zu begreifen. Entweder suchte sie den Grund dafür in irgend einer Lücke, einer untergeordneten Beschaffenheit des Betreffenden, oder sie fand überhaupt nicht den Mut, daran zu glauben. So verwirrte sie jetzt die entschiedene Gunst, die ihr von der jungen Fremden zu teil wurde, um so mehr, als sie viel zu unerfahren war, um sie richtig zu taxieren. Die wenigen Tage ihres Aufenthaltes gestalteten sich übrigens für Marie auf die denkbar angenehmste Weise. Sie kam zum ersten Mal mit den berühmtesten Leuten ihrer Zeit zusammen, und saß stumm, doch hoch erregt, mittags mit ihnen zu Gaste und abends im Theater. Zwischendrin allerdings wurde sie von Honorien, ihrer neuen Freundin, in Zwiegespräche hineingezogen, die ihr gar nicht entsprachen. Hohen, übersichtlichen Besprechungen war Marie nicht gewachsen, und selbst wo sie diese zu verfolgen vermochte, geschah es mit Widerstreben. Denn philosophische und künstlerische Probleme schienen ihr zu so gewohnheitsmäßiger Erörterung nicht geeignet, Honoria aber besprach nie Alltägliches, selten und nur von ferne Personalien. Bei aller Herzlichkeit lag etwas so Unnahbares, Unpersönliches in ihrem Wesen, etwas so Indirektes und Ferngerücktes in ihrem Blick, daß Marie immer den Eindruck hatte, als sähe sie jene nicht selbst, sondern statt ihrer ein Schemen, das ihr gefiel. Am Morgen der Abreise ging Marie zu ihr. Es war ein lauer Sommer-

tag, die Bayreuther Festspiele eben zu Ende. Honoria empfing sie mit offenen Armen, und schickte den Wagen fort, um die Strecke zur Bahn zu Fuß mit ihr zurückzulegen. Alsbald war denn auch eines jener Gespräche in Gang, die Marie so sehr langweilten. Sie seufzte und sah zerstreut auf die staubigen Bäume, zum weichen, herbstlichen Himmel empor. „Gott sei Dank," dachte sie; „sie geht."

Aber schon am folgenden Morgen kam ein fingerdicker, im Eisenbahncoupé geschriebener, französischer Brief, der nichts weniger enthielt, als die Fortsetzung der allzu umfassenden Philosopheme, welche Honoria auf dem Weg zur Bahn entworfen hatte. Nicht einen Augenblick länger jedoch wollte Marie eine solche Komödie aufrechthalten. Das „Du" ignorierend, das in jenem Briefe geführt wurde, schilderte sie sich selbst so wie sie war, mit ihrem wirklichen, mit ihrem prinzipiellen Mangel an Interessen, und die gänzlich verschiedene Richtung, welcher sie ihrer Natur nach angehörte. Somit galt ihr diese Episode als beendet und sie war nicht wenig überrascht, als Honoria, welche die Dinge von oben nahm, sie in einem noch dickeren Brief eine „Spartanerin" nannte und nunmehr den Verkehr so rege gestaltete, als lebten die beiden Mädchen in benachbarten Städten, nicht in getrennten Erdteilen. Marie wurde der Gegenstand fortwährender Sendungen und Geschenke. Bald kamen persische Lieder in köstlichem Pergament-Einband, mystische und philosophische Werke, eingerahmte Gravuren in hohen Kisten, und sie hatte vollauf zu tun, um nur die Zeitschriften zu durchsehen, auf die sie sich mit einem Mal abonniert sah, und sich von all den Büchern in Kenntnis zu setzen, die ihr bald direkt, bald durch Buchhandlungen zukamen. — Sie tat es denn auch mehr aus Erkenntlichkeit, denn aus Neigung.

So verging ein Jahr. Da erhielt sie in den letzten Septembertagen unerwartet einen Brief mit dem Homburger Stempel. Honoria war infolge einer durch Überanstrengung erfolgten Krankheit zur Erholung dorthin befohlen worden und sollte nach beendeter Kur schleunigst nach dem Süden. Da ihr der Umweg zu Marie nicht gestattet war, bat sie sie nun dringend um ihren Besuch. Marie sah diesem Wiedersehen mit Interesse entgegen; besonders freute sie sich auf das Treiben eines so berühmten Kurortes und ließ sich durch die Jahreszeit in ihren Erwartungen nicht wesentlich beeinträchtigen, denn in Homburg, wollte sie wissen, gab es das ganze Jahr hindurch schöne oder interessante Leute.

Honoria, die ihr einige Tage später auf dem Frankfurter Perron entgegeneilte, erschien ihr noch höheren, noch edleren Wuchses als vordem. Trotz der großen Modernität ihrer Kleidung, war die Zeichnung ihres Kopfes, die Linien ihrer Gestalt erhebend wie ein antiker Fries. Ihr Anblick rührte die leicht bewegte Marie. Sie freute sich den heißen staubigen Zug zu verlassen, und die letzte Strecke in dem offenen Wagen zurückzulegen, der vor dem Bahnhof in der Sonne wartete, durch Frankfurt, das sie nicht kannte, und in der frischen schimmernden Luft nach Homburg zu fahren, und sie freute sich, daß sie gekommen war. Allein schon unterwegs empfand sie die alte Ungemütlichkeit, die alten Strapazen dieses Verkehrs. Honoria schien in ihrem Element, wenn ihre Gedanken gleichsam in der Luft hingen;

Marie hingegen war gänzlich real, und ihr Idealismus galt dem Leben. — O wie erschrack sie über den Anblick, den ihr Homburg gewährte! Von Massen welkenden Laubes bedrückt, starrten die leeren Alleen, starrten verödete Gärten und Villen. Honoria rühmte ihr die große, wohltuende Stille des sonst so geräuschvollen Ortes. Die Villa, welche sie ganz allein mit ihrer Gesellschafterin und einer Kammerfrau bewohnte, war die Dépendance des einzigen Hotels, das wahrscheinlich ihr zu Ehren noch nicht geschlossen war. Marie erblaßte. Ihr Herz sank. Sie haßte das ausschließliche Zusammensein mit Damen! Sie sah keine Anregung, keinen Sinn in einem einschichtigen Verkehr und er langweilte sie auf die Dauer zu Tränen. Ein Leben, das auf ein Weilchen das Ideal eines geistig und gesellig überanstrengten Menschen sein mochte, war nur ein Alp für das zerstreungssüchtige Mädchen.

Honoria lag des Morgens meist mit schon ganz erschöpften Zügen zu Bett; hatte vor Tagesanbruch ihre Korrespondenz erledigt, und Emersons Essays oder die Briefe des hl. Paulus gelesen. Sobald sie aufgestanden war, ging sie unverzüglich an eine aus Gefälligkeit unternommene Übersetzung und Stunden hindurch drang der hartnäckige Lärm der Schreibmaschine durch die stillen Zimmer. Vor dem öden Klippklapp floh Marie ins Freie und strich durch die toten Straßen Homburgs oder verlor sich in einer Anwandlung von Schwermut in den großen Park. Früh am Nachmittag harrte dann die leichtgeschirrte Viktoria und Marie freute sich der langen Fahrten durch den goldenen Taunus und die endlosen Wälder. Aber als der Oktober seinem Ende zuneigte, litt sie bei dem Anblick des sterbenden Laubs, der finster welkenden Natur. Ihr war, als fielen ihr die gelben Blätter aufs Herz, und ihr Auge lechzte nach einem grünen Zweig, nach einem blühenden Fleck inmitten des ungeheuren Grabs, das sich bereitete. Sie begriff die Schönheit des Herbstes, Honoriens Freude daran nicht. Was der Augenblick verhieß, nicht was er bot, nicht der Sonne zärtliches Verweilen, ihren Scheidegruß vernahm sie allein. Und wenn der Wagen in der Dämmerung durch einen Dom welker seufzender Bäume fuhr, so umlauerten sie, wie einst die Elfen des Erlkönigs Sohn, des Verfalles grausame Schatten, und entwanden ihr das Herz.

Zuhause kam dann der lange Abend mit Shakespeare's und Brownings Gedichten; aber sie fing an alle Bücher zu hassen. Wohl konnte sich ihr Blick flüchtig beleben, wenn Honoria duftend und geschmückt, gleich einer hellen Wolke, ihrem Zimmer entschwebte, sonst aber saß sie oft stundenlang mit ihrer Stickerei still am Fenster, und nach den einfältigsten Bemerkungen mußte die sonst so gesprächige ringen. Gern folgte sie Honoriens Aufforderung zu musizieren. Allein die Töne brachten das Echo ihrer Langeweile mit quälender Steigerung zu ihrem Bewußtsein, und schlaff und zerstreut endete ihr Spiel.

Um diese Zeit hörte Marie, die sonst alle Wagner-Opern kannte, in Frankfurt zum ersten Mal den Rienzi und obwohl Aufführung wie Besetzung zu den minderen gehörten, so war sie von dem Drang, dem titanischen Gähren, ja gerade von dem Unvermögen dieses Werkes heftig ergriffen. Hier war Ikarus, dessen ewiger Mut sich Flügel über Welten hin, Flügel, die nicht brachen, schmieden sollte.

Mächtig angeregt fuhr sie im offenen Wagen durch das mondumhauchte Land und weiße schlafende Dörfer nach Homburg zurück, und Wagners Schaffen wie eines Wunders gedenkend, lehnte sie den Kopf weit im Wagen zurück, und verlor sich in der stillen bethlehemischen Pracht. Vergessen und verweht schien ihre Schwermut, die doch schon tags darauf, gleich einem Nebel ihr Gemüt von neuem umschleierte. Besonders auf die Schreibmaschine wurde sie zuletzt erbittert und als diese eines Morgens wieder so geschäftig das stille Stockwerk durchdrang, fing Marie in einem Paroxysmus von Langeweile in ihrem Zimmer stürmisch zu weinen an. Das Leben war so reich: so mannigfach und schön! Es gingen auf der Welt so typische, reizende Menschen einher! Ach! warum lebte sie von ihnen getrennt! Wer war für des Lebens Genüsse königlicher geartet? Mochte sie zeitlebens entbehren, bis in alle Fibern blieb sie verwöhnt!

Und obwohl nur mehr drei Tage ihres Bleibens waren, schien ihr gerade der heutige nicht mehr erträglich. Rasch zu Honoria tretend: „Ich kann heute keine gelben Bäume sehen und fahre nach Frankfurt,“ sagte sie lachend, und drückte ihr den Arm. Sie sah noch Honoriens überraschten, aber so freundlichen Blick, dann stürmte sie die Treppe hinab und zur Bahn, der Schreibmaschine und Homburg davon!

Wie ein Füllen, das sich auf freiem Rasen tummelt, so behaglich war es Marie am selben Nachmittag auf der bewegten, im lieblichsten Lichte getauchten Zeil. Die üppigen Töchter der Stadt, die mit ihren Müttern erwartungsvoll einherzogen die eiligen Geschäftsleute, die Müßigen und die Lebensfrohen, die gemeinen, die aufgeputzten oder die sympathischen Leute, alle schufen ihr Kurzweil und wie ein Kind in Bilderbüchern, war sie ganz in den Anblick der vielen Spaziergänger versunken; überall von dem Zauberkreis eines selben Lebens gebannt, ruhte, sich selber verlierend, ihre gehaltlose Seele, die dem Mann ohne Schatten glich, von der Einsamkeit aus.

Sie hatte die Stadt der Kreuz und Quere nach durchstreift, an Brücken, stillen Plätzen und verlornen Straßen geweilt, und schon erblaßte der Himmel. Gänzlich ihrer Stimmung hingegeben, war ihr Bewußtsein wie umflort, von der Atmosphäre des alten und des neuen Frankfurt durchdrungen, und von der sterbenslauen Luft, in der ein Klang lag ewiger Ermattung, von ewiger Vergänglichkeit.

In einer kleinen verträumten Sackgasse machte sie Halt, um ihren Weg zur Bahn zu erfragen; und von einem entstellten Profil Richard Wagners, das dort in der Auslage eines Musikladens prangte, wandte Marie, die ungern Häßliches sah, im Vorübereilen den Blick.

Allein ihre Stunde war gekommen.

Den Abend verbrachte sie mit Honorien in aufgeräumtester Laune, erzählte, was sie gesehen, gehört, gegessen hatte, und unterbrach die Browningsche Lektüre mit allerlei Späßen.

Dies war ihre vorletzte Nacht in Homburg, und entmutigt schlief sie ein. Wann endlich würde sich ihr Leben bewegter gestalten? — Sie gedachte der vergnügten

kleinen Konditorsfrau in Frankfurt, an die sie heute so viele Fragen gestellt, die über ihren schmucken Laden nicht hinausdachte und inmitten ihrer Glasglocken, ihrer Schokoladekrapfen und Schaumrollen ein Dasein lebte, vor welchem Marie erschauerte.

Aber was hatte sie denn selbst von ihrem klein bischen Bildung, als daß sie für die Alltäglichkeit auf immer verdorben, auf immer beunruhigt blieb. Heiß schoß ihr das Blut zu Kopfe: was wußte sie denn? — und was sollte sie von Honorien halten, die über ihre Theorien zu leben verlernte?

Es war finster und still in ihrem Zimmer, als Marie erwachte. Sie besann sich nicht sogleich, was dies wilde Klopfen ihres Herzens verursacht, was sie geweckt, was sie gesehen hatte. Dann stürzte sie ans Fenster und riß es auf. Östlich dämmerte ein heller Streifen durch die Nacht, allein den Tag in ihrem Herzen begrüßte sie mit einer Flut immer neu hervorbrechender Tränen, daß ihr Gesicht erblindete wie eine Scheibe unter dem Regen.

Jenes selbe Profil, von welchem sie gestern im Vorübereilen den Blick abwandte, hatte sie verherrlicht, zwei Schritte vor sich, mit unbewegtem, gerade ausschauendem Auge gesehen. Aber es war ein vergöttlichtes Auge, weltenstrahlend, weltenspiegelnd und von unvergeßlicher Größe; ein individuelles und doch gänzlich entrücktes Auge! es waren die ewigen Augen Wagnerschen Geistes.

Wie ein Erdboden durch plötzliche Erschütterung, so hatte ihre Gesinnung durch ein so ungeahntes Bild eine Umgestaltung erfahren. Es war seltsam, es war spaßhaft genug und sie wußte, welchen Hohn die Tatsache gerade in ihrem Herzen finden, sie verfolgen würde! Hier war sie: ein junges, bis ins Mark vergnügungssüchtiges Mädchen, das nichts mehr zur Ruhe bringen, in dem nichts den einen brennenden Wunsch mehr betäuben konnte: die Wahrheit zu suchen.

Denn sie wußte in dieser stillsten Stunde ihres Lebens, daß Unwissenheit es war, die jenen Gram in ihr erzeugte, weil Gedanken hinter jenen unruhigen Schatten ruhten, die sie schreckten, und daß nichts sie retten konnte, als ein hellerer Kreis des Wissens, der sie schützend umschloß, als ein Glaube, um den sie selber rang.

Tags darauf verließ sie Homburg.

Golden flogen im Nachmittagscheine Brücken, Felder und Wiesen vor ihrem Zuge vorbei, aber vor dem Glanz einer stillen, sonnenerfüllten Welt, schloß sie bekümmert die Augen; denn immer schwerer wurde da wieder, auf der langen Fahrt, ihr einsam entschlossenes Herz. Sie sah sich wie vor einem Berg, den nur Geübte und Wetterkundige, mit einem Arsenal von Werkzeugen wohl ausgerüstet zu besteigen wagen und denen sie nun barfuß und alleine folgen wollte.

Was sie erstrebte, war ja zu schwer: Nichts was Gleichgewicht und Disziplin des Geistes betraf, lag in ihr vorbereitet noch vererbt, und zu einem systematischen Denken war sie weder veranlagt noch geschult. Kein Pegasus, die traurigste aller Rosinanten stand ihr zu gebote. Aber weniger glücklich als der an Illusionen reichste Don Quichote, verglich sie unerbittlichen, fast feindlichen Auges ihre Unzulänglichkeit mit ihrem Wagnis. — Was hatte ihr stumpfes kindisches Gehirn mit

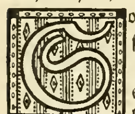
jenen Rätseln zu schaffen, die es von jeher mühten? Nun war sie erwacht. Mit weitgeöffneten Augen, die nicht sahen.


ls sie bei ihrer Ankunft in München Glucks Oper „Iphigenie in Tauris“ auf dem Zettel sah, ging sie noch selben Abends hinein. Es war eine der letzten Vorstellungen, die unter Levis eminenter Leitung und einer Besetzung alternder aber trefflicher Leute dort stattfanden, und Marie atmete freier in der Atmosphäre dieses edlen Werks.

„Die Ruhe kehret mir zurück.
So sollte meine Qual Euch Ihr Götter ermüden.“

Es war Orestens erhabenes Lied, und in prachtvoller Wiedergabe, die eherne Begleitung des Orchesters.

In diesem Augenblick kulminierte das musikalische Empfindungsvermögen, die Genialität des Dirigenten. Er stand unbeweglich mit gesenktem Stab, nur verklärten Auges sein Orchester bannend. Aber der Hauch von Ewigkeit, der über den friedensvollen Fall der Baßtöne gebreitet liegt, riß Marie mit fort. Nie wieder sollten selbst die größten Werke jene selbe überwältigende Wirkung in ihr hervorrufen, zu der sie jetzt ihr abnorm gesteigerter Gemütszustand befähigte. Sie verlor das Gesicht. Der Wunsch, den sie so früh gehegt, er war ihr erfüllt, die Müdigkeit, die sie so früh empfunden, sie war von ihr genommen, und sich selbst, der eigenen Dürftigkeit, der eigenen Torheit, allen Schranken des Persönlichen weit enthoben, behielt sie nur das Bewußtsein eines strömenden Glücks.


o waren denn die Würfel gefallen. Ihr Drang nach Erkenntnis war stärker als ihr Sträuben, als ihre Trägheit und ihr Unvermögen.

Stundenlang saß sie nun, meist ganz vergebens, — über einer einzigen Seite Kants. Aber gerade bei ihm, dem sie ein so lückenhaftes Verständnis entgegenbrachte, durfte sie, zum Atome sich erkennend, ruhn, — wenn sie die Schwingen ewiger Begriffe auf Augenblicke streiften, denn Marie hatte Geist, doch keine Geisteskraft, niemanden, der ihr half noch sie belehrte. Nur einem Menschen, dessen Überlegenheit ihr nach allen Seiten hin entsprach, hätte sie sich ohne Reue anvertrauen können, und einen solchen Freund zu haben, war ihr nicht vergönnt. So mußten denn die Bücher ihre Freunde, ihre Lehrer werden. Und schon hatte sie erkannt, daß hervorragende Anlagen nur eine gefährliche Mitgift sind, wenn gerade sie einen versöhnenden Ausgleich innerer und äußerer Widersprüche erschweren. Sie hatte erkannt, daß nicht das Leben, für welches wir geschaffen w ä r e n, in die Wage fällt, daß nicht wir selbst, sondern unser Geschick das Gegebene ist, und daß sie nicht dem Knechte gleichen durfte, der mit seinem einen Talent verzagte und es vergrub.

Am schwersten ließ sie sich's mit Schopenhauer werden, der den jugendlichen Leser terrorisiert. Und wer war sie, daß sie es wagte, ohnmächtig, verzweifelnd, so lange gegen ihn anzustürmen, bis ihre innerste Überzeugung sich wieder von ihm losriß, von seinem großartigen Gedankenring gefördert und belehrt, ihm nicht länger unterworfen war.

Wagner aber lehrte ihr, wie mit jener Philosophie zu verfahren sei: Die schroff eingehemmte Theorie der Willensverneinung lenkte er versöhnend zu Parsifals ergreifender Erkenntnis, und Schopenhauers elementare Lehre der Liebe veredelten und krönten Tristan und Isolde.

Einen heißen einsamen Sommer verbrachte sie mit Platos Büchern und unter Tränen las sie immer wieder das herrliche Symposion. Hier war ein Ziel und göttliches Verweilen, der Harmonien stiller seliger Hauch, und wie vom hohen Berg herab, lag da die Welt, — beschaulich, — unbegehrt, — zu ihren Füßen.

Aber sie war schön, diese Welt! Feierlich und groß! — Und alles in ihr erhielt Sinn, Leben und Bestand durch Bezüge. Und in Bezügen lag ein Schwerpunkt selbst der größten Geister.

Der Erwerb des einen wird da dem anderen Besitz. Steigbügel für den Kommenden. Allein die Schranke war die Bedingung des menschlichen Gehirns, und die Grenze des intellektuellen Vermögens durch die menschliche Natur scharf abgesteckt.

Marie versank in immer tieferes Nachdenken.

Nein: — Allumfassende Vollkommenheit war nirgends. —

Da erstand vor ihrem inneren Auge, wie im Morgengrauen deutlich erkennbar — die universellste, übergreifendste Gestalt, die keine Irrtümer und keine Lücken in sich aufwies! Vielmehr auf unnennbar geheimnisvolle Weise alle Widersprüche in sich aufhob, weil ihr nichts fremd war und nichts entzogen, was tausendfach die Menschen scheidet und vereinsamt. Ja, es war ein Mensch. Aber Himmel und Erde waren der Schlüssel zu ihm, und er erfüllte die Welt. Allumfassendes, schweigendes Begreifen entströmte seinem Auge. Es war ein Gott. Seine Züge aber! Die größten Denker und Meister aller Zeiten hatten sie ihr entschleiert, weil alle menschlichen Heroen zu seinen Kommentaren wurden, und ihre unbeschreibliche Bewandtnis zur Erläuterung! — Keine Philosophie, keine Äußerung auf dem Gebiete des menschlichen Geistes, ja des Geistreichen, des Witzigen, des Profanen — keine Kunst, die nicht zu ihm gravitierte. Der Gedanke war so groß, daß sie erschauerte. Und von der überschwänglichen Tragweite jenes schlichttönenden Ausspruches: „In meines Vaters Haus sind viele Wohnungen" war sie da wie von unendlichen Schallwellen fortgerissen und durchleuchtet.

Nur eines trennte ihn von uns — das Übel, das allen Gram erzeugt. Eines mußte er uns entnehmen. Eines war göttergleich im Prinzip von ihm ausgeschieden: die Qual.

Marie mochte ihre Gedanken nicht länger ertragen. Sie ging hinab in die Straße, den starren Häuserreihen entlang, der heißen verödeten Stadt. Aber das Licht, der Anblick des leeren, weißlichen Himmels erweckte Erinnerungen und Leid. Zum Stachel war ihr da der taube Glanz des Tages, und jene „Geister der Luft", die den Menschen jagen, und ihm das Himmelslicht versteinern. Atemringend muß er es ertragen.

Nicht daß es sie jetzt nach Mitteilsamkeit drängte, nein, auszuruhen, zu vergessen,

sich zu freuen. Schönheit, Geberde, Sprache, die Form eines Auges, die Bewegung eines Arms, dies alles war ein Organismus, der sie umfriedete. Dann wurde es still in der dumpfen Werkstatt, und Gedanken feierten! Der Reiz der Nähe löste den gezogenen Blick von ihren Augen, und ihr Geist erkannte rastend seine Heimat.

Denn es war ihr Geist, der in der Welt der Körper, der in dieser Welt sein Element erkannte.

Allein in der Einsamkeit, die sie also bedrängte, umschloß sie jetzt deutlich wie Felsenzacken gegen das Sonnenlicht der Ring ihrer Gedanken.

Nicht länger von der Welt barer Vorkommnisse aus den Fugen gerissen, erkannte sie die tröstliche Bedingtheit alles Elends. Erkenntnis sollte nicht den Pflock des Leidens tiefer in uns treiben! Alles war Folge, und selbst Geschehnisse nicht unentrinnbar.

So weit, so anders erblickte sie die verlorenen Tore ihres Glaubens wieder. Und was immer das Dogma vom Geiste löste, erschien ihr da als ungeheuerster Verrat. Nicht als Dualität, als Organismus erfaßte sie den Menschen und seine Apotheose, nicht seine Trennung als sein Endziel. Ihrem weltabgewandten und entsagungsvollen, aber stets verheißungsvollen Bildern zugekehrten Auge wollte die unendliche Elastizität jenes Glaubens, als sein tiefinnerstes Geheimnis sich erschließen. Des Paradoxalsten, Bedeutungsvollsten eingedenk und psychologisch tiefst Begründeten, was der Mensch zu Tage förderte: als das „Maß aller Dinge" stellt er den Abstand zwischen ihm und der Gottheit, Prometheus, die seligen Götter und den allgewaltigen Zeus! Quellen und Haine belebt er mit übermenschlichen Wesen, scheu verehrend, was er selber schuf. Ahnung war es, die ihn die eigenen Ideale, das eigne Ziel so fern erkennen, und den Olymp erträumen ließ! Solche Träume, mußten sie nicht das Sehnen eines Gottes nötigen, zu tausendfacher Befreiung den Menschen zu erlösen?





Das Ende des Streits/ von Georg Simmel



In dem Miteinander der Menschen verschlingt sich untrennbar das Füreinander mit dem Gegeneinander. Aller Kampf ist nur die Alleinherrschaft eines antagonistischen Moments, das auch dem Frieden nicht völlig, sondern nur bis zur Unkenntlichkeit fehlt. Weil wir in jedem Augenblick im Frieden und zugleich im Kampfe stehen und das Leben sie kontinuierlich durcheinandergleiten läßt, von leisen, gleich wieder abgebrochenen Ansätzen bis zu der scheinbaren Unwiderruflichkeit ihrer Aufgipfelungen — so steht der Kampf noch immer unter dem Zeichen der Beziehung, aus der er sich als ihre Verneinung erhoben hat, so ist der Friede von dem Kampf gefärbt, den er beendet hat. Aber nicht nur von seiner Dauer, seinem Gegenstande, seiner Heftigkeit, sondern auch von den besondern Nuancen seines Endes. Täusche ich mich nicht, so hat der Reichtum der Zwischenformen, mit denen der Streit sich in den Frieden hineinbildet, — und der seelischen Landschaft, die diese Entwicklungen umgibt — noch das Inventar nicht gefunden, von dem die folgenden Blätter einen Überschlag geben möchten.

Es gibt wohl keine Seele, der der formale Reiz des Kampfes und der des Friedens ganz versagt wäre und weil eben jeder von beiden in irgend einem Maße besteht, erwächst über ihrem Reize der neue des Wechsels zwischen beiden. Nur welchen Rhythmus dieses Wechsels die einzelne Natur fordert, welchen Teil seiner sie als Hebung und welchen als Senkung empfindet, ob sie ihn mit eigner Initiative hervorruft oder von den Entwicklungen des Schicksals erwartet — nur dies unterscheidet ihre Individualität. Das erste Motiv der Streitbeendigung: das Friedensbedürfnis — ist deshalb etwas viel Inhaltvolleres, als die bloße Ermüdung am Kampf, es ist jene Rhythmik, die uns jetzt nach dem Frieden verlangen läßt, als nach einem ganz konkreten Zustand, der keineswegs nur das Ausbleiben des Streits bedeutet. Nur muß man die Rhythmik nicht ganz mechanisch verstehen. Man hat freilich gesagt, daß intime Verhältnisse, wie Liebe und Freundschaft, gelegentlicher Zerwürfnisse bedürften, um sich an dem Gegensatz gegen die erlittne Entzweiung erst ihres ganzen Glückes wieder bewußt zu werden; oder um die Enge der Beziehung, die nun einmal für das Individuum etwas Zwanghaftes, Einschließendes hat, durch eine Entfernung zu unterbrechen, die ihren Druck unfühlbar macht. Es werden nicht die tiefsten Verhältnisse sein, die eines solchen Turnus bedürfen; er wird eher roheren Naturen eigen sein, die nach groben Unterschiedsreizen verlangen und deren Augenblicksleben das Umschlagen in die Gegensätzlichkeiten begünstigt: es ist der Typus des: Pack schlägt sich, Pack verträgt sich — der die Entzweiung um der Erhaltung des Verhältnisses

willen fordert. Das ganz innige und verfeinerte Verhältnis wird ohne antagonistisches Intervall auskommen und wird seinen Gegensatzreiz an der umgebenden Welt finden, an den Dissonanzen und Feindseligkeiten des sonstigen Daseins, die für das Bewußsein seines Burgfriedens den genügenden Hintergrund liefern.

Wird hier also auch kein Streit erfordert, der sich durch einen rhythmischen Wechsel beendete, so sei doch bemerkt, daß das Ausbleiben von Differenzen noch nicht unmittelbar die Enge und Kraft von Verhältnissen anzeigt. Daß in sehr intimen, den ganzen Lebensinhalt beherrschenden oder wenigstens berührenden Gemeinsamkeiten, wie etwa die Ehe ist, überhaupt keine Veranlassungen zu Konflikten aufträten, ist ganz ausgeschlossen; ihnen niemals nachzugeben, sondern ihnen schon von weitem vorzubauen, sie von vornherein durch gegenseitige Fügsamkeit abzuschneiden, ist keineswegs immer Sache der echtesten und tiefsten Zuneigung, kommt vielmehr grade bei Gesinnungen vor, die zwar liebevoll, sittlich, treu sind, denen aber die letzte, unbedingte Hingebung des Gefühls fehlt. Das Individuum, im Bewußsein, diese nicht aufzubringen, ist um so ängstlicher bemüht, die Beziehung von jedem Schatten rein zu erhalten, durch die äußerste Freundlichkeit, Selbstbeherrschung, Rücksicht den andern für jenen Mangel zu entschädigen, besonders aber das eigne Gewissen über die leisere oder stärkere Unwahrhaftigkeit seines Verhaltens zu beruhigen, die auch der aufrichtigste, ja, leidenschaftlichste Wille nicht in Wahrheit verwandeln kann — weil es sich hier um Gefühle handelt, die dem Willen nicht zugängig sind, sondern wie Schicksalsmächte kommen oder ausbleiben. Die empfundene Unsicherheit in der Basis solcher Verhältnisse bewegt uns, bei dem Wunsche, sie um jeden Preis aufrecht zu erhalten, oft zu ganz übertriebenen Selbstlosigkeiten, zu einer gleichsam mechanischen Sicherung ihrer durch prinzipielles Vermeiden jeder Konfliktsmöglichkeit. Wo man der Unerschütterlichkeit und Vorbehaltlosigkeit des eignen Gefühles gewiß ist, bedarf es dieser unbedingten Friedfertigkeit garnicht, man weiß, daß kein Chok bis zu dem Fundament des Verhältnisses dringen kann, auf dem man sich immer wieder zusammenfinden wird. Die stärkste Liebe kann am ehesten einen Stoß aushalten und die Befürchtung der geringeren, die Folgen eines solchen gar nicht absehen zu können, und daß man ihn deshalb unter jeder Bedingung vermeiden müsse, kommt ihr gar nicht in den Sinn. So läßt gerade das innerlich sicherste Verhältnis es viel eher einmal auf einen Zwist ankommen, während manches zwar gute und moralische, aber in geringeren Gefühlstiefen wurzelnde der Erscheinung nach viel harmonischer und konfliktloser verläuft.

Während in tiefgegründeten Verhältnissen das Ende des Streits dadurch erfolgt, daß ihre unablenkbare Grundströmung wieder an die Oberfläche gelangt und die Gegenbewegungen an dieser glättet, kommen ganz neue Nuancen auf, wo der Wegfall des Streitobjekts den Antagonismus beendet. Jeder Konflikt, der nicht absolut unpersönlicher Art ist, macht sich die verfügbaren Kräfte des Individuums dienstbar, er wirkt wie ein Kristallisationspunkt, um den herum sich diese in größerer oder geringerer Entfernung anordnen — die Form der Kern- und der Hilfstruppen innerlich wiederholend — und gibt so dem ganzen Komplex

der Persönlichkeit, soweit sie kämpft, eine eigenartige Struktur. Sobald nun der Konflikt auf eine der gewöhnlichen Arten beendet ist — durch Sieg und Niederlage, durch Versöhnung, durch Kompromiß — bildet diese seelische Struktur sich wieder in die des Friedenszustandes zurück, der zentrale Punkt teilt seinen Übergang aus Erregtheit in Beruhigung den einbezogenen Energien mit. Statt dieses organischen, wenn auch unendlich mannigfaltig verlaufenden Prozesses des inneren Ausklingens der Streitbewegung tritt aber oft ein ganz irrationeller und turbulenter ein, wenn das Streitobjekt plötzlich wegfällt, so daß die ganze Bewegung noch sozusagen ins Leere schwingt; dies geschieht insbesondere, weil unser Gefühl konservativer ist, als unser Verstand und so die Erregung jenes keineswegs in demselben Augenblick zur Ruhe kommt, in dem der Verstand ihre Veranlassung als hinfällig erkennt. Allenthalben entsteht Verwirrung und Schädigung, wenn seelischen Bewegungen, die um eines bestimmten Inhaltes willen entstanden sind, dieser plötzlich geraubt wird, sodaß sie sich nicht mehr naturgemäß weiterentwickeln und ausleben können, sondern haltlos an sich selbst zehren oder nach einem sinnlosen Ersatzobjekt greifen. Wenn also, während der Streit im Gange ist, Zufälle oder höhere Gewalt ihm das Ziel entführen — Nebenbuhlerschaft, deren umworbener Gegenstand sich für einen dritten entscheidet, Streit um eine Beute, die während dessen von einem andern geraubt wird, theoretische Kontroversen, deren Problem eine überlegene Intelligenz plötzlich so löst, daß beide streitende Behauptungen sich als irrig zeigen — so findet oft noch ein leeres Weiterstreiten, eine unfruchtbare gegenseitige Anschuldigung, ein Wiederaufleben früherer, längst begrabener Differenzen statt; dies ist das Weiterschwingen der Streitbewegungen, die sich in irgend einer, unter diesen Umständen ganz sinnlosen und tumultuarischen Art austoben müssen, ehe sie zur Ruhe kommen. Am bezeichnendsten tritt dies vielleicht in den Fällen ein, wo der Streitgegenstand von beiden Parteien als illusorisch, des Streites nicht wert, erkannt wird. Hier läßt die Beschämung über den Irrtum, den keiner dem andern eingestehen mag, den Kampf oft noch lange fortsetzen, mit einem ganz wurzellosen und mühsamen Kraftaufwand, aber mit um so größerer Erbitterung gegen den Gegner, der uns zu dieser Donquixoterie nötigt.

Die einfachste und radikalste Art, vom Kampf zu Frieden zu kommen, ist der Sieg — eine ganz einzigartige Erscheinung des Lebens, von der es zwar unzählige individuelle Gestalten und Maße gibt, die aber mit nichts anders Benanntem, was sonst zwischen Menschen vorgehen kann, eine Ähnlichkeit besitzt. Von den vielen Nuancen des Sieges, durch die er den ihm folgenden Frieden qualifiziert, erwähne ich nur denjenigen, der nicht ausschließlich durch das Übergewicht der einen Partei, sondern, mindestens teilweise, durch Resignation der andern herbeigeführt wird. Dieses Kleinbeigeben, sich für besiegt Erklären oder den Sieg des andern über sich ergehen Lassen, ohne daß schon alle Widerstandskräfte und Chancen erschöpft wären, ist ein nicht immer einfaches Phänomen. Es kann dazu eine gewisse asketische Tendenz wirken, die Lust an der Selbstdemütigung und dem Sichpreis-

geben, nicht stark genug, um sich von vornherein kampflos auszuliefern, aber hervortretend, sobald die Stimmung des Besiegten die Seele zu ergreifen beginnt; oder sogar an dem Gegensatz zu der eben noch lebendigen Kampfstimmung ihren sublimsten Reiz findend. Zu dem gleichen Entschluß drängt ferner das Gefühl, daß es vornehmer ist, sich zu ergeben, als sich bis zuletzt an die unwahrscheinliche Chance einer Wendung der Dinge zu klammern; diese Möglichkeit hinzuwerfen und um diesen Preis dem zu entgehen, daß einem die eigne Niederlage in ihrer ganzen Unvermeidlichkeit bis ins letzte demonstriert wird — dies hat etwas von dem großen und edlen Stil der Menschen, die nicht nur ihrer Stärke, sondern auch ihrer Schwächen gewiß sind, ohne sich ihrer jedesmal erst fühlbar versichern zu müssen. Endlich: in dieser Freiwilligkeit des Sich-besiegt-erklärens liegt noch ein letzter Machtbeweis des Subjekts, dieses Letzte wenigstens hat es noch gekonnt, ja, es hat damit eigentlich dem Sieger noch etwas geschenkt. Darum läßt sich in personalen Konflikten manchmal beobachten, daß das Nachgeben der einen Partei, bevor die andere noch wirklich von sich aus ihre Sache durchgesetzt hat, von dieser als eine Art Beleidigung empfunden wird — als wäre sie eigentlich die schwächere, der man aus irgendwelchen Gründen nachgibt, ohne es nötig zu haben.

Zu der Streitbeendigung durch den Sieg steht die durch das Kompromiß in vollem Gegensatz. Es ist eine der charakteristischsten Einteilungsarten der Kämpfe, ob sie ihrem Wesen nach einem Kompromiß zugängig sind oder nicht. Dies entscheidet sich keineswegs nur an der Frage, ob ihr Preis eine unteilbare Einheit bildet oder zwischen den Parteien geteilt werden kann. Gewissen Gegenständen gegenüber steht das Kompromiß durch Teilung außer Frage: zwischen Nebenbuhlern um die Gunst einer Frau, zwischen Reflektanten um ein und dasselbe unzerlegbare käufliche Objekt, auch bei Kämpfen, deren Motiv Haß und Rache ist. Dennoch sind dem Kompromiß auch Kämpfe um unzerlegbare Gegenstände zugängig, wenn diese nämlich vertretbar sind; sodaß der eigentliche Kampfpreis zwar nur dem einen zufallen kann, dieser aber den andern für seine Nachgiebigkeit durch einen andern Wert entschädigt. Ob Güter in dieser Weise fungibel sind, hängt natürlich nicht von irgend einer objektiven Gleichwertigkeit unter ihnen ab, sondern von der Geneigtheit der Parteien, den Antagonismus durch Überlassung und Entschädigung zu beenden. Diese Chance bewegt sich zwischen den Fällen bloßen Eigensinns, in denen die rationellste und reichlichste Entschädigung, für den die Partei sonst den Kampfgegenstand gern preisgäbe, nur darum zurückgewiesen wird, weil sie eben vom Gegner geboten wird — und den andern, in denen die Partei zuerst durch die Individualität des Kampfpreises angezogen scheint und ihn dann doch gutwillig der andern überläßt, entschädigt durch ein Objekt, dessen Fähigkeit, jenes zu ersetzen, jedem dritten oft völlig rätselhaft bleibt.

Im ganzen ist das Kompromiß, namentlich das durch die Fungibilität bewirkte, so sehr es für uns zu der alltäglichen und selbstverständlichen Lebenstechnik gehört, eine der größten Erfindungen der Menschheit. Es ist der Impuls der Natur-

menschen wie des Kindes, ohne weiteres nach jedem gefallenden Gegenstande zu greifen, gleichviel ob er sich bereits in fremdem Besitz befindet. Der Raub ist — neben dem Geschenk — die nächstliegende Form des Besitzwechsels und ein solcher geht deshalb in primitiven Verhältnissen selten ohne Kampf ab. Daß dieser nun vermieden werden kann, indem man dem Besitzer des ersehnten Gegenstandes einen andern, aus dem eignen Besitz, anbietet und damit die Gesamtaufwendung schließlich doch eine geringere ist, als wenn man den Kampf fortsetzt oder beginnt — das einzusehen ist der Anfang aller kultivirten Wirtschaft, alles höheren Güterverkehrs. Aller Tausch um Dinge ist ein Kompromiß — und freilich ist dies die Armut der Dinge gegenüber dem bloß Seelischen, daß ihr Austausch immer Weggeben und Verzicht voraussetzt, während Liebe und alle Inhalte des Geistes getauscht werden können, ohne daß das Reicherwerden mit einem Ärmerwerden bezahlt werden muß. Wenn von gewissen Sozialzuständen berichtet wird, daß es zwar als ritterlich gilt, zu rauben und um den Raub zu kämpfen, der Tausch und Kauf aber als würdelos und gemein, so wirkt dazu der Kompromißcharakter des Tausches, die Einräumung und Verzichtleistung, die ihn zum Gegenpol alles Kampfes und Sieges macht. Jeder Tausch setzt voraus, daß Wertungen und Interessen einen objektiven Charakter angenommen haben. Das Entscheidende ist nun nicht mehr die bloße subjektive Leidenschaft des Begehrens, der nur der Kampf entspricht, sondern der von beiden Interessenten anerkannte Wert des Objekts, der, sachlich ungeändert, durch verschiedene Objekte ausdrückbar ist. Der Verzicht auf den bewerteten Gegenstand, weil man das in ihm enthaltene Wertquantum in anderer Form erhält, ist das in seiner Einfachheit wahrhaft wunderbare Mittel, entgegengesetzte Interessen anders als durch Kampf zum Austrag zu bringen — das aber sicher eine lange historische Entwicklung forderte, weil es eine psychologische Lösung des allgemeinen Wertgefühles von dem einzelnen Gegenstand, der zuerst mit ihm verschmolzen ist, voraussetzt, eine Erhebung über das Befangensein in dem unmittelbaren Begehren. Das Kompromiß durch Vertretbarkeit — von dem der Tausch ein Sonderfall ist — bedeutet die prinzipielle, wenngleich nur sehr partiell realisierte Möglichkeit, den Kampf zu vermeiden oder ihm ein Ende zu setzen, bevor die bloße Kraft der Subjekte ihn entschieden hat.

Von dem objektiven Charakter, den die Streitbeendigung durch das Kompromiß trägt, hebt sich die Versöhnung als ein rein subjektiver Modus ab. Ich meine hier nicht die Versöhnung, die die Folge eines Kompromisses oder einer sonstigen Beilegung des Streites ist, sondern die Ursache dieser letzteren. Die Versöhnlichkeit ist eine primäre Stimmung, die, ganz jenseits objektiver Gründe, den Kampf ebenso zu beenden sucht, wie die Streitlust, nicht weniger ohne sachliche Veranlassung, ihn unterhält. In den unzähligen Fällen, wo der Streit anders beendet wird, als es in der unbarmherzigsten Konsequenz der Machtverhältnisse liegt, ist sicher diese ganz elementare und irrationale Versöhnlichkeitstendenz im Spiele — die etwas ganz anderes ist, als Schwäche oder Gutmütigkeit, soziale Moral oder Nächstenliebe.

Nun gibt das „versöhnte" Verhältnis in seinem Unterschiede gegen das nie gebrochene ein besonderes Problem auf. Hier ist nicht von den oben berührten die Rede, deren innerer Rhythmus überhaupt zwischen Zerwürfnis und Versöhnung pendelt; sondern von denen, die einen wirklichen Bruch erlitten haben und nach diesem wie auf einer neuen Basis wieder zusammengegangen sind. Durch wenige Charakterzüge werden Verhältnisse so bezeichnet, wie dadurch: ob sie in diesem Falle in ihrer Intensität gesteigert oder herabgesetzt sind. Wenigstens ist dies die Alternative für alle tieferen und sensibleren Naturen; wo ein Verhältnis, nachdem es einen radikalen Bruch erfahren hat, nachher in genau derselben Weise wieder auflebt als wenn nichts geschehen wäre, kann man im allgemeinen entweder frivolere oder grobkörnigere Sinnesart voraussetzen. Der zuerst genannte Fall ist der am wenigsten komplizierte: daß eine einmal geschehene Entzweiung sich nie mehr ganz überwinden läßt, auch nicht durch den ehrlichsten Willen der Parteien, ist ohne weiteres begreiflich; wobei durchaus kein Rest des Streitobjekts als solchen zurückgeblieben zu sein braucht, sondern die bloße Tatsache, daß überhaupt ein Bruch einmal da war, entscheidet. Zu diesem Erfolg wirkt bei engen Verhältnissen, die einmal bis zu äußerer Entzweiung gekommen sind, oft dies mit: man hat gesehen, daß man überhaupt ohne einander auskommen kann, daß das Leben, wenn auch vielleicht nicht sehr heiter, eben doch weiterging. Dies setzt nicht bloß den Wert des Verhältnisses herab, sondern der einzelne wirft sich gerade dies, nachdem die Einheit wieder hergestellt ist, leicht als eine Art Verrat und Untreue vor, die gar nicht wieder gutzumachen ist und die in das wieder aufwachsende Verhältnis eine Mutlosigkeit und ein Mißtrauen seiner Individuen gegen das eigene Gefühl verwebt.

Freilich läuft hier oft eine Selbsttäuschung unter. Die überraschende relative Leichtigkeit, mit der man manchmal das Auseinandergehen eines nahen Verhältnisses erträgt, entstammt der Erregung, die wir noch von der Katastrophe mitbringen. Diese hat alle möglichen Energien in uns lebendig gemacht, deren Schwung uns noch eine Weile weiterträgt und aufrecht hält. Wie aber auch der Tod eines geliebten Menschen nicht in der ersten Stunde seine ganze Furchtbarkeit entfaltet, weil erst die weiterrollende Zeit alle die Situationen herbeibringt, in denen er sonst ein Element war, die wir nun wie mit einem herausgerissenen Gliede zu durchleben haben und die kein erster Augenblick zusammenfassend vorwegnehmen konnte — so löst sich eine wertvolle Beziehung sozusagen nicht in dem ersten Moment des Auseinandergehens, in dem vielmehr die Gründe ihrer Lösung unser Bewußtsein beherrschen; sondern wir spüren den Verlust für alle einzelnen Stunden erst von Fall zu Fall, und deshalb wird ihm oft erst nach langer Zeit unser Gefühl ganz gerecht, das ihn im ersten Moment mit einem gewissen Gleichmut zu ertragen schien. Auch aus diesem Grunde ist die Versöhnung mancher Verhältnisse in dem Maße tiefer und leidenschaftlicher, in dem der Bruch schon eine längere Zeit bestanden hat.

Daß aber das Intensitätsmaß des versöhnten Verhältnisses über das des

ungebrochenen hinauswächst, hat mancherlei Ursachen. Hauptsächlich wird dadurch ein Hintergrund geschaffen, von dem alle Werte und alle Selbsterhaltungen der Vereinigung sich bewußter und klarer abheben. Dazu bringt die Diskretion, mit der man jede Berührung des Vergangenen umgeht, eine neue Zartheit, ja, eine neue unausgesprochene Gemeinsamkeit in das Verhältnis. Denn allenthalben kann das gemeinsame Vermeiden eines allzuempfindlichen Punktes eine ebenso große Intimität und Sich-verstehen bedeuten, wie die Ungeniertheit, die jeden Gegenstand des individuellen Innenlebens zu einem Gegenstand der positiven Gemeinsamkeit macht. Und endlich entstammt die Intensität des Wunsches, das wieder auflebende Verhältnis vor jedem Schatten zu bewahren, nicht nur den erfahrenen Leiden des Bruches, sondern vor allem dem Bewußtsein, daß der zweite Bruch nicht mehr geheilt werden könnte, wie es der erste konnte. Dies würde in unzähligen Fällen und wenigstens unter sensitiven Menschen, das ganze Verhältnis zu einer Karikatur machen. Es kann wohl auch in dem tiefstgegründeten Verhältnis zu einem tragischen Bruch und zu einer Versöhnung kommen; aber dies gehört zu den Ereignissen, die so nur einmal stattfinden dürfen und deren Wiederholung ihnen alle Würde und Ernsthaftigkeit raubt. Denn hat einmal die erste Wiederholung stattgefunden, so spricht nichts gegen eine zweite und dritte, die die ganzen Erschütterungen des Vorgangs banalisiren und zu einem frivolen Spiel herabziehen würden. Vielleicht ist dieses Gefühl, daß ein nochmaliger Bruch der definitive wäre, ein Gefühl, zu dem es vor dem ersten kaum eine Analogie gibt, für feinere Naturen das stärkste Band, durch das das versöhnte Verhältnis sich von dem nie gebrochenen unterscheidet.

Grade wegen der tiefen Bedeutung, die das Maß der Versöhnlichkeit nach dem Streit, nach einseitig oder gegenseitig zugefügten Leiden, für die Entwicklung der Verhältnisse zwischen den Menschen hat, läßt sie ihr negatives Extrem, die Unversöhnlichkeit, an dieser Bedeutung teilnehmen. Auch sie kann, wie die Versöhnlichkeit, eine formale Stimmung der Seele sein, die freilich einer äußeren Situation zu ihrer Aktualisierung bedarf, dann aber ganz spontan und nicht nur als Folge anderweitiger, vermittelnder Emotionen eintritt. Beide Tendenzen gehören zu den polaren Grundelementen, deren Mischungen alle Verhältnisse zwischen den Menschen bestimmen. Man hört gelegentlich aussprechen: wer nicht vergessen könnte, könnte auch nicht vergeben, bezw. sich nicht vollständig versöhnen. Dies würde ersichtlich die fürchterlichste Unversöhnlichkeit bedeuten, denn es macht die Versöhnung davon abhängig, daß jede Veranlassung zu ihrem Gegenteil aus dem Bewußtsein verschwunden ist; auch wäre sie, wie alle auf dem Vergessen beruhenden Vorgänge, in der steten Gefahr der Widerrufung. Wenn die ganze Meinung einen Sinn haben soll, so läuft er in der umgekehrten Richtung: wo die Versöhntheit als primäre Tatsache besteht, wird sie die Ursache sein, daß der Zwist und das Leiden, das einem der Andre bereitet hat, nicht mehr ins Bewußtsein aufsteigen. Entsprechend besteht nun auch die eigentliche Unversöhnlichkeit keineswegs darin, daß das Bewußtsein nicht über die vergangenen Konflikte hinwegkommt. Dies ist vielmehr

erst eine Folgeerscheinung. Die Unversöhnlichkeit bedeutet, daß die Seele durch den Kampf eine Modifikation ihres Seins erlitten hat, die nicht mehr rückgängig zu machen ist, die insofern nicht einer vernarbbaren Wunde, sondern einem verlorenen Gliede vergleichbar ist. Dies ist die tragischste Unversöhnlichkeit: weder ein Groll noch ein Vorbehalt oder geheimer Trotz braucht in der Seele zurückzubleiben und eine positive Schranke zwischen die eine und die andre zu legen; es ist nur durch den durchgekämpften Konflikt etwas in ihr getötet worden, das nicht wieder zu beleben ist, auch nicht durch die eigne leidenschaftliche Bemühung darum; hier liegt ein Punkt, an dem die Ohnmacht des Willens gegenüber dem tatsächlichen Sein des Menschen grell hervortritt — im stärksten psychologischen Gegensatz zum „Verzeihen", dem fast einzigen Fall, in dem dem Willen ein unmittelbares Verfügenkönnen über das Gefühl zugemutet wird; sonst wäre die Bitte um Verzeihung sinnlos. Und doch kann Verzeihung und jene Unmöglichkeit innerer Versöhnung demselben Menschen gegenüber stattfinden. Während dies die Unversöhnlichkeitsform sehr einheitlicher und nicht grade leicht beweglicher Naturen ist, findet sich bei innerlich stark differenzierten eine andre: das Bild und die Nachwirkung des Konfliktes und alles dessen, was man dem andern vorzuwerfen hatte, bleibt im Bewußtsein bestehn und kann nicht verschmerzt werden. Aber um dies herum wächst nun doch die unverminderte Liebe und Anhänglichkeit, indem jene Erinnerungen und Resignationen nicht als Abzug wirken, sondern wie organische Bestandteile in das Bild des andern eingefügt sind, den wir nun sozusagen inklusive dieser Passiva in der Bilanz unsres Gesamtverhältnisses zu ihm lieben — wie wir doch einen Menschen auch mit all seinen Fehlern lieben, die wir nicht aus ihm fortdenken können. Die Bitternis des Kampfes, die Punkte, an denen die Persönlichkeit des andern versagt hat, die einen dauernden Verzicht oder eine immer erneute Irritation in das Verhältnis bringen — all dies ist unvergessen und eigentlich unversöhnt. Allein es ist sozusagen lokalisiert, als ein Faktor in die ganze Beziehung aufgenommen, deren zentrale Intensität darunter nicht zu leiden braucht.

Es liegt auf der Hand, daß diese beiden Erscheinungen von Unversöhnlichkeit, die sich von den gewöhnlich so genannten ersichtlich unterscheiden, doch die ganze Skala auch dieser einschließen: die eine läßt den Erfolg des Konfliktes, von dessen einzelnen Inhalten völlig gelöst, grade in das Zentrum der Seele sinken, es gestaltet die Persönlichkeit, soweit sie sich auf die andre bezieht, in ihrer tiefsten Schicht um. In der andern, umgekehrt, wird die psychologische Hinterlassenschaft des Streites gleichsam isoliert, bleibt ein Einzelelement, das in das Bild des andern aufgenommen werden kann, um dann von dem Gesamtverhältnis zu ihm mitumfaßt zu werden. Zwischen jenem schlimmsten und diesem leichtesten Fall von Unversöhnlichkeit liegt offenbar die ganze Mannigfaltigkeit der Maße, mit denen die Unversöhnlichkeit den Frieden noch in den Schatten des Kampfes stellt.





Romfahrt/ Aufzeichnungen von Otto Erich Hartleben

„Alsus sulnt ir minnen, Kinder, überal
und flen in daz hoehste, daz ist der überschal.“
Meister Eckhart.

Berlin, 21. Februar 1896.

„Wozu lebst du eigentlich?“

Ich möchte wohl wissen, ob es überhaupt viel Menschen giebt, die sich diese Frage vorlegen. Ich habe es schon als eine Theorie aussprechen hören, daß gesunde Menschen, geistig und körperlich gesunde Menschen sich diese Frage niemals stellten, daß das Auftauchen dieser Frage im Bewußtsein bereits eine Krankheitserscheinung, ein Zeichen des Niedergangs sei.

Dieser Ansicht liegt die bekannte Auffassung vom Menschen zu Grunde, nach der gesund und stumpfsinnig gleichbedeutende Begriffe sind, jene Auffassung, die alles für Unnatur erklärt, was sich nicht direct aus allgemeinen oder durchschnittlichen Instincten ergiebt. Die Affen bilden den rechten Flügel dieser Art Conservativismus.

Thatsächlich haben die Menschen, wenigstens einige von ihnen, sich schon recht lange danach gefragt: was denn nun eigentlich der Zweck ihres Daseins sei, und sind vielfach auch schon auf recht verschmitzte Antworten auf diese Fragen gekommen.

Meistens nennt man diese verschmitzten Antworten Religionen. O wie froh waren die besten Köpfe, wenn plötzlich eine solche Antwort gefunden war! Mit welchem Feuereifer suchten sie alsbald die Antwort in eine Formel zu bringen und sie dann aller Welt aufzuzwingen. Auch darin lag ein Instinct der Reaction. Das Thier im Menschen gedeiht nicht, wenn es zu sehr, zu oft beunruhigt wird durch das ewig drohende Warum. Es will seine Ruh haben.

Die Mehrzahl der mit uns Lebenden hat auch heute noch ihre Religion und ihre Ruh. Da sie Geschöpfe sind, für die ein Schöpfer die Verantwortung hat, brauchen sie sich nicht zu fragen, warum sie leben, sie ruhn in Gottes Hand. Und wenn sie sich dennoch fragen, so ist ihre Antwort gegeben: sie leben, weil Gott es will:

„Dies alles ist ein Spiel,
das ihr die Gottheit macht:
sie hat die Creatur
um ihretwilln erdacht.“

Aber wir — eine Minderheit der heute Lebenden — wir haben keine Religion mehr, wir glauben nicht mehr an Gott.

Die Minderheit ist nicht so klein, wie es den Anschein hat, wenn man unser

öffentliches Leben betrachtet. Das ist ja das Lustigste an unserem lustigen Zeitalter: diese allgemeine, grenzenlose und schamlose Heuchelei der Gebildeten. Das Lächeln der Auguren im alten Rom war auch ganz lustig — aber es war doch niedere Komik im Vergleich mit dem köstlichen Ernst, mit dem die heutige Bourgeoisie den Grundsatz predigt: Dem Volke muß die Religion erhalten bleiben. Zum Volke zählen sie auch die eigenen Kinder, die sie taufen und firmeln lassen.. o sie sind sehr drollig! Sie würden sehr böse werden, wenn sie es noch erlebten, wie herzhaft spätere Zeiten über sie lachen werden, denn es sind würdige und ordentliche Leute — wenn sie auch selber nicht an Gott glauben.

Und deshalb werden sie es sich auch verbitten, wenn ich sie in unser Wir mit einschließe. Sie haben zwar den Glauben der Väter verloren, aber sie beklagen das tief und sagen es am liebsten keiner Seele. Ja, sie gestehen es sich selber meist nur in einer kurzen Zeit ihres Lebens, so zwischen dem zwanzigsten und dreißigsten Lebensjahre — später sprechen sie dreist wieder von Gott und verstehen dann darunter: „Das All" — „die Natur" — „die Welt" — „das Absolute" — kurz Alles, was eigentlich Nichts ist.

Wenn man einen Menschen fragt, was „compact" sei, so wird er stets antworten: „Compact? Nun das ist eben ..." Und dann wird er die geöffneten Hände mit gespreizten und zum Greifen gekrümmten Fingern gegen einander bewegen und uns erwartungsvoll, ob wir ihn auch verstünden, anschaun. Nicht weniger possierlich benimmt sich ein Gebildeter, dem man von ungefähr die Frage vorlegt, was er unter Gott verstehe. Goethe hat es ihnen allen vorgemacht mit dem berühmten „Name ist Schall und Rauch"...

Diese Art von „Aufgeklärten" fragt sich auch sehr selten nach des eigenen Lebens Sinn und Zweck. Sie befinden sich zumeist in geordneten Verhältnissen und festen bürgerlichen Stellungen und das erscheint ihnen genügend. Ein schlechter Referendar, der nicht auf die Frage, wozu er lebe, antwortet: damit ich das Assessorexamen bestehe — ein schlechter Assessor, der nicht im Regierungspräsidenten das Ziel irdischen Ringens verehrt. Und wenn man erst Regierungspräsident geworden ist — löst man überhaupt keine Fragen mehr.

— — — — — — —

Berlin, den 25ten Februar 1896.

„Wozu lebst du eigentlich?"

Mein Freund Moritz, der Maler, mit dem ich heute im rothen Meer eine nachdenkliche Flasche Rothwein leerte, meinte, die Welt sei allerdings ein Ball, zu dem man eingeladen sei. „Aber man würde doch nicht zu seinem Vergnügen eingeladen, sondern damit man mit den Damen tanzt."

Der Genuß als Sinn des Lebens genügte ihm nicht recht. Er meinte, daraus könne man keine Folgerungen für die Ethik ziehen. Hat er Recht. Um so schlimmer für die Ethik.

Ich forderte ihn auf, mit mir nach Rom zu fahren. Aber er bedauerte, keine

Zeit zu haben, da er einerseits im Interesse seines Künstlertums, andrerseits im Interesse seiner Familie ein sehr, sehr reiches Mädchen heirathen wolle und dieses doch zunächst einmal kennen lernen müsse. Moritz ist mir stets seines Altruismus wegen merkwürdig gewesen: er denkt stets an andere — nie an sich. So lange seine Mutter lebte, war er in erster, zweiter und dritter Linie Sohn und dann erst Mensch und Künstler — und jetzt — ich bin überzeugt: er wird thatsächlich heirathen.

Berlin 26. Februar 1896.

Als fünfzehnjähriger Jüngling dichtete ich ein Gedicht, das zwar nichts taugt, weil es erklügelt ist, und das ich deshalb auch nicht in meine Verse aufgenommen habe — das mir aber jetzt interessant ist, weil es mir beweist, daß ich mich damals schon mit denselben Problemen herumgeschlagen habe und mich auch wohl bei denselben Antworten zu beruhigen pflegte, wie heute.

Die Verse lauten:

„An ihrem Bilde welkte dieser Kranz —
dir drück ich ihn ins üppige Lockenhaar:
du drängtest ja aus meinem Herzen ganz
ihr Bild — das mir vor Zeiten Alles war.

Und so siegt über Totes stets das Leben.
Daß wir das Dasein zum Genuß gestalten,
hat nur ein Gott uns in die Brust gegeben —:
stirb — doch du mußt dich ewig neu entfalten."

Jever 1879.

Berlin 27. Februar 1896.

Heute früh erhielt ich von Max Halbe aus München die Nachricht, daß der Anstich des echten Salvators auf dem Nockherberge in Giesing präcise Sonntag den 15ten März erfolgt. Es ist mir lieb, daß ich jetzt weiß, wann ich meine diesjährige Romfahrt anzutreten habe. Ich werde also Sonnabend, den 14ten März Abends 10.36 hier abfahren.

Berlin 2. März 1896.

Verlorene Nacht.

Schlaf, du trauriges Kameel,
hast auf deinem Wiegerücken
aus der lieblichsten Oase
in die Wüste mich getragen ...

Hielt, ein sieggewohnter Pascha,
hielt im Arm das zappelnd lustige
Mädchen, das sich nicht verhüllte,

lachend tausend Possen spielte,
und dann wieder traut gesellig,
mir die müden Augen küßte . . .
fühlte mich so reich und sicher,
glückgenießend — gottgeworden,
schlief an ihrem warmen Herzchen
selig ein — eh noch die Liebe,
die bewegte, sich ersättigt. —

Da — es klang ein fades Lärmen
mir ans Lager — ich erwachte,
sah der Sonne frechen Frühblick,
sah kein Weib an meiner Seite —
draußen hört ich auf dem Gange,
wie sich fremde Stimmen kreuzten . . .

Und da klopft es — und ein biedrer
Vetter steht vor mir und mahnt mich —
Gott verdamm' mich! — daß es Zeit sei
einen andren biedren Vetter,
wie versprochen, aufzusuchen . . .

Schlaf, du trauriges Kameel,
hast auf deinem Wiegerücken
aus der lieblichsten Oase
in die Wüste mich getragen!

3. März 1896.

Ich war neulich in Leipzig und wohnte der Aufführung eines alten, sehr mäßigen Stückes von mir bei, die von der dortigen litterarischen Gesellschaft veranstaltet wurde. In der Generalprobe hört' ich auf einmal, wie der Herr auf der Bühne, der so die besseren Sachen zu sprechen hatte, ungefähr folgendes sagte:

„Ja, sie hat wohl allerlei von mir gelernt . . nicht das Einmaleins . . das hab ich ihr nicht beigebracht . . und daß es im Leben häßlich eingerichtet sei, auch nicht. Solche Elementarkenntnisse brachte sie schon mit. Aber andere Dinge . . . daß Goethe sehr schöne Verse gemacht habe . . wie Max Liebermann Bewegungen male und dergleichen. Daß es ungeschickt sei, immer auf dem Kopfe herumzulaufen, ungeschickt und anstrengend zugleich . . . daß das Weib nicht zum Manne werden solle, sondern beide zu Menschen . . und daß die religiösen Wunden, die uns die Wissenschaft geschlagen hat, nicht durch diese selbst wieder geheilt werden können — wohl aber durch die Kunst. Und daß das Leben um des Lebens selber willen schön sei. —"

Ich war sehr erstaunt. Sollte ich das wirklich geschrieben haben? Mein Stück war mir doch von einigen Aufführungen bekannt genug — aber so etwas hatte ich nie vernommen.

Ich begab mich also zum Doctor Heine, der als litterarischer Leiter der Gesellschaft die Regie führte. (Er ist gleich mir Meister des Leipziger Augurencollegs.)

— Steht denn das da so drin?

— Aber lieber Meister — erwiderte er mir mit graziösem Lächeln —: natürlich steht das da drin. In diesen Sätzen liegt ja der Sinn Ihres ganzen Stückes.

— Merkwürdig ...

Um meine letzten Zweifel zu beseitigen, reichte er mir sein Buch. Da fand ich denn allerdings die citierte Stelle, aber ich fand auch, daß sie mit dicken blauen Strichen vertilgt war, und sah ihn fragend an.

— Ja, Sie wissen doch, Meister, daß ich durch Dr. Blumenthals Güte das Regie-Buch des Lessingtheaters hier habe. Aber seine Striche sind nicht meine Striche.

Nun war ich beruhigt. Ich begriff, weshalb mir die Worte nicht im Gedächtnis waren. Aber ich beschloß, sie mir von jetzt an zu merken ...

„Und daß das Leben um des Lebens selber willen schön sei." —

Berlin 4. März 1896.

Unglückseliges Italien! Während ich mich rüste, um von Norden her meinen Einzug zu halten, bringt dir der König Menelik im Süden eine Niederlage nach der andern bei. Wahrlich sie könnten einem leid tun, die Italiener. Eben waren sie im Begriff die nötigste Ordnung im eigenen Hauswesen durchzusetzen, da kriegen sie solche Schläge und der deutsche blaue Schein wird alsbald wieder mit 130 Lire nicht zu theuer erkauft sein.

Als ich im Frühling vorigen Jahres Italien verließ, standen der Lire-Kours und Crispi groß da. Dieser ging aus dem Wahlkampf des 26ten Mai mit glänzender Majorität als Sieger hervor. Wenn ich jetzt wieder hinunter komme und wieder beim Augusto Campagnoli in der Via Missione den Fiasco leere, dürfte sich das Blättchen gewendet haben und in dem riesigen Barockpalast gegenüber, auf dem Monte Citorio, werden die Gegner des begabten „Bigamisten", die Rudini und ..... das große Wort führen.

Ein Crispi, der keine Erfolge, keine drastischen, brutalen Erfolge aufzuweisen hat, ist ein stilwidriges, unmögliches Geschöpf — ein Bismarck ohne 66 und 70. —

Nun — was mich persönlich einigermaßen über das Schicksal des Mannes tröstet, ist die vergnügliche Aussicht, daß das deutsche Geld diesmal etwas länger reichen wird, als im vergangenen Jahre. Wenn ich recht lange unten bleibe und recht viele Hundertmarkscheine wechsele, wird, so hoffe ich, das Ersparnis nicht unbedeutend sein.

Berlin, 5. März 1896.

Heut ist der erste lachende Vor-Frühlingstag. Acht Grad Wärme und Sonne! Nun möchte ich gleich auf und davon. O, ich liebe sie unendlich diese Präraphae-

liten-Zeit des Jahres mit ihrer keimenden Sehnsucht in den mageren Gliedern. Noch ist Alles Contur und feste klare Form — das Filigran der Äste auf dem hellen mattblauen Himmel ist noch scharf und unverwischt — und schon lebt im Blute, wie im Saft der Bäume die schwellende Ahnung kommenden reicheren Lebens.

Auf nach Rom! Wozu noch länger zaudern!

Berlin 6. März 1896.

Schon ist es geschehen; Crispi ist nicht mehr. Schmucklos ist er und freiwillig gegangen.

Mir fällt eine niedliche Geschichte ein, die mir voriges Jahr mit ihm passierte. Da waren wir zu dritt, der Maler und Dichter Fritz von Khaynach, der etwas schwerhörig ist, ferner der taubstumme Bildhauer von Woedcke und ich durch die Porta S. Paolo in die Campagna hinausgefahren. Es war am zweiten Mai und wundervolles Wetter. Nachdem wir der gewaltigen Basilika des heiligen Paulus unsern Besuch gemacht hatten, fuhren wir weiter hinaus und gelangten zu der rühmlichst bekannten Osteria del Ponticello. Hier machten wir Halt und ließen uns beim Weine nieder. Der Garten der Osteria war höchst sinniger Weise durch Taxushecken in Stübchen geteilt, die fast alle von fröhlichen Menschen bevölkert wurden. Wir hatten uns den letzten und größten dieser Räume ausgesucht, in dem außer uns noch eine größere Gesellschaft junger Leute beiderlei Geschlechts in bereits sehr lustiger Stimmung beisammen saß. An ihrem Tische ging es so fidel zu und das ganze Bild war so reizvoll, daß ich alsbald meinen photographischen Apparat zückte, um mir die Situation zu fixieren. Hierauf wurden alsobald die schönen Römerinnen aufmerksam und eine hatte nichts eiligeres zu thun, als auf den Tisch zu springen, der schon mit köstlichen Speisen bedeckt war. Es war, wie ich später erfuhr, eine geschätzte Ballerine, von der man nicht verlangen konnte, daß sie beim Photographieren ihre Beine unter den Scheffel stellte.

Überhaupt war die begeisterte Aufnahme, die mein photographisches Attentat bei diesen glücklichen Menschen fand, charakteristisch genug. Soviel weiche und glatte Liebenswürdigkeit und momentane Hingabe wie die Italiener in solchen Fällen an den Tag legen, berührt uns ganz wunderbar und, wenn man selber in der Stimmung ist, kann man es entzückend finden.

Ich hatte meine Platten längst verschossen, aber noch immer mußte ich photographieren. Ich that es auch. Ich stellte mir zu meinem und meiner Freunde Ergötzen die guten Leute zu den verwegensten Gruppen zusammen, photographierte die jungen Mädchen einzeln in nächster Nähe — alles natürlich auf die letzte arme Platte, die ich drangeben mußte. Es machte allen Betheiligten das größte Vergnügen.

Schließlich schickten sie uns eine große Schüssel mit Hummersalat, von der wir als höfliche Menschen dankbar aßen. Die Unterhaltung war ziemlich schwierig, denn da wie gesagt der eine von uns schwerhörig, der andere taubstumm war und da ich sehr wenige italienische Worte ihrem Sinne nach zu würdigen wußte, so machten wir nicht gerade einen polyglotten Eindruck.

Nachdem wir den Hummersalat aufgegessen hatten, war ich aber doch der Ansicht, daß nun etwas geschehen müsse. Ich erhob mich also mit dem Glase in der Hand und trat gefolgt von meinen beiden bildenden Künstlern an den Tisch der Italiener und hielt folgende Ansprache.

— Evviva Italia!

Bereits nach diesen wenigen Worten unterbrach mich eine so stürmische allseitige Begeisterung, daß ich mir eine weitere Ausführung meiner Gedanken ersparen konnte. Alle stießen sie mit uns an und alle riefen sie mit freundlichem Lächeln:

— Evviva la Germania!

Aber den Baron von Khaynach ließen meine rhetorische Erfolge nicht ruhn, auch er wollte eine kleine Rede halten, erhob sein Glas und rief:

— Evviva Crispi!

Er hatte Glück, es zeigte sich, daß wir unter liberal gesinnten Bürgern Roms waren, die das Hoch auf den alten Verbrecher mit Wonne aufnahmen. Es hätte uns ebensogut passieren können, daß wir am andern Morgen auf einer römischen Polizeiwache mit verbundenen Köpfen aufgewacht wären. Denn die Wahlcampagne war damals schon im vollsten Gange und die Gegensätze scharf genug.

Aber nun glaubten die guten Italiener, auch unseren politischen Leidenschaften schmeicheln zu müssen, und als die Gläser zusammen klangen riefen sie:

— Evviva Caprivi!

Da freuten wir uns sehr. Denn wenn der Graf Caprivi auch schon lange nicht mehr Kanzler des deutschen Reiches war, so genoß er doch den Ruf eines braven, gesitteten Mannes, und einen solchen zu feiern ziert das Gemüt.

Berlin, 13. März 1896.

Ich verlebte die verflossene Nacht mit Carl Peters. Er ist ein Mann der That — auch dem Alkohol gegenüber und ich bin, so oft ich mit ihm zusammen treffe, lebhaft interessiert. Er ist ein philosophisch durchgebildeter Kopf wie der Hebbelsche Holofernes. Bei Hiller hielt er gegen drei Uhr Nachts einem utilitarischen Deutsch-Amerikaner, der mit von der Gesellschaft war, einen Vortrag über Kant. Der Amerikaner verstand ihn zwar nicht, aber das lag nicht an Carl Peters, der ein paar Kantische Grundgedanken klar und energisch darstellte.

Ich kenne keinen Menschen, der in sich gefesteter und sicherer wäre, der ein besseres Gewissen hätte, als dieser Carl Peters, über den am heutigen Tage, während ich dieses schreibe, im Reichstag alle Sittlichkeits-Autoritarier herfallen werden. Ihm ist wirklich der Mensch das Maß aller Dinge und zwar nicht der abstracte Mensch, „die Menschheit" als Ideal, sondern der wirkliche Mensch selber — nämlich ich. Ihm ist es schlechtweg unverständlich, wie sich die Leut darüber aufregen können, daß er so und so viel andre Leut hat aufknüpfen lassen. Wenn er, Carl Peters, das gethan hat, so wird er doch dazu seine hinreichenden Gründe gehabt haben. Nun also! Schließlich muß er es doch am besten wissen, wen er aufknüpfen lassen will und wen nicht. —

Ich habe mich übrigens mit ihm nach Rom verabredet. In vierzehn Tagen ist auch er dort. Der König von Italien will mit ihm über Abessinien plaudern — nachher wollen wir eine Römische Nacht möglichst im Stil jener hochseligen Herren Crassus und Lucullus feiern ...

Morgen fahr ich nun endlich ab.

München, 16. März 1896.

Tausende von Menschen auf einem engen Raum vereinigt — nicht um Rath zu schlagen oder sich etwas vorlügen zu lassen, sondern alle nur beseelt von dem einen friedlichen Wunsch, möglichst viel und möglichst gutes Bier zu trinken. Diesen erhabenen Anblick, der wohl geeignet ist, einem den Glauben an die Menschheit wieder zu geben, gewährte gestern der Nockherberg, auf dem der Anstich des Salvators stattfand. Für den Münchener bedeutet dieser „Sonntag vor Josephi" den Anfang des Frühlings, und heuer war wirklich der Frühling erschienen, also daß man im Freien auf dem Boden saß und fröhliche Töne dem .... entlockte. Dazu erzählte Max Bernstein seine bekannten besseren Geschichten, Basilio erfüllte die Luft mit Wohltönen und der „Dichter der Jugend" aß Käse. Es war ein herrlicher Tag. —

Ich denke, ich werde die Salvator-Saison in München bleiben. Rom mag warten.

München, 17. Maerz 1896

Lieb ist dies München, lieb! So oft ich hierherkomme — und das passiert so vier, fünf Mal im Jahr, fühl ich mich aufs Neue warm berührt und gefesselt. Wie eine Geliebte, die man sich hüten muß allzu oft zu sehen und deren Zauber man zerstören würde, wollte man sie plumper Weise heirathen — so ist mir diese Stadt. Ich werde, so gern ich sie habe, nie die Dummheit begehen, nach ihr überzusiedeln.

Was mich veranlaßt, in Berlin zu leben und leben zu bleiben, ist mein Bedürfnis großer individueller Freiheit. In Berlin verkehre ich ganz genau mit denjenigen, mit denen ich verkehren will. Schon hier in München giebt es „Kreise", denen man sich nicht entziehen kann. In Berlin kann ich, wenn ich mag und ein Dienstmädchen besitze, das sich gut aufs Verleugnen versteht, Wochen lang allein leben, ohne daß es auffällt. Ich kann aber auch, wenn mich die Laune treibt, täglich und nächtlich in lebendiger und geistvoller, täglich und nächtlich in neuer Gesellschaft sein. Alle Möglichkeiten der Lebensführung sind mir gegeben und niemals empfinde ich dort das Sargdeckelgefühl: so mußt du leben — es ist nicht dein eigener schöpferischer Wille.

München 22. März 1896.

Gestern Abend war ich im Residenztheater, wo man die Komödie der Irrungen gab. Wozu — weiß ich nicht. Ich denke mir aber so was kommt von der Bildung.

Oder sollte die Freude an dieser Kasperle-Komik und diesen Wortwitzeleien wirklich noch naiv sein? Das wäre dann freilich noch schlimmer.

Mindestens sollten sie doch diese Kalauer-Monologe weglassen. Erstens macht Julius Stettenheim das viel besser — denn auch ein Sinn muß bei dem Wortwitz sein — und zweitens sind diese Silbendreschereien nichts weiter als „Einlagen", die der Ungeschmack jener Zeit forderte — sie stehen künstlerisch nicht höher als die Couplets in einem „Berliner Volksstück".

Wenn man ein solches Volksstück später ernst nehmen will, wie es zum Beispiel mit „Mein Leopold" geschehen ist, so streicht man natürlich die Couplets heraus.

Bozen 24. März 1896.

Gestern fuhr ich von früh 11 Uhr bis Abends 7 Uhr einmal wieder die herrliche Brennerstraße entlang. Es war ein schöner sonniger Tag und die Berge, noch ganz im Schnee, lagen klar und zum Greifen nahe da. Obwohl es schon das achte Mal war, daß ich diese Strecke fuhr, war ich doch wie beim ersten Mal in gehobener freudiger Stimmung. Gerade im Frühjahr, wenn der Schnee noch nicht gethaut ist, wirkt das Hochgebirge unendlich großartig.

Wie noch stets, wenn ich zu Bozen im Greif abgestiegen bin, traf ich dort zufällig einen Bekannten. Diesmal war es ein Arzt aus Leipzig, mit dem ich mich dort vor 10 Jahren studierenshalber aufgehalten und den ich seitdem nicht mehr gesehen hatte. Um ihm etwas Liebes zu tun, führte ich ihn nach Tisch in das Batzenhäusl. Dort sang er mit süßem Munde zur Guitarre und lockte nach und nach alle Gäste an unseren Tisch. Auch eine allerliebste Dame setzte sich zu uns und so fehlte denn einmal wieder weder Wein noch Weib noch Gesang.

Bozen 24. März 1896.

Selig sind die Scatspieler, denn sie wissen, wozu sie leben. — Hat einer gewonnen, so freut er sich seiner Tüchtigkeit, hat er aber verloren, so hofft er, daß das Glück ihm ein anderes Mal günstiger sein werde. Im ersteren Falle beseligt den Menschen das Gefühl der glücklichen Gegenwart, im zweiten Falle ist ihm ein neues Ziel gesteckt und in beiden Fällen ist ein Überdruß am Leben völlig ausgeschlossen.

Es war gerade ein Jahr her, daß ich nicht mehr Scat gespielt hatte, denn in Berlin tritt die Versuchung nicht an mich heran. Vor einem Jahr, es war in Rom an einem elenden Regentag, hatte ich beim „kleinen deutschen Mann" zwei lustige deutsche Priester kennen gelernt, die sich während des sehr billigen Essens bemühten mir die Beweise vom Dasein Gottes vorzuplausibeln. Es gäbe einen kosmologischen Beweis, der sei aber nicht ganz stichhaltig, dann einen zweiten, dessen Namen sie vergessen hätten und dann noch zwei andere, die mir nun leider inzwischen entfallen sind, die mir aber als sehr listig in der Erinnerung vorschweben.

Inzwischen regnete es immer weiter. Um schließlich dem Gespräch eine ernstere

Wendung zu geben, fragte ich die Herren, ob sie denn auch Scat spielen könnten. Da kam Leben über sie. Während sie bis dahin einen mühsam docierenden Ton festgehalten hatten und durch Seitenblicke aufeinander sich zu vergewissern suchten, ob sie das Gelernte auch richtig wiedergaben, brach jetzt der frohe Dialect ihrer Jugend hervor und sie versicherten mir auf Westphälisch und Schlesisch, daß sie in dem erwähnten Spiele Meister seien.

— Dann, liebe Freunde — erwiderte ich — sehe ich den Grund nicht ein, weshalb wir nicht den heutigen traurigen Nachmittag bei jenem schönen Spiele verbringen sollen.

Sie zögerten. Es wäre ihnen wahrscheinlich lieber gewesen, wenn sie mich zuvor von dem Dasein Gottes überzeugt hätten, eh sie sich mit mir an eine Lässigkeits-Sünde begaben — aber schließlich siegte doch — der Regen, und sie willigten ein.

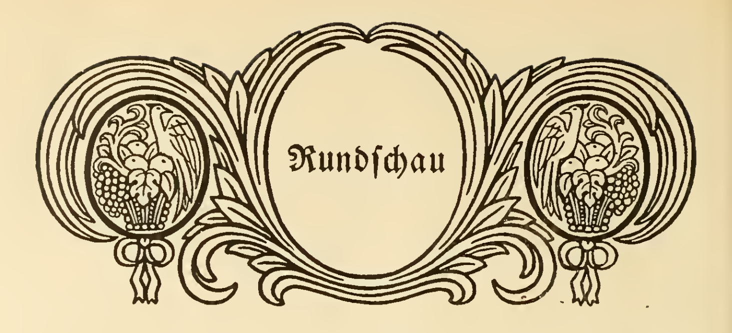
Aus Rücksicht auf ihre Talare suchten wir in der oberen Etage des Spatenbräus eine chambre separée auf, die für gewöhnlich wohl zu noch weltlicheren Zwecken offen stand oder geschlossen war, und dort gingen wir aus Werk.

Es ist wohl unnötig zu sagen, daß mich die beiden geistlichen Herren ganz schmählich hineinlegten, denn erstens spielten sie beide viel besser als ich (wozu recht wenig gehört) und zweitens mogelte der eine von ihnen, der Schlesier in einer kindlich-frohen Weise beim Anschreiben, was ihn beinah in eine kleine Schlägerei mit seinem Amtsbruder verwickelt hätte, wenn ich nicht für seine Ehrlichkeit eingetreten wäre — zwar wider besseres Wissen, aber weil es immer noch regnete.

Kurz: Der Nachmittag war sehr gemüthlich und wird mir unvergeßlich bleiben ...

Heute nun, hier in Bozen hab ich wieder einmal Scat gespielt. Aber diesmal nicht mit zwei römisch-deutschen Priestern, sondern mit zwei Juden, von denen der eine ein weltberühmter Capellmeister und der andere ein großer Vertheidiger war, beides bessere Menschen. Es wurde weder zur Einleitung über das Dasein Gottes geredet, noch wurde später gemogelt. Es war auch nicht in einer steinernen chambre separée, während es draußen regnete, sondern es war im Freien in einem wunderschönen Frühlingsgarten in Gries und die Sonne schien gütig und warm.

Die einzige Ähnlichkeit, die der heutige Scat mit dem vorm Jahr hatte, war, daß ich wiederum hineingesenkt wurde, aber ich hoffe, daß ich, wenn ich so fortfahre, diesem Spiele nur einmal im Jahre zu fröhnen, es noch werde erschwingen können.



Meta Konegen

Stehr behandelt in der Meta Konegen mehr ein typisches, als ein Einzelschicksal, und mehr ein symbolisches, als ein typisches. Niemand ist tiefer als er in das Geheimnis des Weibes eingedrungen; und was er dort in den Untergründen und Abgründen der Seele fand, lehrte ihn, daß die Ehe nicht durch Zufall zur Tragödie für die Frau wird: die Natur selber schuf diese Tragödie, — und sie schafft mit ihr. Die Frau, je echter sie Weib ist, will den echtesten Mann; der Mann, je echter er ist, will ein Werk. So gehen beide nur den Anfang ihres Weges gemeinsam, sich aneinander haltend und Auge in Auge; aber dann fliegt der Sinn, fliegt die Seele des Mannes seinen Schritten voraus, die Frau bleibt den halben Schritt zurück und trägt mit beiden Händen seine eine, oft lässig überlassene, an ihrem Herzen.

Er sieht sich um, das ist die Stunde des Glücks; ihre Augen aber ruhen immer auf ihm, und der unerwiderte Blick schwankt in Sehnsucht, Groll und Schmerz und Trotz, in Verachtung und demütiger Trauer.

Der Professor Konegen ist ein schwacher Mann, das ist ein heftiger Mann, und er reißt seine Hand ganz los. Er ist ein Gelehrter, ein Spintisierer, ein Volksbeglücker und kann nicht gehen, — so will er fliegen. Er ist ein schwacher Mann, das heißt ein tyrannischer; so will er, daß sein Weib mit ihm fliege nach einem wunderlichen Stern seraphischer, dem Leiblichen entfremdeter Gewöhnung.

Der Mann denkt selten daran, daß der Respekt, den die Frau seinem Tun und Treiben entgegenbringt, mit einem tiefinnerlichen Befremden gemischt ist, mit einer freudigen Nachsicht, wie man dem Spiel von Kindern zuschaut. So anders ist die Welt in beiden Köpfen gemalt wie in zwei Augenpaaren, von denen das eine kein Grünes, das andere kein Rotes sieht. Der Gegensatz wird umgeschmolzen, und dieses nennen die Menschen Liebe. Sie ist ein feuriges Element, aus den Sinnen brechend und den Sinnen verhaftet. Meta Konegen darbt in ihren Sinnen, und das ist für sie in ihrer Seele. Sie hat keine Seele, die ohne Sinne leben könnte, und keine Sinne, die ohne seelenhafte Durchsüßung Ruhe und Unruhe finden; beides ist eines. Sie ist so ganz Weib, daß sie nur schwach zur Persönlichkeit entfaltet ist. Stehr führt dieses Unpersönliche und dabei Seelische in ihr mit einer wunderbar zarten, schonenden Hand. Sie liebt garnicht eigentlich diesen Joseph Konegen, Professor, Gutsbesitzerssohn und Gelehrten; sie liebt ihren Ehemann. Aber das Persönliche allein ist es, was gegen die Grundfeindseligkeit der Natur siegreich bleibt. Das Persönliche, wie immer es zustande komme, durch Bildung, soziale Bedingungen, Konventionen, treibt den Kampf der Menschen nach außen, ins Sichtbare, ins Äußerliche, und macht ihn zur Lust und Kraft. Meta Konegen also kann nur leiden, und so muß sie fallen. Die Verwirrung und die Hülflosigkeit drängen sie einem jungen Menschen in die Arme, der seelischen Zauber in der Liebe

nur spürt vor dem Genuß und als Mittel der Verführung. Als sie erkennt, daß sie einen schnöden Genuß statt der Liebe verschenkt hat, zerbricht ihr Seelengefüge, und sie muß sterben.

Wenn dieser Liebhaber kein Lümmel wäre, — man könnte sich denken, daß dann ihr Schicksal denselben Ausgang nehmen würde auf einem anderen, feineren Wege. Das jahrelange Darben hat die Sehnsucht ihrer Sinne bis zu einem Taumel getrieben, in welchem sie die Stimme ihrer Instinkte nicht mehr oder falsch hört. Die erste Hingabe, die erste Beruhigung würde, es wäre möglich, den Taumel von ihr nehmen; die Linien des Lebens würden für sie ihre realen Verhältnisse zurückgewinnen, und drei Menschen würden Wille gegen Wille im Kampfe stehen.

Stehrs Führung bringt nicht die Situation des Kampfes. Seine theatralische Erfindung ist allzusichtlich aus dem Zweck geboren, statt aus dem Grunde; sie ist nur scheinbar polyphon. Er hat nur scheinbar ein Drama geschaffen. Drama ist in Stehrs Werken zum erstenmal ursprünglich im „begrabenen Gott"; bis dahin waltet eine monographische Form, sie ist in der Meta Konegen unverkennbar. Stehr ist auch in diesem Werk der große Gestalter und Seelenkenner; seine visionenstarke Phantasie läßt ihn den Raum der Bühne klar übersehen; es ist nicht wahr, daß das Drama an technischen Ungeschicklichkeiten versagte. Es versagte vor dem Publikum aus gleichgültigen Gründen äußerer Art; aber es versagte vor dem Dichter, weil er das Gesetz der besonderen Form nicht erkannte und es verletzte.

Ein dichterischer Stoff ist ein Lebenskomplex aus vielen, vielen Einzelheiten. Die Form des Kunstwerkes gibt, ganz einfach empirisch angesehen, zumindest, eine Methode an, aus den tausend Lebenseinzelheiten die hundert auszuwählen, die das Kunstwerk machen. Stehrs Wille war es, die Seele eines Weibes zu analysieren; aber die Bühne will nicht analysieren. Was auf der Bühne ist, ist zum Sehen da, ist ein Spiel zum Schauen. Von dem Augenblick, da Aeschylus den zweiten Schauspieler einführte, war das Wesen des Dramas als eines nach außen gerichteten, sichtbaren Kampfes bestimmt. Die unpersönliche Seele spricht zu keiner andern, nicht einmal zu sich selbst; so die der Pflanze, die des Jünglings, und so die dieses Weibes Meta Konegen mit dem pflanzenhaft dumpfen, reinen Geschlecht. In solchen Seelen ist Gesang, nicht Sprache. Aber den zweiten Schauspieler einführen, bedeutete: die Seelen zum Dialog zwingen, sie zu Personen verengen und hämmern, und das Drama schaffen gegen den Geist der Musik.

M. H.

Eines Dichters Stimme*

Nie waren unser so viele. Nie zuvor hat es in Wahrheit so viele gegeben, in denen eine Stimme schlief. Es ist wie eine schwere beklommene Nacht, die selbst die Düfte der Blumen gebunden hält; aber der leiseste Windhauch löst alles. Wir sollen von einer Welt Abschied nehmen, ehe sie zusammenbricht. Viele wissen es schon und ein unnennbares Gefühl macht Dichter aus vielen. Mit seltsamen Herzen gehn sie umher, von allem schon gelöst und doch im innersten gebunden. Was da ist, ihnen ist es schon nicht mehr da, und was kommen soll, versagt sich ihren Lippen. Wie der Scheidende von Vaterhaus ein geliebtes Gerät umschlingt und an sich drückt, so tun sie und die Gefühle einer Welt werden von ihren Händen umschlungen, an ihre Brust gedrückt, im Abschiednehmen. In ihnen kommt das Erste zum Letzten, sie spüren die Schmerzen jeder Lust, die Lüste aller Traurigkeiten. Sie fühlen sich einsam unter den Freunden, suchen in der Einsamkeit sich selber, ahnen in ihren Herzen das was bleiben wird, wenn eine Welt zusammenbricht, und treten aus der Einsamkeit wieder unter die Freunde: denn da sie einsam waren, gerade da haben sie in sich die anderen gefunden. Und die anderen finden sich zu ihnen. Dichter sind sie und eine Lust will aus ihrem Mund und wäre es eine Lust voll Grauen. Priester sind sie, so müssen sie weihen, und wäre es der Abgrund vor ihren Füßen. Angstvoll werfen sie ihre Gedichte hin, wie Blüten-

* Rudolf Schröder: Empedokles. Rudolf Schröder: Sonette. Im Insel-Verlag.

zweige in ein reißendes Gewässer und die Seelen der anderen flattern nieder wie versprengte Tauben, sich auf den treibenden Zweigen auszuruhen.

Diese Bücher sind voll Klagen. Ihre Bitternis ist so groß, daß es manchmal ist, als müßte der in sich erstarren, dessen Jugend so ins Dasein blickt. Aber die klagende Stimme tönt fort und sie tönt so rein, daß nichts als die Reinheit ihrer Klage, und nichts von der Bitternis ihrer Klage, in die Seele fällt. Diese Worte werfen keine Schatten. Nackt bis an ihren Fuß stehen die Dinge des Daseins in diesen Gedichten, nebeneinander wie die Stämme des Waldes in der Stunde bevor es Tag wird, so erhellt wie vom Schein der Ewigkeit und unnahbar: „die noch kein falscher Strahl des Lichts getroffen." Es ist als klagte der Dämon eines Baumes, einer Quelle in tiefer Einsamkeit den Wolken und den Winden, seinen Freunden, ein ungeheueres Leid, das ihn langsam erstarren macht. Aber seine Klage ist zugleich sein Leben, so lange seine Stimme tönt, kann er nicht sterben, und aus seiner Einsamkeit heraus weht der Wind zu denen, die horchen, nur die durchsichtige Reinheit seiner Stimme herüber, und sein Lied ist ihnen kaum mehr Klage, nur das Klingen einer Seele.

Hofmannsthal.

Soirées du Stendhal-Club*

L'amour a toujours été pour moi la plus grande des affaires ou plutôt la seule" sagt Stendhal, dem sein Großvater die Beruhigung gab: „Du bist häßlich, aber die Weiber werden dir das nicht vorwerfen, denn du hast eine Physiognomie." Es sind in seinem Leben Liebschaften, die er sich gestattet und grandes passions, die ihm das Glück erhalten — dans tout ce qui touche aux femmes j'ai le bonheur d'être dupe comme à vingt sept ans. Wenn er von einer Passion ergriffen ist, kommt es ihm nicht darauf an, das Ziel, das er sich sicher weiß, so schnell als möglich zu erreichen. Dazu ist seine wollüstige Energie nicht schwach, nicht vertrauenslos genug. Die Madame Curtal lernte er zu Anfang des Kaiserreichs kennen, in der Restauration wurde sie seine Geliebte. Mit Angela Pietragrua brauchte es zehn Jahre. Gewiß: er war nicht habile, darum aber auch nie degoutiert. Seine Liebe will, daß ihm die geliebte Frau alles offenbare, sich vor ihm ganz enthülle, bis in das Letzte hinein; erst wenn alles auf die Oberfläche des schönen Leibes gebracht ist, wenn alle selbst gestellten Schwierigkeiten gelöst sind, wenn alles in der Frau Leidenschaft zu ihm geworden ist und nichts mehr bleibt als der tolle Schrei — dann erst besitzt er sie, um rasch zu enden. Er zögert nicht aus Furchtsamkeit, sondern aus Kühnheit und weil er mehr haben will als die gefällige Geste des schwachen Augenblicks. Der Rausch kann nicht spät genug kommen.

In dieser neuen Publikation, die der andere feine Beylien Belugou einleitet, ist ein sehr wichtiges Dokument zum erstenmal veröffentlicht, die Konsultation für Banti; es betrifft Stendhals Passion für jene Dame, die er im Journal Comtesse Palfy, hier Duchesse de Bérulle nennt, und stellt die Frage: „Doit-il (d. i. Banti-Stendhal) ou ne doit-il pas avoir la duchesse? In dem trockenen Ton eines Amtsberichts folgt nun die subtile Analyse dieser Frau und ihrer Umstände mit dem Ergebnis: Attaque, attaque, attaque! Und er besitzt sie so vollständig, bis in das Geheimste hinein, das sie ihm ausliefern muß, entirely, wie Beyle sagen würde in seiner Vorliebe für englische Worte. Man muß sich, da man das beobachtet, sehr vor jener Formel hüten, die von etwas schwächlichen Wollüstigen als der Comble ihres Genießens ausgegeben wurde, von Barrès etwa so: „Sentir le plus possible en s'analysant le plus possible." Das ist nur die sparsame vorsorgliche Beschränkung eines Egotismus, der sein Ego zu verlieren fürchtet, wenn er sich von ihm auf zwei Schritte entfernt. Der Genußmensch der napoleonischen Zeit, der Dragonerleutnant, der eine Geschichte der Energie schreiben wollte,

*) C. Stryinski, Soirées du Stendhal Club. Documents inédits. Préface de L. Bélugou. Paris, Mercure de France.

war von etwas robusterer Konstitution und keinesfalls ein Kontemplativer, der seine états d'âme genießt und meint, er genieße so die Welt. Das ist von 1890 etwa und Bourget.

Stendhal sagt es oft genug, daß die Analyse unsere Leiden vermehrt, unsere Freuden vermindert; und es liegt seiner eher heiteren Art ganz fern, sein Leben auf die Analyse abzustellen, in dieser einen Zweck zu sehen. Ein Mittel ist sie ihm, auf den Verstand gegründet und nur mit allen Kräften des Verstandes zu üben. Aber: La vraie science en tout, depuis l'art de faire couver une poule d'Inde jusqu'à celui de faire le tableau d'Atala de Girodet, consiste à examiner avec le plus d'exactitude possible les circonstances des faits." Man sieht, wie es diesem Enthusiasten des Geschehens immer auf le fait, auf die Tat ankommt — nur um ihretwillen und um ihres vollen Gelingens willen ist die Analyse der circonstances. Beyle ist der glückliche Erbe der analytischen Ideologie eines Helvetius, die temperamentlos Valmond praktizierte; die große Zeit der Aktion, die er miterlebte und mitwirkte, erhöhen ihm den enthusiastischen Mut zu seiner eingeborenen Leidenschaft. Die Analyse ersetzt ihm nichts, sie hilft ihm. Erst den brüchigen Persönlichkeiten einer späteren Zeit wurde sie Ersatz des Lebens, ja Leben selber. Man will vielleicht auch noch die physiologischen Gründe, etwa: was Stendhal wohl veranlaßte, dieses sein analytisches Mittel in solchem Maße auszubilden, daß oft die Täuschung entsteht, es handle sich um nichts als das. Unsere Zeit legt, ich weiß nicht weshalb, großen Wert auf die physiologischen Gründe, auf die Motivierungen durch ein schmerzhaftes Hühnerauge. Ohne dem besonderen Wert zu geben, zitierte ich des Großvaters Wort von seines Enkels Häßlichkeit und füge nach Beyles Bekenntnis zu, daß er, allein mit der Geliebten, immer „muet, immobile, stupide, peu aimable et quelque fois offensant à force de dévouement et d'absence de moi" war: wer schnell fertig sein will, kann sich aus solchen Schwierigkeiten eines Liebhabers die Taktik erklären, aber das Problem ist doch viel tiefer, als daß man so rasch auf den Grund käme. Denn es ist nicht weniger als das Problem des Jahrhunderts, dessen erster Ausdruck Stendhal war, der sich seine Leser und Löser um 1880 dachte und leider nicht wußte, wie sehr er Goethe beschäftigte.

Franz Blei.

Schiller-Glocken

Nun haben sie ausgeläutet. Die Meisten freuten sich, aber es gab auch einige Spötter. Die Spötter haben diesmal nicht Recht. Sie könnten sich schweigend entrüsten, sie dürfen es aber nicht sagen. Sie müssen klug genug sein, um zu wissen, daß die Menge und der größte Teil der Gebildeten irgend eine Religion nötig hat, also auch religiöse Feste, und daß dies noch nicht das Schlechteste auf der Erde ist und daß es noch viel Unwürdigere treffen könnte, als diesen sympathischen und wahrhaft populären Dichter und so einsichtigen Denker. Also läutet ruhig, ihr schönbesungenen Glocken, auch wenn die Bäcker den Ceresdichter zum Patron erklären und die Elysiums unter seinem Zeichen ihre Töchter zeigen und George Moore ihn nicht leiden kann, weil er bloß Friedrich Schiller heißt. Es war ja fürchterlich, aber es war doch schön. Man las im Abendblatt die bunte Feier vor dem Berliner Schauspielhaus, und freute sich, daß das Volk noch seine Ideale hat. Bitte, wie soll es sie sonst haben? Es muß daran glauben, auch wenn es nicht versteht. Der Glauben ist die Gewähr dafür, daß der Magen noch unter dem Kopfe sitzt, und die großen Gefühle, die der Aristokrat schweigend verehrt, sperren im Volke den Mund gar weit auf.

In Hamburg läuteten die Glocken wenigstens nur in der Sterbestunde, in der Literatur aber seit Monaten. Es bimmelte um so lustiger, als für Schiller eine Art Messe zu lesen war, eine Seelenrettung. Dabei wird sich jeder nach seiner Art abgefunden haben. Schöne Früchte waren die Jubiläumsausgabe des Cottaschen Verlags, die Pantheonausgabe der Gedichte und zwei Diederichssche Veröffentlichungen: Der Briefwechsel mit Goethe, von Chamberlain mit einigen Seiten eingeleitet, die

unsere Leser kennen, und eine Sammlung von Aussprüchen zur „ästhetischen Erziehung“, die der Urenkel, Alexander v. Gleichen-Rußwurm mit bemerkenswert klugen und geistreichen Worten zusammenband.

Wenn man diese idealen Forderungen Schillers wieder überblickt, begreift man, in welcher Verlegenheit die Festredner sich befunden haben müssen. Der ästhetische Mensch, der ihm vorschwebte, ist zunächst gar kein Deutscher — das vaterländische Interesse sei nur für unreife Nationen wichtig — sondern er ist sozusagen ein Weltmann, der sich aus französischer Gefälligkeit und englischem Nützlichkeitssinn anmutig zusammensetzt. Der Rock, den ich anhabe, muß frei sein — ist er zu eng oder zu weit, so verliert er und ich von seiner Freiheit. Man muß spielen können, ohne den Ernst zu verlieren. Schone fremde Freiheit und zeige selbst Freiheit. Es gibt für den schönen Umgang kein passenderes Bild als einen gut getanzten und aus vielen verwickelten Touren komponierten englischen Tanz. Aus unseren anfänglichen sinnlichen Trieben ist es nicht die Vernunft, die uns erlöst — im Gegenteil, sie vergrößert sie eher. Sondern das Ästhetische rettet. Es hilft uns Ideale bilden, einen schönen Schein schaffen, überhaupt schaffen und in ihm allein fühlen wir uns rein und sicher. Gewiß wir spielen, aber wir sollen spielen: der Mensch soll mit der Schönheit nur s p i e l e n und er soll n u r mit der Schönheit spielen. Die Erschlaffung tut nichts. Denn sie gibt das, was sie an den Sinnen verliert, dem Geist ab. Der Geist ordnet unsere Willenskonflikte, unsere sozialen Schwierigkeiten, unsere Moral. Wir gelangen zu einer moralischen Schönheit, sobald die Pflicht uns zur zweiten Natur wird. Technische Ästhetik: wie die Vase im guten Aufbau eine Technik zeigt, die aus ihr selbst integrierend entsteht und ihr notwendig und angeboren ist, so der Mensch als ästhetisches Ideal.

Eine solche Theorie ist die nobelste und diskreteste Philosophie, die ein Geschmacksmensch haben kann, etwas vollkommen Aristokratisches. Was sie etwa an demokratischen Tendenzen noch enthält, ist der Rest gewisser mechanischer Anschauungen, die das 18. Jahrhundert zuletzt begeisterten: der Mensch als Produkt einer vollkommenen Technik. Ruskin hat verstanden solche konstruktive Forderungen mit der lebendigen Kunst und den Volksbedürfnissen in einen inneren Zusammenhang zu bringen. Aber Schiller? Er hatte das Pathos für das Unpathetische, die Geste für die stille Liebe. Ist das auflösbar? Ist aus seinem ästhetischen Menschen ein Volk zu schaffen? Man könnte zunächst mit größerer Leichtigkeit den esoterischen Geschmacksmenschen, den Oscar Wilde und alle l'arts pour l'art aus diesen Deduktionen gewinnen, als Beethoven und Bismarck. Aber das Ästhetische, auch im allerweitesten Sinne genommen, auch als Urkraft der Welt zugestanden und Freude alles Lebens, bleibt individuell. Es ist nicht die Regel des Lebens, sondern sein Genuß und selbst Genuß der Regel, es ist nicht die erhaltende Kraft, sondern eben sogar die schaffende, die aus Eigenliebe zerstört und überwindet. Es ist durchaus unvolksmäßig. Schiller verstand viel zu viel von der leibhaftigen Kunst, um sie zu einer erzieherischen Grundlage machen zu können. Als er nach der Aufführung des Wallenstein schrieb, daß die Menge sich nur an den Stoff hielt, aber die dichterische Seele nur für die ist, die eine Seele fassen können, hätte er aufwachen können.

Und wieder kommt der Gedanke: machen wir ein System und eine Religion aus dem, woran wir zweifeln, weil wir zweifeln? Es ist an das Wort zu erinnern, das er 1789 von Goethe sagte: „Goethe ist noch gegen keinen Menschen, soviel ich weiß, sehe und gehört habe, zur Ergießung gekommen — er hat sich durch seinen Geist und tausend Verbindlichkeiten Freunde, Verehrer und Vergötterung erworben, aber sich selbst hat er immer behalten, sich selbst hat er nie gegeben. Ich fürchte, er hat sich aus dem höchsten Genuß der Eigenliebe ein Ideal von Glück geschaffen, bei dem er nicht glücklich ist.“ O. B.



Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin W 35.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.



